



Eiji Yoshikawa

Musashi

Roman

Die Schlacht von Sekigahara, jene entscheidende Begegnung, mit der James Clavells großer Japan-Roman »Shogun« ausklingt, stellt den Auftakt zu Yoshikawas gewaltigem Romanwerk »Musashi« dar. Auf dem von Leichen übersäten Schlachtfeld bringen sich zwei jugendliche Kämpfer kriechend in Sicherheit; ihr Traum von einem glorreichen Aufstieg zum Samurai hat seine erste Trübung erfahren. Dennoch wird der eine den entsagungsvollen »Weg des Schwertes« beschreiten, an dessen Ende nicht nur der perfekte Kämpfer, sondern auch die vollendete Persönlichkeit steht, während der andere auf den Pfad weltlicher Freuden gerät und der Mittelmäßigkeit nicht mehr entrinnt.

Der Lebensweg Musashis und Matahachis, dieses ungleichen Paares, hat viele abenteuerliche Stationen, Frauen und Freunde, kluge Ratgeber, vor allem aber gefährliche Gegner und erbitterte Feinde prägen ihre Entwicklung und werden ihnen zum Schicksal. Musashi, der im 17. Jahrhundert tatsächlich gelebt hat und der größte Samurai seiner Zeit war, verkörpert wie kein anderer die ausgeglichene Kombination aus kämpferischem Können, Selbstdisziplin und ästhetischem Feingefühl.

**Scan: Kaahaari
K&L: Yfffi
Januar 2003**

Die Übersetzung erfolgte aus dem Englischen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek Yoshikawa, Eiji:

Musashi / Roman / Eiji Yoshikawa.

Deutsch von Werner Peterich.

[Die Übers. erfolgte aus d. Engl.]

1. bis 100. Tsd. – München : Droemer Knaur, 1984.

Einheitssacht.: Miyamoto Musashi (dt.)

ISBN 3-426-19109-1

1. bis 100. Tausend

© Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.,

München 1984 Titel der Originalausgabe »Musashi«

© by Fumiko Yoshikawa

English translation Copyright

© 1981 by Kodansha International Ltd.

Umschlaggestaltung: Rotraut Susanne Berner

Satz: acomp, Wemding

Druck und Einband: May + Co., Darmstadt

Printed in Germany 23084

ISBN 3-426-19109-1

Hauptpersonen des Romans	7
Buch I Erde.....	8
Das Glöckchen	9
Der Kamm.....	21
Das Blumenfest	51
Der Zorn einer Witwe	67
Die Kunst des Krieges	89
Die alte Zeder	125
Der Fels und der Baum	146
Die Geburt Musashis.....	172
Buch II Wasser	192
Die Yoshioka-Schwertschule	193
Das Glücksrad	219
Zusammenstoß und Rückzug	232
Der Wasserkobold.....	244
Eine Frühlingsbrise	262
Der Hōzōin	279
Auf der Hannya-Ebene.....	310
Das Lehen KoYagyū.....	328
Die Päonie	337
Jōtarōs Rache	362
Die Nachtigallen	385
Buch III Okō.....	405
Sasaki Kojirō.....	406
Begegnung in Osaka	432
Der schöne junge Mann	465
Die Muschel des Vergessens.....	484
Ein Held geht von hinnen.....	498
Die Trockenstange	511
Der Adlerberg	524

Eine Blüte im Rauhref	546
Das Windrad	562
Das fliegende Pferd	580
Der Schmetterling im Winter	603
Die Ankündigung	623
Die große Brücke an der Gojō-Allee	648
 Buch IV Wind	 670
Das verdorrte Feld	671
Ein vielseitiger Mann	686
Ein Kojirō zuviel	703
Der jüngere Bruder	729
Die Liebe einer Mutter	745
Künstler und Mann von Welt	776
Spuren im Schnee	796
Die elegante Welt	814
Die zerbrochene Laute	829
Eine Krankheit des Herzens	840
Der Duft von Aloeholz	848
Das Tor	859
Ein Trinkspruch auf die Zukunft	874
Die Todesfalle	882
Begegnung im Mondschein	891
Eine verirrte Hindin	912
Die Schirmtanne	919
Eine Opfergabe für die Toten	938
Der Milchkrug	951
Verschlungene Zweige	970
Der männliche und der weibliche Wasserfall	985
 Buch V Himmel	 993
Die Entführung	994
Der Krieger von Kiso	1000
Giftzähne	1011

Eine mütterliche Warnung	1017
Die Entscheidung einer Nacht.....	1036
Ein Geldgeschenk	1046
Ein reinigendes Feuer.....	1060
Das Spiel mit dem Feuer.....	1069
Eine Grille im Gras	1086
Die Pioniere von Edo	1094
Ein Blutbad am Fluß	1104
Hobelspäne.....	1115
Die Eule.....	1127
Ein ungewöhnliches Nachtmahl.....	1140
Der Lehrer und sein Schüler	1150
Bergteufel.....	1166
Erste Aussaat.....	1185
Die Fliegen.....	1192
Der Seelenschleifer	1207
Der Zauberfuchs.....	1218
Ein dringender Brief.....	1230
Wahre Kindesliebe.....	1240
Der rote Frühlingsregen	1250
Ein uralter Holzklotz.....	1261
Der verlassene Prophet.....	1269
Das Stadtgespräch.....	1276

Buch VI Sonne und Mond.....	1285
Männergespräche	1286
Summende Insekten	1292
Der Adler.....	1303
Grüne Lotuspflaumen	1313
Augenpaare	1322
Der Rat der Weisen.....	1332
Unter dem Kampfbaum.....	1345
Tadaakis Wahn.....	1354
Der tiefere Sinn	1373

Zwei Trommelschlegel	1380
Der Gehilfe des Dämons	1387
Kampf der Schüler	1403
Der Granatapfel.....	1425
Land der Träume.....	1429
Die Herausforderung.....	1446
Das Tor zum Ruhm.....	1457
Der Klang des Himmels.....	1468
 Buch VII Das vollkommene Licht	 1475
Der Ochse auf der Flucht	1476
Hanfsaat	1489
Straßenkehrer und Hausierer.....	1508
Birnenblüte.....	1523
Der Hafen.....	1536
Ein Schreiblehrer.....	1553
Der Kreis.....	1574
Shikama-Blau.....	1581
Kannons Barmherzigkeit.....	1599
Gezeiten des Lebens.....	1609
Ein Schiff am Abend.....	1619
Der Falke und die Frau.....	1628
Vor dem dreizehnten Tag.....	1637
Im Morgengrauen.....	1646
Hochzeit	1663
Die Seele der Tiefe.....	1679
Nachwort von Edwin O. Reischauer.....	1693

Hauptpersonen des Romans

Miyamoto Musashi in seiner Jugend Takezō genannt, Sohn des Shimmen Munisai

Matahachi Sohn Osugis, Freund Musashis

Osugi Matahachis Mutter aus der Familie Hon'iden

Otsū im Tempel aufgewachsenes Waisenmädchen, Verlobte Matahachis

Okō Witwe, Geliebte Matahachis

Akemi Tochter Okōs, liebt Musashi

Sasaki Kojirō auch Ganryū genannt, ein vielversprechender Schwertkämpfer, Rivale Musashis

Takuan zen-buddhistischer Wandermönch, Freund hochgestellter Persönlichkeiten

Jōtarō erster Schüler Musashis, langjähriger Begleiter Otsūs

Yoshioka angesehene Schwertlehrer-Familie in Kyoto mit dem Gründer Kempō, dessen Söhnen Seijūrō und Denshichirō sowie dem Erben Genjirō

Obata Schwertschule in Edo mit dem Gründer Kagenori Obata, seinem Sohn Yōgorō und Hōjō Shinzō

Iori Sannosuke Samurai-Enkel, zweiter Schüler Musashis

Tokugawa Ieyasu Daimyō von Edo, Sieger der Schlacht von Sekigahara, Shōgun ab 1603

Tokugawa Hidetada Sohn und Nachfolger Ieyasus, Shōgun ab 1605

Toyotomi Hideyoshi der Reichseiniger, Nachfolger von General Oda Nobunaga

Toyotomi Hideyori Sohn Hideyoshis, seit der Schlacht von Sekigahara Rivale der Tokugawa

Buch I

Erde

Das Glöckchen

Takezō lag unter den Toten. Unter Tausenden von Toten. Die ganze Welt ist wahnsinnig geworden, ging es ihm unbestimmt durch den Kopf. Als wäre der Mensch ein welkes Blatt, das vom Herbstwind dahingetrieben wird.

Auch er sah aus wie einer der leblosen Gefallenen um ihn herum. Er versuchte, den Kopf zu heben, gab jedoch schon wenige Fingerbreit über dem Boden auf. Nie war er sich so schwach vorgekommen. Wie lange liege ich jetzt schon hier, fragte er sich.

Fliegen summten um seinen Kopf. Er wollte sie verscheuchen, brachte jedoch nicht einmal die Kraft auf, den Arm zu heben. Der war steif und wie zerschlagen, genauso wie sein ganzer Körper. Ich muß eine ganze Weile bewußtlos gewesen sein, dachte er und bewegte einen Finger nach dem anderen. Er ahnte dunkel, daß er verwundet war. Zwei Kugeln steckten in seinem Oberschenkel.

Tiefhängende, dunkle Wolken schoben sich unheilverheißend ineinander. Während der vergangenen Nacht, irgendwann zwischen Mitternacht und Morgengrauen, hatte ein alle Sicht auslöschender Regen die Ebene von Sekigahara aufgeweicht. Jetzt war es Nachmittag, und man schrieb den fünfzehnten Tag des neunten Monats im Jahre sechzehnhundert. Obwohl der Wirbelsturm vorübergezogen war, prasselten immer wieder neue Regenschauer auf die Leichen und auf Takezōs gen Himmel gerichtetes Gesicht. Jedesmal, wenn es wieder losging, sperrte er, um etwas von den Tropfen abzubekommen, den Mund weit auf wie ein Fisch, der nach Luft schnappt. Das ist wie das Wasser, mit dem man einem Sterbenden die Lippen benetzt, überlegte er und genoß jedes bißchen von dem köstlichen Naß. Er war wie benommen, und seine Gedanken glichen den huschenden Schatten im Delirium. Seine Seite hatte verloren; so viel immerhin war ihm

klar. Kobayakawa Hideaki, dem Vernehmen nach ein Verbündeter, hatte insgeheim auf seiten der Ost-Armee gestanden; als er bei Morgengrauen plötzlich gegen Ishida Mitsunaris Truppen vorging, wendete sich das Kriegsglück. Nachdem er dann auch noch die Armeen der anderen Befehlshaber – Ukita, Shimazu und Konishi – angriff, war die Niederlage der West-Armee besiegelt. Die Kämpfe hatten noch nicht einmal einen halben Tag gedauert, und schon war die Frage, wer fürderhin das Land regieren würde, entschieden: Tokugawa Ieyasu, der mächtige Daimyō von Edo.

Bilder seiner Schwester und der alten Dorfbewohner zogen vor Takezōs innerem Auge vorüber. Ich sterbe, dachte er ohne auch nur einen Anflug von Traurigkeit. So also geht das wirklich? Er fühlte sich vom Frieden des Todes gebannt angezogen wie ein Kind von einer Flamme. Plötzlich hob eine der Leichen in seiner Nähe den Kopf. »Takezō?« Die Bilderflut vor seinem inneren Auge riß ab. Wie von den Toten erweckt, drehte er den Kopf. Die Stimme, davon war er überzeugt, gehörte seinem besten Freund. Mit aller Kraft stemmte er sich ein wenig in die Höhe, und er brachte ein Flüstern hervor, das in dem prasselnden Regen kaum zu hören war. »Matahachi, bist du's?« Dann fiel er wieder auf die Erde, lag still da und lauschte.

»Takezō! Lebst du wirklich?«

»Ja, ich lebe!« schrie er plötzlich in einem Ausbruch freudiger Erregtheit. »Und du? Paß auf, daß auch du nicht stirbst. Untersteh dich!« Die Augen hatte er jetzt weit aufgerissen, und ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen.

»Nein, ganz gewiß nicht. Da kennst du mich schlecht!« Nach Atem ringend, sich auf den Ellbogen vorwärts schleppend und die Beine steif hinter sich herschleifend, kroch Matahachi Handbreit um Handbreit auf seinen Freund zu. Er wollte Takezōs Hand packen, bekam aber nur dessen kleinen Finger

zu fassen, eine Geste, mit der sie als Jungen oft Versprechen besiegelt hatten. Er kam näher und ergriff die ganze Hand.

»Ich kann es kaum glauben, daß auch du davongekommen bist. Wir müssen die beiden einzigen Überlebenden sein.«

»Freu dich nicht zu früh! Ich hab' bis jetzt noch nicht versucht aufzustehen.«

»Ich helfe dir. Laß uns machen, daß wir hier rauskommen!« Plötzlich riß Takezō Matahachi zurück auf den Boden und knurrte: »Stell dich tot! Es kommt noch schlimmer.«

Die Erde fing an zu dröhnen wie ein riesiger Kessel. Unter den Armen hervorspähend, sahen sie, wie ein Wirbelsturm immer näher heranrückte. Als Einzelheiten zu erkennen waren, kamen ganze Reihen glänzendschwarzer Reiter geradewegs auf sie zugesprengt.

»Diese Hunde! Sie sind wieder da!« entfuhr es Matahachi, der ein Knie beugte, als wolle er losspringen. Takezō packte ihn am Knöchel und hätte diesen fast gebrochen, so stark riß er Matahachi zurück.

Gleich darauf flogen die Pferde an ihnen vorüber – Hunderte von schlammbedeckten, todbringenden Hufen, die in Formation an ihnen vorübergaloppierten und rücksichtslos über die gefallenen Samurai hinwegpreschten. Schlachtrufe auf den Lippen, mit knarrender Rüstung und klirrenden Waffen sprengten mehr und immer mehr Berittene auf sie zu. Mit geschlossenen Augen lag Matahachi auf dem Bauch und hoffte wider alle Hoffnung, sie würden verschont bleiben; Takezō hingegen starrte offenen Auges und unerschrocken in die Höhe. Die Pferde kamen so nahe vorüber, daß sie ihren Schweiß rochen. Dann war es vorbei.

Wunderbarerweise war ihnen nichts geschehen, und man hatte sie nicht entdeckt; mehrere Minuten hindurch verharrten die beiden in fassungslosem Schweigen.

»Wieder gerettet!« rief Takezō und streckte Matahachi die

Hand hin. Sich immer noch an den Boden drückend, drehte Matahachi langsam den Kopf und ließ ein breites, zagzitterndes Grinsen erkennen. »Irgend jemand muß auf unserer Seite sein, sonst kann das gar nicht angehen«, sagte er mit belegter Stimme.

Unter großen Mühen halfen die beiden Freunde einander auf. Langsam schafften sie humpelnd und den Arm dem anderen um die Schulter gelegt den Weg übers Schlachtfeld. In der Sicherheit der bewaldeten Hügel brachen sie zusammen, doch nachdem sie sich eine Weile ausgeruht hatten, machten sie sich auf die Suche nach etwas Eßbarem. Zwei Tage lang ernährten sie sich in den verschlammten Senken des Ibuki-Berges von wilden Kastanien und Kräutern. Das bewahrte sie zwar vor dem Verhungern, doch Takezōs Magen verkrampfte sich vom Darben, und Matahachi quälten die Eingeweide. Nichts machte ihn satt, nichts stillte seinen Durst, und doch spürte auch er nach und nach, wie seine Kräfte wiederkehrten.

Der Sturm am fünfzehnten hatte den Schlußpunkt der herbstlichen Wirbelstürme gebildet. Jetzt, nur zwei Nächte später, funkelte ein kalter weißer Mond grimmig vom wolkenlosen Himmel herab.

Die Freunde waren sich darüber im klaren, wie gefährlich es sei, im gleißenden Mondlicht unterwegs zu sein; ihre schattenhaften Umrisse boten jeder Patrouille, die unterwegs war, versprengte Samurai aufzugreifen, eine willkommene Zielscheibe. Den Entschluß, es dennoch zu wagen, hatte Takezō gefaßt. Da Matahachi so übel daran war, daß er erklärte, lieber wolle er in Gefangenschaft geraten als versuchen, sich zu Fuß weiter durchzuschlagen, mußten sie danach trachten, irgendwo eine Bleibe zu finden, um sich niederzulegen und zu ruhen. Langsam glaubten sie auf diese Weise in Richtung auf die kleine Stadt Tarui vorzurücken.

»Schaffst du's?« fragte Takezō immer wieder. Er hatte sich den Arm seines Freundes über die Schulter gelegt, um ihm

beim Gehen zu helfen. »Ist auch alles in Ordnung mit dir?« Matahachis keuchender Atem war es, der ihn beunruhigte. »Möchtest du, daß wir eine Rast einlegen?« »Alles in Ordnung.« Matahachi bemühte sich, sich seine Verzagtheit nicht anmerken zu lassen, doch sein Gesicht war bleicher als der Mond über ihnen. Selbst wenn er seine Lanze als Krückstock benutzte, schaffte er es kaum, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Zerknirscht entschuldigte er sich immer und immer wieder. »Tut mir leid, Takezō. Ich weiß, ich bin schuld daran, daß wir nicht schneller vorankommen. Es tut mir wirklich leid.«

Die ersten Male hatte Takezō das einfach mit einem »Schon gut!« beiseite gefegt. Als sie schließlich doch haltmachten, um sich auszuruhen, wandte er sich an seinen Freund und platzte heraus: »Schau! Ich bin es, der um Verzeihung bitten müßte, denn schließlich war ich es, der dir all dies eingebrockt hat, oder? Weißt du nicht mehr, wie ich dich in meinen Plan eingeweiht habe, endlich etwas zu unternehmen, was Eindruck auf meinen Vater gemacht hätte? Ich habe mich nie damit abfinden können, daß er bis zum letzten Atemzug überzeugt war, aus mir würde nie was Rechtes werden. Und nun wollte ich es ihm beweisen. Ha!«

Takezōs Vater, Munisai, hatte einst unter Fürst Shimmen von Iga gedient. Als Takezō hörte, daß Ishida Mitsunari eine Armee aufstellte, war er überzeugt, endlich sei die Chance seines Lebens gekommen. Sein Vater war Samurai gewesen. War es da nicht selbstverständlich, daß auch aus ihm ein Samurai wurde? Alles in ihm verlangte schmerzlich danach, endlich in die Schlacht zu ziehen, seinen Mut zu beweisen und dafür zu sorgen, daß sich die Nachricht, er habe einem feindlichen General den Kopf abgeschlagen, mit Windeseile in seinem Heimatort verbreitete. Verzweifelt hatte er gewünscht, beweisen zu können, daß er jemand sei, mit dem man zu rechnen und dem man Achtung entgegenzubringen habe, und

daß er nicht nur ein Tunichtgut war, dem man nichts weiter zutraute, als Scherereien zu machen und Unruhe im Dorf zu stiften.

An all dies erinnerte Takezō Matahachi, und der Freund nickte. »Ich weiß, ich weiß. Aber mir war genauso zumute. Es ist nicht nur dir so ergangen.« Takezō fuhr fort: »Ich wollte, daß du mitkommst, denn schließlich haben wir immer alles gemeinsam gemacht. Aber hat deine Mutter sich nicht furchtbar aufgeführt? Herumgezertert hat sie und jedem, der es hören wollte, erzählt, ich sei verrückt und taue nichts. Und haben nicht deine Verlobte, Otsū, meine Schwester und alle Welt geheult und gesagt, Dorfjungen sollten im Dorf bleiben? Ach, vielleicht haben sie ihre Gründe gehabt. Wir sind beide die einzigen Söhne, und wenn wir umgekommen wären, wäre niemand dagewesen, den Familiennamen weiterzugeben. Aber wen kümmert's? Das war doch kein Leben!«

Sie hatten das Dorf in aller Heimlichkeit verlassen und waren überzeugt gewesen, zwischen ihnen und dem Kriegersturm liege nun kein Hindernis mehr. Als sie jedoch im Lager der Shimmen-Armee angelangt waren, hatten sie sich plötzlich den Realitäten des Krieges gegenübergesehen. Man hatte ihnen rundheraus gesagt, sie würden nicht zu Samurai ausgebildet werden, weder über Nacht noch in ein paar Wochen, gleichgültig, wer oder was ihr Vater gewesen sei. In den Augen Ishidas und der anderen Generale waren Takezō und Matahachi nichts weiter als ein paar Bauernlummel gewesen, kaum mehr als Kinder, denen zufällig ein paar Lanzen in die Hände geraten waren. Das Äußerste, was man ihnen schließlich zugestanden hatte, war, daß sie als gemeine Fußsoldaten bleiben durften. Ihre verantwortungsvolle Aufgabe – falls man von einer solchen reden will – hatte darin bestanden, Waffen, Reiskessel und anderes Gerät zu tragen, Gras zu schneiden, beim Straßenbau zu helfen und gelegentlich als Kundschafter auszuschwärmen. »Samurai, ha!« sagte

Takezō. »So ein Witz! Den Kopf eines Generals! Ich bin ja nicht mal in die Nähe eines feindlichen Samurai geraten, von einem General ganz zu schweigen. Nun – jedenfalls ist jetzt alles vorbei. Was sollen wir nun anfangen? Ich kann dich hier doch nicht allein zurücklassen. Täte ich das, könnte ich deiner Mutter oder Otsū nie wieder unter die Augen treten.«

»Takezō, ich gebe dir doch nicht die Schuld für die Klemme, in der wir stecken. Falls jemand schuld daran hat, dann ist es dieser doppelzüngige Kobayakawa. Meine Güte, würde ich dem gern an die Gurgel gehen! Umbringen könnte ich diesen Hurensohn!«

Wenige Stunden darauf standen sie am Rand einer kleinen Ebene und spähten über ein Schilfmeer hinweg, das der Sturm gebrochen und geknickt hatte. Weit und breit kein Haus und kein Licht.

Auch hier sahen sie viele Leichen, die so dalagen, wie sie gefallen waren. Der Kopf der einen ruhte in hohem Gras, eine andere lag in einem kleinen Wasserlauf auf dem Rücken, wieder eine andere steckte mit grotesk verzerrten Gliedern unter einem Pferdekadaver. Der Regen hatte das Blut fortgespült, und im Mondlicht erinnerte das tote Fleisch an Fischschuppen. Rings um sie ertönte das herbstlich traurige Gezirp der Grillen.

Ein Tränenstrom bahnte sich auf Matahachis schmutzigem Gesicht eine weiße Spur. Der Seufzer eines Schwerkranken entrang sich seiner Brust. »Takezō, wenn ich sterbe, wirst du dich dann um Otsū kümmern?« »Wovon redest du?« »Ich hab' das Gefühl, ich muß sterben.«

Bissig versetzte Takezō: »Nun, wenn dir so zumute ist, wirst du vermutlich auch sterben.« Er ärgerte sich und wünschte, sein Freund hätte mehr Mumm in den Knochen, damit er zur Abwechslung einmal auch ihm eine Stütze wäre, wenn schon nicht körperlich, dann zumindest seelisch. »Komm, Matahachi,

heul doch nicht wie ein kleines Kind!«

»Meine Mutter hat ja Leute, die sich um sie kümmern, aber Otsū steht ganz allein da wie immer. Sie tut mir so leid, Takezō. Versprich mir, daß du dich um sie kümmerst, wenn ich nicht mehr bin.«

»Nun reiß dich mal zusammen! Man stirbt nicht an Bauchgrimmen. Früher oder später werden wir ein Haus finden, und dann stecke ich dich ins Bett und hole dir Medizin. Und jetzt hör auf mit diesem Geflenne – von wegen sterben müssen!«

Bald darauf gelangten sie an einen Ort, wo die Leichen so hoch lagen, daß es aussah, als wäre ein ganzes Regiment niedergemäht worden. Inzwischen hatten sie sich innerlich gegen den Anblick der Toten gewappnet. Gleichgültig nahmen ihre glasigen Augen das Bild des Grauens wahr; schließlich legten sie wieder eine Rast ein.

Während sie Atem schöpften, hörten sie, wie sich unter den Leichen etwas bewegte. Voller Furcht schreckten sie zurück, und sie duckten sich instinktiv; dabei waren ihre Augen weit aufgerissen und alle ihre Sinne hellwach. Die Gestalt machte einen raschen Satz wie ein aufgescheuchtes Kaninchen.

Als sie sie genauer ausmachen konnten, sahen sie jedoch, daß sie dicht am Boden hockte. Da sie zunächst an einen versprengten Samurai dachten, stellten sie sich innerlich auf eine gefährliche Begegnung ein, doch stellte sich zu ihrer Verwunderung heraus, daß es sich nicht um einen grimmigen Kriegermann handelte, sondern um ein junges Mädchen. Es schien dreizehn oder vierzehn Jahre alt zu sein und trug einen Kimono mit gebauschten Ärmeln. Der schmale Obi, den es um die Taille trug, war zwar stellenweise geflickt, doch aus Goldbrokat; hier unter all den Leichen bot die Kleine wahrhaftig einen seltsamen Anblick. Sie schaute herüber und starrte sie aus wissenden Katzenaugen argwöhnisch an.

Takezō und Matahachi fragten sich beide das gleiche: Was um alles auf der Welt hatte ein junges Mädchen mitten in der Nacht auf einer von Geistern heimgesuchten, leichenbedeckten Walstatt zu suchen? Eine Weile starrten beide sie nur an. Dann sagte Takezō: »Wer seid Ihr?« Sie blinzelte ein paarmal, richtete sich dann auf und schoß davon. »Halt!« rief Takezō. »Ich möchte Euch ja bloß etwas fragen. Lauft nicht fort!«

Sie aber blieb verschwunden wie ein Blitz in der Nacht. Nur das Gebimmeln eines kleinen Glöckchens wurde in der unheimlichen Finsternis immer leiser.

»Ob das ein Geist war?« überlegte Takezō laut und starrte vergeblich in den feinen Dunst.

Matahachi überlief ein Schauer, und er lachte verkrampft. »Wenn es in dieser Gegend Geister gibt, meine ich, müßten das doch welche von Kriegern sein, findest du nicht auch?«

»Hätten wir ihr doch bloß keine Angst eingejagt und sie nicht verscheucht!« sagte Takezō. »Es muß hier irgendwo in der Gegend ein Dorf geben. Sie hätte uns sagen können, wo.«

Sie mühten sich weiter und erklimmen den kleineren der beiden vor ihnen liegenden Hügel. In der Senke auf der anderen Seite lag das Moor, das sich vom Berge Fuwa aus gen Süden erstreckt. Und nur eine halbe Meile entfernt blinkte ein Licht.

Als sie sich dem Bauernhaus näherten, gewannen sie den Eindruck, daß es sich von den übrigen Bauernhäusern der Gegend unterschied. Zum einen war es von einer Lehmmauer umgeben, und zum anderen wies es ein Tor auf, das man prächtig nennen konnte, zumindest das, was von dem Tor noch übriggeblieben war, denn es war alt und hätte ausgebessert werden müssen.

Takezō trat an die Tür und pochte leise dagegen. »Ist jemand daheim?« Da niemand antwortete, versuchte er es noch einmal. »Tut mir leid«, rief er, »noch so spät zu stören, aber mein

Freund ist krank. Wir möchten keinerlei Umstände machen. Er muß sich nur etwas erholen.«

Sie hörten, wie innen geflüstert wurde; schließlich kamen Schritte näher. »Ihr seid versprengte Krieger von der Sekigahara-Ebene, nicht wahr?« Die Stimme gehörte einem jungen Mädchen.

»Ganz recht«, sagte Takezō. »Wir haben unter Fürst Shimmen von Iga gedient.«

»Geht fort! Wenn man Euch hier bei uns findet, sitzen wir böse in der Klemme.«

»Schaut, es tut uns leid, Euch so belästigen zu müssen, aber wir sind sehr lange marschiert. Mein Freund braucht etwas Ruhe, das ist alles, und ...« »Bitte, geht fort!«

»Na schön, wenn Ihr unbedingt wollt. Aber könntet Ihr meinem Freund nicht wenigstens irgendein Mittel geben? Sein Magen ist in einer so bösen Verfassung, daß es uns schwerfällt weiterzugehen.« »Hm, ich weiß nicht recht ...«

Nach einer Weile hörten sie wieder Schritte sowie ein leises Gebimmel, das im Haus verschwand und schwächer und schwächer wurde. Da erst bemerkten sie das Gesicht. Es war im Rahmen eines Seitenfensters zu sehen. Das Gesicht einer Frau, die sie die ganze Zeit über beobachtet hatte. »Akemi«, rief die Frau, »laß sie herein. Es sind nur Fußsoldaten. Die Tokugawa-Patrouillen werden keine Zeit an sie verschwenden.« Akemi öffnete die Tür, und die Frau, die sich als Okō vorstellte, kam und hörte sich Takezōs Geschichte an.

Sie einigten sich darauf, daß Takezō und Matahachi im Holzschuppen schlafen könnten. Damit seine Eingeweide sich beruhigten, bekam Matahachi zermahlene Holzkohle von einer Magnolie und dünnen Reisschleim mit Lauchringen. Er schlief die folgenden Tage fast ununterbrochen, während Takezō an seiner Seite wachte und seine von den Musketenkugeln gerissenen Oberschenkelwunden mit billigem Fusel

behandelte. Eines Abends, inzwischen war eine Woche vergangen, saßen Takezō und Matahachi beisammen und plauderten. »Sie müssen mit irgend etwas handeln«, sagte Takezō.

»Nichts ist mir gleichgültiger als das, was sie tun. Ich bin einfach froh, daß sie uns bei sich aufgenommen haben.«

Doch Takezōs Neugier war erwacht. »Die Mutter ist noch gar nicht so alt. Merkwürdig, daß die beiden hier einsam in den Bergen leben.« »Umm. Findest du nicht, das Mädchen sieht ein bißchen so aus wie Otsū?« »Sie hat was an sich, das mich an Otsū denken läßt, aber eigentlich meine ich, sie sehen sich nicht ähnlich. Sie sehen beide nett aus, das ist alles. Was, meinst du, hat sie wohl getan, als wir sie das erste Mal sahen und sie mitten in der Nacht unter all den Leichen herumkroch? Ihr schien das nicht das geringste auszumachen. Ha! Ich sehe sie noch vor mir. Ihr Gesicht sah dabei so gelassen und heiter aus wie das von den Puppen, die sie in Kyoto machen. Was für ein Bild!«

Matahachi gab ihm durch einen Wink zu verstehen, er solle still sein. »Bst! Ich höre ihr Glöckchen.« Als Akemi leicht gegen die Tür klopfte, klang es wie das Hämmern eines Buntspechts. »Matahachi, Takezō«, rief sie leise. »Ich bin's.«

Takezō stand auf und entriegelte die Tür. Akemi trat mit einem Tablett voll Medizin und Essen ein und fragte, wie es ihnen gehe. »Dank Euch und Eurer Mutter wesentlich besser.«

»Mutter läßt ausrichten, selbst wenn Ihr Euch besser fühlt – Ihr solltet nicht so laut reden oder nach draußen gehen.«

Takezō sprach für sie beide. »Es tut uns aufrichtig leid, daß wir Euch so viel Mühe machen.«

»Ach, das macht nichts. Ihr müßt nur vorsichtig sein. Ishida Mitsunari und ein paar von den anderen Generalen sind noch nicht gefangengenommen worden, und auf den Straßen wimmelt es von Tokugawa-Truppen.« »Wirklich?«

»Deshalb meint Mutter, auch wenn Ihr nur Fußsoldaten seid – falls es herauskommt, daß wir Euch versteckt halten, wird man uns festnehmen.« »Wir werden uns mucksmäuschenstill verhalten«, versprach Takezō. »Ich werde Matahachi sogar ein Tuch übers Gesicht legen, wenn er zu laut schnarcht.«

Lächelnd wandte Akemi sich zum Gehen und sagte: »Gute Nacht!« »Wartet!« sagte Matahachi. »Warum bleibt Ihr nicht noch ein bißchen und plaudert mit uns?« »Ich kann nicht.« »Warum nicht?« »Mutter wird böse.«

»Warum sich um sie kümmern? Wie alt seid Ihr?« »Sechzehn.«

»Klein für Euer Alter, nicht wahr?« »Danke, daß Ihr mir das sagt.« »Wo ist Euer Vater?« »Ich habe keinen mehr.« »Tut mir leid. Aber wovon lebt Ihr dann?« »Wir bereiten Moxa.«

»Die Medizin, die man auf seiner Haut verbrennt, um Schmerzen zu vertreiben?«

»Ja. Das Moxa, das in unserer Gegend hergestellt wird, ist berühmt. Im Frühling schneiden wir auf dem Ibuki Wermut. Im Sommer trocknen wir ihn, und im Herbst und im Winter bereiten wir Moxa daraus. Das verkaufen wir dann in Tarui. Die Leute kommen von überall her, bloß um Moxa zu kaufen.« »Ja, dazu braucht man wohl keinen Mann, um das zu machen.« »Nun, wenn das alles war, was Ihr wissen wolltet, dann gehe ich jetzt.« »Moment, ich habe noch eine Frage: Neulich nachts, an dem Abend, als wir hierherkamen, sahen wir draußen auf dem Schlachtfeld ein Mädchen, das genauso aussah wie Ihr. Das wart Ihr doch, oder?« Rasch drehte Akemi sich um und öffnete die Tür. »Was habt Ihr dort draußen gemacht?«

Sie schlug die Tür hinter sich zu, und als sie zurücklief zum Haus, bimmelte das kleine Glöckchen in einem merkwürdigen, ruckhaften Rhythmus.

Der Kamm

Takezō war mit seinen fünf Fuß und acht bis neun Zoll hochgewachsen für einen Mann seiner Zeit. Sein Körper entsprach dem eines edlen Pferdes: kräftig, geschmeidig und mit langen, sehnigen Gliedmaßen ausgestattet. Die Lippen waren tiefrot und voll, und seine dichten schwarzen Augenbrauen konnten nur deshalb nicht buschig genannt werden, weil sie so fein geschwungen waren. Da sie weit über die äußersten Winkel seiner Augen hinausstanden, trugen sie dazu bei, sein männliches Aussehen zu unterstreichen. Die Dorfbewohner nannten ihn »Kind eines fetten Jahres«, ein Ausdruck, der nur auf Kinder angewandt wurde, welche die übrigen überragten. Alles andere als eine Beleidigung, hob dieser Spitzname ihn aus der Schar der anderen Kinder heraus, was ihn in seiner Kindheit häufig in nicht geringe Verlegenheit gestürzt hatte.

Obwohl er nie auf Matahachi angewandt wurde, hätte dieser Ausdruck auch auf ihn gepaßt. Kleiner und untersetzter als Takezō, besaß er einen mächtigen Brustkorb und ein rundes Gesicht, was den Eindruck eines lustigen Burschen, wenn nicht gar eines ausgemachten Witzbolds hervorrief. Seine das ganze Gesicht beherrschenden, leicht vorquellenden Augen schossen beim Sprechen flink hin und her, und die meisten Anspielungen, die auf seine Kosten gemacht wurden, zielten auf seine Ähnlichkeit mit den Fröschen ab, die in den Sommernächten unermüdlich ihr Gequake ertönen ließen. Beide Jünglinge standen gerade auf der Höhe ihrer Wachstumsjahre und erholten sich infolgedessen rasch von den meisten Leiden. Als Takezōs Wunden vollständig verheilt waren, konnte Matahachi das Eingekerkertsein nicht mehr ertragen. Immer häufiger tigerte er in dem Holzschuppen auf und ab und beschwerte sich endlos über ihr Gefängnis. Mehr als einmal beging er den Fehler zu behaupten, er komme sich vor wie eine Grille in einem feuchten, dunklen Loch, womit er

sich Takezōs Entgegnung einhandelte, gerade in einer solchen Umgebung müßten sich Frösche wohl fühlen. Von einem bestimmten Augenblick an mußte Matahachi angefangen haben, verstohlene Blicke in das Wohnhaus zu werfen, denn eines Tages neigte er sich zu seinem Zellengenossen hinüber, als wolle er ihm eine erderschütternde Neuigkeit anvertrauen. »Jeden Abend«, flüsterte er mit ernster Miene, »legt die Witwe Puder auf und macht sich hübsch!«

Takezōs Gesicht wurde zu dem eines mädchenverabscheuenden Zwölfjährigen, der bei seinem dicksten Freund Verrat wittert – nämlich ein keimendes Interesse für »sie«. Matahachi war zu einem Abtrünnigen geworden, und der Blick, mit dem Takezō ihn bedachte, verriet unmißverständlich Abscheu. Matahachi ging nun häufiger ins Haus hinüber und saß mit Akemi und ihrer jugendlichen Mutter an der Feuerstelle. Nachdem er drei oder vier Tage lang mit ihnen geplaudert und gescherzt hatte, gehörte der lustige Gast gleichsam mit zur Familie. Nicht einmal abends kam er zurück in den Holzschuppen, und bei den seltenen Malen, da er es doch tat, roch er nach Sake, und er bemühte sich, Takezō in das Haus hinüberzulocken, indem er sich in den höchsten Tönen über das gute Leben nur wenige Schritte weiter erging. »Du bist verrückt!« erklärte Takezō dann wohl verzweifelt. »Du bringst es noch soweit, daß wir umgebracht oder zumindest aufgegriffen werden. Wir sind verloren, wir sind Versprengte. Will das eigentlich nicht in deinen Schädel hinein? Wir müssen stillhalten und uns vorsehen, bis sich der Aufruhr gelegt hat.«

Bald wurde er es leid, seinem vergnügungssüchtigen Freund Vernunft zu predigen, gab sich kurz angebunden und fuhr ihm über den Mund: »Ich mag keinen Sake«, oder manchmal: »Mir gefällt es hier. Es ist gemütlich.« Aber auch Takezō bekam nachgerade Platzangst. Er langweilte sich über alle Maßen und ließ bald durchblicken, daß er anfang, schwach zu werden. »Ist

sie wirklich ungefährlich?« pflegte er zu fragen. »Diese Gegend, meine ich? Nichts von Patrouillen zu sehen? Bist du ganz sicher?« Nachdem er sich zwanzig Tage lang im Holzschuppen vergraben hatte, tauchte er schließlich wie ein halbverhungelter Kriegsgefangener im Freien auf. Seine Haut war durchscheinend und wächsern wie die eines Toten, was um so auffälliger war, als er neben seinem von der Sonne gebräunten und von Sake geröteten Freund stand. Er verengte die Augen, blickte zum klaren, blauen Himmel auf, reckte die Arme und gähnte ausgiebig. Erst als er seinen weit aufgerissenen Mund endlich schloß, fiel einem auf, daß seine Stirn die ganze Zeit über in Falten lag. Sein Gesicht verriet Besorgnis. »Matahachi«, sagte er mit ernster Miene, »wir drängen uns diesen Leuten auf. Sie nehmen ein großes Risiko auf sich, indem sie uns hier wohnen lassen. Ich finde, wir sollten uns aufmachen und nach Hause zurückkehren.« »Da hast du wohl recht«, sagte Matahachi. »Nur lassen sie niemand unüberprüft durch die Straßensperren. Und nach dem, was die Witwe erzählt, sind sowohl die Straße nach Kyoto als auch die nach Ise unpassierbar. Sie sagt, wir sollen bleiben, bis der Schnee kommt. Das Mädchen sagt das gleiche. Sie meint, daß wir uns auch weiterhin versteckt halten sollen. Und du weißt ja, daß sie jeden Tag draußen ist und viel herumkommt.« »Und das nennst du, sich versteckt halten: am Feuer sitzen und bechern?« »Klar. Weißt du, was ich getan habe? Neulich sind welche von Tokugawas Leuten – sie suchen immer noch nach General Ukita – gekommen und haben hier herumgeschnüffelt. Ich bin die Kerle dadurch wieder losgeworden, daß ich einfach rausgegangen bin und sie begrüßt habe.« Als Takezōs Augen sich ungläubig weiteten, lachte Matahachi aus vollem Hals. Nachdem sein Gelächter verklungen war, fuhr er fort: »Draußen im Freien ist es sicherer, als wenn du dich im Holzschuppen auf den Boden drückst, auf Schritte horchst und dabei wahnsinnig wirst. Das hab' ich dir damit sagen wollen.«

Matahachi krümmte sich nochmals vor Lachen, und Takezō zuckte mit den Achseln.

»Vielleicht hast du recht. Vielleicht ist das die beste Art und Weise, damit fertig zu werden.«

Er hatte immer noch seine Vorbehalte, doch nach diesem Gespräch zog er ins Wohngebäude. Okō, die offensichtlich gern Leute, genauer gesagt: Männer, um sich hatte, sorgte dafür, daß sie sich wie zu Hause fühlten. Nur gelegentlich versetzte sie ihnen einen gehörigen Schrecken, wenn sie vorschlug, der eine oder der andere solle Akemi heiraten. Das schien Matahachi mehr zu beunruhigen als Takezō, der über solche Bemerkungen einfach hinwegging oder eine scherzhafte Bemerkung dazu machte.

Es war die Zeit für die saftigen und wohlduftenden Matsutake, die am Fuß von Kiefern wuchsen, und Takezō war sogar so unbekümmert, daß er auf dem bewaldeten Berghang gleich hinter dem Haus die großen Pilze sammeln ging. Den Korb in der Hand, suchte Akemi den Boden um einen Stamm nach dem anderen ab, und jedesmal, wenn sie welche fand, hallte ihre unschuldige Stimme durch den Wald. »Takezō, hier! Massenweise!«

Da er immer ganz in ihrer Nähe suchte, erwiderte er unweigerlich jedesmal mit einem: »Hier bei mir auch.«

Dünn gebündelt, fielen die Strahlen der Herbstsonne schräg durch die Kiefernzweige. Der Teppich von Kiefernadeln im kühlen Schutz der Bäume war von einem sanften, bräunlichen Rosa. Wurde es ihnen langweilig, forderte Akemi ihn heraus, indem sie kichernd rief: »Komm, laßt sehen, wer die meisten hat.«

»Ich natürlich«, erwiderte er jedesmal selbstgefällig, woraufhin sie den Inhalt seines Korbs inspizierte.

Auch heute war es nicht anders. »Ha, ha! Ich hab's gewußt!« rief sie. Unbeschwert und triumphierend, wie nur Mädchen

sein können, die noch so jung sind, ohne die geringste Verlegenheit oder aufgesetzte Sprödigkeit, beugte sie sich über seinen Korb. »Da sind ja eine Menge giftige darunter!« Einen nach dem anderen las sie die ungenießbaren Pilze aus. Sie zählte dabei nicht gerade laut, doch ihre Bewegungen waren so bewußt und so langsam, daß Takezō sie nicht übersehen konnte, selbst wenn er die Augen zugemacht hätte. Sie warf jeden so weit fort, wie sie konnte, und als sie fertig war, blickte sie auf, und ihr Gesicht strahlte vor Selbstzufriedenheit. »Und jetzt schaut, wieviel mehr ich habe als Ihr!« »Es wird spät«, brummte Takezō. »Laßt uns heimgehen.« »Ihr seid böse, weil Ihr verloren habt, nicht wahr?«

Einem Fasan gleich, schoß sie den Hang hinunter, doch dann, unversehens, blieb sie stehen, und ein erschrockener Ausdruck verdunkelte ihr Gesicht.

Quer durch den Wald und halb den Hang herunter kam ein Berg von einem Mann auf sie zu. Mit weit ausgreifenden, federnden Schritten näherte er sich, die Augen direkt auf das zerbrechliche junge Mädchen vor ihm gerichtet. Er machte einen erschreckend primitiven Eindruck. Alles an ihm roch nach dem Überlebenskampf; außerdem strahlte er etwas ausgesprochen Kriegerisches aus: Er hatte wilde buschige Augenbrauen, eine aufgeworfene Oberlippe; er trug ein schweres Schwert, ein Felleisen und hatte eine Tierhaut um sich gewickelt.

»Akemi!« rührte er, als er vor ihr stand. Ein breites Grinsen ließ eine Reihe gelber, schlechter Zähne sehen; Akemis Gesicht jedoch spiegelte nach wie vor nur Entsetzen.

»Ist deine prächtige Mama zu Hause?« erkundigte er sich übertrieben sarkastisch.

»Ja«, antwortete sie mit einem Piepsstimmchen.

»Dann richte ihr etwas aus, wenn du nach Hause kommst. Würdest du das für mich tun?« Seine Höflichkeit war Spott und

Hohn. »Ja.«

Sein Ton bekam etwas Bedrohliches. »Dann bestell ihr, sie irrt, wenn sie glaubt, mich hinters Licht führen und hinter meinem Rücken Geschäfte machen zu können. Sag ihr, ich komme bald, mir meinen Anteil abzuholen. Hast du das verstanden?« Akemi schwieg.

»Vermutlich bildet sie sich ein, ich hätte keine Ahnung, aber der Kerl, an den sie die Sachen verkauft hat, ist gleich zu mir gelaufen gekommen. Ich wette, auch du bist auf der Sekigahara-Ebene gewesen, oder etwa nicht, meine Kleine?«

»Nein, bestimmt nicht«, verwahrte sie sich schwach.

»Nun, ist auch einerlei. Richtet ihr nur aus, was ich gesagt habe. Wenn sie noch mal versucht, mich zu hintergehen, vertreib' ich sie aus der Gegend.« Einen Moment funkelte er das Mädchen an, dann trollte er sich in Richtung des Moors.

Takezō riß sich vom Anblick des davongehenden Fremden los und sah besorgt Akemi an. »Wer um alles auf der Welt war denn das?« Mit immer noch zitternden Lippen antwortete Akemi matt: »Er heißt Tsujikaze. Er stammt aus dem Dorf Fuwa.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Er ist ein Räuber, nicht wahr?« »Ja.«

»Worüber hat er sich denn so aufgeregt?« Ohne zu antworten, stand sie da.

»Ich verrate es niemand«, versicherte er ihr. »Wollt Ihr es mir nicht sagen?« Akemi war offensichtlich höchst unbehaglich zumute, sie schien nach Worten zu suchen. Plötzlich lehnte sie sich an Takezōs Brust und bat eindringlich: »Versprecht, daß Ihr es niemand sagt!«

»Wem sollte ich es denn sagen? Den Samurai des Tokugawa?« »Erinnert Ihr Euch noch an die Nacht, da Ihr mich das erste Mal gesehen habt? Auf dem Schlachtfeld von Sekigahara?« »Selbstverständlich erinnere ich mich daran.«

»Nun, seid Ihr Euch inzwischen darüber klargeworden, was ich dort gemacht habe?«

»Nein. Darüber habe ich nie nachgedacht«, sagte er, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Nun, ich war stehlen!« Sie sah ihn an, versuchte herauszubekommen, wie er auf diese Eröffnung reagierte. »Ihr wart stehlen?«

»Nach den Kämpfen gehe ich aufs Schlachtfeld, um die Gefallenen auszurauben: Schwerter, Schwertscheiden und Stichblätter, Weihrauchbeutel – alles, was sich verkaufen läßt.« Wieder hielt sie nach Zeichen der Mißbilligung bei ihm Ausschau, doch sein Gesicht verriet keine. »Ich habe ja Angst dabei«, seufzte sie, um sich dann jedoch zu rechtfertigen und zu sagen: »Aber wir brauchen das Geld fürs Essen, und wenn ich sage, ich will nicht hingehen, wird Mutter fuchsteufelswild.«

Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel. Auf Akemis Vorschlag hin setzten sie sich ins Gras. Durch die Kiefern konnten sie hinabsehen auf das Haus im Moor.

Takezō nickte vor sich hin, gleichsam als werde er sich über etwas klar. Ein wenig später sagte er: »Die Geschichte vom Wermutpflücken in den Bergen und Moxaherstellen – das war alles gelogen?«

»Aber nein! Das machen wir auch! Aber Mutter hat so kostspielige Ansprüche. Von der Moxabereitung allein könnten wir niemals leben. Als mein Vater noch am Leben war, bewohnten wir das größte Haus im Dorf – ja, das größte in allen sieben Dörfern am Ibuki. Wir hatten viele Diener, und Mutter hatte immer wunderschöne Dinge um sich.« »War Euer Vater Kaufmann?«

»O nein, er war der Anführer der Strauchritter hier.« Stolz strahlte aus Akemis Augen. Es war offenkundig, daß sie Takezōs Reaktion nicht mehr fürchtete und jetzt ihren wahren

Gefühlen Ausdruck verlieh. Das Kinn vorgereckt und die kleinen Hände zur Faust geballt, sprach sie weiter. »Dieser Tsujikaze Temma – der Mann, dem wir gerade begegnet sind – hat ihn getötet. Zumindest behauptet das alle Welt.« »Soll das heißen, Euer Vater ist ermordet worden?«

Wortlos nickend, kamen ihr nun doch die Tränen, und Takezō spürte, wie sich tief in seinem Inneren etwas löste. Er hatte anfangs nicht viel für das Mädchen übrig gehabt. Wiewohl kleiner als die meisten Mädchen ihres Alters, redete sie im allgemeinen wie eine erwachsene Frau und die blitzschnellen Gesten, die sie ab und zu vollführte, mahnten einen, auf der Hut zu sein. Doch als ihr die Tränen von den langen Wimpern tropften, schmolz er plötzlich vor Mitleid dahin. Es verlangte ihn, sie in die Arme zu schließen und sie zu beschützen.

Gleichwohl, man konnte wahrlich nicht behaupten, daß dieses Mädchen das genossen hätte, was man eine anständige Erziehung nennt. Für sie schien fraglos festzustehen, daß es keinen nobleren Beruf als den ihres Vaters gab. Ihre Mutter hatte sie dazu gebracht, Leichen zu fleddern – nicht um den Hunger zu stillen, sondern um ein behagliches Leben zu führen. Dabei wäre so mancher in der Wolle gefärbte Dieb vor einer solchen Aufgabe zurückgeschreckt.

Im Laufe der viele Jahre dauernden inneren Kämpfe unter den Feudalherren war es so weit gekommen, daß sämtliche Tunichtgute im Lande, die sich nicht anders zu helfen wußten, ihren Lebensunterhalt auf diese Weise erwarben. Man erwartete das sogar mehr oder weniger von ihnen. Brach ein Krieg aus, vergewisserten sich die örtlichen Militärbefehlshaber ihrer Dienste und belohnten sie reich dafür, wenn sie Feuer an die Vorräte des Feindes legten, Gerüchte verbreiteten, Pferde aus Feindeslager stahlen und dergleichen mehr. Zumeist wurden ihre Dienste erkaufte, doch selbst wenn das nicht geschah, bot der Krieg eine Fülle von Gelegenheiten;

außer der Leichenfledderei, bei der es vornehmlich um Wertsachen ging, ergaunerten sie sich gelegentlich eine Belohnung, indem sie behaupteten, einen Samurai erschlagen zu haben, über dessen Kopf sie gestolpert waren und den sie bloß hatten aufzuheben brauchen. Eine größere Schlacht ermöglichte es diesen skrupellosen Langfingern, sechs Monate oder ein Jahr in Saus und Braus zu leben. In den turbulentesten Zeiten hatten sogar die gewöhnlichen Bauern und Waldarbeiter gelernt, von menschlichem Elend und Blutvergießen zu profitieren. Wurde um ihr Dorf herum gekämpft, hielt das diese schlichten Gemüter zwar von der Arbeit ab, doch hatten sie sich unbefangen der Lage angepaßt und gelernt, wie die Aasgeier über die Abfälle des Menschenlebens herzufallen. Da sie damit den professionellen Plünderern ins Gehege kamen, wachten diese eifersüchtig über ihr jeweiliges Revier. Es war ein ehernes Gesetz, daß kleine Gauner, Spitzbuben also, die mächtigeren Räubern ins Handwerk pfuschten, nicht ungestraft davorkamen. Wer es wagte, diesen Schurken ihre angemessenen Rechte streitig zu machen, mußte darauf gefaßt sein, das grausam zu büßen.

Akemi zitterte und sagte: »Was machen wir nur? Temmas Büttel sind schon auf dem Weg hierher. Das weiß ich einfach.«

»Keine Sorge«, beruhigte Takezō sie. »Sollten sie tatsächlich hier auftauchen, werde ich sie persönlich begrüßen.«

Als sie vom Berg zurückkamen, hatte sich die Dämmerung bereits übers Moor gelegt, und alles war still. Ein Rauchfaden vom Badefeuer im Haus kroch über eine Reihe hohen Röhrichts wie eine in der Luft schwebende und im Tanz sich wiegende Schlange. Okō, die ihr allabendliches Schminkritual beendet hatte, stand müßig an der Hintertür. Als sie ihre Tochter Seite an Seite mit Takezō daherkommen sah, rief sie: »Akemi, was machst du denn noch so spät da draußen?« Ihr Blick und ihre Stimme verrieten Strenge. Das Mädchen, das gedankenverloren dahingegangen war, blieb unvermittelt

stehen. Auf die Stimmungen ihrer Mutter reagierte sie empfindlicher denn auf alles andere in der Welt. Ihre Mutter hatte dieses Feingefühl gefördert und auch auszunutzen verstanden. Sie vermochte ihre Tochter durch einen Blick oder eine Geste wie eine Marionette zu gängeln. Akemi löste sich geschwind von Takezōs Seite, errötete merklich und lief ihm voran ins Haus.

Am folgenden Tag berichtete Akemi ihrer Mutter von Tsujikaze Temma, woraufhin Okō aus der Haut fuhr.

»Warum hast du mir das nicht sofort erzählt?« kreischte sie, fuhr einher wie von Sinnen, raufte sich das Haar, zerrte alle möglichen Gegenstände aus Truhen und Schränken und häufte alles in der Mitte des Raums auf. »Matahachi! Takezō! Helft mir! Wir müssen alles verstecken.« Matahachi schob ein Brett in der Decke beiseite, das Okō ihm bezeichnet hatte, und schwang sich hinauf. Viel Platz war nicht vorhanden zwischen Decke und Dachsparren, man konnte nur noch auf den Knien umherkriechen, doch reichte das für Okōs Zwecke wie höchstwahrscheinlich schon für die ihres verstorbenen Mannes. Takezō, der zwischen Mutter und Tochter auf einem Schemel stand, reichte Matahachi einen Gegenstand nach dem anderen hinauf. Hätte Takezō nicht am Vortag Akemis Geschichte zu hören bekommen, er hätte nicht fassen können, was für eine Fülle ganz unterschiedlicher Dinge er jetzt zu sehen bekam.

Takezō wußte, daß die beiden dieses Geschäft nun schon seit geraumer Zeit betrieben; dennoch war es unbegreiflich, wieviel sie zusammengerafft hatten. Da waren ein Dolch, eine Speerquaste, der Ärmel von einer Rüstung, ein Helm ohne Bekrönung, ein winziger tragbarer Altar, ein buddhistischer Rosenkranz, eine Bannerstange ... Sogar ein wundervoll geschnittener und reich mit Gold, Silber und Perlmutter verzierter Lacksattel war darunter. Matahachi machte ein verdutztes Gesicht, als er durch die Öffnung in der Decke herunterspähte. »Ist das alles?«

»Nein, da ist noch etwas«, sagte Okō und eilte davon. Gleich darauf war sie mit einem vier Fuß langen Eichenschwert wieder da. Schon stand Takezō im Begriff, es mit ausgestreckten Händen an Matahachi weiterzureichen, als das Gewicht, die Krümmung und die vollkommene Art, wie das Schwert in der Hand lag, ihn so beeindruckten, daß er es nicht loslassen wollte. Mit einem täppischen Grinsen auf dem Gesicht wandte er sich an Okō. »Meint Ihr, ich könnte dies haben?« bat er, und in seinen Augen zeigte sich eine neue Verletzlichkeit. Er blickte auf seine Füße, als wolle er sagen, er wisse, daß er nichts getan habe, das Schwert zu verdienen. »Möchtet Ihr es wirklich haben?« fragte sie, und etwas Weiches und Mütterliches klang in ihrer Stimme mit. »Ja ... ja ... ich möchte es wirklich.«

Obwohl sie mit keinem Wort sagte, er könne es bekommen, so lächelte sie doch und zeigte dabei ein Grübchen, worauf Takezō wußte, daß das Schwert ihm gehörte. Matahachi sprang von seinem Loch in der Decke herunter und platzte fast vor Neid. Die Art, wie er das Schwert befangerte, hatte etwas so Habgieriges, daß Okō lachen mußte.

»Sieh mal einer an, wie dieser kleine Mann schmollt, weil er kein Geschenk bekommen hat!« Mit einem hübschen, mit bunten Glasperlen bestickten Beutel versuchte sie, ihn zu beschwichtigen, doch schien Matahachi nicht sonderlich glücklich damit. Immer wieder wanderten seine Augen zu dem Schwert aus Schwarzeichenholz hinüber. Seine Gefühle waren verletzt, und der Lederbeutel tat wenig, etwas daran zu ändern.

Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte Okō es sich offensichtlich zur Gewohnheit gemacht, jeden Abend ein dampfend heißes Bad zu nehmen, Puder und Schminke aufzulegen und ein Schälchen Sake zu trinken, kurz, für ihre Toilette so viel Zeit aufzuwenden wie die höchstbezahlte Geisha. Derlei Luxus konnten gewöhnliche Sterbliche sich nicht leisten, doch sie bestand darauf und hatte sogar Akemi beigebracht, sich dieser

Gewohnheit anzuschließen, wiewohl das Mädchen das langweilig fand und den Grund dafür einfach nicht einsah. Aber Okō liebte nun einmal nicht nur das gute Leben, sie war auch entschlossen, ewig jung zu bleiben.

Als sie an diesem Abend um die in die Erde eingelassene Feuerstelle herum saßen, schenkte Okō Matahachi Sake ein, und sie bemühte sich, Takezō zu bewegen, auch davon zu trinken. Er lehnte ab, doch sie drückte ihm das Schälchen in die Hand, packte ihn beim Handgelenk und zwang ihn, es an die Lippen zu setzen.

»Von einem Mann erwartet man, daß er trinkfest ist«, schalt sie ihn. »Wenn Ihr es nicht allein schafft, werde ich Euch helfen.«

Matahachi starrte sie von Zeit zu Zeit voller Unbehagen an, woraufhin Okō, die das sehr wohl bemerkt hatte, sich noch vertraulicher mit Takezō beschäftigte. Mutwillig legte sie ihm die Hand aufs Knie und sumnte ein bekanntes Liebeslied.

Das wurde Matahachi zuviel. Er wandte sich plötzlich an Takezō und platzte heraus: »Wir sollten machen, daß wir bald weiterkommen!« Das zeitigte die erwünschte Wirkung. »Aber ... aber ... wohin wollt Ihr denn gehen?« stammelte Okō.

»Zurück nach Miyamoto, wo meine Mutter lebt und meine Verlobte.« Trotz aller Überraschung faßte Okō sich rasch wieder. Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern, ihr Lächeln gefror, und ihre Stimme wurde ätzend. »Nun, bitte, nehmt meine Entschuldigung dafür, Euch aufgehalten, Euch aufgenommen und ein Dach über dem Kopf gegeben zu haben. Wenn ein Mädchen auf Euch wartet, macht Ihr Euch besser auf den Heimweg. Nichts liegt mir ferner, als Euch festzuhalten.«

Seit Takezō Besitzer des Schwarzeichenschwerts geworden war, ging er nie ohne es aus. Allein der Umstand, das Schwert in der Hand zu halten, bereitete ihm ein unbeschreibliches Vergnügen. Oft packte er den Griff fest mit der Hand, oder er

ließ die stumpfe Seite über die Handfläche gleiten, nur um die vollendete Krümmung der Klinge zu spüren. Im Schlaf preßte er es an sich. Die kühle Berührung des Holzes an seiner Wange gemahnte ihn an den Dōjō, wo er sich winters im Schwertfechten geübt hatte. Dieses nahezu vollkommene Schwert – Kunstwerk und Werkzeug des Todes zugleich – erweckte seinen vom Vater ererbten Kampfgeist zu neuem Leben. Takezō hatte seine Mutter geliebt, doch diese hatte seinen Vater verlassen, war fortgezogen, als er noch klein gewesen war, und hatte ihn allein bei Munisai zurückgelassen. Sein Vater war ein harter Zuchtmeister, der selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, daß er es gewollt hätte, gar nicht gewußt hätte, wie man ein Kind verwöhnt. Im Beisein seines Vaters war der Junge sich immer linkisch und verängstigt vorgekommen und nie völlig entkrampft gewesen. Mit neun hatte es ihn dann so sehr nach einem freundlichen Wort von seiner Mutter verlangt, daß er von daheim ausgerissen war und den ganzen Weg bis in die Provinz Harima zurückgelegt hatte, wo sie lebte. Takezō sollte nie erfahren, warum seine Mutter und sein Vater sich getrennt hatten, und in diesem Alter hätte eine Erklärung vielleicht auch nicht sonderlich genützt. Seine Mutter hatte inzwischen einen anderen Samurai geheiratet, von dem sie noch ein Kind bekommen hatte.

In Harima angekommen, brauchte der kleine Ausreißer nicht viel Zeit, um herauszufinden, wo seine Mutter lebte. Sie nahm ihn mit in einen hinter dem Dorftempel gelegenen Hain, damit niemand sie sehe, und dort drückte sie ihn tränenüberströmt an sich und versuchte, ihm zu erklären, warum er zu seinem Vater zurückkehren müsse. Takezō hatte diese Szene nie vergessen; sein Leben lang blieb ihm selbst die geringste Kleinigkeit dieser Begegnung lebhaft in Erinnerung.

Selbstverständlich wäre Munisai nicht der Mann gewesen, der er war, wenn er nicht im selben Augenblick, da er von Takezōs Verschwinden erfuhr, Leute ausgeschickt hätte, seinen

Sohn zurückzuholen. Es lag ja auf der Hand, wohin der gegangen war. So wurde Takezō wie ein Bündel Feuerholz, das man auf dem Rücken eines ungesattelten Pferdes festband, nach Miyamoto zurückbefördert. Munisai nannte ihn bei der Begrüßung einen unverschämten Bengel und verabreichte ihm voll Zorn, der schon an Hysterie grenzte, eine Tracht Prügel, bis ihm die Hand erlahmte. Mehr als an alles andere erinnerte Takezō sich an die Giftigkeit, mit der sein Vater ihm das Ultimatum gestellt hatte: »Wenn du noch mal zu deiner Mutter läufst, verstoße und enterbe ich dich.«

Nicht lange nach diesem Vorfall erfuhr Takezō, daß seine Mutter erkrankt und gestorben sei. Ihr Tod hatte zur Folge, daß aus dem stillen, schwermütigen Kind ein Dorfrüpel und Tyrann ersten Ranges wurde, der sogar seinen Vater zuletzt das Fürchten lehrte. Als dieser ihm wieder einmal mit der Rute kam, wehrte der Knabe sich mit einem Holzstecken. Der einzige, der sich nicht von ihm unterkriegen ließ, war Matahachi. Auch er war der Sohn eines Samurai. Alle anderen Kinder gehorchten Takezō aufs Wort, zumal er im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren fast so groß war wie ein Erwachsener.

Einmal richtete ein umherziehender Schwertkämpfer namens Arima Kihei sein goldbesticktes Banner auf und erklärte, sich jedem Herausforderer aus dem Ort zu stellen. Takezō tötete ihn mühelos, was ihm von Seiten der Dörfler großes Lob wegen seiner Unerschrockenheit eintrug. Die hohe Meinung jedoch, die sie von ihm hatten, war nur von kurzer Dauer, denn je älter er wurde, desto ungebärdiger und brutaler wurde er. Viele dachten, Grausamkeit mache ihm Freude, und bald war es soweit, daß die Leute, wo immer er auftauchte, einen Bogen um ihn machten.

Als sein starrsinniger und harter Vater schließlich starb, kam die grausame Ader in Takezō womöglich noch mehr zum Durchbruch. Wäre nicht seine ältere Schwester Ogin gewesen,

hätte Takezō sich vermutlich auf etwas eingelassen, was weit über seine Kräfte gegangen wäre und woraufhin eine aufgebrauchte Menge ihn aus dem Dorf vertrieben hätte. Glücklicherweise war er jedoch seiner Schwester innig zugetan. Er konnte ihren Tränen nicht widerstehen und tat für gewöhnlich, was sie von ihm verlangte. Zusammen mit Matahachi in den Krieg zu ziehen, stellte für Takezō einen Wendepunkt in seinem Leben dar. Der Entschluß ließ erkennen, daß er gewillt war, neben anderen Männern seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Derlei Hoffnungen waren mit der Niederlage auf der Sekigahara-Ebene von einem Tag auf den anderen begraben worden, und er fühlte sich abermals in die dunkle Wirklichkeit hineingestoßen, der er geglaubt hatte entronnen zu sein. Gleichviel, er war ein junger Mann, der mit einer erhabenen Sorglosigkeit gesegnet war, wie man ihr nur in Zeiten begegnet, die von Zwistigkeiten und Kämpfen zerrissen sind. Im Schlaf hatte er ein unschuldiges Gesicht wie ein Kind, das keinerlei Sorgen um das Morgen kennt. Er träumte im Wachen wie im Schlafen, wurde jedoch nur selten enttäuscht. Da er wenig besaß, hatte er auch nicht viel zu verlieren, und da er in gewissem Sinne entwurzelt war, kannte er auch keinerlei hemmende Fesseln. Tief und ruhig atmend und sich fest an sein Holzsword klammernd, mag Takezō in diesem Augenblick durchaus geträumt haben. Er hatte ein leichtes Lächeln auf den Lippen, während wohl Bilder von seiner sanften Schwester und seinem friedlichen Heimatort wie ein Gebirgswasserfall hinter den schweren Lidern vor seinen geschlossenen Augen herunterrauschten. Eine Lampe in der Hand, schlüpfte Okō in sein Zimmer. »Was für ein friedliches Gesicht!« entfuhr es ihr leise. Sie streckte die Hand aus und berührte mit den Fingern leicht seine Lippen.

Dann blies sie die Lampe aus und streckte sich neben ihm aus. Sie rollte sich wie eine Katze zusammen und schob sich immer näher an seinen Körper heran; ihr weißes, eigentlich viel

zu jugendlich gepudertes Gesicht und das farbenfrohe Nachtgewand waren in der Dunkelheit nicht zu sehen. Das einzige, was man hörte, waren die Tautropfen, die auf die Fensterbank fielen. Ob er wohl noch unschuldig ist? sann sie. Sie setzte sich auf und griff hinüber, um sein Holzschwert fortzunehmen.

Im selben Augenblick, da sie es berührte, sprang Takezō auf und schrie: »Ein Dieb! Ein Dieb!«

Okō kippte durch seine jähe Bewegung um und fiel auf die Lampe, an der sie sich Brust und Schulter verletzte. Erbarmungslos verdrehte Takezō ihr den Arm, bis sie, von Schmerzen gepeinigt, aufschrie. Verblüfft ließ er los. »Ach, Ihr seid's! Ich dachte, es ist ein Dieb.« »Ooohhh«, stöhnte Okō. »Das hat weh getan.« »Tut mir leid. Ich konnte ja nicht ahnen, daß Ihr es seid.« »Ihr wißt ja nicht, wie stark Ihr seid. Ihr habt mir fast den Arm ausgerissen.«

»Ich habe gesagt, daß es mir leid tut. Was habt Ihr überhaupt hier zu suchen?«

Sie erholte sich rasch von ihren Schmerzen, und ohne auf seine unschuldige Frage einzugehen, versuchte sie, ihm den Arm um den Hals zu legen. Dabei gurrte sie: »Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen. Takezō ...« Sanft strich sie ihm mit dem Handrücken über die Wange.

»Heda! Was tut Ihr? Habt Ihr den Verstand verloren?« rief er laut und zuckte vor ihrer Berührung zurück.

»Mach doch nicht solchen Lärm, du Tor! Du weißt doch, was ich für dich empfinde!« Sie versuchte weiterhin, ihn zu liebkosen, während er sie abwehrte wie ein Mann, der von einem Schwärm Bienen überfallen wird. »Ja, und ich bin Euch ja auch sehr dankbar. Wir werden beide nie vergessen, welche Freundlichkeit Ihr uns bewiesen habt, indem Ihr uns bei Euch aufnahmt und alles andere.«

»Das meine ich nicht, Takezō. Ich spreche von dem Gefühl,

das ich dir als Frau entgegenbringe – von dem wunderbaren, warmen Gefühl, das ich für dich habe.«

»Moment mal!« sagte er und wandte sich ab. »Ich zünde die Lampe an.« »Ach, wie kannst du nur so grausam sein«, greinte sie, und sie drängte sich an ihn, um ihn nochmals zu umarmen.

»Hört auf damit!« rief er entrüstet. »Aufhören – ich meine das ernst!« Etwas in seiner Stimme, etwas Nachdrückliches und Entschlossenes, flößte Okō so viel Angst ein, daß sie in ihren Avancen innehielt. Takezō hatte das Gefühl, als schlotterten ihm sämtliche Glieder; er klapperte mit den Zähnen. Nie zuvor hatte er es mit einem so furchtgebietenden Gegner zu tun gehabt. Nicht einmal auf dem Schlachtfeld von Sekigahara, als er zu den an ihm vorübergaloppierenden Pferden aufsaß, hatte er ein solches Herzklopfen gehabt. Sich innerlich windend, drückte er sich in eine Ecke des Zimmers.

»Geht, bitte«, bat er. »Geht zurück in Euer Zimmer! Tut Ihr es nicht, rufe ich Matahachi. Ich wecke das ganze Haus auf.«

Okō rührte sich nicht von der Stelle. Schwer atmend, saß sie im Dunkeln und starrte ihn aus verengten Augen heraus an. Sie war nicht gesonnen, sich einen Korb zu holen. »Takezō«, gurrte sie von neuem. »Verstehst du denn nicht, wie mir zumute ist?« Er würdigte sie keiner Antwort.

»Tust du das wirklich nicht?«

»Doch – aber Ihr begreift nicht, wie mir zumute ist! Sich so im Schutz der Dunkelheit, während ich schlafe, an mich heranzumachen! Ich habe mich zu Tode erschrocken, als würde ich von einem Tiger angefallen werden.« Diesmal war es an ihr zu schweigen. Ein leiser Laut, fast ein Knurren, entrang sich ihrem Inneren. Dann sagte sie mit äußerstem Nachdruck, und sie betonte dabei jede einzelne Silbe: »Wie könnt Ihr mich nur so in Verlegenheit bringen!«

»Ich *Euch* in Verlegenheit bringen?« »Ja. Das ist demütigend.«

Beide waren derart aufgeregt, daß sie nicht hörten, wie an die Haustür geklopft wurde, und das offenbar schon seit geraumer Zeit. Jetzt wurde das Klopfen noch von lauten Rufen unterbrochen. »Was ist denn los da drinnen? Seid Ihr taub? Macht die Tür auf!«

Ein Licht tauchte in einem Spalt zwischen den Schiebeläden auf, welche die Fenster vor Regen schützen sollten. Dann hörten sie im Haus Matahachis gedämpfte Schritte näher kommen, und er rief: »Was ist denn los?« Vom Flur her ließ sich schreckerfüllt Akemi vernehmen: »Mutter, bist du dort drinnen? Bitte, antworte mir!«

Wie blind tastete Okō sich gehetzt zurück in ihr Gemach, das gleich neben dem von Takezō gelegen war. Die Männer draußen schienen die Fensterläden aufgebrochen zu haben und stürmten ins Haus. Als Okō den Raum mit dem Herdfeuer erreichte, gewahrte sie sechs oder sieben Paar breite Schultern, die sich in der angrenzenden Küche mit dem Boden aus gestampfter Erde drängten. Zu dieser führte eine große Stufe hinunter, da sie niedriger gelegen war als die übrigen Räume des Hauses.

Einer der Männer rief: »Ich bin's, Tsujikaze Temma. Macht uns Licht!« Rücksichtslos stürmten die Männer in den Haupttrakt. Sie hielten nicht einmal inne, um ihre Sandalen auszuziehen, ein sicheres Zeichen dafür, daß sie nur ungehobeltes Benehmen kannten. Sie steckten die Nase in alles hinein, in die Truhen und Schränke, sahen sogar unter den dicken Tatamis aus Reisstroh nach, welche die Böden bedeckten. Temma nahm großspurig am Herdfeuer Platz und sah zu, wie seine Leute systematisch die Zimmer durchsuchten. Er genoß es gründlich, alles zu beaufsichtigen, doch wurde er seiner eigenen Untätigkeit bald überdrüssig.

»Das dauert mir zu lange«, knurrte er und hämmerte mit der Faust auf ein Tatami. »Einiges müßt Ihr hier haben. Wo steckt es?«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr redet«, erwiderte Okō und faltete nachsichtig die Hände über dem Bauch.

»Kommt mir nicht so, Weib!« belferte er. »Wo habt Ihr es? Ich weiß, es ist hier.«

»Ich habe nichts.« »Gar nichts?« »Gar nichts.«

»Nun, vielleicht stimmt's. Vielleicht hat man mir was Falsches gesteckt ...« Mißtrauisch ließ er den Blick auf ihr ruhen und zupfte und kratzte sich dabei am Bart. »Das reicht, Leute!« donnerte er.

Okō hatte inzwischen im Raum nebenan Platz genommen; die Schiebetür stand weit offen. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt; trotzdem hatte ihr ganzer Ausdruck etwas Trotziges, gleichsam als wolle sie ihm sagen, er solle sich keinerlei Zurückhaltung auferlegen und suchen, wo immer es ihm beliebe.

»Okō!« rief er barsch. »Was wollt Ihr?« kam es eisig von ihr. »Wie wär's mit einem Schluck zu trinken?« »Möchtet Ihr einen Becher Wasser?« »Treibt es nicht zu weit ...« warnte er sie drohend. »Der Sake steht bei Euch. Trinkt, wenn Ihr wollt.«

»Ach, Okō«, sagte er und wurde ein wenig weich, ja er schien sie geradezu zu bewundern ob ihrer Ungerührtheit und ihrer unbeugsamen Haltung. »Seid doch nicht so! Ich habe Euch doch schon seit langer Zeit nicht mehr besucht. Behandelt man denn so einen alten Freund?« »Einen schönen Besuch nenne ich das!«

»Nun, mal immer mit der Ruhe! Zum Teil habt Ihr Euch das selbst zuzuschreiben. Zu viele Leute haben mir gesteckt, was die ›Witwe des Moxa-Mannes‹ so treibt, als daß es gelogen sein könnte. Wie ich höre, habt Ihr Eure schöne Tochter zum Leichenfleddern geschickt. Nun sagt: Warum sollte sie so etwas tun?«

»Zeigt mir Euren Beweis!« kreischte sie. »Wo ist der Beweis?« »Hätte ich vorgehabt, ihn mir hier zu holen, würde

ich Akemi nicht vorher gewarnt haben. Ihr kennt die Spielregeln. Das hier ist mein Revier; es bleibt mir also gar nichts anderes übrig, als dies Haus hier zu durchsuchen. Sonst würde sich jeder einbilden, er käme gleichfalls ungeschoren davon. Wo kämen wir da hin? Ich muß mich schließlich vorsehen, versteht Ihr?« Eisern schweigend, starrte sie ihn an, den Kopf halb abgewandt, Kinn und Nase stolz gereckt.

»Nun, diesmal will ich's gut sein lassen. Aber vergeßt nicht, ich bin besonders nett zu Euch.«

»Nett zu mir? Wer – Ihr? Daß ich nicht lache!«

»Okō«, schmeichelte er, »kommt her und schenkt mir ein Schälchen Sake ein!«

Als sie keinerlei Anstalten machte, sich zu erheben, platzte er heraus: »Verdammtes Weib! Seht Ihr denn nicht, daß Ihr, wenn Ihr ein bißchen liebenswürdiger zu mir wärt, nicht so zu leben brauchtet?« Er beruhigte sich ein wenig, dann riet er ihr: »Überlegt es Euch noch einmal!« »Eure Güte überwältigt mich, mein Herr!« versetzte sie giftig. »Ihr mögt mich nicht?«

»Beantwortet mir diese eine Frage: Wer ist der Mörder meines Gatten? Ihr nehmt doch nicht etwa an, ich wüßte es nicht?«

»Wenn Ihr Euch an ihm rächen wollt, wer immer es ist, ich würde mich glücklich schätzen, Euch dabei zu helfen, auf jede nur mögliche Weise.« »Spielt nicht den Ahnungslosen!« »Was wollt Ihr damit sagen?«

»Die Leute scheinen Euch ja sehr viel zuzutragen. Haben sie Euch da nicht erzählt, daß Ihr selbst es wart, der ihn getötet hat? Habt Ihr noch nicht gehört, daß Tsujikaze Temma der Mörder ist? Alle Welt sonst weiß das. Ich mag die Gattin eines Strauchritters sein, doch so tief bin ich noch nicht gesunken, daß ich mich mit dem Mörder meines Mannes einlasse!« »Ihr habt es aussprechen müssen, nicht wahr? Ihr konntet es unmöglich ungesagt lassen, he?« Mit einem trübseligen Lachen

trank er den Sake in einem Zug aus und schenkte sich dann noch eine Schale ein. »Wißt Ihr, Ihr solltet so was nicht sagen, wirklich! Das ist nicht gut für Eure Gesundheit – oder die Eures schönen Töchterleins!«

»Ich bin entschlossen, Akemi eine anständige Erziehung angedeihen zu lassen, wie es sich gehört, und wenn sie erst mal verheiratet ist, rechne ich mit Euch ab. Vergeßt meine Worte nicht!«

Temma lachte, bis seine Schultern, ja, bis sein ganzer Körper wie Sojabohnenquark wackelte. Nachdem er allen Sake, den er finden konnte, ausgetrunken hatte, winkte er einen seiner Männer heran, der, die Lanze an die Schulter gelehnt, in einer Ecke der Küche Aufstellung genommen hatte. »Du da«, sagte er mit dröhnender Stimme, »schieb mit deinem Lanzenende mal ein paar Deckenbretter beiseite!«

Der Mann tat, wie ihm geheißen, und während er im Raum umherging und gegen die Decke stieß, kamen Okōs Schätze Hagelkörnern gleich heruntergeprasselt.

»Genauso, wie ich es die ganze Zeit über geargwöhnt habe«, sagte Temma und stand unbeholfen auf. »Ihr seht es, Männer. Beweise über Beweise! Sie hat gegen die Regeln verstoßen, das steht außer Frage. Nehmt sie mit hinaus und verabreicht ihr die Strafe.«

Die Männer drängten alle in den Raum mit dem Herdfeuer, doch unvermittelt hielten sie inne. Wie eine Statue stand Okō unter der Tür. Sollte es doch nur einer wagen, Hand an sie zu legen. Temma, der in die Küche hinuntergestiegen war, rief ungeduldig zurück: »Worauf wartet ihr noch? Bringt sie hierher!«

Nichts geschah. Okō blitzte die Männer herausfordernd an, und sie rührten sich nicht. Sie waren wie gelähmt. Temma meinte, er müsse die Sache selbst in die Hand nehmen. Mit der Zunge schnalzend, ging er auf Okō los, doch auch er blieb

unvermittelt vor der Türe stehen. Hinter Okō und von der Küche aus nicht zu sehen, standen zwei verwegen aussehende junge Männer. Takezō hielt das hölzerne Schwert schlagfertig so niedrig über dem Boden, daß er dem ersten, der es gewagt hätte näher zu kommen, und jedem, der so töricht war, ihm zu folgen, das Schienbein zerschmettert hätte. Auf der anderen Seite stand Matahachi, ein Schwert hoch in die Luft gereckt, bereit, es auf den Nacken des ersten herniedersausen zu lassen, der es wagte, durch die Tür zu kommen. Akemi war nirgends zu sehen. »So also ist das«, knurrte Temma, dem plötzlich die Begegnung auf dem Berghang einfiel. »Den einen habe ich neulich mit Akemi zusammen gesehen, den mit der hölzernen Waffe. Wer ist der andere?« Weder Matahachi noch Takezō sagten ein Wort, und sie machten deutlich, daß sie gesonnen waren, nur mit ihren Schwertern zu antworten. Die Spannung stieg.

»Eigentlich gibt es in diesem Haus keine Männer«, brüllte Temma. »Ihr beiden ... Ihr müßt von Sekigahara übrig sein! Seht Euch vor, was Ihr tut – ich warne Euch.«

Keiner von beiden zuckte auch nur mit einem Muskel. »Es gibt keinen Menschen in dieser Gegend, der nicht den Namen Tsujikaze Temma kennt. Ich werde Euch zeigen, wie wir mit Versprengten umspringen!«

Schweigen. Temma scheuchte seine Leute aus dem Weg. Einer trat geradenwegs in die Feuerstelle, die in der Mitte des Raums in den Boden eingelassen war. Mit einem Schreckensschrei fiel er hinein, ein Funkenregen stob auf, und brennende Holzstücke flogen bis zur Decke empor; im Handumdrehen war der ganze Raum von Rauch erfüllt. »Aarrgghh!«

Als Temma in den Raum vorstieß, ließ Matahachi das Schwert mit beiden Händen niedersausen, doch der Ältere war zu schnell für ihn, und der Schlag prallte von der Spitze von Temmas Schwertscheide ab. Okō hatte in der nächsten Ecke

Zuflucht gesucht, während Takezō unbewegt mit dem schlagbereiten Schwarzeichenschwert dastand. Er zielte auf Temmas Bein und zog das Schwert mit aller Kraft durch. Das Holz pfiff durch die Dunkelheit, doch hörte man keinen dumpfen Aufprall. Irgendwie hatte dieser Stier von einem Mann es geschafft, gerade im richtigen Augenblick in die Höhe zu springen, und als er wieder auf dem Boden stand, warf er sich mit der Gewalt eines Felsbrockens auf Takezō.

Takezō hatte das Gefühl, es mit einem Bären zu tun zu haben. Das war der stärkste Mann, mit dem er es jemals aufgenommen hatte. Temma packte ihn bei der Gurgel und versetzte ihm zwei oder drei Schläge, daß Takezō das Gefühl hatte, ihm platze der Schädel. Dann nahm Takezō einen Anlauf, und Temma flog durch die Luft. Er landete an der Wand, daß das ganze Haus bebte und alles, was darin war. Als Takezō das Holzschwert hob, um es auf Temmas Kopf herniedersausen zu lassen, machte der Strauchritter eine Rolle, sprang auf die Füße und floh. Takezō blieb ihm dicht auf den Fersen. Er war entschlossen, Temma nicht entkommen zu lassen. Das wäre zu gefährlich gewesen. Er wußte, was er zu tun hatte; wenn er ihn zu fassen bekam, wollte er keine halbe Sache machen, sondern ihn umbringen. Er wollte absolut sichergehen, daß Temma keinen Atemzug mehr tat. So war Takezō: Er fiel von einem Extrem ins andere. Selbst als kleines Kind schon hatte er etwas Wildes, Urtümliches im Blut gehabt, etwas, das auf die verwegenen Krieger Alt-Japans zurückgehen mußte und das heftig und rein zugleich war. Diesem Wesenszug waren sowohl das Licht der Zivilisation als auch das Mäßigende des Wissens fremd. Es handelte sich dabei um eine natürliche Veranlagung, die auch dasjenige war, was seinen Vater immer davon abgehalten hatte, den Knaben zu mögen. Munisai hatte auf eine für die Kriegerkaste typische Weise versucht, die Wildheit seines Sohnes zu zähmen, indem er ihn hart und oft züchtigte, doch hatte diese Erziehung nur

zur Folge gehabt, daß der Junge immer ungebärdiger wurde wie ein Bär, dessen ganze Wildheit erst dann zum Vorschein kommt, wenn man ihn hungern läßt. Und je mehr die Leute im Ort den jungen Heißsporn verachteten, desto mehr lehrte er sie das Fürchten.

Als der Naturbursche zum Mann heranwuchs, wurde er es leid, großspurig durchs Dorf zu stolzieren, als gehöre es ihm. Es war zu läppisch, die furchtsamen Dörfler einzuschüchtern, und er fing an, von Größerem zu träumen. Die Schlacht auf der Sekigahara-Ebene hatte ihm dann zum erstenmal die Augen darüber geöffnet, wie es in der Welt wirklich zugeing. Seine jugendlichen Illusionen, von denen er freilich nie allzu viele gehabt hatte, waren ihm ausgetrieben worden. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, in sich zu gehen und darüber nachzudenken, ob er vielleicht mit seinem ersten »wirklichen« Unternehmen etwas falsch gemacht hatte oder ob seine Zukunft nun düster aussah. Noch hatte er keine Ahnung, was Selbstzucht hieß, weshalb er die ganze blutige Katastrophe gleichsam spielend überwunden hatte. Und jetzt wollte es der Zufall, daß ihm ein wirklich ernsthafter Gegner über den Weg gelaufen kam: Tsujikaze Temma, der Anführer der Strauchritter. Das war ein Gegner von jenem Schlag, mit dem sich zu messen er sich eigentlich auf der Sekigahara-Ebene gesehnt hatte. »Feigling!« schrie er gellend. »Bleib stehen und stell dich!« Takezō schoß wie der Blitz durch die pechscharze Nacht und stieß die ganze Zeit über Beleidigungen aus, die seinen Gegner bis aufs Blut reizen sollten. Zehn Schritte vor ihm floh Temma wie auf Flügeln. Takezō stand das Haar buchstäblich zu Berge, und der Wind stöhnte, wenn er an seinen Ohren vorüberfegte. Takezō war glücklich – glücklicher als nie zuvor in seinem Leben. Je weiter er lief, desto mehr näherte er sich einem reinen Zustand der Ekstase.

Er sprang Temma auf den Rücken. Blut spritzte an der

Spitze seines Holzschwerts auf, und ein Schrei, der einem das Blut in den Adern gerinnen ließ, hallte gellend durch die Nacht. Der kolossale Körper des Strauchritters fiel mit einem dumpfen Aufprall nieder und überschlug sich. Der Schädel war ihm zerschmettert, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, und nachdem Takezō noch zwei-, dreimal zugeschlagen hatte, bohrten sich Temmas Rippen durch die Haut.

Takezō hob den Arm, um sich Ströme von Schweiß von der Stirn zu wischen.

»Zufrieden, Hauptmann?« fragte er triumphierend.

Gleichmütig machte er sich dann auf den Weg zurück zum Haus. Ein Beobachter, dem das Vorhergegangene verborgen geblieben wäre, hätte gemeint, Takezō mache einen abendlichen Spaziergang und sei völlig unbeschwert. Er fühlte sich tatsächlich frei, Gewissensbisse plagten ihn nicht, denn er wußte, hätte der andere Mann gesiegt, würde jetzt er tot und verlassen daliegen. Aus dem Dunkel drang Matahachis Stimme an sein Ohr. »Takezō, bist du's?«

»Ja«, erwiderte dieser langsam. »Was ist?«

Matahachi lief zu ihm und berichtete atemlos: »Ich habe einen getötet! Wie ist es dir ergangen?« »Ich habe auch einen getötet.«

Matahachi hielt sein Schwert in die Höhe, das bis zum Heft mit Blut beschmiert war. Stolz straffte er die Schultern, und er sagte: »Die anderen sind davongelaufen. Diese Hundsfötter von Gaunern taugen eben nicht viel als Kämpfer! Keinen Mumm! Nehmen es nur mit Leichen auf, ha! Da trifft gleich auf gleich, würde ich sagen – ha, ha, ha!«

Beide waren blutbefleckt, aber zufrieden wie zwei gutgefütterte Katzen. Fröhlich plappernd, schritten sie auf die in der Ferne sichtbare Lampe zu, Takezō mit seiner blutigen Holzwaffe, Matahachi mit seinem blutigen Schwert.

Ein offenbar herrenloses Pferd steckte den Kopf durch das

Fenster und sah sich im Haus um. Sein Schnauben weckte die beiden Schläfer. Fluchend gab Takezō ihm einen leichten Klaps auf die Nase. Matahachi reckte und streckte sich, gähnte und sagte, wie gut er geschlafen habe. »Die Sonne steht schon ziemlich hoch«, sagte Takezō. »Meinst du, es ist bereits Nachmittag?« »Das ist unmöglich.«

Nachdem sie sich gründlich ausgeschlafen hatten, waren die Ereignisse der letzten Nacht praktisch vergessen. Für diese beiden gab es nur das Heute und das Morgen.

Takezō lief hinten zum Haus hinaus und machte den Oberkörper frei. Dann ging er neben dem klaren, kühlen Bergbach in die Hocke, klatschte sich Wasser ins Gesicht, tauchte das Haar hinein und wusch sich Brust und Rücken. Dann blickte er auf und atmete mehrere Male tief durch, als wolle er das ganze Sonnenlicht und alle Luft des Himmels in sich hineintrinken. Matahachi ging verschlafen in den Raum mit der Feuerstelle, wo er gutgelaunt Okō und Akemi einen guten Morgen wünschte.

»Warum macht Ihr bezaubernden Damen denn Gesichter wie drei Tage Regenwetter?« »Tun wir das?«

»Aber ganz entschieden, ja. Ihr seht aus, als wäret Ihr in Trauer. Warum diese Leichenbittermienen? Wir haben den Mörder Eures Gatten getötet und seinen Leuten eine Tracht Prügel verpaßt, die sie so leicht nicht vergessen werden.«

Matahachis Enttäuschung war leicht einzusehen. Er dachte, die Witwe und ihre Tochter müßten äußerst glücklich sein über die Nachricht von Temmas Tod. Und in der Tat hatte Akemi ja gestern abend, als sie zuerst davon hörte, vor Freude auch in die Hände geklatscht. Okō hingegen hatte vom ersten Augenblick an ein nachdenkliches Gesicht gemacht und sah heute, wo sie sich niedergeschlagen am Herdfeuer herumdrückte, noch mißmutiger aus.

»Was habt Ihr nur?« fragte er Okō und überlegte, daß es

wohl keine Frau gebe, der es recht zu machen schwerer wäre. Wie undankbar! dachte er bei sich, trank den bitteren Tee, den Akemi ihm reichte, und hockte sich auf die Fersen.

Okō ließ sich nur zu einem schwachen Lächeln verleiten. Sie beneidete die Jungen, die noch nicht wußten, was in der Welt gespielt wurde. »Matahachi«, sagte sie müde, »Ihr scheint nicht zu verstehen. Temma hatte Hunderte von Gefolgsleuten.«

»Aber gewiß doch, das haben Banditen wie er doch immer. Wir fürchten uns nicht vor dem Gesindel, das seinesgleichen Anhängerschaft bildet. Wenn es uns gelungen ist, ihn zu töten, warum sollten wir dann Angst vor seinen Kreaturen haben? Wenn sie versuchen, sich an uns heranzumachen, werden Takezō und ich einfach ...«

»... gar nichts werdet Ihr tun«, fiel Okō ihm ins Wort. Matahachi straffte die Schultern und sagte: »Wer behauptet das? Laßt so viele von ihnen kommen, wie Ihr wollt! Das sind doch nichts weiter als sich windende Würmer! Oder haltet Ihr Takezō und mich für Feiglinge, die winselnd auf dem Bauch liegen und die Flucht ergreifen? Wofür haltet Ihr uns?«

»Feige seid Ihr nicht, nur kindisch! Selbst mir gegenüber. Temma hat einen jüngeren Bruder namens Tsujikaze Kōhei, und wenn *der* sich an Eure Fersen heftet, habt Ihr beide keine Chance, und wenn Ihr doppelt so stark wäret.« So etwas hörte Matahachi gar nicht gern, doch als sie fortfuhr, dachte er, an dem, was sie sagte, könne doch ein Körnchen Wahrheit sein. Tsujikaze Kōhei besaß in Yasugawa, in der Provinz Kiso, offensichtlich eine große Anhängerschaft. Doch nicht nur das: Er war zudem ein überragender Schwertkämpfer, der sich besonders darauf verstand, seine Gegner zu überraschen. Bis jetzt war kein Mann, von dem Kōhei behauptet hatte, er werde ihn töten, eines natürlichen Todes gestorben. Für Matahachis Denkungsart war offen von einem Gegner angegriffen zu werden eine Sache; etwas völlig anderes war es hingegen, im Schlaf überrumpelt zu werden.

»Das ist eine Schwäche von mir«, gab er zu. »Ich schlafe wie ein Stein.« Das Kinn in die Hand gestützt, saß er da und überlegte. Okō kam zu dem Schluß, daß ihnen nichts anderes übrigbleibe, als das Haus zu verlassen und ihr augenblickliches Leben aufzugeben, um irgendwohin weit weg in die Fremde zu ziehen. Sie fragte Matahachi, was er und Takezō denn vorhätten.

»Ich werde mit ihm darüber reden«, entgegnete Matahachi. »Möchte mal wissen, wo er überhaupt steckt?«

Er ging nach draußen und sah sich um, doch Takezō war nirgends zu sehen. Nach einer Weile beschattete Matahachi die Augen mit der Hand, richtete den Blick in die Ferne und entdeckte den Freund, der ohne Sattel auf dem herrenlosen Pferd, das sie mit seinem Geschnaube geweckt hatte, über die Hügel ritt.

»Diese Sorglosigkeit! Er braucht auf niemand Rücksicht zu nehmen!« sagte Matahachi verdrießlich und neidisch zugleich. Die Hand wie einen Trichter um den Mund gelegt, rief er: »He, Takezō! Komm zurück! Wir müssen etwas bereden!«

Ein wenig später lagen sie nebeneinander im Gras, kauten auf Halmen und besprachen, was sie tun wollten.

Matahachi sagte: »Du meinst also, wir sollten heimwärts ziehen?« »Ja. Wir können doch nicht ewig bei diesen beiden Frauen bleiben.« »Nein, das können wir wohl nicht.«

»Ich mag Frauen nicht.« Takezō war sich dessen endgültig sicher. »Na schön! Dann laß uns aufbrechen.«

Matahachi rollte sich auf den Rücken und blickte zum Himmel hinauf. »Jetzt, wo die Entscheidung gefallen ist, möchte ich weg. Mir ist plötzlich klargeworden, wie sehr Otsū mir fehlt und wie gern ich sie wiedersehen möchte. Schau mal, dort oben, diese Wolke, die hat gerade ihr Profil. Schau – der Teil da sieht genauso aus wie ihr Haar, wenn sie es gewaschen hat.« Matahachi hämmerte mit den Hacken auf den Boden und

zeigte zum Himmel hinauf.

Takezō dagegen ließ das immer kleiner werdende Pferd, das er gerade freigelassen hatte, nicht aus den Augen. Wie viele Vagabunden, die in der freien Natur leben, sah er in Pferden gutmütige Geschöpfe. Braucht man sie nicht mehr, verlangen sie nichts von einem, sondern ziehen einfach weiter. Akemi trat aus dem Haus und winkte ihnen zum Abendessen. Sie erhoben sich.

»Wer der erste ist!« rief Matahachi. »Abgemacht«, ging Takezō darauf ein.

Akemi klatschte vor Vergnügen in die Hände, als die beiden Kopf an Kopf durch das hohe Gras schossen und eine Staubwolke hinter sich zurückließen.

Nach dem Essen wurde Akemi nachdenklich. Sie hatte soeben erfahren, daß die beiden Männer nach Hause zurückkehren wollten. Es war lustig gewesen, sie um sich zu haben, und sie wünschte, es würde immer so weitergehen.

»Törichtes Ding!« schalt ihre Mutter sie. »Warum schmollst du?« Okō trug ihre Schminke besonders sorgfältig auf; und während sie das Mädchen beschimpfte, starrte sie in ihrem Spiegel auf Takezō. Er ertappte sie dabei und erinnerte sich plötzlich daran, wie betörend ihr Haar an dem Abend geduftet hatte, da sie in sein Zimmer eingedrungen war.

Matahachi, der einen dickbauchigen Sakekrug von einem Bord heruntergehoben hatte, ließ sich neben Takezō niederplumpsen und füllte eine kleine Flasche zum Anwärmen des berauschenden Getränks, ganz so, als wäre er hier Herr im Haus. Da dies der letzte gemeinsame Abend sein sollte, hatten sie vor, nach Herzenslust zu bechern.

Okō, die sich mit ihrem Gesicht große Mühe gegeben hatte, sagte: »Es sollte kein Tropfen ungetrunken bleiben. Es hat ja keinen Sinn, ihn für die Ratten hier aufzuheben.«

»Oder für die Würmer«, stimmte Matahachi ein.

Im Handumdrehen waren drei große Krüge leer. Okō lehnte sich gegen Matahachi und streichelte ihn auf eine Art und Weise, daß Takezō vor Verlegenheit den Kopf abwenden mußte.

»Ich ... ich ... kann nicht mehr gehen«, murmelte Okō trunken. Matahachi geleitete sie zu ihrem Lager; ihr Kopf lehnte schwer an seiner Schulter. Dort angekommen, wandte sie sich nach Takezō um und sagte boshaft: »Ihr, Takezō, schlaft dort, allein. Ihr schlaft ja gern allein, stimmt's?« Ohne Widerrede legte er sich nieder, wo er gegessen hatte. Er war sehr betrunken, und es war sehr spät.

Als er erwachte, war es heller Tag. Kaum daß er die Augen aufmachte, spürte er es. Irgend etwas sagte ihm, daß das Haus leer war. Die Sachen, die Okō und Akemi am Tag zuvor für die Reise auf einen Haufen gelegt hatten, waren fort. Nichts war mehr da: keine Kleider, keine Sandalen – und kein Matahachi.

Er rief, erhielt jedoch keine Antwort, was er auch gar nicht erwartet hatte. Ein leeres Haus hat eine Ausstrahlung ganz besonderer Art. Es war niemand auf dem Hof, niemand hinterm Haus und keiner im Holzschuppen. Die einzige Spur, die seine Gefährten zurückgelassen hatten, war ein leuchtendroter Kamm, der neben dem Waschbecken lag. »Matahachi ist ein Schwein!« sagte er laut zu sich.

Er schnupperte am Kamm, und dabei fiel ihm ein, wie Okō versucht hatte, ihn neulich nachts zu verführen. Dem, dachte er, ist Matahachi nun erlegen. Allein der Gedanke daran ließ ihn vor Zorn überkochen. »Narr!« rief er. »Und was ist mit Otsū? Was, meinst du, soll aus ihr werden? Hast du sie nicht schon viel zu oft im Stich gelassen, du Schwein?« Er zermalmte den Kamm unter seinem Fuß. Am liebsten hätte er vor Wut geweint, nicht um sich selbst, wohl aber aus Mitleid mit Otsū. Er sah sie geradezu vor sich, wie sie in Miyamoto dasaß und wartete. Während er untröstlich in der Küche hockte, schaute mit unbewegter Miene das herrenlose Pferd zur

Tür herein. Als es merkte, daß Takezō ihm offensichtlich nicht die Nase streicheln wollte, trottete es hinüber zum Spülstein und begann träge, ein paar Reiskörner aufzulecken, die sich dort festgesetzt hatten.

Das Blumenfest

Im siebzehnten Jahrhundert war die Mimasaka-Straße eine der großen Fernverbindungen Japans. Sie führte von Tatsuno in der Provinz Harima aufwärts und wand sich durch ein Gebiet, das sprichwörtlich als »Ein-Berg-nach-dem-anderen« bekannt war. Wie die Grenzpfähle, die erkennen ließen, wo Harima begann und Mimasaka endete, zog sie sich über eine dem Anschein nach nicht enden wollende Kette von Bergrücken dahin. Reisende, die den Nakayama-Paß hinter sich gebracht hatten, blickten hinab in das Tal des Aida, an dessen Ufer sie – an den unverhofftesten Stellen – hier und da ein Dorf liegen sahen.

Eigentlich war Miyamoto eher eine weitverstreute Siedlung als ein einheitlicher Ort. Ein paar Häuser drängten sich am Flußufer, etliche duckten sich weiter oben an die Berghänge, und eine dritte Häusergruppe lag mitten in einer ebenen Fläche von Feldern, die steinig waren und daher schwer zu pflügen. Alles in allem war die Anzahl der Häuser für die damalige Zeit und für eine ländliche Siedlung recht stattlich.

Bis vor rund einem Jahr hatte Fürst Shimmen von Iga eine knappe Meile flußaufwärts eine Burg unterhalten – eine kleine Burg zwar, die jedoch immerhin einen steten Strom von Kunsthandwerkern und Händlern angezogen hatte. Weiter nördlich lagen die Silbergruben von Shikozaka, die ihre Glanzzeit bereits hinter sich, früher aber Bergleute von nah und fern angelockt hatten.

Reisende, die von Tottori nach Himeji unterwegs waren oder durch die Berge von der Provinz Tajima nach Bizen wollten, benutzten für gewöhnlich diese große Straße, und es war nur natürlich, daß sie in Miyamoto übernachteten. Dort herrschte die geschäftige Atmosphäre jener Ortschaften, die häufig Besucher aus anderen Provinzen sehen und die sich nicht nur eines Gasthauses rühmen, sondern auch noch eines Kleiderladens. Außerdem beherbergte Miyamoto eine große Schar sogenannter Frauen der Nacht, die mit modisch weißgepudertem Hals vor ihren Etablissements saßen wie weiße Fledermäuse unter dem Dachüberstand. So sah der Ort aus, den Takezō und Matahachi verlassen hatten, um in den Krieg zu ziehen.

Otsū blickte hinunter auf die Dächer von Miyamoto und hing Tagträumen nach. Sie war ein zierliches Mädchen mit heller Haut und schimmerndem schwarzem Haar. Zartknöchig und feingliedrig, hatte sie ein asketisches, um nicht zu sagen ätherisches Aussehen. Im Gegensatz zu den Bewegungen der drallen und rotwangigen Bauernmädchen, die unten auf den bewässerten Reisfeldern arbeiteten, hatten die von Otsū etwas sehr Behutsames. Ihr Gang war anmutig, sie hielt den schlanken Hals vorgestreckt und trug den Kopf hoch. So wie sie gerade neben dem Eingangstor des Shippōji-Tempels saß, erinnerte sie in ihrer Haltung an ein Porzellanfigürchen. Sie war als Findelkind im Bergkloster neben dem Tempel aufgewachsen und verfügte über eine bezaubernde Zurückhaltung, wie sie Siebzehnjährigen sonst nicht eigen ist. Da sie kaum etwas mit gleichaltrigen Gespielinnen und mit Mädchen zu tun gehabt hatte, die von morgens bis abends arbeiten mußten, war ihr Blick so beschaulich-ernst, daß Männer, die es im allgemeinen mit leichtfertigen Frauen zu tun hatten, verlegen wurden. Matahachi, ihr Verlobter, war nur ein Jahr älter als sie, und seit er vorigen Sommer zusammen mit Takezō aus Miyamoto fortgezogen war, hatte sie nichts mehr

von ihm gehört. Noch im ersten und zweiten Monat des neuen Jahres hatte sie um Nachricht von ihm gebarmt, doch jetzt war bereits der vierte Monat angebrochen, und sie wagte es einfach nicht mehr zu hoffen. Träge blickte sie zu den Wolken hinauf, und langsam nahm ein Gedanke in ihr Gestalt an: Bald wird es ein ganzes Jahr sein. Auch Takezōs Schwester hat nichts von ihrem Bruder gehört. Ich müßte eine Närrin sein, mir einzubilden, die beiden seien noch am Leben.

Ab und zu sprach sie in diesem Sinne mit jemandem, wobei ihr Tonfall und ihre Augen geradezu darum flehten, daß der Betreffende ihr widersprach und ihr zuredete, nicht aufzugeben. Doch kein Mensch kümmerte sich um ihre Seufzer. Für die mit zwei Beinen auf der Erde stehenden Dörfler, die sich bereits daran gewöhnt hatten, daß in der bescheidenen Shimmen-Burg eine Garnison von Tokugawa-Truppen lag, sprach nichts dafür, daß die beiden Krieger überlebt hätten. Kein einziges Mitglied der Shimmen-Familie war von der Sekigahara-Ebene zurückgekehrt, doch das war selbstverständlich. Es waren Samurai, und sie hatten verloren. Wer von ihnen wollte schon sein Gesicht unter Leuten zeigen, die sie kannten! Und gemeine Fußsoldaten? Warum sollten die nicht heimkehren? Hätten sie das nicht längst getan, wenn sie noch am Leben wären?

Warum, fragte Otsū sich, wie sie sich schon tausendmal gefragt hatte, warum nur ziehen Männer in den Krieg? Sie hatte es sich zur traurigen Gewohnheit gemacht, allein am Tempeltor zu sitzen und über das Udenkbare nachzudenken. Wehmütigen Träumen nachhängend, hätte sie stundenlang dort verweilen können. Plötzlich störte eine männliche Stimme mit einem »Otsū!« die Insel des Friedens.

Als sie aufblickte, sah sie vom Brunnen her einen noch recht jungen Mann auf sich zukommen. Er war mit nichts weiter als einem Lendentuch bekleidet, das kaum seinen Zweck erfüllte. Seine wettergegerbte Haut schimmerte wie das Mattgold einer

alten Buddha-Statue. Es war der Zen-Mönch, der vor drei oder vier Jahren aus der Provinz Tajima herübergekommen war und seither im Kloster wohnte.

»Endlich ist Frühling«, sagte er mit Genugtuung zu sich selbst. »Frühling – ein Segen, wenn auch einer, über den man geteilter Meinung sein kann. Sobald es ein bißchen wärmer wird, fallen die Läuse in ganzen Schwärmen über das Land her und versuchen, es in die Hand zu bekommen, genauso wie Fujiwara no Michinaga, dieser Schurke von einem Regenten.« Nach einer Pause fuhr er in seinem Monolog fort: »Ich habe gerade meine Kleider gewaschen, doch wo um alles auf der Welt soll ich dieses zerschlissene alte Gewand trocknen? In den Pflaumenbaum kann ich es unmöglich hängen. Es wäre gotteslästerlich, eine Beleidigung der Natur, diese Blüten zu verhüllen. Da stehe ich nun, ein Mann von Geschmack, und finde keinen Platz, mein Gewand zum Trocknen aufzuhängen. Otsū, leiht mir doch eine Bambusstange!«

Beim Anblick des spärlich bekleideten Mönchs errötete sie und rief: »Takuan! Ihr könnt unmöglich halbnackt herumlaufen, bis Eure Kleider trocken sind!«

»Dann lege ich mich eben schlafen. Was haltet Ihr davon?«
»Ach, Ihr seid unmöglich!«

Einen Arm himmelwärts reckend, mit dem anderen auf die Erdeweisend, nahm er die Pose jener kleinen Buddha-Statuen ein, die von den Gläubigen einmal im Jahr mit einem besonderen Tee benetzt werden. »Ich hätte aber auch wirklich bis morgen warten sollen! Da das der Achte ist, Buddhas Geburtstag, könnte ich einfach so stehenbleiben und zulassen, daß die Leute sich vor mir verneigen. Und wenn sie mit der Kelle süßen Tee über mich gießen, könnte ich mir die Lippen lecken und alle Welt damit schockieren.« Mit frommem Augenaufschlag intonierte er feierlich die Worte des Buddha: »Im Himmel droben und unten auf der Erde bin einzig Ich heilig.«

Otsū wollte sich ausschütten vor Lachen über diese unehrerbietige Vorstellung. »Wißt Ihr, daß Ihr wirklich ganz so aussieht wie Er?« »Selbstverständlich tue ich das. Ich bin schließlich die lebende Inkarnation des Prinzen Siddharta.«

»Dann bleibt ganz still stehen! Keine Bewegung! Ich gehe und hole Tee, um ihn über Euch auszugießen.«

Just in diesem Augenblick begann eine Biene einen regelrechten Angriff auf den Kopf des Mönchs, woraufhin er seine Reinkarnationspose augenblicklich aufgab und mit beiden Armen um sich schlug. Die Biene entdeckte eine Lücke in dem locker sitzenden Lendentuch, schoß hinein, und Otsū krümmte sich vor Lachen. Seit Takuan Soho hier war – diesen Namen hatte er bekommen, als er Priester geworden war –, kam es selbst bei der zurückhaltenden Otsū nur selten vor, daß ein Tag verging, an dem sie nicht etwas amüsierte, was er tat oder sagte.

Unvermittelt hörte sie jedoch auf zu lachen. »Ich hab' jetzt keine Zeit mehr. Ich habe Wichtiges zu tun.«

Als sie mit den kleinen weißen Füßen in die Sandalen schlüpfte, fragte der Mönch in aller Unschuld: »Was denn Wichtiges?«

»Was Wichtiges? Habt Ihr es denn auch vergessen? Eure kleine Pantomime hat mich gerade daran erinnert. Ich soll alles für morgen fertigmachen. Der alte Priester hat mich gebeten, Blumen zu schneiden, um den Tempel damit zu schmücken. Und dann muß alles für die Opferzeremonie vorbereitet werden. Und außerdem muß ich heute abend noch den süßen Tee dazu bereiten.«

»Wohin geht Ihr denn Blumen schneiden?« »An den Fluß, in die Wiesensenke.« »Ich werde Euch begleiten.« »Ohne Kleider?«

»Allein schafft Ihr es nie, genügend Blumen zu schneiden. Ihr braucht Hilfe. Außerdem: Nackt wird der Mensch geboren.

Nacktheit ist also sein natürlicher Zustand.«

»Schon möglich, nur finde ich ihn unnatürlich. Wirklich, ich würde lieber allein gehen.«

In der Hoffnung, ihm zu entweichen, eilte Otsū zur Rückseite des Tempels. Dort schnallte sie sich eine Kiepe auf den Rücken, nahm eine Sichel und schlüpfte zur seitlichen Gartentür hinaus, doch als sie sich nur wenige Augenblicke später umdrehte, sah sie ihn dicht hinter sich. Takuan war jetzt in ein langes Einschlagtuch gehüllt, wie man es gebraucht, um Bettzeug damit zu transportieren.

»Gefällt Euch das besser?« fragte er grinsend.

»Selbstverständlich nicht. Ihr seht lächerlich aus. Die Leute werden Euch für verrückt halten.« »Warum?«

»Ach, laßt nur! Wenn Ihr bloß nicht an meiner Seite geht.« »Ihr hattet aber meines Wissens bisher nie etwas dagegen, an der Seite eines Mannes zu gehen.«

»Takuan, Ihr seid einfach unmöglich!« Sie lief voraus, und er folgte ihr gemessenen Schrittes, wie es dem vom Himalaja herabsteigenden Buddha wohl angestanden hätte. Das Einschlagtuch flatterte lustig in der frischen Brise.

»Seid nicht böse, Otsū! Ihr wißt doch, daß ich Euch nur aufziehe. Außerdem würden Eure Freunde es gar nicht gern sehen, wenn Ihr zuviel schmolltet.«

Acht- oder neunhundert Schritt vom Tempel entfernt blühten an beiden Ufern des Aida Blumen in Hülle und Fülle. Otsū setzte ihre Kiepe ab und begann, inmitten eines Schwarms gaukelnder Schmetterlinge weit ausholend die Sichel zu schwingen und die Blumen in Wurzelnähe abzuschneiden. Nach einer Weile wurde Takuan nachdenklich. »Wie friedlich es hier ist«, sagte er mit einem Seufzer, und das klang fromm und kindlich zugleich. »Warum, frage ich mich, ziehen wir es vor, zu weinen und zu leiden, uns in einem Strudel von Leidenschaft und Raserei zu verlieren und uns die Hölle auf

Erden zu bereiten, wenn wir doch alle unser Leben in einem Paradies voller Blumen verbringen könnten? Hoffentlich müßt jedenfalls Ihr all dies nicht durchmachen!«

Otsū, die mit rhythmischen Sichelschwüngen gelben Raps, Frühlingschrysanthemen, Maßliebchen, Mohn und Veilchen schnitt und ihren Korb damit füllte, erwiderte: »Takuan, statt mir eine Predigt zu halten, solltet Ihr Euch lieber vor den Bienen in acht nehmen.«

Er nickte und seufzte verzweifelt auf: »Ich rede nicht von Bienen, Otsū. Ich möchte nur an Euch weitergeben, was Buddha über das Geschick der Frauen gesagt hat.«

»Das Schicksal der Frauen geht Euch nichts an.«

»Oh, da irrt Ihr aber! Als Priester ist es meine Pflicht, meine Nase in das Leben anderer Menschen zu stecken. Ich gebe zu, das hat etwas Fürwitziges und Zudringliches, es ist aber auch nicht nutzloser als das, was ein Kaufmann und Kleidermacher, Zimmermann oder Samurai tut. Meinen Beruf gibt es, weil er gebraucht wird.«

Otsū war etwas versöhnlicher gestimmt. »Ihr habt ja wohl recht.« »Nur will der Zufall es leider, daß das Priesteramt sich seit einigen dreitausend Jahren nicht besonders gut mit den Frauen verträgt. Denn wißt Ihr, nach den Lehren des Buddhismus sind die Frauen das Böse, das Übel, Ausgeburten der Hölle. Ich habe Jahre damit zugebracht, mich in die Schriften zu versenken, und so ist es kein Zufall, daß wir beide uns dauernd streiten.« »Und warum sind die Frauen nach Euren Schriften von Übel?« »Weil sie die Männer betrügen.« »Betrügen denn nicht auch die Männer die Frauen?« »Gewiß, schon ... nur: Buddha war selbst ein Mann.« »Wollt Ihr damit sagen: Wäre er eine Frau gewesen, wäre es genau andersherum?«

»Natürlich nicht! Denn wie könnte ein Dämon je Buddha werden?« »Takuan, das ergibt doch keinen Sinn!«

»Wenn die Lehren der Religion bloß gesunder Menschenverstand wären, brauchten wir keine Propheten, die sie uns verkünden.« »Es ist doch immer das gleiche mit Euch: Ihr biegt alles zu Euren Zwecken zurecht.«

»So etwas kann nur eine Frau sagen. Warum greift Ihr mich persönlich an?«

Sie hörte auf, ihre Sichel zu schwingen; der Kummer der ganzen Welt legte sich wieder über ihr Gesicht.

»Takuan, laßt uns damit aufhören. Ich bin heute nicht in der Stimmung dafür.«

»Schweig, Weib!«

»Ihr seid es doch, der die ganze Zeit geredet hat.«

Takuan schloß die Augen, als gelte es, sich in Geduld zu fassen. »Laßt mich es Euch noch einmal erklären: Als Buddha jung war, saß er unter dem Feigenbaum, und die Dämoninnen führten ihn Tag und Nacht in Versuchung.

Selbstverständlich konnte er sich da keine besonders hohe Meinung von den Frauen bilden. Doch gleichviel – da er der Allbarmherzige ist, nahm er in hohem Alter auch einige Frauen unter seine Jünger auf.« »Warum? Weil er weise oder weil er senil geworden war?« »Nun seid nicht lästerlich!« wies er sie scharf zurecht. »Und vergeßt nicht den Bodhisattva Nagarjuna, der die Frauen ebenso haßte – ich meine: fürchtete – wie der Buddha. Sogar er ging so weit, vier Typen von Frauen zu loben: gehorsame Schwestern, liebende Gefährtinnen, gute Mütter und ergebene Dienerinnen. Er konnte sich nicht genügen, ihre Tugend zu preisen, und den Männern riet er, solche Frauen zu ehelichen.« »Gehorsame Schwestern, liebende Gefährtinnen, gute Mütter und ergebene Dienerinnen! Wahrhaftig, Ihr habt Euch alles so zurechtgelegt, daß es den Männern zum Vorteil gereicht.«

»Nun, ist das nicht natürlich? In Indien galten früher die Männer mehr und die Frauen weniger als in Japan. Doch wie

dem auch sei, ich möchte, daß Ihr den Rat hört, den Nagarjuna den Frauen gab. Er sagte: »Frau, heirate du nicht einen Mann ...« »Aber das ist doch lächerlich!«

»Ihr laßt mich ja nicht zu Ende reden. Er sagte: »Frau, heirate du die Wahrheit!«

Verständnislos sah Otsū ihn an.

»Begreift Ihr denn nicht?« sagte er und vollführte eine weit ausholende Geste. »»Heirate du die Wahrheit« heißt, Ihr solltet Euch nicht nur in einen Sterblichen verlieben, sondern das Unsterbliche suchen.« »Aber Takuan«, fragte Otsū ungeduldig, »was ist »die Wahrheit?« Takuan ließ beide Arme sinken und blickte zu Boden. »Ja, wenn ich darüber nachdenke«, sagte er, »bin ich mir selbst nicht ganz sicher.« Otsū brach in Lachen aus, doch Takuan achtete nicht auf sie. »Eines allerdings weiß ich mit Gewißheit. Auf Euer Leben angewendet, bedeutet die Wahrheit zu ehelichen und damit die Aufrichtigkeit, daß Ihr nicht daran denken solltet, in die Stadt zu ziehen und schwächliche und alberne Kinder zu gebären. Ihr solltet auf dem Lande bleiben, wo Ihr hingehört, und statt dessen eine schöne, gesunde Kinderschar großziehen.« Ungehalten hob Otsū ihre Sichel. »Takuan«, versetzte sie bissig und verzweifelt zugleich, »seid Ihr hergekommen, um mir zu helfen, Blumen zu schneiden, oder nicht?«

»Selbstverständlich bin ich deswegen mit hergekommen. Deshalb bin ich hier.«

»Dann hört auf zu predigen, und nehmt die Sichel!«

»Schön. Wenn Ihr meinen geistlichen Rat nicht wirklich wollt, aufdrängen will ich ihn Euch nicht«, sagte er und spielte den Gekränkten. »Während Ihr hier beschäftigt seid, laufe ich schnell hinüber zu Ogin und erkundige mich, ob sie mit dem Obi fertig ist, den ich morgen tragen soll.« »Ogin? Takezōs Schwester? Die kenne ich doch, oder? Ist sie nicht einmal mit Euch in den Tempel gekommen?« Er ließ die Sichel fallen.

»Ich begleite Euch.«

Otsū war es gründlich leid, ständig mit dem Priester zu streiten, und so nickte sie matt, und gemeinsam gingen sie am Saum des Flusses dahin. Ogin stand mit ihren fünfundzwanzig Jahren zwar nicht mehr in der Blüte der Jugend, sah aber alles andere als schlecht aus. Obgleich viele Freier sich durch den Ruf, in dem ihr Bruder stand, abgestoßen fühlten, konnte man nicht sagen, daß es ihr an Anträgen gemangelt hätte. Bis jetzt hatte sie jedoch allen einen Korb gegeben, weil sie sich, wie sie behauptete, noch ein wenig länger um ihren jüngeren Bruder kümmern wollte.

Das Haus, in dem sie lebte, war von ihrem Vater Munisai erbaut worden, als ihm die kriegerische Ausbildung des Shimmen-Clans oblegen hatte. Als Lohn für seine ausgezeichneten Dienste war ihm das Vorrecht zugestanden worden, den Namen Shimmen anzunehmen. Das Haus bot einen prächtigen Blick auf den Fluß. Es war von einer Lehmmauer auf Steinfundament umgeben und viel zu groß für die Bedürfnisse eines gewöhnlichen Land-Samurai. Wiewohl einst beeindruckend, war es nun heruntergekommen. Wilde Iris sprossen auf dem Dach, und die Wände des Dōjō, in dem Munisai einst die Söhne seines Lehnsherrn in Kriegskunst und Waffentechnik unterrichtet hatte, waren über und über mit weißem Schwalbenkot bedeckt. Munisai war in Unnade gefallen, hatte seine Stellung verloren und war als armer Mann gestorben – in einem Zeitalter der Umwälzungen nichts Ungewöhnliches. Kurz nach seinem Tode hatten seine Bediensteten das Haus verlassen, doch da sie alle aus Miyamoto stammten, schauten viele ab und zu noch einmal vorbei und ließen frisches Gemüse da, reinigten die unbenutzten Räume, füllten die Wasserkrüge, fegten den Weg und halfen auf alle mögliche Weise, daß das alte Haus erhalten blieb. Nicht zuletzt hielten sie mit Munisais Tochter gern einen vergnüglichen Schwatz. Als Ogin, die in einem der inneren

Gemächer saß und nähte, die Hintertür aufgehen hörte, nahm sie an, es handele sich um einen ihrer ehemaligen Diener. In ihre Arbeit vertieft, schrak sie daher zusammen, als Otsū sie begrüßte.

»Ach«, sagte sie, »du bist's. Du hast mir einen schönen Schrecken eingejagt! Mit deinem Obi bin ich gleich fertig. Du brauchst ihn für die Zeremonie morgen, nicht wahr?«

»Ja, Ogin. Ich möchte dir danken, daß du dir soviel Mühe mit ihm gibst. Ich hätte ihn wirklich selbst nähen können, aber es gab eine Menge zu tun im Tempel. Ich hätte nie die Zeit dafür gefunden.«

»Ich freue mich doch, helfen zu können. Ich habe schließlich mehr Zeit, als mir lieb ist. Wenn ich nicht irgend etwas zu tun habe, versinke ich nur in Trübsal.«

Otsū hob die Augen und erblickte den Hausaltar. In einer Schale flackerte eine Kerze, in deren fahlem Licht sie zwei sorgsam mit Pinsel getuschte Inschriften erblickte. Sie waren auf Holztafeln geklebt, vor denen als Opfergaben Wasser und Blumen standen.

Dem dahingeschiedenen Geist von Shimmen Takezō, siebzehn Jahre alt

Dem dahingeschiedenen Geist von Hon'iden Matahachi, gleichfalls siebzehn Jahre alt

»Ogin«, sagte Otsū erschrocken. »Hast du Nachricht bekommen, daß sie gefallen sind?«

»Hm, nein ... Aber was sollen wir sonst annehmen? Ich habe mich damit abgefunden. Ich bin überzeugt, sie sind bei der Schlacht von Sekigahara gefallen.«

Heftig schüttelte Otsū den Kopf. »Sag das nicht! Das bringt Unglück! Sie sind nicht tot, nein, sie sind es nicht. Ich bin sicher, eines Tages stehen sie vor der Tür.«

Ogin senkte den Blick auf ihre Näharbeit. »Träumst du von

Matahachi?« fragte sie leise. »Ja, dauernd. Warum?«

»Das beweist, daß er tot ist. Ich träume von nichts anderem als von meinem Bruder.«

»Ogin, das darfst du nicht sagen!« Mit wenigen Schritten war Otsū beim Altar und riß die Inschriften von den Holztafeln. »Ich werfe dies fort. Das öffnet dem Schlimmsten nur Tür und Tor.«

Tränen liefen ihr übers Gesicht, als sie die Kerze ausblies. Damit noch nicht zufrieden, ergriff sie die Blumen und die Schale mit dem Wasser und eilte durch das angrenzende Zimmer auf die Veranda. Dort warf sie die Blumen so weit fort, wie sie konnte. Das Wasser, das sie ausgoß, landete gerade auf Takuans Kopf, da er sich vor dem Haus auf den Boden gehockt hatte. »Au! Das ist ja kalt!« kreischte er, sprang auf und versuchte, aufgeregt, das Haar mit einem Ende seines Einschlagtuches trockenzurubbeln. »Was soll das? Ich bin hergekommen, um eine Schale Tee zu trinken, und nicht, um ein Bad zu nehmen.«

Otsū lachte, bis ihr von neuem die Tränen kamen, diesmal Tränen der Heiterkeit. »Tut mir leid, Takuan. Wirklich, es tut mir leid. Ich habe Euch nicht gesehen.«

Gleichsam als Wiedergutmachung brachte sie ihm den Tee, auf den er gewartet hatte.

Als sie wieder hineinging, fragte Ogin, die wie gebannt auf die Veranda starrte: »Wer ist das?«

»Der Wandermönch, der im Kloster lebt. Du weißt doch, der so schmutzig war. Du hast ihn kennengelernt, als du bei mir warst, weißt du nicht mehr? Er lag auf dem Bauch in der Sonne und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Als wir fragten, was er denn mache, sagte er, seine Läuse führten einen Ringkampf auf. Er behauptete, er habe ihnen beigebracht, ihn zu unterhalten.« »Ach, der!« »Ja, der. Er heißt Takuan Soho.«

»Ein merkwürdiger Mensch.« »Das ist noch milde

ausgedrückt.«

»Was hat er denn da an? Das sieht nicht aus wie ein Mönchsgewand.« »Ist es auch nicht. Es ist ein Einschlagtuch.« »Ein Einschlagtuch? So was Exzentrisches. Wie alt ist er denn?« »Er behauptet, einunddreißig, aber manchmal komme ich mir vor wie seine ältere Schwester, so albern führt er sich auf. Einer der Priester hat mir jedoch erzählt, trotz dieser äußeren Erscheinung sei er ein vorbildlicher Mönch.« »Das ist wohl möglich. Man kann die Leute nicht nach ihrem Aussehen beurteilen. Woher kommt er denn?«

»Er stammt aus der Provinz Tajima. Seine Ausbildung zum Priester begann mit zehn. Etwa vier Jahre später trat er in das Kloster der Rinzaï-Zen-Sekte ein. Nachdem er von dort fortging, wurde er zu einem Anhänger eines Priestergelehrten vom Daitokuji, mit dem er nach Kyoto und Nara gereist ist. Später studierte er unter Gudō und Myōshinji, Ittō vom Sennan und einer ganzen Reihe anderer berühmter heiliger Männer. Er hat schrecklich lange studiert.«

»Vielleicht ist das der Grund, warum er einem so anders vorkommt.« Otsū fuhr mit ihrer Geschichte fort: »Er wurde zum Priester am Nansōji gemacht und durch kaiserliches Edikt zum Abt des Daitokuji ernannt. Warum, habe ich nie von jemand erfahren können. Er selbst spricht nicht über seine Vergangenheit. Aber aus irgendeinem Grunde ist er schon nach drei Tagen davongelaufen.« Ogin schüttelte den Kopf.

Otsū fuhr fort: »Es heißt, berühmte Generale wie Hosokawa und Adlige wie Karasumaru haben immer und immer wieder versucht, ihn zu bewegen, sich irgendwo fest niederzulassen. Sie haben sich sogar erboten, ihm einen Tempel zu bauen und Geld für seinen Unterhalt zu stiften, aber er ist einfach nicht daran interessiert. Er sagt, er ziehe es vor, durchs Land zu wandern wie ein Bettler, nur seine Läuse zu Freunden zu haben, und wenn du mich fragst, ist er vermutlich ein bißchen verrückt.«

»Von seinem Standpunkt aus gesehen, sind vielleicht wir es, die verrückt sind.«

»Genau das behauptet er.« »Wie lange will er denn hierbleiben?«

»Wer kann das wissen? Es ist seine Gewohnheit, eines Tages aufzutauchen und irgendwann wieder zu verschwinden.«

Takuan, der unter der Veranda saß, erhob sich und rief: »Ich kann alles hören, was Ihr sagt.«

»Nun, wir reden ja nicht gerade schlecht über Euch«, ließ Otsū sich fröhlich vernehmen.

»Ob Ihr das tut oder nicht, ist mir schnuppe. Hauptsache, Ihr amüsiert Euch. Aber Ihr hättet mir zumindest ein paar süße Plätzchen zum Tee anbieten können.«

»Da siehst du, was ich meine«, sagte Otsū zu Ogin. »So ist er immer.«

»Was heißt hier ›so‹?« Der Schalk blitzte Takuan aus den Augen. »Was ist denn mit Euch? Da sitzt Ihr und seht aus, als könntet Ihr keiner Fliege was zuleide tun, dabei handelt Ihr grausamer und herzloser, als ich es je sein könnte.«

»Ach, wirklich? Und wieso bin ich grausam und herzlos?«

»Indem Ihr mich unbarmherzig hier draußen stehen laßt, nur mit ein bißchen Tee, während Ihr drin sitzt und Eurem verlorenen Geliebten nachseufzt – falls Ihr das ›Wieso‹ wissen wollt.«

Vom Daishōji und vom Shippōji läuteten die Glocken. In gemessenem Rhythmus hatte das Geläut kurz nach der Morgendämmerung eingesetzt, und jetzt – lange nach Mittag – ließ es sich ab und zu immer noch vernehmen. Am Morgen war ein ununterbrochener Zug von Menschen zu den Tempeln gezogen: Mädchen mit roten Obis, die Frauen der Händler in gedeckteren Farben und hier und da eine alte Frau in einem dunklen Kimono, die ihre Enkelkinder an der Hand führte. Im

Shippōji war die Haupthalle voll mit Andächtigen, doch die jungen Männer unter ihnen schienen mehr daran interessiert, einen Blick auf Otsū zu werfen, als an der religiösen Handlung teilzunehmen.

»Da ist sie, wahrhaftig!« flüsterte einer. »Hübscher denn je«, ließ sich ein anderer vernehmen.

In der Halle stand ein Miniaturtempel, dessen Dach mit Limonenblättern gedeckt war. Um seine Säulen rankten sich Stengel von Wildblumen. Im Inneren dieses Blumentempelchens, wie es genannt wurde, stand eine zwei Fuß hohe, schwarze Buddha-Statue, deren eine Hand himmelwärts zeigte, während die andere auf die Erde gerichtet war. Das Bildnis war in eine flache Tonschale gestellt worden, und die vorüberziehenden Andächtigen gossen mit einer Bambuskelle süßen Tee über seinen Kopf. Takuan stand mit einem besonders großen Vorrat von diesem wohltätigen Naß daneben und füllte die Bambusröhren der Frommen, damit diese es als Glücksbringer mit nach Hause nehmen konnten. Und während er es austeilte, erbat er milde Gaben.

»Dieser Tempel ist arm, gebt also, soviel ihr könnt! Insbesondere die Reichen unter Euch – ich weiß schon, wen ich meine; diejenigen nämlich, die in feine Seide gekleidet sind und bestickte Obis tragen. Ihr habt viel Geld, und das bringt Euch viel Sorgen. Gebt Ihr einen ganzen Sack Gold für den Tee, werden Eure Sorgen um einen ganzen Sack leichter wiegen.« Auf der anderen Seite des Blumentempelchens saß Otsū hinter einem schwarzen Lacktisch. Ihr Gesicht war rosig überhaucht wie die Blumen rings um sie her. Angetan mit ihrem neuen Obi, schrieb sie Zaubersprüche auf Streifen von fünffarbigem Papier. Dabei handhabte sie den Pinsel, den sie ab und zu in ein goldlackiertes Tuschkästchen zu ihrer Rechten tauchte, sehr sicher. Sie schrieb:

An diesem achten Tag des vierten Monats

Sorgt dafür, daß Jenes Ungeziefer vertilgt werde,

Das da die Ernten vernichtet.

Denn dieser Tag ist der beste aller Tage dafür.

Seit unvordenklichen Zeiten glaubte man in dieser Gegend daran, daß das Aufhängen dieses aufs Praktische gerichteten Sinnspruchs den Gläubigen nicht nur vor Käferfraß bewahrte, sondern auch vor Krankheit und Unglück schützte. Otsū pinselte dieselben Zeilen Dutzende von Malen – so oft, bis ihr Handgelenk schmerzte und die Kalligraphie den Grad ihrer Ermüdung zu spiegeln begann.

Sie hielt einen Moment inne, um sich zu erholen, und rief Takuan zu: »Hört auf, diese Leute auszurauben! Ihr verlangt viel zuviel.« »Ich wende mich ja an die, die ohnehin schon zuviel haben und für die der Besitz zur Bürde geworden ist. Das Wesen der Wohltätigkeit gebietet es, ihnen diese Bürde abzunehmen«, erwiderte er. »Wenn man so denkt, werden aus gewöhnlichen Dieben Heilige.« Takuan war zu sehr damit beschäftigt, Goldstücke einzustecken, als daß er Zeit gehabt hätte, hierauf einzugehen. »Gemach, gemach!« wandte er sich an die sich schiebende und schubsende Menge. »Nur nicht drängeln! Laßt Euch Zeit! Immer schön anstellen! Ihr bekommt noch früh genug Gelegenheit, Eure Börsen zu erleichtern.«

»Heda, Priester!« verwahrte sich ein junger Mann, der ermahnt worden war, sich nicht vorzudrängeln.

»Meint Ihr mich?« fragte Takuan und zeigte auf seine Nase. »Ja. Ihr sagt uns immer wieder, wir sollen abwarten, bis wir an der Reihe sind, dabei bedient Ihr die Frauen als erste.« »Mir gefallen die Frauen ebenso wie die Männer.«

»Dann müßt Ihr einer von jenen Lüstlingen im Priestergewand sein, von denen man immer soviel hört.«

»Jetzt reicht's aber, du Kröte! Bildest du dir etwa ein, ich wüßte nicht, *warum* du hier bist? Du bist nicht hergekommen, um Buddha zu ehren oder ein geheiliges Andenken mit nach Hause zu nehmen. Du bist hergekommen, um mal einen

ausführlichen Blick auf Otsū werfen zu können. Komm schon, gib's zu! Aber weißt du, du kommst doch nicht weit bei den Frauen, wenn du so knickerig bist.«

Otsū schoß das Blut zu Kopf. »Jetzt aber Schluß damit, Takuan! Entweder Ihr hört nun auf, oder ich werde ernstlich böse!«

Um den Augen Ruhe zu gönnen, sah Otsū abermals von ihrer Arbeit auf und ließ den Blick über die Menge schweifen. Plötzlich nahm sie flüchtig ein Gesicht wahr, das sie kannte. Sie ließ den Pinsel fallen, daß es klapperte, sprang auf und hätte um ein Haar den Tisch umgeworfen, doch das Gesicht war bereits wieder verschwunden, wie ein Fisch untergetaucht in der Menge. Alles andere vergessend, eilte sie ans Tempeltor und rief: »Takezō! Takezō!«

Der Zorn einer Witwe

Matahachis Familie, die Hon'iden, waren stolz darauf, zum Landadel zu gehören, zu einer Schicht, die sowohl Samurai stellte als auch Ackerbau betrieb. Das wahre Familienoberhaupt war seine Mutter, eine unverbesserlich eigensinnige Frau namens Osugi. Wiewohl fast sechzig, führte sie ihre Familie samt den Bediensteten täglich aufs Feld und arbeitete hart wie nur einer von ihnen. Zur Pflanzzeit schwang sie die Hacke, und nach der Ernte drosch sie die Gerste, indem sie darauf herumtrampelte. Zwang die Dämmerung sie, mit der Arbeit aufzuhören, fand sie immer etwas, das sie sich auf den gebeugten Rücken laden und nach Hause tragen konnte. Oft war es ein Bündel Maulbeerschößlinge von einer solchen Größe, daß ihre vornübergebeugte Gestalt fast ganz darunter verschwand. Abends fand man sie dann für gewöhnlich bei der Fütterung ihrer Seidenraupen.

Am Nachmittag des Blumenfestes blickte Osugi von ihrer Arbeit im Maulbeerhain auf und sah ihren rotznasigen Enkel barfuß übers Feld auf sie zu laufen.

»Wo bist du gewesen, Heita?« fragte sie streng. »Beim Tempel?« »Uh-huh.« »War Otsū da?«

»Ja«, antwortete er aufgeregt und immer noch außer Atem. »Sie hat heute einen besonders hübschen Obi an und hilft bei der Feier.« »Hast du süßen Tee und einen Spruch mitgebracht, der die Käfer fernhält?«

»Unh-unh.«

Verwirrt weiteten sich die sonst in den Runzeln und Falten ihres Gesicht versteckten Augen. »Und warum nicht?«

»Otsū hat gesagt, ich soll mich später drum kümmern. Sie hat gesagt, ich soll gleich nach Haus laufen und es dir sagen.« »Was sagen?«

»Takezō von der anderen Seite des Flusses. Sie sagt, sie hat ihn gesehen. Beim Fest.«

Osugis Stimme sackte um eine ganze Oktave ab. »Wirklich? Hat sie das wirklich gesagt, Heita?« »Ja, Großmutter.«

Ihr kräftiger Körper schien auf einmal zu erschlaffen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Langsam drehte sie sich um, als erwarte sie, ihren Sohn hinter sich stehen zu sehen.

Da niemand da war, fuhr sie wieder herum. »Heita«, sagte sie unvermittelt, »mach du hier weiter und pflück den Rest der Maulbeerblätter!« »Wohin willst du denn?«

»Nach Hause. Wenn Takezō zurück ist, muß auch Matahachi dasein.« »Ich komme mit.«

»Nein, das tust du nicht. Sei nicht unartig, Heita!« Die alte Frau stapfte davon. Verloren wie ein Waisenkind blieb der kleine Junge zurück. Das von knorrigen Eichen umstandene Bauernhaus war sehr groß. Osugi lief daran vorbei direkt auf die Scheune zu, wo ihre Tochter und einige Knechte arbeiteten.

Sie war noch gar nicht ganz da, da rief sie bereits aufgereggt:
»Ist Matahachi schon da? Ist er zu Hause?«

Erschrocken starrten sie alle an, als habe sie den Verstand verloren. Schließlich sagte einer der Männer: »Nein«, was die alte Frau jedoch nicht zu hören schien. Es war, als sei »Nein« für sie im Zustand der Übererregtheit keine Antwort. Als alle sie weiterhin ratlos ansahen, schalt sie sie Dummköpfe und setzte ihnen auseinander, was sie von Heita gehörte hatte – und daß, wenn Takezō wieder dasei, auch Matahachi zurück sein müsse. Dann besann sie sich wieder auf ihre Rolle als Familienoberhaupt und schickte die anderen in alle Himmelsrichtungen aus, um ihn zu suchen. Sie selbst blieb im Haus zurück und rannte nur jedesmal hinaus, wenn sie das Gefühl hatte, jemand nähere sich, um ihn zu fragen, ob man ihren Sohn schon gefunden habe. Bei Sonnenuntergang stellte sie – immer noch unverdrossen – eine Kerze vor den Seelentafeln der Ahnen ihres Mannes auf. Anscheinend ins Gebet versunken, saß sie regungslos davor. Da alle anderen immer noch suchten, war keine Abendmahlzeit zubereitet, und als die Nacht hereinbrach und immer noch keine Nachricht da war, kam schließlich Leben in Osugi. Wie in Trance verließ sie schleppenden Schritts das Haus und begab sich ans Eingangstor. Dort stand sie im Dunkel verborgen und wartete. Ein wäßriger Mond schien durch die Zweige der Eichen, und die Berge, die hinter dem Haus hochragten, waren von weißem Dunst eingehüllt. Der süßliche Duft der Birnenblüten hing in der Luft.

Die Zeit verging. Endlich sah man eine Gestalt am Rand des Birnengartens näher kommen. Als Osugi die Umrisse von Otsū erkannte, rief sie deren Namen, woraufhin diese auf sie zu lief. Ihre nassen Sandalen klopfen schwer auf die Erde.

»Otsū! Heita hat mir gesagt, du hast Takezō gesehen. Stimmt das?« »Ja, ich bin sicher, daß er es war. Ich entdeckte ihn in der Menge draußen vorm Tempel.«

»Und Matahachi hast du nicht gesehen?«

»Nein. Ich bin hinausgeeilt, um Takezō nach ihm zu fragen, doch als ich seinen Namen rief, sprang er davon wie ein aufgeschreckter Hase. Einen Moment kreuzten sich unsere Blicke, doch dann war er fort. Er ist schon immer sonderbar gewesen, aber weshalb er einfach davongelaufen ist, kann ich nicht verstehen.«

»Davongelaufen?« fragte Osugi mit verständnislosem Blick. Sie fing an zu überlegen, und je länger sie das tat, nahm ein desto schrecklicherer Verdacht in ihr Gestalt an. Ihr dämmerte, daß dieser Shimmen-Junge, der Rüpel Takezō, den sie so sehr haßte, weil er ihren geliebten Matahachi dazu verleitet hatte, mit in den Krieg zu ziehen, wieder nichts Gutes im Schilde führte. Böses ahnend sagte sie schließlich: »Dieser Lump! Wahrscheinlich hat er den armen Matahachi irgendwo sterben lassen und sich mit heiler Haut nach Hause durchgeschlagen. Ein Feigling, das ist er!« Osugi zitterte vor Zorn, ihre Stimme wurde zu einem schrillen Gekreisch. »Aber vor mir kann er sich nicht verstecken.«

Otsū bewahrte die Fassung. »Ach, so was traue ich ihm einfach nicht zu. Selbst wenn er Matahachi irgendwo hat zurücklassen müssen, bringt er uns bestimmt eine Nachricht von ihm oder ein Andenken.« Sie schien entsetzt, daß die alte Frau mit ihren Anschuldigungen so schnell bei der Hand war. Osugi jedoch war nunmehr überzeugt von Takezōs Niedertracht. Nachdrücklich schüttelte sie den Kopf und fuhr fort: »O nein, das würde er nicht! Bestimmt nicht dieser junge Dämon! So viel Herz hat der nicht! Matahachi hätte sich nie mit ihm anfreunden dürfen!« »Großmutter ...« sagte Otsū begütigend. »Was?« fragte Osugi bissig und alles andere als beschwichtigt. »Ich meine, wenn wir einfach hinübergehen zu Ogin, finden wir Takezō dort vielleicht.«

Die alte Frau entkrampfte sich ein wenig. »Vielleicht hast du recht. Sie ist seine Schwester, und außerdem gibt es keinen

Menschen sonst in Miyamoto, der ihn aufnehmen würde.«

»Dann laß uns hingehen und nachsehen – nur wir beide.« Das aber wies Osugi plötzlich weit von sich. »Ich wüßte nicht, warum ich das tun sollte. Sie hat gewußt, daß ihr Bruder meinen Sohn mitgeschleppt hat in den Krieg; trotzdem ist sie nie gekommen, sich zu entschuldigen oder ihre Aufwartung zu machen. Und jetzt, wo er zurück ist, hat sie es nicht einmal für nötig befunden, herzukommen und es mir zu sagen. Ich wüßte wirklich nicht, warum ich zu ihr gehen sollte. Das wäre erniedrigend. Ich werde hier auf sie warten.«

»Aber – es handelt sich doch nicht um einen normalen Besuch«, hielt Otsū ihr entgegen. »Außerdem ist es doch in diesem Augenblick am wichtigsten, so schnell wie möglich mit Takezō zu sprechen. Wir müssen unbedingt erfahren, was geschehen ist. Ach, bitte, Großmutter, kommt doch! Ihr braucht überhaupt nichts zu tun. Die Förmlichkeiten erledige alle ich, wenn Ihr möchtet.«

Widerstrebend ließ Osugi sich überreden. Selbstverständlich war sie genauso darauf erpicht wie Otsū, herauszufinden, was los war; doch lieber wäre sie gestorben, als eine Shimmen um einen Gefallen zu bitten. Das Haus lag etwa eine Meile entfernt. Wie die Hon'iden gehörten auch die Shimmen zum Landadel, und beide Häuser stammten von derselben Akamatsu-Sippe ab, von der sie sich freilich schon vor Generationen gelöst hatten. Da sie auf verschiedenen Flußufern lebten, hatten sie stillschweigend immer das Existenzrecht der anderen anerkannt, doch weiter ging die verwandtschaftliche Liebe nicht.

Als sie vor dem Eingangstor zu Ogins Haus anlangten, fanden sie es verschlossen, und die Bäume standen so dicht, daß man vom Inneren kein Licht sehen konnte. Otsū schickte sich an, einen Bogen zu schlagen und zur Hintertür zu gehen, doch Osugi blieb störrisch wie ein Esel stehen. »Ich meine, es geht nicht an, daß das Oberhaupt der Hon'iden das Haus der

Shimmen durch den Hintereingang betritt. Das ist erniedrigend.« Da Otsū erkannte, daß Osugi nicht nachgeben würde, begab sie sich allein zum rückwärtigen Eingang. Bald tauchte ein Licht am Tor auf. Ogin persönlich war herausgekommen, um die ältere Frau zu begrüßen, die – eben noch ein altes Weib hinter dem Pflug – plötzlich zu einer großen Dame geworden war, die ihre Gastgeberin in hoffärtigem Ton anredete. »Verzeiht, wenn ich zu so später Stunde störe, doch die Angelegenheit, die mich herbringt, kann einfach nicht warten. Wie freundlich von Euch, herauszukommen und mich einzulassen!« An Ogin vorbei rauschte sie ins Haus und begab sich, einer Götterbotin gleich, ungesäumt auf den Ehrenplatz im Raum vor der TOKŌnoma, der Bildernische. Stolz zwischen einem Rollbild und einem Blumengesteck dasitzend, ließ sie sich herab, Ogins tiefempfundene Worte des Willkommens entgegenzunehmen.

Nachdem die Höflichkeiten ausgetauscht waren, kam Osugi zur Sache. Ihr falsches Lächeln schwand, und sie funkelte die junge Frau ihr gegenüber an. »Man hat mir gesagt, der junge Dämon dieses Hauses sei heimgekrochen gekommen. Bitte, holt ihn her!«

Wiewohl Osugis Zunge für ihre Schärfe bekannt war, wirkte diese unverhüllte Boshaftigkeit wie ein Schock auf die sanfte Ogin. »Wen meint Ihr mit ›junger Dämon dieses Hauses‹?« erkundigte sie sich merklich zurückhaltend.

Chamäleongleich änderte Osugi ihre Taktik. »Das ist mir nur so herausgefahren, glaubt mir«, sagte sie und lachte. »So nennen die Leute im Dorf ihn, und das muß ich wohl von ihnen übernommen haben. Der ›junge Dämon‹ ist Takezō. Er versteckt sich hier, nicht wahr?«

»Aber nein«, erklärte Ogin ehrlich verwundert. Da es sie verlegen machte, so von ihrem Bruder sprechen zu hören, biß sie sich auf die Lippe. Otsū hatte Mitleid mit Ogin, und so erklärte sie ihr, sie habe Takezō beim Blumenfest entdeckt.

Und als wolle sie Balsam auf Ogins verletztes Gefühl gießen, fügte sie hinzu: »Merkwürdig, nicht wahr, daß er nicht gleich hierhergekommen ist?«

»Nun, jedenfalls ist er das nicht«, erklärte Ogin. »Ich höre zum erstenmal davon. Aber wenn er, wie du sagst, wieder da ist, muß er ja jeden Augenblick an die Tür klopfen.«

Osugi, die steif auf dem Bodenkissen saß, faltete mit dem Ausdruck einer erbosten Schwiegermutter die Hände im Schoß und ließ eine Tirade los.

»Was soll das alles? Meint Ihr etwa, ich glaube, Ihr hättet noch nicht von ihm gehört? Begreift Ihr denn nicht, daß ich die Mutter des jungen Mannes bin, den Euer Nichtsnutz von Bruder verleitet hat, mit ihm in den Krieg zu ziehen? Wißt Ihr denn nicht, daß Matahachi der Erbe und die Stütze der Familie Hon'idon ist? Euer Bruder ist es gewesen, der ihn beschwätzt hat, mitzugehen und sich töten zu lassen. Wenn mein Sohn gefallen ist, dann ist Euer Bruder es, der ihn auf dem Gewissen hat, und wenn er sich einbildet, er kann einfach heimlich zurückkehren und kommt ungeschoren davon ...« Die alte Frau hielt gerade lange genug inne, um Luft zu holen; dann sah sie Ogin nochmals zornfunkelnd an. »Und was ist mit Euch? Da er offensichtlich die Stirn gehabt hat, sich allein zurückzuschleichen – warum habt Ihr, seine ältere Schwester, ihn nicht augenblicklich zu mir geschickt? Ich bin entsetzt über Euch beide – eine alte Frau so respektlos zu behandeln! Für wen haltet Ihr mich eigentlich?«

Noch einmal holte sie Luft, dann fuhr sie fort: »Wenn Euer Takezō wieder da ist, dann bringt mir meinen Matahachi zurück. Und wenn Ihr dazu nicht imstande seid, dann könnt Ihr wenigstens den ›jungen Dämon‹ hierherzitieren, damit er zu meiner Zufriedenheit erklärt, was meinem geliebten Sohn zugestoßen ist und wo er sich aufhält – und zwar auf der Stelle!« »Wie soll ich das tun? Er ist nicht hier.«

»Das ist eine bodenlose Lüge!« kreischte sie. »Ihr müßt doch wissen, wo er ist!«

»Aber ich sage Euch doch, daß ich das nicht weiß!« widersprach Ogin. Ihre Stimme zitterte, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie senkte den Kopf und wünschte mit aller Macht, ihr Vater lebte noch.

Plötzlich kam von der Verandatür her ein knackendes Geräusch; dann hörte man rasche Schritte.

In Osugis Augen blitzte es auf. Schon wollte Otsū aufstehen, da hörte man einen haarsträubenden Schrei – fast als ob ein Tier heulte. Eine Männerstimme rief: »Faßt ihn!«

Dann das Getrappel von etlichen Personen, die um das Haus herumliefen, dazu das Knacken von Zweigen und das Rascheln von Bambus. »Das ist Takezō!« rief Osugi. Sie sprang auf, funkelte die knieende Ogin an und spie die Worte geradezu aus: »Ich hab's ja gewußt, daß er da ist. Das stand mir so klar vor Augen«, erklärte sie aufgebracht, »wie die Nase in Eurem Gesicht. Ich weiß nicht, warum Ihr versucht habt, ihn vor mir zu verbergen, doch merkt Euch das: Das vergesse ich nie!«

Mit wenigen Schritten war sie an der Tür und schob sie auf, daß es krachte. Was sie draußen sah, ließ ihr ohnehin bereits fahles Gesicht noch bleicher werden. Das Gesicht nach oben, lag ein junger Mann mit Beinschienen auf dem Boden; er war offensichtlich tot, denn frisches Blut sickerte ihm aus Nase und Augen. Nach dem eingeschlagenen Schädel zu urteilen, mußte ihm ein einziger Hieb mit einem Holzsword den Garaus gemacht haben. »Ein ... ein Toter ... ein Toter liegt draußen!« stammelte sie.

Otsū trug das Licht hinaus auf die Veranda und stand neben Osugi, die, von Entsetzen gepackt, vor der Leiche stand. Es war weder die von Takezō noch die von Matahachi, sondern die eines Samurai, den keine von ihnen kannte.

Osugi murmelte: »Wer das wohl getan hat?« Dann wandte

sie sich rasch an Otsū und sagte: »Gehen wir nach Hause, ehe wir da in etwas hineingezogen werden.«

Otsū brachte es nicht über sich zu gehen. Die alte Frau hatte so viel Häßliches gesagt. Es wäre Ogini gegenüber nicht recht gewesen, das Haus zu verlassen, ohne sie nicht vorher getröstet zu haben. Falls Ogini wirklich gelogen hatte, meinte Otsū, mußte sie einen guten Grund dafür gehabt haben. Sie hatte also das Gefühl, Ogini noch etwas Tröstliches sagen zu müssen, und erklärte deshalb Osugi, sie werde später nachkommen. »Tu, was dir beliebt«, versetzte Osugi beleidigt und verabschiedete sich. Ogini bot ihr zuvorkommend eine Laterne an, doch Osugi wies das stolz und trotzig zurück. »Ihr solltet wissen, das Oberhaupt der Familie Hon'iden ist noch nicht so hinfällig, daß es ein Licht braucht, um im Dunkeln heimzufinden.« Sie raffte den Kimonosaum, verließ das Haus und schritt entschlossen in den dichter werdenden Nebel hinein.

Nicht weit vom Haus entfernt rief ein Mann sie an. Er hatte das Schwert gezogen und Arme und Beine mit einer Rüstung geschützt. Offensichtlich handelte es sich um einen in Amt und Ehren stehenden Samurai, wie man ihn für gewöhnlich nicht im Dorf antraf.

»Kommt Ihr nicht gerade aus dem Haus der Shimmen?« fragte er. »Ja, aber ...«

»Gehört Ihr zur Shimmen-Familie?«

»Aber ganz gewiß nicht!« verwahrte Osugi sich mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ich bin das Oberhaupt des Samurai-Hauses auf der anderen Seite des Flusses.«

»Soll das heißen, Ihr seid die Mutter von Hon'iden Matahachi, der gemeinsam mit Shimmen Takezō in die Schlacht auf der Sekigahara-Ebene zog?« »Hm, ja – aber mein Sohn ist nicht aus freien Stücken gegangen. Er ist von diesem ›jungen Dämon‹ dazu verleitet worden.« »Dämon?«

»Von diesem ... Takezō!«

»Man hält in Miyamoto wohl nicht allzu große Stücke auf Takezō, wie?« »Allzu große Stücke? Darüber kann ich nur lachen! Einen solchen Lump habt Ihr noch nie gesehen! Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was für Scherereien meine Familie gehabt hat, seit mein Sohn sich mit ihm angefreundet hat.« »Euer Sohn scheint bei Sekigahara den Tod gefunden zu haben. Ich bin ...« »Matahachi! Den Tod?«

»Nun, ich bin mir zwar nicht ganz sicher, aber vielleicht tröstet Euch in Eurem Kummer zu wissen, daß wir alles tun werden, um Rache zu nehmen.«

Mißtrauisch faßte Osugi ihn ins Auge. »Wer seid Ihr eigentlich?« »Ich gehöre zu der Tokugawa-Garnison. Nach der Schlacht sind wir in die Burg von Himeji verlegt worden. Auf Befehl meines Herrn habe ich an der Grenze zur Provinz Harima eine Schranke errichtet, um jeden zu prüfen, der hinüber will. Dieser Takezō aus dem Haus dort hinten«, fuhr er fort und zeigte hinüber, »hat die Schranke durchbrochen und ist in Richtung Miyamoto geflohen. Wir sind den ganzen Weg bis hierher hinter ihm hergehetzt. Ich muß schon sagen, er ist ein besonders zäher Bursche. Wir dachten, nach ein paar Tagen Fußmarsch würde er zusammenbrechen, doch bis jetzt haben wir ihn nicht eingeholt. Er kann aber nicht in alle Ewigkeit weiter. Wir bekommen ihn schon.«

Osugi nickte beim Zuhören und begriff jetzt, warum Takezō im Shippōji nicht gesehen werden wollte und – noch wichtiger – daß er wahrscheinlich auch sein Elternhaus nicht aufgesucht hatte, da das selbstverständlich der erste Ort gewesen wäre, wo die Soldaten ihn suchen würden. Da er jedoch offenbar allein umherzog, war ihr Zorn nicht im mindesten geringer geworden. Daß aber Matahachi tot sein sollte, wollte sie genausowenig glauben. »Ich weiß, Takezō kann stark und verschlagen sein wie ein wildes Tier, Herr«, sagte sie verächtlich. »Doch glaube ich nicht, daß Samurai Eures Schlages Schwierigkeiten haben werden, ihn dingfest zu machen.« »Nun, das haben wir, offen

gestanden, zuerst auch gedacht. Aber wir sind nicht viele, und nun hat er gerade einen meiner Männer erschlagen.« »Laßt Euch von einer alten Frau einen guten Rat geben«, sagte sie, beugte sich vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ihre Worte schienen ihm außerordentlich zu gefallen. Er nickte zustimmend und rief begeistert: »Guter Einfall! Glänzend!«

»Sorgt dafür, daß nichts schiefgeht«, ermahnte Osugi ihn noch, als sie weiterging.

Kurz darauf gruppierte der Samurai seine aus vierzehn oder fünfzehn Männern bestehende Abteilung hinter Ogins Haus um. Nachdem er alle über seinen Plan ins Bild gesetzt hatte, kletterten sie über die Mauer, umzingelten das Haus und versperrten alle Ausgänge. Dann stürmten mehrere Soldaten ins Haus hinein und versammelten sich, nicht ohne eine Schmutzspur zu hinterlassen, im inneren Wohngemach, wo die beiden jungen Frauen sich gegenseitig bemitleideten und die tränenfeuchten Augen mit Tüchern betupften.

Als die Soldaten vor ihr standen, holte Otsū vernehmlich Luft und erbleichte. Ogin jedoch, die stolze Tochter Munisais, blieb ungerührt. Mit Augen, die wie Stahl funkelten, sah sie die Eindringlinge verächtlich an. »Wer von Euch ist Takezōs Schwester?« fragte einer von ihnen. »Das bin ich«, entgegnete Ogin kalt. »Ich verlange zu wissen, warum ihr ohne Erlaubnis in dies Haus eingedrungen seid. Ich dulde solch rüpelhaftes Benehmen in einem nur von Frauen bewohnten Haus nicht.« Mit diesen Worten wandte sie sich ihnen ganz zu.

Der Samurai, der noch vor wenigen Augenblicken mit Osugi gesprochen hatte, zeigte auf Ogin. »Nehmt sie fest!« befahl er.

Kaum waren diese Worte heraus, brach ein Tumult aus. Das ganze Haus wackelte, und die Lichter gingen aus. Mit einem Schreckensschrei stolperte Otsū hinaus in den Garten, während mindestens zehn Mann über Ogin herfielen und sie mit einem Strick fesselten. Trotz ihres heldischen Widerstands war alles

nach wenigen Minuten vorbei. Sie stießen sie auf den Boden und traktierten sie mit derben Fußtritten.

Otsū vermochte sich hinterher nicht mehr zu erinnern, wie sie es schaffte, aber irgendwie gelang es ihr zu fliehen. Unwillkürlich lief sie barfuß im dunstigen Mondlicht auf den Shippōji zu, wobei sie sich ganz von ihrem Instinkt leiten ließ. Sie war in einer friedlichen Umgebung aufgewachsen und hatte jetzt das Gefühl, ihre Welt stürze ein.

Am Fuß des Hügels, auf dem der Tempel stand, rief jemand sie an. Sie sah eine Gestalt zwischen den Bäumen auf einem Felsen hocken. Es war Takuan.

»Gott sei Dank, daß Ihr da seid!« rief er. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht. Ihr seid doch sonst um diese Zeit nicht mehr auf. Als mir klar wurde, wie spät es bereits war, bin ich hinausgegangen, um nach Euch Ausschau zu halten.« Er richtete den Blick auf den Boden und fragte dann: »Wieso seid Ihr denn barfuß?«

Während er immer noch auf Otsūs nackte weiße Füße starrte, stürzte sie sich in seine Arme und rief wehklagend: »Ach, Takuan! Es ist furchtbar! Was sollen wir denn tun?«

Mit ruhiger Stimme bemühte er sich, sie zu begütigen. »Schon gut! Schon gut! Was soll denn so furchtbar sein? Es gibt nicht vieles in der Welt, das schrecklich ist. Beruhigt Euch, und erzählt mir, was geschehen ist!« »Sie haben Ogin gefesselt und abgeführt! Matahachi ist nicht zurückgekommen, und jetzt soll die arme Ogin, die so süß ist und so sanft – sie treten sie mit Füßen. Ach, Takuan, wir müssen etwas unternehmen!« Schluchzend und zitternd klammerte sie sich verzweifelt an den jungen Mönch und barg den Kopf an seiner Brust.

Es war um die Mittagszeit an einem stillen, feuchten Frühlingstag. Ein kaum wahrnehmbarer Dunsthauch hing um das verschwitzte Gesicht des jungen Mannes. Takezō streifte

allein durch die Berge; wohin, wußte er nicht. Er war am Rand der Erschöpfung und hundemüde, doch brauchte nur ein Vogel flatternd davonzufliegen, schossen seine Augen erschreckt umher. Trotz allem, was er durchgemacht hatte, kam Leben in seinen schmutzbedeckten Körper, und seine aufgestaute Wut und sein Überlebenswille brachen sich eine Bahn.

»Lumpengesindel!« knurrte er. Da er seinen Zorn an nichts Wirklichem auslassen konnte, ließ er sein Schwarzeichenschwert durch die Luft sausen. Er schlug einen dicken Ast von einem großen Baum ab, und der weiße Saft, der aus der Wunde quoll, erinnerte ihn an die Milch einer stillenden Mutter. Den Blick starr geradeaus gerichtet, blieb er stehen. Da er keine Mutter hatte, an die er sich wenden konnte, blieb ihm nur die Natureinsamkeit. Doch statt ihm Trost zu spenden, schienen selbst die reißenden Bäche und die übereinander aufgetürmten Berge der Heimat seiner nur zu spotten. »Warum sind nur alle im Dorf gegen mich?« fragte er sich. »Sobald sie mich sehen, melden sie mich den Wachen in den Burgen. Wenn man bedenkt, wie sie bei meinem Anblick davonlaufen, könnte man meinen, ich sei ein Wahnsinniger.«

Vier Tage lang hatte er sich in den Sanumo-Bergen versteckt gehalten. Jetzt konnte er durch den Schleier des mittäglichen Dunstes hindurch sein Vaterhaus erkennen, das Haus, in dem seine Schwester allein lebte. An die Vorberge unter ihm geduckt, lag der Shippōji; sein die Bäume überragendes Tempeldach war gut zu erkennen. Er wußte, daß er weder hierhin noch dorthin konnte. Als er sich an Buddhas Geburtstag auch nur in die Nähe des Tempels gewagt hatte, war er seines Lebens nicht sicher gewesen, obwohl so viele Menschen dagewesen waren. Als er seinen Namen hatte rufen hören, war ihm keine andere Wahl geblieben, als zu fliehen. Abgesehen davon, daß er seinen Hals retten wollte, wußte er: Wenn er entdeckt wurde, kam Otsū in des Teufels Küche.

Als er sich gestern abend heimlich zum Haus seiner

Schwester geschlichen hatte, war gerade Matahachis Mutter anwesend, und das war sein Glück gewesen. Eine Weile hatte er einfach draußen gestanden und sich den Kopf nach einer Erklärung zerbrochen, wo Matahachi sei, doch als er seine Schwester durch einen Spalt in der Tür hindurch beobachtete, waren die Soldaten auf ihn gestoßen. Wieder hatte er die Flucht ergreifen müssen, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, mit irgendeinem Menschen zu sprechen. Seither wollte es ihm von seiner Zuflucht in den Bergen aus scheinen, als hielten die Tokugawa-Samurai besonders scharf nach ihm Ausschau. Sie bewachten jede Straße, die er hätte nehmen können; gleichzeitig hatten die Leute von Miyamoto sich zu Suchtrupps zusammengefunden, welche die Berge durchkämmten.

Was Otsū wohl von ihm denken mußte! Er argwöhnte, daß selbst sie sich gegen ihn gewandt haben könnte. Da es so aussah, als hielte jeder in seinem Heimatdorf ihn für einen Feind, wußte er überhaupt nicht mehr, was tun. Ich kann Otsū unmöglich den wahren Grund sagen, warum ihr Verlobter nicht zurückgekommen ist, dachte er. Vielleicht sollte ich es der alten Frau sagen ... Ja, das ist die Lösung. Wenn ich ihr alles erkläre, kann sie es Otsū schonend beibringen. Und dann gibt es für mich keinen Grund mehr, hier herumzuhängen.

Nachdem er diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, ging Takezō weiter, wußte jedoch, daß er sich vor Einbruch der Dunkelheit nicht in die Nähe des Dorfes wagen durfte. Mit einem großen Felsbrocken zertrümmerte er einen anderen, der in viele Stücke auseinanderbrach; mit einem solchen warf er nach einem dahinfliegenden Vogel. Als dieser auf die Erde fiel, nahm er sich kaum die Zeit, ihn zu rupfen, ehe er halb verhungert die Zähne in das warme, rohe Fleisch grub. Während er noch dabei war, den Vogel zu verschlingen, hörte er plötzlich einen erstickten Schrei. Wer immer ihn erspäht hatte, versuchte jetzt, wie gehetzt durch den Wald zu entkommen. Aufs höchste erbost von der Vorstellung, daß man

ihn völlig grundlos fürchtete, haßte und verfolgte, rief er: »Wartet!« und setzte dann wie ein Panther hinter der fliehenden Gestalt her.

Der Mann war kein ebenbürtiger Gegner für Takezō, der ihn bald eingeholt hatte. Wie sich herausstellte, handelte es sich um einen der Dörfler, die in den Bergen Kohlenmeiler unterhielten; Takezō kannte ihn vom Sehen. Er packte ihn beim Kragen und schleifte ihn zurück auf eine kleine Lichtung. »Warum lauft Ihr weg? Kennt Ihr mich nicht? Ich bin einer von Euch, Shimmen Takezō aus Miyamoto. Ich fress' Euch schon nicht! Ihr wißt doch, es ist sehr unhöflich, vor jemand davonzulaufen, ohne auch nur guten Tag zu sagen.«

»J-j-ja, Herr.« »Setzt Euch!«

Takezō lockerte seinen Griff, mit dem er den Arm des Mannes umfaßt hatte, doch der Unselige versuchte zu fliehen und zwang Takezō, ihm in den Hintern zu treten und so zu tun, als schlage er mit dem Schwert zu. Die Hände schützend über dem Kopf, wand der Mann sich am Boden wie ein winselnder Hund.

»Bringt mich nicht um!« schrie er erbarmungswürdig. »Beantwortet mir meine Fragen, einverstanden?«

»Ich sage Euch alles – nur, bringt mich nicht um! Ich habe Frau und Kinder.«

»Niemand bringt Euch um. Ich nehme an, in den Bergen um Miyamoto herum wimmelt es von Soldaten, stimmt's?« »Ja.«

»Bewachen sie auch den Shippōji sehr streng?« »Ja.«

»Machen die Männer aus dem Dorf auch heute wieder Jagd auf mich?« Schweigen.

»Gehört Ihr zu ihnen?«

Der Mann sprang auf und schüttelte den Kopf wie ein Taubstummer. »Nein, nein, nein!«

»Das reicht!« herrschte Takezō ihn an. Dann packte er ihn

wieder fest am Hals und fragte: »Was ist mit meiner Schwester?« »Was für einer Schwester?«

»Meiner Schwester, Ogin aus dem Hause Shimmen. Tut nicht so blöd! Ihr habt versprochen, mir meine Fragen zu beantworten. Im Grund mache ich den Leuten aus dem Dorf keinen Vorwurf, daß sie versuchen, mich einzufangen, denn die Samurai zwingen sie dazu. Aber ich bin sicher, *ihr* würden sie nie etwas zuleide tun, oder?«

Allzu unschuldig antwortete der Mann: »Darüber weiß ich nichts. Überhaupt nichts.«

Im Nu hatte Takezō das Schwert hochgerissen und hielt es, als wolle er zuschlagen. »Gebt acht, was Ihr sagt! Das hört sich äußerst verdächtig für mich an. Irgendwas ist doch geschehen, oder? Raus mit der Sprache, oder ich schlage Euch den Schädel ein.« »Wartet! Nicht! Ich werde reden. Ich sage alles.«

Die Hände flehend gefaltet, erzählte der am ganzen Leibe zitternde Köhler, man habe Ogin als Gefangene fortgebracht und einen Befehl im Dorf herumgehen lassen, daß jeder, der Takezō Nahrung oder Unterkunft gewähre, sofort als sein Spießgeselle betrachtet werden würde. Jeden Tag, so berichtete er, würden Dörfler zur Nachforschung in die Berge geführt; jede Familie habe für diesen Zweck einen um den anderen Tag einen jungen Mann zur Verfügung zu stellen.

Diese Nachricht verursachte Takezō eine Gänsehaut. Und zwar nicht, weil er sich etwa gefürchtet hätte, sondern vor Wut. Um sicherzugehen, auch wirklich richtig gehört zu haben, erkundigte er sich: »Welchen Verbrechens wird meine Schwester denn bezichtigt?« Seine Augen schimmerten feucht. »Keiner von uns hat eine Ahnung. Wir haben Angst vor dem Befehlshaber des Distrikts. Wir tun nur, was man uns sagt, das ist alles.« »Wohin haben sie meine Schwester gebracht?«

»Es geht das Gerücht, sie haben sie in die Palisade von Hinagura gebracht, aber ich weiß nicht, ob das wahr ist.«

»Hinagura ...« wiederholte Takezō. Seine Augen wandten sich dem Bergzug zu, der die Grenze zur Nachbarprovinz bildete. Der Kamm wurde bereits von den Schatten grauer Abendwolken verhüllt.

Takezō ließ den Mann laufen. Als er sah, wie er sich davonmachte, froh, sein erbärmliches Leben gerettet zu haben, drehte sich ihm der Magen um bei dem Gedanken an die Feigheit der Menschen, eine Feigheit, welche die Samurai dazu gebracht hatte, sich an eine arme, hilflose Frau zu halten. Er war froh, wieder allein zu sein. Er mußte nachdenken.

Sein Entschluß stand bald fest. Ich muß Ogin retten, etwas anderes kommt gar nicht in Frage. Meine arme Schwester! Ich bringe sie alle um, wenn sie ihr auch nur ein Haar gekrümmt haben. Nachdem er sich überlegt hatte, wie er vorgehen wollte, lenkte er seine Schritte weit ausgreifend und mannhaft auf das Dorf zu.

Wenige Stunden später näherte sich Takezō verstohlen dem Shippōji. Das Abendläuten war bereits vorbei. Es war schon dunkel, und im Tempel selbst, in der Küche und im Wohntrakt der Priester, in dem viele Menschen sich zu bewegen schienen, gingen nach und nach die Lichter an. »Wenn nur Otsū herauskäme!« dachte er.

Regungslos kauerte er unter dem überdachten, wehrgangähnlichen Gang ohne Seitenwände, der die Priesterquartiere mit dem eigentlichen Tempel verband. Essensgerüche zogen von der Küche herüber und ließen Bilder von körnigem Reis und dampfender Suppe vor ihm entstehen. In den letzten paar Tagen hatte Takezō nichts in den Magen bekommen außer rohem Vogelfleisch und Bambussprossen, und so war es kein Wunder, daß sein Magen jetzt rebellierte. Der Hals brannte ihm, als er bittere Gallensäfte erbrach. Ihm war so elend zumute, daß er laut nach Atem rang. »Was war das?« ließ sich eine Stimme vernehmen.

»Wahrscheinlich eine Katze«, antwortete Otsū, die mit einem Essentablett herauskam und direkt über Takezōs Kopf über den Verbindungsgang ging. Er wollte sie anrufen, doch war ihm noch so übel, daß er nur einen unverständlichen Laut zustande brachte.

Doch das war, wie sich schnell herausstellte, sein Glück, denn gleich darauf fragte eine männliche Stimme hinter Otsū: »Wo geht es denn zum Bad?« Der Mann trug einen im Tempel entliehenen Kimono, den er mit einer schmalen Schärpe zugebunden hatte, an der ein kleines Waschtuch hing. Takezō erkannte in ihm einen der Samurai aus Himeji. Offensichtlich war er von hohem Rang, hoch genug jedenfalls, im Tempel Wohnung zu nehmen und die Abende damit zu verbringen, nach Herzenslust zu essen und zu trinken, während seine Untergebenen und die Dörfler Tag und Nacht die Berge zu durchkämmen und nach dem Flüchtling zu suchen hatten. »Das Bad?« sagte Otsū. »Kommt, ich zeige es Euch.«

Sie setzte das Tablett ab und führte ihn den Gang hinunter. Plötzlich schoß der Samurai vor und schlang von hinten die Arme um sie. »Was hältst du davon, mir im Bad Gesellschaft zu leisten?« schlug er ihr wollüstig vor.

»Hört auf! Laßt mich los!« rief Otsū, doch der Mann drehte sie um, hielt ihr Gesicht mit beiden Händen fest und streifte ihre Wange mit den Lippen. »Was hast du denn?« versuchte er, sie herumzukriegen. »Magst du keine Männer?«

»Aufhören! Das dürft Ihr nicht!« protestierte die hilflose Otsū, woraufhin ihr der Soldat den Mund zuhielt.

Takezō dachte nicht an die Gefahr. Er sprang auf den Übergang hinauf wie eine Katze und ließ von hinten die Faust auf den Schädel des Mannes niedersausen. Es war ein harter Schlag. Für den Moment unfähig, sich zu wehren, fiel der Samurai, der sich immer noch an Otsū festhielt, rückwärts. Als sie versuchte, sich seinem Zugriff zu entwinden, stieß sie einen

schrillen Schrei aus. Der Gestürzte fing an zu rufen. »Er ist es. Es ist Takezō! Hier ist er! Kommt und nehmt ihn fest!«

Fußgetrappel und Stimmengewirr kam aus dem Tempelinneren. Die Tempelglocke schlug Alarm und verkündete weithin, daß Takezō entdeckt worden sei. Aus den umliegenden Wäldern liefen ganze Scharen von Männern im Tempelbezirk zusammen. Doch Takezō war bereits verschwunden, und nach kurzer Zeit wurden abermals Suchtrupps ausgeschickt, welche die Sanumo-Berge absuchen sollten. Takezō war kaum bewußt, wie es ihm gelungen war, durch das sich rasch zusammenziehende Netz zu schlüpfen, doch als die Nachforschung in vollem Gange war, ertappte er sich dabei, wie er am Eingang der großen, mit einem Fußboden aus gestampfter Erde ausgestatteten Küche des Hon'iden-Hauses stand.

Er blickte in das nur dämmerig erhellte Innere und rief: »Großmutter!« »Wer ist da?« ertönte schrill die Antwort. Osugi kam aus einem der rückwärtigen Räume. Ihr von einer Papierlaterne von unten beleuchtetes verknittertes Gesicht wurde beim Anblick des Besuchers kreideweiß. »Du!« rief sie.

»Ich habe Euch etwas Wichtiges mitzuteilen«, beeilte Takezō sich zu sagen. »Matahachi ist nicht tot. Er ist sogar quicklebendig und erfreut sich bester Gesundheit. Er lebt mit einer Frau; in einer anderen Provinz. Das ist alles, was ich Euch sagen kann, denn mehr weiß ich nicht. Würdet Ihr das bitte irgendwie Otsū beibringen. Ich bräuchte es einfach nicht übers Herz.« Unendlich erleichtert, sich das von der Seele geredet zu haben, schickte er sich an zu gehen, doch die alte Frau hielt ihn zurück. »Wohin willst du jetzt?«

»Ich muß in die Palisade von Hinagura eindringen und Ogin befreien«, erklärte er bekümmert. »Danach werde ich irgendwohin gehen. Ich wollte nur Euch und Eure Familie sowie Otsū wissen lassen, daß ich Matahachi nicht im Stich gelassen habe. Aus keinem anderen Grund bin ich hier.« »So,

so«, sagte Osugi und nahm die Laterne von einer Hand in die andere, um Zeit zu gewinnen. Dann winkte sie ihm. »Ich wette, du hast Hunger, stimmt's?«

»Ich habe schon seit Tagen nichts Anständiges mehr gegessen.« »Du armer Junge! Warte! Ich bin gerade beim Kochen und kann dir gleich etwas Gutes zu essen vorsetzen, ein Abschiedsmahl. Und möchtest du nicht ein Bad nehmen, während ich alles vorbereite?« Takezō wußte nicht, wie ihm geschah.

»Schau nicht so betroffen, Takezō! Deine Familie und unsere sind von den Tagen der Akamatsu-Sippe her verbunden. Ich bin zwar überhaupt nicht der Meinung, daß du fortgehen sollst, aber auf keinen Fall lasse ich dich ziehen, ohne dir zuvor eine herzhafte Mahlzeit vorgesetzt zu haben.« Wieder wußte Takezō nicht, was er sagen sollte. Er hob den Arm und wischte sich die Augen. Seit langer, sehr langer Zeit war kein Mensch so freundlich zu ihm gewesen. Er hatte allmählich alle Menschen voller Mißtrauen und Argwohn betrachtet und erlebte jetzt zum erstenmal wieder, was es hieß, wie ein Mensch behandelt zu werden.

»Mach, daß du ins Badehaus kommst«, drängte Osugi ihn mütterlich besorgt. »Es ist zu gefährlich, einfach hier herumzustehen – es könnte dich jemand sehen. Ich bringe dir ein Waschtuch, und während du dich erholst, hole ich dir einen von Matahachis Kimonos und Unterzeug. Laß dir nur Zeit, damit du gut einweichst!« Mit diesen Worten reichte sie ihm die Laterne und verschwand im rückwärtigen Teil des Hauses. Unmittelbar darauf verließ ihre Tochter das Haus und lief durch den Garten hinaus in die Nacht.

Aus dem Badehaus, in dem die Laterne hin und her schwankte, ertönten die Laute von plätscherndem und spritzendem Wasser. »Wie ist es?« ließ Osugi sich gutmütig vernehmen. »Heiß genug?« »Genau richtig. Ich komme mir vor wie neugeboren«, rief Takezō zurück. »Laß dir nur Zeit, damit

dir wohligh und warm wird. Der Reis ist noch nicht ganz gar.«

»Danke. Hätte ich gewußt, daß es so ist, wäre ich schon früher gekommen. Ich war überzeugt, daß Ihr sehr böse auf mich seid!« Er sagte noch mehr, doch wurde seine Stimme von Wassergeplätscher übertönt, und Osugi gab keine Antwort.

Es dauerte nicht lange, und die Tochter erschien völlig außer Atem wieder am Tor. Ihr folgte eine Schar von Samurai und Wächtern. Osugi kam aus dem Haus und flüsterte mit ihnen.

»Ah, Ihr habt ihn bewegen können, ein Bad zu nehmen. Sehr schlau«, sagte einer der Männer bewundernd. »Ja, das ist gut. Diesmal entwischt er uns nicht.«

In zwei Gruppen aufgeteilt, näherten sich die Männer gebückt und vorsichtig wie Kröten dem Feuer, das unter dem Bad flackerte. Irgend etwas, irgend etwas Unbestimmbares, ließ Takezō unruhig werden, und er spähte zum Türspalt hinaus. Die Haare standen ihm zu Berge. »Man hat mich in eine Falle gelockt!« schrie er.

Er war splitterfasernackt, das Badehaus war winzig, und Zeit, lange zu überlegen, hatte er auch nicht. Was er da draußen vor der Tür entdeckt hatte, schien eine ganze Horde von Männern zu sein, die mit Stangen, Lanzen und Knüppeln bewaffnet waren.

Angst hatte er trotzdem nicht. Denn alle Angst, die er hätte haben können, ging unter in der Wut, die er nun auf Osugi hatte. »Na schön, ihr Schurken, paßt auf!« donnerte er.

Es war ihm längst gleichgültig, wie viele das da draußen sein mochten. In einer Situation wie dieser kannte er immer nur eines: angreifen, nicht angegriffen werden. Während seine Möchtegern-Häscher einander auf die Füße stiegen, schoß er hinaus und vollführte einen Sprung in die Luft, wobei er einen Kampfruf ausstieß, der einem das Blut in den Adern gerinnen ließ. Immer noch nackt, die Haarmähne nach allen Seiten abstehend, packte er die erste auf ihn gerichtete Stange und

entriß sie mit einem Ruck ihrem Träger, so daß dieser in die Büsche flog. Die Waffe fest in beiden Händen, drosch er mit ihr im Rundumschlag auf die verdutzten Männer ein. Wie ein tanzender Derwisch wirbelte er völlig selbstvergessen im Kreis und traf jeden, der sich näher heranwagte. Daß diese Methode immer dann überraschend wirksam war, wenn ein einzelner Mann gegen eine große Übermacht stand, hatte er auf der Sekigahara-Ebene gelernt wie auch die Tatsache, daß sich der Schaft einer Lanze oft nachdrücklicher einsetzen ließ als die Spitze.

Die Häscher, die zu spät erkannten, welch einen Fehler sie von vornherein gemacht hatten, indem sie nicht nur drei oder vier Mann in das Badehaus vorausschickten, ermutigten einander mit Zurufen, doch war offenkundig, daß Takezō sie einfach überrumpelt hatte.

Als Takezōs Waffe etwa zum zehntenmal mit dem Boden in Berührung kam, brach sie entzwei. Da riß er einen großen Felsbrocken hoch und schleuderte ihn auf die Männer, die bereits anfangen zurückzuweichen. »Schaut, er ist ins Haus hineingelaufen!« rief einer von ihnen in dem Augenblick, da Osugi samt ihrer Schwiegertochter Hals über Kopf in den Garten herausgestürzt kam.

Takezō vollführte ein ungeheures Getöse, als er durchs Haus stürmte und rief: »Wo sind meine Kleider? Gebt mir meine Kleider wieder!« Es lag Arbeitskleidung umher, von einer reichgeschnitzten Kimonotruhe ganz zu schweigen, doch Takezō achtete nicht darauf. Er versuchte, mit seinen Augen die Dämmerung zu durchdringen, um seinen zerschissenen Kimono zu finden. Als er ihn schließlich in einer Küchenecke fand, packte er ihn mit einer Hand, fand gleichzeitig mit dem Fuß auf einem großen Kohlenbecken Halt und stieg durch ein hochgelegenes Fenster ins Freie. Während er aufs Dach hinaufkroch, herrschte unter seinen Verfolgern vollkommene Verwirrung; sie fluchten und suchten nach Ausreden, weil er

ihnen nicht ins Garn gegangen war.

Frei auf dem Dach stehend, schlüpfte Takezō ohne besondere Eile in den Kimono. Mit den Zähnen riß er einen Streifen Stoff von seinem Obi ab und band damit sein feuchtes Haar hinten dicht an der Kopfhaut so straff zusammen, daß Augenbrauen und Augenwinkel in die Länge gezogen wurden. Der Frühlingshimmel war voller Sterne.

Die Kunst des Krieges

Weiterhin wurden täglich Suchtrupps in die Berge geschickt, und die eigentliche Arbeit der Bauern blieb liegen. Sie konnten weder ihre Felder bestellen noch sich um ihre Seidenraupen kümmern. Große Tafeln, die vor dem Haus des Dorfältesten und an jeder Straßenkreuzung aufgestellt wurden, verhiessen nicht nur jedem, der Takezō gefangennahm oder tötete, eine beträchtliche Belohnung, sondern auch eine angemessene Summe für jeden Hinweis, der zu seiner Ergreifung führen würde. Die Ankündigungen trugen die gebieterische Unterschrift von Ikeda Terumasa, dem Herrn der Burg von Himeji.

Im Haus der Hon'idō herrschte Panik. Osugi und ihrer Familie schlotterten die Glieder bei der Vorstellung, Takezō könnte zurückkommen und sich rächen; sie schlossen daher das Haupttor und verbarrikadierten sämtliche anderen Zugänge. Obwohl die Suchtrupps unter der Leitung von Samurai aus Himeji immer neue Pläne verfolgten, um den Flüchtigen dingfest zu machen, hatten sich alle Versuche bisher als vergeblich erwiesen. »Er hat wieder einen erschlagen!« rief ein Dörfner. »Wo? Wer war es diesmal?«

»Ein Samurai, von dem bis jetzt noch niemand weiß, wie er heißt.« Der Leichnam war neben einem Fußpfad am Rande des

Ortes entdeckt worden: den Kopf in einem Gewirr hohen Unkrauts, die Beine schrecklich verbogen. Verängstigt und doch von unverbesserlicher Neugier gepackt, liefen die Leute aus dem Dorf zusammen und tuschelten. Offensichtlich war dem Samurai der Schädel mit einer der Stangen eingeschlagen worden, an denen die Tafeln hingen, denn eine solche lag blutbeschmiert auf der Leiche. Diejenigen, die sich jetzt den Hals ausreckten, mußten die Liste der versprochenen Belohnungen lesen, ob sie wollten oder nicht. Manche lachten über die himmelschreiende Ironie des Ganzen.

Otsū war blaß geworden und verzog das Gesicht, als sie sich aus der Menge der Gaffenden löste. Wäre sie nur nicht so neugierig gewesen! Jetzt eilte sie zum Tempel und bemühte sich, das Bild des Erschlagenen auszulöschen, doch stellte es sich immer wieder ein. Am Fuß des Hügels lief sie dem im Tempel wohnenden Samurai und einigen seiner Männer in die Arme. Sie hatten von der schaurigen Tat gehört und waren jetzt unterwegs, die Angelegenheit zu untersuchen. Als er das Mädchen sah, verzog der Samurai das Gesicht zu einem Grinsen und sagte mit einschmeichelnder Vertraulichkeit: »Wo seid Ihr gewesen, Otsū?«

»Besorgungen machen«, erwiderte sie kurz. Ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, eilte sie die Steinstufen zum Tempel hinauf. Sie mochte den Mann ohnehin nicht. Er hatte einen strähnigen Bart, der ihr ganz besonders mißfiel, doch seit er an dem Abend neulich versucht hatte, sich auf so plumpe Weise an sie heranzumachen, erfüllte sein Anblick sie mit Abscheu. Takuan saß vor der Haupthalle und spielte mit einem streunenden Hund. Sie wich ein wenig aus, um nicht mit dem rüddigen Köter in Berührung zu kommen, aber der Mönch sah auf und rief: »Otsū, ein Brief für Euch.« »Für mich?« fragte sie ungläubig.

»Ja, Ihr wart nicht hier, als der Bote kam, und da hat er ihn bei mir abgegeben.« Er entnahm seinem Kimonoärmel die

kleine Schriftrolle und reichte sie ihr. »Ihr seht nicht gut aus«, sagte er. »Ist etwas geschehen?« »Mir ist übel. Ich habe einen Toten im Gras liegen sehen. Die Augen hatte er noch offen, und überall war Blut ...«

»Ihr solltet Euch solche Sachen nicht ansehen! Allerdings – so, wie die Dinge im Moment stehen, müßtet Ihr wohl mit geschlossenen Augen durch die Gegend laufen. Ich stolpere neuerdings dauernd über Leichen. Ha! Dabei hatte man mir gesagt, dies Dorf sei ein kleines Paradies!« »Warum nur tötet Takezō all diese Menschen?«

»Um selbst nicht getötet zu werden, selbstverständlich. Sie haben eigentlich keinen Grund, ihn umzubringen; warum also sollte er sich damit abfinden, daß sie es tun?«

»Takuan, ich habe Angst«, sagte sie mit einem flehenden Ton in der Stimme. »Was sollen wir tun, wenn er herkommt?«

Dunkle Haufenwolken hüllten die Berge ein. Otsū nahm ihren geheimnisvollen Brief und ging, um sich im Webschuppen zu verstecken. Auf den Webstuhl war ein noch nicht fertiges Tuch für einen Männerkimono gespannt; es gehörte zu den Stücken, an deren Fertigstellung sie seit vorigem Jahr jeden freien Augenblick verwendet hatte. Der Kimono war für Matahachi bestimmt, und sie war ganz aufgeregt bei der Aussicht, die Einzelteile endlich zu einem Ganzen zusammennähen zu können. Mit größter Gewissenhaftigkeit hatte sie jedes einzelne Stück gewebt, als ob sie Matahachi schon durch das Weben näher an sich heranziehen könne. Sie wollte, daß dieser Kimono ewig hielt.

Vor dem Webstuhl setzte sie sich nieder und betrachtete den Brief mit größter Aufmerksamkeit. »Wer mag ihn mir geschickt haben?« flüsterte sie. Sie war sich sicher, daß er im Grunde für jemand anderen bestimmt war. Immer und immer wieder las sie die Anschrift und suchte nach einem Haken. Die Briefrolle hatte offensichtlich eine lange Reise hinter sich, bis

sie sie erreicht hatte. Die eingerissene und zerknitterte Hülle war von Regentropfen und Fingerabdrücken beschmutzt. Otsū erbrach das Siegel, woraufhin ihr nicht ein, sondern zwei Schreiben in den Schoß fielen. Das erste war mit der ihr unbekannten Handschrift einer Frau bedeckt – einer etwas älteren Frau, wie sie rasch erriet.

Ich schreibe Euch nur, um zu bestätigen, was in dem anderen Brief steht, und werde mich daher nicht mit Einzelheiten befassen.

Ich heirate Matahachi und nehme ihn in meine Familie auf. Er scheint sich jedoch Euretwegen immer noch Sorgen zu machen. Ich hielt es für einen Fehler, die Dinge ungeklärt zu lassen. Deshalb schickt Euch Matahachi einen Brief, dessen Wahrheit ich hiermit bezeuge.

Bitte, vergeßt Matahachi!

In Ehrerbietung,

Okō

Der andere Brief trug Matahachis Krakel und erklärte in ermüdender Ausführlichkeit, warum es ihm unmöglich sei, nach Hause zurückzukehren. Im Kern lief der Brief darauf hinaus, daß Otsū die Verlobung mit ihm vergessen und sich einen anderen Mann suchen solle. Des weiteren erklärte Matahachi, daß es für ihn »schwierig« sei, sich in dieser Angelegenheit direkt an seine Mutter zu wenden, weshalb er es zu schätzen wissen würde, wenn sie, Otsū, ihm da hülfe. Falls sie die alte Frau sehe, solle sie ihr ausrichten, ihrem Sohn gehe es gut und er lebe in einer anderen Provinz. Otsū war zumute, als gefriere ihr das Mark in den Knochen zu Eis. Wie vor den Kopf geschlagen saß sie da, unfähig zu weinen oder auch nur zu denken. Die Nägel der Finger, mit denen sie den Brief hielt, nahmen die gleiche Blässe an wie die Haut des Toten, den sie kurz zuvor gesehen hatte. Die Stunden verstrichen. Alle in der Küche wunderten sich, wohin Otsū gegangen sein mochte. Der

Samurai, dem die Suche nach Takezō übertragen worden war, ließ zwar bedenkenlos seine erschöpften Männer draußen im Wald nächtigen, er selbst aber, als er bei Einbruch der Dämmerung in den Tempel zurückkehrte, verlangte, daß ihm alle Bequemlichkeiten zuteil wurden und er mit einer Zuvorkommenheit behandelt wurde, wie sie seinem Rang entsprach. Das Badewasser hatte selbstverständlich heiß zu sein, frischer Fisch aus dem Fluß mußte seinen Anweisungen entsprechend zubereitet werden, und jemand wurde geschickt, aus einem der Häuser im Dorf Sake von allerbesten Güte zu holen. Den Mann bei Stimmung zu halten, erforderte eine ganze Menge Arbeit, von der ein Großteil wiederum auf Otsū fiel. Da sie nirgends zu finden war, kam der Samurai an diesem Tag spät zu seinem Abendessen.

Takuan begab sich auf die Suche nach ihr. Der Samurai konnte ihm zwar gleichgültig sein, nur machte er sich allmählich Sorgen um Otsū. Es sah ihr gar nicht ähnlich, ohne ein Wort einfach fortzugehen. Ihren Namen rufend, durchstreifte der Mönch den Tempelbezirk und kam dabei mehrere Male am Webschuppen vorüber. Da die Tür jedoch geschlossen war, machte er sich nicht die Mühe hineinzusehen.

Auch der Tempelpriester trat mehrere Male auf den erhöhten und überdachten Gang hinaus und rief Takuan zu: »Habt Ihr sie schon gefunden? Sie muß irgendwo hier stecken.« Als der Abend weiter vorrückte, nahm seine Unruhe bedenklich zu, und er rief: »So beeilt Euch doch, sie zu finden! Unser Gast behauptet, er kann keinen Sake trinken, wenn sie nicht da ist und ihm einschenkt.«

Der Tempeldiener wurde den Hügel hinuntergeschickt um sie mit der Laterne in der Hand zu suchen. Gerade als er sich auf den Weg gemacht hatte, öffnete Takuan schließlich doch die Tür des Webschuppens. Der Anblick, der sich ihm bot, versetzte ihm einen Stich. Otsū hatte sich in ihrer großen Verzweiflung über den Webstuhl geworfen. Takuan wollte

nicht neugierig sein, blieb still stehen und starrte auf die beiden zerknüllten und zerrissenen Briefe auf dem Boden. Offensichtlich hatte sie darauf herumgetrampelt wie auf Strohpuppen.

Takuan hob die Schreiben auf. »Sind das nicht die Briefe, die der Bote heute gebracht hat?« fragte er sanft. »Warum bewahrt Ihr sie nicht irgendwo?« Schwach schüttelte Otsū den Kopf.

»Alle sind halb verrückt vor Sorge um Euch. Ich habe überall gesucht. Kommt, Otsū, laßt uns hinübergehen. Ich weiß, im Grunde könnt Ihr nicht, aber es wartet nun mal Arbeit auf Euch. Zum einen habt Ihr dem Samurai aufzuwarten, und zum anderen ist der alte Priester nahezu von Sinnen wegen Eures Verschwindens.«

»Ich ... ich habe Kopfschmerzen«, flüsterte sie. »Takuan, könnten sie mich nicht heute abend einmal von meinen Pflichten entbinden – nur dieses eine Mal?«

Takuan seufzte. »Otsū, ich persönlich meine, Ihr solltet dem Samurai weder heute abend noch sonst seinen Sake servieren müssen. Aber der Priester ist anderer Meinung. Er ist ein Mann von dieser Welt. Er will sich nun mal den Respekt oder die Unterstützung des Tempels durch den Daimyō nicht ausschließlich durch Hochherzigkeit verschaffen. Er meint, er müsse den Samurai fürstlich bewirten, müsse jede Minute für dessen Glück und Wohlbefinden sorgen.« Er klopfte Otsū auf den Rücken. »Und wenn man bedenkt, daß er Euch schließlich aufgenommen hat, seid Ihr ihm ja auch etwas schuldig. Ihr braucht nicht lange zu bleiben.«

Widerstrebend willigte sie ein. Während Takuan ihr hochhalf, hob sie ihm das tränenüberströmte Gesicht entgegen und sagte: »Ich gehe zwar, aber Ihr müßt versprechen, bei mir zu bleiben.«

»Dagegen habe ich grundsätzlich nichts einzuwenden, nur

mag der alte Zottelbart mich nicht, und jedesmal, wenn ich diesen albernem Bart sehe, komme ich stark in Versuchung, ihm zu sagen, wie lächerlich er aussieht. Das ist kindisch, ich weiß, aber manche Leute wirken nun mal so auf mich.« »Aber ich möchte nicht allein zu ihm gehen.« »Der Priester ist doch da, oder?«

»Schon, aber er zieht sich jedesmal zurück, sobald ich komme.« »Hm, das ist weniger gut. Na schön, dann begleite ich Euch. Denkt jetzt nicht weiter darüber nach, und geht Euch das Gesicht waschen!« Als Otsū schließlich im Quartier der Priester erschien, wo der Samurai bereits betrunken schwankte, raffte dieser sich augenblicklich hoch und nahm eine straffe Haltung an. Sich die Kappe zurechtrückend, die ihm verdächtig weit aufs Ohr gerutscht war, wurde er ausgesprochen gönnerhaft. Er ließ sich die Schale immer und immer wieder füllen. Bald glühte sein Gesicht puterrot, und die Winkel seiner vorquellenden Augen begannen, schlaff nach unten zu sacken.

Sein Vergnügen war jedoch nicht vollkommen, und der Grund dafür bestand einzig und allein in der Gegenwart einer weiteren Person. Auf der anderen Seite der Lampe saß, vornübergebeugt wie ein blinder Bettler, Takuan und war ganz in die Lektüre eines Buches vertieft, das er aufgeschlagen auf den Knien liegen hatte.

In der fälschlichen Annahme, es handele sich um einen Priesteranwärter, zeigte der Samurai auf ihn und knurrte: »He, du da!«

Takuan ließ sich in der Lektüre nicht stören, bis Otsū ihm einen Rippenstoß versetzte. Nun hob er wie abwesend die Augen, blickte sich um und sagte: »Meint Ihr mich?«

Barsch sagte der Samurai: »Jawohl, dich! Ich brauche dich nicht. Du kannst verschwinden.«

»Oh, es macht mir nichts aus zu bleiben«, entgegnete Takuan ohne jedes Arg.

»So, so, es macht dir nichts aus?«

»Nein, nicht im geringsten«, erklärte Takuan und wandte sich wieder seinem Buch zu.

»Nun, mir aber«, polterte der Samurai. »Der beste Sake schmeckt nicht, wenn jemand da ist, der liest.«

»Oh, verzeiht!« hauchte Takuan, als könne er kein Wässerchen trüben. »Wie ungehörig von mir. Dann klappe ich eben das Buch zu.« »Schon der Anblick stört mich.« »Na schön. Dann soll Otsū es wegtragen.« »Nicht das Buch, du Trottel! Ich rede von dir! Du störst!« Takuans Stirn legte sich in ernste Falten. »Nun, das stellt mich vor ein ernstes Problem, das muß ich schon sagen. Schließlich bin ich nicht der heiligmäßige Wuk'ung und kann mich nicht in ein Rauchwölkchen auflösen oder mich in ein Insekt verwandeln und auf Eurem Tablett niederlassen.« Der gerötete Nacken des Samurai schwoll an, und die Augen quollen ihm förmlich aus den Höhlen; er sah aus wie ein Kugelfisch. »Mach, daß du rauskommst, du Narr! Geh mir aus den Augen!«

»Sehr wohl«, erklärte Takuan gelassen und verneigte sich. Otsū bei der Hand nehmend, wandte er sich an sie: »Der Gast zieht es vor, allein zu sein. Die Einsamkeit zu lieben zeichnet den Weisen aus. Wir dürfen ihn nicht länger belästigen. Kommt!« »Aber ... aber ... du ... du ...« »Wie belieben?«

»Wer hat gesagt, daß du Otsū mitnehmen sollst, du häßlicher Trottel!« Takuan verschränkte die Arme vor der Brust. »Mir ist im Laufe der Jahre aufgegangen, daß viele Priester und Mönche nicht besonders schön sind. Doch das gilt für Samurai genauso. Nehmt Euch zum Beispiel!« Die Augen sprangen dem Krieger fast aus den Höhlen. »Was?« »Habt Ihr schon mal Euren Bart bedacht? Ich meine, habt Ihr Euch wirklich schon mal die Zeit genommen, ihn unvoreingenommen zu betrachten?« »Du verrückter Hund«, schrie der Samurai und griff nach seinem Schwert, das an der Wand lehnte. »Nimm

dich in acht!«

Während er sich hochrappelte, fragte Takuan, ohne ihn aus den Augen zu lassen, gleichmütig: »Hm. Und wie mache ich das?«

Der Samurai begann nun zu kreischen und hielt sein in der Scheide steckendes Schwert in der Hand. »Mehr lasse ich mir nicht bieten. Was jetzt kommt, geht einzig und allein auf deine eigene Kappe!«

Takuan platzte vor Lachen. »Soll das heißen, daß Ihr mir den Kopf abschlagen wollt? Wenn Ihr das vorhabt, vergeßt es bitte! So was Langweiliges!« »Huh?«

»So was Langweiliges, habe ich gesagt. Ich kann mir nichts Langweiligeres vorstellen, als einen Mönch einen Kopf kürzer zu machen. Der Kopf würde doch nur zu Boden purzeln und Euch von dort unten auslachen. Keine besondere Leistung, würde ich sagen. Was hättet Ihr schon davon?« »Nun«, schnarrte der Samurai, »sagen wir, es würde mir zumindest die Genugtuung verschaffen, dir das Maul gestopft zu haben. Dann würde es dir verflucht schwerfallen, weiterhin so unverschämte Reden zu führen.« Ganz berauscht von dem Mut, den solche Leute allein aus der Tatsache ziehen, daß sie eine Waffe in der Hand halten, ließ er ein gemeines, aus dem Bauch kommendes Lachen ertönen und rückte drohend näher. »Aber, Samurai!«

Takuans lässige Art hatte ihn so in Rage gebracht, daß die Hand, in der er das Schwert in der Scheide hielt, heftig zitterte. Otsū drängte sich zwischen die beiden Männer, um Takuan zu beschützen.

»Was sagt Ihr da, Takuan?« sagte sie in der Hoffnung, die Stimmung ein wenig aufzulockern und den Gang der Geschehnisse etwas zu verlangsamen. »So redet man einfach nicht mit einem Kriegermann. Also sagt schon, daß es Euch leid tut«, flehte sie ihn an. »Kommt schon, entschuldigt Euch beim Samurai.«

Takuan war jedoch keineswegs am Ende.

»Geht aus dem Weg, Otsū! Ich weiß sehr wohl, was ich tue. Glaubt Ihr wirklich, ich lasse mich von einem Tropf wie diesem köpfen? Er gebietet zwar über Dutzende von kräftigen und gut bewaffneten Männern, und trotzdem hat er zwanzig Tage nutzlos vertan, um einen einzigen, erschöpften, halbverhungerten Flüchtling aufzuspüren. Wenn er schon nicht genug Grips hat, Takezō zu finden, wäre es in der Tat erstaunlich, wenn er es fertigbringen würde, mich zu übertölpeln.«

»Keine Bewegung!« befahl der Samurai. Sein puterroter Kopf lief violett an, als er das Schwert zog. »Tretet beiseite, Otsū! Ich werde dieses Großmaul von Priesteranwärter in zwei Teile spalten.«

Flehend die Hände erhoben, fiel Otsū dem Samurai zu Füßen. »Ihr habt allen Grund, zornig zu sein, doch bitte, habt Geduld! Er ist nicht ganz richtig im Kopf. So redet er mit jedermann. Er meint das wirklich nicht so, glaubt mir!« Tränen schossen ihr aus den Augen.

»Was sagt Ihr da, Otsū?« verwahrte Takuan sich. »Erstens bin ich durchaus richtig im Kopf, und zweitens mache ich keine Scherze. Ich spreche nichts weiter als die Wahrheit, die freilich kein Mensch gern hört. Er ist ein armer Tropf, und so habe ich ihn einen Tropf genannt. Wollt Ihr etwa, daß ich lüge?«

»Das behauptest du nicht ein zweites Mal!« donnerte der Samurai. »Ich sage das, sooft es mir beliebt. Übrigens: Euren Soldaten ist es vermutlich völlig gleichgültig, wieviel Zeit Ihr mit der Suche nach Takezō vergeudet, aber für die Bauern ist das eine schlimme Belastung. Seid Ihr Euch eigentlich darüber im klaren, was Ihr ihnen antut? Bald werden sie nichts mehr zu essen haben, wenn sie ihre Feldarbeit vollkommen vernachlässigen müssen, bloß um an Euren wahl- und

planlosen Wildgansjagden teilzunehmen. Und das auch noch ohne jeden Lohn, wie ich hinzufügen möchte. Eine Schande ist das!«

»Halt deine Zunge im Zaum, Verräter! Was du da sagst, ist eine offene Verleumdung der Tokugawa-Regierung!«

»Nicht die Regierung Tokugawas kritisiere ich, sondern verknöcherte Beamte wie Euch, die zwischen dem Daimyō und dem gemeinen Volk stehen und ihren Sold genauso gut auch stehlen könnten, so viel tun sie, um ihn zu verdienen. Warum zum Beispiel verbringt Ihr den heutigen Abend müßig hier? Was gibt Euch das Recht, Euch in Eurem schönen weichen Kimono zu entspannen, wohlig Bäder zu nehmen und Euch Euren Schlaftrunk von einem hübschen Mädchen einschenken zu lassen? Nennt Ihr das Eurem Herrn dienen?«

Dem Kriegsmann verschlug es die Sprache.

»Ist es nicht die Pflicht eines Samurai, seinem Herrn getreu und unermüdlich zu dienen? Und ist es nicht Eure Pflicht und Schuldigkeit, Wohlwollen gegenüber den Leuten zu zeigen, die sich für den Daimyō abrackern? Seht doch nur mal Euch selbst an! Ihr verschließt einfach die Augen vor der Tatsache, daß Ihr die Bauern von der Arbeit abhaltet, von der sie aber tagtäglich leben müssen. Ihr kennt ja nicht einmal Euren eigenen Leuten gegenüber Rücksicht. Ihr seid doch in höchstem Auftrag hier, und was tut Ihr? Ihr stopft Euch bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit Essen und Trinken voll, das andere Leute sich hart verdient haben, und nutzt Eure Stellung, um die bequemste Unterkunft zu bekommen, die zu haben ist. Ich würde sagen, Ihr bietet das schönste Beispiel für Verderbtheit und Sittenverfall und bedient Euch der Autorität Eures Vorgesetzten, um nichts anderes zu tun, als die Kräfte der gemeinen Leute für Eure persönlichen, selbstsüchtigen Ziele einzusetzen.«

Dem Samurai, der mittlerweile nicht mehr wußte, wo ihm

der Kopf stand, blieb der Mund offenstehen. Doch Takuan ließ ihm keine Ruhe.

»Und jetzt versucht nur, mir den Kopf abzuschlagen und ihn Fürst Ikeda Terumasa zu schicken! Der – das kann ich Euch versprechen – würde nämlich große Augen machen und wahrscheinlich sagen: ›Aber Takuan! Kommt denn heute nur Euer Kopf, mich zu besuchen? Wo um alles in der Welt habt Ihr den Rest gelassen?‹ Zweifellos interessiert es Euch zu erfahren, daß Fürst Terumasa und ich im Myōshinji gemeinsam die Teezeremonie gefeiert haben. Aber auch im Daitokuji in Kyoto haben wir ein paar ausführliche und sehr angenehme Gespräche geführt.«

Des Zottelbarts Aufgebrachtheit verflieg augenblicklich; er wurde sogar ein wenig nüchterner, wenn auch nicht nüchtern genug, um selbst zu beurteilen, ob Takuan die Wahrheit gesprochen hatte oder nicht. Er schien gelähmt und wußte offensichtlich nicht, wie er reagieren solle.

»Zunächst einmal setzt Ihr Euch besser hin«, sagte der Mönch. »Wenn Ihr glaubt, daß ich lüge – ich bin gern bereit, gemeinsam mit Euch zur Burg zu gehen und vor dem Fürsten persönlich zu erscheinen. Als Geschenk würde ich ihm ein bißchen von dem köstlichen Buchweizenmehl mitbringen, das er so besonders schätzt. Nur gibt es nichts gähnend Langweiligeres, nichts, was ich weniger gern tue, als einem Daimyō die Aufwartung zu machen. Und sollte das Gespräch beim Tee zufällig auf Eure Aktivitäten hier in Miyamoto kommen, könnte ich ja nicht gut lügen. Wahrscheinlich würde das Ganze damit enden, daß Ihr Euch Eurer Unfähigkeit wegen das Leben nehmen müßt. Ich habe von Anfang an gesagt, Ihr sollt aufhören, mir zu drohen, aber ihr Kriegsleute seid alle gleich. Ihr denkt nie an die Folgen, und das ist euer größter Fehler. Jetzt legt Euer Schwert hin, und ich erzähle Euch etwas anderes.«

In sich zusammengesunken, tat der Hauptmann, wie ihm

geheißen. »Selbstverständlich kennt Ihr Euch aus in der ›Kunst des Krieges‹ von General Sunzi – Ihr wißt schon, das alte chinesische Werk über Kriegsführung. Ich darf davon ausgehen, daß jeder Mann in Eurer Position innig mit einem so wichtigen Werk vertraut ist. Doch gleichviel – der Grund, warum ich es erwähne, ist, daß ich Euch gerade eine Lektion erteilt habe, welche eines der Hauptprinzipien des Buches illustriert. Ich möchte Euch zeigen, wie Ihr Takezōs habhaft werdet, ohne noch mehr Männer zu verlieren oder die Dörfler in noch größere Schwierigkeiten zu bringen, als Ihr es ohnehin schon getan habt. Das nun hat mit Eurer wirklichen Arbeit zu tun, und deshalb tötet Ihr gut daran, aufmerksam zuzuhören.« Er wandte sich an das Mädchen: »Otsū, schenkt dem Samurai bitte noch eine Schale Sake ein, ja?« Der Kriegsmann war ein Mann in den Vierzigern, also gut zehn Jahre älter als Takuan, doch ließ sich in diesem Moment klar von ihren Gesichtern ablesen, daß Charakterstärke keine Frage des Alters ist. Takuan hatte den älteren Mann mit der Zunge gegeißelt und in seine Schranken verwiesen, so daß der ganz kleinlaut geworden war.

Demütig sagte er nun: »Nein, ich möchte keinen Sake mehr. Ich hoffe, Ihr verzeiht mir. Ich hatte ja keine Ahnung, daß Ihr ein Freund von Fürst Terumasa seid. Ich fürchte, ich bin sehr unhöflich gewesen.« Er wurde so kriecherisch, daß es komisch wirkte, und Takuan hielt sich keineswegs zurück, ihm dies unter die Nase zu reiben.

»Vergessen wir das. Worüber ich mit Euch reden möchte, ist: Wie faßt Ihr Takezō? Denn das müßt Ihr doch, wollt Ihr Eure Pflicht erfüllen und Eure Ehre als Samurai bewahren, stimmt's?«

»Ja.«

»Selbstverständlich bin ich mir auch darüber im klaren, daß es Euch völlig egal ist, wie lange Ihr dazu braucht, bis Ihr den Mann gefangen habt. Denn je länger es dauert, desto länger könnt Ihr Euch hier im Tempel einnisten, schmausen und Otsū

schöne Augen machen.«

»Bitte, bringt das nicht mehr zur Sprache. Insbesondere vor Seiner Gnaden nicht.« Der Soldat sah aus wie ein Kind, das gleich in Tränen ausbricht. »Ich bin bereit, die ganze Angelegenheit als ein Geheimnis zwischen uns beiden zu betrachten. Nur, wenn dies Herumgerenne in den Bergen weitergeht, kommen die Bauern wirklich in des Teufels Küche. Und nicht nur die Bauern, sondern alle anderen Leute auch. Die Menschen in diesem Dorf sind viel zu erregt und haben viel zuviel Angst, als daß sie sich beruhigen und wieder ihrer normalen Arbeit nachgehen können. Nun ja, wie ich es sehe, besteht Eure Schwierigkeit darin, daß Ihr nicht die richtige Strategie angewandt habt. Recht bedacht, meine ich, Ihr habt überhaupt keine Strategie angewandt. Gehe ich fehl in der Annahme, daß Ihr ›Die Kunst des Krieges‹ nicht kennt?«

»Ich schäme mich, es einzugestehen, aber ich kenne das Werk in der Tat nicht.«

»Nun, da habt Ihr allen Grund, Euch zu schämen! Und daher sollte es Euch nicht verwundern, wenn ich Euch einen Tropf nenne. Ihr mögt ein Samurai sein, aber Ihr seid bedauernswert ungebildet und völlig unfähig. Es hat auch keinen Sinn, daß ich Euch immer wieder darauf aufmerksam mache. Ich möchte Euch daher einen Vorschlag unterbreiten. Ich mache mich persönlich anheischig, Takezō binnen drei Tagen zu fangen.« »Ihr wollt ihn fangen?« »Glaubt Ihr etwa, ich scherze?« »Nein, nur ...« »Nur was?«

»Nur, wenn man die Verstärkung von Himeji, die Bauern und die Fußsoldaten zusammenzählt, sind es mehr als zweihundert Mann, die seit drei Wochen die Berge durchkämmen.« »Dieser Tatsache bin ich mir sehr wohl bewußt.«

»Und da wir Frühling haben, ist Takezō im Vorteil. Um diese Jahreszeit gibt es dort oben genug zu essen.«

»Habt Ihr vor zu warten, bis der erste Schnee fällt, also rund weitere acht Monate?« »Na ja, ich glaube, das können wir uns nicht leisten.«

»Ganz gewiß könnt Ihr das nicht. Das ist ja gerade der Grund, warum ich mich anbiete, ihn zu fangen. Ich brauche keine Hilfe dazu; das mache ich ganz allein. Allerdings, wenn ich's mir recht überlege, sollte ich vielleicht doch Otsū mitnehmen. Jawohl, wir beide, das würde genügen.« »Das meint Ihr doch nicht im Ernst, oder?«

»Würdet Ihr bitte jetzt aufhören! Ihr wollt doch wohl nicht behaupten, daß Takuan Soho seine Zeit damit verbringt, sich Scherze auszudenken?« »Tut mir leid.«

»Wie ich schon sagte: Ihr kennt ›Die Kunst des Krieges‹ nicht, und soweit ich es sehe, ist das der Hauptgrund für Euer schändliches Versagen. Ich meinerseits mag nur ein schlichter Priester sein, aber ich glaube, ich verstehe Sunzi. Ich stelle nur eine Bedingung, und wenn Ihr damit nicht einverstanden seid, werde ich mich einfach hinsetzen und zusehen, wie Ihr hier weiter herumpfuscht, bis der erste Schnee fällt und vielleicht auch Euer Kopf.« »Was für eine Bedingung?« fragte der Samurai argwöhnisch. »Wenn ich den Flüchtling herbringe, laßt Ihr mich über sein Schicksal entscheiden.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« Der Samurai zupfte an seinem Bart, und tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Wie sollte er wissen, ob dieser merkwürdige Mönch ihn nicht vollends aufs Kreuz legte? Wiewohl er äußerst redegewandt schien – war es nicht durchaus möglich, daß er vollkommen den Verstand verloren hatte? War es denkbar, daß er mit Takezō unter einer Decke steckte? Ob er wohl wußte, wo der Flüchtige sich verbarg? Selbst wenn er das nicht tat, was, so wie die Dinge augenblicklich standen, höchst unwahrscheinlich war – es konnte nie schaden, ihn hinzuhalten und einfach abzuwarten, ob er mit seinem verrückten Plan zurechtkam. Wahrscheinlich würde er sich ohnehin im letzten Augenblick

herauswinden. Dessen eingedenk, gab der Samurai nickend sein Einverständnis. »Na schön. Wenn Ihr ihn fangt, könnt Ihr darüber entscheiden, was mit ihm zu geschehen hat. Was aber, frage ich Euch, geschieht, wenn Ihr ihn *nicht* in drei Tagen findet?« »Dann hänge ich mich an der alten Zeder auf, die im Garten steht.«

Völlig außer Atem kam am nächsten Morgen in aller Frühe der Tempeldiener mit höchst besorgtem Gesicht in die Küche gestürzt und schrie fast: »Hat Takuan denn den Verstand verloren? Ich habe gehört, er hat versprochen, Takezō allein zu finden.« Alle machten große Augen. »Nein!«

»Das kann doch nicht sein!« »Wie will er das denn nur anstellen?«

Witzige Bemerkungen und spöttisches Gelächter folgten, gleichzeitig merkte man jedoch, daß heimlich besorgt getuschelt wurde. Als der Tempelpriester dies hörte, nickte er ernst und erklärte, der menschliche Mund sei das Tor zu großem Unglück.

Diejenige jedoch, die das alles zutiefst traf, war Otsū. Am Tag zuvor hatte der Abschiedsbrief von Matahachi sie tiefer verletzt, als es die Nachricht von seinem Tode jemals vermocht hätte. Sie hatte ihrem Verlobten vertraut und war sogar bereit gewesen, um seinetwillen die einschüchternde Osugi als tyrannische Schwiegermutter zu ertragen. An wen sollte sie sich jetzt halten?

Für Otsū, die sich plötzlich in Dunkel und Verzweiflung gestürzt sah, war Takuan der einzige Lichtblick, ja der letzte Hoffnungsschimmer. Als sie allein im Webschuppen und in Tränen aufgelöst war, hatte sie ein scharfes Messer genommen und das Kimonotuch, in das sie gleichsam ihre Seele mit hineingewebt hatte, zerfetzt. Dann war sie nahe daran gewesen, sich selbst die Kehle mit der scharfen Klinge durchzuschneiden, doch Takuans Erscheinen hatte sie davon

abgebracht. Nachdem er sie beschwichtigt und dazu gebracht hatte, dem Samurai doch seinen Sake einzuschenken, hatte er ihr begütigend auf den Rücken geklopft, und sie spürte die Wärme seiner kräftigen Hände noch, als er sie aus dem Webschuppen hinausgeführt hatte. Und jetzt hatte Takuan sich zu diesem aberwitzigen Unternehmen bereit erklärt!

Um ihr eigenes Wohl machte Otsū sich bei weitem nicht soviel Sorge wie um die Vorstellung, daß der einzige Freund, den sie in der Welt hatte, aufgrund seines albernen Vorschlags zu Tode kommen könnte. Sie kam sich verloren vor und war völlig niedergedrückt. Schon ihr gesunder Menschenverstand sagte ihr, daß es lächerlich war, sich einzubilden, sie und Takuan könnten Takezō in so kurzer Zeit aufspüren.

Takuan hatte sogar die Tollkühnheit besessen, mit dem Zottelbart vor dem Schrein von Hachiman, dem Gott des Krieges, feierlich das wechselseitige Versprechen zu besiegeln. Nachdem er von dort zurückgekommen war, hatte sie ihm seines voreiligen Handelns wegen größte Vorhaltungen gemacht, doch er hatte ihr versichert, sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Es sei, so sagte er, seine erklärte Absicht, dem Dorf diese Bürde zu nehmen und dafür zu sorgen, daß man wieder sicher auf den Landstraßen reisen könne und keine weiteren Menschen zu Schaden kämen. Angesichts der vielen Menschenleben, die man retten könne, wenn man Takezōs rasch habhaft werde, wiege sein eigenes nicht viel, das müsse sie doch einsehen. Außerdem sagte er ihr, sie solle vor dem Abend des nächsten Tages, da sie losziehen wollten, soviel ruhen wie nur irgend möglich. Sie solle klaglos mitkommen und sich ganz seinem Urteil anvertrauen. Otsū war viel zu verwirrt, um sich zu widersetzen, und die Vorstellung, allein zurückzubleiben und sich vor Kummer zu verzehren, war noch schlimmer als der Gedanke mitzukommen. Am Spätnachmittag des nächsten Tages saß Takuan, eine Katze auf dem Schoß, immer noch in einer Ecke des Tempels und schlummerte.

Otsūs Gesicht war ganz eingefallen. Der Priester, der Tempeldiener und der Priesteranwärter – alle hatten sich bemüht, sie davon abzubringen mitzugehen. »Geh und versteck dich!« hatten sie ihr geraten, doch Otsū verspürte aus Gründen, die sie selbst nicht recht begriff, nicht die geringste Lust, das zu tun.

Die Sonne ging schnell unter, und die dichten Abendschatten fingen an, die Falten der Berghänge zu füllen, welche den Lauf des Aida säumten. Die Katze sprang vom Vorbau des Tempels hinunter, und schließlich trat Takuan auf die Veranda hinaus. Wie zuvor die Katze streckte nun er die Glieder und gähnte herzhaft.

»Otsū«, rief er. »Wir sollten uns auf den Weg machen.« »Ich habe bereits alles gepackt: Strohsandalen, Bergstöcke, Beinschützer, Medizin, Ölhaut.« »Etwas habt Ihr vergessen.«

»Was denn? Eine Waffe? Sollen wir etwa ein Schwert oder eine Lanze oder sonst etwas mitnehmen?«

»Ganz gewiß nicht; nur recht viel Proviant hätte ich gern dabei.« »Ach, Ihr meint, irgend etwas Einfaches und Vorgekochtes?« »Nein, gutes Essen. Ich denke da an Reis, salzigen To-Fu und – nun ja – etwas Sake. Hauptsache, es schmeckt besonders gut. Außerdem brauche ich einen Topf. Geht in die Küche, und packt ein großes Bündel! Und besorgt eine Tragestange!«

Die Berge in der Nähe sahen jetzt schwärzer aus als der beste schwarze Lack, die weiter in der Ferne glommen wie mattes Katzensgold. Es war später Frühling, und die Luft war wohlduftend und lind. Gestreifter Bambus und Glyzinienranken hielten den Dunst fest, und je weiter Takuan und Otsū sich vom Dorf entfernten, desto mehr machten die Berge, auf denen jedes Blatt matt im Dämmerlicht aufschimmerte, den Eindruck, als sei ein reinigender Abendregen niedergegangen. Hintereinander gingen die

beiden, jeder ein Ende der Bambusstange über der Schulter, von der das wohlgepackte Bündel herunterhing.

»Ein reizender Abendspaziergang, nicht wahr, Otsū?« fragte Takuan und warf über die Schulter einen Blick zu ihr zurück.

»Ich finde ihn wirklich nicht so reizend«, brummte sie. »Wohin wollen wir überhaupt?«

»Darüber bin ich mir noch nicht ganz im klaren«, erwiderte er und gab sich betont nachdenklich. »Auf jeden Fall werden wir noch ein wenig weiter gehen.«

»Nun, gegen das Gehen habe ich nichts.« »Seid Ihr denn nicht müde?«

»Nein«, erklärte das Mädchen. Nur die Tragestange drückte sie offensichtlich, denn ab und zu nahm sie sie von einer Schulter auf die andere. »Wo stecken sie denn alle? Ich habe noch keine Menschenseele gesehen.« »Der Samurai hat sich heute den ganzen Tag über nicht im Tempel blicken lassen. Ich wette, er hat alle Suchtrupps ins Dorf zurückbeordert, damit wir die drei Tage ganz für uns allein haben. Sagt, Takuan, wie wollt Ihr es eigentlich anstellen, Takezō zu überlisten?«

»Ach, keine Sorge. Früher oder später wird er sich schon blicken lassen.« »Nun, er hat sich zwar bei keinem anderen blicken lassen, aber gesetzt den Fall, er tut es tatsächlich – was machen wir dann? Da bis jetzt so viele Menschen hinter ihm hergewesen sind, muß er ziemlich verzweifelt sein. Er wird um sein Leben kämpfen, und er ist nun mal sehr, sehr stark. Ich bekomme weiche Knie, wenn ich nur daran denke.« »Achtung! Paßt auf, wo Ihr hintretet!« rief Takuan plötzlich. »Oh!« Otsū erschrak und blieb unverhofft stehen. »Was ist denn? Warum habt Ihr mich nur so erschreckt?«

»Keine Angst, es ist nicht Takezō. Ich möchte nur, daß Ihr Obacht gebt, wo Ihr hintretet. Hier am Wegrand sind überall Fallgruben, die mit Brombeer- und Glyzinienranken bedeckt sind.«

»Haben die etwa die Suchtrupps ausgehoben, um Takezō darin zu fangen?«

»Uh-huh. Nur, wenn wir nicht achtgeben, fallen wir hinein.«
»Takuan, wenn Ihr weiter solche Sachen sagt, macht Ihr mich so nervös und furchtsam, daß ich keinen Fuß mehr vor den anderen setzen kann.« »Worüber macht Ihr Euch Sorgen? Wenn wir in eine geraten, falle ich zuerst hinein. Ihr braucht mir ja nicht unbedingt zu folgen.« Grinsend blickte er zurück.
»Ich muß schon sagen, sie haben sich furchtbar viel Mühe gemacht, und das alles für nichts und wieder nichts.« Nach einer Pause setzte er noch hinzu: »Otsū, kommt es Euch nicht auch so vor, als ob die Schlucht immer enger würde?«

»Ich weiß nicht, aber vorhin sind wir hinten am Sanumo-Massiv vorübergekommen. Das hier dürfte der Tsujinohara sein.«

»Wenn das stimmt, müssen wir vielleicht die ganze Nacht weiterwandern.«

»Ich weiß ja nicht einmal, wohin es geht. Wozu redet Ihr dann mit mir darüber?«

»Setzen wir die Last mal einen Augenblick ab.« Nachdem sie das Bündel auf den Boden hinuntergelassen hatten, ging Takuan zu einem nahegelegenen Felsen.

»Wohin wollt Ihr?« »Mich erleichtern.«

Hundert Fuß unter ihm stürzten die Bäche, die sich vereinigten, um den Aida zu bilden, mit Donnergetöse von einem Felsen zum anderen. Ohrenbetäubend hallte es bis zu ihm herauf und durchdrang sein ganzes Wesen. Beim Wasserlassen schaute er hinauf zum Himmel, als zähle er die Sterne. »Ach, tut das gut!« frohlockte er. »Bin ich eins mit dem All, oder ist das All eins mit mir?«

»Takuan!« rief Otsū. »Seid Ihr noch nicht fertig? Ihr braucht aber lange!« Schließlich tauchte er wieder auf und erklärte: »Während ich mein Wasser abschlug, habe ich das Buch der

Wandlungen befragt, und jetzt weiß ich genau, wie wir vorgehen müssen. Mir ist jetzt alles ganz klar.«

»Das ›Buch der Wandlungen‹? Ihr tragt ein Buch mit Euch herum?« »Kein geschriebenes, Dummerchen, nur das, das in mir ist. Mein ureigenstes Buch der Wandlungen. Es steht in meinem Herzen geschrieben oder in meinem Bauch oder sonstwo. Während ich dastand, dachte ich über die Formation des Landes nach, über das Aussehen des Wassers und über die Beschaffenheit der Luft. Daraufhin schloß ich die Augen, und als ich sie wieder aufmachte, sagte mir etwas: ›Geh zu dem Berg dort drüben!‹« Er zeigte auf einen nahegelegenen Gipfel. »Sprecht Ihr vom Takateru?«

»Ich habe keine Ahnung, wie er heißt. Der da drüben jedenfalls, der mit der abgeflachten Lichtung auf halber Höhe.« »Die nennen die Leute die Itadori-Weide.« »Ach, sie hat sogar einen Namen?«

Als sie die Weide erreichten, entpuppte sie sich als eine kleine Ebene, die sich sanft nach Südosten neigte und einen überwältigenden Blick auf die Umgebung gewährte. Hier führten die Bauern für gewöhnlich ihre Pferde und Rinder her, damit sie ungehindert grasten, doch heute abend ließ sich kein Tier sehen oder vernehmen. Einzig eine laue Frühlingsbrise, die raschelnd über das Gras hinstrich, unterbrach die Stille.

»Hier schlagen wir unser Lager auf«, verkündete Takuan. »Der Gegner – Takezō – wird mir in die Hände fallen, wie General Ts'ao von Wei einst Ch'uko K'ungming in die Hände fiel.«

Sie setzten ihre Last ab, und Otsū fragte: »Was wollen wir hier?« »Wir werden uns hinsetzen«, erklärte Takuan entschieden. »Wie wollen wir Takezō fangen, bloß, indem wir hier herumsitzen?« »Wer Netze aufstellt, fängt Vögel im Flug, ohne selbst fliegen zu müssen.« »Wir haben aber keine Netze aufgestellt. Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht von einem Fuchs oder

dergleichen besessen seid?«

»Bauen wir ein Feuer. Füchse fürchten sich vor dem Feuer, und falls ich von einem besessen bin, wird er mir rasch ausgetrieben werden.« Sie sammelten trockenes Holz, und Takuan schichtete ein Feuer auf. Das schien Otsū Auftrieb zu geben.

»Ein schönes Feuer hebt immer die Stimmung, hab' ich recht?« »Jedenfalls wärmt es, das ist gewiß. Aber wieso – seid Ihr unglücklich?« »Ach, Takuan, Ihr habt doch gesehen, in welcher Stimmung ich war! Außerdem verbringt kein Mensch wirklich gern die Nacht in den Bergen. Was machen wir zum Beispiel, wenn es jetzt anfängt zu regnen?« »Auf dem Weg hierher habe ich eine Höhle nahe des Wegs gesehen. Wir könnten darin Schutz suchen, bis der Regen vorüber ist.« »So macht es Takezō vermutlich des Nachts und bei schlechtem Wetter, meint Ihr nicht auch? Solche Höhlen muß es doch überall im Gebirge geben. Vermutlich verbirgt er sich darin überhaupt die meiste Zeit.« »Wahrscheinlich. Besonders viel Verstand hat er ja nicht, aber vermutlich genug, um sich nicht naß regnen zu lassen.«

Sie wurde nachdenklich. »Takuan, warum hassen ihn die Leute im Dorf so sehr?«

»Das machen die Behörden, die bringen sie dazu. Otsū, die Bauern hier sind schlichte Gemüter. Sie haben Angst vor der Obrigkeit, ja, sie fürchten diese so sehr, daß sie, falls es von ihnen verlangt wird, sogar ihre Mitbürger, ja, ihre eigenen Angehörigen vertreiben würden.« »Ihr meint, es geht ihnen nur darum, die eigene Haut zu retten?« »Nun, eigentlich kann man ihnen keine Schuld geben. Sie sind ja völlig machtlos. Ihr müßt ihnen schon nachsehen, daß sie das eigene Wohl über alles andere stellen; das Ganze ist reiner Selbstschutz. Im Grunde wollen sie bloß in Ruhe gelassen werden.«

»Aber was ist mit den Samurai? Warum machen die ein

solches Theater um eine so unbedeutende Person wie Takezō?«

»Weil er für sie ein Symbol des Chaos ist, einer, der außerhalb der Ordnung steht. Sie müssen für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sorgen. Nach Sekigahara war Takezō wie besessen von dem Gedanken, daß der Feind hinter ihm her sei. Sein erster großer Fehler war es, die Grenzsperre zu durchbrechen. Irgendwie hätte er seinen Verstand gebrauchen und zum Beispiel bei Nacht oder verkleidet hinübergehen sollen. Egal wie. Nicht so Takezō! *Er* mußte hingehen und eine der Wachen töten und hinterher dann noch andere. Danach hat ihn alles überrollt wie eine Lawine. Er bildet sich ein, er müsse weiterhin töten, um sein Leben zu retten. Dabei ist er es, der mit dem Töten angefangen hat. Diese ganze unselige Geschichte ist nur aufgrund einer einzigen Tatsache entstanden: der Tatsache, daß Takezō kein bißchen gesunden Menschenverstand hat.« »Haßt Ihr ihn so sehr?«

»Ich verabscheue ihn! Seine Hirnlosigkeit ist mir zutiefst zuwider. Wäre ich Herr dieser Provinz, ich würde ihn die schlimmste Strafe erleiden lassen, die ich ersinnen könnte. Ja, als warnendes Exempel für die Bevölkerung würde ich ihm ein Glied nach dem anderen ausreißen lassen. Schließlich ist er nicht besser als ein wildes Tier, oder? Wer an der Spitze einer Provinz steht, kann es sich nicht leisten, mit Leuten wie Takezō großmütig zu verfahren, selbst wenn es aussieht, als sei er nichts weiter als ein böser Bube. Sein Beispiel könnte Gesetz und Ordnung untergraben, und das ist nicht gut, zumal in diesen unsicheren Zeiten.«

»Ich hatte Euch immer für gütig gehalten, Takuan, aber tief in Eurem Inneren seid Ihr steinhart. Hab' ich recht? Ich hätte nie gedacht, daß Ihr soviel auf die Gesetze der Daimyō gebt.«

»Nun, das tue ich aber. Ich bin der Meinung, das Gute sollte belohnt und das Böse bestraft werden, und deshalb komme ich mit der Vollmacht hierher, dies zu tun.«

»Oh, was war das?« Otsū sprang von ihrem Platz am Feuer auf. »Habt Ihr nichts gehört? Es hat geraschelt, wie Schritte, dort drüben zwischen den Bäumen.«

»Schritte?« Jetzt spitzte auch Takuan die Ohren, doch nachdem er eine Zeitlang aufmerksam gelauscht hatte, brach er in Lachen aus. »Ha, ha! Das waren bloß Affen. Seht!« Sie konnten die Umrisse eines großen und eines kleinen Affen erkennen, die sich durch die Bäume schlangen. Sichtbar erleichtert, nahm Otsū wieder Platz. »Meine Güte, das hat mich fast zu Tode erschreckt.«

Die nächsten Stunden bewahrten die beiden Schweigen und starrten in die Flammen. Jedesmal, wenn das Feuer zu erlöschen drohte, brach Takuan ein paar trockene Zweige entzwei und warf sie hinein. »Otsū, woran denkt Ihr?« »Ich?«

»Ja, Ihr. Wenn ich es auch ständig tue – im Grund hasse ich es, immer mit mir selber zu reden.«

Otsūs Augen waren vom Rauch geschwollen. Zum bestirnten Himmel aufblickend, sagte sie leise: »Ich dachte darüber nach, wie sonderbar die Welt doch ist. All die vielen Sterne dort droben in der schwarzen Leere ... Nein, das stimmt gar nicht. Die Nacht ist alles andere als leer. Sie scheint allumfassend. Schaut man lange zu den Sternen hinauf, sieht man, daß sie sich bewegen, ganz, ganz langsam. Ich kann einfach nicht anders, aber für mich bewegt sich die ganze Welt. Ich spüre das. Und dabei bin ich nur ein winziges Staubkorn in dieser Welt – ein Staubkorn, das von einer erschreckenden Macht beherrscht wird, die ich nicht einmal sehen kann. Selbst während ich hier sitze, verändert sich mein Schicksal unablässig. Meine Gedanken scheinen immer im Kreis herumzugehen.«

»Ihr sagt einfach nicht die Wahrheit«, erklärte Takuan streng. »Selbstverständlich sind Euch solche Gedanken gekommen; aber in Wirklichkeit habt Ihr an etwas viel

Bestimmteres gedacht.« Otsū schwieg.

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich in Euer Allergeheimstes eingedrungen bin, Otsū, aber ich habe jene Briefe gelesen, die Ihr erhalten habt.« »Das habt Ihr getan? Aber das Siegel war nicht erbrochen!« »Ich habe sie gelesen, nachdem ich Euch im Webschuppen gefunden hatte. Als Ihr sagtet, Ihr wolltet sie nicht, habe ich sie mir in den Ärmel gestopft. Das war wohl nicht recht von mir, aber später, als ich allein auf dem Abort war, habe ich sie herausgenommen und gelesen, einfach um mir die Zeit zu vertreiben.«

»Oh, Ihr seid schrecklich! Wie konntet Ihr nur! Und dann auch noch nur zum Zeitvertreib!«

»Nun, aus welchen Gründen auch immer, jedenfalls konnte ich verstehen, was der Grund für diesen Tränenstrom war und warum Ihr halbtot ausgesehen habt, als ich Euch fand. Aber hört zu, Otsū, ich meine, Ihr könnt von Glück sagen. Auf lange Sicht, glaube ich, ist es besser, daß die Dinge sich so entwickelt haben, wie sie es getan haben. Ihr haltet *mich* für schrecklich? Dann seht *ihn* an!«

»Was meint Ihr?«

»Matahachi war und ist ein unverantwortlicher Bursche. Stellt Euch vor, er hätte Euch geheiratet und dann eines Tages mit einem solchen Brief überrascht. Was hättet Ihr dann getan? Ihr braucht es mir gar nicht zu sagen, ich kenne Euch gut genug. Ihr hättet Euch von einer hohen Klippe ins Meer gestürzt. Und daher bin ich froh, daß es aus ist, ehe es zu so etwas hat kommen können.«

»Frauen denken da anders.« »Ach, wirklich? Wie denken sie denn?«

»Ich bin so wütend, daß ich schreien könnte.« Zornig riß sie mit den Zähnen am Ärmel ihres Kimono herum. »Eines Tages werde ich ihn finden, das schwöre ich Euch! Ich gebe keine Ruhe, bis ich ihm nicht ins Gesicht hinein gesagt habe, was ich

von ihm halte. Und das gleiche gilt für die alte Okō!« Sie brach in Tränen der Wut aus. Takuan blickte sie durchdringend an und murmelte dann dunkel: »Es hat angefangen, nicht wahr?« Wie benommen sah sie ihn an. »Wie bitte?«

Er starrte auf den Boden und sammelte offensichtlich seine Gedanken. Dann begann er: »Otsū, ich hatte so sehr gehofft, daß insbesondere Euch das Böse und die Falschheit der Welt erspart bleiben; daß Ihr, die Ihr so süß und unschuldig seid, rein und unberührt durch alle Stadien des Lebens hindurchgehen würdet. Nun jedoch sieht es ganz so aus, als ob die rauen Winde des Schicksals angefangen hätten, Euch zu beuteln, so wie sie jeden anderen auch beuteln.«

»Ach, Takuan! Was soll ich nur tun? Ich bin so bitter-, bitterböse!« Ihre Schultern zuckten, als sie aufschluchzend das Gesicht in den Händen barg.

Als der Morgen graute, hatte sie sich ausgeweint, und die beiden suchten in der Höhle Unterschlupf, um zu schlafen. Nachts hielten sie dann wieder am Feuer Wache und schliefen den nächsten Tag über wieder in der Höhle. Sie hatten zwar viel zu essen, doch Otsū wußte immer noch nicht recht, was das sollte. Immer wieder erklärte sie, sie könne nicht begreifen, wie sie auf diese Weise Takezō jemals fassen wollten. Takuan jedoch blieb herrlich gelassen. Otsū konnte sich keinen Vers darauf machen, was er wohl dachte. Er hatte keinerlei Anstalten unternommen, richtig zu suchen, und er ließ sich auch nicht im geringsten dadurch beirren, daß Takezō bis jetzt nicht aufgetaucht war.

Am Abend des dritten Tages hielten sie wieder am Feuer Wache. »Takuan«, entschlüpfte es Otsū schließlich, »dies ist unsere letzte Nacht, wie Ihr wohl wißt. Morgen ist unsere Frist verstrichen.« »Hmm. Ja, das stimmt wohl, oder?« »Nun, und was wollt Ihr unternehmen?« »Wieso, unternehmen?«

»Ach, seid doch nicht so begriffsstutzig! Ihr wißt doch: das

Versprechen, das Ihr dem Samurai gegeben habt.« »Ja, aber natürlich!«

»Nun, wenn wir Takezō nicht zurückbringen ...«

»Ich weiß«, fiel er ihr ins Wort, »ich weiß. Dann muß ich mich in der alten Zeder aufhängen. Aber keine Sorge! Ich bin einfach noch nicht soweit, daß ich sterben möchte.«

»Warum geht Ihr dann nicht hin und sucht ihn?«

»Wenn ich das täte – meint Ihr wirklich, ich würde ihn finden? In diesen Bergen?«

»Ach, ich kann und kann Euch nicht verstehen! Und doch, irgendwie habe ich das Gefühl, allein dadurch, daß ich hier herumsitze, wächst mein Mut, und ich bringe den Mumm auf, die Dinge sich so entwickeln zu lassen, wie sie es wollen.« Sie lachte. »Oder vielleicht verliere ich auch bloß den Verstand – wie Ihr.«

»Ich hab' meinen Verstand nicht verloren. Ich habe bloß Mut. Und mehr als das braucht es nicht.«

»Sagt, Takuan, war es bloß dieser Mut und nichts anderes, das Euch dazu gebracht hat, dies Versprechen abzulegen?«

»Ja.«

»Nichts weiter als Mut! Das ist nicht sonderlich tröstend. Ich dachte, Ihr hättet irgendeine narrensichere Karte, die Ihr ausspielen könnt.« Otsū war fast soweit gewesen, sich ganz auf die Zuversicht, die ihr Gefährte zu haben schien, zu verlassen, doch seine Enthüllung, daß er nichts weiter tue als Mut beweisen, machte sie ganz verzagt. Hatte er denn völlig den Verstand verloren? Manchmal werden Leute, die nicht ganz richtig im Kopf sind, von anderen für Genies gehalten. Möglich, daß Takuan einer von diesen war. In Otsū nahm dieser Gedanke mehr und mehr Gestalt an. Ungerührt und heiter wie eh und je starrte der Mönch weiter wie abwesend ins Feuer. Schließlich murmelte er, als sei ihm das gerade erst aufgefallen: »Es ist schon spät, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen. Bald wird es hell«, versetzte Otsū absichtlich bissig. Warum nur hatte sie sich auf diesen selbstmörderischen Irren verlassen?

Ohne den scharfen Ton ihrer Entgegnung zu beachten, murmelte er: »Komisch, nicht wahr?«

»Was brummelt Ihr da vor Euch hin, Takuan?« »Mir wird gerade klar, daß Takezō jetzt sehr bald auftauchen muß.« »Schon richtig, aber vielleicht weiß er gar nicht, daß Ihr beide eine Verabredung habt.« Als sie das ernste Gesicht des Mönchs sah, wurde sie wieder weicher. »Glaubt Ihr wirklich, er kommt?« »Selbstverständlich glaube ich das.« »Aber wieso sollte er denn einfach in die Falle gehen?« »Ganz so ist es ja nun wieder auch nicht. Es hat mit der menschlichen Natur zu tun, das ist alles. Die Menschen sind im Grunde nicht sonderlich stark im Herzen, im Gegenteil, sie sind schwach. Zudem ist die Einsamkeit kein natürlicher Zustand für sie, besonders dann nicht, wenn sie von Feinden eingekreist sind und mit dem Schwert gejagt werden. Ihr mögt das vielleicht für natürlich halten, doch mich würde es sehr überraschen, wenn Takezō der Versuchung widerstehen könnte, uns einen Besuch abzustatten und sich am Feuer zu wärmen.«

»Ist das nicht reines Wunschdenken? Es ist doch gut möglich, daß er ganz woanders ist.«

Takuan schüttelte den Kopf und sagte: »Nein, es ist kein Wunschdenken. Es ist nicht einmal meine eigene Theorie, sondern die eines Meisterstrategen.« Er sprach mit einer solchen Zuversicht, daß Otsū geradezu ein Stein von der Seele fiel, weil er eine so entschieden andere Meinung hatte. »Ich vermute, daß Shimmen Takezō ganz in der Nähe ist und sich nur noch nicht schlüssig geworden ist, ob wir seine Freunde oder seine Feinde sind. Wahrscheinlich plagen den Ärmsten viele Zweifel; er schlägt sich mit ihnen herum und kann weder vor noch zurück. Ich vermute, daß er sich jetzt irgendwo im Schatten dahinten verbirgt, uns heimlich beobachtet und

verzweifelt versucht, einen Entschluß zu fassen. Ach, da fällt mir was ein. Bitte, gebt mir Eure Flöte, die Ihr im Obi stecken habt.« »Meine Bambusflöte?« »Ja, laßt mich eine Weile darauf spielen.«

»Nein. Unter keinen Umständen. Ich geb' sie nicht aus der Hand.« »Warum?« Takuan ließ nicht locker. »Das kann Euch doch gleichgültig sein!« rief sie.

»Was soll denn schon passieren, wenn ich darauf spiele? Flöten werden besser, je öfter man auf ihnen bläst. Es schadet bestimmt nichts.« »Doch ...« Fest drückte Otsū die rechte Hand auf die Flöte, die in ihrem Obi steckte.

Sie trug sie immer möglichst nahe am Körper, und Takuan wußte, wieviel ihr dieses Instrument bedeutete. Nie jedoch wäre er auf den Gedanken gekommen, daß Otsū es ihm abschlagen würde, auf ihr zu spielen. »Sie geht bestimmt nicht entzwei, Otsū. Ich habe schon Dutzende von Flöten in der Hand gehabt. Ach, kommt schon, laßt sie mich wenigstens einmal in die Hand nehmen.« »Nein.«

»Gleichgültig, was geschieht?« »Ganz gleichgültig.« »Ihr seid verstockt.« »Schön, bin ich eben verstockt.«

Takuan resignierte. »Ich könnte ja auch zuhören, wie Ihr darauf spielt. Würdet Ihr mir bitte ein kleines Lied vorspielen?« »Auch das möchte ich nicht.« »Warum nicht?«

»Weil ich dann zu weinen anfangen, und ich kann nicht Flöte spielen und gleichzeitig weinen.« »Hmm.« Takuan kam ins Grübeln. Wiewohl er Mitleid hatte mit dieser eigensinnigen Verbohrtheit, wie sie so typisch ist für Waisen, erkannte er doch gleichzeitig jene Leere, die tief im Herzen dieser Kinder herrscht. Sie schienen ihm dazu verdammt, sich verzweifelt nach etwas zu sehnen, was sie nun einmal nicht haben konnten: nach der Elternliebe, die ihnen für immer versagt war.

Otsū verlangte es ständig nach den Eltern, die sie nie kennengelernt hatte. Wirkliche Elternliebe war ihr nie zuteil

geworden. Die Flöte war das einzige, was die Eltern ihr gelassen hatten, das einzige Andenken an sie, das sie besaß. Kaum war sie imstande gewesen, die Tageshelle zu erkennen, hatte man sie wie ein Kätzchen, das niemand haben wollte, auf der Veranda des Shippōji ausgesetzt; nur die Flöte hatte in ihrem winzigen Obi gesteckt. Die Flöte war das einzige Bindeglied, das sie eines Tages instand setzen konnte, Menschen von ihrem eigenen Fleisch und Blut aufzuspüren. Die Flöte war für sie nicht nur ein Andenken an ihre Eltern – sie war die Stimme von Vater und Mutter, die sie nie gesehen hatte.

Deshalb weint sie also, wenn sie darauf spielt! dachte Takuan. Kein Wunder, daß sie ganz Abwehr ist, wenn jemand das Instrument in die Hand nehmen oder gar darauf spielen möchte. Er hatte großes Mitleid mit ihr. In dieser Nacht schimmerte zum erstenmal ein perlenfarbener Mond am Himmel und verschwand hin und wieder hinter dunstigen Wolken. Wildgänse, die es Jahr für Jahr im Herbst nach Japan zieht und die im Frühling wieder in ihre Heimat zurückkehren, waren offensichtlich auf ihrem Flug nach Norden begriffen; gelegentlich drang ihr Schreien aus den Wolken an ihr Ohr.

Takuan riß sich aus seinen Träumereien und sagte: »Das Feuer ist fast ausgegangen, Otsū. Würdet Ihr bitte etwas Holz nachlegen? ... Aber was habt Ihr denn? Stimmt etwas nicht?« Otsū antwortete nicht. »Weint Ihr?«

Sie sagte immer noch nichts.

»Es tut mir leid, daß ich Euch an die Vergangenheit erinnere. Ich habe Euch nicht traurig machen wollen.«

»Macht nichts«, wisperte sie. »Ich hätte nicht so eigensinnig sein sollen. Bitte, nehmt die Flöte und spielt darauf.« Sie holte das Instrument aus dem Obi und reichte es ihm über das Feuer hinweg. Es stak in einer Hülle aus altem, verschossenen Goldbrokat; das Gewebe war bereits fadenscheinig und

durchgewetzt, bewahrte aber gleichwohl immer noch eine gewisse altertümliche Eleganz.

»Darf ich mir die Flöte ansehen?« fragte Takuan. »Ja, bitte. Ihr könnt es ruhig tun.«

»Aber warum spielt nicht Ihr statt meiner darauf? Ich glaube, ich höre viel lieber zu. Ich bleibe einfach hier sitzen.« Damit wandte er sich ab und umschlang die Knie mit den Armen.

»Einverstanden. Nur spiele ich nicht besonders gut«, erklärte sie bescheiden. »Ich will's aber versuchen.«

Wie die Zeremonie es verlangte, kniete sie nieder, richtete ihren Kimonokragen und verneigte sich vor der im Gras liegenden Flöte. Takuan sagte nichts mehr. Er schien überhaupt nicht mehr dazusein; das einzige, was vorhanden war, war das große, einsame nächtliche Universum. Die schattenhafte Gestalt des Mönchs hätte genausogut ein Felsen sein können, der vom Berg heruntergerollt und hier zum Stillstand gekommen war. Otsū neigte das weiße Gesicht leicht zur Seite und hob ihr kostbares Andenken an die Lippen. Als sie das Mundstück anfeuchtete und sich innerlich auf das Spiel vorbereitete, schien sie eine völlig andere Otsū zu sein, eine Otsū, welche die Kraft und die Würde der Kunst verkörperte. Nochmals erklärte sie, wie es sich gehörte, keine besondere Fertigkeit im Flötenspiel zu besitzen, woraufhin Takuan, wie es die Form erforderte, nickte. Der fließende Klang der Flöte hüb an. Als die dünnen Finger des Mädchens sich über den sieben Löchern des Instruments krümmten, wirkten ihre Knöchel wie winzige, gemessen tanzende Gnomen. Es war ein langsames Lied, das an das Plätschern eines Bachs erinnerte. Takuan war, als würde er selbst in rinnendes Wasser verwandelt, welches die Schlucht herunterplätscherte und murmelnd über seichte Stellen hinwegglitt. Wenn die hohen Töne aufklangen, war ihm, als fahre sein Geist hinauf in den Himmel, um mit den Wolken Haschen zu spielen. Der Klang der Erde und der Widerhall des Himmels vermischten sich miteinander und

verwandelten sich in das sehnstüchtige Seufzen des Windes, der durch die Föhren fuhr und über die Unbeständigkeit der Welt klagte.

Während Takuan mit geschlossenen Augen hingerissen lauschte, mußte er an die Legende vom Prinzen Hiromasa denken, der, als er in mondheller Nacht Flöte spielend durch das Suzaku-Tor in Kyoto hindurchspazierte, plötzlich eine andere Flöte vernahm, deren Töne sich harmonisch mit denen der seinen vermischten. Der Prinz suchte den Spieler und fand ihn in einem der oberen Stockwerke des Torbaus. Nachdem sie ihre Flöten getauscht hatten, spielten die beiden die ganze Nacht hindurch gemeinsam. Erst später kam der Prinz dahinter, daß sein Gefährte ein Teufel in Menschengestalt gewesen war.

Selbst ein Teufel, dachte Takuan, läßt sich von Musik anrühren. Um wieviel mehr muß der Klang einer Flöte in der Hand eines so wunderschönen Mädchens erst einen Menschen anrühren, der ja den fünf Leidenschaften ausgeliefert ist. Er wollte weinen, doch die Tränen kamen ihm nicht. Sein Gesicht versank tiefer zwischen den Knien, die er unbewußt enger an sich drückte. Als der Feuerschein noch mehr abnahm, wurden Otsūs Wangen von immer tieferem Rot übergossen. Sie ging so sehr in der Musik auf, daß sie fast eins mit dem Instrument wurde.

Rief sie Vater und Mutter? Fragten diese zum Himmel steigenden Töne wirklich: »Wo seid ihr?« Und mischte sich nicht in dieses Flehen der bittere Groll eines jungen Mädchens, das von einem treulosen Mann im Stich gelassen und betrogen worden war?

Sie schien berauscht von der Musik und überwältigt von ihren eigenen Gefühlen. Ihr Atem begann zu ermatten; winzige Schweißperlen zeigten sich an ihrem Haaransatz. Tränen rannen ihr übers Gesicht. Wiewohl die Melodie von ersticktem Schluchzen unterbrochen wurde, war es doch, als klinge sie weiter und immer weiter.

Und dann rührte sich plötzlich etwas im Gras, nicht weiter als fünfzehn, zwanzig Fuß vom Feuer entfernt. Es klang, als würde dort ein Tier herumschleichen. Takuans Kopf schoß in die Höhe. Er sah die schwarze Gestalt wie gebannt an, hob dann ruhig die Hand und winkte zum Gruß. »Du dort drüben! Es muß kalt sein im Tau. Komm ans Feuer und wärm dich! Setz dich zu uns, und rede mit uns, bitte!«

Erschrocken hörte Otsū auf zu spielen und sagte: »Takuan, Ihr führt wieder Selbstgespräche!«

»Habt Ihr's denn nicht bemerkt?« fragte er und zeigte ins Dunkel. »Takezō drückt sich seit einiger Zeit dort drüben herum und lauscht Eurem Flötenspiel.«

Da wandte sie den Kopf, um hinzusehen, dann warf sie mit einem Aufschrei ihre Flöte nach der schwarzen Gestalt. Es war in der Tat Takezō. Er sprang auf wie ein aufgeschreckter Hirsch und wollte fliehen.

Takuan, den Otsūs Aufschrei genauso erschreckt hatte wie Takezō, sah das Netz, das er so behutsam einzog, reißen und den Fisch entschlüpfen. Er sprang auf und rief aus Leibeskräften: »Takezō! Halt!« Seine Stimme hatte etwas überwältigend Mächtiges und besaß eine gebieterische Kraft, der man sich nicht ohne weiteres entziehen konnte. Der Flüchtende hielt im Lauf inne wie festgenagelt und blickte benommen zurück. Argwöhnisch sah er Takuan an.

Der Mönch sagte nichts weiter. Er verschränkte langsam die Arme vor der Brust und starrte Takezō an, so wie dieser ihn anstarrte. Die beiden schienen sogar im Gleichklang zu atmen.

Ganz allmählich erschienen dann an Takuans Augenwinkeln jene winzigen Fältchen, die den Beginn eines freundlichen Lächelns anzeigten. Er nahm die Arme herunter, winkte Takezō und sagte: »Nun komm schon her!« Beim Klang dieser Worte blinzelte Takezō; ein seltsamer Ausdruck legte sich über sein dunkles Gesicht.

»Komm hier herüber«, redete Takuan ihm gut zu, »dann können wir uns unterhalten!«

Dem folgte ein verwirrtes Schweigen.

»Wir haben eine Menge zu essen und sogar etwas Sake. Wir sind nicht deine Feinde, mußt du wissen. Setz dich ans Feuer! Laß uns miteinander reden.« Immer noch Schweigen.

»Takezō, begehst du nicht einen großen Fehler? Es gibt eine weite Welt mit warmem Feuer, mit Essen und Trinken, ja sogar mit menschlichem Mitgefühl. Du aber bestehst darauf, dich unbedingt in deiner eigenen Hölle herumzuquälen. Du hast da ein ziemlich schiefes Bild von der Welt, weißt du das?

Aber ich will aufhören, mit dir zu streiten. In deinem Zustand kannst du nicht groß ein Ohr für die Vernunft haben. Komm nur näher, und setz dich ans Feuer! Otsū, wärmt das Kartoffelgericht, das Ihr vorhin gekocht habt! Auch ich habe Hunger.«

Otsū setzte den Topf aufs Feuer, und Takuan stellte einen Krug mit Sake in die Nähe der Flammen, damit er warm werde. Diese friedlichen häuslichen Verrichtungen beschwichtigten Takezōs Mißtrauen, und er rückte etwas näher. Als er fast bei ihnen war, blieb er plötzlich stehen, als halte ihn Verlegenheit zurück.

Takuan rollte einen Felsstein in die Nähe des Feuers und klopfte Takezō auf den Rücken. »Setz du dich hierhin!« sagte er.

Unvermittelt setzte Takezō sich. Otsū hingegen brachte es nicht fertig, dem Freund ihres ehemaligen Verlobten ins Gesicht zu sehen. Ihr war, als stehe sie vor einem wilden Tier, das man von der Kette gelassen hatte. Takuan hob den Deckel vom Topf und sagte: »Sie scheinen gerade richtig zu sein.« Mit diesen Worten spießte er mit seinen Eßstäbchen eine Kartoffel auf, hob sie heraus und beförderte sie in seinen Mund. Herzhaft kauend, erklärte er: »Sehr gut und zart. Möchtest du nicht

davon, Takezō?« Takezō nickte und verzog das Gesicht zum erstenmal zu einem Lächeln, wobei er eine Reihe ebenmäßiger, weißer Zähne entblökte. Otsū füllte eine Schale und reichte sie ihm, woraufhin er auf das heiße Gericht blies, um sich dann große Brocken geräuschvoll in den Mund zu schieben. Dabei bebten ihm die Hände, und seine Zähne klapperten gegen den Rand der Schale. Da er so erbarmungswürdig hungrig war, konnte er das Zittern nicht beherrschen, was sehr erschreckend war.

»Gut, nicht wahr?« fragte der Mönch und legte die Eßstäbchen nieder. »Wie wär's mit etwas Sake?« »Ich möchte keinen Sake.« »Magst du ihn nicht?«

»Ich will im Moment keinen.« Nach der langen Zeit in den Bergen hatte er Angst, ihm könne von dem berausenden Getränk übel werden. Schließlich sagte er ganz höflich: »Vielen Dank fürs Essen. Jetzt ist mir wieder warm.«

»Hast du genug gehabt?«

»Reichlich, danke.« Als er Otsū die Schale zurückgab, fragte er: »Warum seid ihr hier heraufgekommen? Ich habe euer Feuer schon gestern nacht gesehen.«

Die Frage erschreckte Otsū, und sie wußte im Augenblick keine Antwort, doch Takuan kam ihr zu Hilfe und erklärte aufrichtig: »Offen gestanden sind wir hierhergekommen, um dich gefangenzunehmen.«

Takezō schien nicht sonderlich überrascht; eher schien er zu zögern, das, was Takuan gesagt hatte, als bare Münze zu nehmen. Schweigend ließ er den Kopf sinken; dann blickte er vom einen zum anderen. Takuan erkannte, daß der Zeitpunkt zum Handeln gekommen war. Er wandte sich direkt an Takezō und sagte: »Was ist? Irgendwann wirst du ja doch gefangengenommen. Wäre es da nicht besser, sich von den Banden fesseln zu lassen, die das Gesetz Buddhas bilden? Die Anordnungen des Daimyō sind Gesetz, und Buddhas Gesetz ist

Gesetz, doch die Bande Buddhas sind die sanfteren und menschlicheren.«

»Nein, nein!« sagte Takezō und schüttelte zornig den Kopf. Sanft fuhr Takuan fort: »Hör mir nur eine Minute zu! Ich bin mir darüber im klaren, daß du entschlossen bist, bis zum Tode auszuhalten – nur: glaubst du auf lange Sicht wirklich zu gewinnen?« »Was meint Ihr damit: Ob ich gewinne?«

»Ich meine, kannst du dich wirklich den Menschen entziehen, die dich hassen, und dich gegen die Gesetze der Obrigkeit und gegen deinen ärgsten Feind, dich selbst, durchsetzen?«

»Ach, ich weiß, ich habe bereits verloren«, stöhnte Takezō. Sein Gesicht war traurig verzerrt, und Tränen traten ihm in die Augen. »Letzten Endes wird man mich zur Strecke bringen, doch ehe das geschieht, werde ich die alte Hon'iden, die Soldaten von Himeji und all die anderen Leute umbringen, die ich hasse. Ich will so viele töten, wie ich kann.« »Und was hast du vor, wegen deiner Schwester zu unternehmen?« »Huh?«

»Ogin. Was willst du da tun? Du weißt ja, daß sie in der Palisadenfestung von Hinagura in Gewahrsam sitzt!«

Obwohl er stets den Vorsatz gehabt hatte, sie zu retten, konnte Takezō jetzt nichts darauf entgegenen.

»Meinst du nicht, du solltest auch einmal an das Wohlergehen dieser guten Frau denken? Sie hat so viel für dich getan. Und was ist mit der Pflicht, den Namen deines Vaters, Shimmen Munisai, weiterzuvererben? Hast du vergessen, daß er über die Familie Hirata auf die berühmte Akamatsu-Sippe aus Harima zurückgeht?«

Takezō schlug die beiden verschmutzten, an Klauen erinnernden Hände vors Gesicht, und seine kantigen Schulterblätter traten weit hervor, als sein ausgemergelter, zitternder Körper von bitterem Schluchzen geschüttelt wurde. »Ich ... ich ... weiß es nicht. Was ... was spielt das jetzt für eine

Rolle?« Auf diese Worte hin ballte Takuan die Rechte plötzlich zur Faust und ließ sie mit voller Kraft auf Takezōs Kinn krachen. »Narr!« donnerte die Stimme des Mönchs.

Völlig überrascht, taumelte Takezō unter dem Schlag, und ehe er sich davon erholte, erhielt er noch einen zweiten.

»Was für ein unverantwortlicher Einfaltspinsel du doch bist! So etwas Dummes und Undankbares! Da dein Vater und deine Mutter und auch deine Ahnen nicht mehr leben und dich bestrafen, werde ich es für sie tun. Nimm das!« Der Mönch schlug wieder zu, diesmal mit einer solchen Kraft, daß Takezō auf den Boden fiel. »Tut das immer noch nicht weh?« rief er kämpferisch.

»Doch, es tut weh«, wimmerte der Flüchtige.

»Gut. Wenn es schmerzt, besteht immerhin Hoffnung, daß noch ein wenig menschliches Blut durch deine Adern fließt. Otsū, reicht mir den Strick, bitte ... Nun, worauf wartet Ihr noch? Bringt mir den Strick! Takezō weiß schon, daß ich ihn binden werde. Er ist darauf gefaßt. Doch ist es nicht der Strick der Obrigkeit, sondern ein Band des Mitleids. Ihr braucht ihn also weder zu fürchten noch zu bedauern. Rasch, Mädchen, den Strick!« Takezō lag regungslos auf dem Bauch und machte keinerlei Anstalten wegzulaufen. Mühelos setzte Takuan sich ihm rittlings auf den Rücken. Hätte Takezō Widerstand leisten wollen, er hätte Takuan wie einen Papierball in die Luft werfen können. Das wußten sie beide. Dennoch lag er duldend und mit ausgestreckten Armen und Beinen da, als füge er sich endlich irgendeinem unsichtbaren Naturgesetz.

Die alte Zeder

Obwohl um diese Jahreszeit morgens für gewöhnlich nicht die Tempelglocke geläutet wurde, tönten ihre tief dröhnenden

Schläge durchs Dorf und hallten fern in den Bergen wider. Heute war der Tag der Entscheidung, der Tag, an dem Takuans Frist ablief, und die Dörfler liefen zum Hügel hinauf, um zu erfahren, ob er das Unmögliche geschafft hatte oder nicht. Die Nachricht, daß er es geschafft hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. »Takezō ist gefangen worden!« »Wirklich? Wer hat's denn fertiggebracht?« »Takuan.«

»Ich kann es nicht glauben. Ohne Waffe?« »Das kann nicht wahr sein!«

Die Menge eilte zum Shippōji hinauf, um den Gesetzlosen anzugaffen, der wie ein Tier an das Geländer der Treppe gefesselt war, die zum Hauptheiligtum hinaufführte. Manche schluckten und holten vernehmlich Luft bei seinem Anblick, als stünden sie Aug' in Auge dem gefürchteten Dämon des Berges Oe gegenüber. Als gelte es, ihre übertriebenen Erwartungen auf ein vernünftiges Maß herabzuschrauben, saß Takuan ein paar Stufen höher auf der Treppe, stützte sich auf die Ellbogen und grinste liebenswürdig. »Bewohner von Miyamoto«, rief er, »Ihr könnt jetzt in Ruhe auf Eure Felder zurückkehren. Die Soldaten werden bald verschwunden sein.« Für die eingeschüchterten Dörfler war Takuan über Nacht zum Helden geworden, ihr Retter und Beschützer vor dem Bösen. Manche verneigten sich tief vor ihm, so daß sie mit der Stirn fast den Boden des Tempelhofs berührten; andere drängten sich vor, um seine Hand oder sein Gewand zu berühren. Wieder andere knieten ihm zu Füßen. Takuan, den eine solche Abgötterei entsetzte, wich vor der Menge zurück und hielt Schweigen gebietend die Hand hoch.

»Hört gut zu, Männer und Frauen von Miyamoto! Ich habe etwas zu sagen, etwas Wichtiges.« Geschrei und Gezeter erstarben. »Nicht ich bin es, dem das Verdienst zukommt, Takezō gefangen zu haben. Denn nicht ich habe es bewirkt, sondern das Gesetz der Natur. Wer das bricht, ist am Ende immer der Verlierer. Das ist das Gesetz, das Ihr achten solltet.«

»Macht Euch doch nicht lächerlich! Ihr habt ihn gefaßt, nicht die Natur.« »Übertreibt es nicht mit der Bescheidenheit, Mönch!« »Anerkennung gebührt, wem sie zusteht.«

»Gesetz hin, Gesetz her! Wir haben Euch zu danken.«

»Nun, dann dankt mir«, fuhr Takuan fort. »Dagegen habe ich nichts. Aber Ihr solltet das Gesetz ehren. Was geschehen ist, ist geschehen, und im Moment möchte ich Euch um etwas außerordentlich Wichtiges bitten. Ich brauche Eure Hilfe.«

»Um was geht's?« kam es von der neugierigen Menge. »Nur um folgendes: Was machen wir mit Takezō, jetzt, da wir ihn haben? Mein Abkommen mit dem Vertreter des Hauses Ikeda, den Ihr ja vom Sehen alle kennt, ging dahin, daß ich mich, falls ich den Flüchtling nicht nach drei Tagen zurückbringe, an der großen Zeder aufhänge. Für den Fall, daß ich es schaffe, wurde mir jedoch versprochen, daß ich über sein Schicksal entscheiden darf.«

Die Leute fingen an zu murmeln. »Davon haben wir gehört.«

Takuan nahm eine richterliche Pose ein. »Nun, was sollen wir mit ihm machen? Wie Ihr seht, ist das gefürchtete Ungeheuer in Fleisch und Blut hier. Eigentlich gar nicht so angsteinflößend, oder? Tatsache ist, daß er kampflös mitgekommen ist – dieser Schwächling! Sollen wir ihn töten oder ihn laufenlassen?«

Die Vorstellung, Takezō freizulassen, weckte eine ganze Menge Einwände. Einer rief: »Wir müssen ihn töten. Er taugt nichts, er ist ein Bösewicht! Lassen wir ihn am Leben, wird er der Fluch des Dorfes sein.« Während Takuan schwieg und dem Anschein nach die Möglichkeiten abwägte, ließen sich aus dem Hintergrund laute Stimmen vernehmen, die riefen: »Bringt ihn um! Bringt ihn um!«

Gerade in diesem Augenblick drängelte sich eine alte Frau nach vorn und schob mit kräftigen Ellbogenstößen Männer beiseite, die doppelt so groß waren wie sie. Selbstverständlich

handelte es sich um die aufgeregte Osugi. Als sie bei der untersten Stufe der Treppe angekommen war, funkelte sie Takezō einen Moment an, drehte sich dann um und stellte sich vor die Dörfler. Mit einem Maulbeerzweig in der Luft herumfuchtelnd, rief sie: »Ich gebe mich nicht damit zufrieden, daß er bloß getötet wird. Erst muß er leiden! Seht euch nur sein häßliches Gesicht an!« Sie wandte sich wieder dem Gefangenen zu, hob die Gerte und kreischte: »Du aus der Art geschlagener Schuft!« Sie ließ sie etliche Male auf ihn herniedersausen, bis ihr die Puste ausging und ihr der Arm erlahmte. Takezō krümmte sich vor Schmerz, als Osugi sich mit drohendem Blick an Takuan wandte. »Was wollt Ihr von mir?« fragte der Mönch.

»Dieser Mörder ist schuld daran, daß das Leben meines Sohnes ruiniert ist!« Sich heftig schüttelnd, schrie sie: »Und weil Matahachi nicht da ist, kann keiner den Namen unserer Familie weitervererben.«

»Nun«, hielt Takuan ihr entgegen, »wenn Ihr gestattet, daß ich das sage, aber viel getaugt hat Matahachi ohnehin nicht. Wäre es auf lange Sicht nicht besser, Ihr würdet Euren Schwiegersohn als Erben einsetzen und ihn den geehrten Namen Hon'iden tragen lassen?«

»Wie könnt Ihr es wagen, einen derartigen Vorschlag zu machen!« Plötzlich brach die stolze Witwe in Schluchzen aus. »Es ist mir gleichgültig, was Ihr denkt. Kein Mensch hat ihn verstanden. Er war nicht wirklich schlecht; er war eben mein Kleiner.« Ihre Wut brach sich wieder Bahn, und mit dem Finger zeigte sie auf Takezō: »Er hat ihn auf Abwege geführt, hat einen Tunichtgut aus ihm gemacht, wie er selber einer ist. Ich habe das Recht, Rache zu nehmen.« Dann sprach sie wieder zur Menge und flehte sie an: »Überlaßt mir die Entscheidung! Überlaßt sie mir! Ich weiß, was mit ihm zu geschehen hat.«

Just in diesem Augenblick schnitt ein lauter und zorniger

Schrei im Hintergrund der alten Frau das Wort ab. Die Menge wich auseinander wie ein Tuch, das zerrissen wird, und der Spätkommende stapfte rasch nach vorn. Es war Zottelbart in höchsteigener Person, und mächtiger Zorn erfüllte ihn. »Was geht hier vor? Das hier ist doch kein Jahrmarkt! Macht, daß Ihr fortkommt von hier – alle! Geht wieder an die Arbeit! Trollt Euch nach Hause! Auf der Stelle!« Man vernahm Füße, die sich bewegten, doch keiner wandte sich zum Gehen. »Ihr habt gehört, was ich gesagt habe. Haut ab! Worauf wartet Ihr noch?« Drohend trat er auf die Menge zu, die Hand am Schwertgriff. Die vorn standen, rissen die Augen weit auf und wichen zurück. »Nein!« erklärte Takuan. »Es gibt keinen Grund, weshalb diese guten Leute gehen sollten. Ich habe sie ausdrücklich zusammengerufen, um mit ihnen zu besprechen, was mit Takezō geschehen soll.«

»Ihr seid ganz ruhig!« befahl der Samurai. »Ihr habt in der ganzen Sache nicht mitzureden.« Sich zu voller Größe aufreckend und erst Takuan, dann Osugi und schließlich die Menge anfunkelnd, tönte er groß: »Dieser Shimmen Takezō hat sich nicht nur schwerer und ernsthafter Verstöße gegen die Gesetze dieser Provinz schuldig gemacht, er ist überdies ein Flüchtling von Sekigahara. Über seine Bestrafung kann nicht das Volk befinden, er muß an die Regierung übergeben werden.«

Takuan schüttelte den Kopf. »Unsinn!« Da er sah, daß Zottelbart etwas darauf entgegenen wollte, gebot er ihm mit erhobenem Finger zu schweigen. »So lautet unser Abkommen, dem Ihr zugestimmt habt, nicht!« Der Hauptmann sah seine Würde ernstlich bedroht und wollte argumentieren. »Takuan, Ihr werdet ohne Zweifel die Belohnung erhalten, welche die Regierung ausgesetzt hat. Aber als offizieller Vertreter von Fürst Terumasa ist es meine Pflicht, so, wie die Dinge stehen, die Verantwortung für den Gefangenen zu übernehmen. Sein Schicksal braucht Euch nicht mehr zu bekümmern. Ihr braucht

nicht einmal mehr darüber nachzudenken.« Takuan machte keinerlei Anstalten zu antworten, sondern brach in schallendes Gelächter aus. Jedesmal, wenn es so aussah, als ob es versiege, wallte es von neuem auf.

»Wo bleiben Eure Manieren, Mönch!« warnte ihn der Samurai. Dann fing er allmählich an, Gift und Galle zu spucken. »Was ist denn so komisch? Huh? Ihr denkt wohl, das Ganze ist ein Witz, was?«

»Meine Manieren?« wiederholte Takuan und brach neuerlich in Lachen aus. »Meine Manieren? Nun hört mal, Zottelbart – denkt Ihr etwa daran, Euer Wort zu brechen, Euer heiliges Ehrenwort? Falls Ihr das vorhabt, so warne ich Euch – dann lasse ich nämlich Takezō auf der Stelle frei.« Einhellig nach Luft schnappend, wichen die Dörfler ein Stück zurück. »Bereit?« fragte Takuan und griff nach dem Strick, mit dem Takezō an das Geländer gefesselt war. Dem Samurai verschlug es die Sprache.

»Und wenn ich ihn loslasse, werde ich ihn zuerst Euch auf den Hals hetzen. Ihr könnt es ja dann zwischen Euch beiden ausmachen. Und dann nehmt ihn fest, wenn Ihr könnt!«

»Nein, haltet ein – nur einen Moment noch!«

»Ich habe meinen Teil des Handels eingehalten«, fuhr Takuan fort und tat immer noch so, als wolle er den Gefangenen losbinden. »Haltet ein, sage ich!« Schweißperlen traten dem Samurai auf die Stirn. »Warum?«

»Nun ja ... weil ... weil ...« Er geriet fast ins Stottern. »Wo er schon einmal gefesselt ist, hat es keinen Sinn, ihn wieder loszulassen und noch mehr Unruhe zu stiften. Meint Ihr nicht auch? Ich will Euch etwas sagen. Ihr könnt Takezō selbst töten. Hier, nehmt mein Schwert! Überlaßt mir nur seinen Kopf, damit ich ihn mit nach Himeji nehmen kann. Das ist doch gerecht, oder?«

»Euch seinen Kopf überlassen? Mein Lebtag nicht! Aufgabe

der Geistlichkeit ist es, Begräbnisse durchzuführen, aber Leichen zu verschenken oder auch nur Teile von Leichen – nun, das würde uns Priester in ein schlechtes Licht bringen, meint Ihr nicht auch? Kein Mensch würde uns dann noch seine Toten anvertrauen, und wenn wir jetzt damit anfangen, sie zu verschenken, stünden die Tempel im Handumdrehen mittellos da.« Obwohl der Samurai mit der Hand auf dem Schwertgriff dastand, konnte Takuan es nicht lassen, ihn zu necken.

Sich der Menge zuwendend, wurde der Mönch wieder ernst. »Ich bitte Euch, Euch darüber zu unterhalten und mir eine Antwort zu geben. Was sollen wir tun? Die alte Frau sagt, es reicht nicht, ihn nur zu Tode zu befördern; erst müsse er gefoltert werden. Was haltet Ihr davon, ihn für ein paar Tage an einem Ast der alten Zeder aufzuhängen? Wir könnten ihm Hände und Füße fesseln, und außerdem wäre er Tag und Nacht den Elementen ausgeliefert. Die Krähen werden ihm vermutlich die Augen auspicken. Wie findet Ihr das?«

Sein Vorschlag erschien den Zuhörern so unmenschlich grausam, daß zuerst keiner etwas zu sagen wagte.

Bis auf Osugi, die erklärte: »Takuan, dieser Vorschlag beweist, was für ein weiser Mann Ihr doch seid; nur meine ich, wir sollten ihn eine Woche lang baumeln lassen – nein, länger! Soll er doch zehn bis zwanzig Tage dort hängen! Und dann werde ich persönlich kommen und ihm den Todesstoß geben.«

Ohne weitere Kommentare nickte Takuan. »Gut denn. So sei es!« Nachdem er den Strick vom Geländer gelöst hatte, ergriff er ihn und zerrte Takezō wie einen Hund an der Leine hinter sich her zu der Zeder. Gebeugten Haupts und kleinmütig folgte ihm der Gefangene und gab keinen Laut von sich. Er machte einen so reuigen Eindruck, daß einige Weichherzige in der Menge anfangen, ein bißchen Mitleid mit ihm zu bekommen. Doch die Erregung darüber, das »reißende Tier« gefangen zu haben, war noch nicht abgeklungen, und so machten schließlich alle mit. Nachdem etliche Taulängen

aneinandergeknüpft worden waren, hievten sie Takezō zu einem Ast hinauf, der sich etwa dreißig Fuß über dem Boden reckte, und zurrten ihn daran fest. So über und über mit Stricken umwunden, sah er weniger wie ein lebender Mensch als vielmehr wie eine große Strohuppe aus.

Seit Otsū aus den Bergen zurückgekehrt war, suchte sie, wenn sie allein in ihrem Zimmer war, stets eine tiefe Schwermut heim. Sie überlegte, woher das kommen mochte, denn das Alleinsein war nichts Neues für sie. Außerdem hielt sich eigentlich immer jemand im Tempelbereich auf. Sie konnte alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens genießen, und doch kam sie sich verlassener vor als während der drei langen Tage an dem öden Berghang, wo nur Takuan ihr Gesellschaft geleistet hatte. Sie saß an dem niedrigen Tisch vor dem Fenster, stützte das Kinn auf die Handfläche und dachte einen halben Tag lang über ihre Gefühle nach, bis sie eine Schlußfolgerung daraus zog.

Sie fand, daß diese Erfahrung ihr Einblick in ihr eigenes Herz gewährt hatte. Die Einsamkeit, überlegte sie, ist wie der Hunger; sie existiert nicht außerhalb von einem, sondern im eigenen Inneren. Einsam sein, dachte sie, heißt, den Mangel oder das Fehlen von etwas empfinden, das Entbehren von etwas Lebenswichtigem. Was es jedoch war, wußte sie nicht. Weder die Leute um sie herum noch die Annehmlichkeiten des Lebens im Tempelbereich vermochten das Gefühl der Vereinsamung zu beschwichtigen, das sie jetzt befiel. In den Bergen hatte es nur das Schweigen, die Bäume und den Dunst gegeben – aber auch Takuan. Es war für sie wie eine Offenbarung, daß er nicht isoliert von ihr existierte. Seine Worte hatten geradewegs zu ihrem Herzen gefunden und hatten es erwärmt und erhellt, wie es kein Feuer und keine Lampe je vermocht hätten. Nun kam sie zu der unschuldigen Erkenntnis, daß sie deshalb einsam war, weil Takuan nicht bei ihr war. Nach dieser Entdeckung stand sie auf, hing aber auch weiterhin

ihren Gedanken nach. Nachdem Takuan beschlossen hatte, welcher Strafe Takezō zugeführt werden sollte, hatte er sich des längeren im Gastraum mit dem Samurai aus Himeji eingeschlossen. Da er außerdem in dieser oder jener Angelegenheit zwischen Kloster und Dorf unterwegs gewesen war, hatte er keine Zeit gehabt, sich mit ihr wie in den Bergen zu unterhalten. Otsū setzte sich wieder hin. Wenn sie nur einen Freund hätte! Viele brauchte sie gar nicht, nur einen, der sie gut kannte, jemand, bei dem sie sich anlehnen konnte, jemand, der stark war und vollkommen vertrauenswürdig. Das war es, wonach sie sich sehnte, ja, was sie so unbedingt brauchte, daß sie fast dabei war, den Verstand zu verlieren.

Selbstverständlich hatte sie immer noch ihre Flöte, aber wenn ein Mädchen erst einmal siebzehn ist, hat es Fragen und Probleme, auf die ein Stück Bambus keine Antwort weiß. Was sie brauchte, war Vertraulichkeit und das Gefühl, an etwas beteiligt zu sein und das wirkliche Leben nicht nur wie ein Zuschauer zu beobachten.

»Es ist alles so abscheulich!« sagte sie laut; doch indem sie ihre Gefühle in Worte faßte, war noch lange nicht ihr Zorn auf Matahachi beschwichtigt. Tränen fielen auf das kleine Lacktischchen; das kochende Blut, das ihr durch die Adern rann, färbte ihre Schläfen blaurot. Der Kopf dröhnte ihr. Lautlos glitt die Schiebetür hinter ihr auf. Das Feuer für die Abendmahlzeit brannte hell in der Tempelküche.

»Aha! Hier also verkriechst du dich! Sitzt müßig herum und läßt den Tag verstreichen.«

Die Gestalt Osugis tauchte in der Tür auf. Aus ihren Überlegungen aufgeschreckt, zögerte Otsū einen Moment, ehe sie die alte Frau willkommen hieß und ihr ein Kissen hinlegte, auf dem sie Platz nehmen konnte. Ohne auch nur »mit deiner gütigen Erlaubnis« zu sagen, setzte Osugi sich hin. »Meine liebe Schwiegertochter«, hob sie geschwollen an. »Ja, Großmutter«, antwortete Otsū und verneigte sich

eingeschüchtert vor der alten Hexe.

»Wo du dich zu den verwandtschaftlichen Beziehungen bekennt, ist da eine Kleinigkeit, über die ich mit dir reden muß. Doch zuvor bring mir Tee! Ich habe bis eben mit Takuan und dem Samurai aus Himeji gesprochen, und der Tempeldiener hat uns nicht einmal Erfrischungen gebracht. Meine Kehle ist völlig ausgetrocknet.« Otsū gehorchte und brachte ihr Tee.

»Ich möchte über Matahachi mit dir reden«, kam die alte Frau ohne Umschweife zur Sache. »Selbstverständlich bin ich nicht so töricht, all das zu glauben, was dieser Lügenbold Takezō erzählt. Immerhin scheint Matahachi am Leben zu sein und sich in einer anderen Provinz aufzuhalten.« »So?« sagte Otsū kalt.

»Ganz sicher bin ich mir nicht, doch bleibt Tatsache, daß der Priester hier, der als dein Vormund fungiert, sein Einverständnis gegeben hat, daß du meinen Sohn heiratest; und die Familie Hon'iden hat dich bereits als seine Braut anerkannt. Was auch in Zukunft geschieht – ich gehe davon aus, daß du nicht vorhast, dein Wort zurückzunehmen.« »Nun ...«

»So was würdest du doch nie tun, nicht wahr?« Otsū stieß einen Seufzer aus. »Na schön. Das freut mich.« Osugi redete, als ginge es um ein Geschäft. »Du weißt ja, wie die Leute klatschen, und wer weiß, wann Matahachi jemals zurückkommt. Deshalb möchte ich, daß du den Tempel verläßt und zu mir ziehst. Ich habe mehr Arbeit, als ich schaffen kann, und da meine Tochter mit ihrer eigenen Familie vollauf beschäftigt ist, kann ich sie nicht allzusehr in Anspruch nehmen. Ich brauche also deine Hilfe.« »Aber ich ...«

»Wer außer Matahachis Braut sollte ins Haus der Hon'iden kommen?« »Ich weiß nicht, aber ...«

»Möchtest du mir zu verstehen geben, daß du nicht kommen willst? Gefällt dir etwa die Vorstellung, unter meinem Dach zu

leben, nicht? Die meisten Mädchen würden sich eine solche Möglichkeit sehnlichst wünschen.« »Nein, das ist es nicht. Es ...«

»Nun, dann trödle hier nicht herum! Pack deine Sachen!« »Jetzt sofort? Sollte man nicht besser warten?« »Warten worauf?«

»Bis ... bis Matahachi zurückkehrt.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage!« Der Ton, in dem Osugi das sagte, ließ keinerlei Widerrede zu. »Sonst bekommst du nur irgendwelche Flausen, was andere Männer betrifft. Es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß du anständig bleibst. Gleichzeitig werde ich dafür sorgen, daß du lernst, auf dem Felde zu arbeiten, die Seidenraupen zu versorgen, saubere Säume zu nähen und dich zu benehmen wie eine Dame.«

»Oh, ich ... verstehe.« Otsū besaß nicht die Kraft, sich zu wehren. Der Schädel brummte ihr immer noch, und bei jedem Wort über Matahachi verkrampfte sich ihr die Brust. Sie hatte Angst, auch nur noch ein Wort zu sagen, denn dann wäre sie gewiß in eine Flut von Tränen ausgebrochen. »Und noch etwas«, fuhr Osugi fort. Ohne sich im geringsten um die Verzweiflung des Mädchens zu kümmern, hob sie gebieterisch den Kopf. »Ich bin mir immer noch nicht ganz sicher, was dieser unberechenbare Mönch mit Takezō vorhat, und das beunruhigt mich. Ich will, daß du, bis wir sicher sind, daß Takezō tot ist, die beiden genau im Auge behältst – Tag und Nacht. Ja, nachts muß du besondere Vorkehrungen treffen – wer weiß, wozu dieser Takuan imstande ist. Vielleicht stecken sie unter einer Decke!« »Dann habt Ihr nichts dagegen, daß ich hierbleibe?«

»Vorläufig nicht; denn schließlich kannst du nicht an zwei Orten zugleich sein. Du kommst an dem Tag mit deinen Sachen in das Haus der Hon'iden, an dem Takezō um einen Kopf kürzer gemacht wird. Verstanden?« »Ja, ich habe Euch

verstanden.«

»Und daß du das ja nicht vergißt!« belferte Osugi, während sie zum Raum hinausrauschte.

Gleichsam als habe sein Inhaber auf eine solche Gelegenheit nur gewartet, tauchte ein Schatten an dem papierbespannten Fenster auf, und eine männliche Stimme rief leise: »Otsū! Otsū!« In der Hoffnung, daß es Takuan war, eilte sie sogleich zum Fenster, um es zu öffnen – und fuhr erschrocken zurück, als sie entdeckte, daß die Augen, die den ihren begegneten, die des Samurai waren. Er griff herein, packte sie bei der Hand und drückte sie fest.

»Ihr seid so freundlich zu mir gewesen«, sagte er, »und jetzt habe ich Order bekommen, nach Himeji zurückzukehren.«

»Ach, wie schade!« Sie versuchte, ihre Hand zu befreien, doch er hielt sie fest.

»Man scheint die Vorgänge hier untersuchen zu wollen«, erklärte er. »Hätte ich doch bloß Takezōs Kopf, dann könnte ich sagen, ich hätte meinen Auftrag in allen Ehren erledigt, und man könnte mir nichts mehr anhaben. Nur will der verrückte und störrische Takuan ihn mir nicht überlassen. Er läßt sich durch nichts erweichen, was ich auch sage. Aber ich denke, Ihr steht auf meiner Seite; deshalb bin ich hergekommen. Nehmt bitte diesen Brief, ja? Und lest ihn später, irgendwo, wo Euch niemand sieht.« Mit diesen Worten drückte er ihr den Brief in die Hand und war gleich darauf verschwunden. Sie hörte, wie er eilends die Stufen zur Straße hinunterlief.

Es war mehr als nur ein Brief, denn auch ein großes Goldstück war mit eingerollt. Der Inhalt des Briefes war eindeutig genug. Der Samurai bat Otsū, Takezō innerhalb der nächsten paar Tage den Kopf abzuschneiden und diesen nach Himeji zu bringen, wo der Schreiber sie zu seiner Frau zu machen gedenke, was bedeute, daß sie für den Rest ihrer Tage in Glanz und Reichtum leben könne. Unterschrieben war die

Botschaft mit »Aoki Tanzaemon«, einem Namen, der, wie der Schreiber selbst bezeugte, einem der gefeiertsten Krieger der Region gehörte. Wäre sie nicht so empört gewesen, sie hätte sich ausschütten mögen vor Lachen.

Als sie den Brief gelesen hatte, rief Takuan: »Otsū, habt Ihr bereits gegessen?«

Sie schlüpfte in die Sandalen und ging hinaus, um mit ihm zu sprechen. »Mir ist nicht nach essen. Ich habe Kopfweh.« »Was habt Ihr denn da in der Hand?« »Einen Brief.« »Schon wieder einen?« »Ja.«

»Von wem?«

»Takuan, Ihr seid vorwitzig.«

»Neugierig, Mädchen, meinerwegen wißbegierig, aber nicht vorwitzig.« »Möchtet Ihr nicht einen Blick draufwerfen?« »Wenn Ihr nichts dagegen habt?« »Nur zum Zeitvertreib?« »Ein Grund ist so gut wie der andere.« »Lest nur! Ich habe überhaupt nichts dagegen.«

Otsū reichte ihm den Brief, und nachdem er ihn gelesen hatte, brach Takuan in ein so herzliches Lachen aus, daß Otsū nicht umhin konnte, ihrerseits die Mundwinkel nach oben zu ziehen.

»Der Ärmste! Er ist so verzweifelt, daß er versucht, Euch mit Liebe und Geld gleichzeitig zu bestechen. Dieser Brief ist köstlich! Ich muß schon sagen, unsere Welt kann von Glück sagen, daß sie mit dergleichen überragenden und aufrechten Samurai gesegnet ist! Seine Kühnheit ist so groß, daß er es fertigbringt, selbst ein Mädchen zu bitten, ihm das Handwerk des Kopfabschlagens abzunehmen. Und wie bodenlos dumm, das auch noch schriftlich von sich zu geben!«

»Der Brief macht mir nichts aus«, sagte Otsū, »aber was mache ich mit dem Geld?« Mit diesen Worten reichte sie Takuan das Goldstück. »Das ist eine ganze Menge wert«, sagte dieser und wog es in der Hand. »Das ist es ja gerade, was mich

so beunruhigt.« »Seid unbesorgt! Es bereitet mir nie Mühe, Geld unterzubringen.« Takuan begab sich zur Vorderseite des Tempels, wo die Almosentruhe stand. Aus Ehrerbietung vor Buddha führte er das Goldstück, ehe er es in den Schlitz steckte, an die Stirn. Plötzlich besann er sich eines Besseren. »Wenn ich's mir so überlege – behaltet es. Ich bin sicher, es schadet nichts.« »Ich will's aber nicht. Es wird mir nur Unannehmlichkeiten bringen. Vielleicht stellt man mir später unangenehme Fragen. Ich tu lieber so, als hätte ich es nie gesehen.«

»Dieses Gold, Otsū, gehört nicht mehr Aoki Tanzaemon. Es ist zu einer Opfergabe für Buddha geworden, und Buddha gibt es Euch. Behaltet es, es soll Euch Glück bringen.«

Ohne weiteren Einwand steckte Otsū die Münze in ihren Obi. Dann blickte sie zum Himmel auf und sagte: »Windig, nicht wahr? Ich möchte wissen, ob es heute nacht regnet. Es hat ja eine Ewigkeit nicht mehr geregnet.« »Der Frühling ist fast vorbei, folglich steht ein tüchtiger Guß zu erwarten. Den brauchen wir auch, damit all die abgestorbenen Blüten weggeschwemmt werden – ganz zu schweigen davon, daß er den Menschen die Langeweile vertreiben könnte.«

»Aber wenn es ein heftiger Regen wird – was geschieht dann mit Takezō?« »Hmm, Takezō ...« Der Mönch dachte nach.

Gerade, als sich die beiden der alten Zeder näherten, erscholl ein Ruf aus den oberen Zweigen. »Takuan! Takuan!!« »Was? Bist du das, Takezō?«

Während Takuan noch die Augen verengte, um zum Baum hochzusehen, ließ Takezō einen Strom von Verwünschungen herunterprasseln. »Ihr Schwein von einem Mönch! Elendiger Betrüger! Kommt her und stellt Euch unter mich! Ich habe Euch etwas zu sagen!«

Der Wind fuhr mit Macht in die Äste der Zeder, und Takezōs Worte kamen nur bruchstückhaft und zerrissen an. Blätter

wirbelten um den Baum und um Takuans nach oben gerichtetes Gesicht.

Der Mönch lachte. »Wie ich sehe, steckst du ja noch voller Leben! Das ist schon in Ordnung und kann mir nur recht sein. Hoffentlich ist es nur nicht die falsche Lebenskraft, die von dem Wissen kommt, daß du bald sterben wirst.«

»Haltet den Mund!« rief Takezō, der weniger voller Leben war als vielmehr voller Zorn. »Hätte ich Angst vor dem Sterben, warum hätte ich dann stillgehalten, während Ihr mich gefesselt habt?« »Das hast du getan, weil ich stark bin und du schwach bist.« »Das ist gelogen, das wißt Ihr ganz genau!«

»Dann laß es mich anders ausdrücken: Ich bin klug, und du bist unsäglich blöde!«

»Vielleicht habt Ihr recht. Auf jeden Fall war es bodenlos dumm von mir, mich von Euch fangen zu lassen.«

»Rutsch dort oben nicht so hin und her, Baumaffe! Das ist nicht gut für dich. Sonst fängst du womöglich noch an zu bluten, falls du noch Blut in den Adern hast, und das ist, offen gestanden, recht wenig zuträglich.« »Hört zu, Takuan.« »Ich höre.«

»Hätte ich auf dem Berg mit Euch kämpfen wollen, ich hätte Euch mit Leichtigkeit zerquetschen können wie eine Gurke.«

»Das ist kein sonderlich schmeichelhafter Vergleich. Nur hast du es ja nicht getan, und so tust du besser daran, nicht weiter daran zu denken. Vergiß, was geschehen ist. Jetzt kommt jedes Bedauern zu spät.«

»Ihr habt mich mit Eurem hochtrabenden Priestergewäsch eingeseift, und das war ganz schön gemein, Ihr Schuft! Ihr habt mich dazu gebracht, Euch zu vertrauen, und dann habt Ihr mein Vertrauen mißbraucht. Ich habe mich von Euch fangen lassen, ja, aber doch nur, weil ich dachte, Ihr wärt anders als die anderen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß Ihr mich so demütigen würdet.«

»Komm zur Sache, Takezō!« erklärte Takuan ungeduldig.
»Warum tut Ihr mir dies alles an?« kreischte die Strohuppe.
»Warum macht Ihr mich nicht einfach einen Kopf kürzer, und damit hat sich's? Ich hatte gedacht: Wenn ich schon sterben muß, dann doch besser Euch die Todesart wählen lassen, als mich diesem blutrünstigen Mob ausliefern. Wenn Ihr auch Mönch seid, so behauptet Ihr doch, auch den Weg des Samurai zu verstehen.«

»Oh, das tue ich, mein irregeleiteter Junge. Viel besser als du.« »Trotzdem hätte ich besser daran getan, mich von den Leuten aus dem Dorf einfangen zu lassen. Die sind jedenfalls menschlich.«

»War das wirklich dein einziger Fehler? Ist nicht alles, was du je getan hast, so etwas wie ein Fehler gewesen? Solange du dort oben Zeit hast – warum versuchst du nicht, ein wenig über deine Vergangenheit nachzudenken?« »Ach, haltet doch den Mund, Ihr Heuchler! Ich habe nichts getan, dessen ich mich schämen müßte. Mag Matahachis Mutter schimpfen, soviel sie will –er ist doch mein Freund, mein bester Freund. Ich habe gedacht, das sei ich ihm schuldig, hierherzukommen und der alten Hexe zu sagen, was ihm widerfahren ist. Und was tut sie? Sie hetzt die Leute auf, daß sie mich foltern! Der einzige Grund, weshalb ich die Sperre durchbrochen habe und hierhergekommen bin, war, daß ich ihr von ihrem geliebten Sohn berichten wollte. Verstößt das etwa gegen die Ehre eines Kriegers?«

»Darum geht es nicht, Einfaltspinsel! Das Schlimme mit dir ist, daß du nicht einmal richtig denken kannst. Du bist der irrigen Ansicht, du brauchtest nur eine mutige Tat zu vollbringen, und das allein machte dich schon zu einem Samurai. Nun, dem ist nicht so. Die eine redliche und getreue Tat hat dich dazu verleitet zu glauben, alles, was du getan hast, sei rechtschaffen. Je mehr du davon überzeugt warst, um so mehr Schaden hast du dir und allen anderen zugefügt. Und wo

bist du jetzt? In einer Falle gefangen, die man dir gestellt hat!« Er machte eine Pause. »Übrigens, wie ist die Aussicht dort oben, Takezō?«

»Schwein! Das vergesse ich Euch nie!«

»Es wird nicht mehr lange dauern, und du hast alles vergessen. Doch ehe du zu Dörrfleisch wirst, Takezō, rate ich dir: Sieh dir die große weite Welt von dort oben noch einmal gut an. Schau hinaus auf die Welt der Menschen und gewöhne dir deine selbstsüchtige Denkweise ab! Und wenn du in die jenseitige Welt eintrittst und dich mit deinen Ahnen vereinst, sag ihnen, kurz vor deinem Tode habe ein Mann namens Takuan Soho dir dies empfohlen. Sie werden überglücklich sein, wenn sie erfahren, daß du einen so guten Seelenführer gehabt hast; auch wenn du erst zu spät gelernt hast, worauf es im Leben ankommt, und bis dahin nur Schande über den Namen deiner Familie gebracht hast.«

Otsū, die wie angewurzelt ein paar Schritt abseits gestanden hatte, kam herzugelaufen und fiel zeternd über Takuan her.

»Jetzt geht Ihr zu weit, Takuan! Ich habe gelauscht. Ich habe alles gehört. Wie könnt Ihr nur so grausam zu jemand sein, der sich nicht einmal wehren kann? Ihr seid ein frommer Mann oder solltet es jedenfalls sein! Takezō spricht die Wahrheit, wenn er behauptet, er habe Euch vertraut und sich Euch kampflös ergeben.«

»Was soll das alles? Kehrt sich meine Waffengefährtin jetzt gegen mich?« »Habt ein Herz, Takuan! Wenn ich Euch so reden höre, hasse ich Euch wirklich! Wenn Ihr vorhabt, ihn zu töten, tötet ihn, damit es vorüber ist! Takezō hat sich damit abgefunden, daß er sterben muß. So laßt ihn denn in Frieden sterben!« Sie war so außer sich, daß sie Takuan vorn am Kimono packte und schüttelte.

»Seid still!« herrschte er sie mit einer Brutalität an, die sonst gar nicht seine Art war. »Frauen haben von solchen Dingen

keine Ahnung. Haltet Eure Zunge im Zaum, oder ich hänge Euch neben ihm dort oben auf.« »Nein, das werde ich nicht tun, das werde ich nicht tun!« schrie sie. »Auch ich muß einmal sprechen dürfen. Bin ich nicht mit Euch in die Berge gegangen und drei Tage und drei Nächte bei Euch geblieben?« »Das hat nichts damit zu tun. Takuan Soho bestraft Takezō so, wie er es für richtig hält.«

»Dann bestraft ihn! Bringt ihn um! Auf der Stelle. Aber es ist nicht recht, sich über sein Elend lustig zu machen, solange er halbtot dort oben hängt.« »Das ist nun mal meine einzige Schwäche, daß ich mich über Toren wie ihn lustig mache.« »Das ist unmenschlich!«

»Fort mit Euch, auf der Stelle! Geht fort, Otsū, und laßt mich allein!« »Das werde ich nicht tun.«

»Seid nicht so verbockt!« rief Takuan und versetzte Otsū einen heftigen Stoß mit dem Ellbogen.

Als sie sich von dem Schrecken erholt hatte, fand sie sich an den Stamm der Zeder gelehnt wieder. Sie preßte Gesicht und Brust dagegen und brach in ein Klagegeheul aus. Es wäre ihr im Traum nicht eingefallen, daß Takuan so grausam sein konnte. Die Leute im Dorf glaubten, daß der Mönch Takezō zwar eine Zeitlang wie ein Paket verschnürt halten werde, daß er sich aber schließlich erweichen lassen und die Strafe erleichtern würde. Jetzt hatte Takuan jedoch zugegeben, es sei seine »Schwäche«, es zu genießen, wie Takezō litt. Otsū erschauerte ob der Grausamkeit der Männer. Wenn selbst Takuan, dem sie so unendlich vertraut hatte, herzlos sein konnte, dann mußte die Welt in der Tat unfäßbar böse sein. Und wenn es wirklich niemanden gab, dem sie trauen konnte ...

Sie verspürte eine merkwürdige Wärme in diesem Baum und hatte das Gefühl, daß durch den gewaltigen, uralten Stamm, den zehn Männer mit ausgestreckten Armen nicht umspannen konnten, Takezōs Blut floß, das von seinem luftigen Gefängnis

in den höchsten Ästen bis zu ihr niederströmte. Wenn das nicht der Sohn eines Samurai war! Wie kühn! Als Takuan ihn gefesselt hatte, und jetzt eben wieder, hatte sie Takezōs sanftere Seite gesehen. Auch er konnte weinen. Bis jetzt war sie einer Meinung mit der Menge gewesen, hatte sich von ihr bestimmen lassen, ohne recht eine Ahnung von dem Mann selbst zu haben. Was war nur an ihm, daß die Menschen ihn haßten wie einen Dämon, ihn jagten und zur Strecke brachten wie ein Tier? Ihr Rücken und die Schultern bebten, als sie schluchzte. Fest an den Baumstamm geschmiegt, rieb sie ihre tränenüberströmten Wangen an der rauhen Borke. Laut piffte der Wind durch die Zweige droben, die mächtig hin und her schwankten. Große Regentropfen fielen in ihren Kimonoausschnitt und rannen ihr über den Rücken, daß es sie schauderte.

»Kommt, Otsū!« rief Takuan und bedeckte den Kopf mit den Händen. »Sonst werden wir pitschnaß.« Sie würdigte ihn keiner Antwort.

»Ihr habt selbst schuld, Otsū. Ihr seid eine Heulsuse! Brecht Ihr in Tränen aus, weint auch der Himmel.« Dann, unversehens, war der hänselnde Ton aus seiner Stimme verschwunden: »Der Wind frischt auf, und es sieht aus, als ob wir einen regelrechten Sturm bekämen. Laßt uns hineingehen! Verschwendet Eure Tränen nicht an einen Mann, der ohnehin sterben wird! Kommt!« Takuan raffte die Schöße seines Kimonos hoch, schlug sie sich über den Kopf und suchte eilends den Schutz des Tempels auf.

Von einem Augenblick auf den anderen rauschte der Regen hernieder, und die Tropfen ließen kleine weiße Punkte entstehen, als sie auf den Boden prasselten. Obwohl ihr das Wasser über den Rücken lief, wich Otsū nicht von der Stelle. Sie konnte sich einfach nicht losreißen, auch als ihr der völlig durchnäßte Kimono an der Haut klebte und sie bis ins Mark fror. Da sie mit ihren Gedanken wieder bei Takezō war, wurde

der Regen plötzlich bedeutungslos. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, sich zu fragen, wieso denn sie leiden sollte, bloß weil er litt; dazu war sie viel zu sehr durchdrungen von der neugewonnenen Vorstellung, was ein Mann zu sein hatte. Schweigend betete sie darum, daß er am Leben blieb.

Im Kreis schritt sie immer wieder um den Baum herum, schaute oft zu Takezō hinauf, konnte ihn jedoch wegen des Sturms nicht sehen. Ohne darüber nachzudenken, rief sie seinen Namen, doch sie erhielt keine Antwort. Da erwachte in ihr der Verdacht, er könne eine Angehörige der Familie Hon'iden in ihr sehen oder einen der ihm feindlich gesonnenen Dorfbewohner.

»Wenn er hier draußen im Regen hängen bleibt«, dachte sie verzweifelt, »ist er morgen früh bestimmt tot. Ach, gibt es denn niemanden auf der Welt, der ihm helfen kann?«

Sie verließ den Platz unter der Zeder und lief, so schnell ihre Füße sie trugen; der heftige Wind trieb sie noch voran. Die Fensterläden vom Küchenhaus und von den Priesterunterkünften hinterm Tempel waren dicht geschlossen. Wasser, das über die Regenrinnen am Dach hinwegrauschte, wusch tiefe Rinnen in den Boden und floß zu Tal.

»Takuan!« rief sie. Sie erreichte die Tür seines Zimmers und hämmerte mit aller Kraft dagegen.

»Wer ist da?« ließ sich seine Stimme von innen vernehmen. »Ich bin's, Otsū.«

»Was macht Ihr denn noch immer dort draußen?« Rasch öffnete er ihr und sah sie erstaunt an. Obwohl das Haus einen sehr breiten Dachüberstand hatte, peitschte ihm der Regen ins Gesicht. »Schnell herein!« rief er und griff nach ihrem Arm, doch sie zuckte zurück.

»Nein. Ich bin gekommen, Euch um einen Gefallen zu bitten, nicht um mich zu trocknen. Ich bitte Euch, Takuan, holt ihn vom Baum herunter!« »Was? Das werde ich mitnichten

tun!« Takuan ließ sich nicht erweichen. »Ach, bitte, Takuan, Ihr müßt. Ich werde Euch ewig dankbar sein.« Sie fiel im Schlamm auf die Knie und hob flehentlich die Hände. »Was aus mir wird, ist egal, aber ihm müßt Ihr helfen. Bitte! Ihr könnt ihn nicht sterben lassen – das könnt Ihr einfach nicht!«

Im Rauschen des Regens gingen ihre tränenreichen Worte fast unter. Die Hände immer noch erhoben, sah sie aus wie ein Asket, der sich kasteit, indem er sich unter einen gefrierenden Wasserfall stellt. »Ich beuge das Haupt vor Euch, Takuan. Ich bitte Euch. Ich will alles tun, was Ihr verlangt, aber bitte – rettet ihn!«

Takuan schwieg. Er hatte die Augen fest geschlossen, als wären sie Türen zu einem Schrein, in dem insgeheim ein Buddha aufbewahrt wird. Dann seufzte er aus tiefstem Herzensgrund, öffnete sie und ereiferte sich. »Geht zu Bett! Ungesäumt! Ihr seid ohnehin schwach, und bei diesem Wetter draußen zu bleiben, ist reiner Selbstmord.« »Ach, bitte, bitte!« flehte sie und griff nach der Tür.

»Ich lege mich jetzt schlafen und rate Euch, das gleiche zu tun.« Seine Stimme war wie Eis. Die Tür wurde mit einem Knall zugeschoben. Doch noch immer wollte sie nicht aufgeben. Sie kroch unter das Haus, bis sie die Stelle erreichte, die, wie sie vermutete, genau dort lag, wo er schlief. Sie rief zu ihm hinauf: »Bitte, Takuan! Es ist für mich das Allerwichtigste auf der Welt! Takuan, könnt Ihr mich hören? Antwortet mir, bitte! Ihr seid ein Ungeheuer! Ein herzloser Dämon, dem kein warmes Blut durch die Adern rinnt.«

Eine Zeitlang lauschte der Mönch geduldig, ohne etwas zu erwidern, doch war es unmöglich einzuschlafen. Schließlich sprang er erregt in die Höhe und schrie: »Hilfe! Ein Dieb! Ein Dieb ist unter meinem Fußboden! Haltet ihn!«

Otsū kroch wieder hinaus in den Sturm; geschlagen zog sie sich zurück. Doch noch war sie nicht fertig.

Der Fels und der Baum

In der Frühe des nächsten Tages hatten Wind und Regen den Frühling endgültig vertrieben. Erbarmungslos brannte eine gleißende Sonne vom Himmel herab, und nur wenige Leute im Dorf verzichteten darauf, sich mit einem breitrandigen Hut vor ihren sengenden Strahlen zu schützen. Osugi machte sich die Mühe, zum Tempel hinaufzugehen; durstig und außer Atem langte sie vor Takuans Tür an. Schweißperlen säumten ihren Haaransatz, fanden sich zu Rinnsalen zusammen und liefen geradewegs ihre selbstgerechte Nase herunter. Sie achtete nicht darauf, denn sie brannte vor Neugier, was aus ihrem Opfer geworden sein mochte. »Takuan«, rief sie, »hat Takezō den Sturm überlebt?«

Der Mönch erschien auf seiner Veranda. »Ach, Ihr seid's. Ein gewaltiger Guß heute nacht, nicht wahr?« »Ja.« Sie lächelte. »Mörderisch.«

»Ihr wißt aber vermutlich, daß es nicht sonderlich schwierig ist, ein oder auch zwei Regennächte lebend zu überstehen, nicht wahr? Der menschliche Körper hält eine ganze Menge aus. Die Sonne ist es, die letzten Endes wirklich tödlich ist.«

»Ihr wollt doch nicht sagen, daß er noch lebt?« sagte Osugi ungläubig und wandte ihr verrunzeltes Gesicht augenblicklich dem alten Zedernbaum zu. Ihre nadelscharfen Augen verengten sich der grellen Sonne wegen. Sie hob eine Hand, sie abzuschirmen, und gleich darauf entspannte sie sich etwas. »Er hängt dort oben wie ein nasser Lappen«, sagte sie mit neuerwachter Hoffnung. »Es kann einfach kein Leben mehr in ihm stecken; das ist unmöglich.«

»Bis jetzt sehe ich aber noch keine Krähen, die ihm die Augen aushacken.« Takuan lächelte. »Und das, meine ich, bedeutet, daß er noch atmet.« »Vielen Dank, daß Ihr mir das sagt. Ein gelehrter Mann wie Ihr versteht von solchen Dingen bestimmt mehr als ich.« Sie renkte sich den Hals aus und

schielte an ihm vorbei in das Haus hinein. »Ich kann meine Schwiegertochter nirgends entdecken. Würdet Ihr sie bitte rufen?«

»Eure Schwiegertochter? Ich glaube nicht, daß ich sie je kennengelernt habe. Jedenfalls weiß ich nicht, wie sie heißt. Wie soll ich sie da rufen?« »Ruft sie, sage ich!« wiederholte Osugi voller Ungeduld. »Von wem, um alles in der Welt, redet Ihr?« »Nun, von Otsū selbstverständlich.«

»Otsū! Warum nennt Ihr sie Eure Schwiegertochter? Sie ist doch noch nicht in die Familie Hon'iden aufgenommen worden, oder?« »Noch nicht, aber ich habe vor, sie sehr bald als Matahachis Braut aufzunehmen.«

»Das ist schwer vorstellbar. Wie soll sie jemand heiraten, der nicht da ist?« Osugi ereiferte sich immer mehr. »Hört zu, Landstreicher! Das Ganze geht Euch überhaupt nichts an. Sagt mir einfach, wo Otsū ist!« »Ich nehme an, sie schläft noch.«

»O ja, das hätte ich mir denken sollen«, murmelte die alte Frau, mehr für sich als für ihn bestimmt. »Ich habe ihr aufgetragen, nachts auf Takezō achtzugeben, folglich muß sie bei Tagesanbruch ziemlich müde sein. Übrigens«, fuhr sie in vorwurfsvollem Ton fort, »solltet Ihr ihn eigentlich nicht tagsüber bewachen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte sie kehrt und marschierte zum Zedernbaum. Dort angekommen, starrte sie lange in die Höhe wie in Trance. Dann endlich stapfte sie, den Maulbeerstock in der Hand, wieder hinunter ins Dorf.

Takuan kehrte in sein Zimmer zurück, in dem er bis zum Abend blieb. Otsūs Zimmer lag nicht weit von dem seinen entfernt im selben Gebäude. Auch ihre Tür blieb den ganzen Tag geschlossen. Nur der Tempeldiener brachte ihr ein paarmal Medizin oder einen Tontopf mit Reisschleim. Als man sie in der vergangenen Nacht halbtot im Regen gefunden hatte, hatte man die Strampelnde und Schreiende mit Gewalt ins Haus

tragen und dazu bringen müssen, etwas Tee zu schlucken. Der Priester hatte sie tüchtig gescholten, und sie hatte stumm gegen die Wand gelehnt dagesessen. Gegen Morgen hatte sie hohes Fieber bekommen, und sie war kaum imstande gewesen, den Kopf zu heben und den Schleim zu trinken. Die Nacht senkte sich über den Tempel, und ganz im Gegensatz zum gestrigen Abend schien ein heller Mond, der aussah wie ein Loch im Himmel. Als alle schliefen, legte Takuan das Buch beiseite, in dem er gelesen hatte, zog seine Getas, die Holzsandalen, an und trat hinaus in den Garten. »Takezō!« rief er.

Hoch über ihm regte sich ein Ast, und schimmernde Tautropfen fielen nieder.

»Armer Junge, ich nehme an, er hat nicht mehr die Kraft zu antworten«, sagte er laut zu sich. »Takezō! Takezō!«

»Was wollt Ihr von mir, Ihr Schurke von einem Mönch?« kam die wütende Antwort.

Takuan war eigentlich immer auf alles Mögliche gefaßt, doch diesmal konnte er seine Überraschung nicht verbergen. »Du heulst ganz schön laut für jemand, der an die Tür des Todes klopft. Bist du sicher, daß du nicht doch ein Fisch oder ein Meeresungeheuer bist? Wenn du so weitermachst, hältst du noch fünf oder sechs Tage durch. Übrigens, wie geht es deinem Magen? Leer genug für deine Verhältnisse?«

»Laßt das Geschwätz, Takuan. Schlagt mir doch den Kopf ab und bringt es hinter Euch.«

»Aber nein! Nicht so schnell! In solchen Dingen kann man nicht vorsichtig genug sein. Wenn ich dir jetzt den Kopf abschlage, fällt der vermutlich herunter und versucht, mich zu beißen.« Takuan verstummte, und er starrte zum Himmel. »Was für ein wunderschöner Mond! Du bist zu beneiden, daß du ihn von deinem ausgezeichneten Aussichtspunkt aus so gut betrachten kannst.«

»Na schön, paß auf, räudiger Hund von einem Mönch! Jetzt

zeige ich Euch, wozu ich imstande bin, wenn ich es mir fest vornehme!« Unter Aufbietung seiner allerletzten Kraft begann Takezō daraufhin, sich heftig zu schütteln, sein Gewicht hin und her zu werfen, so daß beinahe der Ast abbrach, an dem er hing. Rinde und Blätter regneten auf den unten Stehenden hernieder, der ungerührt, wenn auch vielleicht ein bißchen übertrieben gleichmütig stehenblieb.

Gelassen klopfte der Mönch seinen Kimono ab, und als er fertig war, schaute er wieder hinauf. »Das nenne ich den richtigen Geist, Takezō! Es tut gut, so wütend zu werden, wie du es jetzt bist. Nur weiter so! Koste deine Kraft voll aus! Zeig, daß du ein Mann von echtem Schrot und Korn bist! Zeig, aus welchem Holz du geschnitzt bist! Die Leute halten es heutzutage für ein Zeichen von Weisheit und Charakterstärke, wenn jemand es fertigbringt, seinen Zorn zu bändigen, doch ich sage, das ist töricht. Ich hasse es, die Jungen dermaßen beherrscht und gesittet zu sehen! Sie haben mehr Mumm in den Knochen als ihre Alvorderen und sollten es zeigen. Nur keine Hemmungen, Takezō! Je wütender du wirst, desto besser!«

»Wartet nur, Takuan, Ihr werdet noch was erleben! Und wenn ich dieses Seil mit den Zähnen durchnagen muß, ich werde es tun, bloß um Euch in die Finger zu bekommen und Euch ein Glied nach dem anderen auszureißen!« »Ist das ein Versprechen oder eine Drohung? Wenn du wirklich glaubst, du bist dazu imstande, bleibe ich hier unten und warte. Bist du sicher, das durchhalten zu können, ohne dich umzubringen, ehe das Seil reißt?« »Haltet den Mund!« schrie Takezō heiser.

»Ich muß schon sagen, du bist wirklich stark, Takezō! Der ganze Baum schwankt. Allerdings sehe ich nicht, daß die Erde bebt, tut mir leid. Weißt du, das Schlimme mit dir ist, daß du in Wirklichkeit schwach bist. Deine Art von Wut ist nichts weiter als persönliche Boshaftigkeit. Echter Zorn hingegen ist Ausdruck moralischer Entrüstung. Wut über Nichtigkeiten und belanglose Gefühle – das ist etwas für Frauen, nicht für

Männer.« »Jetzt dauert's nicht mehr lange«, drohte Takezō, »und ich werde Euch den Hals umdrehen.«

Er mühte sich weiter ab, doch das dicke Seil machte keine Anstalten zu reißen. Eine Weile sah Takuan zu, dann gab er ihm einen freundlichen Rat. »Warum läßt du das nicht einfach, Takezō? Das bringt dich doch nicht weiter. Du verschwendest nur deine Kraft, was nützt dir das? Du kannst dich biegen und winden, soviel du magst, du wirst keinen einzigen Ast dieses Baumes damit abbrechen und schon gar nicht eine Delle ins Universum schlagen.« Takezō ließ ein markerschütterndes Stöhnen ertönen. Sein Wutanfall war vorüber. Er sah ein, daß der Mönch recht hatte.

»Ich muß schon sagen, diese Bärenstärke, die du besitzt, wäre besser angewandt, wenn sie dem Wohl des Landes zugute käme. Du solltest wirklich mal versuchen, etwas für andere zu tun, Takezō, wenngleich es jetzt ein wenig spät ist, damit zu beginnen. Würdest du das versucht haben, hättest du die Chance gehabt, die Götter oder gar das Universum zu bewegen, von deinen Mitmenschen ganz zu schweigen.« Takuans Stimme bekam etwas leicht Salbungsvolles. »Welch ein Jammer, welch ein Riesenjammer! Obwohl als Mensch geboren, bist du mehr wie ein Tier, nicht besser als Wolf oder Eber. Wie traurig, daß ein so stattlicher junger Mann wie du hier seinem Ende entgegensetzen muß, ohne wirklich zum Menschen geworden zu sein! So eine Verschwendung!«

»Und Ihr nennt Euch einen Menschen!« Takezō spie aus. »Hör zu, Barbar! Du hast dich viel zuviel auf deine eigene Stärke verlassen und dir eingebildet, kein Mensch auf Erden könne dir das Wasser reichen. Und nun sieh, wohin dich das gebracht hat!«

»Es gibt nichts, dessen ich mich schämen müßte. Es war kein ehrlicher Kampf.«

»Letzten Endes macht das keinen Unterschied, Takezō.

Nicht Muskelkraft hat dich besiegt, Schläue und kluge Worte haben es getan. Verloren ist verloren. Und ob es dir nun gefällt oder nicht – ich sitze auf diesem Felsen, und du hängst hilflos dort oben im Baum. Siehst du nicht den Unterschied zwischen dir und mir?«

»Ja. Ihr kämpft mit dreckigen Mitteln. Ihr seid ein Lügner und ein Feigling.«

»Aber es wäre doch heller Wahnsinn gewesen, Euch mit Gewalt überwinden zu wollen. Dazu seid Ihr einfach körperlich zu stark. Ein Mensch hat gegen einen Tiger kaum eine Chance. Da er der Intelligentere ist, braucht er nur selten die Kräfte mit ihm zu messen. Wer wollte leugnen, daß Tiger den Menschen unterlegen sind?«

Nichts ließ darauf schließen, daß Takezō noch zuhörte. »Genauso steht es mit deinem sogenannten Mut. Bis jetzt spricht nichts dafür, daß dein ganzes Verhalten mehr wäre als Mut, wie ihn auch ein Tier hat und der keinerlei Achtung vor einem Menschenleben und menschlichen Werten verrät. Das aber ist nicht die Art Mut, wie er einen Samurai auszeichnen sollte. Wahrer Mut weiß um die Angst. Er kennt die Furcht, wo Furcht angebracht ist. Aufrichtige Menschen schätzen das Leben leidenschaftlich und klammern sich daran wie an einen kostbaren Edelstein. Sie wählen den richtigen Zeitpunkt und den richtigen Ort, es herzugeben und mit Würde zu sterben.« Vom Baum kam immer noch keine Antwort.

»Das habe ich gemeint, als ich sagte, es ist jammerschade um dich. Du wurdest mit körperlicher Kraft, mit Mumm in den Knochen geboren, Wissen und Weisheit hingegen fehlen dir. Zwar ist es dir gelungen, einige der weniger wertvollen Forderungen zu erfüllen, die der Weg des Samurai vorschreibt, doch hast du dich in keiner Weise bemüht, Bildung und Tugend zu erringen. Es wird viel davon geredet, den Weg der Gelehrsamkeit mit dem Weg des Samurai zu verbinden, aber recht miteinander verbunden, sind sie gar nicht zwei

verschiedene Dinge, sondern eines. Es gibt nur einen Weg, Takezō.«

Der Baum war stumm wie der Stein, auf dem Takuan saß. Aus dem Dunkel kam kein Laut. Nachdem er eine ganze Weile gewartet hatte, erhob Takuan sich langsam und mit Bedacht. »Laß es dir noch einmal eine Nacht durch den Kopf gehen, Takezō. Und wenn du das getan hast, werde ich dir den Kopf abschlagen.« Bedächtigen Schritts und den Kopf gebeugt, ging er davon. Er war noch keine zwanzig Fuß gegangen, da ließ Takezōs Stimme sich eindringlich vernehmen. »Wartet!«

Takuan drehte sich um und rief zurück: »Was willst du jetzt noch?« »Kommt wieder her!«

»Hm. Willst du etwa noch mehr von mir hören? Könnte es sein, daß du endlich anfängst zu denken?«

»Takuan! Rettet mich!« Takezōs Hilfeschrei kam laut und flehentlich. Der Ast, an dem er hing, fing an zu zittern, als ob er, als ob der ganze Baum weinte.

»Ich möchte ein besserer Mensch werden! Jetzt begreife ich, wie wichtig das ist und welches Vorrecht es bedeutet, als Mensch geboren zu sein. Ich bin nahezu tot, doch begreife ich, was es bedeutet zu leben. Und jetzt, da ich es weiß, soll mein ganzes Leben darin bestehen, an diesen Baum gebunden zu sein! Ich kann nicht ungeschehen machen, was ich getan habe.« »Endlich kommst du zur Vernunft. Zum erstenmal in deinem Leben redest du wie ein Mensch.«

»Ich will nicht sterben«, rief Takezō. »Ich will leben. Ich möchte losziehen und es noch einmal versuchen – und diesmal alles richtig machen.« Sein Körper wurde von Schluchzen geschüttelt. »Takuan ... bitte! Helft mir ... helft mir!«

Der Mönch schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Takezō. Das liegt nicht in meinen Händen. Es ist das Gesetz der Natur. Man kann nichts wiederholen. So ist das Leben nun mal. Alles ist endgültig. Alles! Man kann sich seinen Kopf nicht wieder

aufsetzen, nachdem der Gegner ihn einem abgeschlagen hat. So ist es nun einmal. Selbstverständlich tust du mir leid, aber ich kann diesen Strick nicht lösen, denn nicht ich bin es gewesen, der dich gefesselt hat. Das warst du selbst. Ich kann nichts weiter tun, als dir einen guten Rat geben. Blick dem Tod tapfer und gefaßt ins Auge. Sprich ein Gebet und hoffe, daß irgend jemand sich die Mühe macht zuzuhören. Und um deiner Ahnen willen, Takezō, besitz den Anstand, mit einem friedlichen Gesichtsausdruck zu sterben!«

Das Klappern von Takuans Getas verhallte in der Ferne. Er war fort, und Takezō hüllte sich in Schweigen. Sich an den Rat des Mönchs haltend, schloß er die Augen, die er soeben in einem großen Erwachen aufgerissen hatte, und er vergaß alles. Er vergaß das Leben und das Sterben, und unter Myriaden winziger Sterne hing er regungslos da, während der Nachtwind seufzend durch die Zweige der Zeder fuhr. Ihm war kalt, sehr, sehr kalt. Nach einiger Zeit spürte er, daß jemand am Fuß des Baums stand. Wer immer es war, er klammerte sich an den breiten Stamm und versuchte wie gehetzt, aber nicht sonderlich geschickt auf den untersten Ast hinaufzuklettern. Takezō konnte hören, wie der Kletternde mehrere Male wieder hinunterrutschte. Auch hörte er Brocken der Rinde auf den Boden fallen, und er war sich sicher, daß die abgleitenden Hände viel schlimmer abgeschürft wurden als der Baum. Doch verbissen ließ sich der Kletternde nicht entmutigen, klammerte sich immer wieder an den Baum, bis schließlich der unterste Ast doch in Reichweite rückte. Dann stieg die Gestalt vergleichsweise mühelos bis zu Takezō empor, der – kaum von dem Ast zu unterscheiden, an dem er angebunden war – auch den allerletzten Rest an Kraft verloren hatte. Keuchend hörte er eine Stimme seinen Namen flüstern.

Mit größter Anstrengung öffnete er die Augen und sah sich von Angesicht zu Angesicht einem wahren Skelett gegenüber; nur die Augen waren lebendig und zitterten. Das Gesicht fing

an zu sprechen. »Ich bin's!« sagte es mit kindlicher Einfalt.
»Otsū?«

»Ja, ich. Ach, Takezō, laß uns fortlaufen! Ich habe gehört, wie du geschrien hast, daß du von ganzem Herzen zu leben wünschst.« »Fortlaufen? Du willst mich losbinden, mich befreien?« »Ja. Auch ich kann dieses Dorf nicht mehr ertragen. Wenn ich hierbleibe – ach, ich mag nicht einmal daran denken! Ich habe meine Gründe. Ich möchte nichts weiter als fort von diesem dummen, grausamen Ort. Ich werde dir helfen, Takezō. Wir können uns gegenseitig helfen.« Otsū war bereits für die Reise fertig; all ihre weltliche Habe hing in einem kleinen Stoffbeutel an ihrer Schulter.

»Rasch, zerschneide das Seil! Worauf wartest du noch? Schneide schon!« »Gleich ist es geschafft.«

Sie zog einen kleinen Dolch aus der Scheide und durchtrennte im Handumdrehen die Fesseln des Gefangenen. Mehrere Minuten vergingen, ehe sich das Kribbeln in seinen Gliedmaßen legte und er die Muskeln betätigen konnte. Sie versuchte, sein ganzes Gewicht zu stützen. Die Folge war, daß, als er abrutschte, sie zusammen mit ihm in die Tiefe fiel. Die beiden Leiber klammerten sich aneinander, prallten von einem Ast ab, drehten sich in der Luft und schlugen auf der Erde auf.

Takezō erhob sich. Ganz benommen nach dem Sturz aus einer Höhe von dreißig Fuß und nahezu gefühllos in den Gliedern, pflanzte er nichtsdestotrotz beide Beine fest auf die Erde. Otsū krümmte und wand sich vor Schmerzen auf Händen und Knien. »O-o-h-h«, stöhnte sie. Er legte den Arm um sie und half ihr auf. »Meinst du, du hast dir etwas gebrochen?« »Keine Ahnung. Aber ich glaube, ich kann laufen.«

»Die vielen Äste haben den Sturz abgefangen, deshalb ist dir vermutlich nichts Ernstliches geschehen.« »Und wie steht es mit dir? Alles in Ordnung?«

»Ja, mit mir ist ... ist ... alles in Ordnung. Ich ...« Er hielt ein,

zwei Augenblicke inne, und dann brach es aus ihm heraus:
»Ich lebe! Ich bin wirklich am Leben!«

»Selbstverständlich lebst du.« »So selbstverständlich ist das keineswegs.«

»Machen wir, daß wir von hier fortkommen. Wenn uns jemand findet, können wir uns auf etwas gefaßt machen.«

So gut es ging, machten sie, daß sie vorankamen, humpelnd, schweigend, wie zwei zerbrechliche und verletzte Insekten in der ersten Eiskälte des Herbstes. Erst viel, viel später durchbrach Otsū das Schweigen, als sie rief: »Schau, es wird hell drüben in Richtung Harima.« »Wo sind wir?«

»Auf der Höhe des Nakayama-Passes.« »Sind wir wirklich schon so weit gekommen?«

»Ja.« Ein zaghaftes Lächeln umspielte Otsūs Mund. »Es ist schon erstaunlich, was man alles schafft, wenn man nur entschlossen ist, es zu tun. Aber, Takezō ...« Otsū machte ein erschrockenes Gesicht. »Du mußt ja halb verhungert sein. Du hast seit Tagen nichts mehr gegessen.«

Als das Essen plötzlich erwähnt wurde, spürte Takezō, daß sein eingeschrumpfter Magen sich vor Schmerz noch mehr zusammenzog. Jetzt, wo er sich dessen bewußt war, litt er Folterqualen, und es schien Stunden zu dauern, ehe es Otsū gelang, ihren Beutel abzunehmen und etwas zu essen herauszuholen. Die lebensspendende Gabe nahm die Form von Reiskuchen an, die reichlich mit gesüßtem To-Fu gefüllt waren. Als ihm der zerkaute süße Brei glatt die Kehle herunterfloß, wurde ihm schwindlig. Die Finger, mit denen er den Kuchen hielt, zitterten. Ich lebe, dachte er immer und immer wieder, und er gelobte sich, von diesem Augenblick an ein völlig anderes Leben zu führen.

Die zarten Morgenwolken bekamen rosige Bäckchen. Da er Otsūs Züge jetzt besser erkennen konnte und sein Hunger einem Gefühl satter Ruhe wich, kam es ihm wie ein Traum vor,

heil und gesund mit ihr dazusitzen. »Wenn es hell ist, müssen wir besonders vorsichtig sein. Wir sind der Provinzgrenze ganz nahe«, sagte Otsū.

Takezōs Augen weiteten sich. »Die Grenze! Richtig. Das hatte ich ganz vergessen. Ich muß ja nach Hinagura.« »Nach Hinagura? Warum?«

»Dort haben sie meine Schwester eingesperrt. Ich muß sie dort herausholen. Da heißt es wohl Abschied nehmen.«

Wie vor den Kopf gestoßen und wortlos sah Otsū ihn eindringlich an. »Wenn du meinst, es muß sein, geh! Aber wenn ich gewußt hätte, daß du mich hier sitzenläßt, hätte ich Miyamoto nicht verlassen.« »Was bleibt mir anderes übrig? Soll ich sie einfach in der Palisade schmachten lassen?«

Es war, als blicke sie ihm auf den Grund seiner Seele, als sie seine Hand in die ihre nahm. Ihr Gesicht, ihr ganzer Leib glühte vor Leidenschaft. »Takezō«, flehte sie, »welche Gefühle in mir kämpfen, werde ich dir später sagen, wenn wir Zeit haben. Aber bitte, laß mich hier nicht allein! Nimm mich mit, wohin du auch immer gehst!« »Aber, das kann ich nicht.«

»Vergiß nie«, sie packte ihn fest bei der Hand, »ob es dir gefällt oder nicht, ich bleibe bei dir. Und wenn du meinst, ich bin im Wege, während du versuchst, Ogin zu befreien, dann gehe ich eben nach Himeji und warte dort auf dich.«

»Gut. Tu das!«

»Du wirst doch bestimmt kommen, oder?«
»Selbstverständlich.«

»Ich werde außerhalb von Himeji an der Hanada-Brücke warten. Ob es hundert Tage dauert oder tausend – ich werde dort auf dich warten.« Mit einem leichten Kopfnicken erklärte Takezō sich einverstanden. Dann machte er sich ohne weitere Umstände auf den Weg. Mit Windeseile schoß er über den Grat, der vom Paß zu den fernen Bergen führte. Otsū hob den Kopf, um ihm nachzusehen, bis sein Körper mit der Landschaft

verschmolz.

Daheim in Miyamoto kam Osugis Enkelsohn Heita ins Herrenhaus der Hon'iden gestürmt und rief: »Großmutter! Großmutter!« Er wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab, spähte in die Küche und sagte ganz aufgeregt: »Großmutter, hast du schon gehört? Etwas Schreckliches ist geschehen.«

Osugi, die gerade vor dem Kohlebecken stand und das Feuer mit einem Bambusfächer anfachte, sah kaum zu ihm hinüber. »Was soll denn die ganze Aufregung?«

»Ja, weißt du es denn noch nicht, Großmutter? Takezō ist entflohen.« »Entflohen?« Sie ließ den Fächer in die Glut fallen. »Wovon redest du?« »Heute morgen hing er nicht mehr im Baum. Das Seil war durchgeschnitten.«

»Heita, du weißt doch, was ich gesagt habe: Du sollst keine Märchen erzählen.«

»Aber es ist die Wahrheit, Großmutter, wirklich! Alle reden darüber.« »Bist du ganz sicher?«

»Ja, Großmutter. Und oben im Tempel suchen sie nach Otsū. Die ist auch verschwunden. Alles rennt wie wild durcheinander und schreit.« Die äußere Wirkung dieser Nachricht war ein Farbenspiel: Osugis Gesicht wurde weiß und immer weißer, während die Flammen ihres brennenden Fächers sich erst rot, dann blau und schließlich violett färbten. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen; es war so totenbleich, daß ihr Enkelsohn ängstlich zurückwich. »Heita!« »Ja?«

»Lauf, so schnell dich deine Beine tragen. Hole auf der Stelle deinen Papa her! Und dann lauf hinunter an den Fluß und hole Onkel Gon! Beeil dich!« Osugis Stimme zitterte.

Noch ehe Heita das Tor erreichte, langte eine Schar von durcheinanderschnatternden Dörflern an, unter ihnen Osugis Schwiegersohn sowie Onkel Gon, andere Verwandte und eine Reihe von Bediensteten. »Diese Otsū ist wirklich weggelaufen,

stimmt's?« »Und Takuan ist auch nirgends zu finden.« »Wenn du mich fragst, sieht das schon sehr seltsam aus.« »Die stecken unter einer Decke, da kannst du ganz sicher sein.« »Möchte mal wissen, was die alte Frau jetzt unternimmt. Die Ehre der Familie steht auf dem Spiel.«

Der Schwiegersohn und Onkel Gon trugen von den Vorfahren ererbte Lanzen und starrten ausdruckslos zum Haus hinüber. Sie konnten nichts unternehmen, ehe ihnen nicht gesagt wurde, was sie zu tun hatten, und so standen sie da, traten von einem Fuß auf den anderen und warteten, daß Osugi kam und Befehle erteilte.

»Großmutter«, ließ sich schließlich jemand vernehmen, »habt Ihr die Neuigkeit schon gehört?«

»Gleich bin ich da«, kam ihre Antwort aus dem Haus. »Seid jetzt still und wartet – das gilt für Euch alle.«

Osugi war der neuen Lage rasch gewachsen. Als ihr klar wurde, daß die furchtbare Nachricht wahr sein mußte, kochte sie zwar innerlich, doch beherrschte sie sich so weit, daß sie vor dem Familienaltar niederknien konnte. Nachdem sie schweigend ein Bittgebet gesprochen hatte, hob sie den Kopf, schlug die Augen auf und stand auf. Ruhig machte sie die Türen eines Schwertschranks auf, zog eine Schublade heraus und entnahm ihr eine Waffe, die sie wie einen Schatz hütete. Da sie bereits ein für eine Verfolgungsjagd geeignetes Gewand anhatte, steckte sie das Kurzsword in ihren Obi und trat in die Eingangshalle, wo sie sich die Riemen ihrer Sandalen fest um die Knöchel band.

Das ebenso schreckerfüllte wie ehrfürchtige Schweigen, das ihr entgegenschlug, als sie sich dem Tor näherte, ließ erkennen, daß sich alle darüber im klaren waren, warum sie in diesem Aufzug erschien. Die eigensinnige alte Frau meinte es ernst und war fest entschlossen, die Beleidigung ihres Hauses zu rächen.

»Alles wird gut ausgehen«, verkündete sie in abgehackter Sprechweise. »Ich werde diese schamlose Dirne persönlich verfolgen und dafür sorgen, daß sie ihrer gerechten Strafe nicht entgeht.« Damit klappte ihre Kinnlade zu. Sie schritt bereits unternehmungslustig die Straße hinunter, als jemand aus der Menge das Wort ergriff. »Wenn die alte Frau loszieht, können wir nicht hierbleiben.« Sämtliche Verwandten und Bediensteten erhoben sich und schlossen sich ihrer mannhaften Patriarchin an. Während sie sich unterwegs mit Stecken bewaffneten und hastig im Gehen Bambusspieße spitzten, marschierten sie geradewegs zum Nakayama-Paß, ohne unterwegs auch nur ein einziges Mal Rast zu machen. Sie erreichten den Paß kurz vor der Mittagsstunde, mußten jedoch feststellen, daß sie zu spät kamen. »Sie sind uns entwischt!« rief ein Mann, und die Meute kochte vor Zorn. Wie um ihre Enttäuschung noch zu vergrößern, näherte sich ein Grenzbeamter und erklärte ihnen, eine so große Gruppe könne er nicht passieren lassen.

Onkel Gon trat vor und redete eindringlich auf den Beamten ein, wobei er Takezō als verbrecherisch, Otsū als böse und Takuan als verrückt hinstellte. »Wenn wir die Sache jetzt abbrechen«, erklärte er, »besudeln wir den Namen unserer Ahnen. Wir werden nur noch mit gebeugtem Kopf herumlaufen können. Wir werden zum Gespött des Dorfes. Dann kann die Familie Hon'iden genausogut ihre Ländereien aufgeben.«

Der Beamte erklärte, er könne ihre mißliche Lage durchaus verstehen, doch sei er außerstande, ihnen zu helfen. Gesetz sei Gesetz. Das einzige, was er tun könne, sei, eine Anfrage nach Himeji loszuschicken, um für sie eine Sondererlaubnis zum Überschreiten der Grenze zu erwirken. Doch das brauche seine Zeit.

Nachdem sie sich mit ihren Verwandten beraten hatte, nahm Osugi vor den Beamten Aufstellung und fragte: »Wenn die

Dinge so liegen, spricht etwas dagegen, wenn zwei von uns – ich und Onkel Gon – hinübergehen?» »Bis zu fünf Menschen ist es gestattet.«

Osugi nickte zufrieden. Im ersten Augenblick sah es so aus, als wolle sie zum Abschied eine längere Rede halten, doch dann rief sie ihre Anhänger ohne große Attitüde zusammen. Sie umringten sie und starrten sie mit dünnlippigen Mündern und großen vorstehenden Zähnen erwartungsvoll an.

Als alle schwiegen, sagte sie: »Ihr braucht euch nicht aufzuregen! Ich hatte so etwas bereits erwartet, als wir noch gar nicht losgezogen waren. Als ich mich mit diesem Kurzsword, einem der kostbarsten Erbstücke der Familie, gürtete, bin ich vor den Ahnentafeln niedergekniet und habe in aller Form Lebewohl gesagt. Außerdem habe ich zweierlei gelobt: Erstens habe ich geschworen, das schamlose Weibsstück einzuholen und zu bestrafen, das unseren Namen in den Schmutz gezogen hat. Zweitens möchte ich alle Zweifel beiseite räumen – und wenn ich dabei sterbe –, daß mein Sohn Matahachi noch am Leben ist. Ist er das, werde ich ihn nach Hause zurückbringen, damit er dafür sorgt, daß der Name der Familie nicht ausstirbt. Das habe ich gelobt, und ich werde es tun, auch wenn ich ihm einen Strick um den Hals binden und ihn den ganzen Weg zurück hinter mir herzerren muß. Er hat Verpflichtungen, nicht nur mir und seinen Vorfahren gegenüber, sondern auch euch gegenüber. Er wird eine Frau finden, die hundertmal besser ist als Otsū, und die Schande ein für allemal auslöschen, auf daß die Leute im Dorf unser Haus wieder als ein adeliges und ehrenhaftes ansehen.« Alle klatschten Beifall und brachen in Hochrufe aus, nur einer stieß einen Laut aus, der sich anhörte wie ein Ächzen oder Stöhnen. Starr blickte Osugi ihren Schwiegersohn an.

»Onkel Gon und ich«, fuhr sie fort, »sind betagt genug, um aufs Altenteil zu gehen. Wir beide sind uns vollkommen einig über das, was ich gelobt habe. Onkel Gon ist gleich mir

entschlossen, diese beiden Vorhaben zu verwirklichen, auch wenn es zwei oder drei Jahre dauert und wir kreuz und quer durchs ganze Land ziehen müssen. Während meiner Abwesenheit soll mein Schwiegersohn die Stelle als Oberhaupt der Familie einnehmen. Ihr müßt versprechen, in dieser Zeit so hart zu arbeiten wie immer. Ich möchte nicht hören, daß einer von euch die Seidenraupen vernachlässigt oder Unkraut auf den Feldern wuchern läßt. Habt ihr das verstanden?«

Onkel Gon war fast fünfzig, Osugi zehn Jahre älter. Die Leute zögerten, die alten Menschen allein ziehen zu lassen, denn es war offenkundig, daß die beiden für Takezō keine Gegner darstellten, falls sie ihn jemals fanden. In ihrer aller Augen war er ein Wahnsinniger, der im Bluttausch angriff und tötete.

»Wäre es nicht ratsamer, drei junge Männer mitzunehmen?« schlug einer der Umstehenden vor. »Der Beamte hat doch gesagt, bis zu fünf dürften über die Grenze.«

Heftig schüttelte die alte Frau den Kopf. »Ich brauche keine Hilfe. Das war nie so und wird nie so sein. Ha! Alle Welt hält Takezō für stark; mir aber jagt er keine Angst ein. Er ist nichts weiter als ein Lausebengel, kaum stärker behaart als zu der Zeit, da ich ihn als kleines Kind gekannt habe. Selbstverständlich bin ich ihm an Körperkraft unterlegen, aber meine fünf Sinne habe ich immer noch beisammen. Einen oder zwei Gegner übertöple ich immer noch. Und auch Onkel Gon ist noch nicht altersschwach. Jetzt habe ich euch erklärt, was ich vorhabe«, sagte sie und deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Nase. »Und ich werde es auch durchführen. Euch bleibt nichts anderes, als nach Hause zurückzukehren und euch um alles zu kümmern, bis wir beide zurückkehren.«

Damit scheuchte sie sie auseinander, um an die Straßensperre zu treten. Diesmal versuchte niemand, sie daran zu hindern, über die Grenze zu gehen. Die anderen riefen Lebewohl und sahen dem alten Paar nach, das sich aufmachte,

gen Osten den Bergrücken hinabzusteigen.

»Die alte Frau steht wirklich ihren Mann, nicht wahr?« sagte jemand. Ein anderer legte die Hände trichterförmig um den Mund und rief hinterher: »Solltet Ihr krank werden, so schickt einen Boten zurück ins Dorf!« Ein dritter rief fürsorglich: »Gebt gut auf Euch acht!«

Als sie die Stimmen der Zurückgebliebenen nicht mehr hören konnte, wandte Osugi sich an Onkel Gon. »Wir brauchen uns überhaupt keine Sorgen zu machen«, versicherte sie ihm. »Wir sterben ohnehin vor diesen jungen Leuten.«

»Damit hast du sehr recht«, erwiderte er im Brustton der Überzeugung. Onkel Gon verdiente sich seinen Lebensunterhalt durch die Jagd, doch war er in jüngeren Jahren ein Samurai gewesen, der, wenn man seinen Worten trauen wollte, an manch blutiger Schlacht teilgenommen hatte. Noch immer war seine Haut von gesunder Röte und sein Haar so schwarz wie eh und je. Sein Zuname lautete Fuchikawa, und Gon war eine Abkürzung seines Vornamens Gonroku. Als Onkel Matahachis war er um die Familienehre besorgt, und die Vorgänge der letzten Zeit hatten ihn sehr aufgeregt. »Großmutter«, sagte er. »Was ist?«

»Du warst so vorausschauend, dich für die Reise zu kleiden, während ich nur meine Alltagskleidung trage. Wir müssen irgendwo Halt machen, damit ich mir zumindest Sandalen und einen Hut kaufen kann.« »Weiter unten, auf halber Höhe, gibt es ein Teehaus.«

»Ach ja, ich erinnere mich. Das Mikazuki-Teehaus, nicht wahr? Dort hat man bestimmt, was ich brauche.«

Als sie das Teehaus erreichten, waren sie überrascht, daß die Sonne bereits unterging. Sie hatten gedacht, daß es noch einige Stunden hell sei, denn immerhin wurden die Tage jetzt, wo der Sommer heranrückte, wieder länger, was bedeutete, daß sie mehr Zeit bei der Wiederherstellung ihrer Familienehre hatten.

Sie tranken Tee und ruhten eine Zeitlang. Als Osugi dann das Geld für die Rechnung hinlegte, sagte sie: »Nach Takano kommen wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr. Folglich müssen wir mit den übelriechenden Schlafmatten im Gasthaus der Lasttiertreiber in Shingü vorliebnehmen, obwohl es vielleicht besser wäre, überhaupt nicht zu schlafen.«

»Wir brauchen unseren Schlaf jetzt mehr denn je. Laß uns aufbrechen«, sagte Gonroku, erhob sich und hielt den neuen Strohhut in der Hand, den er gerade erstanden hatte. »Aber warte einen Augenblick!« »Warum?«

»Ich will nur diese Bambusröhre mit Trinkwasser füllen.« Er ging um das Teehaus herum und tauchte seine Röhre in das klare Wasser des Bachs, bis keine Blasen mehr nach oben stiegen. Auf dem Weg zurück warf er zufällig einen Blick durch ein Seitenfenster in das dämmerige Hinterzimmer des Teehauses. Unvermittelt blieb er stehen. Überrascht erblickte er eine mit Strohmatten zugedeckte Gestalt auf dem Boden. Der Geruch von Medizin hing in der Luft. Gonroku konnte zwar das Gesicht nicht sehen, wohl aber sah er das lange schwarze Haar, dessen Fülle sich auf das Kissen ergoß.

»Beeile dich, Onkel Gon!« ließ Osugi sich ungeduldig vernehmen. »Ich komme ja schon!« »Was hältst du dich denn so lange auf?«

»Drinne scheint eine Kranke zu liegen«, sagte er und ging hinter ihr her wie ein geprügelter Hund.

»Was ist denn daran so ungewöhnlich? Du läßt dich genauso leicht ablenken wie ein Kind.«

»Verzeihung, Verzeihung!« entschuldigte er sich hastig. Osugi schüchterte ihn zwar ein wie jeden anderen, nur wußte er besser mit ihr fertigzuwerden als die meisten.

Sie stiegen den steilen Hang hinunter, der zur Straße nach Harima führte. Der täglich von den Tragtieren der Silberbergwerke benutzte Verkehrsweg wies viele

Unebenheiten auf.

»Fall nur nicht, Großmutter«, sagte Gon fürsorglich.

»Wie kannst du es wagen, mir gegenüber so herablassend zu sein! Ich kann mit geschlossenen Augen über diese Straße gehen. Sieh dich nur selbst vor, du alter Narr!«

Just in diesem Augenblick grüßte sie eine Stimme hinter ihnen. »Ihr beiden schreitet ja ganz schön munter aus, was?«

Als sie sich umdrehten, erkannten sie den Besitzer des Mikazuki-Teehauses hoch zu Roß.

»O ja, gewiß. Wir haben doch gerade in Eurem Hause eine kleine Rast eingelegt, vielen Dank. Und wohin wollt Ihr?«
»Nach Tatsuno.« »Um diese späte Stunde?«

»Es gibt hier weit und breit keinen Arzt. Selbst mit dem Pferd brauche ich mindestens bis Mitternacht.« »Ist Eure Gattin krank?«

»O nein.« Er runzelte die Stirn. »Wenn es für meine Frau oder die Kinder wäre, dann würde es mir ja nichts weiter ausmachen. Aber es ist schon ziemlich unerquicklich, für einen Wildfremden loszureiten – jemand, der gerade erst angekommen ist.«

»Ach«, sagte Gonroku, »handelt es sich um das Mädchen in Eurem Hinterzimmer? Ich habe zufällig einen Blick hineingeworfen und sie gesehen.« Jetzt runzelte auch Osugi die Stirn.

»Ja«, sagte der Teehausbesitzer. »Während sie Rast machte, bekam sie Schüttelfrost, und da habe ich ihr angeboten, sich im Hinterzimmer niederzulegen. Ich hatte das Gefühl, irgend etwas für sie tun zu müssen. Nun, leider hat sie sich nicht erholt, eher das Gegenteil. Das Fieber lodert in ihr. Sieht ziemlich schlecht aus um sie.«

Osugi blieb wie angewurzelt stehen. »Ist das Mädchen so um die siebzehn und auffallend schlank?«

»Ja, siebzehn, würde ich meinen. Sie sagt, sie kommt aus Miyamoto.« Osugi zwinkerte Gonroku zu und tastete suchend ihren Obi ab. Ein bekümmelter Ausdruck trat in ihr Gesicht, als sie ausrief: »Ach, nun habe ich sie im Teehaus liegengelassen.« »Was liegengelassen?«

»Meine Gebetsschnur. Jetzt fällt es mir wieder ein: Ich habe sie auf einen Hocker gelegt.«

»Ach, zu dumm«, sagte der Teehausbesitzer und wendete das Pferd. »Ich reite zurück und hole sie Euch.«

»Aber nein! Ihr müßt den Arzt holen. Das kranke Mädchen ist wichtiger als meine Gebetsschnur. Wir kehren einfach noch einmal um und holen sie.« Gonroku hatte bereits kehrtgemacht und stapfte wieder kräftig bergan. Sobald Osugi den allzu beflissenen Teehausbesitzer losgeworden war, eilte sie hinter ihm her. Es dauerte nicht lange, und sie keuchten und rangen nach Atem. Keiner von beiden sagte ein Wort. Es mußte Otsū sein.

Otsū hatte das Fieber nie richtig abschütteln können, das sie sich nachts zugezogen hatte, als sie aus dem Sturm ins Haus geführt worden war. Irgendwie hatte sie es während der wenigen Stunden, die sie mit Takezō zusammengewesen war, einfach vergessen. Nachdem sie sich getrennt hatten, war sie nur ein kurzes Wegstück gegangen, und schon hatte sie gespürt, wie Schmerz und Erschöpfung sich ihrer wieder bemächtigten. Als sie beim Teehaus angekommen war, war ihr hundeelend zumute gewesen. Sie wußte nicht, wie lange sie nun schon in dem Hinterzimmer lag und im Delirium immer und immer wieder um Wasser bat. Ehe er fortritt, hatte der Teehausbesitzer noch einmal nach ihr gesehen und ihr gesagt, sie müsse unbedingt durchhalten. Schon wenige Augenblicke später hatte sie völlig vergessen, daß er jemals etwas gesagt hatte.

Ihr Mund war ausgetrocknet. Ihr war, als sei er voller

Dornen. »Wasser, bitte!« rief sie kraftlos. Da sie keine Antwort vernahm, stützte sie sich auf die Ellbogen und reckte den Hals, um hinauszusehen nach dem Wasserbecken gleich vor der Tür. Langsam schaffte sie es hinzukriechen, doch als sie die Schöpfkelle aus Bambus ergriff, hörte sie plötzlich hinter sich einen Fensterladen, der als Regenschutz diente, zu Boden poltern. Osugi und Gonroku stiegen durch die Fensteröffnung ins Hinterzimmer. »Ich sehe die Hand nicht vor den Augen«, klagte die alte Frau in einem Ton, den sie für ein Flüstern hielt.

»Warte einen Moment«, meinte Gonroku und tastete sich nach dem Raum mit der Feuerstelle vor, wo er in der Glut stocherte und Holz nachlegte, um etwas Licht zu bekommen. »In diesem Zimmer ist sie nicht, Großmutter.«

»Hier muß sie aber liegen! Sie kann nicht entkommen sein.« Fast gleichzeitig merkte Osugi, daß die rückwärtige Tür offenstand.

»Schau, dort draußen!« rief sie.

Otsū, die vor der Tür kauerte, schüttete der alten Frau eine Kelle Wasser ins Gesicht und ergriff die Flucht. Die weiten Ärmel und die Rockschoße flatterten hinter ihr her.

Osugi rannte ihr nach und stieß einen Schwall von Verwünschungen aus. »Gon! Gon! So tu doch was! So tu doch was!« »Ist sie dir entwischt?«

»Aber ja doch! Schließlich haben wir sie mit unserem Lärm zur Genüge gewarnt. Du mußtest ja unbedingt den Fensterladen hinwerfen!« Das Gesicht der alten Frau, die nach wenigen Schritten die Verfolgung aufgegeben hatte, verzerrte sich vor Zorn. »Kannst du denn nichts tun?«

Gonrokus Aufmerksamkeit galt der rehgleichen Gestalt, die in der Ferne dahinflog. Er hob den Arm und zeigte auf sie. »Das muß sie wohl sein, oder? Keine Angst, sie hat keinen großen Vorsprung. Sie ist krank, und ihre Beine sind ohnehin nur die eines Mädchens. Die habe ich gleich eingeholt.« Er

senkte das Kinn und lief los. Osugi folgte ihm dicht auf den Fersen. »Onkel Gon«, rief sie, »du kannst ruhig das Schwert benutzen, nur schlag ihr nicht den Kopf ab, ehe ich ihr tüchtig die Meinung gesagt habe!« Gonroku stieß plötzlich einen Schreckensschrei aus und fiel auf Hände und Knie.

»Was ist los?« rief Osugi, als sie ihn eingeholt hatte.

»Schau doch hinunter!« Osugi tat, wie ihr geheiß. Unmittelbar vor ihnen ging es steil in eine bambusbestandene Schlucht hinab. »Ist sie dort hinein?«

»Ja. Ich glaube nicht, daß es sehr weit runter geht, aber es ist zu dunkel, um es genau zu sagen. Ich muß zurück zum Teehaus und eine Fackel holen.« Wie er so auf den Knien liegend in die Schlucht hinabspähte, rief Osugi: »Worauf wartest du noch, du Tölpel?« und versetzte ihm einen heftigen Stoß. Man hörte, wie Füße versuchten, irgendwo Halt zu finden, und verzweifelt um sich schlugen, ehe sie unten auf dem Boden des Abhangs zur Ruhe kamen.

»Du alte Hexe!« schrie Gonroku wütend. »Jetzt komm nur selbst herunter! Mal sehen, wie dir das gefällt!«

Die Arme vor der Brust verschränkt, saß Takezō auf einem großen Felsen und starrte über das Tal hinüber zur Palisade von Hinagura. Unter einem dieser Dächer, sann er, war seine Schwester eingekerkert. Doch er hatte bereits am Vortag von morgens bis abends hier gesessen, außerstande, einen Plan zu ersinnen, wie er sie herausholen könne. Er nahm sich vor, so lange sitzen zu bleiben, bis ihm etwas einfiel.

Immerhin war er mit seinen Überlegungen so weit gediehen, daß er überzeugt war, die fünfzig oder hundert Soldaten, welche die Palisadenfestung bewachten, übertölpeln zu können. Nun ließ er sich die natürliche Lage Hinaguras durch den Kopf gehen, denn schließlich galt es nicht nur hineinzukommen, sondern auch wieder heraus. Es sah nicht besonders ermutigend aus: Hinter der Palisade gähnte eine tiefe

Schlucht, und an der Vorderfront war die Straße, die in die Befestigungsanlage hineinführte, durch ein Doppeltor gut geschützt. Und was alles noch schlimmer machte: Sie beide würden gezwungen sein, über die weite Hochebene hinweg zu fliehen, und auf der gab es keinen einzigen Baum, hinter dem sie sich hätten verbergen können. An einem wolkenlosen Tag wie dem heutigen ließ sich gewiß kein besseres Ziel finden als zwei Flüchtende auf dieser Ebene. Die Lage erforderte also ein nächtliches Vorgehen, doch hatte er beobachtet, daß die Tore vor Sonnenuntergang geschlossen und verriegelt wurden. Jeder Versuch, sie gewaltsam aufzubrechen, hatte bestimmt zur Folge, daß Holzklappern und Rasseln Alarm schlugen und einen Heidenlärm machten. Offensichtlich gab es keine Möglichkeit, unbemerkt in die Festung hineinzukommen.

»Es ist aussichtslos«, dachte Takezō traurig. »Selbst wenn ich alles auf eine Karte setzte und unser beider Leben riskiere, es geht nicht.« Er fühlte sich gedemütigt und hilflos. »Warum«, fragte er sich, »bin ich nur auf einmal ein solcher Feigling? Noch vor einer Woche hätte ich an die Möglichkeit, hier wieder lebendig herauszukommen, keinen einzigen Gedanken verschwendet.«

Die Arme vor seiner Brust blieben noch einen weiteren halben Tag verschränkt und rührten sich nicht. Er hatte Angst vor etwas Unbestimmbarem und zögerte, sich der Palisade zu nähern. Immer und immer wieder machte er sich Vorwürfe. »Ich habe die Nerven verloren. So bin ich doch sonst nicht gewesen! Vielleicht wird jeder zum Feigling, wenn er dem Tod einmal ins Auge geschaut hat.«

Er schüttelte den Kopf. Nein, das war es nicht: Es war keine Feigheit. Er hatte einfach die Lektion gelernt, die Takuan ihm mit so viel Mühen erteilt hatte, und so sah er die Dinge jetzt deutlicher. Eine neugewonnene Ruhe erfüllte ihn, ein wunderbarer innerer Friede. Dieses Gefühl schien seine Brust wie ein sanfter Fluß zu durchströmen. Mut zu haben war etwas

völlig anderes, als wild und ingrimmig zu sein, das sah er jetzt ein. Er kam sich nicht wie ein Tier vor, sondern wie ein Mann, ein mutiger Mann, der die Bedenkenlosigkeit seiner Jünglingszeit hinter sich gelassen hatte. Das Leben, das ihm geschenkt worden war, war etwas, das gehegt und gepflegt, mit Achtung behandelt und vervollkommen werden mußte.

Er hob den Blick zum köstlich klaren Himmel, dessen Farbe allein ein Wunder schien. Gleichviel – er konnte seine Schwester nicht einfach in diesem Kerker schmachten lassen, auch wenn das bedeutete, daß er – ein letztes Mal – der neuen und unter solchen Schmerzen gewonnenen Selbsterkenntnis zuwider handeln mußte.

Ein Plan nahm in seinem Kopf Gestalt an: Wenn es dunkel geworden ist, werde ich das Tal durchqueren und jenseits auf die Klippe klettern. Vielleicht hat dieses natürliche Hindernis seine Vorteile, die als solche noch nicht zu erkennen sind. Die Festung hat hinten kein Tor, und schwer bewacht scheint sie dort auch nicht zu sein.

Kaum hatte er diese Entscheidung getroffen, kam ein Pfeil herangeschwirrt und bohrte sich zitternd nur wenige Handbreit von seinen Zehen entfernt in den Boden. Auf der anderen Seite des Tals sah er gleich hinter dem Zugangstor viele Menschen durcheinanderhasten. Offensichtlich hatten sie ihn entdeckt. Gleich darauf liefen sie wieder auseinander. Er nahm an, daß es ein Probeschuß gewesen war, um herauszufinden, wie er darauf reagieren würde. Nun blieb er absichtlich regungslos auf seinem Felsen sitzen. Es dauerte nicht lange, und die Sonne verblaßte hinter den Gipfeln der Berge im Westen. Kurz bevor es ganz dunkel wurde, stand er auf und nahm einen Felsbrocken zur Hand. Er hatte seine Abendmahlzeit über sich in der Luft fliegen sehen. Den Vogel traf er beim ersten Versuch. Er riß ihn auseinander und schlug die Zähne in das warme Fleisch.

Während er noch kaute, umzingelten ihn etwa zwanzig

Soldaten. Als sie in Stellung gegangen waren, ließen sie einen Schlachtruf ertönen, und ein Mann schrie: »Es ist Takezō! Takezō aus Miyamoto!« »Er ist gefährlich. Unterschätzt ihn nicht!« rief warnend ein anderer. Von seinem rohen Vogel aufblickend, warf Takezō einen mörderischen Blick auf seine Möchtegernhäscher. Es war der Blick eines Raubtiers, das man mitten in einer Mahlzeit stört.

»Y-a-a-h-h!« rief er gellend, riß einen riesigen Felsbrocken in die Höhe und schleuderte ihn auf die ihn umzingelnde Mauer aus Menschenleibern. Der Felsen rötete sich mit Blut, und Takezō schoß wie ein Blitz auf das Tor der Palisade zu.

Offenen Munds starrten die Männer ihm nach. »Was macht er?« »Wohin will der Narr?« »Er hat den Verstand verloren!«

Wie eine irre Libelle flog er dahin, und die Soldaten stürzten mit Kriegsgeschrei hinterher. Als sie das äußere Tor erreichten, war er bereits hinübergeklettert. Nun befand er sich zwischen den Toren, also praktisch in einem Käfig. Takezōs Augen nahmen das alles jedoch überhaupt nicht wahr. Er sah weder die ihn verfolgenden Soldaten noch den Palisadenzaun, noch die Wachen hinter dem zweiten Tor. Er war sich nicht einmal bewußt, daß er die Schildwache, die ihn anspringen wollte, mit einem einzigen Schlag erledigt hatte. Mit geradezu übermenschlichen Kräften rüttelte er an einem der Pfosten des inneren Tors. Er riß mit einer solchen Wildheit an ihm herum, daß er es schließlich schaffte, ihn aus dem Boden herauszuheben. Dann wandte er sich seinen Verfolgern zu. Wie viele es waren, wußte er nicht; er sah nur, daß sich etwas Großes und Dunkles auf ihn stürzte. Nach bestem Vermögen zielend, drosch er mit dem Torpfosten auf die ununterscheidbare Masse ein. Etliche Lanzen und Schwerter zersplitterten, wirbelten durch die Luft oder fielen klirrend zu Boden.

»Ogin!« schrie Takezō und hechtete hinüber zu den Baulichkeiten im Hintergrund der Festung. »Ogin, ich bin's,

Takezō!«

Mit flammendem Auge musterte er die Gebäude, und immer wieder rief er den Namen seiner Schwester. »Sollte das alles ein Trick gewesen sein?« fragte er sich, von Panik ergriffen. Eine Tür nach der anderen rammte er mit dem Türpfosten ein. Die Hühner der Wachen stoben gackernd auseinander und rannten um ihr Leben. »Ogin!«

Als er sie nicht fand, wurden seine heiseren Schreie unverständlich. Im Schatten eines kleinen, schmutzigen Häuschens sah er einen Mann sich davonschleichen.

»Halt!« rief er und warf mit dem blutbefleckten Torpfosten nach der wieselähnlichen Gestalt. Als Takezō auf den Mann zusprang, fing dieser ungehemmt an zu schreien. Takezō versetzte ihm eine gehörige Maulschelle. »Wo ist meine Schwester?« brüllte er. »Was haben sie mit ihr gemacht? Sag mir, wo sie ist, oder ich prügele dich tot!«

»Sie ... ist ... ist nicht hier. Vorgestern ... sie haben sie fortgebracht. Auf Befehl der Burg.« »Wohin, dummer Hund, wohin?« »Nach Himeji.« »Nach Himeji?« »J-j-ja.«

»Du lügst. Ich werde dich ...« Takezō packte das sich windende Häufchen Elend bei den Haaren.

»Es ist wahr ... es ist wahr. Ich schwöre es!«

»Wehe es stimmt nicht, dann komme ich zurück und knüpfe mir dich vor!«

Wieder umzingelten ihn die Soldaten, und Takezō hob den Mann hoch und schleuderte ihn ihnen entgegen. Dann verschwand er in den Schatten des dreckigen Häuschens. Ein Halbdutzend Pfeile schwirrte hinter ihm her; einer stak wie eine riesige Nähnadel in seinem Kimono. Takezō biß sich auf den Daumennagel und verfolgte, wie die Pfeile an ihm vorüberzischten, dann sprang er plötzlich auf den Zaun und war wie der Blitz hinüber. Hinter ihm ein gewaltiger Knall. Das Echo des Musketenschusses hallte weit über das Tal hin.

Takezō flüchtete in Richtung der Schlucht, und während er dahinflog, gingen ihm Bruchstücke von Takuans Belehrungen durch den Kopf: Lerne zu fürchten, was fürchtenswert ist ... Schiere Kraft ist Kinderei, die hirnlose Stärke von Tieren ... Besitze die Kraft des wahren Kriegers ... wirklichen Mut ... Das Leben ist kostbar.

Die Geburt Musashis

Takezō wartete am Ortsrand von Himeji. Manchmal entzog er sich unter der Hanada-Brücke den Blicken der Vorübergehenden, doch meistens stand er auf der Brücke und musterte unauffällig alle, die hinübergingen. Hielt er sich nicht in unmittelbarer Nähe der Brücke auf, unternahm er kurze Vorstöße in die Stadt und gab dabei acht, daß er den Hut tief heruntergezogen hatte und das Gesicht wie ein Bettler hinter einem Stück Strohgeflecht verbarg. Er konnte sich nicht erklären, warum Otsū noch nicht aufgetaucht war; schließlich war erst eine Woche vergangen, seit sie geschworen hatte, hier auf ihn zu warten – nicht hundert, sondern tausend Tage lang. Takezō war gewöhnt, ein Versprechen, das er gegeben hatte, zu halten. Doch mit jedem Augenblick, der verging, war er mehr versucht, allein loszuziehen, obwohl sein Versprechen Otsū gegenüber nicht der einzige Grund war, daß es ihn nach Himeji gezogen hatte. Schließlich galt es herauszufinden, wo sie Ogin gefangenhielten.

Eines Tages befand er sich mitten in der Stadt, da hörte er seinen Namen rufen. Jemand kam hinter ihm hergerannt. Als er aufblickte, sah er Takuan näher kommen, der rief: »Takezō! Warte!«

Takezō war erschrocken und fühlte sich – wie immer in Gegenwart des Mönchs – unsicher. Er hatte sich eingebildet,

seine Verkleidung sei narrensicher, und er war überzeugt gewesen, daß niemand, nicht einmal Takuan, ihn darin erkennen würde.

Der Mönch packte ihn beim Handgelenk. »Komm mit!« befahl er. Das Drängende in seiner Stimme war unüberhörbar. »Und mache jetzt keine Sperenzchen. Ich habe viel Zeit damit verbracht, nach dir zu suchen.« Demütig folgte Takezō ihm. Er hatte keine Ahnung, wohin es gehen sollte, machte jedoch wieder die Feststellung, daß er diesem Mann gegenüber ohnmächtig war, und er fragte sich, weshalb. Er war frei, aber so, wie er die Dinge sah, ging es nun geradewegs zurück zum gefürchteten Baum von Miyamoto, vielleicht aber auch in das Burgverlies. Er argwöhnte, daß sie seine Schwester irgendwo im Bereich der Burg festhielten, doch konnte er das mit nichts beweisen. Brachte man jedoch jetzt auch ihn dorthin, konnten sie zumindest gemeinsam sterben. Wenn er schon sterben mußte, kannte er keinen Menschen, mit dem er lieber die letzten Augenblicke des kostbaren Lebens verbracht hätte. Die Burg von Himeji ragte vor ihm auf. Er begriff jetzt, warum sie »Burg des weißen Kranichs« genannt wurde: Das stattliche Gebäude erhob sich über den steinernen Burgwällen, als habe sich dieser große, stolze Vogel vom Himmel herabgelassen. Takuan schritt voran über die breite Brücke, die sich in schönem Bogen über den Burggraben spannte. Eine Reihe von Wachen stand respektgebietend vor dem eisenbeschlagenen Tor. Die Sonne, die auf den Lanzenspitzen aufblitzte, ließ Takezō ganz kurz zögern, an ihnen vorüberzugehen. Ohne sich auch nur umzuwenden, spürte Takuan dies und forderte ihn mit einer ungeduldigen Geste auf weiterzugehen. Unter dem Torturm hindurchschreitend, gelangten sie an das zweite Tor, wo die Soldaten noch dichter und wachsamer standen, bereit, jeden Augenblick zuzuschlagen. Es war die Burg eines Daimyō, und ihre Bewohner hatten sich noch nicht entspannt und mit der Tatsache abgefunden, daß das Land erfolgreich

geeint war. Wie in so vielen anderen Burgen der Zeit war man auch hier von der Behaglichkeit des Friedens weit entfernt.

Takuan winkte den Hauptmann der Wache heran. »Ich habe ihn gebracht«, verkündete der Mönch. Er übergab Takezō dem Mann und riet ihm, gut auf ihn achtzugeben, wie ihm vorher schon eingeschärft worden sei. Dann fügte er noch hinzu: »Vorsicht! Er ist ein junger, reißender Wolf und alles andere als zahm. Wenn Ihr ihn reizt, beißt er.«

Takuan durchschritt das zweite Tor und betrat den großen Hof, an dem auch das Wohnhaus des Daimyō lag. Offenbar kannte er sich hier gut aus, denn er brauchte weder einen Führer noch Richtungsangaben. Er hob beim Gehen kaum den Kopf, und keine Menschenseele stellte sich ihm in den Weg. Takuans Instruktionen gemäß hütete der Hauptmann sich, den ihm Anvertrauten in irgendeiner Weise einzuschüchtern. Er bat Takezō einfach, ihm zu folgen. Schweigend tat Takezō, wie ihm geheißen. Bald standen sie vor einem Badehaus, und der Hauptmann wies ihn an, hineinzugehen und sich zu säubern. Takezōs Rückgrat versteifte sich, denn er erinnerte sich nur allzu gut an sein letztes Bad, an die Falle in Osugis Haus, der er nur um Haaresbreite entgangen war. Die Arme vor der Brust kreuzend, versuchte er, Zeit zu gewinnen und sich umzusehen. Alles war so friedlich – eine Insel der Stille, auf der ein Daimyō, wenn er nicht gerade Kriegspläne schmiedete, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen konnte. Bald kam ein Diener mit einem schwarzen Baumwollkimono und einem Hakama, der weiten Festtagshose. Er verneigte sich und erklärte höflich: »Ich lege dies hierher. Ihr könnt es anziehen, wenn Ihr fertig seid.«

Takezō war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Zu den Dingen, die bereitlagen, gehörten nicht nur ein Faltfächer und Seidenpapier, sondern auch zwei Samuraischwerter, ein kurzes und ein langes. Alles war schlicht, nicht kostbar, aber gediegen. Er wurde wieder wie ein Mensch behandelt, und er

war versucht, den sauberen Baumwollstoff an seine Wange zu drücken und sie daran zu reiben, um den Duft von Reinlichkeit einzusatmen. Er drehte sich um und betrat das Badehaus.

Ikeda Terumasa, der Herr der Burg Himeji, lehnte sich auf eine Armstütze und blickte hinaus in den Garten. Der Fürst war klein und untersetzt, glattrasiert, und sein Gesicht wies dunkle Pockennarben auf. Auch wenn er nicht in die Staatsrobe gekleidet war, so trug er doch die Kopfbedeckung und den fließenden Seidenkimono, wie sie seiner Stellung anstanden. »Ist er das?« fragte er Takuan und zeigte mit seinem Fächer auf Takezō. »Ja, das ist er«, antwortete der Mönch und verneigte sich ehrerbietig. »Er hat ein gutes Gesicht. Ihr habt recht daran getan, ihn zu retten.« »Er verdankt sein Leben Euer Gnaden, nicht mir.«

»Das stimmt nicht, Takuan. Und das wißt Ihr auch. Stünde nur eine Handvoll Männer wie Ihr unter meinem Kommando, ließen sich zweifellos eine Menge nützlicher Leute retten, und die Welt wäre besser daran.« Der Daimyō seufzte. »Meine Schwierigkeit ist es doch, daß alle meine Helfer meinen, ihre einzige Aufgabe sei es, Menschen zu fesseln oder ihnen den Kopf abzuschlagen.«

Eine Stunde später saß Takezō im Garten hinter der Veranda. Er hatte den Kopf gebeugt und die Hände flach auf den Knien liegen: eine Haltung, die achtungsvolle Aufmerksamkeit verriet. »Ihr seid Shimmen Takezō, nicht wahr?« fragte Fürst Ikeda. »Jawohl, Euer Gnaden«, antwortete Takezō klar.

»Das Haus Shimmen ist ein Seitenzweig der Familie Akamatsu, und Akamatsu Masanori war, wie Ihr sehr wohl wißt, dermaleinst Herr dieser Burg.« Takezō wurde der Mund trocken. Ausnahmsweise wußte er nicht, was er antworten sollte. Wenn er sich auch stets als das schwarze Schaf der Familie Shimmen gesehen hatte, das keinen besonderen Respekt und keine Ehrfurcht vor dem Daimyō kannte, erfüllte es ihn dennoch mit Scham, solche Schande über seine Ahnen

gebracht und den Familiennamen besudelt zu haben. Er war puterrot im Gesicht.

»Was Ihr getan habt, ist unverzeihlich«, fuhr Terumasa in strengerem Ton fort.

»Jawohl, Herr.«

»Ich muß Euch dafür bestrafen.« An Takuan gewandt, fragte er: »Stimmt es, daß mein Lehnsmann, Aoki Tanzaemon, Euch ohne meine Erlaubnis versprochen hat, Ihr könntet Art und Maß der Bestrafung dieses Mannes bestimmen, wenn Ihr ihn gefangennehmt?«

»Ich glaube, das könnt Ihr am besten nachprüfen, indem Ihr Tanzaemon selbst fragt.«

»Das habe ich bereits getan.«

»Habt Ihr etwa angenommen, ich würde Euch belügen?« »Selbstverständlich nicht. Tanzaemon hat gestanden, doch ging es mir darum, es von Euch bestätigt zu bekommen. Da er mein direkter Vasall ist, hat sein Schwur Euch gegenüber die gleiche Verbindlichkeit wie ein Schwur von mir. Daher habe ich, obwohl ich Herr dieses Lehens hier bin, das Recht verwirkt, Takezō so zu bestrafen, wie ich es für richtig halte. Selbstverständlich kann ich nicht zulassen, daß er unbestraft davonkommt, doch ist es an Euch, die Art seiner Bestrafung zu bestimmen.« »Gut. Genau das hatte ich im Sinn.«

»Dann darf ich also davon ausgehen, daß Ihr gründlich darüber nachgedacht habt. – Nun, was soll mit ihm geschehen?«

»Ich hielte es für das beste, den Gefangenen eine Zeitlang in – sagen wir – beschränkten Verhältnissen zu belassen.« »Und wie, meint Ihr, sollte das vor sich gehen?«

»Soviel ich weiß, gibt es irgendwo in dieser Burg einen geschlossenen Raum, von dem es schon lange heißt, in ihm spuke es.«

»Ja, ich erinnere mich. Die Diener weigern sich hineinzugehen, und auch meine Vasallen meiden ihn möglichst; infolgedessen wird der Raum nicht benutzt. Ich lasse ihn, wie er ist, denn es liegt kein Grund vor, ihn bewohnbar zu machen.«

»Aber meint Ihr nicht, es ist unter der Würde eines der mächtigsten Krieger im Reich der Tokugawa – und damit meine ich Euch, Ikeda Terumasa –, einen Raum in Eurer Burg zu haben, in den nie Licht dringt?« »So habe ich das noch nie gesehen.«

»Nun, aber gerade so denken die Leute nun mal. Sie sehen darin eine Spiegelung Eurer Autorität und Eures Prestiges. Ich würde meinen, Ihr solltet dort ein Licht aufgehen lassen.« »Hmmm.«

»Wenn Ihr mir gestattet, dieses Verlies zu benutzen, möchte ich Takezō dort einquartieren, bis ich bereit bin, ihm zu verzeihen. Er hat lange genug im völligen Dunkel gelebt. Du hörst doch zu, nicht wahr, Takezō?« Von Takezō kam nicht der geringste Laut, doch Terumasa begann zu lachen und sagte: »Einverstanden.«

Das ausgezeichnete Verhältnis zwischen den beiden ließ erkennen, daß Takuan an jenem Abend im Tempel Aoki Tanzaemon die Wahrheit gesagt hatte. Er und Terumasa waren Zen-Anhänger und schienen auf freundschaftlichem, fast brüderlichem Fuß zu stehen.

»Wenn Ihr ihn in sein neues Quartier gebracht habt – warum gesellt Ihr Euch nicht hinterher im Teehaus zu mir?« bat Terumasa den Mönch, als dieser sich erhob, um sich zu verabschieden.

»Ach, wollt Ihr mir nochmals vorführen, wie unbeholfen Ihr Euch bei der Teezeremonie anstellt?«

»Das ist wirklich nicht nett von Euch, Takuan! Ich habe mich in letzter Zeit sehr darum bemüht, sie zu ergründen und

zu beherrschen. Kommt hinterher zu mir, und ich werde Euch beweisen, daß ich kein ungehobelter Soldat mehr bin. Ich warte auf Euch.« Mit diesen Worten zog Terumasa sich in die hinteren Gemächer seiner Wohnung zurück. Trotz seiner Kleinheit – er war kaum fünf Fuß groß – schien seine bloße Anwesenheit die gesamte Burg mit ihren vielen Stockwerken zu erfüllen.

Im Hauptturm der Burg, wo der von Geistern heimgesuchte Raum lag, war es immer dunkel. Hier war der Kalender unbekannt, gab es weder Frühling noch Herbst, und auch die Laute des Alltagslebens drangen nicht hierher. Nur eine kleine Lampe warf ihr Licht auf einen bleichen Takezō, der mit eingefallenen Wangen dasaß.

Der Abschnitt über Geländekunde in Sunzis »Die Kunst des Krieges« lag aufgeschlagen auf dem niedrigen Tisch vor ihm.

Sunzi sagt, es gibt sechs Arten von Gelände: Gelände, das leicht zugänglich ist, Gelände, das überwindbar ist, Gelände, das zeitlich aufhält, Gelände, das ein Engpaß ist, Gelände, das sehr hoch liegt, und Gelände, das weitab vom Gegner liegt.

Jedesmal, wenn Takezō zu einem Abschnitt kam, der ihm besonders gefiel wie der folgende, las er ihn sich mehrmals laut vor:

Wer sich auskennt in der Kunst des Krieges, macht keine fahrigten Bewegungen. Er handelt und läßt sich nicht einengen.

Daher sagt Sunzi: » Wer sich kennt und wer seinen Gegner kennt, gewinnt ohne Gefahr. Wer den Himmel kennt und die Erde, gewinnt grundsätzlich.«

Wenn ihm vor Müdigkeit alles vor den Augen verschwamm, netzte er diese mit kühlem Wasser, das er in einer kleinen Schale neben sich stehen hatte. Ging das Öl zu Ende und fing der Docht an zu knistern, machte er die Lampe einfach aus. Um seinen Tisch lagen Haufen von Büchern, manche auf japanisch, manche auf chinesisch geschrieben. Werke über das

Zen, Bände über die Geschichte Japans. Takezō war buchstäblich unter diesen gelehrten Werken begraben. Er hatte sie alle von Fürst Ikedas Büchersammlung ausgeliehen. Als Takuan ihm seine Strafe zuerkannte, hatte er gesagt: »Lesen darfst du, soviel du magst. Ein berühmter Priester in alter Zeit hat einmal gesagt: ›Ich habe mich in die heiligen Schriften gestürzt und lese Tausende von Bänden. Gehe ich hinaus, stelle ich fest, daß mein Herz mehr sieht als zuvor.‹ Stell dir vor, dieses Verlies sei der Schoß deiner Mutter; bereite dich darauf vor, noch einmal geboren zu werden. Betrachtetest du ihn mit nichts anderem als deinen Augen, wirst du nichts weiter sehen als eine fensterlose, finstere Zelle. Aber schau noch einmal hin, genauer! Schau mit deinem Geist, und denke! Dieser Raum kann die Quelle der Erleuchtung sein, der Brunnen des Wissens, den die Weisen der Vergangenheit entdeckt und angereichert haben. Es liegt ganz an dir, ob dies eine Kammer des Dunkels oder des Lichts sein soll.«

Takezō hatte längst aufgehört, die Tage zu zählen. War es kalt, war Winter, war es heiß, Sommer. Er wußte kaum mehr als das. Die Luft war gleichbleibend moderig und feucht, und die Jahreszeiten wirkten sich auf sein Leben nicht aus. Nahezu sicher war er sich jedoch, daß, wenn die Schwalben das nächste Mal eintreffen würden, um in den Schießscharten des Hauptturms ihre Nester zu bauen, der Frühling seines dritten Jahres im Schoße kommen mußte.

»Ich werde einundzwanzig«, sagte er laut zu sich. Von Reue gepackt, stöhnte er wie in Trauer. »Und was habe ich in diesen einundzwanzig Jahren getan?« Manchmal bedrängte ihn die Erinnerung an seine früheren Jahre so erbarmungslos, daß er fast in Gram verging. Dann wehklagte er wohl und stöhnte, schlug mit den Armen um sich und trat mit den Füßen; und manchmal schluchzte er auch wie ein kleines Kind. Ganze Tage verstrichen in solchem Schmerz, der ihn, wenn er sich legte, völlig verausgabte und leblos mit zerzaustem Haar und

zerrissenem Herzen zurückließ.

Endlich hörte er eines Tages, wie die Schwalben unter den Dachvorsprung des Turms zurückkehrten. Wieder einmal war der Frühling von jenseits des Meeres gekommen.

Nicht lange danach drang eine Stimme, die jetzt merkwürdig, wenn nicht gar schmerzhaft klang, mit der Frage an sein Ohr: »Takezō, geht es dir gut?« Takuan vertrautes Gesicht tauchte an der Tür auf. Erschrocken und viel zu erschüttert, um auch nur einen Laut hervorzubringen, griff Takezō nach dem Kimonoärmel des Mönchs und zog ihn herein in den dunklen Raum. Die Diener, die ihm das Essen brachten, redeten nie ein Wort mit ihm. Er war übergelukkig, die Stimme eines anderen Menschen, ganz besonders aber dieses Menschen zu hören.

»Ich komme gerade von einer Reise zurück«, sagte Takuan. »Du bist jetzt das dritte Jahr hier, und ich bin zu dem Schluß gekommen, nachdem du so lange hier im Mutterschoß gewesen bist, müßtest du langsam Gestalt angenommen haben.«

»Ich werde Euch Eure Güte nie vergessen, Takuan. Ich weiß jetzt, was Ihr getan habt. Wie soll ich Euch jemals danken?«

»Danken?« sagte Takuan ungläubig. Dann lachte er. »Obwohl du niemand gehabt hast, mit dem du dich unterhalten konntest, hast du doch gelernt, wie ein Mensch zu sprechen. Gut! Heute noch kommst du hier heraus. Und wenn du draußen bist, bewahre die hart errungene Erleuchtung in deinem Herzen. Du wirst sie brauchen, wenn du hinausgehst in die Welt, um dich deinen Mitmenschen wieder zuzugesellen.«

Takuan brachte Takezō so, wie er war, zu Fürst Ikeda Terumasa. War er bei seiner ersten Audienz noch in den Garten verwiesen worden, so durfte er diesmal auf der Veranda Platz nehmen. Nachdem die Herren einander begrüßt und über Nebensächliches geplaudert hatten, versäumte Terumasa es nicht, Takezō aufzufordern, sein Vasall zu werden und ihm zu

dienen, Takezō schlug das aus. Er fühle sich zwar sehr geehrt, erklärte er, habe jedoch das Gefühl, die Zeit sei noch nicht reif, in den Dienst des Daimyō zu treten. »Und täte ich das hier, in dieser Burg«, sagte er, »würden in dem Verlies vermutlich jede Nacht Geister erscheinen, was, wie alle Welt behauptet, ohnehin der Fall sein soll.«

»Warum sagt Ihr das? Sind sie gekommen, Euch Gesellschaft zu leisten?« »Wenn Ihr eine Lampe nehmt und den Raum genau untersucht, werdet Ihr feststellen, daß Türen und Balken schwarze Flecken aufweisen. Sie sehen aus wie schwarzer Lack, sind es aber nicht. Es handelt sich um Menschenblut, höchstwahrscheinlich um das Blut der Akamatsus, meiner Ahnen, vergossen, als sie bei ihrem Niedergang in dieser Burg zugrunde gingen.« »Hm. Da mögt Ihr recht haben.«

»Der Anblick dieser Flecken erboste mich. Mein Blut geriet in Wallung bei der Vorstellung, daß meine Ahnen, die einst über diese ganze Gegend herrschten, hier ausgelöscht wurden, daß ihre Seelen den Herbstwinden anheimgegeben wurden. Sie sind zwar durch Gewalt umgekommen, aber sie waren ein starkes Geschlecht, das zu neuem Leben erweckt werden kann. Das gleiche Blut fließt in meinen Adern«, fuhr er mit blitzenden Augen fort. »Mag ich auch unwürdig sein, so gehöre ich doch zu diesem Geschlecht, und wenn ich in dieser Burg bleibe, könnte es sein, daß die Geister geweckt werden und mich heimsuchen. In gewisser Weise haben sie das schon getan, indem sie mir in eben diesem Raum klarmachten, wer ich bin. Aber sie könnten ein Chaos hervorrufen, sich auflehnen und vielleicht sogar ein neuerliches Blutbad anrichten. Wir leben nicht in friedlicher Zeit. Ich bin es den Bewohnern dieser ganzen Region schuldig, nicht die Rache meiner Ahnen heraufzubeschwören.«

Terumasa nickte. »Ich verstehe, was Ihr meint. Es ist besser, Ihr verlaßt diese Burg. Nur: Wohin wollt Ihr gehen? Habt Ihr

vor, nach Miyamoto zurückzukehren und dort Euer Leben hinzubringen?«

Schweigend lächelte Takezō. »Ich möchte eine Zeitlang ganz auf mich selbst gestellt umherziehen.«

»Ich verstehe«, erwiderte der Fürst und wandte sich an Takuan. »Sorgt dafür, daß er Geld und anständige Kleidung erhält«, befahl er. Takuan verneigte sich. »Laßt mich für die Güte danken, die Ihr ihm erweist.«

»Takuan!« Ikeda lachte. »Es ist das erste Mal, daß Ihr mir zweimal für etwas gedankt habt.«

»Das ist wohl wahr.« Takuan grinste. »Es wird nicht wieder vorkommen.« »Warum soll er nicht durch die Welt ziehen, solange er noch jung ist«, sagte Terumasa. »Doch jetzt, wo er auf sich selbst gestellt hinauszieht – wiedergeboren, wie Ihr es nennt –, sollte er auch einen neuen Namen haben. Es soll dies Miyamoto sein, auf daß er nie vergesse, wo er herkommt. Von jetzt an, Takezō, nennt Euch Miyamoto!«

Automatisch legte Takezō die Hände auf den Boden. Die Handflächen nach unten, verneigte er sich tief und lange. »Jawohl, Euer Gnaden, das werde ich tun.«

»Und einen neuen Vornamen solltest du dir auch zulegen«, erklärte Takuan. »Warum nicht die chinesischen Schriftzeichen deines Namens als ›Musashi‹ lesen statt als ›Takezō‹? Dann könntest du ihn genauso schreiben wie bisher.

Es ist nur recht, daß alles neu beginnt an diesem Tag deiner Wiedergeburt.«

Terumasa, der inzwischen gehobener Stimmung war, nickte begeistert. »Miyamoto Musashi! Das ist ein guter Name, ein sehr guter sogar! Darauf sollten wir trinken.«

Sie begaben sich in einen anderen Raum, und es wurde Sake gereicht. Takezō und Takuan leisteten dem Fürsten bis tief in die Nacht hinein Gesellschaft. Zu ihnen stießen noch mehrere

Lehnsleute Terumasas, und schließlich stand Takuan auf und führte einen sehr alten Tanz auf. Er verstand sich vorzüglich darauf, und seine lebhaften Bewegungen ließen eine Phantasiewelt der Freuden entstehen. Voller Bewunderung, Hochachtung und Vergnügen sah Takezō – oder vielmehr jetzt: Musashi – ihm zu, während das Gelage weiterging.

Am nächsten Morgen verließen sie beide die Burg Himeji. Musashi machte die ersten Schritte in ein neues Leben hinein, ein Leben der Zucht und der Hingabe an die Waffenkünste. Während seiner drei Jahre langen Einkerkierung hatte er beschlossen, die Kunst des Krieges zu erlernen. Takuan hatte seine eigenen Pläne. Er wollte durchs Land ziehen, und so war die Zeit gekommen, Abschied voneinander zu nehmen. Als sie die vor den Burgwällen gelegene Stadt erreichten, wollte Musashi Takuan Lebewohl sagen, doch der Mönch packte ihn beim Ärmel und sagte: »Ist da nicht jemand, den du sehen möchtest?« »Wen?« »Ogin.«

»Lebt sie denn noch?« fragte er erschrocken. Nicht einmal im Schlaf hatte er seine sanfte Schwester vergessen, die so lange wie eine Mutter zu ihm gewesen war.

Takuan erzählte ihm, daß Ogin, als er vor drei Jahren die Palisade von Hinagura angegriffen habe, in der Tat bereits fortgebracht worden war. Wiewohl keinerlei Anklagen gegen sie vorgebracht worden seien, habe es ihr widerstrebt, nach Hause zurückzukehren, und so sei sie lieber zu einer Verwandten im Sayo-Bezirk gezogen, wo sie jetzt ein behagliches Leben führe.

»Möchtest du sie nicht besuchen?« fragte Takuan. »Sie würde dich sehr, sehr gerne wiedersehen. Ich habe ihr vor drei Jahren gesagt, sie solle dich als tot betrachten, denn in gewisser Hinsicht warst du das ja. Allerdings habe ich ihr auch gesagt, daß ich ihr nach drei Jahren einen neuen Bruder bringen würde, einen, der ganz anders sei als der alte Takezō.« Musashi legte die Handflächen aneinander und hob die Hände vor die Stirn,

als bete er vor einer Buddha-Statue. »Ihr habt nicht nur für mich gesorgt«, sagte er tief bewegt, »sondern auch noch für Ogins Wohlergehen. Takuan, Ihr seid ein wirklich mitfühlender Mann! Ich glaube, ich kann Euch nie genug für das danken, was Ihr für mich getan habt.«

»Eine Möglichkeit, das zu tun, wäre, mir zu gestatten, dich zu deiner Schwester zu bringen.«

»Nein ... nein. Ich finde, ich sollte nicht hingehen. Aus Eurem Mund von ihr zu hören ist genauso gut, wie sie zu treffen.«

»Du möchtest sie doch bestimmt wiedersehen, und sei es nur für wenige Augenblicke.«

»Nein, ich glaube nicht. Ich bin gestorben, Takuan, und ich fühle mich wiedergeboren. Ich glaube nicht, daß dies der richtige Zeitpunkt ist, zur Vergangenheit zurückzukehren. Was mir obliegt, ist, einen entschlossenen Schritt in die Zukunft zu tun. Ich habe ja noch kaum den Weg gefunden, dem ich folgen muß. Sobald mein Wissen und meine Selbstvervollkommenung die Fortschritte gemacht haben, nach denen ich strebe, nehme ich mir vielleicht die Zeit, mich zu entspannen und zurückzuschauen. Aber nicht jetzt. Es fällt mir schwer, es in Worte zu fassen, aber ich hoffe, Ihr versteht mich trotzdem.«

»Das tue ich. Ich freue mich, daß es dir mit deinem Ziel tatsächlich so ernst ist. Verlasse dich weiterhin auf dein eigenes Urteil.«

»Ich werde jetzt Lebewohl sagen, doch eines Tages, wenn ich nicht unterwegs umkomme, werden wir uns wiedersehen.«

»Ja, ja. Falls wir Gelegenheit haben, uns zu treffen, sollten wir das unter allen Umständen tun.« Takuan wandte sich zum Gehen, machte auch einen Schritt und hielt dann inne. »Ach ja, ich sollte dich wohl warnen, daß Osugi und Onkel Gon Miyamoto vor drei Jahren verlassen haben, um dich und Otsū zu suchen. Sie haben ein Gelübde getan, nicht eher

zurückzukehren, als bis sie Rache genommen haben; und so alt sie auch sind, sie sind immer noch hinter dir her. Es könnte sein, daß sie dir einige Unannehmlichkeiten bereiten, echte Schwierigkeiten aber wohl kaum. Nimm sie nicht allzu ernst! Ach ja, und dann ist da noch Aoki Tanzaemon. Ich nehme an, du hast seinen Namen nie erfahren, aber er war es, der beauftragt war, dich zu ergreifen. Wahrscheinlich hat es nichts mit irgend etwas zu tun gehabt, was du oder ich gesagt haben, doch hat es dieses Muster von einem Samurai fertiggebracht, durch eigene Schuld in Ungnade zu fallen. Er ist für immer aus Fürst Ikedas Diensten ausgestoßen worden. Zweifellos zieht auch er umher.« Takuan wurde ernst. »Musashi, es wird kein leichter Weg sein, den du gehst. Sei vorsichtig und stets auf der Hut!« »Ich will mein möglichstes tun.« Musashi lächelte.

»Nun, ich denke, das ist alles. Ich gehe jetzt wohl besser.« Takuan drehte sich um und wandte sich nach Westen. Er warf keinen Blick zurück. »Bleibt wohlauf!« rief Musashi hinter ihm her. Er stand an der Straßenkreuzung und sah der immer kleiner werdenden Gestalt des Mönchs nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Endgültig allein, lenkte er seine Schritte nach Osten.

Jetzt gibt es also nur dies Schwert, dachte er. Das einzige auf der Welt, auf das ich mich verlassen darf. Er legte die Hand auf den Griff seiner Waffe und gelobte sich: Nach seinem Gesetz will ich leben. Ich werde das Schwert als meine Seele betrachten, und indem ich lerne, es zu meistern, will ich nach Selbstvervollkommnung trachten und versuchen, ein besserer und weiserer Mensch zu werden. Takuan folgt dem Weg des Zen, ich werde dem Weg des Schwertes folgen. Ich möchte ein noch besserer Mensch werden, als selbst er es ist. Ich bin schließlich noch jung, überlegte er. Noch war es nicht zu spät.

Kräftig und ohne Unterlaß schritt er dahin, und seine Augen strahlten Jugend und Hoffnung aus. Von Zeit zu Zeit lüftete er den Rand seines Strohhutes und schätzte den langen Weg in die

Zukunft ab, den unbekannten Weg, den alle Menschen gehen müssen.

Er war noch nicht weit gekommen, ja, er hatte kaum die Außenbezirke von Himeji erreicht, als eine Frau von der anderen Seite der Hanada-Brücke auf ihn zugelaufen kam. Des Sonnenlichts wegen mußte er blinzeln. »Du bist es!« rief Otsū und klammerte sich an seinen Ärmel. Überrascht machte Musashi den Mund auf.

»Takezō, du hast doch wohl nicht vergessen?« fragte Otsū vorwurfsvoll. »Erinnerst du dich nicht mehr an den Namen dieser Brücke? Sollte es dir wirklich entfallen sein, daß ich versprochen habe, hier auf dich zu warten, gleichgültig, wie lange es dauert?«

»Dann hast du also die ganzen drei Jahre hier gewartet?« Er konnte es nicht fassen.

»Ja. Gleich nachdem wir uns trennten, haben Osugi und Onkel Gon mich zwar eingeholt, denn ich war krank und mußte mich hinlegen, was mich fast das Leben gekostet hätte. Aber ich bin mit heiler Haut davongekommen. Zwanzig Tage, nachdem wir uns am Nakayama-Paß getrennt hatten, war ich hier. Seither warte ich auf dich.«

Sie zeigte ihm einen kleinen Korbmacherladen am Ende der Brücke, ein typisches Geschäft am Straßenrand, wo Andenken an die Reisenden verkauft wurden, und fuhr dann fort: »Den Leuten da habe ich meine Geschichte erzählt, und sie waren so freundlich, mich als Gehilfin bei sich aufzunehmen. Das hat es mir ermöglicht, hierzubleiben und auf dich zu warten. Heute ist der neunhundredsiebzigste Tag, und ich habe mein Versprechen getreulich gehalten.« In dem Bemühen, seine Gedanken auszuloten, spähte sie in sein Gesicht. »Du nimmst mich doch mit, nicht wahr?«

Nun hatte aber Musashi wirklich nicht die Absicht, sie oder irgendwen sonst mitzunehmen. Im Moment drängte alles in

ihm, fortzueilen, um nicht an seine Schwester denken zu müssen, die er so gern gesehen hätte und zu der er sich so stark hingezogen fühlte.

Eine Frage ging ihm durch den aufgeregten Kopf: Was soll ich tun? Wie kann ich mich auf die Suche nach Wahrheit und Wissen begeben und eine Frau dabeihaben, jemand, der mir ständig in die Quere kommen wird? Außerdem ist dieses Mädchen hier auch noch mit Matahachi verlobt. Musashi konnte nichts dagegen machen: Seine Gedanken zeigten sich auf seinem Gesicht.

»Dich mitnehmen? Wohin mitnehmen?« fragte er dumpf.
»Wohin immer du gehst.«

»Ich will mich aber auf eine lange, beschwerliche Reise begeben – nicht auf eine Vergnügensreise.«

»Ich werde dir nicht zur Last fallen. Und ich bin bereit, einiges an Mühsal auf mich zu nehmen.« »Einiges? Nur einiges?« »Soviel nötig ist.«

»Darum geht es doch nicht. Otsū, wie soll ich mit einer Frau im Schlepptau den Weg des Samurai beschreiten? Meinst du nicht auch, daß das komisch wäre? Die Leute würden sagen: ›Seht euch Musashi an, er braucht eine Amme, die sich um ihn kümmert!‹«

Sie riß kräftiger an seinem Kimono, klammerte sich wie ein Kind an ihn. »Laß meinen Ärmel los!« befahl er.

»Nein, das tue ich nicht! Du hast mich angelogen, nicht wahr?« »Wann soll ich dich angelogen haben?« »Am Paß. Du hast versprochen, mich mitzunehmen.«

»Das war vor einer Ewigkeit. Und außerdem habe ich damals nicht richtig denken können und auch nicht die Zeit gehabt, es richtig zu erklären. Wichtiger ist: Nicht ich bin es gewesen, der auf den Gedanken kam, sondern du warst es. Ich hatte es eilig und wollte fort, und du wolltest mich nicht ziehen lassen, ehe ich es nicht versprochen hatte. Es blieb mir gar

nichts anderes übrig, als zu tun, was du verlangtest.«

»Nein, nein, nein! Das kann nicht dein Ernst sein! Nein, das kann es nicht«, rief sie und drückte ihn gegen das Brückengeländer. »Laß mich los! Die Leute sehen schon her!«

»Sollen sie! Als du oben im Baum festgebunden warst, habe ich dich gefragt, ob du meine Hilfe willst. Du warst so froh, daß du mich gleich zweimal aufgefordert hast, das Seil zu durchschneiden. Das willst du doch nicht etwa abstreiten, oder?«

Sie bemühte sich, in ihrer Beweisführung nichts als logisch zu sein, doch ihre Tränen verrieten sie. Erst als Kind ausgesetzt, dann von ihrem Verlobten verlassen, und jetzt dies! Musashi, der wußte, daß sie mutterseelenallein auf der Welt dastand, und dem sie viel bedeutete, konnte nichts sagen, gab sich jedoch nach außen gelassen.

»Laß los!« sagte er mit Entschiedenheit. »Es ist heller Tag, und die Leute starren uns an. Möchtest du diesen Wichtigtuern ein Schauspiel bieten?« Sie ließ seinen Ärmel los und fiel aufschluchzend gegen das Geländer; das schimmernde Haar fiel ihr übers Gesicht.

»Es tut mir leid«, murmelte sie. »Ich hätte das alles nicht sagen sollen. Bitte, vergiß es! Du schuldest mir nichts.«

Sich über sie beugend und ihr mit beiden Händen das Haar aus dem Gesicht streichend, sah er ihr in die Augen. »Otsū«, sagte er zärtlich. »Die ganze Zeit über, da du auf mich gewartet hast, bis heute, war ich im Hauptturm der Burg eingeschlossen. Drei Jahre lang habe ich die Sonne nicht gesehen.« »Ja, das habe ich gehört.«

»Du weißt es?« »Takuan hat es mir gesagt.« »Takuan? Er hat dir alles erzählt?«

»Ich nehme es an. Auf dem Boden der Schlucht in der Nähe des Mikazuki-Teenhauses sind mir die Sinne geschwunden. Ich war ja auf der Flucht vor Osugi und Onkel Gon. Takuan hat

mich gerettet und mir auch geholfen, hier in diesem Geschäft die Stellung zu bekommen. Das war vor drei Jahren, und ich habe ihn nicht wiedergesehen, bis er gestern kam und Tee mit mir trank. Ich war mir nicht sicher, was er meinte, aber er sagte: »Es geht um einen Mann und eine Frau – wer will da wissen, wie es ausgeht?« Musashi ließ die Hände sinken und schaute die nach Westen führende Straße hinunter. Ob er dem Mann, der ihm das Leben gerettet hatte, wohl jemals wieder begegnen würde? Abermals war er überwältigt davon, in welchem Maße Takuan sich um seine Mitmenschen kümmerte; seine Anteilnahme schien allumfassend und bar jeden Eigennutzes. Musashi ging auf, wie engstirnig er selbst gewesen war, wie kleinlich es war, anzunehmen, der Mönch bringe gerade ihm besonderes Mitleid und Verständnis entgegen. Seine Großmut umfaßte Ogin, Otsū, jeden, der in Not war und von dem er meinte, daß er ihm helfen könne.

»Es geht um einen Mann und eine Frau ...« Takuans Worte trafen Musashi schwer. Sie stellten eine Belastung dar, auf die er nicht gefaßt gewesen war. In all den Bergen von Büchern, durch die er sich in den vergangenen drei Jahren hindurchgearbeitet hatte, war kein Wort über die Lage aufgetaucht, in der er sich jetzt befand. Selbst Takuan hatte sich gehütet, sich in diese Sache zwischen ihm und Otsū einzumischen. Ob Takuan wohl gemeint hatte, daß Beziehungen zwischen Männern und Frauen einzig und allein zwischen den Beteiligten geregelt werden müssen? Ob er wohl gemeint hatte, daß es hier keine Regeln gab wie in der Kunst des Krieges? Daß es in dieser Hinsicht keine gesicherte Art des Vorgehens gab, keinen Weg, der unbedingt zum Sieg führte? Oder war das Ganze als Probe für Musashi gedacht, ein Konflikt, den einzig Musashi ganz für sich allein lösen konnte? Gedankenverloren starrte er in das Wasser, das unter der Brücke hindurchfloß.

Otsū blickte auf und sah in sein Gesicht, das jetzt ganz ruhig

war. »Ich darf mitkommen, nicht wahr?« drang sie in ihn. »Der Ladenbesitzer hat versprochen, ich könne aufhören, wann immer ich will. Ich gehe nur hinüber, erkläre ihm alles und packe meine wenigen Habseligkeiten zusammen.« Musashi ergriff ihre kleine, weiße Hand, die auf dem Brückengeländer lag. »Hör zu!« sagte er wehmütig. »Ich bitte dich, halt inne und überlege!« »Was gibt es da zu überlegen?«

»Ich habe es dir doch gesagt. Ich bin gerade zu einem neuen Menschen geworden. Ich habe drei Jahre in diesem moderigen Loch zugebracht. Ich habe Bücher gelesen. Ich habe nachgedacht. Ich habe geschrien und geweint. Und dann dämmerte es mir plötzlich. Ich begriff, was es heißt, ein Mensch zu sein. Ich trage einen neuen Namen: Miyamoto Musashi. Ich möchte mich der Waffenkunst und der Selbstzucht weihen. Ich möchte jeden Augenblick eines jeden Tages damit verbringen, ein besserer Mensch zu werden. Jetzt weiß ich, wie weit ich noch gehen muß. Wenn du dein Leben an das meine binden möchtest, könntest du nie glücklich werden. Es würde nichts anderes für dich geben als Ungemach, und es wird auch im Laufe der Zeit nicht leichter werden. Im Gegenteil: Es würde immer schwieriger werden.« »Wenn du so sprichst, fühle ich mich dir näher denn je. Jetzt bin ich überzeugt, daß ich recht hatte. Ich habe den besten Mann gefunden, den ich hätte finden können, und wenn ich den Rest meines Lebens nach ihm gesucht hätte.«

Er sah ein, daß er alles nur noch schlimmer machte. »Es tut mir leid, aber ich kann dich nicht mitnehmen.«

»Nun, dann werde ich dir einfach folgen. Solange ich deiner Ausbildung nicht im Wege bin – was kann es da schon schaden? Du wirst nicht einmal wissen, daß ich in der Nähe bin.« Musashi wußte nicht, was er dazu sagen sollte. »Ich werde dich nicht behelligen, das verspreche ich dir.« Er schwieg.

»Dann ist es also in Ordnung, ja? Warte hier! Ich bin gleich

wieder da. Und wehe, du versuchst, dich fortzuschleichen!« Mit diesen Worten lief Otsū zum Geschäft des Korbmachers hinüber.

Musashi war versucht, gleichfalls auf der Stelle loszulaufen – allerdings in die entgegengesetzte Richtung. Doch wenn der Wille auch da war, die Füße wollten nicht.

Otsū blickte zurück und rief: »Versuche nicht, dich davonzuschleichen!« Als sie lächelte, wurden ihre Grübchen sichtbar, und Musashi nickte, ohne es zu merken. Mit dieser Geste zufrieden, verschwand sie im Laden. Wenn er entkommen wollte, dann war dies der richtige Augenblick. Sein Herz sagte ihm das, doch sein Körper war noch gebannt von Otsūs hübschen Grübchen und ihren flehenden Augen. Wie bezaubernd sie war! Kein Zweifel: Kein Mensch außer seiner Schwester liebte ihn so sehr wie sie. Und es war nicht so, daß er sie nicht gemocht hätte.

Er sah zum Himmel hinauf und blickte hinab ins Wasser, hielt sich verzweifelt am Brückengeländer fest und war völlig durcheinander. Nicht viel später trieben winzige Späne vom Geländer den Fluß hinunter. Angetan mit neuen Sandalen, hellgelben Beinschützern und einem großen, mit einem blutroten Band unterm Kinn festgebundenen Reisehut, kam Otsū wieder zum Vorschein. Nie hatte sie schöner ausgesehen. Doch Musashi war nirgends zu erblicken.

Einen Entsetzensschrei auf den Lippen, brach sie in Tränen aus. Dann fiel ihr Blick auf die Stelle des Brückengeländers, von der die Holzspäne hinuntergefallen waren. Mit der Dolchspitze eingegraben, stand dort deutlich: »Verzeih mir! Verzeih mir!«

Buch II

Wasser

Die Yoshioka-Schwertschule

Das Leben von heute, das vom Morgen nichts wissen kann ...
Im Japan des frühen siebzehnten Jahrhunderts war das Bewußtsein von der Unbeständigkeit und Vergänglichkeit des Lebens in den breitesten Bevölkerungskreisen ebenso vorhanden wie bei der Elite. Der berühmte General Oda Nobunaga, der die Voraussetzungen dafür schuf, daß Toyotomi Hideyoshi das Reich einigen konnte, hat diese Einstellung in einem kurzen Gedicht umrissen:

*Die fünfzig Jahre eines Menschenlebens
Sind nur ein Trugbild, sind ein Traum
Auf seinem Weg
Durch ewig sich Wandelndes.*

Nachdem er in einer Schlacht mit einem seiner Generale, der ihn in einem Racheanfall angriff, geschlagen wurde, nahm Nobunaga sich im Alter von achtundvierzig Jahren in Kyoto das Leben.

Rund zwei Jahrzehnte später, im Jahre sechzehnhundertfünf, waren die ständigen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Daimyōs im wesentlichen vorbei, und Tokugawa Ieyasu regierte bereits zwei Jahre als Shōgun. Die Laternen in den Straßen von Kyoto und Osaka leuchteten genauso hell, wie sie es in den besten Tagen des Ashikaga-Shōgunats getan hatten, und die allgemeine Stimmung war überwiegend unbeschwert und heiter. Doch waren nur wenige überzeugt, daß der Frieden halten würde. Über hundert Jahre Bürgerkrieg hatten das Bild geprägt, das die Menschen sich vom Leben machten, und so konnten sie die augenblickliche Ruhe nur als heikel und vorübergehend betrachten. Die Hauptstadt blühte und gedieh, und die Spannung, nicht zu wissen, wie lange all dies andauern würde, regte den Appetit der Leute auf mehr Lustbarkeiten an.

Wiewohl er die Zügel immer noch fest in der Hand hielt, hatte Ieyasu offiziell auf seinen Titel als Shōgun verzichtet und ihn auf seinen dritten Sohn, Hidetada, übertragen lassen, solange er noch stark genug war, die anderen Daimyōs zu beherrschen und den Anspruch der Familie auf die Macht zu verteidigen. Es ging das Gerücht, der neue Shōgun werde bald nach Kyoto kommen, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, doch war man sich allgemein darüber im klaren, daß eine solche Reise in den Westen mehr bedeutete als einen Höflichkeitsbesuch. Ieyasus größter potentieller Rivale, Toyotomi Hideyori, war der Sohn des Reichseinigers Hideyoshi, von General Nobunagas fähigem Nachfolger. Hideyoshi hatte sein möglichstes getan, um zu gewährleisten, daß die Macht bei den Toyotomis blieb, bis Hideyori alt genug wäre, sie auszuüben. Doch der Sieger von Sekigahara war Ieyasu. Hideyori hielt immer noch in der Burg von Osaka hof, und obwohl Ieyasu ihn nicht beseitigen ließ, sondern ihm sogar erlaubte, sich eines beträchtlichen Jahreseinkommens zu erfreuen, war er sich bewußt, daß Osaka als möglicher Sammelpunkt des Widerstandes eine große Bedrohung für ihn darstellte. Viele Feudalherren sahen das gleichfalls; sie ließen deshalb nicht erkennen, auf wen sie nun wirklich setzten, und umwarben sowohl Hideyori als auch den Shōgun. Von ersterem wurde oft gesagt, er habe genug Burgen und Gold, um jeden herrenlosen Samurai oder Rōnin im Lande anzuwerben, wenn er nur wolle.

Mutmaßungen über die politische Zukunft des Landes bildeten den Hauptteil der in Kyoto umlaufenden Gerüchte. »Früher oder später muß ein Krieg ausbrechen.« »Das ist nur eine Frage der *Zeit*.«

»Diese Straßenlaternen können von einem Tag auf den anderen wieder erlöschen.«

»Warum sich deswegen Sorgen machen? Was kommt, kommt.« »Amüsieren wir uns, solange es geht.«

Das geschäftige Nachtleben und das Aufblühen der Vergnügungsviertel waren ein sichtbarer Beweis dafür, daß ein Großteil der Bevölkerung dies tat. Zu den Vergnügungssuchenden gehörte auch eine Gruppe von Samurai, die gerade um eine Straßenecke in die Shijō-Allee einbogen. Sie waren eine lange, weiß getünchte Mauer entlanggekommen, welche zu einem eindrucksvollen, von einem imposanten Dach gekrönten Tor führte. Eine vom Alter schwarze Holztafel verkündete mit kaum leserlichen Schriftzeichen:

Yoshioka Kempō, Kyoto. Fechtlehrer der Ashikaga-Shōgun.

Die acht jungen Samurai machten den Eindruck, als hätten sie den ganzen Tag ohne Unterlaß den Schwertkampf geübt. Einige von ihnen trugen neben den üblichen Stahlschwertern auch noch Holzscheren, andere hinwieder Lanzen. Sie sahen aus wie harte Burschen, wie jene Männer eben, bei denen man als erstes ans Blutvergießen denkt, sobald es zu Kämpfen kommt. Ihre Gesichter waren hart wie Stein, ihre Augen hatten etwas Bedrohliches, als seien sie im Begriff, jeden Augenblick in einen Wutanfall auszubrechen. »Meister, wohin soll's heute abend gehen?« wollten sie lautstark wissen, als sie ihren Lehrer umringten.

»Egal wohin, nur nicht dorthin, wo wir gestern abend waren«, erwiderte er ernst.

»Warum nicht? Die Frauen dort haben sich Euretwegen fast ein Bein ausgerissen! Für uns andere hatten sie doch kaum ein Auge.«

»Vielleicht hat er recht«, warf ein anderer ein. »Warum probieren wir nicht mal was Neues aus, wo niemand den Meister und auch keinen von uns kennt?« Lärmend und durcheinanderredend schienen sie mit nichts anderem beschäftigt als mit der Frage, wohin gehen, um zu saufen und zu huren. Sie zogen weiter zu einem gut beleuchteten Gelände

am Ufer des Kamo. Jahrelang hatte das Land hier unkrautüberwuchert wie ein Symbol der Vernachlässigung in Kriegszeiten brachgelegen; doch mit dem Frieden war sein Wert tüchtig in die Höhe geschneilt. Verstreut standen schnell zusammengezimmerte Häuser herum, rote und blaßgelbe Vorhänge hingen beiseite gerafft vor Torwegen, in denen Prostituierte ihre Dienste anboten. Mädchen aus der Provinz Tamba, nachlässig weißen Reispuder im Gesicht aufgetragen, versuchten, mit Pfiffen mögliche Kunden auf sich aufmerksam zu machen; bedauernswerte Frauen, die gleichsam wie Vieh herdenweise gekauft worden waren, zupften an ihren Shamisen, gerade in Mode gekommenen Saiteninstrumenten, sangen dazu schlüpfrige Lieder und lachten untereinander.

Der Name des Meisters lautete Yoshioka Seijūrō; er war ein stattlicher Mann, der in einen geschmackvollen, dunkelbraunen Kimono gekleidet war. Bald nachdem sie den Bordellbezirk betreten hatten, warf er einen Blick zurück und sagte zu einem aus seiner Gruppe: »Tōji, geh und kauf mir einen Korbhut!«

»Wohl so einen, mit dem man sein Gesicht verbirgt?« »Ja.«

»Den braucht Ihr doch hier nicht, oder?« erwiderte Gion Tōji. »Wenn nicht, hätte ich dich nicht darum gebeten!« herrschte Seijūrō ihn ungeduldig an. »Ich hab's nicht gern, daß Leute den Sohn von Yoshioka Kempō an einem Ort wie diesem herumspazieren sehen.« Tōji lachte. »Aber mit einem solchen Hut erregt Ihr erst recht Aufmerksamkeit. Jede Frau hier weiß doch, wenn jemand sein Gesicht unterm Hut verbirgt, muß er aus einer angesehenen und wahrscheinlich wohlhabenden Familie stammen. Man wird Euch nicht in Ruhe lassen.«

Tōji zog seinen Herrn auf und schmeichelte ihm zugleich – wie immer. Jetzt drehte er sich um und befahl einem der anderen, den Hut zu holen. Er selbst blieb stehen und sah zu, wie der Mann sich einen Weg durch Laternen und Vergnügungssuchende bahnte. Als der Kauf perfekt war,

stülpte Seijūrō sich den bienenkorbähnlichen Hut über den Kopf. Nun fühlte er sich wohler. »In diesem Hut«, meinte Tōji, »seht Ihr nun endgültig wie ein eleganter Lebemann aus.« An die anderen gewandt, fuhr er indirekt mit seinen Schmeicheleien fort: »Seht, die Frauen beugen sich alle zur Tür heraus, um besser einen Blick auf ihn werfen zu können!«

Aber von Tōjis Speichelleckerei abgesehen, machte Seijūrō in der Tat eine gute Figur. Mit den beiden blitzblank polierten Schwertscheiden an der Seite strahlte er Würde und Klasse aus, wie man es vom Sohn einer wohlhabenden Familie erwarten konnte. Kein Korbhut hätte die Frauen davon abhalten können, ihn anzusprechen, während er vorbeiging.

»Heda, Hübscher! Warum versteckst du dein Gesicht unter dem albernem Hut?«

»Komm mal rüber, hierher! Laß mal sehen, was darunter steckt!« »Komm schon! Nicht so schüchtern! Schau dich doch mal hier um!« Seijūrō reagierte auf diese anzüglichen Aufforderungen, indem er versuchte, noch größer und würdevoller zu erscheinen. Es war noch nicht lange her, daß Tōji ihn zum erstenmal überredet hatte, diesem Viertel einen Besuch abzustatten, und Seijūrō war es immer noch peinlich, hier gesehen zu werden. Als ältestem Sohn des berühmten Schwertkämpfers Yoshioka Kempō hatte es ihm zwar nie an Geld gemangelt, doch war er bisher mit dieser weniger erfreulichen Seite des Lebens nie in Berührung gekommen. Die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde, ließ seinen Puls schneller schlagen. Er empfand Scham, hätte sich gern versteckt, doch als verwöhnter Sohn eines reichen Mannes war er nun einmal jemand, mit dem man angeben konnte. Die Komplimente seines Gefolges und die Koketterien der Frauen schmeichelten seinem Selbstvertrauen und wirkten wie süßes Gift.

»Schau, schau, da ist ja der Meister aus der Shijō-Allee!« rief eine der Frauen. »Warum verbergt Ihr Euer Gesicht? Ihr

könnt doch niemandem etwas vormachen!«

»Wieso weiß dieses Weib, wer ich bin?« wollte Seijūrō entrüstet von Tōji wissen und tat beleidigt.

»Das ist leicht«, sagte die Frau, ehe Tōji auch nur den Mund aufmachen konnte. »Alle Welt weiß doch, daß die Männer der Yoshioka-Schule mit Vorliebe Dunkelbraun tragen. Es wird Yoshioka-Braun genannt und ist hier sehr beliebt.«

»Schon richtig. Aber Ihr sagt ja selbst, daß es viele Leute tragen.« »Stimmt. Aber wer trägt schon das aus drei Kreisen bestehende Wappen auf dem Kimono.«

Seijūrō blickte auf seinen Ärmel. »Ich muß vorsichtiger sein«, sagte er, als ihre Hand durch das Lattenwerk griff und sich an seinem Gewand festklammerte.

»Auweh!« sagte Tōji. »Da hat er das Gesicht versteckt, aber das Wappen nicht! Er hat wohl gewollt, daß man ihn erkennt. Ich glaube, wir können es uns jetzt nicht mehr leisten, an diesem Tor vorüberzugehen.« »Mach, was immer du willst«, sagte Seijūrō mit betretenem Gesicht, »nur bring sie dazu, meinen Ärmel loszulassen!« »Laßt los, Frau!« brüllte Tōji. »Er sagt, wir kommen jetzt rein.« Die Gruppe versammelte sich unter dem Baldachin des Eingangs. Der Raum, den sie betraten, war auf geschmacklose Weise mit vulgären Bildern und kunstlosen Blumengestecken dekoriert, und Seijūrō hatte Schwierigkeiten, sich hier wohl zu fühlen. Die anderen jedoch nahmen die Schäbigkeit dieser Umgebung nicht wahr.

»Bringt den Sake!« befahl Tōji und bestellte außerdem kleine Leckereien. Nachdem das Essen aufgetragen war, rief Ueda Ryōhei, Tōjis ebenbürtiger Trainingspartner beim Fechten: »Laßt die Frauen kommen!« Sein Befehl klang ebenso schroff wie Tōjis Bestellung von Essen und Trinken. »He! Der alte Ueda sagt, die Frauen sollen kommen!« riefen die anderen im Chor und machten dabei Ryōheis Stimme nach.

»Ich hab's nicht gern, wenn man mich alt nennt«, sagte

Ryōhei mit finsterer Miene. »Es stimmt schon, ich bin länger an der Schule als irgendeiner von euch, aber ihr werdet kein graues Haar auf meinem Kopf finden.« »Wahrscheinlich färbst du es dir.«

»Wer immer das gesagt hat – er trete vor und trinke eine Schale zur Strafe!«

»Welche Umstände! Wirf sie doch her!« Eine Sakeschale segelte durch die Luft.

»Das zahl' ich dir mit gleicher Münze heim!« Eine weitere Schale sauste durch die Luft. »He, jemand soll tanzen!«

Daraufhin rief Seijūrō: »Tanz du, Ryōhei! Tanz und zeig, wie jung du bist!«

»Dazu bin ich gern bereit, Meister! Paßt auf!« Er trat in die Ecke der Veranda, band sich eine rote Jungfernschürze an den Hinterkopf, steckte eine Pflaumenblüte in den Knoten und ergriff einen Besen.

»Schaut, schaut! Er will den Tanz der Hida-Jungfrauen vorführen. Dann laß uns aber auch das Lied hören, Tōji!«

Tōji forderte alle zum Mitmachen auf, und so klopfen sie rhythmisch mit den Eßstäbchen gegen die Eßschalen, und einer schlug mit der Feuerzange an das metallene Glutbecken.

*Hinterm Bambuszaun, hinterm Bambuszaun,
hinterm Bambuszaun*

*Hab ich einen Blick erhascht, einen Blick erhascht
Auf einen langärmeligen Kimono im Schnee ...*

Nachdem die ersten Verse mit Beifall überschüttet wurden, verneigte Tōji sich und trat zurück. Wo er aufgehört hatte, setzten die Frauen ein und begleiteten sich dabei auf den Shamisen:

*Das Mädchen, das ich gestern traf,
Ist heut' nicht hier.*

Das Mädchen, mit dem ich heut' zusammen bin,

*Wird morgen nicht hiersein.
Ich weiß nicht, was das Morgen bringt.
Ich möcht' sie heute lieben.*

In einer Ecke hielt einer der Gruppe eine riesige Schale Sake hoch und sagte zu einem Kameraden: »Sag, warum zeigst du uns nicht, daß du die auf einen Zug schaffst?«

»Nein, vielen Dank!«

»Was soll das heißen, vielen Dank? Du willst ein Samurai sein und schaffst nicht mal dies hier?«

»Natürlich schaff ich es. Aber wenn ich's tue, mußt du mitmachen!« »Das ist nur recht und billig.«

Das Wetttrinken begann, beide schlürften wie Pferde am Trog, und beiden lief der Sake aus den Mundwinkeln herunter. Schon eine Stunde später fing der erste an, sich zu erbrechen, während der andere unbeweglich und mit glasigen und blutunterlaufenen Augen dasaß wie die meisten seiner Freunde.

Einer, dessen Großmäuligkeit immer schriller wurde, je mehr er trank, verkündete: »Gibt es in diesem Lande außer dem Meister noch jemand, der wahrhaft die Techniken aller Acht Kyotoer Schulen beherrscht? Falls es so einen gibt – rück – möchte ich ihn kennenlernen ... Uuups!« Ein anderer strammer Getreuer, der in der Nähe von Seijūrō saß, lachte und stammelte zwischen seinen Schluckaufs: »Er trägt so dick auf, weil der Meister hier ist. Es gibt schließlich noch andere Schwertkampfschulen außer den berühmten acht hier in Kyoto, und die Yoshioka-Schule ist nicht mehr unbedingt die größte. Allein in Kyoto gibt's noch die Schule von Toda Seigen in Kurotani und die von Ogasawara Genshinsai in Kitano. Nicht zu vergessen die von Itō Ittōsai in Shirakawa, obwohl er keine neuen Schüler mehr annimmt.«

»Und was soll so großartig an denen sein?«

»Ich meine, wir sollten uns nicht einbilden, wir seien die einzigen Schwertkämpfer auf der ganzen Welt.«

»Du Einfaltspinsel, du Schuft!« rief einer, der sich in seinem Stolz getroffen fühlte. »Stelle dich!«

»Einfach so?« erwiderte der Kritiker und erhob sich.

»Du bist ein Mitglied dieser Schule und machst Yoshioka Kempōs Kampfstil herunter?«

»Ich mache ihn nicht herunter! Ich sage ja nur, daß alles nicht mehr so ist wie früher, als Kempō die Shōgune unterrichtet hat und als der größte aller Schwertkämpfer galt. Heutzutage gibt es viel mehr Menschen, die dem Weg des Schwertes folgen, und zwar nicht nur hier in Kyoto, sondern auch in Edo, Hitachi, Echizen, den Heimatprovinzen, den Westprovinzen, auf Kyushu – überall im Land. Daß Yoshioka Kempō berühmt war, bedeutet doch nicht, daß der Meister und wir anderen die größten lebenden Schwertkämpfer sind, die es gibt. Das stimmt einfach nicht. Warum sich also was vormachen?«

»Feigling! Du tust so, als wärest du Samurai, dabei hast du Angst vor anderen Schulen!«

»Wer hat Angst vor ihnen? Ich behaupte doch nichts weiter, als daß wir uns hüten sollten, in Selbstgefälligkeit zu versinken.«

»Und wer bist du, daß du dir herausnimmst, andere zu warnen?« Mit diesen Worten versetzte der beleidigte Schüler dem anderen einen Stoß vor die Brust, der ihn umwarf. »Du willst kämpfen?« knurrte der Gefallene.

»Hrm – ich bin bereit.«

Gion Tōji und Ueda Ryōhei als die älteren legten sich ins Mittel. »Aufhören, ihr beiden!« Sie sprangen auf, trennten die zwei und bemühten sich, die aufgeregten Streithähne zu beschwichtigen. »Gebt endlich Ruhe!«

»Wir können uns doch vorstellen, was in euch vorgeht.« Die Kampfeslustigen bekamen noch ein paar Schälchen Sake

eingeflößt, und dann war plötzlich alles wieder wie zuvor. Der Großmäulige konnte sich wieder nicht genügen, sich selbst und die anderen über den grünen Klee zu loben, während der Kritiker den Arm um Ryōhei legte und tränenselig sagte: »Ich habe doch nur zum Wohle der Schule gesprochen.« Er schluchzte. »Wenn diese Lobhudelei weitergeht, wird Yoshioka Kempōs Ruhm schließlich vor die Hunde gehen. Vor die Hunde, sag' ich dir.« Seijūrō blieb als einziger einigermaßen nüchtern. Als Tōji das bemerkte, sagte er: »Euch macht es hier keinen Spaß, nicht wahr?«

»M-m. Glaubst du denn, den anderen macht es wirklich Spaß? Ich bin mir da nicht so sicher.«

»Bestimmt. Genauso stellen sie sich vor, soll es sein, wenn sie sich amüsieren wollen.«

»Ich kann das eigentlich nicht sehen – wo sie sich derart aufführen!« »Hört, warum gehen wir nicht irgendwohin, wo weniger Lärm ist? Ich habe von hier auch genug.«

Seijūrō schien erleichtert und erklärte sich rasch einverstanden. »Ich würde gern wieder dorthin gehen, wo wir gestern waren.« »Ihr meint das ›Yomogi‹?« »Ja.«

»Dort ist es viel schöner. Ich hatte eigentlich schon die ganze Zeit über gedacht, daß Ihr dorthin wollt, aber es wäre eine solche Geldverschwendung gewesen, all die Lümmel mitzunehmen. Deshalb hab' ich sie ja hierher gelotst – hier ist es nämlich billig.«

»Dann laß uns machen, daß wir wegkommen. Ryōhei kann die anderen übernehmen.«

»Tut nur so, als wolltet Ihr den Abort aufsuchen. Ich komme in ein paar Minuten nach.«

Geschickt machte Seijūrō sich aus dem Staub. Keinem fiel es auf. Nicht weit von dem Etablissement entfernt, in dem sie gewesen waren, stand eine Frau vor einem Haus. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und versuchte, eine Laterne wieder

an ihren Nagel zu hängen. Der Wind hatte die Kerze ausgeblasen, und sie hatte die Laterne abgenommen, um die Kerze wieder anzuzünden. Sie streckte den Rücken unter dem Dachüberstand, und das frischgewaschene Haar fiel ihr lose ums Gesicht. Die Haarsträhnen warfen im Licht der Laterne leicht schwankende Schattenmuster auf ihre ausgestreckten Arme. Der Duft von Pflaumenblüten umwehte die Frau. »Okō! Soll ich sie für Euch aufhängen?«

»Ach, der Meister«, sagte sie überrascht.

»Wartet einen Augenblick!« Als der junge Mann vortrat, erkannte sie, daß es Tōji war.

»Geht es so?« fragte er. »Ja, sehr schön. Vielen Dank.«

Doch Tōji sah die Laterne blinzelnd an, fand, daß sie schief hing, und hängte sie richtig. Okō wunderte sich immer wieder darüber, daß manche Männer, die es daheim rundweg ablehnten, auch nur den kleinen Finger zu rühren, hilfreich und rücksichtsvoll sein konnten, wenn sie ein Haus wie das ihre besuchten. Oft öffneten und schlossen sie die Fenster eigenhändig, holten sich selbst das Sitzkissen und kümmerten sich noch um ein Dutzend andere Kleinigkeiten, die unter ihrem eigenen Dach zu tun ihnen im Traum nicht eingefallen wäre.

Tōji, der so tat, als habe er die Verwechslung nicht wahrgenommen, ließ nun seinem Herrn den Vortritt.

Sobald Seijūrō Platz genommen hatte, sagte er: »Es ist ja so still hier!« »Ich werde die Verandatür öffnen«, erbot sich Tōji.

Unter der schmalen Veranda plätscherte das Wasser des Takase. Im Süden, hinter der kleinen Brücke in der Sanjō-Allee, erstreckten sich das ausgedehnte Gelände des Zuisenin, die dunkle Weite von Teramachi, der Tempelstadt, und ein Schilffeld. Dies alles lag in der Nähe von Kayahara, wo Toyotomi Hideyoshis Truppen die Gattin, die Konkubinen und Kinder seines Neffen, des mordgierigen Regenten Hidetsugu

erschlagen hatten, ein Gemetzel, das vielen Leuten noch frisch in Erinnerung war. Tōji wurde nervös. »Es ist immer noch zu still. Wo verstecken sich denn bloß die Frauen? Sie scheinen heute nacht keine anderen Kunden zu haben. Ich möchte mal wissen, warum Okō so lange braucht«, sagte er unruhig. »Sie hat uns noch nicht einmal Tee gebracht.« Als ihn seine Ungeduld nicht mehr stillsitzen ließ, sprang er auf, um nachzusehen, warum ihnen kein Tee gereicht wurde.

Auf der Veranda stieß er fast mit Akemi zusammen, die ein goldenes Lacktablett vor sich hertrug. Das Glöckchen an ihrem Obi klingelte, als sie rief: »Vorsicht! Sonst verschütte ich noch den Tee.«

»Wieso kommt Ihr so spät damit? Der Meister ist hier; ich dachte, Ihr mögt ihn.«

»Nun seht! Da habe ich tatsächlich Tee verschüttet. Daran seid ihr schuld. Geht, holt mir ein Tuch.« »Ha! Ganz schön frech, was? Wo ist Okō?« »Sie legt Puder und Schminke auf.« »Soll das heißen, sie ist immer noch nicht fertig damit?« »Nun, wir hatten tagsüber viel zu tun.« »Tagsüber? Wer ist denn tagsüber hier eingekehrt?« »Das geht Euch nichts an. Laßt mich bitte vorbei!«

Er trat beiseite. Akemi betrat den Raum und begrüßte den Gast. »Guten Abend. Wie reizend von Euch herzukommen.«

Seijūrō spielte den Gleichmütigen, blickte beiseite und sagte: »Ach, Ihr seid's, Akemi. Vielen Dank für gestern nacht.« Er war verlegen. Sie nahm ein Gefäß vom Tablett, das aussah wie ein Weihrauchbrenner, und schloß daran eine Pfeife mit Keramikmundstück und -kopf an. »Möchtet Ihr rauchen?« fragte sie höflich. »Ich dachte, Tabak sei seit neuestem verboten.« »Das stimmt schon; deshalb raucht aber trotzdem alle Welt.« »Nun, dann hätte ich auch gern eine Pfeife.« »Ich werde sie Euch anzünden.«

Einer hübschen kleinen Perlmutterdose entnahm sie eine

Fingerspitze Tabak, den sie mit ihren zierlichen Fingern in den Pfeifenkopf stopfte. Dann steckte sie ihm das Mundstück in den Mund. Seijūrō, der sonst nicht rauchte, ging recht unbeholfen damit um.

»Hm, bitter, nicht wahr?« sagte er. Akemi kicherte. »Wohin ist Tōji?« »Wahrscheinlich in Mutters Raum.«

»Okō scheint ihm zu gefallen. Zumindest sieht es ganz danach aus. Ich vermute, daß er manchmal auch ohne mich herkommt. Stimmt das?« Akemi würdigte ihn keiner Antwort, sondern lachte nur. »Was ist so komisch daran? Ich glaube, Eure Mutter mag ihn auch.« »Das weiß ich wirklich nicht.«

»Ach, ich bin mir dessen sogar sicher. Ganz sicher! Recht bequem eingefädelt, was? Zwei glückliche Paare: Tōji und Eure Mutter, und Ihr und ich.« Er machte ein Gesicht, als könne er kein Wässerchen trüben, und bedeckte ihre Hand, die auf ihrem Knie ruhte, mit der seinen. Spröde schob sie sie beiseite, was Seijūrō jedoch nur um so mutiger machte. Als sie Anstalten machte, sich zu erheben, legte er ihr den Arm um die schmale Taille und zog sie an sich.

»Ihr braucht nicht fortzulaufen«, sagte er. »Ich tu Euch doch nicht weh.« »Laßt mich los!« protestierte sie. »Schön, aber nur, wenn Ihr Euch wieder hinsetzt.« »Der Sake ... ich will ihn nur rasch holen.« »Ich will keinen.«

»Aber wenn ich ihn nicht bringe, wird Mutter böse.« »Eure Mutter ist irgendwo nebenan und plaudert angenehm mit Tōji.« Er versuchte, seine Wange an ihrem gesenkten Gesicht zu reiben, doch sie drehte es weg und rief aufgeregt um Hilfe. »Mutter! Mutter!« Er ließ sie los, und sie entfloh in den rückwärtigen Teil des Hauses.

Seijūrō war enttäuscht und verärgert. Er fühlte sich einsam, wollte sich aber dem Mädchen nicht mit Gewalt aufdrängen. Da er nicht wußte, was er nun anfangen sollte, erklärte er laut mit schnarrender Stimme: »Ich gehe nach Hause.« Dann

stapfte er mit einem Gesicht, das bei jedem Schritt roter anlief, den Außengang entlang.

»Meister, wohin denn? Ihr wollt doch nicht schon gehen?« Wie aus dem Nirgendwo auftauchend, lief Okō plötzlich hinter ihm her. Als sie die Arme um ihn schlang, bemerkte er, daß ihr Haar korrekt frisiert und ihre Schminke makellos war. Sie rief Tōji zur Unterstützung herbei, und gemeinsam gelang es ihnen, Seijūrō zu überreden, zurückzukehren und sich wieder hinzusetzen. Okō trug Sake auf und bemühte sich, Seijūrō aufzuheitern, dann führte Tōji Akemi wieder in den Raum. Als das Mädchen sah, was für ein langes Gesicht Seijūrō machte, bedachte sie ihn mit einem strahlenden Lächeln. »Akemi, schenk dem Meister Sake ein.« »Ja, Mutter«, sagte sie folgsam.

»Da seht Ihr, wie sie ist«, erklärte Okō. »Warum nur benimmt sie sich immer wie ein Kind?«

»Das macht ihren besonderen Reiz aus – sie ist eben jung«, sagte Tōji und schob sein Kissen näher an den Tisch heran. »Aber sie ist bereits einundzwanzig.«

»Einundzwanzig? Für so alt hätte ich sie nie gehalten. Sie ist so klein und sieht eher wie sechzehn oder siebzehn aus.«

Akemi wurde plötzlich quicklebendig wie eine Elritze und sagte: »Wirklich? Da bin ich aber froh, denn ich möchte mein Leben lang immer sechzehn bleiben. Mir ist mit sechzehn etwas Wunderbares widerfahren.« »Was denn?«

»Oh«, sagte sie und drückte die verschlungenen Hände an die Brust. »Das kann ich keinem Menschen sagen – aber es ist geschehen, als ich sechzehn war. Wißt Ihr, in welcher Provinz wir damals lebten? Das war das Jahr der Schlacht von Sekigahara.«

Mit drohendem Blick sagte Okō: »Plappermaul! Hör auf, uns mit deinem Geschwätz zu langweilen. Geh lieber und hole dein Shamisen!« Ein wenig schmollend stand Akemi auf und holte ihr Instrument. Sie fing an zu spielen und ein Lied zu singen,

wobei es ihr offensichtlich mehr darauf ankam, selbst Freude dabei zu haben, als ihre Gäste zu unterhalten.

*Wenn 's denn verhangen sein soll
Heute nacht
Laß es verhangen sein,
Den Mond sich hinter Wolken verstecken.
Ich sehe ohnehin nur durch den Schleier meiner Tränen.*

Sich unterbrechend, sagte sie: »Versteht Ihr, Tōji?« »Ich bin mir nicht sicher. Singt noch etwas weiter!«

*Selbst in finsterster Nacht
Verirre ich mich nicht.
Doch ach! Wie du mich betörst!*

»Sie ist eben doch schon einundzwanzig«, sagte Tōji.

Seijūrō, der schweigend und die Stirn in die Hand gestützt dasaß, wurde wieder lebendig und sagte: »Akemi, laßt uns eine Schale Sake zusammen trinken.«

Er reichte ihr die Schale und schenkte aus dem Sakewärmer ein. Ohne mit der Wimper zu zucken, trank sie aus und reichte ihm munter die Schale, damit auch er daraus trinke.

Ein wenig verwundert sagte Seijūrō: »Auf das Trinken versteht Ihr Euch aber!«

Nachdem er ausgetrunken hatte, bot er ihr noch eine Schale an, die sie annahm und heiter austrank. Da sie ihr offensichtlich zu klein war, nahm sie eine größere, und während der nächsten halben Stunde trank sie mit ihm Schale um Schale.

Seijūrō konnte es nicht fassen. Da saß sie, sah aus wie ein sechzehnjähriges Mädchen mit Lippen, die noch nie geküßt worden waren, und mit verschämt niedergeschlagenen Augen und trank den Sake wie ein Mann. Wo mochte das alles in dem schwächtigen Körper nur bleiben?

»Ihr könnt genauso gut jetzt Schluß machen«, sagte Okō zu Seijūrō. »Ich weiß nicht wieso, aber das Kind kann die ganze

Nacht trinken, ohne betrunken zu werden. Am besten laßt Ihr sie Shamisen spielen.« »Aber es macht Spaß!« wandte Seijūrō ein, der sich jetzt rundum wohl fühlte.

Ein sonderbarer Ton in seiner Stimme ließ Tōji fragen: »Ist auch alles in Ordnung mit Euch? Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht zuviel getrunken habt?« »Das macht nichts. Hör zu, Tōji, kann sein, daß ich heute nacht nicht heimkomme.«

»Dagegen ist nichts einzuwenden«, erwiderte Tōji. »Ihr könnt so viele Nächte außer Haus bleiben, wie Ihr wollt. Stimmt's nicht, Akemi?« Tōji zwinkerte Okō zu und führte sie dann in einen anderen Raum, wo er rasch auf sie einflüsterte. Er sagte Okō, da der Meister so glänzend gelaunt sei, werde er gewiß mit Akemi schlafen wollen, und wenn sie sich weigere, werde es bestimmt Krach geben. Da es jedoch wie immer in diesen Dingen vornehmlich um die Gefühle der Mutter gehe – mit anderen Worten: Wieviel? »Nun?« wollte Tōji unvermittelt wissen. Okō legte den Finger an ihre dickgepuderte Wange und überlegte. »Na, sagt schon«, drängte Tōji. Näher rückend, sagte er: »Es ist schließlich keine schlechte Verbindung. Er ist ein berühmter Lehrer der Schwertfechtkunst, und seine Familie hat viel Geld. Sein Vater hatte mehr Schüler als irgend jemand sonst im Land. Überdies ist er auch noch nicht verheiratet. Von welcher Seite Ihr es auch immer betrachtet, es ist ein vorzügliches Angebot.«

»Nun, der Meinung bin ich zwar auch, aber ...« »Kein Aber. Es ist abgemacht. Wir bleiben beide über Nacht.« Der Raum war unbeleuchtet, und Tōji legte Okō wie beiläufig die Hand auf die Schulter. Just in diesem Augenblick ertönte im Nebenraum großer Lärm.

»Was war das?« fragte Tōji. »Habt Ihr noch andere Kunden?« Okō nickte schweigend, hob dann ihre feuchten Lippen an sein Ohr und flüsterte: »Später.« Als sei nichts weiter geschehen, kehrten die beiden daraufhin in Seijūrōs Raum zurück, wo sie ihn allerdings allein und tief schlafend

vorfanden.

Tōji begab sich in das Nebenzimmer und streckte sich dort auf der Schlafmatte aus. Dort lag er, trommelte mit den Fingern auf das Tatami und wartete auf Okō. Doch die kam nicht. Schließlich wurden ihm die Lider schwer, und er schlummerte ein. Ziemlich spät und mit einem ärgerlichen Gesichtsausdruck wachte er am nächsten Morgen auf.

Seijūrō war schon auf und trank bereits wieder in dem Raum, der auf den Fluß hinausging. Sowohl Okō als auch Akemi sahen strahlend und heiter aus, als hätten sie die vergangene Nacht völlig vergessen. Sie waren gerade dabei, Seijūrō ein Versprechen abzubetteln. »Ihr nehmt uns also mit?«

»Na schön, gehen wir. Richtet ein paar Essenspakete und bringt etwas Sake mit!«

Sie sprachen von dem Okuni-Kabuki, das an der Shijō-Allee unten am Fluß aufgeführt wurde. Es handelte sich um eine Art Tanz zu Worten und Musik und war die große Mode in der Hauptstadt. Erfunden hatte das Kabuki eine Tempeljungfrau vom Izumo-Schrein namens Okuni, inzwischen war der Tanz aber so verbreitet, daß viele ihn nachahmten. In dem belebten Bezirk am Flußufer gab es eine ganze Reihe von Bühnen, auf denen Schauspieltruppen, ausschließlich Frauen, miteinander wetteiferten, Zuschauer anzulocken. Jede Truppe versuchte, sich durch die Miteinbeziehung regionaler Tänze und Lieder in das Repertoire etwas Unverwechselbares zu geben. Die meisten der Schauspielerinnen hatten als Frauen der Nacht angefangen; nun jedoch wurden sie aufgefordert, auch in den größten Häusern der Hauptstadt aufzutreten. Viele legten sich männliche Namen zu, trugen Männerkleidung und stellten auf der Bühne kühne Krieger dar. Seijūrō blickte unverwandt zur Tür hinaus. Unter der kleinen Brücke der Sanjō-Allee bleichten Frauen Tuch im Fluß, und über die Brücke ritten Männer hoch zu Roß.

»Sind die beiden denn immer noch nicht fertig?« erkundigte er sich gereizt. Es war bereits nach Mittag. Träge vom Sake und des Wartens müde, war er schon nicht mehr in der Stimmung, ins Kabuki zu gehen. Tōji, dem der nächtliche Mißerfolg immer noch naheging, war nicht so übersprudelnd munter wie gewohnt. »Es ist ja lustig, Frauen auszuführen«, brummelte er, »aber wie kommt es, daß ihnen gerade dann, wenn man losgehen möchte, einfällt, ihr Haar sitze nicht richtig oder ihr Obi habe sich verschoben? Welch eine Plage!«

Seijūrō war in Gedanken in seiner Schule. Er schien den Klang der Holzscheren und das Geklapper von Lanzengriffen zu hören. Was mochten seine Schüler über seine Abwesenheit sagen? Sicher schnalzte Denshichirō, sein jüngerer Bruder, mißbilligend mit der Zunge.

»Tōji«, sagte Seijūrō, »eigentlich habe ich gar keine Lust, sie ins Kabuki zu führen. Laß uns nach Hause gehen.«

»Nachdem Ihr es ihnen versprochen habt?« »Nun ja ...«

»Sie haben sich doch so gefreut. Sie wären sehr wütend, wenn wir uns jetzt verdrücken würden. Ich gehe und Sorge dafür, daß sie sich beeilen.« Auf dem Weg den Korridor entlang schaute Tōji in einen Raum, in dem Frauenkleider umherlagen. Verwundert stellte er fest, daß aber keine von beiden hier war. »Wohin mögen sie gegangen sein?« fragte er sich laut. Im Raum daneben waren sie auch nicht. Hinter diesem lag noch eine kleine, dämmerige Kammer, in die kein Sonnenlicht drang und in der es muffig nach ungelüfteten Betten roch. Als Tōji die Tür aufschob, scholl ihm ein wütendes »Wer ist denn da?« entgegen.

Tōji sprang einen Schritt zurück und spähte mit verengten Augen in das kleine Loch, das mit abgetretenen, alten Tatamis ausgelegt war und sich von dem hübschen Vorderraum unterschied wie die Nacht vom Tage. Auf den Boden hingefläzt, den Schwertgriff achtlos auf dem Bauch, lag ein

ungepflegter Samurai, dessen Kleidung und Äußeres keine Zweifel daran ließen, daß es sich um einen der Rōnin handelte, die man oft müßig durch die Straßen und Gassen der Stadt ziehen sah. Die Sohlen seiner schmutzigen Füße reckten sich Tōji entgegen. Ohne irgendwelche Anstalten zu machen aufzustehen, lag der Mann träge da.

Tōji sagte: »Oh, Verzeihung! Ich hatte keine Ahnung, daß ein Gast hier ist.«

»Ich bin kein Gast«, rief der Mann zur Decke. Er roch nach Sake, und obwohl Tōji keine Ahnung hatte, wer er sein könnte, war er sich doch sicher, daß er nichts weiter mit ihm zu tun haben wollte.

»Tut mir leid, Euch gestört zu haben«, sagte er rasch und wandte sich zum Gehen.

»Wartet! Moment mal!« rief der Mann mit rauher Stimme und raffte sich halb hoch. »Macht wenigstens die Tür hinter Euch zu!« Erschrocken von solch rüdem Ton, tat Tōji, wie ihm geheißen, und ging. Gleich darauf stand Okō an Tōjis Stelle. Sie war atemberaubend zurechtgemacht und bemühte sich augenscheinlich, auszusehen wie eine große Dame. Als gelte es, ein Kind zu beschwichtigen, sagte sie: »Was ist denn dir für eine Laus über die Leber gekrochen, Matahachi?«

Akemi, die unmittelbar hinter ihrer Mutter stand, fragte: »Warum kommst du nicht mit uns?«

»Wohin?«

»Das Okuni-Kabuki anzusehen.«

Matahachi verzog voller Abscheu den Mund. »Welcher Mann läßt sich schon gern in der Gesellschaft eines anderen sehen, der hinter seiner Frau her ist?« fragte er bitter.

Okō war zumute, als wäre ihr kaltes Wasser ins Gesicht geschüttet worden. In ihren Augen blitzte es zornig auf, und sie sagte: »Wovon redest du? Willst du etwa andeuten, zwischen

Tōji und mir wäre etwas?«

»Wer hat behauptet, da wäre etwas?« »Du hast das eben angedeutet.« Matahachi antwortete nicht. »Und so was will ein Mann sein!«

Obwohl sie ihm die Worte verächtlich an den Kopf warf, bewahrte er weiterhin sein mürrisches Schweigen.

»Du machst mich ganz krank!« zischte sie. »Immer spielst du den Eifersüchtigen – wegen nichts. Komm, Akemi, verschwenden wir nicht unsere Zeit mit diesem Verrückten!«

Matahachi griff nach ihr und packte sie beim Rock. »Wer behauptet, ich sei ein Verrückter? Was soll das heißen, so mit seinem Gatten zu reden!« Okō riß sich los. »Warum nicht?« erklärte sie boshaft. »Wenn du ein Gatte bist, warum benimmst du dich nicht wie einer? Wer, meinst du denn, füttert dich hier durch, du nutzloser Herumtreiber?« »He!«

»Du hast, seit wir die Provinz Omi verlassen haben, so gut wie nichts verdient. Du hast einfach von dem gelebt, was ich eingenommen habe, hast meinen Sake getrunken und dich herumgetrieben. Worüber beschwerst du dich eigentlich?«

»Ich habe dir gesagt, ich gehe und suche mir Arbeit. Ich habe dir gesagt, ich schleppe sogar Steine für die Burgwälle. Aber das war dir ja nicht gut genug! Du sagst, du kannst dies nicht essen und jenes nicht tragen, kannst nicht in einem schmutzigen, kleinen Haus wohnen – wie soll man alles aufzählen, womit du dich nicht abfinden kannst! Statt mich einer anständigen Arbeit nachgehen zu lassen, mußt du dieses Teehaus eröffnen. Hör auf damit, sag' ich dir, mach Schluß!« rief er laut und fing an zu zittern. »Womit soll ich aufhören?« »Mit diesem Teehaus hier.«

»Und wenn ich es tue, wovon sollen wir morgen leben?« »Ich kann genug verdienen, daß wir davon leben können, und wenn ich Felsbrocken schleppen muß. Ich könnte schon für uns drei sorgen.« »Wenn du so wild drauf bist, Felsen zu schleppen

oder Holz zu sägen, warum gehst du nicht einfach fort? Geh doch, verdinge dich als Tagelöhner! Aber wenn du das tust, dann kannst du getrost allein für dich leben. Das Schlimme mit dir ist, daß du als Bauerntölpel geboren wurdest und immer einer bleiben wirst. Du hättest in Mimasaka bleiben sollen! Glaub mir, ich bitte dich nicht zu bleiben. Du kannst jederzeit gehen, wenn dir danach ist.«

Matahachi bemühte sich, die Tränen zurückzuhalten, die ihm die Wut in die Augen trieb. Okō und Akemi aber kehrten ihm den Rücken. Auch nachdem sie schon fort waren, stand er noch da und starrte die Tür an. Als Okō ihn in ihrem Haus in der Nähe des Ibuki versteckte, hatte er geglaubt, von Glück sagen zu können, jemanden gefunden zu haben, der ihn liebte und für ihn sorgte. Nun jedoch fand er, er hätte sich ebensogut vom Feind gefangennehmen lassen können. Was war besser? Gefangener zu sein, oder Hätschelkind einer launischen Witwe und aufzuhören, ein richtiger Mann zu sein? War es schlimmer, im Kerker zu schmachten, oder hier im Dunkeln zu leiden und ständig Zielscheibe der Verachtung dieses zänkischen Weibes zu sein? Er hatte große Pläne für die Zukunft gehabt, und nun hatte er sich damit abgefunden, daß diese Schlampe mit ihrem gepuderten Gesicht und ihrer Geilheit ihn auf ihr Niveau herunterzog.

»Diese Hexe!« Matahachi zitterte vor Zorn. »Diese verfluchte Hexe!« Tränen stiegen ihm in die Augen, und er weinte aus tiefstem Herzen. Warum, ach warum nur war er nicht nach Miyamoto heimgekehrt? Warum war er nicht zu Otsū zurückgekehrt? Seine Mutter lebte in Miyamoto, desgleichen seine Schwester und ihr Mann und Onkel Gon. Und alle waren so gut zu ihm gewesen.

Heute würde die Glocke des Shippōji läuten, oder? So wie sie jeden Tag läutete. Und der Aida würde wie immer vorüberfließen, Blumen würden am Ufer blühen und die Vögel zwitschernd das Nahen des Frühlings verkünden.

»Was für ein Narr ich doch bin! Was für ein verrückter, dummer Narr!« Matahachi bearbeitete seinen Kopf mit den Fäusten.

Draußen schlenderten Mutter, Tochter und die zwei Gäste, welche die Nacht über geblieben waren, fröhlich plaudernd die Straße hinunter. »Es ist schon wie im Frühling.«

»Das wird auch Zeit. Wir sind schließlich bereits im dritten Mond.« »Es heißt, der Shōgun wird bald in die Hauptstadt kommen. Und wenn er das tut, werdet Ihr beiden Damen einen Haufen Geld verdienen, was?« »O nein, das tun wir bestimmt nicht.«

»Wieso denn nicht? Sind die Samurai aus Edo denn nicht zum Spielen aufgelegt?«

»Die sind mir viel zu ungeschliffen.«

»Mutter, ist das nicht die Musik vom Kabuki? Ich höre Glöckchen. Und eine Flöte.«

»Schaut Euch das Kind an! So ist sie immer. Sie glaubt, sie ist schon im Theater.«

»Aber ich höre es wirklich, Mutter.« »Ach, laß schon! Trag dem Meister seinen Hut.«

Die Schritte und die Stimmen waren im »Yomogi« nicht mehr zu hören. Matahachi, die Augen immer noch zorngerötet, warf verstohlen den glücklichen vieren einen Blick durchs Fenster nach. Was er sah, war für ihn so demütigend, daß er wieder auf die Tatami in der dunklen Kammer plumpste und sich verfluchte.

»Was machst du hier? Besitzt du keinen Stolz mehr? Wie kannst du nur zulassen, daß alles so weitergeht? Idiot! Tu was!« Diese Ansprache richtete er laut an sich selbst, denn die Wut auf Okō wurde noch übertroffen von dem Abscheu vor seiner eigenen erbärmlichen Schwäche.

Sie hat gesagt, hau ab! Nun, dann hau doch ab! ging er mit

sich selbst zu Rate. Es gibt überhaupt keinen Grund, zähneknirschend hier herumzusitzen. Du bist erst zweiundzwanzig. Du bist immer noch jung. Mach, daß du hier rauskommst und selbst etwas auf die Beine stellst!

Ihm war, als könne er keine einzige Minute länger in diesem leeren, schweigenden Haus bleiben; und doch, aus irgendeinem Grund konnte er auch nicht fortgehen. Der Kopf tat ihm weh, so wirr ging es darin zu. Und langsam ging ihm auf, daß er durch die Art und Weise, wie er die letzten Jahre gelebt hatte, die Fähigkeit verloren hatte, klar zu denken. Wie hatte er das nur ertragen können? Seine Frau brachte die Nächte damit zu, andere Männer zu unterhalten und ihnen jene Reize zu verkaufen, die sie einst ihm in solchem Übermaß hatte zuteil werden lassen. Er konnte nachts nicht schlafen, und tagsüber war er viel zu niedergeschlagen, um auszugehen. Saß er dann hier in diesem dunklen Loch und brütete über seinem Schicksal, blieb ihm nichts, als zu trinken.

Und das alles, dachte er, für diese alternde Hure!

Er war entsetzt über sich selbst. Er wußte, die einzige Möglichkeit, sich aus dieser verzweifelten Lage zu befreien, bestand darin, die ganze häßliche Angelegenheit mit einem tüchtigen Tritt abzuschütteln und zu den Idealen seiner Jugend zurückzukehren. Er mußte zu jener Einstellung zurückfinden, die er verloren hatte. Und doch ... und doch ...

Irgendwelche geheimnisvollen Bande hielten ihn zurück. Was für ein böser Zauber war es, der ihn nicht entkommen ließ? War diese Frau ein verkleideter Dämon? Da zeterte und schimpfte sie mit ihm, sagte ihm, er solle doch gehen, schwor, er bringe ihr nichts weiter als Unannehmlichkeiten, und dann, mitten in der Nacht, zerfloß sie wie Honig und sagte, alles sei nur ein Witz gewesen, und in Wirklichkeit habe sie das gar nicht so gemeint. Und wenn sie auch schon an die Vierzig zählte, da waren diese Lippen, diese leuchtendroten Lippen, die so reizvoll waren wie die ihrer Tochter. Das jedoch war nicht

alles. Ging man der Sache wirklich auf den Grund, so brachte Matahachi einfach nicht den Mut auf, vor Okō und Akemi als schuftender Tagelöhner zu erscheinen. Er war bequem und weich geworden. Dieser in Seide gekleidete junge Mann, der mit geschlossenen Augen Nara-Sake von dem hiesigen Gebräu unterscheiden konnte, hatte kaum noch etwas mit dem schlichten, ungeschliffenen Matahachi gemeinsam, der in der Ebene von Sekigahara mitgekämpft hatte. Das Schlimmste aber war, daß dieses merkwürdige Zusammenleben mit einer älteren Frau ihn seiner Jugendlichkeit beraubt hatte. Den Jahren nach war er zwar jung, doch im Geiste war er liederlich und gehässig, träge und leicht reizbar wie ein alter Mann. »Und doch tu ich's!« schwor er sich laut. »Ich haue auf der Stelle ab.« Mit diesen Worten versetzte er sich einen letzten wütenden Schlag auf den Kopf, sprang auf und rief: »Ich werde dies Haus noch heute verlassen!« Als er seiner eigenen Stimme nachlauschte, wurde ihm unversehens klar, daß niemand da war, ihn zurückzuhalten, nichts, was ihn tatsächlich an dies Haus gebunden hätte. Das einzige, was wirklich ihm gehörte und was er nicht zurücklassen konnte, war sein Schwert, das er rasch in seinen Obi steckte. Sich auf die Lippen beißend, sagte er trotzig: »Schließlich bin ich ein Mann!«

Er hätte zur Vordertür hinausmarschieren und sein Schwert schwenken können wie ein siegreicher General, doch aus Gewohnheit schlüpfte er in seine schmutzigen Sandalen und verließ das Haus durch die Küchentür. So weit, so gut! Er war draußen! Doch was jetzt? Seine Füße blieben stehen. Regungslos stand er in der erfrischenden Vorfrühlingsbrise. Nicht das blendende Licht hinderte ihn weiterzugehen, die Frage war vielmehr: Wohin wollte er eigentlich?

In diesem Augenblick kam es Matahachi vor, als sei die Welt ein riesiges aufgewühltes Meer, in dem es nichts gab, woran er sich hätte festklammern können. Abgesehen von Kyoto kannte er nur das Leben in seinem Heimatdorf und eine

Schlacht, an der er teilgenommen hatte. Als er verwirrt über seine Lage nachdachte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn zurückwetzen ließ ins Haus wie einen jungen Hund.

Ich brauche Geld, sagte er sich. Ich brauche ganz bestimmt etwas Geld. Matahachi begab sich flugs in Okōs Zimmer, wo er ihre Salbendöschen und Puderschächtelchen, ihren Spiegelständer, ihre Kommode und alles sonst durchwühlte, was ihm einfiel. Er stellte das ganze Haus auf den Kopf, fand jedoch keinen Sen. Selbstverständlich hätte ihm von vornherein klar sein müssen, daß Okō nicht die Frau war, die für solche Fälle keine Vorsichtsmaßnahmen ergriff.

Enttäuscht ließ Matahachi sich auf die Kleider fallen, die noch überall umherlagen. Okōs Duft wallte wie ein dichter Nebel um ihr rotes Untergewand, ihren Nishijin-Obi und ihren momoyamafarbenen Kimono. Jetzt, überlegte er, saß sie bestimmt im Freilichttheater unten am Fluß und genoß, Tōji zur Seite, die Kabuki-Tänze. Er sah sie förmlich vor sich: ihre weiße Haut und ihr herausforderndes, kokettes Gesicht.

»Elende Schlampe!« schrie er. Bittere, ja mörderische Gedanken schienen geradewegs aus seinen Eingeweiden aufzusteigen.

Dann – wie aus heiterem Himmel – tauchte eine schmerzliche Erinnerung an Otsū in ihm auf. Im Lauf der vielen Tage und der langen Monate, die er nun von ihr getrennt war, hatte er zumindest begriffen, wie rein und wie hingebungsvoll dieses Mädchen war, das versprochen hatte, auf ihn zu warten. Mit Freuden wäre er vor sie hingekniet und hätte flehentlich die Hände erhoben, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, daß sie ihm jemals verzieh. Er hatte mit Otsū gebrochen und sie auf eine Art und Weise sitzenlassen, die es ihm unmöglich machte, ihr je wieder unter die Augen zu treten. Und das alles für diese Frau! dachte er trübselig. Jetzt, wo es ohnedies zu spät war, stand alles klar vor seinen Augen: Er hätte Okō nie wissen lassen dürfen, daß es Otsū gab. Als Okō

zum erstenmal von dem Mädchen hörte, hatte sie ein kleines Lächeln aufgesetzt und so getan, als habe sie nicht im geringsten etwas dagegen; dabei wurde sie von Eifersucht verzehrt. Später, wenn sie sich stritten, brachte sie jedesmal dies Thema aufs Tapet, und schließlich bestand sie darauf, daß er jenen Brief schrieb und die Verlobung löste. Und als er nachgab und dies tat, hatte sie dreist eine Nachricht in ihrer eigenen, unverkennbar weiblichen Handschrift beigefügt und die Herzlosigkeit besessen, die Botschaft durch einen fremden Boten überbringen zu lassen.

Was muß Otsū von mir denken? stöhnte Matahachi voller Gram. Ihr mädchenhaft-unschuldiges Gesicht stand ihm vor Augen: ein Gesicht voller Vorwürfe. Wieder sah er die Berge und den Fluß in Miyamoto. Er wollte seiner Mutter etwas zurufen, seinen Verwandten. Wie gut sie gewesen waren. Selbst die Ackerkrume wollte ihm jetzt warm und tröstlich vorkommen. Ich kann nie mehr nach Hause zurück, dachte er. All das habe ich mir verscherzt, und das alles nur wegen dieser ... Auf's neue völlig außer sich, stülpte er Okōs Kimonotruhe um, zerriß und zerfetzte die Kleider und verstreute die Streifen und Fetzen im ganzen Haus.

Langsam wurde ihm bewußt, daß jemand von der Vordertür her nach ihm rief.

»Verzeiht«, ließ sich die Stimme vernehmen, »ich komme von der Yoshioka-Schule. Sind der Meister und Tōji hier?«
»Woher soll ich das wissen?« sagte Matahachi barsch.

»Sie müssen hiersein! Ich weiß, es ist ungehörig, sie zu stören, wo sie sich doch amüsieren wollen, nur – es ist etwas furchtbar Wichtiges geschehen, und der gute Name der Familie Yoshioka steht auf dem Spiel.« »Macht, daß Ihr fortkommt! Laßt mich in Ruhe!«

»Bitte, kann ich nicht wenigstens eine Nachricht hinterlassen? Richtet ihnen aus, ein Schwertkämpfer namens

Miyamoto Musashi habe in der Schule angeklopft und – nun ja – keiner von unseren Leuten könne ihn besiegen. Er wartet auf die Rückkehr des Meisters, weigert sich zu gehen, ehe er nicht Gelegenheit bekommen hat, ihm gegenüberzutreten. Bitte, sagt ihnen, sie sollen sich beeilen und in die Schule kommen!«
»Miyamoto? Miyamoto?«

Das Glücksrad

Für die Yoshioka-Schule war es ein Tag der Schande, der niemals vergessen werden sollte. Nie zuvor hatte diese berühmte und angesehene Stätte der Schwertfechtkunst eine solch schwere Demütigung einstecken müssen. Die leidenschaftlichen Anhänger der Schule saßen verzweifelt herum und ließen die Köpfe hängen; ihre weißen Knöchel und ihre langen Gesichter spiegelten Kummer und Qual. Die meisten hielten sich in dem mit einem Holzfußboden ausgestatteten Vorraum auf; kleinere Gruppen zogen sich in die Nebenräume zurück. Es dämmerte bereits, und für gewöhnlich hätten sich alle um diese Zeit aufgemacht, nach Hause zu gehen oder irgendwo etwas zu trinken. Doch heute machte keiner Anstalten zu gehen. Das an ein Begräbnis erinnernde Schweigen wurde nur gelegentlich vom Klappern der Eingangstür unterbrochen. »Ist er das?«

»Ist der Meister zurück?«

»Nein, noch nicht«, stöhnte zum wiederholten Male ein Mann, der den halben Nachmittag untröstlich an einer der Säulen am Eingang gelehnt hatte. Nach jeder abschlägigen Antwort versanken die Männer tiefer in Trübsal. Verzweifelter Zungenschnalzen ließ sich vernehmen, und in so manchem Auge schimmerten traurige Tränen.

Der Arzt, der aus einem der Hinterzimmer heraustrat, sagte

zu dem Mann am Eingang: »Ich habe gehört, Seijūrō ist nicht da. Wißt Ihr nicht, wo er ist?«

»Nein. Aber er wird gesucht. Wahrscheinlich ist er bald zurück.« Der Arzt brummelte etwas Unverständliches und ging. Draußen vor der Schule schien die Flamme der Kerze, die auf dem Altar des Hachiman-Schreins brannte, von einer unheimlichen Aureole umgeben zu sein.

Der Gründer und erste Vorsteher der Schule, Yoshioka Kempō, war – daran zweifelte niemand – ein weit bedeutenderer Mann gewesen als Seijūrō oder sein jüngerer Bruder. Kempō hatte ursprünglich als einfacher Handwerker, als Tuchfärber, angefangen. Durch die unendliche Wiederholung immer derselben Bewegungen und Rhythmen beim Tuchfärben war er auf eine neue Art des Umgangs mit dem Kurzsword gekommen. Nachdem er von einem der geschicktesten aller Kriegerpriester in Kurama die Handhabung der Hellebarde erlernt und danach die berühmten Acht Kyotoer Stilarten der Schwertfechtkunst studiert hatte, entwickelte er einen Stil ganz eigener Prägung. Seine Kurzswordtechnik wurde später von den Ashikaga-Shōgunen übernommen und er zu ihrem offiziellen Lehrmeister ernannt. Kempō war ein großer Meister gewesen, ein Mann, dessen Weisheit seiner Geschicklichkeit in keiner Weise nachstand.

Seine Söhne Seijūrō und Denshichirō hatten zwar eine ebenso harte Ausbildung genossen wie ihr Vater, doch daß sie seinen beträchtlichen Reichtum und seinen Ruhm einfach erben konnten, war nach Meinung nicht weniger die Ursache all ihrer Schwächen. Seijūrō wurde zwar aus Gewohnheit mit »Meister« angeredet, doch hatte er nie jenes hohe Können im Umgang mit der Waffe erworben, das die große Anhängerschar gerechtfertigt hätte. Die Schüler kamen zu ihm, weil der Yoshioka-Kampfstil unter Kempō so berühmt geworden war, daß bereits die Tatsache, Mitglied dieser Schule zu sein, genügte, um in der Gesellschaft als bedeutender Kriegermann

zu gelten.

Seit dem Sturz des Ashikaga-Shōgunats vor drei Jahrzehnten erhielt das Haus Yoshioka keine offiziellen Zuwendungen mehr, doch hatte die Familie zu Lebzeiten des genügsamen Kempō im Lauf der Jahre beträchtlichen Reichtum angesammelt. Darüber hinaus besaß sie auch noch das große Gebäude an der Shijō-Allee, und die Schule hatte mehr Schüler als jede andere in Kyoto, der weitaus größten Stadt im Lande. In Wahrheit jedoch stand die Yoshioka-Schule nur dem äußeren Anschein nach an der Spitze jener Stätten, die sich der Vervollkommenung der Schwertfechtkunst verschrieben hatten.

Die Welt außerhalb ihrer imposanten weißen Mauern hatte sich stärker verändert, als den meisten Menschen dahinter klar war. Seit Jahren hatten sie kaum etwas anderes getan, als sich in Großmäuligkeit geübt, dem Müßiggang hingegeben und amüsiert; die Wirklichkeit hatte sie dabei überholt. Die schmachvolle Niederlage, die dieser unbekannte Schwertkämpfer vom Lande der Schule beigebracht hatte, öffnete ihren Mitgliedern nun schmerzlich die Augen.

Kurz vor der Mittagsstunde war einer der Diener in den Dōjō gekommen und hatte berichtet, ein Mann, der sich Musashi nenne, stehe an der Tür und begehre, eingelassen zu werden. Auf die Frage, um was für einen Burschen es sich denn handle, erwiderte der Diener, es sei ein Rōnin aus Miyamoto in der Provinz Mimasaka, ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt, etwa sechs Fuß groß und dem Anschein nach nicht besonders helle. Das seit mindestens einem Jahr ungekämmte Haar trage er hinten mit einem rötlichen Lappen zusammengebunden; seine Kleidung sei zu verdreckt, als daß man genau sagen könne, ob sie schwarz oder braun, einfarbig oder gemustert sei. Der Diener erklärte außerdem, er könne sich zwar irren, doch meine er, dieser Mann verströme einen unangenehmen Geruch. Auf dem Rücken trage er einen jener geflochtenen Ledersäcke, welche die Leute »Schultaschen der Krieger« nennen, was

vermutlich bedeute, daß es sich um einen Shugyōsha handle, also einen jener heutzutage so zahlreichen Samurai, die durchs Land zögen und jeden Augenblick ihres Daseins dem Studium der Schwertfechtkunst widmeten. Im großen und ganzen jedenfalls meinte der Diener, sei dieser Musashi in der Yoshioka-Schule offensichtlich fehl am Platz; er gehöre schlichtweg nicht hierher.

Hätte der Mann einfach um eine Mahlzeit gebeten, wäre das weiter kein Problem gewesen. Doch als die Gruppe hörte, der Eindringling vom Lande sei ans Haupttor gekommen, um den berühmten Yoshioka Seijūrō zu einer Runde herauszufordern, brachen sie in schallendes Gelächter aus. Einige waren dafür, ihn ohne weitere Umstände fortzuschicken, andere wiederum meinten, man sollte erst einmal herausfinden, in welchem Stil er kämpfe und wer sein Lehrer gewesen sei.

Der Diener, den der Vorfall genauso amüsierte wie die anderen, ging und kam mit der Nachricht zurück, dieser Musashi habe als Knabe das Fechten mit dem Stock von seinem Vater gelernt; später habe er dann im Dorf durchziehenden Samurai alles Nötige abgeguckt. Mit siebzehn sei er von zu Hause fort, und dann habe er sich drei Jahre »aus Gründen, die nur ihn selbst etwas angingen«, ganz in gelehrte Studien vergraben. Zuvor sei er ein Jahr allein in den Bergen gewesen, wo nur die Bäume und Berggeister seine Lehrmeister waren. Was jedoch seine Zukunft betreffe, so hoffe er, der Lehren von Kiichi Hōgen teilhaftig zu werden, das Wesen der Acht Kyotoer Schwertkampfstile zu erkunden und dem großen Yoshioka Kempō nachzueifern, indem er einen völlig eigenständigen Stil entwickle, den er, wie er bereits beschlossen habe, den Miyamoto-Stil zu nennen gedenke. Trotz seiner Mängel und Schwächen sei dies das Ziel, das zu erreichen er mit Herz und Seele sich bemühe.

Diese Antwort sei aufrichtig und unbefangen gewesen, räumte der Diener ein, nur habe der Mann eine Aussprache wie

ein Klotz vom Lande, und er stottere überdies bei fast jedem Wort. Um das zu verdeutlichen, bot der Diener seinen Zuhörern eine Kostprobe dieser Sprechweise, die ihnen Stürme der Heiterkeit entlockte.

Der Mann konnte nicht ganz bei Trost sein. Zu behaupten, sein Ziel sei es, einen eigenen Stil zu schaffen, war doch heller Wahnsinn! Um dem Bauernlummel ein Licht aufzusetzen, schickten die Schüler den Diener nochmals hinaus, um zu fragen, ob der Besucher bereits jemanden bestimmt habe, der nach dem Waffengang seine Leiche fortschaffen könne. Daraufhin erwiderte Musashi: »Falls ich wirklich getötet werde, macht es keinen Unterschied, ob Ihr meine Leiche am Berg Toribe loswerdet oder zusammen mit dem Abfall in den Kamo werft. Egal wie, ich werde Euch daraus keinen Vorwurf machen.«

Diesmal, so betonte der zurückgekehrte Diener, habe er sehr klar geantwortet, nichts habe an die unbeholfene Sprechweise von zuvor erinnert. Nach einigem Zögern sagte jemand: »Laß ihn eintreten!« So also hatte es angefangen, denn die Schüler dachten, sie könnten den Neuling in Stücke hacken und ihn dann einfach fortwerfen. Schon in der ersten Runde jedoch zog der Meisterschüler den kürzeren. Der Arm war ihm glatt durchgeschlagen worden. Seine Hand hing nur noch mit einem Stück Haut am Unterarm. Darauf stellte sich einer nach dem anderen der Herausforderung des Fremden, und einer nach dem anderen ging unrühmlich zu Boden. Eine ganze Reihe war ernsthaft verletzt, und Musashis Holzsword troff von Blut. Nach mehreren schmachvollen Niederlagen wurde die Stimmung unter den Schülern mörderisch; und wenn es den letzten Mann kostete, sie wollten nicht zulassen, daß dieser barbarische Wahnsinnige lebend davonkam und die Ehre der Yoshioka-Schule besudelte.

Schließlich beendete Musashi selbst das Blutvergießen. Da seine Herausforderung angenommen worden war, hatte er der

Verletzten wegen keinerlei Gewissensbisse, doch nun erklärte er: »Es hat keinen Sinn weiterzumachen, bis nicht Seijūrō zurück ist«, und er weigerte sich weiterzukämpfen. Da den anderen nichts anderes übrigblieb, geleiteten sie ihn auf seine Bitte hin in einen Raum, wo er warten konnte. Erst jetzt kam einer der Schüler zur Vernunft und schickte nach einem Arzt.

Kurz nachdem dieser wieder gegangen war, schrie in einem rückwärtigen Raum jemand laut die Namen zweier Verwundeter hinaus. An die zwölf Schüler liefen herbei und scharten sich fassungslos und wie benommen, aschgrau im Gesicht und mit hechelndem Atem um die beiden Samurai. Sie waren tot.

Da durcheilten rasche Schritte den Dōjō und näherten sich dem Todeszimmer. Die Schüler machten Seijūrō und Tōji Platz. Beide waren blaß, als ob sie gerade aus einem eisigen Wasserfall kämen.

»Was geht hier vor?« fragte Tōji herrisch. »Was hat das alles zu bedeuten?« Sein Ton war barsch wie gewohnt.

Ein Samurai, der mit ingrimmig-verbissenem Gesicht neben dem Kissen seines toten Kameraden kniete, richtete die Augen anklagend auf Tōji und sagte: »Du bist es, der erklären sollte, was los ist. Schließlich bist du mit dem Meister auf Zechtour gegangen! Nun, diesmal seid ihr zu weit gegangen!« »Gib acht, was du sagst, sonst schneide ich dir die Zunge heraus!« »Als Meister Kempō noch lebte, ist kein Tag vergangen, an dem er nicht im Dōjō war.«

»Na und? Unser Meister mußte ein bißchen aufgeheitert werden, und da sind wir ins Kabuki gegangen. Was hat das zu bedeuten, daß du die Stirn hast, in seiner Gegenwart so mit mir zu reden? Für wen hältst du dich eigentlich?«

»Muß er die ganze Nacht fortbleiben, um eine Kabukivorstellung zu sehen? Meister Kempō wird sich im Grab umdrehen!« »Jetzt reicht's!« schrie Tōji und warf sich

auf den Mann. Während einige sich daran machten, die beiden Streithähne zu trennen und zu beruhigen, ließ sich über dem allgemeinen Lärm hinweg eine schmerzverzerrte Stimme vernehmen: »Wenn der Meister zurück ist, hört endlich auf zu raufen! Ihm obliegt es, die Ehre der Schule wiederherzustellen. Dieser Rōnin darf hier nicht lebend raus.«

Einige Verwundete schrien und hämmerten mit den Fäusten auf den Boden. Ihre Erregung war ein beredter Tadel für all jene, die sich noch nicht mit Musashis Schwert gemessen hatten.

Für die Samurai jener Tage war das Wichtigste in der Welt die Ehre, und innerhalb ihrer eigenen Klasse wetteiferten sie buchstäblich miteinander, wer der erste sei, der für sie sterben dürfe. Die Regierung war lange Zeit mit ihren Kriegen viel zu beschäftigt gewesen, um ein passendes Verwaltungssystem für ein Land im Frieden auszuarbeiten, und selbst Kyoto wurde nur mit Hilfe einer Handvoll provisorischer Anordnungen regiert. Der Nachdruck jedoch, den die Klasse der Samurai auf die persönliche Ehre legte, färbte auf Bauern wie Städter ab und spielte bei der Bewahrung des Friedens eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das allgemeine Einvernehmen darüber, was als ehrenhaft galt und was nicht, ermöglichte es den Menschen, trotz unzureichender Gesetze miteinander auszukommen.

Die Männer der Yoshioka-Schule mochten nicht sehr gebildet sein, doch handelte es sich keineswegs um einen verlotterten Haufen. Als sie nach dem ersten Schrecken angesichts der Niederlage wieder anfangen, sie selbst zu sein, war das erste, woran sie dachten, die Ehre: die Ehre ihrer Schule, die Ehre ihres Herrn und Meisters, ihre ganz persönliche Ehre. Alle persönlichen Feindseligkeiten vergessend, scharte sich eine große Schar um Seijūrō, um zu besprechen, was zu tun sei. Unseligerweise war Seijūrō ausgerechnet an diesem Tag bar jeden Kampfgeists. In diesem

Augenblick, da er sich selbst hätte übertreffen müssen, hatte er Katzenjammer, war er schwach und ausgepumpt.

»Wo ist der Mann?« wollte er wissen, schob den Kimonoärmel hoch und band ihn mit einem Lederriemen fest.

»In dem kleinen Raum neben der Empfangshalle«, sagte ein Schüler und deutete über den Garten hinweg.

»Ruft ihn her!« befahl Seijūrō. Sein Mund war ob der Anspannung pergamenttrocken. Er setzte sich auf den Platz des Meisters, eine kleine erhobene Plattform, und erwartete Musashis Begrüßung. Von den Holzschwertern, die ihm seine Jünger hinhielten, wählte er eines aus und hielt es kerzengerade in die Höhe.

Drei oder vier Mann wollten den Befehl, Musashi zu holen, ausführen und schickten sich an, den Raum zu verlassen. Doch Tōji und Ryōhei sagten, sie sollten warten.

Außerhalb von Seijūrōs Hörweite entspann sich dann ein ausgiebiges Getuschel. Die gedämpften Beratungen konzentrierten sich auf Tōji und andere langjährige Schüler. Es dauerte nicht lange, und auch Familienangehörige sowie Lehnsleute nahmen daran teil; schließlich waren ihrer so viele, daß die Versammlung sich in zwei Gruppen spaltete. Wiewohl erhitzt geführt, wurde der Streit in vergleichsweise kurzer Zeit beigelegt.

Die Mehrheit, die nicht nur um das Schicksal der Schwertschule bangte, sondern sich voller Unbehagen auch Seijūrōs mangelnder Befähigung als Kämpfer bewußt war, kam zu dem Schluß, daß es unklug wäre, ihn hier und jetzt Musashi allein gegenübertreten zu lassen. Sollte Seijūrō verlieren, würde die Krise der Schule sich als äußerst schwerwiegend erweisen, zumal es zwei Tote und etliche Schwerverletzte gegeben hatte. Das Risiko war einfach zu groß.

Unausgesprochen waren die meisten der Meinung, daß man weniger Grund zur Aufregung gehabt hätte, wenn Denshichirō

dagewesen wäre. Man glaubte ohnedies allgemein, Denshichirō wäre besser geeignet gewesen, seines Vaters Werk fortzuführen; aber da er nun einmal der Zweitgeborene war und keine ernsthaften Pflichten zu erfüllen hatte, war ein außerordentlich unbekümmerter und leichtlebiger Bursche aus ihm geworden. Heute morgen hatte er das Haus verlassen, um mit Freunden nach Ise zu reisen, und sich nicht einmal die Mühe gemacht zu sagen, wann er zurückkehre. Tōji ging zu Seijūrō und sagte: »Wir haben uns da etwas überlegt.« Während Seijūrō dem flüsternd vorgetragenen Bericht folgte, spiegelte sein Gesicht immer mehr Verachtung, bis er schließlich in kaum verhohlener Empörung sagte: »Ihn in eine Falle locken?«

Tōji versuchte, Seijūrō mit Blicken zum Schweigen zu bringen, doch der Meister ließ sich nicht den Mund verbieten. »Mit so etwas kann ich mich unmöglich einverstanden erklären! Das wäre feige. Was, wenn herauskommt, die Yoshioka-Schule habe vor einem unbekannten Kämpfer solche Angst, daß sie ihn in einen Hinterhalt lockt?« »Beruhigt Euch!« bat Tōji. Doch Seijūrō fuhr fort, sich zu ereifern.

»Überlaßt uns das! Das machen wir schon«, beschwichtigte ihn Tōji. Auch davon wollte Seijūrō nichts wissen. »Glaubst du etwa, ich, Yoshioka Seijūrō, würde gegen diesen Musashi oder wie er heißt verlieren?« »O nein, keineswegs«, log Tōji. »Wir sehen nur nicht, wie Ihr irgendwelche Ehre damit einlegen wollt, daß Ihr ihn besiegt. Ihr seid viel zu erhaben, als daß Ihr Euch mit einem frechen Landstreicher schlagen müßtet. Im übrigen spricht nichts dafür, daß irgendein Mensch außerhalb dieses Hauses etwas davon erfahren wird, meint Ihr nicht auch? Wichtig ist nur eines: Ihn nicht lebendig entkommen zu lassen.«

Während die beiden stritten, verringerte sich die Zahl der in der Halle Anwesenden um mehr als die Hälfte. Wie auf Katzenpfoten verschwanden sie im Garten nahe der Hintertür

und der inneren Gemächer, und bald waren sie eins mit der Dunkelheit.

»Meister, wir können es nicht länger hinausschieben«, sagte Tōji entschlossen und blies die Lampe aus. Dann lockerte er das Schwert in der Scheide und raffte die Kimonoärmel.

Seijūrō blieb sitzen. Auch wenn es ihn bis zu einem gewissen Grade erleichterte, nicht gegen den Fremden antreten zu müssen, war er doch keineswegs glücklich. Denn so, wie er die Dinge sah, hatten seine Schüler nach allem, was vorgefallen war, eine recht geringe Meinung von seinem Können. Er dachte daran, wie sträflich er seit dem Tod seines Vaters die Übungen vernachlässigt hatte, und diese Einsicht machte ihn ganz verzagt. Im Haus wurde es kalt und still wie auf dem Grund eines Brunnens. Unfähig regungslos sitzen zu bleiben, stand Seijūrō auf und trat ans Fenster. Durch die Papiertüren des Raums, den man Musashi zur Verfügung gestellt hatte, sah er sanft die Flamme eines Lämpchens flackern – das einzige Licht weit und breit.

Auf denselben Punkt war auch eine ganze Menge anderer Augenpaare gerichtet. Die Schwerter vor sich auf den Boden gestützt, hielten die Lauernden den Atem an, um angestrengt auf jeden Laut zu lauschen, der ihnen verraten konnte, was Musashi vorhatte.

Mochte Tōji auch seine Fehler haben, so hatte er doch die Ausbildung eines Samurai genossen. Verzweifelt versuchte er, sich vorzustellen, was Musashi eigentlich wollte: Er scheint in der Hauptstadt vollkommen unbekannt, ist aber ein großer Schwertkämpfer. Könnte es sein, daß er nichts anderes tut, als schweigend in diesem Raum zu sitzen? Zwar haben wir uns ziemlich geräuschlos verhalten, doch da wir so viele sind, die ihn in die Zange nehmen, muß er trotzdem etwas bemerkt haben. Jeder, der versucht, sich als Schwertkämpfer durchs Leben zu schlagen, würde es bemerken; sonst wäre er längst tot. Hm, vielleicht ist er eingenickt. Es sieht ganz so aus.

Schließlich wartet er schon sehr lange. Andererseits hat er bereits bewiesen, daß er ein gewitzter Bursche ist. Wahrscheinlich steht er längst kampfbereit da und läßt das Lämpchen nur brennen, um uns zu täuschen. Er wartet einfach darauf, daß der erste ihn angreift. Ja, das muß es sein. So ist es!

Die Männer waren äußerst angespannt und auf der Hut, denn demjenigen, auf den sie es abgesehen hatten, mußte ja genauso daran gelegen sein, sie zu erschlagen. Schweigend tauschten sie Blicke, und schweigend fragten sie damit einander, wer der erste sein würde, der vorwärts stürmte und sein Leben aufs Spiel setzte.

Schließlich rief der verschlagene Tōji, der unmittelbar vor Musashis Raum stand: »Musashi! Verzeihung, daß wir Euch haben warten lassen! Könnte ich Euch einen Augenblick sprechen?«

Da er keine Antwort erhielt, schloß Tōji, daß Musashi in der Tat bereit war und nur auf ihren Angriff wartete. Er schwor sich, ihn nicht entkommen zu lassen, gab nach links und rechts Signale und holte mit dem Fuß aus, um dem Shōji einen Tritt zu versetzen. Durch den Stoß aus der Gleitschiene herausgerissen, schlitterte die papierbespannte Schiebetür etwa zwei Fuß in den Raum. Der Lärm, der dadurch entstand, ließ die Männer, die eigentlich den Raum stürmen sollten, unwillkürlich einen Schritt zurückweichen, doch dauerte es nur Sekunden, ehe jemand »Angriff!« schrie und auch die anderen Türen des Raums mit viel Getöse eingetreten wurden. »Er ist nicht hier!«

»Der Raum ist leer.«

Fassungslos schwirrten Stimmen durcheinander, denen man den wiedergewonnenen Mut anhören konnte. Noch kurz zuvor, als einer von ihnen ihm das Lämpchen brachte, hatte Musashi hier gesessen. Das Licht brannte noch, und das Kissen, auf dem er gesessen hatte, war auch noch da. Im Glutbecken glimmte es

noch, und auch eine Schale mit Tee stand unberührt da. Doch von Musashi keine Spur!

Einer lief auf die Veranda und ließ die anderen wissen, daß Musashi entkommen sei. Schüler und Lehnsleute krochen unter der Veranda hervor, kamen aus den dunklen Winkeln des Gartens, stampften wütend auf den Boden und verfluchten die Männer, die vor dem kleinen Raum Wache gestanden hatten. Diese jedoch beteuerten, Musashi könne gar nicht entkommen sein. Vor noch nicht einer Stunde sei er zum Abort hinuntergegangen, jedoch gleich darauf in den Raum zurückgekehrt, und es gebe keine Möglichkeit, diesen zu verlassen, ohne gesehen zu werden. »Wollt ihr damit behaupten, er sei unsichtbar wie der Wind?« fragte einer wütend.

Da rief jemand, der in einem Winkel herumgestochert hatte: »So ist er entschlüpft! Seht, er hat diese Bodenbretter herausgerissen!« »Es ist noch nicht lange her, daß man ihm die Lampe brachte, also kann er nicht weit gekommen sein.« »Alles hinterher!«

War Musashi in der Tat entflohen, mußte er im tiefsten Grunde ein Feigling sein. Diese Überlegung ließ den Kampfgeist in seinen Verfolgern wach werden, an dem es eben noch so merklich gefehlt hatte. Sie strömten gerade zu den Türen hinaus, da schrie jemand gellend: »Da ist er!« Nahe dem Hintereingang schoß aus dem Schatten eine Gestalt heraus, überquerte die Straße und verschwand auf der anderen Seite in einer dunklen Gasse. Wie ein Hase hoppelnd, schlug der Flüchtende einen Haken, als er am Ende der Gasse vor einer Mauer stand. Zwei oder drei der Schüler holten den Mann auf der Straße zwischen der Kūyadō und den rauchgeschwärzten Ruinen des Honnōji ein. »Feigling!« »Weglaufen, was?«

»Und das nach dem, was Ihr heute alles angerichtet habt!« Man vernahm Fußescharren und Tritte sowie einen trotzigsten Aufschrei. Der Gefangene hatte seine Kräfte wiedererlangt und

wandte sich gegen seine Häscher. Im Handumdrehen plumpsten die drei Männer, die ihn am Nacken gepackt hatten, auf den Boden. Schon sah es aus, als wolle das Schwert des Gestellten auf die anderen drei niedersausen, da kam ein vierter hinzugelaufen und schrie: »Haltet ein! Das Ganze ist ein Irrtum. Das ist nicht der, hinter dem wir her sind.«

Matahachi senkte das Schwert, und die Männer rappelten sich wieder hoch. »Mensch, du hast recht. Das ist gar nicht Musashi.«

Während sie noch bestürzt und verlegen zugleich dastanden, tauchte plötzlich Tōji auf. »Habt ihr ihn?« fragte er.

»Uh, der falsche Mann – nicht der, der den ganzen Schlamassel angerichtet hat.«

Tōji sah sich den Gefangenen genauer an und sagte verwundert: »Ist das der Mann, hinter dem ihr her wart?« »Ja. Kennst du ihn?«

»Ich habe ihn heute im Teehaus ›Yomogi‹ gesehen.«

Während sie Matahachi schweigend und argwöhnisch betrachteten, brachte dieser gelassen sein zerzaustes Haar in Ordnung und klopfte seinen Kimono ab.

»Ist das der Hausherr vom ›Yomogi‹?«

»Nein, die Besitzerin des Teehauses sagte mir, er sei es nicht. Scheint nur irgendein Schmarotzer zu sein.«

»Sieht auch ziemlich fragwürdig aus. Aber wieso hat er sich denn hier am Hintereingang herumgetrieben? Spionieren, was?«

Doch Tōji war bereits weitergegangen. »Wenn wir mit dem Zeit verschwenden, geht uns Musashi durch die Lappen. Teilt euch in kleine Gruppen auf und sucht! Wir sollten zumindest herausfinden, wo er sich aufhält.« Schweigend und mit gebeugtem Haupt stand Matahachi am Burggraben des Honnōji, und die Männer hasteten vorüber. Als der letzte

vorbeikam, sprach er ihn an: »Wie alt war dieser Mann, der sich Musashi nannte?« »Woher soll ich das so genau wissen?« »Würdet Ihr sagen, etwa im selben Alter wie ich?« »Das könnte wohl hinkommen. Ja.«

»Stammt er aus dem Dorf Miyamoto in der Provinz Mimasaka?« »Ja.«

»Dann, nehme ich an, ist ›Musashi‹ nur eine andere Art, die beiden Schriftzeichen zu lesen, die den Namen ›Takezō‹ bilden, stimmt's?« »Warum stellt Ihr mir all diese Fragen? Ist er ein Freund von Euch?« »O nein! Ich überlege ja bloß.«

»Nun, in Zukunft solltet Ihr Euch besser von Häusern fernhalten, in denen Ihr nichts zu suchen habt. Sonst kommt Ihr noch mal in Teufels Küche!« Mit dieser Warnung ließ der Mann ihn stehen.

Langsam ging Matahachi den dunklen Burggraben entlang und blieb nur gelegentlich stehen, um zu den Sternen hinaufzublicken. »Und er ist es doch!« sagte er laut vor sich hin. »Er muß seinen Namen in Musashi geändert haben und Schwertkämpfer geworden sein. Wahrscheinlich hat er sich ganz schön verändert.« Matahachi hakte die Daumen im Obi ein und stieß mit den Sandalen einen Stein vor sich her. Jedesmal, wenn er ihn traf, war ihm, als sehe er Takezōs Gesicht vor sich. »Es ist nicht der richtige Augenblick«, murmelte er. »Ich würde mich vor ihm schämen, wenn er mich so sieht, wie ich jetzt bin. Wenn ihn aber die Yoshioka-Bande zu fassen kriegt, werden sie ihn bestimmt umbringen. Wo er wohl steckt? Ich möchte ihn wenigstens warnen.«

Zusammenstoß und Rückzug

Eine Reihe von schäbigen Häusern säumte den steinigen Weg, der zum Kiyomizudera-Tempel hinaufführte; ihre

schindelgedeckten Dächer nahmen sich aus wie eine Reihe verfaulter Zähne und waren so alt, daß sich Moos an ihren Sparren festgesetzt hatte. Der strenge Geruch gesalzenen Fisches, der über Holzkohlenfeuer garte, erfüllte die Straße in der heißen Mittagssonne.

Ein Teller flog durch die Tür einer der baufälligen Hütten und zerschellte auf der Straße. Hinterhergewankt kam ein etwa fünfzigjähriger Mann – offenbar ein Handwerker –, ihm folgte dicht auf den Fersen seine barfüßige Frau mit völlig zerzaustem Haar und Brüsten, die ihr herunterhingen wie Kuheuter. »Was sagst du da, du Strohkopf?« zeterte sie. »Einfach davonlaufen, Frau und Kinder verhungern lassen und dann zurückgekrochen kommen wie ein Wurm?«

Aus dem Hausinneren drang Kindergegreine, und in der Nähe jaulte ein Hund. Die Frau holte den Mann ein, packte ihn beim Haarbüschel am Hinterkopf und drosch auf ihn ein. »So, wohin willst du jetzt, du alter Narr?«

Nachbarn eilten herzu und versuchten, die beiden zu besänftigen. Musashi lächelte spöttisch und wandte sich wieder der Töpferwerkstatt zu. Schon geraume Zeit, bevor der häusliche Streit ausgebrochen war, hatte er davorgestanden und fasziniert wie ein Kind den Töpfern bei der Arbeit zugesehen. Die beiden Männer drinnen waren sich seiner Anwesenheit nicht bewußt. Die Augen ganz auf ihre Arbeit gerichtet, schienen sie gleichsam in dem Ton aufgegangen, ein Teil des Materials geworden zu sein. Ihre angespannte Aufmerksamkeit ließ keinerlei Ablenkung zu. Musashi hätte liebend gern einmal den Versuch gemacht, mit Ton zu arbeiten. Von klein auf hatte er geschickte Hände gezeigt und gedacht, daß es ihm doch möglich sein müsse, zumindest eine einfache Teeschale zu machen. Doch gerade in diesem Augenblick fing einer der Töpfer, ein alter Mann von nahezu sechzig Jahren an, eine solche Schale zu formen. Als Musashi sah, wie geschickt der Alte dabei die Finger bewegte und die Schiene handhabte,

erkannte er, daß er seine eigenen Fähigkeiten überschätzt hatte. »Welch ein Maß an Können gehört dazu, auch nur ein einfaches Ding wie dies zu machen!« sagte er bewundernd laut zu sich selbst.

Seit kurzem empfand er große Hochachtung für die Arbeit anderer. Er stellte fest, daß er Respekt hatte vor Kunst, vor handwerklichem Können und sogar vor der Fähigkeit, eine einfache Arbeit gut zu verrichten, insbesondere dann, wenn es sich um etwas handelte, was er selbst nicht beherrschte. In einer Ecke der Werkstatt standen auf einem provisorischen Verkaufstisch, der aus einem alten Türblatt bestand, Reihen von Tellern, Kannen, Sakeschalen und Krügen, die für die lächerliche Summe von zwanzig oder dreißig Sen als Andenken an Leute verkauft wurden, die zum Tempel hinaufzogen oder von dort herunterkamen. Die bescheidenen Räumlichkeiten der Werkstatt, die eigentlich nur eine Bretterbude war, standen in krasssem Gegensatz zu der Ernsthaftigkeit, mit der die Töpfer sich ihrer Arbeit widmeten. Musashi fragte sich, ob sie wohl immer genug zu essen hätten. Das Leben war offenbar nicht immer so leicht, wie es manchmal den Anschein hatte. Wenn er überlegte, wieviel Können, Konzentration und Hingabe zur Herstellung von Dingen gehörten, selbst zu so billigen wie diesen, wurde ihm klar, daß er noch einen langen Weg vor sich hatte, wollte er jemals jene Vollkommenheit in der Schwertfechtkunst erreichen, die sich sein Ehrgeiz zum Ziel gesetzt hatte. Dieser Gedanke war ernüchternd, denn in den vergangenen drei Wochen hatte er in Kyoto neben der Yoshioka-Schule auch noch andere bekannte Ausbildungsstätten aufgesucht und sich allmählich gefragt, ob er sich selbst gegenüber seit seiner Einkerkierung in Himeji nicht übertrieben kritisch gewesen sei. Er war davon ausgegangen, daß es in Kyoto nur so wimmelte von Männern, welche die hohe Kunst des Schwertfechtens beherrschten. Immerhin war Kyoto nicht nur die alte

Kaiserstadt, sondern war auch noch Sitz des Ashikaga-Shōgunats gewesen und hatte von jeher eine große Anziehung auf berühmte Generale und legendäre Krieger ausgeübt. Dennoch hatte er während seines Aufenthalts in der Stadt keine einzige Ausbildungsstätte kennengelernt, wo er etwas hätte lernen können, wofür er ehrlich dankbar gewesen wäre. Im Gegenteil, jede Schule war eine neue Enttäuschung gewesen. Er gewann sämtliche Waffengänge, konnte sich aber nicht schlüssig werden, ob dies daran lag, daß er so gut war, oder daran, daß seine Gegner so schlecht waren. Wie dem auch sei – wenn die Samurai, denen er begegnete, typisch waren, befand sich das Land in einem bedauernswerten Zustand.

Sein Erfolg ermutigte ihn, einigermaßen stolz auf sein Können zu sein. Jetzt jedoch hatte er, falls er in Gefahr war, eitel zu werden, einen heilsamen Dämpfer aufgesetzt bekommen. Er verneigte sich im Geiste voller Hochachtung vor den tonverschmierten alten Männern an der Töpferscheibe und schickte sich an, den Steilhang zum Kiyomizudera hinaufzusteigen. Er war noch nicht weit gekommen, da rief eine Stimme von unten: »Ihr da, Herr! Der Rōnin!«

»Meint Ihr mich?« fragte Musashi und drehte sich um. Dem gesteppten und wattierten Überwurf, seinen nackten Beinen und der langen Stange nach zu urteilen, die er über der Schulter trug, handelte es sich um einen Sänfenträger. Hinter seinem Bart hervor sagte er so höflich, wie es sein niedriger Stand erlaubte: »Herr, lautet Euer Name Miyamoto?« »Ja.«

»Vielen Dank!« Der Mann machte kehrt und stieg nach Chawan hinunter. Musashi sah noch, wie er offenbar das Teehaus betrat. Als er vorhin dort durchgekommen war, hatte Musashi eine große Schar von Last- und Sänfenträgern in der Sonne stehen sehen. Er konnte sich aber nicht vorstellen, wer einen von ihnen geschickt haben mochte, ihn nach seinem Namen zu fragen, nahm jedoch an, daß wer es auch gewesen sein mochte bald auftauchen würde. Deshalb blieb er eine

Weile stehen; als aber niemand kam, ging er schließlich weiter.

Unterwegs stattete er etlichen wohlbekannten Tempeln einen Besuch ab, und in jedem verneigte er sich und sprach zwei Gebete. Eines lautete: »Bitte, macht, daß meiner Schwester nichts zustößt!«, und das andere: »Bitte, stellt den unwürdigen Musashi hart auf die Probe. Laßt ihn den größten Schwertkämpfer im Land werden, oder laßt ihn sterben!«

Am Rand einer Klippe angekommen, warf er seinen Strohhut auf den Boden und setzte sich. Von dieser Stelle aus konnte er die ganze Stadt Kyoto überblicken. Während er so dasaß und die Knie mit den Armen umfaßt hielt, ließ ein schlichter, aber mächtiger Ehrgeiz seine junge Brust schwellen: Ich möchte ein bedeutendes Leben führen! Ich möchte es, weil ich als Mensch geboren wurde.

Einst hatte er gelesen, im zehnten Jahrhundert hätten zwei von Ehrgeiz zerfressene Rebellen namens Taira no Masakado und Fujiwara no Sumitomo sich zusammengetan und den Entschluß gefaßt, falls sie siegreich aus den Kriegen hervorgingen, Japan unter sich aufzuteilen. Zwar verlor sich die Geschichte ohnehin im Bereich der Legenden, doch erinnerte Musashi sich, damals darüber nachgedacht zu haben, wie dumm und wirklichkeitsfern es von den beiden gewesen sein mußte, sich einzubilden, ein derart gewaltiges Vorhaben vollbringen zu können. Jetzt jedoch fand er das längst nicht mehr so lächerlich. Zwar war sein Traum ein anderer, aber es bestanden gewisse Ähnlichkeiten. Wenn nicht die Jungen sich Großes erträumen, wer soll es dann tun? Im Augenblick malte Musashi sich aus, wie er einen Platz für sich in der Welt schaffen könnte.

Er dachte an Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi, an ihre Vision von einem vereinigten Japan und an die vielen Schlachten, die sie um dieses Ziels willen geschlagen hatten. Freilich lag es auf der Hand, daß der Weg zur Größe nun nicht mehr darin bestand, Schlachten zu gewinnen. Die Menschen

wollten jetzt nichts anderes, als den Frieden erhalten, nach dem sie so lange gedürstet hatten. Und als Musashi darüber nachsann, einen wie langen, langen Kampf Tokugawa Ieyasu hatte durchstehen müssen, um diesen Wunschtraum zu verwirklichen, ging ihm abermals auf, wie schwer es war, seinen Idealen treu zu bleiben. Dies ist ein neues Zeitalter, dachte er. Ich habe noch mein ganzes Leben vor mir. Zwar bin ich zu spät gekommen, um in die Fußstapfen von Nobunaga oder Hideyoshi zu treten, doch kann ich immer noch davon träumen, meine eigene Welt zu erobern. Niemand kann mich davon abhalten. Selbst dieser Sänfenträger muß doch irgendwelchen Träumen nachhängen! Für einen Moment verdrängte er diese Überlegungen, und er bemühte sich, seine Lage objektiv zu beurteilen. Er hatte sein Schwert, und der Weg des Schwertes war es, wozu er sich entschieden hatte. Alles schön und gut, ein Hideyoshi oder ein Ieyasu zu sein, doch hatte die Zeit für Menschen mit deren Fähigkeiten keine Verwendung mehr. Ieyasu hatte alles wohlgeordnet; es fehlte die Notwendigkeit, blutige Kriege zu führen. Das Leben in der Stadt Kyoto, die sich ihm zu Füßen ausbreitete, stand nicht mehr ständig auf des Messers Schneide.

Was für Musashi fürderhin wichtig war, waren sein Schwert und die Gesellschaft um ihn herum, seine Schwertfechtkunst und ihr Einfluß auf sein Bemühen, als Mensch zu leben. In diesem Augenblick der Einkehr und der Erleuchtung erfüllte es ihn mit Genugtuung, das Bindeglied zwischen der Kunst des Schwertfechtens und seinen eigenen Visionen von Größe gefunden zu haben.

Während er noch gedankenverloren dasaß, tauchte unterhalb der Klippe das Gesicht des Sänfenträgers auf. Er zeigte mit seiner Bambusstange auf Musashi und rief: »Da ist er, dort oben!«

Musashi blickte auf die durcheinanderrennenden und schreienden Last- und Sänfenträger hinab. Die ersten

bemühten sich, zu ihm hinaufzuklettern. Er stand auf, versuchte, sie einfach nicht wahrzunehmen, und marschierte weiter hügelan, stellte jedoch gleich darauf fest, daß ihm der Weg abgeschnitten war. Gegenseitig untergehakt und die Stangen wie Lanzen eingelegt, hatte eine stattliche Anzahl Männer ihn aus der Ferne eingekreist. Als er zurückblickte, bemerkte er, daß die Männer unter ihm stehengeblieben waren. Einer von ihnen grinste, zeigte dabei seine Zähne und unterrichtete die anderen, Musashi scheine nach einem Schild oder irgend etwas anderem Ausschau zu halten.

Musashi, der vor den Stufen des Hongandō-Tempels stand, sah in der Tat angestrengt zu einem ziemlich verwitterten Schild hinauf, das vom Querbalken des Tempel­eingangs herunterhing. Er wußte nicht recht, was tun, und überlegte, ob er ihnen mit einem Schlachtruf Beine machen solle. Wenn er auch wußte, daß er im Handumdrehen mit ihnen fertig werden konnte, sah er doch keinen Grund, sich mit diesen weit unter ihm stehenden einfachen Arbeitern herumzuschlagen. Das Ganze war vermutlich ohnehin nichts weiter als eine Verwechslung. Und wenn dem so war, würden sie früher oder später auseinanderlaufen und verschwinden. Er stand daher geduldig da und las immer wieder die Worte auf dem Schild: Ur-Schwur. »Sie kommt!« rief einer der Lastträger.

Leise tuschelten sie miteinander. Musashi hatte den Eindruck, als steigerten sie sich in eine große Erregung hinein. Der Bereich des westlichen Tempeltors hatte sich rasch mit Menschen gefüllt, und Priester, Pilger und fliegende Händler strengten die Augen an, um zu sehen, was da los sei. Ihre Gesichter glühten vor Neugier und bildeten einen großen Kreis außerhalb des Rings aus Last- und Sänftenträgern, die Musashi umzingelt hatten. Vom Tal, wo das Dorf Sannen lag, ließ sich das rhythmische, vom Gehen bestimmte Gesänge von Männern vernehmen, die eine Last trugen. Die Stimmen kamen immer näher, bis zwei Männer den Tempelbereich betraten, die eine

alte Frau und einen recht abgespannt aussehenden ländlichen Samurai auf dem Rücken trugen.

Osugi winkte herrisch vom Rücken ihres Trägers herab und sagte: »Das genügt!« Der Mann beugte die Knie, und sie sprang behende zu Boden und dankte ihm. Zu Onkel Gon gewandt, sagte sie: »Diesmal entkommt er uns nicht, nicht wahr?« Die beiden waren von Kopf bis Fuß gekleidet, als hätten sie vor, den Rest ihres Lebens auf Reisen zu verbringen. »Wo ist er?« rief Osugi.

Einer der Träger sagte: »Dort drüben« und zeigte stolz zum Tempel hinüber.

Onkel Gon feuchtete den Griff seines Schwertes mit Speichel an; dann zwängten die beiden sich durch den Kreis der Leute. »Laßt Euch Zeit«, riet einer der Lastträger. »Er sieht ganz schön gefährlich aus«, sagte ein anderer. »Hauptsache, Ihr seid gut vorbereitet«, riet ein dritter.

Während die Arbeiter Osugi Mut zusprachen und sie ihrer Unterstützung versicherten, machten die Zuschauer eher erschrockene Gesichter. »Die alte Frau hat doch hoffentlich nicht vor, diesen Rōnin zu einem Zweikampf herauszufordern?« »Sieht ganz so aus.«

»Aber dafür ist sie zu alt! Selbst ihrem Helfer zittern ja schon die Beine! Die müssen gute Gründe haben, sich mit einem Mann zu messen, der so viel jünger ist als sie.«

»Muß irgendeine Familienfehde sein.«

»Jetzt seht euch das an! Wie sie dem alten Mann Zunder gibt! Manche Großmütter haben wirklich Mumm in den Knochen, was?«

Ein Träger lief mit einer Kelle Wasser zu Osugi. Nachdem sie einen Mundvoll getrunken hatte, reichte sie sie weiter an Onkel Gon, an den sie streng das Wort richtete: »Jetzt paß auf, daß du dich nicht zu sehr aufregst, denn es besteht kein Grund zur Aufregung. Takezō ist eine Strohpuppe. Gewiß, er mag das

eine oder andere dazugelernt haben, aber so viel kann es auch nicht sein. Bleib also ganz ruhig!«

Die Führung übernehmend, begab sie sich geradenwegs zur Haupttreppe des Hongandō und setzte sich, keine zehn Schritt von Musashi entfernt, auf die untersten Stufen. Sich weder um ihn noch um die gaffende Menge kümmernd, nahm sie ihre Gebetsschnur hervor, schloß die Augen und bewegte die Lippen. Von ihrer Inbrunst angeregt, legte Onkel Gon die Hände zusammen und tat desgleichen. Ihr Anblick war etwas melodramatisch, und einer der Zuschauer fing an zu kichern. Augenblicklich fuhr einer der Lastträger herum und sagte herausfordernd: »Was soll denn komisch daran sein? Hier gibt's nichts zu lachen! Die alte Frau ist von Mimasaka hergekommen, um diesen Tunichtgut aufzuspüren, der mit der Braut ihres Sohnes durchgebrannt ist. Sie hat seit nunmehr zwei Monden jeden Tag hier im Tempel gebetet, und jetzt endlich ist er aufgetaucht.«

»Diese Samuraifamilien sind ganz anders als wir«, lautete die Meinung eines anderen Trägers. »In diesem Alter könnte die Frau behaglich daheim leben und mit ihren Enkelkindern spielen, aber nein, da steht sie anstelle ihres Sohnes und versucht, eine Beleidigung ihrer Familie zu rächen. Sie verdient zumindest unseren Respekt.«

Wieder ein anderer sagte: »Wir sollten ihr nicht nur wegen des Trinkgelds, das sie uns gegeben hat, helfen. Wir Schwachen müssen zusammenhalten. Wenn sie unterliegt, nehmen wir uns den Rōnin vor.«

»Du hast recht. Aber tun wir's lieber gleich! Wir können nicht dastehen und zusehen, wie sie sich umbringen läßt.« Nun, da sich in der Menge der Grund für Osugis Hiersein herumgesprochen hatte, wuchs die Erregung. Einige der Zuschauer stachelten die Träger an.

Osugi verstaute die Gebetsschnur wieder im Kimonoärmel,

und über den Tempelbereich legte sich Schweigen. »Takezō!« rief sie laut und legte die Linke auf das Kurzsword an ihrer Hüfte.

Musashi hatte die ganze Zeit schweigend dagestanden. Selbst als Osugi seinen Namen rief, tat er so, als hätte er nicht gehört. Onkel Gon an Osugis Seite verlor die Fassung, und er ging augenblicklich in Angriffsstellung. Er machte mit dem Kopf einen Ruck nach vorn und stieß einen herausfordernden Schrei aus.

Doch auch darauf ging Musashi nicht ein. Er konnte es nicht. Er wußte nicht wie er sich verhalten sollte. Ihm fiel ein, daß Takuan ihn in Himeji gewarnt hatte, er könne Osugi in die Arme laufen. Er hatte sich darauf eingestellt, so zu tun, als wäre sie Luft, doch was ihn nun völlig durcheinanderbrachte, waren die Parteinahme der Lastträger und die abwartende Haltung der Menge. Überdies fiel es ihm schwer, seine Empörung über den Haß hinunterzuschlucken, den die Hon'iden die ganze Zeit über gegen ihn nährten. Schließlich steckte hinter dem Ganzen nichts weiter als eine ziemlich belanglose Sache. Es ging um verletzte Gefühle und das Wahre seines Gesichts in dem kleinen Dorf Miyamoto, ein Mißverständnis, das sich gewiß leicht hätte aufklären lassen, wenn nur Matahachi dagewesen wäre.

Gleichwohl wußte er nicht, was er hier und jetzt tun sollte. Wie reagierte man auf die Herausforderung eines tattrigen alten Weibes und eines verhutzelten Samurai? Schweigend starrte Musashi vor sich hin; er steckte tatsächlich in einer Klemme.

»Seht euch den Hund an! Angst hat er!« rief ein Träger. »Sei ein Mann! Laß dich von der alten Frau umbringen!« stichelte ein anderer.

Alle waren inzwischen auf Osugis Seite.

Die alte Frau zwinkerte und schüttelte den Kopf. Dann wandte sie sich an die Lastträger und herrschte sie barsch an:

»Haltet den Mund! Ich brauche euch nur als Zeugen. Sollten wir beide den Tod finden, möchte ich, daß ihr unsere Leichen nach Miyamoto schickt. Sonst brauche ich weder euer Gerede noch eure Hilfe!« Das Kurzsword zwei Fingerbreit aus der Scheide ziehend, machte sie ein paar Schritte in Richtung auf Musashi. »Takezō«! rief sie nochmals. »Takezō – so hast du doch im Dorf immer geheiß. Warum willst du jetzt nicht mehr darauf antworten? Ich habe gehört, du hast einen schönen neuen Namen angenommen: Miyamoto Musashi, stimmt's? Aber für mich bist du und bleibst du Takezō. Ha, ha!«

Ihr Hals mit den tausend Falten und Fältchen zitterte beim Lachen. Es war, als hoffe sie, Musashi mit Worten zu töten, ehe die Schwerter gezogen wurden.

»Hast du dir eingebildet, du könntest verhindern, daß ich dich aufstöbere, und brauchtest dafür bloß einen anderen Namen anzunehmen? So etwas Dummes! Die Götter im Himmel haben mich zu dir geführt, und ich habe immer gewußt, daß sie es tun werden. Jetzt kämpfe! Wir werden ja sehen, ob ich deinen Kopf mit nach Hause nehmen kann, oder ob du es auf irgendeine Weise fertigbringst, am Leben zu bleiben.«

Onkel Gon brüllte mit seiner greisenhaften Stimme seine eigene Herausforderung: »Vier Jahre sind es jetzt her, daß du uns durch die Lappen gegangen bist; wir haben dich die ganze Zeit über gesucht. Jetzt haben unsere Gebete hier im Kiyomizudera dich in greifbare Nähe gebracht. Alt mag ich sein, aber gegen jemand wie dich verliere ich noch lange nicht! Bereite dich darauf vor zu sterben!« Er zog sein Schwert und rief Osugi zu: »Geh aus dem Weg!« Wütend herrschte sie ihn an: »Was soll das heißen, alter Narr? Du zitterst ja.«

»Und wenn schon! Die Bodhisattvas dieses Tempels werden uns beschützen.«

»Du hast recht, Onkel Gon. Und die Ahnen der Hon'iden

sind gleichfalls auf unserer Seite. Wir haben nichts zu fürchten.« »Takezō! Tritt vor und stelle dich zum Kampf!« »Worauf wartest du?«

Musashi rührte sich nicht. Wie ein Taubstummer stand er da und starrte die beiden alten Leute mit ihren gezogenen Schwertern an. Da rief Osugi: »Was ist los, Takezō! Hast du Angst?«

Sie machte ein paar Seitenschritte, schickte sich an, ihn anzugreifen, stolperte aber plötzlich über einen Felsbrocken, rutschte nach vorn und landete auf Händen und Knien fast unmittelbar zu Musashis Füßen. Die Menge hielt den Atem an, und jemand schrie: »Jetzt ist es um sie geschehen!«

»Rasch, rettet sie!«

Doch Onkel Gon, der viel zu benommen war, um eine Bewegung zu machen, starrte Musashi nur ins Gesicht.

Und da verblüffte die alte Frau alle und jeden, indem sie ihr Schwert vom Boden aufhob und an Onkel Gons Seite zurückkehrte, wo sie wieder ihre herausfordernde Ausgangsstellung einnahm. »Was ist los mit dir, du Trottel?« schrie sie. »Ist dein Schwert in der Hand nur zur Zierde da, oder kannst du es auch gebrauchen?«

Musashis Gesicht glich einer Maske, doch jetzt endlich sprach er, und das mit Donnerstimme: »Ich kann nicht.«

Er ging auf die beiden zu, woraufhin Onkel Gon und Osugi augenblicklich beiseite wichen.

»W-w-wo willst du hin, Takezō?« »Ich kann mein Schwert nicht gebrauchen.« »Halt! Warum bleibst du nicht stehen und kämpfst?« »Ich habe es Euch doch gesagt! Ich kann nicht!«

Er ging schnurstracks weiter, blickte weder nach rechts noch nach links, marschierte mitten durch die Menge, ohne auch nur ein einziges Mal die Richtung zu ändern.

Osugi besann sich wieder und kreischte: »Er läuft fort! Laßt

ihn nicht entkommen!«

Jetzt schloß sich der Ring wieder um Musashi, doch als die Menge meinte, sie habe ihn eingekreist, entdeckte sie plötzlich, daß er nicht mehr da war. Die Bestürzung war groß. Manche Augen leuchteten auf vor Verwunderung, wurden dann jedoch zu glanzlosen Flecken in ausdruckslosen Gesichtern. Man teilte sich in kleinere Gruppen auf, lief bis Sonnenuntergang durch die Gegend und suchte wie gehetzt unter den Böden der Tempelgebäude und in den Wäldern nach dem Opfer, das entschlüpft war.

Später, als die Leute die im Dunkel liegenden Hänge zu den Dörfern Sannen und Chawan hinuntergingen, schwor einer der Männer, gesehen zu haben, wie Musashi behende wie eine Katze auf die sechs Fuß hohe Mauer beim Westtor gesprungen und verschwunden sei. Kein Mensch glaubte ihm. Osugi und Onkel Gon am allerwenigsten.

Der Wasserkobold

In einem Weiler nordwestlich von Kyoto ließen die Schläge eines Dreschflegels, der auf Reisstroh niedersauste, den Boden erzittern, während für die Jahreszeit völlig ungewöhnliche Regengüsse die Strohdächer der geduckten Hütten näßten. Man befand sich in einer Art Niemandsland zwischen der Stadt und dem von Bauern bearbeiteten Ackerland, und die Leute hier waren so arm, daß in der Dämmerung nur aus einer Handvoll Häuser Rauch von den Küchenfeuern quoll.

Auf einem unter dem Dachüberstand eines kleinen Hauses aufgehängten Strohhut verkündeten ungelenke Schriftzeichen, daß es sich um eine Herberge handelte, wenn auch um eine der billigsten Art. Die Reisenden, die hier übernachteten, hatten so gut wie kein Geld und mieteten nur ein Stück Tatami. Für

Schlafmatten zahlte man extra, doch solchen Luxus konnten sich nur wenige leisten.

In der Küche mit dem gestampften Lehm Boden, die gleich neben dem Eingang lag, stützte ein Junge sich mit den Händen auf die hochgestellten Tatami des angrenzenden Raums, in dessen Mitte sich eine tiefergelegene Feuerstelle befand.

»He ... Guten Abend! ... Ist niemand da?« Es war der Botenjunge von der Schenke, einer gleichfalls ziemlich schäbigen Angelegenheit ein wenig weiter die Straße hinunter.

Der Junge hatte eine für sein Alter zu kräftige Stimme. Er konnte nicht mehr als zehn oder elf Jahre alt sein. Sein Haar war naß vom Regen und hing ihm über die Ohren, so daß er einem Wasserkobold auf einem wunderlichen Bild glich. Sein Aufzug verstärkte noch den Eindruck des Koboldhaften: Er trug einen überschenkellangen Kimono mit Röhrenärmeln, einen dicken Strick als Obi, und der ganze Rücken war schlammgespritzt, da er mit seinen hölzernen Getas rasch gelaufen war.

»Bist du das, Jōtarō?« ließ der alte Herbergsvater sich aus einem Hinterzimmer vernehmen.

»Ja. Soll ich Euch etwas Sake bringen?« »Nein, heute nicht. Mein Gast ist noch nicht zurück, und ich brauche keinen.«

»Nun, aber er wird welchen haben wollen, wenn er zurückkommt, oder? Ich werde die übliche Menge bringen.«

»Wenn er danach verlangt, komme ich und hole ihn mir selbst.«

Nicht recht willens, ohne Bestellung zu gehen, fragte der Junge: »Was macht Ihr da?«

»Ich schreibe einen Brief, den ich morgen mit dem Lastpferd nach Kurama schicken will. Aber es geht gar nicht so leicht, und der Rücken tut mir weh. Sei still jetzt, störe mich nicht!«

»Ganz schön komisch, nicht wahr? Da seid Ihr so alt, daß Ihr

schon ganz gebückt geht, und könnt immer noch nicht richtig schreiben.« »Jetzt reicht's aber! Noch ein freches Wort, und ich lege dich übers Knie.« »Soll ich für Euch schreiben?« »Ha, als ob du das könntest!«

»Aber ich kann wirklich schreiben«, erklärte der Junge. Er trat in den Raum, schaute dem alten Mann über die Schulter und brach in Lachen aus. »Versucht Ihr, ›Erdäpfel‹ zu schreiben? Das Zeichen, das Ihr da gemalt habt, bedeutet aber ›Pfahl‹.« »Still!«

»Wenn Ihr meint, sage ich kein Wort mehr. Aber wie Ihr schreibt, das ist erbärmlich. Wollt Ihr Euren Freunden nun ein paar Erdäpfel schicken oder ein paar Pfähle?« »Erdäpfel.«

Der Junge las noch ein paar Worte und erklärte dann: »So geht es nicht. Kein Mensch außer Euch selbst kann erraten, was Ihr mit dem Brief sagen wollt.«

»Nun, wenn du wirklich so schlau bist – woll'n mal sehen, was du so fertigbringst.«

»Gern. Sagt mir nur, was ich schreiben soll.« Jōtarō setzte sich und ergriff den Pinsel.

»Du Tolpatsch, du!« rief der alte Mann.

»Wieso Tolpatsch? Schließlich seid Ihr es, der nicht schreiben kann.« »Deine Nase läuft, und die Tropfen fallen aufs Papier.« »Ach, tut mir leid. Dann gebt mir dieses Blatt als Lohn!« Sagte es, und putzte sich geräuschvoll mit dem verschmutzten Papier die Nase. »Nun, was soll drinstehen?« Den Pinsel fest in der Hand, schrieb er flott hin, was der alte Mann diktierte.

Gerade als der Brief fertig war, kam der Schlafgast in die Herberge und warf gleichmütig einen leeren Holzkohlensack fort, den er irgendwo gefunden und als Kapuze über den Kopf gestülpt hatte.

An der Tür blieb Musashi stehen, wrang das Wasser aus

seinen Ärmeln und murmelte: »Das ist dann ja wohl das Ende der Pflaumenblüte.« In den rund zwanzig Tagen, die er hier geschlafen hatte, war ihm das Haus ans Herz gewachsen, als wäre es sein wirkliches Zuhause. Jetzt warf er einen Blick zu dem Baum hinüber, der neben dem Eingang stand und von dem ihn seit seiner Ankunft jeden Morgen rosa Blüten begrüßt hatten. Die Blütenblätter lagen nun verstreut im Schlamm. Er trat in die Küche und sah überrascht, wie der Junge von der Sakestube und der Herbergsvater die Köpfe zusammensteckten. Neugierig, was die beiden da wohl machten, trat er lautlos hinter den alten Mann und blickte ihm über die Schulter.

Jōtarō sah auf und blickte Musashi ins Gesicht. Hastig versteckte er Papier und Pinsel hinterm Rücken. »Wie kommt Ihr dazu, Euch heimlich an andere Leute ranzuschleichen?« beschwerte er sich vorlaut. »Laß sehen!« sagte Musashi, der ihn hänseln wollte. »Nein!« sagte Jōtarō und schüttelte trotzig den Kopf. »Komm, zeig's mir schon!« sagte Musashi. »Nur, wenn Ihr Sake bei mir bestellt.«

»Ach, das wird hier gespielt? Na schön, ich bestelle welchen.« »Fünf Ngo?«

»So viel brauche ich nicht.« »Drei Ngo?« »Immer noch zuviel.«

»Ja, wieviel denn nun? Seid doch nicht so knauserig.« »Ich und knauserig? Nun, du weißt, ich bin nur ein armer Schwertkämpfer. Glaubst du etwa, ich kann Geld zum Fenster hinauswerfen?« »Gut, dann werde ich selbst das Maß bestimmen und Euch so viel geben, wie Euer Geld wert ist. Aber wenn ich das tue, müßt Ihr mir dafür versprechen, mir ein paar Geschichten zu erzählen.«

Nachdem der Handel abgeschlossen war, patschte Jōtarō fröhlich durch den Regen davon.

Musashi nahm den Brief zur Hand und las ihn. Nach einigem

Nachdenken wandte er sich an den Herbergsvater und fragte:
»Hat er das wirklich geschrieben?«

»Ja. Erstaunlich, nicht wahr? Er scheint ein heller Kopf zu sein.« Während Musashi an den Brunnen ging, sich mit kaltem Wasser wusch und trockene Kleidung anzog, hängte der alte Mann einen Topf übers Feuer und stellte Eingelegtes und eine Schale Reis bereit. Musashi kam zurück und nahm an der Feuerstelle Platz.

»Was hat der Bengel jetzt schon wieder vor?« brummte der Herbergsvater. »Er braucht viel Zeit, um den Sake zu holen.«
»Wie alt ist er?« »Elf, glaube ich, hat er gesagt.«

»Ganz schön aufgeweckt für sein Alter, meint Ihr nicht auch?« »Mm. Ich nehme an, das kommt daher, daß er seit seinem siebten Lebensjahr in der Schenke arbeitet. Dabei lernt er alle möglichen Leute kennen: Fuhrleute, den Papiermacher weiter unten an der Straße, Reisende und wen sonst noch alles.«

»Ich möchte mal wissen, wo er so gut schreiben gelernt hat.«
»Hat er wirklich so gut geschrieben?«

»Nun, seine Schriftzeichen verraten seine Kindlichkeit, aber sie haben ein gewisses Etwas – wie soll ich sagen? –, etwas ansprechend Geradliniges. Hätte ich es mit einem Schwertkämpfer zu tun, würde ich sagen, seine Schrift zeugt für ein hochherziges Wesen. Aus dem Jungen kann noch mal was werden.«

»Was meint Ihr damit?«

»Ich meine, es könnte ein richtiger Mensch aus ihm werden.« »So?« Der alte Mann runzelte die Stirn, nahm den Deckel vom Topf und brabbelte wieder vor sich hin. »Immer noch nicht zurück! Ich wette, er treibt sich irgendwo herum.«

Schon stand er im Begriff, seine Sandalen anzuziehen und den Sake selbst zu holen, da kam Jōtarō.

»Was hast du getrieben?« fragte er den Jungen. »Du hast meinen Gast warten lassen.«

»Es ging nicht anders. Da war ein Kunde im Laden, sehr betrunken, und der hielt mich fest und fragte mir die Seele aus dem Leib.« »Fragte dir die Seele aus dem Leib?« »Ja, er erkundigte sich nach Miyamoto Musashi.« »Und da hast du ihm, nehme ich an, einen Haufen Unsinn erzählt, wie?« »Was würde es schon machen, wenn ich's getan hätte? Jeder hier weiß doch, was neulich im Kiyomizudera geschehen ist. Die Frau nebenan und die Tochter des Lackierers, beide waren an dem Tag im Tempel. Sie haben mit eigenen Augen gesehen, was geschah.«

»Hör auf, davon zu reden, ja?« sagte Musashi in fast flehentlichem Ton. Der gewitzte Junge erfaßte augenblicklich, in welcher Stimmung Musashi war, und fragte: »Darf ich eine Weile hierbleiben und mich mit Euch unterhalten?« Er fing an, sich die Füße zu reinigen, um in den Raum mit der Feuerstelle einzutreten.

»Mir soll's recht sein, wenn dein Herr nichts dagegen hat.« »Ach, der braucht mich im Augenblick nicht.« »Na schön.«

»Ich werde Euch den Sake wärmen. Darauf verstehe ich mich gut.« Er stellte den Sakekrug am Rand des Feuers in die warme Asche und erklärte bald, jetzt sei er heiß genug.

»Schnelles Bürschchen, was?« sagte Musashi anerkennend. »Mögt Ihr Sake?« »Ja.«

»Aber da Ihr so arm seid, nehme ich an, trinkt Ihr nicht viel, oder?« »Das ist richtig.«

»Und ich dachte, Männer, die gute Schwertfechter sind und hohen Herren dienen, haben gute Einkünfte. Ein Kunde in der Schenke erzählte, Tsukahara Bokuden pflege stets mit einem Gefolge von siebzig oder achtzig Mann, mit Pferden zum Wechseln und mit einem Falken umherzuziehen.« »Das stimmt.«

»Außerdem habe ich gehört, ein berühmter Krieger namens Yagyū, der dem Haus Tokugawa dient, erhalte einen Lohn von fünfzigtausend Scheffel Reis.«

»Auch das stimmt.« »Warum seid Ihr dann so arm?« »Weil ich noch lerne.«

»Wie alt müßt Ihr sein, bis Ihr viele Gefolgsleute habt?« »Ich weiß nicht, ob ich das jemals haben werde.« »Was ist denn nur? Taugt Ihr nichts?«

»Du hast doch gehört, was die Leute sagen, die mich beim Tempel gesehen haben. Du kannst es drehen und wenden, wie du willst: Ich bin davongelaufen.«

»Ja, das behauptet alle Welt: Dieser Shugyōsha in der Herberge – das seid Ihr – ist ein Schwächling. Aber mich macht das ganz wild, wenn ich es höre.« Jōtarōs Lippen wurden zu einem Strich.

»Ach warum sollte dich das wütend machen? Sie meinen doch nicht dich.« »Nun, Ihr tut mir eben leid. Schaut, der Sohn des Papiermachers und der Sohn des Küfers und noch ein paar andere junge Männer treffen sich manchmal hinter der Lackwerkstätte, um sich im Schwertkampf zu üben. Warum kämpft Ihr nicht gegen einen von ihnen und schlägt ihn?« »Schön, wenn du das möchtest, tu ich das.«

Musashi fiel es schwer, dem Jungen irgend etwas abzuschlagen; denn zum einen war er selbst in vieler Hinsicht noch ein Junge, weshalb er Jōtarō gut verstehen konnte, zum anderen war er, ohne es recht zu wissen, ständig auf der Suche nach etwas, das die Stelle der Nestwärme einnahm, die er in seiner eigenen Knabenzeit hatte so schmerzlich vermissen müssen. »Laß uns von etwas anderem reden«, sagte er. »Jetzt stelle ich dir zur Abwechslung mal ein paar Fragen. Wo bist du geboren?« »In Himeji.«

»Ach, dann stammst du also aus der Provinz Harima?« »Ja, und Ihr aus Mimasaka, nicht wahr? Jedenfalls hat das

irgendwer gesagt.«

»Das stimmt. Und was macht dein Vater?« »Früher war er Samurai. Ein echter Samurai.«

Zwar war Musashi im ersten Augenblick verblüfft, doch tatsächlich erklärte diese Antwort so manches, nicht zuletzt zum Beispiel, wieso der Junge so gut Schreiben gelernt hatte. Er fragte daher, wie sein Vater heiße. »Aoki Tanzaemon. Früher verfügte er über Einkünfte von zweieinhalbtausend Scheffel Reis, doch als ich sieben war, schied er aus dem Dienst seines Herrn und ging als Rōnin nach Kyoto. Als alles Geld ausgegeben war, brachte er mich bei dem Schankwirt unter und trat als Mönch in einen Tempel ein. Aber ich möchte nicht in dem Laden bleiben. Ich möchte Samurai werden, wie mein Vater einer war, und ich möchte mit dem Schwert kämpfen lernen wie Ihr. Ist das nicht die beste Art, Samurai zu werden?« Der Junge hielt inne und fuhr dann noch ernster fort: »Ich möchte Euer Gefolgsmann und Schüler werden, mit Euch durchs Land ziehen und von Euch lernen. Wollt Ihr mich nicht als Schüler annehmen?«

Nachdem er endlich mit seinem Begehrt heraus war, setzte Jōtarō ein verbissenes Gesicht auf, das deutlich seine Entschlossenheit spiegelte, sich mit einem Nein als Antwort nicht abzufinden. Selbstverständlich konnte er nicht wissen, daß er sich mit seiner Bitte ausgerechnet an den Mann wandte, der seinen Vater in so große Schwierigkeiten gestürzt hatte. Musashi seinerseits brachte es nicht fertig, dem Jungen die Bitte rundheraus abzuschlagen. Freilich dachte er nicht gleich darüber nach, ob er ja oder nein sagen sollte, sondern zunächst über Aoki Tanzaemon und sein unseliges Schicksal. Der Mann tat ihm jetzt leid. Der Weg des Samurai war ein ständiges Glücksspiel, und ein Samurai mußte jederzeit darauf gefaßt sein, zu töten oder getötet zu werden. Während er darüber nachgrübelte, welchen Wechselfällen das Leben unterworfen sein konnte, wurde Musashi ganz traurig, und urplötzlich

verflog auch die Wirkung des Sake. Musashi kam sich einsam vor. Jōtarō jedoch ließ nicht locker. Als der Herbergsvater versuchte, ihn zum Aufbrechen zu bewegen, wurde er aufdringlich. Er verdoppelte seine Bemühungen, packte Musashi beim Handgelenk, umklammerte seinen Arm und brach schließlich in Tränen aus.

Da Musashi keinen Ausweg mehr sah, sagte er: »Na schön, na schön, das reicht. Du kannst mein Gefolgsmann werden, aber erst dann, wenn du es mit deinem Herrn besprochen hast.« Endlich zufrieden, trollte Jōtarō sich und lief zur Schenke.

Am nächsten Morgen stand Musashi früh auf, kleidete sich an und rief nach dem Herbergsvater. »Würdet Ihr mir bitte etwas Proviant fertigmachen? Es ist schön gewesen, die paar Wochen hier bei Euch zu wohnen, aber ich glaube, ich muß jetzt weiter nach Nara!«

»Schon wieder fort?« fragte der Herbergsvater, der das nicht erwartet hatte. »Liegt es daran, daß der Junge Euch so geplatzt hat?«

»O nein, es ist nicht seine Schuld. Ich denke schon seit geraumer Zeit daran, nach Nara zu gehen und die berühmten Lanzenwerfer vom Hōzōin kennenzulernen. Hoffentlich macht er keine zu großen Scherereien, wenn er entdeckt, daß ich fort bin.«

»Keine Sorge. Er ist ja nur ein Kind. Zwar wird er zuerst Zeter und Mordio schreien, doch dann wird er schnell alles vergessen.«

»Ich kann mir ohnehin nicht vorstellen, daß der Sakehändler ihn ziehen läßt«, sagte Musashi und machte sich auf den Weg.

Der Sturm war vorbei, wie weggewischt, und ein lindes Lüftchen umschmeichelte Musashis Haut – ganz anders als der heftige Wind und der peitschende Regen am Vortag.

Der Kamo führte schlammiges Hochwasser. Am Zugang zur Holzbrücke bei der Sanjō-Allee visitierten einige Samurai alle,

die über den Fluß wollten. Als Musashi nach dem Grund fragte, wurde ihm gesagt, dies geschehe wegen des bevorstehenden Besuchs des Shōgun. Eine Vorausabteilung von einflußreichen kleineren Feudalherren sei bereits eingetroffen, und man wolle aus diesem Grunde gefährliche und bindungslose Samurai aus der Stadt heraushalten. Musashi, der ja selbst ein Rōnin war, gab bereitwillig Antwort auf alle Fragen und durfte passieren.

Dieser Vorfall regte ihn an, sich Gedanken über seinen Status als umherziehender, herrenloser Krieger zu machen, der weder den Tokugawa noch ihren Rivalen in Osaka dienstbar war. Daß er von daheim fortgelaufen und auf der Sekigahara-Ebene gegen die Tokugawa gekämpft hatte, war eher eine Folge der Familientradition gewesen. Denn seit er unter Fürst Shimmen von Iga gedient hatte, war sein Vater immer Anhänger der Tokugawa-Gegner gewesen. Toyotomi Hideyoshi war zwei Jahre vor der Schlacht gestorben; seine Anhänger, die auch seinem Sohn treu ergeben waren, bildeten die Osaka-Partei. In Miyamoto hatte Hideyoshi als der größte aller Helden gegolten, und Musashi erinnerte sich, als Kind an der Feuerstelle gesessen und Erzählungen über die Heldentaten des berühmten Kriegers gelauscht zu haben. Diese Vorstellungswelt seiner Jugend hatte er immer noch nicht ganz abgestreift, und hätte man ihn heute gedrängt zu sagen, welcher Seite seine Sympathie galt, würde er wohl Osaka gesagt haben.

Musashi hatte inzwischen einiges gelernt, und er wußte jetzt, daß er mit siebzehn Jahren unbesonnen und unwissend gehandelt hatte. Um seinem Herrn treu zu dienen, genügte es für einen Mann nicht, sich blindlings ins Getümmel zu stürzen und mit einer Lanze herumzufuchteln. Ein Held mußte den ganzen Weg gehen, bis an den Rand des Todes. »Stirbt ein Samurai mit einem Gebet um den Sieg seines Herrn auf den Lippen, hat er etwas Gutes und Sinnvolles getan« – so etwa hätte Musashi es heute ausgedrückt. Doch damals hatten weder

er noch Matahachi eine Ahnung davon gehabt, was Treue und Ergebenheit bedeuten. Es hatte sie nur nach Ruhm und Herrlichkeit gelüstet und – womöglich noch mehr – nach einer Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, ohne etwas Eigenes dafür aufzugeben.

Sonderbar, daß sie das damals so gesehen hatten. Da Musashi inzwischen von Takuan gelernt hatte, das Leben als etwas Kostbares und Bewahrenswertes zu betrachten, wußte er, daß sie, weit entfernt davon, nichts zu geben, ahnungslos ihren kostbarsten Besitz wenn schon nicht hergegeben, so doch aufs Spiel gesetzt hatten. Beide hatten sie buchstäblich alles, was sie besaßen, darangegeben in der Hoffnung, dafür ein klägliches Auskommen als Samurai zu finden. In der Rückschau fragte er sich, wie sie nur so töricht hatten sein können.

Er merkte, daß er sich dem südlich der Stadt gelegenen Daigo näherte, und da er ziemlich ins Schwitzen geraten war, beschloß er, eine Rast einzulegen.

Aus der Ferne hörte er eine Stimme rufen: »Wartet! Wartet!« Als er die steile Bergstraße hinunterspähte, erkannte er die Gestalt des kleinen Wasserkobolds Jōtarō, der lief, so schnell ihn seine Füße trugen. Schließlich funkelten ihn die zornigen Augen des Jungen an.

»Ihr habt mich angelogen!« schrie Jōtarō. »Warum habt Ihr das getan!« Atemlos vom Laufen und mit gerötetem Gesicht gab er sich sehr streitsüchtig; dabei war es klar, daß er drauf und dran war, in Tränen auszubrechen. Über seinen Aufzug mußte Musashi lachen. Er hatte die Arbeitskleidung vom Vortag abgelegt und statt dessen einen gewöhnlichen Kimono angezogen, der ihm aber viel zu klein geworden war; der Saum reichte ihm kaum bis zu den Knien, und die Ärmel hörten schon bei den Ellbogen auf. An der Seite hatte er ein Holzsword hängen, das beinahe länger war als er selbst, und auf dem Rücken baumelte ein Strohhut, groß wie ein Regenschirm. Noch während er sich laut beschwerte, daß ihn

Musashi im Stich gelassen habe, brach er in Tränen aus. Musashi schloß ihn in die Arme und versuchte, ihn zu trösten, doch der Junge heulte weiter und war offenbar der Meinung, hier in den Bergen, wo sonst kein Mensch war, könne er sich gehenlassen. Schließlich fragte Musashi: »Tut es gut, sich aufzuführen wie eine Heulsuse?«

»Das ist mir egal!« schluchzte Jōtarō trotzig. »Ihr seid erwachsen, und doch habt Ihr mich belogen. Ihr habt gesagt, ich dürfte Euer Gefolgsmann werden, und seid dann ohne mich losgezogen. Dürfen Erwachsene so etwas tun?« »Es tut mir leid«, sagte Musashi.

Diese schlichte Entschuldigung verwandelte das Weinen des Jungen in flehentliches Gegreine.

»Hör jetzt auf!« sagte Musashi. »Ich hatte nicht vor, dich zu belügen, aber du hast einen Vater, und du hast einen Herrn. Ohne Zustimmung deines Herrn konnte ich dich nicht mitnehmen. Ich habe dir gesagt, du sollst hingehen und mit ihm reden, stimmt's? Ich glaubte nicht, daß er einverstanden sein würde.«

»Warum habt Ihr denn nicht wenigstens gewartet, bis Ihr die Antwort kanntet?«

»Deshalb entschuldige ich mich ja bei dir. Hast du wirklich mit ihm darüber gesprochen?«

»Ja.« Jōtarō hörte auf zu schniefen und rupfte zwei Blätter von einem Baum, mit denen er sich die Nase putzte. »Und was hat er gesagt?« »Nur zu«, hat er gesagt.« »So, wirklich?«

»Er hat gesagt, kein Krieger, der auch nur einen Funken Selbstachtung hat, und auch keine Fechtschule würden einen Jungen aufnehmen, doch da der Samurai aus der Herberge ein Schwächling ist, muß er wohl gerade der richtige für mich sein. Er meinte, vielleicht könntet Ihr mich gebrauchen, damit ich Euer Gepäck schleppe, und als Abschiedsgeschenk hat er mir noch dieses Holzsword gegeben.«

Musashi mußte über die Logik der Gedanken des Schankwirts lächeln. »Danach«, fuhr der Junge fort, »bin ich in die Herberge. Der alte Mann war nicht da, und so borgte ich mir nur seinen Hut aus, der unterm Dachüberstand hing.«

»Aber das ist doch das Herbergsschild; es steht ›Übernachtungen‹ drauf.« »Ach, macht nichts. Ich brauche doch einen Hut, falls es mal regnet.« Aus Jōtarōs Haltung ging klar hervor, daß alle nötigen Versprechungen und Gelöbnisse, soweit sie ihn betrafen, ausgetauscht worden waren und er jetzt Musashis Zögling oder Schüler war. Musashi spürte das, und er ergab sich darein, jetzt mehr oder weniger dieses Bürschlein am Bein zu haben. Freilich dachte er auch daran, daß das alles vielleicht gar nicht so schlecht war. Ja, wenn er an die Rolle dachte, die er dabei gespielt hatte, als Tanzaemon Rang und Namen verloren hatte, so durfte er nur dankbar sein für die Gelegenheit, die Zukunft des Jungen in die Hand zu nehmen.

Jōtarō, der sich mittlerweile beruhigt und seine Sicherheit wiedergewonnen hatte, erinnerte sich an etwas und griff in seinen Kimono. »Fast hätte ich es vergessen. Ich habe etwas für Euch. Hier!« Mit diesen Worten zog er einen Brief hervor.

Musashi betrachtete ihn neugierig und fragte: »Woher hast du den?« »Erinnert Ihr Euch noch, daß ich gestern abend erzählte, da sei ein Rōnin in der Schenke gewesen, der mir die Seele aus dem Leib fragte?« »Ja.«

»Nun, als ich heimkam, war er immer noch da und hat mich immer weiter nach Euch gelöchert. Und trinken konnte er! Hat eine ganze Flasche Sake allein ausgetrunken! Dann schrieb er diesen Brief und bat mich, ihn Euch zu geben.«

Musashi wußte überhaupt nicht, was er davon halten sollte, schüttelte den Kopf und erbrach das Siegel. Da er zuerst auf die Unterschrift schaute, sah er, daß der Brief von Matahachi kam, der in der Tat betrunken gewesen sein mußte. Auch die Schriftzeichen schienen zu torkeln. Beim Lesen der Schriftrolle

befielen Musashi Heimweh und Trauer. Nicht nur die Schrift war chaotisch, auch was im Brief stand, war weitschweifig und verworren.

Seit wir am Ibuki auseinandergegangen sind, habe ich das Dorf nicht vergessen. Und habe auch meinen alten Freund nicht vergessen. Rein zufällig hörte ich Deinen Namen in der Yoshioka-Schule. Damals hat mich das ganz durcheinandergebracht, und ich konnte es nicht über mich bringen, Dich zu sehen. Jetzt sitze ich in der Schenke. Ich habe eine Menge getrunken.

Bis hierher war alles noch ganz klar, doch von da an wurde es schwierig, dem Brief zu folgen.

Die ganze Zeit über, seit ich mich von Dir getrennt habe, bin ich in einem Käfig der Wollust eingesperrt gewesen, und der Müßiggang hat sich in meine Knochen eingefressen. Vier jahre lang habe ich mein Leben im Stumpfsinn verbracht und nichts getan. In der Hauptstadt bist Du nun ein berühmter Schwertkämpfer. Ich trinke auf Dich! Manche Leute behaupten, Musashi sei ein Hasenfuß, der nichts weiter könne als fortlaufen. Andere dagegen behaupten, Du seist ein unvergleichlicher Könnern mit dem Schwert. Ist mir egal, ob Du nun das eine oder das andere bist, und freu' mich nur, daß Dein Schwert den Leuten in der Hauptstadt was zu reden gibt.

Auf den Kopf gefallen bist du ja nicht. Folglich sollte es Dir möglich sein, Deinen Weg mit dem Schwert zu machen. Wenn ich aber zurückblicke, frage ich mich, was mit mir los ist, so, wie ich jetzt bin. Ein Narr bin ich! Wie kann ein Trottel und Unglücksrabe wie ich einem klugen Freund wie Dir unter die Augen treten, ohne vor Scham zu vergehen?

Aber warte nur! Das Leben ist lang, und noch ist es zu früh zu sagen, was die Zukunft bringt. Ich will Dich jetzt nicht sehen, aber der Tag wird kommen, wo ich das möchte.

Ich bete, daß Du gesund bleibst.

Es folgte ein rasch hingekritzelter Nachsatz, in dem Matahachi ihm mitteilte, daß die Yoshioka-Schwertschule den Zwischenfall von neulich als sehr ernst betrachte, daß die Mitglieder ihn überall suchten und daß er sich vorsehen solle. Am Schluß hieß es:

Du darfst nicht ausgerechnet jetzt sterben, wo Du anfängst, Dir einen Namen zu machen. Wenn auch ich etwas vorzuweisen habe, möchte ich Dich wiedersehen und über alte Zeiten mit Dir plaudern. Mach's gut und beiß nicht ins Gras, auf daß ich stets ein leuchtendes Vorbild habe.

Das alles war ohne Zweifel gut gemeint, doch hatte Matahachis ganze Einstellung irgend etwas Verdrehtes. Warum mußte er Musashi so über den grünen Klee loben und im gleichen Atemzug über sein eigenes Versagen lamentieren? Warum, fragte Musashi sich, hat er nicht einfach geschrieben: Es ist lange her, warum treffen wir uns nicht und reden ausgiebig miteinander? »Jōtarō weißt du, wo dieser Mann wohnt?« »Nein.«

»Kannten die Leute in der Schenke ihn?« »Das glaube ich nicht.« »Ist er oft hingekommen?« »Nein, es war das erste Mal.«

Musashi dachte, wenn ich wüßte, wo Matahachi lebt, würde ich auf der Stelle zurückkehren nach Kyoto und ihn aufsuchen. Er hatte das Verlangen, mit dem Freund aus der Kindheit zu reden und zu versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen, in ihm den Geist wiederzuerwecken, der ihn einst beseelt hatte. Da er Matahachi immer noch als seinen Freund betrachtete, hätte er ihn gern aus dieser gefährlichen Stimmung herausgerissen. Und selbstverständlich hätte er es gern gesehen, wenn Matahachi seiner Mutter erklärt hätte, was für einen gewaltigen Fehler sie beging.

Schweigend gingen die beiden fürbaß. Sie waren auf jener Seite des Berges, wo es hinunterging nach Daigo, und die

Stelle, wo man über den Rokujizō übersetzte, war unter ihnen zu sehen.

Unversehens wandte Musashi sich an den Jungen und sagte:
»Jōtarō, du könntest etwas für mich tun.«

»Worum geht's?«

»Ich möchte, daß du etwas für mich erledigst.« »Wo denn?«
»In Kyoto.«

»Das bedeutet, kehrtzumachen und genau dorthin zurückzukehren, wo ich herkomme.«

»Richtig. Ich möchte, daß du in der Yoshioka-Schule an der Shijō-Allee einen Brief von mir abgibst.«

Jōtarō ließ den Kopf hängen und stieß mit dem Fuß nach einem Stein. »Möchtest du nicht gehen?« fragte Musashi und sah ihm ins Gesicht. Unentschieden schüttelte der Junge den Kopf. »Ich hab' ja nichts dagegen hinzugehen – nur: Schickt Ihr mich nicht bloß hin, um mich wieder loszuwerden?«

Schlechtes Gewissen beschlich Musashi. War nicht er es gewesen, der das Vertrauen des Kindes zu den Erwachsenen schwer getäuscht hatte? »Nein«, sagte er daher mit Nachdruck. »Ein Samurai lügt nicht. Verzeih mir, was heute morgen geschehen ist! Es war ein Fehler.« »Na schön, dann gehe ich.«

An der nächsten Straßenkreuzung betraten sie ein Teehaus, bestellten Tee und aßen zu Mittag. Dann schrieb Musashi einen an Yoshioka Seijūrō gerichteten Brief:

Man hat mir berichtet, Ihr und Eure Schüler sucht nach mir. Im Augenblick befinde ich mich auf der Yamato-Landstraße, denn ich gedenke, mich etwa ein Jahr lang in der Gegend von Iga und Ise aufzuhalten und weiterhin in der Kunst des Schwertfechtens zu vervollkommen. Im Moment möchte ich meine Pläne nicht ändern, doch da ich genauso wie Ihr bedaure, Euch anlässlich meines Besuchs in Eurer Schule nicht angetroffen zu haben, erlaube ich mir, Euch mitzuteilen, daß

ich nächstes Jahr am ersten Tag des zweiten Monats mit Bestimmtheit wieder in der Hauptstadt sein werde. Bis dahin hoffe ich, mein Können beträchtlich zu verbessern. Ihr selbst werdet Eure Übungen gewiß nicht vernachlässigen. Es wäre eine Schande, wenn Yoshioka Kempōs blühende Schule noch einmal eine Niederlage erleiden sollte wie anläßlich meines letzten Aufenthaltes dort. Ich schließe mit den respektvollen Wünschen für eine weiterhin gute Gesundheit.

Miyamoto Musashi

War der Brief auch höflich gehalten, so ließ er doch keinerlei Zweifel über Musashis Selbstvertrauen offen. Nachdem er die Anschrift dahingehend erweitert hatte, daß nicht nur Seijūrō, sondern alle Mitglieder der Schule die Empfänger waren, legte er den Pinsel nieder und gab Jōtarō den Brief. »Kann ich ihn einfach bei der Schule einstecken und dann zurückkommen?« fragte der Junge.

»Nein. Du mußt beim Vordereingang anklopfen und ihn dem Diener dort persönlich übergeben.«

»Ich verstehe.«

»Und da ist noch etwas, um was ich dich bitten möchte. Doch könnte das ein wenig schwierig sein.«

»Worum geht es denn?«

»Ich möchte, daß du versuchst, den Mann zu finden, der dir den Brief an mich gegeben hat. Er heißt Hon'iden Matahachi und ist ein alter Freund von mir.«

»Das dürfte nicht sonderlich schwer sein.« »Meinst du? Wie willst du es denn anstellen?« »Ach, ich frage einfach in allen Schenken nach ihm.«

Musashi lachte. »Keine schlechte Idee. Aber aus Matahachis Brief scheint hervorzugehen, daß er jemand von der Yoshioka-Schule kennt. Vermutlich geht es schneller, wenn du dort nachfragst.« »Und was mache ich, wenn ich ihn gefunden

habe?«

»Dann richte ihm etwas aus. Sag ihm, daß ich vom ersten bis zum siebten Tag des neuen Jahres jeden Morgen zur großen Brücke an der Gojō-Allee gehen und dort auf ihn warten werde. Bitte ihn, an einem dieser Tage dorthin zu kommen und sich mit mir zu treffen!« »Ist das alles?«

»Ja – und sag ihm, daß mir sehr viel daran gelegen ist, ihn wiederzusehen.«

»Schön, ich denke, das kann ich behalten. Wo werdet Ihr sein, wenn ich zurückkehre?«

»Sobald ich nach Nara komme, Sorge ich dafür, daß du das erfährst; du brauchst nur im Hōzōin nachzufragen. Das ist der Tempel, der wegen seiner Lanzenwerfer so berühmt ist.« »Werdet Ihr das auch wirklich tun?«

»Ha, ha! Immer noch mißtrauisch, was? Aber keine Sorge! Wenn ich diesmal mein Wort nicht halte, kannst du mir den Hals durchschneiden.« Musashi lachte immer noch, als er das Teehaus verließ. Draußen wandte er sich in Richtung Nara, und Jōtarō machte sich in die entgegengesetzte Richtung nach Kyoto auf.

Hier, wo zwei große Straßen einander kreuzten, herrschte ein reges Kommen und Gehen von Menschen mit Strohhüten auf dem Kopf, von Schwalben und wiehernden Pferden. Während der Junge sich den Weg durch die Menge bahnte, blickte er zurück und sah Musashi immer noch am selben Platz stehen, wo er ihn verlassen hatte, und ihm nachsehen. Mit einem Lächeln sagten sie sich aus der Ferne nochmals Lebewohl. Dann ging jeder seines Wegs.

Eine Frühlingsbrise

Akemi stand am Ufer des Takase, spülte eine Länge Tuch und sang dabei ein Lied, das sie im Okuni-Kabuki gelernt hatte. Jedesmal, wenn sie energisch an dem Tuch mit dem Blumenmuster zog, glaubte man, wirbelnde Kirschblüten zu sehen.

Der Wind der Liebe

Zerrt am Ärmel meines Kimonos.

Ach, wie schwer der Ärmel wiegt!

Wiegt der Wind der Liebe so schwer?

Jōtarō stand oben auf dem Damm. Mit lebhaften Augen verfolgte er die Szene, und ein gelöstes Lächeln spielte um seinen Mund. »Ihr singt gut, Tantchen«, rief er.

»Was soll das?« fragte Akemi. Sie sah zu dem koboldhaften Kind mit dem langen Holzsword und dem viel zu großen Strohhut hinauf. »Wer bist du?« fragte sie. »Und wieso nennst du mich Tantchen? Ich bin doch noch jung.« »Also dann – bezauberndes Fräulein. Gefällt Euch das besser?« »Hör auf!« sagte sie lachend. »Du bist noch viel zu jung, um Mädchen schönzutun. Warum putzt du dir statt dessen nicht die Nase?« »Ich wollte ja nur etwas fragen.«

»O weh!« rief sie erschrocken. »Da treibt mein Tuch den Fluß hinunter!« »Ich hol's Euch.«

Jōtarō sprang den Ufersaum entlang hinter dem Tuch her und fischte es dann mit seinem Schwert aus dem Wasser. Akemi dankte ihm und fragte ihn nach seinem Begehr.

»Gibt es hier ein Teehaus namens ›Yomogi‹?« »Aber ja, unser Haus, dort drüben.« »Das höre ich gern, denn ich habe lange danach gesucht.« »Warum? Wo kommst du her?« »Von dort drüben«, gab er ihr unbestimmt Bescheid. »Und was heißt das genau?« Er zögerte. »Das weiß ich selbst nicht recht.«

Akemi kicherte. »Ist ja auch egal. Aber warum interessierst du dich für unser Teehaus?«

»Ich suche nach einem Mann namens Hon'iden Matahachi. In der Yoshioka-Schule hat man mir gesagt, wenn ich zum ›Yomogi‹ ginge, würde ich ihn finden.«

»Er ist aber nicht da.« »Ihr lügt.«

»O nein; das stimmt. Er hat bei uns gewohnt, aber vor einiger Zeit ist er fortgegangen.« »Wohin?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber irgend jemand in Eurem Haus müßte es doch wissen.« »Nein. Meine Mutter hat auch keine Ahnung. Er ist einfach weggegangen.«

Der Junge kauerte sich am Ufer nieder und starrte mit besorgter Miene ins Wasser. »Was soll ich denn jetzt nur tun?« seufzte er. »Wer hat dich hergeschickt?« »Mein Lehrer.« »Und wer ist dein Lehrer?« »Er heißt Miyamoto Musashi.« »Sollst du einen Brief überbringen?« »Nein«, sagte Jōtarō und schüttelte den Kopf.

»Du bist mir ein schöner Bote! Weißt nicht, woher du kommst, und einen Brief hast du auch nicht bei dir.« »Ich soll etwas ausrichten.«

»Was denn? Vielleicht kommt er nie wieder, aber wenn er es tut, richte ich es gern für dich aus.«

»Ich weiß nicht recht, ob ich es Euch sagen darf. Was meint Ihr?« »Mich darfst du nicht fragen. Das mußt du schon selbst entscheiden.« »Dann sollte ich es vielleicht doch besser tun. Mein Lehrer sagte, er würde Matahachi sehr gern wiedersehen. Ich soll Matahachi ausrichten, er würde vom ersten bis zum siebten Tag des neuen Jahres jeden Morgen an der großen Brücke bei der Gojō-Allee sein. Matahachi soll sich dort mit ihm treffen.«

Akemi konnte sich nicht halten vor Lachen. »So etwas habe ich mein Lebtage noch nicht gehört! Soll das heißen, er läßt Matahachi jetzt bestellen, sich im nächsten Jahr mit ihm zu

treffen? Dein Lehrer muß ein genauso sonderbarer Vogel sein wie du! Ha, Ha!«

Jōtarō machte ein finsternes Gesicht, und seine Schultern strafften sich vor Zorn. »Was ist denn daran so komisch?«

Endlich schaffte Akemi es, mit dem Lachen aufzuhören. »Jetzt bist du wütend, was?«

»Natürlich. Ich habe nichts weiter getan, als Euch höflich um etwas gebeten, und Ihr fangt an zu lachen wie eine Wahnsinnige.«

»Tut mir leid, ehrlich! Ich werde nicht mehr lachen. Und wenn Matahachi zurückkommt, werde ich es ihm ausrichten.«
»Verspricht Ihr mir das?«

»Ja, ich schwöre, daß ich es tun werde.« Sie biß sich auf die Lippen, um nicht lachen zu müssen, und fragte Jōtarō noch einmal: »Wie hieß der Mann doch gleich? Dein Lehrer, der dich hierherschickt?«

»Euer Gedächtnis ist nicht sonderlich gut, wie? Sein Name ist Miyamoto Musashi.«

»Wie schreibt man denn Musashi?«

Mit einem Bambusstecken kratzte Jōtarō die beiden Schriftzeichen in den Sand.

»Aber das sind ja die Schriftzeichen für ›Takezō!« rief Akemi. »Er heißt aber nicht Takezō, sondern Musashi.«
»Schon – aber man kann auch ›Takezō‹ lesen.«

»Ganz schön eigensinnig, was?« versetzte Jōtarō bissig und warf das Bambusstöckchen in den Fluß.

Wie gebannt und gedankenverloren starrte Akemi auf die Schriftzeichen im Sand. Schließlich hob sie den Blick, sah Jōtarō an, musterte ihn von Kopf bis Fuß und fragte ganz leise: »Ich würde gern wissen, ob Musashi aus der Gegend von Yoshino in der Provinz Mimasaka stammt.«

»Ja. Ich stamme aus Harima; er hingegen kommt aus dem

Dorf Miyamoto in der Nachbarprovinz Mimasaka.«

»Ist er groß und stattlich? Und trägt er den Scheitel unrasiert?« »Ja. Woher wißt Ihr das?«

»Ich erinnere mich, daß er mir einmal erzählt hat, als Kind habe er oben auf dem Kopf einen Karbunkel gehabt. Und wenn er sich rasierte, wie die Samurai es im allgemeinen tun, würde man dort eine häßliche Narbe sehen.« »Das hat er Euch erzählt? Wann denn?« »Ach, das ist jetzt schon vier Jahre her.« »So lange kennt Ihr meinen Lehrer schon?«

Akemi blieb ihm die Antwort schuldig. Die Erinnerung an jene Tage rührte an ihr Herz, so daß ihr sogar das Sprechen schwerfiel. Schon das wenige, was der Junge wußte, hatte sie überzeugt, daß Musashi Takezō war, und sie wurde von einem großen Verlangen gepackt, ihn wiederzusehen. Sie hatte erlebt, mit welchen Mitteln ihre Mutter versuchte, sich durchzuschlagen, und sie hatte mit angesehen, wie es mit Matahachi immer weiter bergab ging. Ihr selbst war von Anfang an Takezō lieber gewesen, und sie war seither immer mehr zu der Überzeugung gelangt, daß er auf dem rechten Weg war. Sie war froh, daß sie noch immer nicht geheiratet hatte. Takezō war wirklich ganz anders als Matahachi.

Immer und immer wieder hatte sie beschlossen, sich nie mit Männern einzulassen, die so waren wie diejenigen, die ins Teehaus kamen. Sie verachtete sie und bewahrte sich treu das Bild von Takezō. Tief in ihrem Herzen nährte sie den Traum, ihn wiederzufinden. Er und nur er war der Geliebte, an den sie dachte, wenn sie leise Liebeslieder vor sich hinsang.

Jōtarō, der seinen Auftrag erfüllt hatte, sagte: »Nun, ich sollte jetzt besser gehen. Also, wenn Ihr Matahachi wiederseht, bestellt ihm, was ich gesagt habe.« Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg und eilte auf dem schmalen Pfad den Damm entlang davon.

Der Ochsenkarren war mit Bergen von Säcken beladen, die

Reis oder Linsen oder vielleicht auch irgendwelche andere Feldfrüchte enthielten, die hier angebaut wurden. Oben auf den Säcken lag ein Schild, auf dem zu lesen stand, daß diese Fuhre eine Spende sei, die von gläubigen Buddhisten an das große Kōfukuji in Nara geschickt werde.

Jōtarōs Gesicht hellte sich in kindlicher Freude auf. Er jagte hinter dem Gefährt her und kletterte hinauf. Rückwärts blickend, hatte er gerade genug Platz, um sich hinzusetzen. Und daß er sich gegen die Säcke lehnen konnte, war ein zusätzlicher Luxus.

Die sanft geschwungenen Hügel zu beiden Seiten der Straße waren mit schnurgeraden Reihen von Teesträuchern bepflanzt. An den Bäumen brachen gerade die Kirschblüten auf, und die Bauern pflügten ihre Gerstenfelder. Zweifellos beteten sie dabei, daß sie auch in diesem Jahr von den trampelnden Füßen der Soldaten und Pferde verschont blieben. Frauen knieten an den Wasserläufen und wuschen ihr Gemüse, die ganze Yamato-Landstraße bot ein Bild des Friedens.

Welch ein Glück! dachte Jōtarō und kuschelte sich mit dem Rücken in die Säcke. Er war versucht, auf seinem behaglichen Sitzplatz einzuschlafen, fürchtete jedoch, sie könnten Nara erreichen, ehe er wieder aufwachte. Deshalb war er dankbar für jedes Schwanken des Karrens, wenn die Räder über einen größeren Stein hinwegrumpelten; das half ihm, die Augen offenzuhalten. Es war eine Wonne, nicht nur auf diese bequeme Art vorwärts zu kommen, sondern auch noch tatsächlich sein Ziel anzusteuern. Vor einem Dorf streckte Jōtarō träge den Arm aus und pflückte ein Blatt von einem Kamelienstrauch. Er legte es sich an die Lippen und pfiff ein Lied. Der Wagenlenker blickte zurück, konnte jedoch nichts sehen. Da das Pfeifen nicht aufhörte, schaute er zuerst über die linke, dann über die rechte Schulter, und das mehrere Male. Schließlich hielt er den Karren an und ging nach hinten. Als er Jōtarō sah, wurde er zornig, und der Faustschlag, den er dem

Jungen versetzte, war so stark, daß Jōtarō vor Schmerz aufheulte. »Was hast du hier zu suchen?« fauchte der Wagenlenker ihn an. »Aber es macht doch nichts, oder?« »Was heißt hier ›macht doch nichts!‹« »Warum nicht? Ihr zieht doch den Wagen nicht selbst.« »Du unverschämter kleiner Teufel!« schimpfte der Mann und versetzte Jōtarō einen Stoß, daß er zu Boden fiel wie ein Ball, denn in der Tat hüpfte er in die Höhe und rollte weiter, bis er am Fuß eines Baumes in Sicherheit war. Knarrend setzten die Wagenräder sich wieder in Bewegung; es hörte sich an, als ob sie ihn auslachten.

Jōtarō raffte sich auf und suchte sorgfältig den Boden ab, denn ihm war aufgefallen, daß er die Bambusröhre, welche die Antwort der Yoshioka-Schwertschule an Musashi enthielt, nicht mehr um den Hals hängen hatte. Sie war verschwunden. Als der völlig verzweifelte Junge schließlich in immer weiterem Umkreis seine Suche fortsetzte, fragte ihn eine junge Frau in Reisekleidung, die stehengeblieben war, um ihm zuzusehen: »Hast du etwas verloren?« Er warf einen Blick auf ihr Gesicht, das weitgehend von einem breitrandigen Hut verborgen wurde, nickte und fuhr fort zu suchen. »Geld?«

Jōtarō, der ins Suchen vertieft war, gab kaum acht auf die Frage, brachte aber ein verneinendes Brummen hervor.

»Nun, war es vielleicht eine Bambusröhre, etwa einen Fuß lang und mit einer Schnur daran?«

Jōtarō sprang auf. »Ja. Woher wißt Ihr das?«

»Dann bist also du es gewesen, über den ein Wagenlenker nahe dem Mampukuji ein solches Geschrei erhoben hat, weil er sein Zugtier gereizt hat!« »Ah-h-h ... nun ...«

»Die Schnur muß gerissen sein, als du es mit der Angst zu tun bekamst und fortliefst. Jedenfalls ist die Röhre auf den Boden gefallen, und ein Samurai, der mit dem Wagenlenker redete, hat sie aufgehoben. Kehre doch um und frage ihn danach!« »Seid Ihr sicher?« »Selbstverständlich.« »Vielen

Dank!«

Just als er loslaufen wollte, rief die junge Frau hinter ihm her: »Warte. Du brauchst nicht zurück. Ich sehe den Samurai kommen. Es ist derjenige im Feldhakama.« Sie zeigte auf den Mann in der weiten Hose. Jōtarō blieb stehen und wartete. Seine Augen wurden immer größer. Der Samurai war ein beeindruckender Mann von einigen vierzig Jahren. Alles an ihm war irgendwie überlebensgroß: seine Länge, sein kohlschwarzer Bart, seine breiten Schultern und sein mächtiger Brustkorb. Er trug Ledersocken und Strohsandalen, und unter seinen festen Tritten schien die Erde zu beben. Jōtarō, der auf den ersten Blick überzeugt war, es mit einem großen Krieger zu tun zu haben, der im Dienst eines bedeutenden Daimyō stand, war viel zu eingeschüchtert, als daß er gewagt hätte, ihn anzureden.

Glücklicherweise richtete der Samurai als erster das Wort an ihn und winkte ihn zu sich: »Warst du nicht der Knirps, der vor dem Mampukuji diese Bambusröhre hat fallen lassen?« fragte er. »Oh, sie ist es! Ihr habt sie gefunden!« »Kannst du denn nicht einmal danke schön sagen?« »Oh, Verzeihung. Vielen Dank, Herr!«

»Ich glaube, es steckt ein wichtiger Brief darin. Wenn dein Herr dich schickt, etwas für ihn zu erledigen, solltest du nicht unterwegs stehenbleiben und Ochsen ärgern, heimlich auf irgendwelchen Wagen mitfahren oder unterwegs herumtrödeln.«

»Jawohl, Herr. Habt Ihr hineingeschaut, Herr?« »Wenn man etwas findet, ist es nur natürlich, daß man es aufmacht und untersucht, um es dem Eigentümer zurückzugeben. Aber das Siegel des Briefes habe ich nicht erbrochen. Jetzt, wo du die Röhre wieder hast, solltest du nachsehen und prüfen, ob auch alles Ordnung ist.«

Jōtarō nahm die Kappe von der Röhre ab und spähte hinein.

Zufrieden, daß der Brief noch darin war, hängte er sich das Stück Bambus um den Hals, und er schwor sich, es nicht ein zweites Mal zu verlieren.

Die junge Frau schien ebenso erleichtert zu sein wie Jōtarō. »Das war sehr freundlich von Euch, Herr«, wandte sie sich an den Samurai, weil sie Jōtarōs Unfähigkeit, sich so auszudrücken, wie die Höflichkeit es verlangt hätte, wettmachen wollte.

Der bärtige Samurai schloß sich den beiden an. »Gehört der Junge zu Euch?« erkundigte er sich.

»O nein, ich habe ihn nie zuvor gesehen.«

Der Samurai lachte. »Ihr hättet auch ein ziemlich komisches Gespänn abgegeben! Er sieht schon lustig aus, der kleine Teufel, mit ›Übernachtungen‹ auf seinem Hut und all dem anderen.«

»Vielleicht ist es seine jugendliche Unschuld, die so für ihn einnimmt. Mir gefällt er auch.« Zu Jōtarō gewandt, sagte sie: »Wohin willst du eigentlich?«

Jōtarō, der zwischen ihnen ging, war nun sehr gut gelaunt. »Ich? Ich will nach Nara, in den Hōzōin.« Ein länglicher, in Goldbrokat eingewickelter Gegenstand, der im Obi der jungen Frau steckte, erregte seine Aufmerksamkeit. Ihn anstarrend, sagte er: »Wie ich sehe, habt Ihr auch eine Briefröhre. Gebt nur acht, daß Ihr sie nicht verliert!« »Briefröhre? Was meinst du?« »Da, in Eurem Obi.«

Sie lachte. »Das ist keine Briefröhre, Dummerchen, sondern eine Flöte.« »Eine Flöte?« Seine Augen glitzerten vor Neugier, als er dreist den Kopf nahe an ihre Taille heranschob, um das Flötenetui zu betrachten. Plötzlich beschlich ihn ein eigentümliches Gefühl. Er fuhr zurück und betrachtete die junge Frau, die fast noch ein Mädchen war.

Selbst Kinder haben schon Sinn für weibliche Schönheit; zumindest begreifen sie instinktiv, ob eine Frau rein ist oder

nicht. Jōtarō war beeindruckt von der bezaubernden Schönheit dieser Frau, und er hatte Hochachtung vor ihr. Es wollte ihm als unvorstellbarer Glücksfall erscheinen, neben einer so hübschen Person einherzugehen. Er bekam Herzklopfen, und ihm wurde schwindlig.

»Ach so, eine Flöte ... Spielt Ihr denn auch darauf, Tantchen?« fragte er. Doch offensichtlich fiel ihm Akemis Reaktion auf diese Anrede ein, und so ging er unversehens zur nächsten Frage über: »Wie heißt Ihr denn?« Die junge Frau lachte und warf dem Samurai über den Kopf des Jungen hinweg einen belustigten Blick zu. Der bärenhafte Samurai stimmte in das Lachen ein und ließ hinter seinem Bart eine Reihe kräftiger, weißer Zähne sehen.

»Du bist mir einer! Wenn man jemand nach seinem Namen fragt, verlangt es der Anstand, daß man zuvor seinen eigenen nennt.« »Ich heiße Jōtarō.«

Was noch mehr Gelächter zur Folge hatte.

»Das ist nicht recht!« erboste sich Jōtarō. »Ihr habt mich dazu gebracht, meinen Namen zu nennen, deshalb kenne ich aber noch lange nicht den Euren. Wie heißt Ihr, Herr?«

»Ich heiße Shōda«, gab ihm der Samurai Bescheid. »Das muß Euer Familienname sein. Wie heißt Ihr mit Vornamen?« »Ich muß dich bitten, mir diese Frage zu ersparen.«

Unverzagt wandte Jōtarō sich wieder an die junge Frau und sagte: »Jetzt seid Ihr an der Reihe. Wir haben unsere Namen genannt. Jetzt gebietet es die Höflichkeit, daß auch Ihr uns sagt, wie Ihr heißt.« »Mein Name ist Otsū.«

»Otsū?« wiederholte Jōtarō. Für den Augenblick schien er befriedigt, doch dann fuhr er fort zu plappern: »Warum lauft Ihr mit einer Flöte im Obi herum?«

»Ach, die brauche ich, um mein Fortkommen zu bestreiten.« »Seid Ihr Flötenspielerin von Beruf?«

»Nun, ich bin mir nicht sicher, ob es so was wie den Beruf eines Flötenspielers überhaupt gibt, aber das Geld, das ich für mein Spiel bekomme, ermöglicht es mir, lange Reisen zu unternehmen wie diese. Folglich könnte man wohl sagen, es sei mein Beruf.«

»Die Musik, die Ihr darauf spielt, ist die wie die Musik, die ich in Gion und am Kamo-Schrein gehört habe? Also wie jene Musik, nach der die heiligen Tänze aufgeführt werden?«
»Nein.«

»Ist sie dann wie die Musik fürs Kabuki?« »Nein.«

»Welche Musik macht Ihr dann?« »Ach, ich spiele ganz gewöhnliche Weisen.«

Dem Samurai war inzwischen Jōtarōs langes Holzsword aufgefallen. »Was hast denn du im Obi stecken?« fragte er.

»Ihr seht doch, daß es ein Holzsword ist! Ich dachte, Ihr seid ein Samurai.«

»Das bin ich auch. Ich wundere mich nur, daß *du* eines trägst. Warum trägst du es?«

»Ich möchte die Kunst des Schwertfechtens erlernen.« »Was du nicht sagst! Hast du denn schon einen Lehrer?« »Ja, den habe ich.«

»Ist er der, an den der Brief gerichtet ist?« »Ja.«

»Wenn er dein Lehrmeister ist, muß er ja wohl ein ganz großer Könnner sein.«

»So gut ist er gar nicht.« »Was soll das heißen?«

»Alle Welt behauptet, er sei ein Schwächling.«

»Macht es dir denn nichts aus, einen Schwächling zum Lehrmeister zu haben?« »Nein. Ich bin ja auch noch kein guter Schwertkämpfer, und folglich macht es nichts.«

Der Samurai konnte seine Belustigung kaum verhehlen. Sein Mund zitterte, als sei er drauf und dran zu lachen; seine Augen jedoch blieben ernst. »Beherrscht du denn schon irgendwelche

Techniken?«

»Nun, eigentlich nicht. Ich habe bis jetzt überhaupt noch nichts gelernt.« Jetzt konnte der Samurai sich das Lachen nicht mehr verbeißen. »Mit dir unterwegs zu sein, ist unterhaltsam, es verkürzt den Weg! ... Und Ihr, junge Dame, wohin wollt Ihr?«

»Nach Nara, doch wohin genau, weiß ich nicht. Es gibt einen Rōnin, nach dem ich schon seit über einem Jahr suche, und da ich gehört habe, daß in Nara viele zusammenkommen, wollte ich einmal dorthin, obwohl ich zugeben muß, daß das Gerücht alles ist, woran ich mich halten kann.« Die Brücke von Uji kam in Sicht. Unterm Dach eines Teehauses schenkte ein sehr reinlich aussehender alter Mann aus einem riesigen Kessel seinen rings auf Schemeln sitzenden Gästen Tee ein. Als er Shōdas ansichtig wurde, begrüßte er ihn herzlich.»Wie reizend, jemand zu sehen, der dem Hause Yagyū dient!« rief er. »Tretet ein, tretet ein!«

»Wir möchten nur eine kurze Rast einlegen. Könntet Ihr dem Jungen hier etwas süßes Gebäck bringen?«

Jōtarō blieb stehen, während seine Reisegefährten Platz nahmen. Ihm war die Vorstellung, sich hinzusetzen und auszuruhen, eher lästig; kaum daß das Gebäck gekommen war, nahm er davon und stieg den niedrigen Hügel hinterm Teehaus hinauf.

Otsū nippte von ihrem Tee und erkundigte sich bei dem alten Mann: »Ist es noch weit bis Nara?«

»Ja. Selbst jemand, der schnell geht, käme vor Sonnenuntergang vermutlich nicht weiter als bis Kizu. Eine junge Frau wie Ihr sollte die Nacht entweder in Taga oder Ide verbringen.«

Sofort mischte Shōda sich ein: »Diese junge Dame ist seit Monaten auf der Suche nach jemand Bestimmtem. Nun frage ich Euch, ob Ihr es heutzutage verantworten würdet, daß eine

junge Frau allein und ohne zu wissen, wo sie absteigen soll, nach Nara reist?«

Der alte Mann machte große Augen. »Sie sollte nicht einmal daran denken«, erklärte er mit Entschiedenheit. An Otsū gewandt, fuhr er mit der Hand vor seinem Gesicht hin und her und sagte: »Schlagt Euch das aus dem Sinn! Wenn Ihr genau wüßtet, bei wem Ihr unterkommen könnt, wäre das etwas anderes. Aber wenn Ihr das nicht wißt, kann Nara sehr gefährlich für Euch werden.«

Der Teehausbesitzer schenkte sich selbst eine Schale ein und erzählte ihnen, was er über die Lage in Nara wußte. Die meisten Leute, so schien es, lebten in der Vorstellung, daß die alte Hauptstadt ein ruhiger, friedlicher Ort war, wo es viele farbenprächtige Tempel und zahme Hirsche gab – ein Ort jedenfalls, wo man Krieg und Hungersnot überhaupt nicht kannte. Doch das war schon seit langem nicht mehr der Fall. Nach der Schlacht von Sekigahara wußte kein Mensch, wie viele Rōnin, die auf Seiten der Verlierer gekämpft hatten, hierhergekommen waren, um sich zu verbergen. Die meisten von ihnen waren Anhänger der Osaka-Partei und gehörten zur West-Armee, Samurai, die jetzt über keinerlei Einkommen mehr verfügten und kaum hoffen durften, irgendeinen anderen Beruf zu finden. Da das Tokugawa-Shōgunat von Jahr zu Jahr mächtiger wurde, war es höchst zweifelhaft, ob diese Versprengten jemals wieder in aller Offenheit mit dem Schwert ihren Lebensunterhalt verdienen konnten.

In der Landschaft um Nara und den Berg Kōya gab es unzählige Tempel, was es den Tokugawa-Streitkräften außerordentlich erschwerte, dieses Gebiet zu kontrollieren. Hier gab es ideale Verstecke, und die Flüchtlinge kamen scharenweise.

Nach Meinung des alten Mannes wäre das alles nicht so schlimm gewesen, wenn nur bekannte Samurai in dieser Gegend Unterschlupf gesucht hätten, denn diese hatten alle

einen guten Ruf und waren bestimmt imstande, sich und ihre Familien zu unterhalten. Verzwickt wurde das Ganze durch die völlig mittellosen Rōnin, welche die Hintergassen der Städte durchstreiften und in so großer Bedrängnis waren, daß sie selbst zum Verkauf ihres Schwertes bereit gewesen wären, wenn jemand es ihnen abgenommen hätte. Viele von ihnen waren dazu übergegangen, Raufereien zu provozieren, Glücksspiele anzuregen oder auf irgendeine andere Weise die Ruhe zu stören, in der Hoffnung, daß der Aufruhr, den sie hervorriefen, die Osaka-Kräfte dazu bringen würde, sich zu erheben und nach den Waffen zu greifen. Die einst so beschauliche Stadt Nara sei zu einem Nest von Gestrandeten geworden, meinte der Alte. Eine anständige junge Frau wie Otsū könne, ehe sie dorthin ging, gleich ihren Kimono mit Öl tränken und ins Feuer springen. Der von seinem unheilvollen Bericht aufgewühlte Teehausbesitzer schloß damit, daß er Otsū auf die Seele band, sich alles noch einmal genau zu überlegen. Von Zweifeln gepackt, saß Otsū eine Weile schweigend da. Hätte sie auch nur den leisesten Hinweis gehabt, daß Musashi in Nara war, hätte sie keinen einzigen Gedanken an die drohende Gefahr verschwendet. Aber im Grunde hatte sie ja gar nichts, wonach sie sich hätte richten können. Sie war nur mit einer ganz vagen Hoffnung unterwegs nach Nara – genauso, wie sie zu all den anderen Orten unterwegs gewesen war, seit Musashi sie vor Jahresfrist an der Brücke in Himeji verlassen hatte.

Shōda sah es ihrem Gesicht an, wie unentschlossen sie war, und sagte: »Ihr habt gesagt, Ihr heißt Otsū, nicht wahr?« »Ja.«

»Nun, Otsū, ich zögere, es auszusprechen, aber warum gebt Ihr den Plan, nach Nara zu gehen, nicht auf und kommt statt dessen mit mir auf das Lehen KoYagyū?« Da er das Gefühl hatte, ihr mehr von sich erzählen und ihr versichern zu müssen, daß er durchaus ehrenhafte Absichten verfolge, fuhr er fort: »Mein vollständiger Name lautet Shōda Kizaemon; ich stehe

im Dienste der Familie Yagyū. Mein Herr, der bald achtzig Jahre alt wird, ist nicht mehr aktiv und leidet schrecklich unter Langeweile. Als Ihr erzählet, Ihr verdientet Euren Lebensunterhalt mit Flötespielen, kam mir der Gedanke, daß es für ihn sehr trostreich sein könne, wenn Ihr bei ihm wärt und ihm von Zeit zu Zeit auf der Flöte vorspieltet. Meint Ihr, das könnte Euch gefallen?« Der alte Mann stimmte diesem Vorschlag begeistert zu. »Ihr solltet wirklich mit ihm gehen«, drängte er. »Wie Ihr vermutlich wißt, handelt es sich bei dem Fürsten von KoYagyū um Yagyū Muneyoshi. Nun, wo er sich aufs Altenteil zurückgezogen hat, hat er den Namen Sekishūsai angenommen. Als sein Erbe, Munenori, Fürst von Tajima, von Sekigahara heimkehrte, wurde er nach Edo befohlen und zum Lehrmeister im Haushalt des Shōguns ernannt. Nun, es gibt wenig größere Familien in Japan als die Yagyū. Nach KoYagyū eingeladen zu werden, ist schon eine Ehre für sich. Ich bitte Euch, nehmt unter allen Umständen an!«

Als Otsū hörte, daß Kizaemon ein Vasall im Dienste des berühmten Hauses Yagyū war, beglückwünschte sie sich, gleich gefühlt zu haben, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Samurai handelte. Gleichwohl fiel es ihr schwer, auf seinen Vorschlag einzugehen.

Da sie schwieg, fragte Kizaemon: »Habt Ihr etwas dagegen mitzukommen?«

»Das ist es nicht. Ich könnte mir kein besseres Angebot vorstellen. Ich habe nur Angst, mein Spiel könnte für einen so großen Herrn wie Yagyū Muneyoshi nicht gut genug sein.«

»Ach, da macht Euch nur keine Sorgen. Die Yagyū sind ganz anders als die anderen Daimyō. Gerade Sekishūsai hegt die schlichten und stillen Neigungen und Vorlieben eines Teemeisters. Euer mangelndes Selbstvertrauen würde ihn sicher mehr beunruhigen als das, was Ihr Euer mangelndes Können nennt.«

Otsū wurde klar, daß nach KoYagyū zu gehen, statt ohne bestimmtes Ziel nach Nara zu ziehen, eine zumindest geringe Hoffnung bot. Seit Yoshioka Kempōs Tod galten die Yagyū bei vielen als die bedeutendsten Schwertkämpfer im Reich. So war zu erwarten, daß Krieger von überall her bei ihnen vorsprachen; möglicherweise gab es sogar eine Besucherliste. Nicht vorzustellen, wie glücklich es sie machen würde, darin den Namen Miyamoto Musashi zu finden.

Diese Möglichkeit bedenkend, erklärte sie freundlich: »Wenn Ihr meint, daß es das richtige ist, komme ich mit.«

»Tatsächlich? Wunderbar! Ich bin Euch sehr dankbar ... Hmm, ich zweifle, daß eine Frau die lange Strecke bis zum Einbruch der Dunkelheit schafft. Wie steht's, könnt Ihr reiten?«

»Ja.«

Kizaemon trat unter dem Dach des Teehauses hervor und hob eine Hand in Richtung Brücke. Der Reitknecht, der dort wartete, kam mit einem Pferd herbeigelaufen, auf dem Kizaemon Otsū reiten ließ, während er zu Fuß nebenherging.

Jōtarō erspähte sie vom Hügel hinter dem Teehaus aus und rief: »Geht Ihr schon wieder?« »Ja, wir müssen los!« »Wartet auf mich!«

Sie hatten die Uji-Brücke noch nicht halb überschritten, da holte Jōtarō sie ein. Kizaemon fragte ihn, was er denn getrieben habe, und er antwortete, ein Haufen Männer in dem Hain oben auf der Hügelkuppe hätten irgend etwas gespielt. Was für Spiele, wisse er nicht, doch sei es interessant gewesen. Der Reitknecht lachte. »Das kann nur der Abschaum der Rōnin sein, die dort ihre Spielchen treiben. Sie haben nicht genug Geld, um zu essen, und deshalb verlocken sie Reisende dazu, mit ihnen zu spielen, damit sie ihnen auch das letzte Hemd abnehmen können. *Es* ist schon eine Schande!« »Ach, dann verdienen sie sich also ihren Lebensunterhalt mit

Glücksspielen?« fragte Kizaemon.

»Das sind noch die Besseren unter ihnen«, erklärte der Reitknecht. »Viele sind zu Entführern und Erpressern geworden. Sie sind ein verwegenes Gesindel, dem niemand mehr Einhalt gebieten kann.«

»Warum nimmt der Distriktshauptmann sie denn nicht fest oder vertreibt sie wenigstens?«

»Dafür sind ihrer zu viele. Mit so vielen wird er einfach nicht fertig. Wenn alle Rōnin aus Kawachi, Yamato und Kii sich zusammentäten, wären sie stärker als seine Truppen.«

»Wie ich gehört habe, wimmelt es auch auf dem Kya von ihnen.« »Ja. Die aus Tsutsui sind dorthin geflohen. Sie sind entschlossen, dort bis zum nächsten Krieg auszuharren.«

»Dauernd redet Ihr so abfällig über die Rōnin«, mischte Jōtarō sich ein. »Aber einige von ihnen müssen doch auch gute Kerle sein.« »Das ist richtig«, stimmte Kizaemon ihm zu. »Mein Lehrer ist nämlich ein Rōnin.«

Kizaemon lachte und sagte: »Deshalb also bist du für sie eingetreten! Sehr anständig von dir ... Hast du nicht gesagt, du seiest unterwegs zum Hōzōin? Ist dein Lehrmeister dort?«

»Das weiß ich nicht genau, aber er hat gesagt, wenn ich dorthin komme, würden sie mir sagen, wo er ist.« »In welchem Stil kämpft er denn?« »Das weiß ich nicht.«

»Du bist sein Zögling und kennst seinen Stil nicht?«

»Herr«, mischte sich nun der Pferdeknecht ein, »die Schwertfechtkunst ist heutzutage zur Mode geworden; alle Welt will sie erlernen. Ihr werdet allein auf dieser Straße jeden Tag fünf bis zehn Adepten der Schwertkunst finden, was vor allem daran liegt, daß es so viel mehr Rōnin gibt, die sie lehren, als das früher der Fall war.« »Daran liegt es wohl zum Teil.«

»Sie fühlen sich davon angezogen, weil immer wieder

erzählt wird, daß, wenn sie gut mit dem Schwert sind, die Daimyō sich um sie ein Bein ausreißen und sie sich gegenseitig wegschnappen, um sie für vier- oder fünftausend Scheffel Reis zu verpflichten.«

»Eine Möglichkeit, um rasch zu Reichtum zu kommen, wie?« »Richtig. Genau betrachtet, ist das schrecklich. Nicht umsonst trägt sogar dieser Junge hier schon ein Schwert. Wahrscheinlich denkt er, er braucht bloß zu lernen, Leute damit zu prügeln, und er wird zu einem richtigen Mann. Von dieser Sorte haben wir eine ganze Menge, und das Traurige daran ist, daß die meisten von ihnen als Hungerleider enden.« Jōtarōs Zorn entlud sich wie ein Blitz. »Was höre ich da? Sagt das noch einmal!«

»Hört ihn Euch an, diesen Floh, der mit einem Zahnstocher rumläuft! Und trotzdem hält er sich schon für einen großen Krieger.« Kizaemon lachte. »Nun werd mal nicht wütend, Jōtarō! Sieh zu, daß du nicht wieder deine Bambusröhre verlierst!« »Nein, da braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen!«

Sie gingen weiter. Jōtarō schmolte schweigend, und die anderen betrachteten die langsam untergehende Sonne. Schließlich gelangten sie an die Bootslände, wo die Fähre über den Kizu anlegte.

»Hier müssen wir uns trennen, mein Junge. Bald ist es dunkel, und so tust du gut daran, dich zu beeilen. Trödele nicht zuviel unterwegs!« »Und Otsū?« fragte Jōtarō, da er dachte, sie würde mit ihm kommen. »Ach, ich habe ganz vergessen, es dir zu erzählen«, sagte sie. »Ich habe beschlossen, mit diesem Herrn zur Burg von KoYagyū zu gehen.« Jōtarō sah ganz niedergeschmettert aus. »Paß gut auf dich auf«, ermahnte ihn Otsū lächelnd.

»Ich hätte es mir denken können, daß ich am Ende doch wieder allein bin«, sagte er, hob einen Stein auf und ließ ihn

übers Wasser schlittern. »Ach, wir sehen uns bestimmt früher oder später wieder. Dein Zuhause scheint ja die Landstraße zu sein, und ich bin auch viel unterwegs.« Jōtarō machte keinerlei Anstalten weiterzuziehen.

»Wen sucht Ihr eigentlich?« fragte er. »Um was für eine Person handelt es sich denn?«

Ohne eine Antwort zu geben, winkte ihm Otsū zum Abschied zu. Jōtarō lief ein Stück am Ufer entlang und sprang in die Mitte des kleinen Fährboots. Als es, rot in der Abendsonne leuchtend, den Fluß halb überquert hatte, schaute er zurück. Er konnte eben noch Otsū hoch zu Roß und daneben Kizaemon zu Fuß auf jener Straße ausmachen, die zum Kasagi-Tempel hinaufführte. Bald wurden sie von den frühen Schatten des Berges verschlungen.

Der Hōzōin

Wer sich mit dem Waffenhandwerk beschäftigte, kannte den Hōzōin. Wer behauptete, sich diesem Handwerk ernsthaft zu widmen, und dann vom Hōzōin wie von jedem anderen Tempel sprach, brauchte sich nicht zu wundern, wenn er als Großmaul angesehen wurde. Auch bei den Bewohnern der Gegend war er wohlbekannt. Seltsamerweise wußten hingegen nur wenige von dem wesentlich bedeutenderen Shōsōin-Arsenal und dessen unschätzbarer Sammlung wertvollen, alten Kriegsgeräts.

Der Tempel lag auf einem Hügel namens Abura inmitten einer ausgedehnten Sichteichenwaldung – wahrhaftig ein Ort, wie ihn sich mit Vorliebe Kobolde und Elfen aussuchen mochten. Außerdem stieß man hier auf Spuren der herrlichen Nara-Zeit, auf die Ruinen eines Tempels, des Ganrin'in, und des riesigen öffentlichen Badehauses, das die Kaiserin Kōmyō für die Armen hatte bauen lassen. Freilich waren davon nur

noch verstreute Steinfundamente, die aus Moos und Gras hervorschauten, zu sehen. Musashi hatte keinerlei Schwierigkeiten, den Abura zu finden. Dort angekommen, blickte er sich verwirrt um, denn es duckte sich eine ganze Reihe von Tempeln unter den Bäumen. Die Sicheltannen hatten dem Winter getrotzt und in den Regengüssen des Vorfrühlings gebadet – in einem satteren Grün würden die sichelförmigen Nadeln nie leuchten. Über den Wipfeln waren in der heraufziehenden Dämmerung die weiblich-weichen Umrisse des Berges Kasuga gerade noch zu erkennen. Die Gipfel weiter in der Ferne erstrahlten immer noch im hellen Sonnenlicht.

Obwohl keiner der Tempel so aussah, als sei er der richtige, ging Musashi von Tor zu Tor und betrachtete die Schilder mit den daraufgemalten Namen. Im Geist war er so sehr mit dem Hōzōin beschäftigt, daß er sich zuerst irrte, als er das Schild des Ōzōin las, da nur das erste Schriftzeichen anders aussah. Wiewohl er den Irrtum sofort bemerkte, warf er doch einen Blick hinein. Der Ōzōin schien der Nichiren-Sekte zu gehören. Soweit er wußte, war der Hōzōin jedoch ein Zen-Tempel ohne jede Verbindung zu den Nichiren. Noch während er dastand, ging ein junger Mönch, der in den Ōzōin wollte, an ihm vorüber und starrte ihn mißtrauisch an.

Musashi nahm die Kopfbedeckung ab und sagte: »Dürfte ich Euch einen Moment stören? Ich brauche eine Auskunft.« »Was möchtet Ihr wissen?« »Heißt dieser Tempel Ōzōin?«

»Ja. So steht es doch auf dem Schild.«

»Man hat mir gesagt, der Hōzōin liege auf dem Abura. Ist denn das nicht richtig?«

»Ihr findet ihn gleich hinter diesem Tempel. Wollt Ihr zu einem Fechtgang dorthin?«

»Ja.«

»Dann laßt mich Euch einen Rat geben: Geht nicht hin!«

»Warum nicht?«

»Es ist gefährlich. Ich könnte verstehen, wenn jemand, der von Geburt an ein Krüppel ist, dorthin geht, um sich die Beine strecken zu lassen. Wie aber jemand, der mit gesunden und geraden Gliedmaßen ausgestattet ist, hingehen kann, um sich verstümmeln zu lassen, ist mir unerfindlich.« Der Mönch war gutgewachsen und sah anders aus als die üblichen Nichiren-Mönche. Ihm zufolge war die Zahl der Möchtegernkrieger dermaßen angestiegen, daß selbst der Hōzōin sie als eine Plage empfand. Schließlich sei der Tempel in erster Linie ein Heiligtum, das Licht auf die Gesetze Buddhas wirft, wie ja aus seinem Namen hervorgehe. Im wesentlichen sei er für die Religion da; das Waffenhandwerk könne sozusagen nur Beiwerk sein. Kakuzenbō In'ei, der frühere Abt, sei oft bei Yagyū Muneyoshi zu Besuch gewesen. Durch seine Beziehung zu Muneyoshi und Fürst Kōizumi von Ise, einem Freund Muneyoshis, habe er angefangen, sich für das Waffenhandwerk zu interessieren, und schließlich begonnen, zum Zeitvertreib mit dem Schwert zu fechten. Dann habe er versucht, eine neue Technik im Gebrauch der Lanzen zu entwickeln, was, wie Musashi ja wohl bereits wisse, der Ursprung des hochgeachteten Hōzōin-Stils sei.

In'ei sei jetzt vierundachtzig Jahre alt und vollkommen vergreist. Er lebe völlig zurückgezogen, und wenn er doch einmal einen Besucher empfangen, sei er außerstande, eine normale Unterhaltung zu führen; er sitze dann einfach da und mache unverständliche Bewegungen mit seinem zahnlosen Mund. Er scheine nichts von alledem zu begreifen, was man ihm sage. Und was die Lanze betreffe, so wisse er offenbar nicht mehr, was das überhaupt sei. »Ihr seht also«, schloß der Mönch, nachdem er Musashi all dies auseinandergesetzt hatte, »Ihr habt nicht das geringste davon, wenn Ihr dort hineingeht. Wahrscheinlich lernt Ihr den Meister gar nicht kennen; doch selbst wenn Ihr das tätet, würdet Ihr überhaupt nichts von ihm

lernen.« Seine barsche Art ließ deutlich erkennen, daß er Musashi gern losgeworden wäre. Wiewohl er durchaus merkte, daß der Mönch ihn sehr von oben herab behandelte, ließ sich Musashi nicht von seinem Vorhaben abbringen. »Ich habe von In'ei gehört, und ich weiß, daß das, was Ihr über ihn gesagt habt, der Wahrheit entspricht. Ich habe aber auch gehört, daß ein Priester namens Inshun sein Nachfolger sein soll. Es heißt, er sei zwar noch dabei zu lernen, kenne aber bereits die Geheimnisse des Hōzōin-Stils. Soweit ich gehört habe, lehnt er es trotz seiner großen Schülerzahl nie ab, jemand, der zu ihm kommt, zu unterweisen.«

»Ach, Inshun«, sagte der Mönch verächtlich. »An all den Gerüchten ist nichts dran. In Wirklichkeit ist Inshun ein Schüler des Abtes vom Ōzōin. Als In'ei anfang, alt zu werden, meinte unser Abt, es wäre ein Jammer um den guten Ruf des Hōzōin, wenn all das verkomme. Deshalb weihte er Inshun in die Geheimnisse des Umgangs mit der Lanze ein, die er wiederum von In'ei gelernt hatte, und er sorgte dafür, daß Inshun Abt wurde.« »Ich verstehe«, sagte Musashi. »Und Ihr wollt trotzdem hingehen?«

»Nun, ich habe nun einmal diesen weiten Weg gemacht ...«
»Ja, freilich.«

»Ihr sagt, der Hōzōin liegt hinter Eurem Tempel. Was ist besser, linksherum zu gehen oder rechtsherum?«

»Ihr braucht überhaupt nicht außen herum zu gehen. Ihr kommt viel schneller hin, wenn Ihr einfach durch unseren Tempel geht. Dann könnt Ihr den Hōzōin nicht verfehlen.«

Musashi bedankte sich bei dem Mönch und ging an der Klosterküche vorbei in den hinteren Teil des Tempelbezirks, der mit seinem Holzschuppen, einem Lagerhaus für Sojabohnenquark und einem Gemüsegarten von etwa einem Morgen Größe große Ähnlichkeit mit dem Hof eines wohlhabenden Bauern aufwies. Hinter dem Garten erblickte er

den Hōzōin.

Als er zwischen Beeten mit Raps, Rettich und Lauch über den weichen Ackerboden ging, fiel ihm etwas abseits ein alter Mann beim Unkrauthacken auf. Über sein Werkzeug gebeugt, hatte er die Augen aufmerksam auf die Spitze seines Arbeitsgeräts gerichtet. Alles, was Musashi von seinem Gesicht sah, waren schneeweiße Augenbrauen. Bis auf das leise Klirren der Hacke, wenn sie auf einen Stein traf, war es vollkommen still. Musashi nahm an, es handle sich bei dem alten Mann um einen Mönch vom Ōzōin, und er wollte ihn schon ansprechen. Doch ging der Mann so vollständig in seiner Arbeit auf, daß es Musashi ungehörig erschienen wäre, ihn zu stören.

Doch als er schweigend vorüberging, wurde er sich unversehens bewußt, daß der alte Mann aus den Augenwinkeln heraus auf seine Füße starrte. Wiewohl der Greis keine besondere Bewegung machte und auch nicht sprach, fühlte Musashi sich von einer erschreckenden Kraft angefallen – der Kraft eines wolkenzerreißenden Blitzes. Das war kein Tagtraum! Musashi spürte in der Tat, wie die geheimnisvolle Kraft seinen Körper durchbohrte, und so sprang er erschrocken in die Höhe. Ihm war siedend heiß, als wäre er gerade mit knapper Not dem tödlichen Schlag eines Schwerts oder einer Lanze entgangen.

Er blickte über die Schulter zurück und sah, daß ihm immer noch der gebeugte Rücken des Alten zugewandt war. Auch hatte der Rhythmus, mit dem die Hacke fiel, keine Unterbrechung erfahren. Was um alles auf der Welt war das? fragte Musashi sich, immer noch wie benommen von der Kraft, die ihn getroffen hatte. Dann stand er vor dem Tor des Hōzōin. Seine Neugier war ungebrochen.

Während er wartete, daß ein Diener ihm auf seinen Ruf hin aufmache, überlegte er: Inshun muß ein junger Mann sein. Der Mönch hat gesagt, In'ei sei vergreist und wisse gar nicht mehr,

was eine Lanze ist, doch frage ich mich ... Das Erlebnis im Garten wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er rief noch zweimal, doch die einzige Antwort, die er erhielt, war das Echo von den Bäumen ringsum. Da er einen großen Gong neben dem Eingang bemerkte, schlug er gegen diesen, und fast gleichzeitig hörte er tief aus dem Inneren des Tempels eine Antwort.

Ein Priester kam an die Tür, ein großer, sehr muskulöser Mann. Wäre er einer von den Kriegerpriestern vom Berge Hiei gewesen, hätte er ohne weiteres Befehlshaber einer großen Streitmacht sein können. Gewohnt, tagtäglich von Leuten wie Musashi Besuch zu bekommen, bedachte er ihn nur mit einem flüchtigen Blick und fragte: »Ihr seid ein Shugyōsha?« »Ja.«

»Was führt Euch zu uns?« »Ich möchte den Meister kennenlernen.«

Der Priester sagte: »Tretet ein«, wies auf eine Stelle rechts vom Eingang und gab Musashi wortlos zu verstehen, er möge sich zuerst die Füße waschen. Neben der Tür stand ein Wasserbottich, der aus einem Bambusrohr in der Wand gespeist wurde; daneben standen kreuz und quer an die zehn Paar ausgetretene und schmutzige Sandalen.

Musashi folgte dem Priester durch den dunklen Korridor und wurde in einen Vorraum geleitet. Dort, wurde ihm bedeutet, solle erwarten. Weihrauchduft hing in der Luft, und durchs Fenster konnte Musashi die großen Blätter einer Platane erkennen. Neben der beiläufigen Art des Riesen, der ihn hatte eintreten lassen, deutete auch sonst nichts darauf hin, daß es sich nicht um einen ganz gewöhnlichen Tempel gehandelt hätte.

Bei seiner Rückkehr reichte ihm der Priester ein Buch, das die Gästeliste enthielt, und Schreibgerät. Dann sagte er: »Tragt Euren Namen ein, wo Ihr ausgebildet worden seid, und in welchem Stil Ihr kämpft!« Er redete, als gebe er einem Kind Anweisungen.

Die Überschrift der Gästeliste lautete: »Liste derjenigen, die den Tempel aufsuchen, um hier zu lernen. Der Verwalter des Hōzōin.« Musashi schlug das Buch auf und las die Namen durch. Nach dem Vorbild der letzten Eintragung schrieb er die geforderten Angaben in die Liste; die Stelle für den Namen des Lehrers ließ er frei.

Doch gerade dafür interessierte sich der Priester.

Musashis Antwort war im wesentlichen die gleiche, die er auch in der Yoshioka-Schule gegeben hatte. Unter Aufsicht seines Vaters habe er Stockfechten geübt, freilich »ohne sich besonders dabei anzustrengen«. Seit er es sich in den Kopf gesetzt habe, sich ernsthaft der Kunst des Schwertfechtens zu widmen, habe er versucht, überall zu lernen; das Universum sei ihm dabei ebenso Vorbild gewesen wie die Vorgänger überall im Lande. Abschließend sagte er: »Ich bin immer noch dabei zu lernen.«

»Hm. Ihr wißt das sicher schon, doch seit der Zeit unseres ersten Meisters ist der Hōzōin überall seiner Lanzentechnik wegen berühmt. Die Kämpfe, die hier stattfinden, sind hart, ausnahmslos hart. Vielleicht wäre es gut, ehe Ihr weitermacht, nachzulesen, was am Anfang der Gästeliste steht.« Musashi nahm das Buch nochmals zur Hand, schlug es auf und las die Erklärung, die er zuerst überschlagen hatte: »Da ich hergekommen bin, um zu lernen, entbinde ich den Tempel von jeder Verantwortung, falls ich verwundet oder getötet werde.«

»Damit bin ich einverstanden«, sagte Musashi und verzog das Gesicht zu einem leichten Grinsen – das war schließlich für jeden, der ein Krieger werden wollte, eine Selbstverständlichkeit. »Gut. Dann hier entlang.«

Der Dōjō war immens. Die Mönche mußten einen großen Vortragssaal oder irgendein anderes zum Tempel gehöriges Gebäude dafür geopfert haben. Nie zuvor hatte Musashi eine Halle mit so mächtigen Säulen gesehen. Auch entdeckte er an

den Rahmen der Schiebetüren Reste von Farbe, Blattgold und Grundierweiß, Dinge, die man in gewöhnlichen Übungsräumen nicht fand.

Er war keineswegs der einzige Besucher. Über zehn Kampfaspiranten saßen im Wartebereich; hinzu kam noch eine gleiche Anzahl von Priesteranwärtern. Außerdem erblickte er eine ganze Reihe von Samurai, die jedoch nur Beobachter zu sein schienen. Die gespannte Aufmerksamkeit aller galt zwei Lanzenkämpfern, die einen Übungskampf ausfochten. Niemand blickte in seine Richtung, als Musashi in einer Ecke Platz nahm.

Einem Anschlag an der Wand zufolge wurde auf Wunsch auch mit richtigen Lanzen gekämpft, doch die Kontrahenten, die einander gerade gegenüberstanden, benutzten lange eichene Übungswaffen. Trotzdem konnte ein Schlag oder Stoß mit diesen außerordentlich schmerzlich, ja sogar tödlich sein.

Einer der Kämpfenden flog schließlich durch die Luft, und als er sich geschlagen auf seinen Platz zurückschlich, erkannte Musashi, daß dessen Schenkel bereits zur Dicke eines Baumstamms angeschwollen war. Außerstande, sich hinzusetzen, ließ er sich unbeholfen auf ein Knie fallen und streckte das verwundete Bein von sich.

»Der nächste!« kam die Aufforderung vom Sieger, einem Priester von ungewöhnlich anmaßendem Wesen. Er hatte die Ärmel seiner Robe hinten zusammengebunden, und sein ganzer Körper – Beine, Arme, Schultern, selbst die Stirn – schien aus nichts anderem zu bestehen denn aus strotzenden Muskeln. Die Eichenlanze, die er senkrecht vor sich aufgepflanzt hatte, war mindestens zehn Fuß lang.

Ein Gast, der auch an diesem Tag angekommen zu sein schien, meldete sich. Er schob die Ärmel hoch und band sie mit einem Lederriemen fest; dann betrat er das Übungsgeviert. Regungslos stand der muskulöse Priester da, während sein

Herausforderer an die Wand trat, eine Waffe wählte und sich dann nach ihm umdrehte. Der Sitte entsprechend verneigten sich die beiden voreinander, doch kaum hatten sie das getan, stieß der Priester einen heulenden Schrei aus wie ein Wildhund und ließ gleichzeitig seine Lanze mit aller Macht auf den Schädel seines Gegners niedersausen. »Der nächste!« rief der Priester und ging wieder in Ausgangsposition. Das war alles. Der Herausforderer war erledigt. Zwar schien er noch nicht tot zu sein, doch brachte er es nicht fertig, auch nur den Kopf zu heben. Zwei von den Priesteranwärtern schleiften ihn an den Kimonoärmeln fort. Auf dem Boden hinterließ er eine mit Blut vermischte Speichelspur. »Der nächste!« rief der Priester laut und schroff wie zuvor. Zuerst dachte Musashi, dies müsse Inshun, der Nachfolger von Meister In'eï sein, doch die in seiner Nähe Sitzenden erklärten, nein, es handle sich um Agon, einen der ältesten Jünger, welche als Sieben Säulen des Hōzōin bekannt waren. Inshun selbst, so versicherten sie Musashi, brauche nie an irgendwelchen Kämpfen teilzunehmen, da sämtliche Herausforderer zuvor von diesen sieben zu Boden gebracht würden.

»Ist da noch einer?« bellte Agon und hielt seine Übungslanze jetzt waagrecht.

Der stämmige Verwalter verglich seine Liste mit den Wartenden und zeigte dann auf einen.

»Nein, heute nicht ... Ich komme ein andermal wieder.«
»Und wie wär's mit Euch?« »Nein. Mir ist heute nicht danach.«

Einer nach dem anderen machte einen Rückzieher, bis Musashi merkte, daß der Finger des Verwalters auf ihn gerichtet war. »Wie steht es mit Euch?« »Wenn Ihr wollt?«

»Wenn Ihr wollt« – was soll das heißen?« »Es heißt, daß ich gern kämpfen würde.«

Musashi erhob sich, und alle Augen waren auf ihn gerichtet.

Der hochmütige Agon hatte das Übungsgeviert verlassen. Er redete und lachte angeregt mit einer Gruppe von Priestern, doch als sich herausstellte, daß sich doch noch jemand gemeldet hatte, trat ein gelangweilter Ausdruck in sein Gesicht, und er sagte träge: »Soll das doch jemand anders für mich erledigen!« »Ach, komm!« redeten sie ihm gut zu. »Es ist ja nur noch ein einziger.« Agon willigte ein und kehrte zurück in das Übungsgeviert. Er packte erneut die schimmernde, schwarze Holzwaffe, mit der er äußerst vertraut zu sein schien. In schneller Folge nahm er Angriffshaltung ein, wandte Musashi den Rücken zu und stürmte in entgegengesetzter Richtung davon. »Yah-h-h!« Wie ein wutentbrannter Greif schoß er auf die Rückwand zu und schleuderte seine Lanze mit furchtbarer Gewalt auf eine Fläche, die offensichtlich Übungszwecken diente. Die Bretter waren anscheinend vor kurzem erneuert worden, doch obgleich das frische Holz noch federte und nachgab, bohrte Agons blattlose Lanze sich hinein, als wär's Papier.

Agons groteskes Triumphgeheul hallte im Raum wider. Er zog die Lanze aus der Wand und kam tänzelnd auf Musashi zu. Dampf stieg von seinem muskelbepackten Körper auf. Er stellte sich in einiger Entfernung von Musashi kampfbereit auf und funkelte den letzten Herausforderer wild an. Musashi war nur mit seinem Holzsword in der Hand vorgetreten, stand ganz ruhig da und machte ein etwas erstauntes Gesicht. »Fertig!« rief Agon.

Ein trockenes Lachen ließ sich vom offenen Fenster her vernehmen, und eine Stimme sagte: »Agon, sei kein Narr! Schau hin, du Einfaltspinsel! Schau genau hin! Sieh, das ist kein Brett, mit dem du es diesmal zu tun hast.« Ohne seine Kampfhaltung im geringsten zu verändern, blickte Agon zum Fenster hinüber. »Wer ist da?« belferte er.

Wieder lachte jemand, und dann tauchten über der Fensterbank – wie von einem Andenkenhändler dort ausgestellt

– eine glänzende Glatze und zwei schneeweiße Augenbrauen auf.

»Es wird nicht gutgehen, Agon, diesmal nicht. Laß den Mann bis übermorgen warten; dann ist Inshun zurück.«

Musashi, der gleichfalls den Blick zum Fenster gewandt hatte, sah, daß das Gesicht dem alten Mann gehörte, den er auf seinem Weg zum Hōzōin gesehen hatte; kaum war ihm das klargeworden, war der Kopf auch schon wieder verschwunden.

Agon gab immerhin soweit etwas auf die Warnung des alten Mannes, als er den Griff, mit dem er seine Waffe gepackt hatte, etwas lockerte. Doch in dem Moment, da seine Augen wieder denen Musashis begegneten, stieß er in Richtung des Fensters eine Flut von Verwünschungen aus. Er mißachtete den Rat, den ihm der Alte erteilt hatte.

Als Agon seine Waffe wieder fester packte, fragte Musashi der Form halber: »Seid Ihr jetzt bereit?«

Diese Zuvorkommenheit ließ Agon rotsehen. Seine Muskeln waren wie Stahl, und als er sprang, tat er das mit furchteinflößender Behendigkeit. Seine Füße schienen auf dem Boden und in der Luft zugleich zu sein und waren nur noch zitternde Bewegung wie Mondlicht auf Meereswellen. Musashi stand vollkommen regungslos da, zumindest schien es so. Seine ganze Haltung hatte nichts Ungewöhnliches. Er hielt das Schwert mit beiden Händen gerade vor sich hin, doch da er ein wenig kleiner war als sein Gegner und auch nicht so übertrieben muskulös, wirkte er fast entspannt. Am meisten unterschieden sich die beiden aber in ihrem Blick, Musashis Augen waren scharf wie die eines Vogels und ihre Pupillen korallenschimmernd und rot wie helles Blut.

Agon schüttelte den Kopf, vielleicht, um die Schweißströme abzuschütteln, die ihm die Stirn herunterrannen, vielleicht aber auch, um die warnenden Worte des alten Mannes abzuschütteln. Hatten sie doch Eindruck auf ihn gemacht? War

er bemüht, sie aus seinem Bewußtsein zu verdrängen? Aus welchem Grund auch immer – er war jedenfalls außerordentlich erregt. Wiederholt veränderte er seine Stellung, und er versuchte, Musashi zu einer Reaktion zu verleiten, doch dieser blieb regungslos stehen.

Agons Vorstoß wurde wieder von einem durchdringenden Schrei begleitet. In jenem Bruchteil einer Sekunde, der das Treffen entschied, parierte Musashi und ging zum Gegenangriff über. »Was ist geschehen?«

Hastig stürzten Agons Priesterkollegen vor und bildeten einen schwarzen Ring um ihn. Irgend jemand stolperte in dem allgemeinen Durcheinander über seine schwarze Übungslanze und landete mit ausgebreiteten Armen und Beinen auf dem Boden.

Ein Priester, Hände und Brust blutbeschmiert, stand auf und rief: »Arzneien! Bringt die Arzneien! Schnell!«

»Arzneien werdet ihr nicht brauchen!« Das war der alte Mann, der durch den Vordereingang getreten war und die Lage rasch begriffen hatte. Seine Miene wurde säuerlich. »Wenn ich gedacht hätte, Arzneien könnten ihn retten, hätte ich niemals versucht, ihn vom Kampf abzuhalten. So ein Dummkopf!« Für Musashi hatte in diesem Moment niemand ein Auge. Da er nichts Besseres zu tun hatte, ging er zum Eingang, um seine Sandalen anzuziehen. Der alte Mann folgte ihm. »Ihr da!« sagte er. Über die Schulter antwortete Musashi: »Ja?«

»Ich hätte gern ein paar Worte mit Euch gesprochen. Kommt wieder herein!«

Er führte Musashi zu einer hinter dem Übungsraum gelegenen Kammer – eine schlichte, quadratische Zelle, deren einzige Öffnung die Tür bildete. Nachdem sie Platz genommen hatten, sagte der alte Mann: »Eigentlich gehörte es sich ja, daß der Abt käme und Euch begrüßte, aber er ist auf Reisen und wird erst in zwei oder drei Tagen zurück erwartet. Deshalb

erlaube ich mir, es an seiner Stelle zu tun.«

»Das ist sehr freundlich von Euch«, sagte Musashi und neigte den Kopf. »Ich bin dankbar für die gute Lektion, die ich heute erteilt bekommen habe, möchte mich aber für den unseligen Ausgang des Unternehmens entschuldigen.«

»Warum? So etwas kommt vor. Auf so etwas muß man gefaßt sein, wenn man sich auf einen Kampf einläßt. Macht Euch deshalb keine Gedanken.« »Wie schwer ist Agon verletzt?«

»Er war augenblicklich tot«, sagte der alte Mann, und der Atem, der dabei aus seinem Mund drang, war wie ein kalter Wind auf Musashis Gesicht. »Er ist tot?« Zu sich selbst sagte er: »Es ist also abermals geschehen.« Wieder war ein Leben durch sein Holzsword ausgelöscht. Er schloß die Augen und rief im Herzen den Namen Buddhas an, wie er es bei ähnlichen Gelegenheiten in der Vergangenheit auch getan hatte. »Junger Mann!« »Ja, Herr.« »Euer Name lautet Miyamoto Musashi?«

»Das ist richtig.«

»Bei wem habt Ihr die Kunst des Schwertfechtens erlernt?« »Ich habe keinen Lehrer gehabt, jedenfalls nicht so, wie man das sonst versteht. Mein Vater hat mir als Jungen das Stockfechten beigebracht. Seither habe ich bei älteren Samurai in mehreren Provinzen das eine oder andere dazugelernt. Außerdem bin ich einige Zeit im Lande umhergereist und habe dabei von den Bergen und den Flüssen gelernt. Auch von ihnen kann man, glaube ich, viel lernen.«

»Ihr scheint die Dinge richtig zu sehen. Aber Ihr seid zu stark, viel zu stark.«

In der Annahme, gelobt zu werden, errötete Musashi und sagte: »O nein! Ich bin immer noch unreif. Ich begehe immer noch Fehler.« »Das ist es nicht, was ich meine. Euch schadet Eure Stärke. Ihr müßt lernen, sie zu beherrschen, schwächer zu werden.« »Was?« entfuhr es Musashi verblüfft.

»Entsinnt Ihr Euch, daß Ihr soeben durch den Gemüsegarten kamt, wo ich gerade bei der Arbeit war?« »Ja.«

»Als Ihr mich saht, seid ihr beiseite gesprungen, stimmt's?« »Ja.«

»Warum?«

»Nun, irgendwie muß ich mir eingebildet haben, daß Ihr Eure Hacke als Waffe benutzen und es auf meine Beine abgesehen haben könntet. Außerdem fühlte ich mich von Eurem Blick durchbohrt. Dabei hattet Ihr die Augen streng auf den Boden gerichtet. Trotzdem empfand ich etwas Mörderisches in diesem Blick, als ob Ihr eine schwache Stelle bei mir suchtet, um sie anzugreifen.«

Der alte Mann lachte. »Es war genau umgekehrt! Als Ihr noch fünfzig Fuß von mir entfernt wart, hatte ich das Gefühl, es sei etwas Mörderisches in der Luft, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt. Ich spürte das bis in die Spitze meiner Hacke hinein, so kräftig tut sich Euer Kampfgeist und Euer Ehrgeiz in jedem Schritt kund, den Ihr macht. Ich wußte, daß ich darauf gefaßt sein mußte, mich zu verteidigen. Wäre nur einer von den Bauern aus dieser Gegend vorbeigekommen, wäre ich nichts anderes gewesen als ein alter Mann, der Unkraut hackt. Gewiß, Ihr spürtet etwas Streitbares in mir, doch das war nichts weiter als die Spiegelung Eurer eigenen Angriffslust.« Also hatte Musashi, noch ehe er die ersten Worte mit dem Alten gewechselt hatte, recht gehabt in der Annahme, es nicht mit einem gewöhnlichen Mann zu tun zu haben. Jetzt hatte er das ausgeprägte Gefühl, in dem Priester einen Meister gefunden zu haben, dessen Schüler er war. Entsprechend ehrerbietig war seine Haltung dem alten Mann mit dem gebeugten Rücken gegenüber.

»Ich danke Euch für die Lektion, die Ihr mir erteilt habt. Dürfte ich Euren Namen erfahren und was für einen Rang Ihr in diesem Tempel bekleidet?«

»Oh, ich gehöre gar nicht zum Hōzōin. Ich bin der Abt des Ōzōin und heiße Nikkan.« »Ah, so.«

»Ich bin ein alter Freund von In'ei, und als er sich der Kunst des Lanzenkampfes widmete, beschloß ich, mit ihm zusammen zu lernen. Später kamen mir einige Bedenken. Heute rühre ich die Waffe nicht mehr an.« »Dann ist wohl Inshun, der derzeitige Abt im Hōzōin, Euer Schüler?« »Ja, so könnte man es ausdrücken. Doch Priester sollten die Finger von den Waffen lassen. Für meine Begriffe ist es ein Jammer, daß der Hōzōin wegen seiner Waffenkunst und nicht wegen seiner religiösen Inbrunst gerühmt wird. Nun, es hat Leute gegeben, die fanden, es wäre ein Jammer, wenn der Hōzōin-Stil ausstürbe, und so habe ich ihn Inshun gelehrt. Aber sonst niemanden.«

»Dürfte ich fragen, ob Ihr mir in Eurem Tempel Unterkunft gewähren wollt, bis Inshun zurückkehrt?« »Habt Ihr vor, ihn zu fordern?«

»Nun, da ich schon einmal hier bin, würde ich gern sehen, wie der größte Meister mit seiner Lanze umgeht.«

Vorwurfsvoll schüttelte Nikkan den Kopf. »Das ist Zeitverschwendung. Hier gibt es nichts zu lernen.« »Wirklich?«

»Ihr habt bereits gesehen, was es mit der Lanzenfechtkunst des Hōzōin auf sich hat; schließlich habt Ihr mit Agon gekämpft. Was braucht Ihr da sonst noch zu sehen? Wenn Ihr mehr lernen wollt, schaut mich an! Blickt mir in die Augen!«

Nikkan hob die Schultern, schob den Kopf ein wenig vor und starrte Musashi an. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen springen zu wollen. Da Musashi diesen Blick erwiderte, sprühten Nikkans Pupillen zuerst korallenrotes Feuer. Dann aber nahmen sie nach und nach ein azurnes Blau von unglaublicher Tiefe an. Das Strahlen, das von ihnen ausging, machte Musashi ganz benommen, und er mußte den

Blick abwenden. Nikkans keckerndes Gelächter klang wie das Klappern knochentrockenen Holzes. Erst als ein jüngerer Priester eintrat und ihm etwas zuflüsterte, ließ die Intensität seines Blicks nach. »Bringt es herein!« befahl er.

Gleich darauf kehrte der junge Priester mit einem Tablett und einem runden, hölzernen Reisbehälter zurück, aus dem Nikkan eine Schale füllte, die er Musashi reichte.

»Ich empfehle Euch den Teesud und das Eingelegte. Es ist hier im Hōzōin Brauch, dergleichen allen anzubieten, die herkommen, um hier zu lernen. Ihr braucht also nicht zu denken, daß sie Euretwegen besondere Umstände machen. Sie legen ihr eigenes Gemüse ein – es heißt sogar Hōzōin-Eingelegtes. Diese mit Basilikum und roten Pfefferschoten gefüllten Gurken werden Euch bestimmt munden.« Als Musashi die Eßstäbchen zur Hand nahm, spürte er wieder, wie Nikkan ihn scharf anblickte. Noch wußte er nicht, ob die durchdringende Kraft aus dem Tiefinneren des Priesters kam oder eine Reaktion auf irgend etwas war, das von ihm, Musashi, ausging. Als er in eine Gurke biß, überflutete ihn das Gefühl, Takuans Faust sei wieder im Begriff, ihn zu Boden zu werfen, oder aber gleich fliege eine Lanze auf ihn zu.

Nachdem er die Schale Reis und zwei Gurken verzehrt hatte, fragte Nikkan:

»Möchtet Ihr noch etwas?«

»Nein, vielen Dank. Ich habe reichlich gehabt.«

»Wie findet Ihr das Eingelegte?«

»Sehr gut, vielen Dank.«

Selbst als er den Tempel bereits verlassen hatte, war der beizend-stechende Geschmack der Pfefferschoten im Mund das einzige, was ihn an die eingelegten Gurken erinnerte. Freilich war das nicht der einzige Stich, den er verspürte, denn irgendwie war er überzeugt, eine Niederlage eingesteckt zu haben. »Ich habe verloren«, murmelte er vor sich hin, während

er bedächtig durch den Zedernhain schritt. »Irgend jemand war mir weit überlegen!« Huschende Schatten kreuzten im Dämmerlicht seinen Weg: Es waren Hirsche, die er aufgescheucht hatte.

Wo es um schiere Körperkraft ging, habe ich gewonnen – dennoch habe ich das Gefühl, eine Niederlage eingesteckt zu haben. Warum? Habe ich nur äußerlich gewonnen, um innerlich zu unterliegen?

Plötzlich fiel ihm Jōtarō ein, und er kehrte noch einmal in den Hōzōin zurück, in dem noch Licht brannte. Als er sagte, wer er sei, steckte der am Tor Wache stehende Priester den Kopf heraus und fragte: »Was ist? Habt Ihr etwas vergessen?«

»Ja. Morgen oder übermorgen wird jemand herkommen und nach mir fragen. Wenn er das tut, würdet Ihr ihm bitte sagen, daß ich mich am Sarusawa-See aufhalten werde? Er soll dort in den Herbergen nach mir fragen.« »Schön.«

Da die Antwort so gleichmütig kam, fühlte Musashi sich genötigt hinzuzufügen: »Es ist ein Junge, noch sehr jung. Habt also bitte die Freundlichkeit, ihm die Nachricht ganz deutlich auszurichten!«

Als er denselben Pfad wieder hinabschritt, den er heraufgekommen war, sagte Musashi abermals zu sich selbst: »Jetzt weiß ich, daß ich verloren habe. Ich habe sogar vergessen, diese Nachricht für Jōtarō zu hinterlassen. Mich hat einer besiegt, und zwar der alte Abt.« Musashis Niedergeschlagenheit wuchs. Wiewohl er Agon gefällt hatte, konnte er an nichts anderes denken als an seine Unreife, die er in Nikkans Gegenwart deutlich empfunden hatte. Wie sollte er jemals ein großer Schwertkämpfer werden, geschweige denn der allergrößte? Nachdem er sich mit dieser Frage ohnedies Tag und Nacht herumschlug, hatte ihn das heutige Treffen vollends ratlos gemacht. Im Lauf der vergangenen zwanzig Jahre hatte das Gebiet zwischen dem Sarusawa-See und dem

Unterlauf des Sai einen stetigen Aufschwung erlebt, und ein Gewirr von Häusern, Schenken und Läden war aus dem Boden geschossen. Die Verwaltung der Ansiedlung für die Tokugawa oblag erst seit kurzem Okubo Nagayasu, und er hatte seine Verwaltungsbauten in der Nähe errichtet. Mitten im Ort lag das Unternehmen eines Chinesen, der, wie es hieß, vornehmer Abstammung war. Er hatte mit seinen gefüllten Mehlklößen einen solchen Erfolg, daß er sein Lokal bald in Richtung des Sees erweitern konnte.

Musashi blieb dort stehen, weil hier die Lampen am hellsten brannten und am meisten los war, und er überlegte, wo er übernachten solle. Zwar gab es eine Menge Herbergen, doch durfte er nicht zuviel Geld ausgeben; gleichzeitig suchte er jedoch eine Unterkunft, die nicht allzu abseits von der Hauptstraße lag, damit ihn Jōtarō leicht finden konnte. Zwar hatte er gerade im Tempel gegessen, aber als ihm der Duft der gefüllten Klöße in die Nase stieg, verspürte er wieder Hunger. Er trat ein und bestellte einen ganzen Teller voll. Als dieser vor ihn hingestellt wurde, bemerkte Musashi, daß der Name »Lin« auf der Unterseite der Mehlklöße eingebrannt war. Im Gegensatz zu den überscharfen eingelegten Gurken im Hōzōin schmeckten ihm die Klöße vorzüglich.

Das junge Mädchen, welches ihm den Tee einschenkte, erkundigte sich höflich: »Wo habt Ihr vor zu übernachten?«

Musashi, der sich in diesem Viertel nicht auskannte, begrüßte die Gelegenheit, seine Lage zu erklären und sie um ihren Rat zu bitten. Sie sagte ihm, eine Verwandte des Besitzers betreibe eine kleine Herberge, in der er willkommen sei. Ohne eine Antwort von ihm abzuwarten, ging sie davon. Gleich darauf kehrte sie mit einer noch recht jungen Frau zurück, deren rasierte Brauen darauf hindeuteten, daß sie verheiratet war; vermutlich war es die Frau des Wirts.

Die Herberge lag in einer ruhigen Gasse nicht weit vom Lokal entfernt. Offensichtlich handelte es sich um ein

gewöhnliches Wohnhaus, in dem nur gelegentlich Gäste aufgenommen wurden. Die brauenlose Wirtin, die ihm den Weg gezeigt hatte, klopfte leicht an die Tür, wandte sich dann an ihn und sagte leise: »Dies ist das Haus meiner älteren Schwester, Ihr braucht also keinerlei Trinkgeld zu geben.«

Ein Mädchen kam aus dem Haus, und die beiden tuschelten einen Moment miteinander. Offenbar zufriedengestellt, führte das Mädchen Musashi dann in den zweiten Stock hinauf.

Das Zimmer und die Einrichtung waren für eine gewöhnliche Absteige zu gediegen, was Musashi im ersten Augenblick ein gewisses Unbehagen bereitete. Er überlegte, warum eine wohlhabende Familie es wohl nötig habe, zahlende Gäste aufzunehmen. Als er das Mädchen danach fragte, lächelte dieses nur und hüllte sich in Schweigen. Da er bereits gegessen hatte, nahm er nur ein Bad und legte sich schlafen. Doch die Frage wollte ihm nicht aus dem Sinn, bis er schließlich einschlief.

Am nächsten Morgen sagte er zu dem Mädchen: »Ich erwarte hier jemand. Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich noch einen oder zwei Tage bleibe?«

»Keineswegs«, erwiderte es, ohne die Dame des Hauses zu fragen, die jedoch bald darauf kam und ihm ihre Aufwartung machte. Es handelte sich um eine gutaussehende Frau von einigen dreißig Jahren mit einer schönen glatten Haut. Als Musashi versuchte, seine Neugier hinsichtlich des Umstands zu befriedigen, daß sie zahlende Gäste aufnahm, erwiderte sie lachend: »Ehrlich gesagt, ich bin eine Witwe. Mein Gatte war ein Nō-Schauspieler namens Kanze, und da es hier in der Gegend nur so wimmelt von ungehobelten Rōnin, habe ich gern einen Mann im Haus.« Dann erklärte sie noch, daß es zwar hier Schenken und Prostituierte genug gebe, daß aber vielen dieser mittellosen Samurai derlei Zerstreungen nicht genügten. Sie würden die Jugendlichen des Viertels aushorchen und Häuser überfallen, von denen sie wüßten, daß dort keine

Männer wohnten. »Und das nennen sie dann ›Witwen einen Besuch abstatten‹«, fügte sie hinzu. »Mit anderen Worten«, sagte Musashi, »Ihr nehmt Männer wie mich auf, damit sie Euch gleichsam als Leibwache dienen, stimmt's?« »Nun«, erklärte sie lächelnd, »wir sind eben ein männerloser Haushalt. Bitte, bleibt, solange Ihr mögt!«

»Ich verstehe Euch sehr gut. Hoffentlich fühlt Ihr Euch sicher, solange ich hier bin. Ich hätte nur eine Bitte. Ich erwarte einen Besucher, und da habe ich mich gefragt, ob Ihr wohl die Güte hättet, einen Zettel mit meinem Namen am Tor zu befestigen.«

Daraufhin schrieb die Witwe, alles andere als unglücklich darüber, aller Welt verkünden zu können, daß sie einen Mann im Haus hatte, »Miyamoto Musashi« auf einen Zettel und heftete diesen an den Torpfosten. Jōtarō ließ sich an diesem Tag nicht blicken, doch erhielt Musashi am nächsten Tag den Besuch von drei Samurai. Das protestierende Mädchen beiseite schiebend, kamen sie gleich nach oben in sein Zimmer. Musashi sah augenblicklich, daß die drei zu denen gehörten, die im Hōzōin dabeigewesen waren, als er Agon getötet hatte. Sie nahmen im Kreis um ihn herum Platz, als würden sie ihn ihr Leben lang kennen, und fingen sofort an, ihm mächtig um den Bart zu gehen.

»So etwas habe ich mein Lebtag nicht gesehen«, sagte einer. »Und ich bin sicher, der Hōzōin auch nicht. Man stelle sich vor! Ein unbekannter Besucher begehrt Einlaß und fällt eine der Sieben Säulen – einfach so! Und nicht nur irgendeinen, nein, den schreckengebietenden Agon persönlich! Ein Atemzug, und er spuckt Blut. So was bekommt man nicht alle Tage zu sehen.« Ein anderer meinte: »Alle Welt redet darüber. Sämtliche Rōnin fragen sich, wer denn dieser Miyamoto Musashi bloß sein mag. Das war ein schlimmer Tag für den Ruf des Hōzōin.«

»Ihr müßt wahrhaftig der bedeutendste Schwertkämpfer im

ganzen Reich sein!«

»Und dabei noch so jung!«

»Kein Zweifel. Und wenn man bedenkt, daß Ihr mit der Zeit sicher noch besser werdet!«

»Wenn es Euch nichts ausmacht, gestattet mir die Frage: Wie kommt es, daß Ihr mit solchen Fähigkeiten nur ein Rōnin seid? Ein Jammer, daß sich Eures Könnens kein Daimyō bedient!«

Ihr Mund stand nur still, um einen Schluck Tee zu schlürfen und mit großem Appetit Gebäck zu knabbern, wobei die Krumen auf ihren Schoß und auf den Boden hinunterrieselten.

Musashi, dem das dick aufgetragene Lob peinlich war, ließ den Blick von links nach rechts und wieder zurück wandern. Eine Zeitlang hörte er äußerlich ungerührt zu und dachte bei sich, früher oder später müsse ihr Redefluß ja von selbst versiegen. Als sie jedoch keinerlei Anstalten machten, das Thema zu wechseln, ergriff er die Initiative und erkundigte sich, wie sie denn hießen.

»Oh, Verzeihung, ich bin Yamazoe Dampachi, früher im Dienst von Herrn Gamō«, sagte der erste.

Der neben ihm saß, sagte: »Und ich bin Otomo Banryū. Ich beherrsche den Bokuden-Stil und habe große Pläne für die Zukunft.«

»Mein Name ist Yasukawa Yasubei«, sagte der dritte glucksend. »Ich bin nie etwas anderes gewesen als ein Rōnin, genauso wie schon mein Vater.« Musashi fragte sich, warum sie ihre und seine Zeit mit nichtigem Gerede vergeudeten. Es war offenkundig, daß er das nur herausfinden würde, wenn er sie geradeheraus fragte, und so sagte er bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit: »Ihr seid doch vermutlich zu mir gekommen, weil Ihr irgend etwas von mir wollt.«

Sie taten zunächst erstaunt, wieso er nur auf einen solchen

Gedanken verfallen könne, gaben dann jedoch zu, sie seien in einer für sie sehr wichtigen Angelegenheit zu ihm gekommen. »Ehrlich gesagt, haben wir doch ein Ansinnen an Euch. Wißt Ihr, wir haben vor, zu Füßen des Kasuga eine öffentliche Vorstellung zu geben, und wollen mit Euch darüber reden. Wir denken dabei nicht an irgendein Theaterstück oder so etwas. Uns schweben vielmehr eine Reihe von Schaukämpfen vor, um den Leuten einen Begriff von der Schwertfechtkunst zu geben und ihnen gleichzeitig die Möglichkeit zu verschaffen, Wetten abzuschließen.«

Das Gerüst, erzählten sie, werde bereits gezimmert, und die Aussichten seien glänzend. Allerdings fehle noch ein vierter Mann. Denn da sie nur zu dritt seien, könnten ein paar wirklich starke Samurai auftauchen und sie besiegen, was bedeuten würde, daß all ihr schwerverdientes Geld zum Teufel ginge. Jedenfalls seien sie überzeugt, daß Musashi gerade der Richtige für sie sei. Falls er sich ihnen anschließen wolle, wären sie nicht nur bereit, die Einnahmen mit ihm zu teilen, sondern für die Dauer der Schaukämpfe auch noch für sein Essen und seine Unterkunft aufzukommen. Auf diese Weise könne er rasch das Geld zusammenbringen, das er für seine künftigen Reisen brauche.

Musashi amüsierten zuerst ihre Schmeicheleien, doch allmählich wurde er sie leid, und er erklärte: »Wenn das alles ist, was Ihr wollt, brauchen wir nicht weiter darüber zu reden. Ich mache da nicht mit.«

»Aber warum nicht?« fragte Dampachi. »Warum macht Ihr da nicht mit?« Nun brach sich Musashis jugendliches Temperament Bahn. »Ich bin kein Spieler«, stellte er verächtlich fest. »Und essen tue ich mit meinen Stäbchen, nicht mit meinem Schwert.«

»Was soll das heißen?« verwahrten sich die drei, die sich nun beleidigt fühlten. »Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ja, begreift Ihr Narren denn nicht? Ich bin Samurai und habe vor, einer zu bleiben, und wenn ich dabei Hungers sterben sollte. Und jetzt macht, daß Ihr rauskommt!«

Der eine verzog den Mund zu einem tückischen Grinsen, und ein anderer rief zornrot: »Das werdet Ihr noch bedauern!«

Selbstverständlich waren sie sich darüber im klaren, daß sie auch zu dritt gegen Musashi nichts ausrichten konnten. Doch um das Gesicht zu wahren, stapften sie geräuschvoll hinaus, machten finstere Gesichter und taten ihr Bestes, um den Eindruck hervorzurufen, sie wären noch lange nicht mit ihm fertig.

Wie an so manchem Abend um diese Jahreszeit war der Mond milchig verschleiert. Die junge Dame des Hauses, die, solange sie Musashi in ihrem Haus wußte, jeder Sorge ledig war, gab sich besonders viel Mühe, ihm köstliches Essen und Sake von erlesener Qualität vorzusetzen. Er aß im Kreis der Familie und trank sich dabei in eine sanfte Stimmung hinein. Wieder in seinem Zimmer, streckte er auf dem Boden alle viere von sich. Bald hakten seine Gedanken sich bei Nikkan fest. »Es ist demütigend«, sagte er zu sich selbst.

Alle Gegner, die er besiegt hatte, selbst die von ihm Getöteten, verdrängte er aus seinem Denken, als wären sie Schaum. Bei einem Kontrahenten, der ihm überlegen war oder in dem er auch nur eine überwältigende Persönlichkeit spürte, gelang ihm das nicht. Solche Männer waren in seinen Gedanken lebendig, als stünden sie leibhaftig vor ihm, und er dachte ständig darüber nach, wie er ihnen eines Tages womöglich doch überlegen sein könne. »Demütigend!« wiederholte er laut.

Er zog und zerrte an seinem Haarschopf und zermarterte sich das Gehirn, wie er Nikkan überwinden, wie er seinem geradezu überirdischen Blick ohne Blinzeln standhalten solle. Zwei Tage nagte nun diese Frage schon an ihm. Nicht, daß er Nikkan in

irgendeiner Weise Böses gewünscht hätte, er war nur bitterlich enttäuscht über sich selbst.

Tauge ich denn nichts? fragte er sich trübselig. Da er den Schwertkampf ganz allein erlernt hatte und daher keine vorurteilslose Einschätzung seiner eigenen Kräfte hatte, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als daran zu zweifeln, jemals über eine solche Kraft zu gebieten, wie sie der alte Priester verströmete.

Nikkan hatte ihm gesagt, er sei zu stark und müsse lernen, schwächer zu werden. Um diesen Punkt kreisten seine Gedanken immer wieder. Es wollte ihm einfach nicht gelingen, den Sinn dieses Ratschlags zu ergründen. War nicht Stärke die wichtigste Eigenschaft eines Kriegers? War Stärke nicht dasjenige, was einen Krieger den anderen überlegen sein ließ? Wie konnte Nikkan nur einen Makel in ihr sehen?

Vielleicht, sagte Musashi sich, hat der alte Schelm nur mit mir gespielt. Vielleicht hat er angesichts meiner Jugend beschlossen, in Rätseln zu sprechen, mich zu verwirren und sich lustig zu machen? Wer weiß, vielleicht hat er sich, als ich fort war, ausgeschüttet vor Lachen. Zuzutrauen wäre es ihm. In Augenblicken wie diesem überlegte Musashi, ob es wirklich klug gewesen war, in der Burg von Himeji all die vielen Bücher zu lesen. Vorher hatte er sich nie sonderlich viel Gedanken über etwas gemacht oder gar versucht, irgendwelchen Dingen auf den Grund zu gehen. Seither jedoch fand er, wenn irgend etwas passiert war, keine Ruhe, bis er eine ihn zufriedenstellende Erklärung dafür gefunden hatte. Früher hatte er nur nach seinen Gefühlen gehandelt, heute mußte er auch noch die kleinste Kleinigkeit verstehen, ehe er sich mit ihr abfinden konnte. Und das nicht nur, wenn es um die Schwertfechtkunst ging, sondern auch im Hinblick auf die Menschen und die Gesellschaft überhaupt.

Es stimmte, der tollkühne Draufgänger in ihm war gezähmt worden. Trotzdem hatte Nikkan behauptet, er sei zu stark.

Musashi ging davon aus, daß der Abt nicht von reiner Körperkraft gesprochen hatte, sondern von der Waghalsigkeit und dem Kampfesmut, mit denen er geboren worden war. Hatte der Priester das wirklich so gesehen, oder waren es nur Mutmaßungen?

Bücherwissen nützt einem Krieger gar nichts, versicherte Musashi sich immer wieder. Wenn jemand zuviel darüber nachdenkt, was andere denken oder tun, reagiert er wahrscheinlich zu langsam. Ja, hätte Nikkan die Augen auch nur für einen Moment zugemacht und einen falschen Schritt getan, hätte er sich in seine Einzelteile aufgelöst.

Schritte auf der Treppe rissen ihn aus dem Sinnieren. Das Mädchen tauchte auf, und hinter ihr Jōtarō, dessen bräunliche Haut durch den Reiseschmutz noch dunkler geworden war. Sein koboldhafter Schopf war weißgepudert vom Staub. Musashi, der aufrichtig froh war, daß sein kleiner Freund ihn ablenkte, hieß ihn mit offenen Armen willkommen.

Der Junge ließ sich auf den Boden fallen und streckte die dreckstarrenden Beine von sich. »Ich bin hundemüde«, sagte er mit einem Seufzer. »War es schwierig, mich zu finden?«

»Schwierig? Ums Haar hätte ich es aufgegeben. Ich habe überall nach Euch gesucht.«

»Hast du denn nicht im Hōzōin nachgefragt?« »Doch, aber sie haben gesagt, sie wüßten nichts von Euch.« »So, haben sie das gesagt?« Musashis Augen verengten sich zu Schlitzten. »Und dabei habe ich dort ausdrücklich hinterlassen, daß du mich in der Nähe des Sarusawa-Sees finden würdest. Nun, jedenfalls freue ich mich, daß du es auch so geschafft hast.«

»Hier ist die Antwort von der Yoshioka-Schule.« Jōtarō reichte Musashi die Bambusröhre. »Hon'iden Matahachi habe ich zwar nicht gefunden, aber ich habe die Leute in seinem Haus gebeten, ihm auszurichten, was Ihr gesagt habt.«

»Schön, und jetzt lauf und nimm ein Bad! Zu essen werden

sie dir unten geben.«

Musashi entnahm der Hülse den Brief und las ihn. Darin hieß es, Seijūrō freue sich auf »einen zweiten Waffengang«. Falls Musashi nicht, wie versprochen, im nächsten Jahr komme, gehe man davon aus, daß er sich nicht mehr traue. Dann aber werde Seijūrō dafür sorgen, daß Musashi zum Gespött von ganz Kyoto werde. Niedergeschrieben war diese hanebüchene Aufschneiderei in einer sehr unbeholfenen Handschrift, wohl kaum der Seijūrō.

Als Musashi den Brief in Fetzen riß und verbrannte, kamen die verkohlten Aschestücke in die Höhe geflattert wie kleine schwarze Schmetterlinge. Die Schule hatte von einem »Waffengang« geschrieben, doch war klar, daß es dabei nicht bleiben würde. Ein Kampf auf Leben und Tod stand bevor. Wer von den beiden Gegnern würde wohl nächstes Jahr auf diese beleidigende Nachricht hin zu Staub und Asche werden?

Für Musashi war es selbstverständlich, daß ein Krieger von einem Tag auf den anderen zu leben hatte und am Morgen nicht wußte, ob er den Abend noch erleben würde. Trotzdem beunruhigte ihn der Gedanke, daß er im folgenden Jahr vielleicht tot sein könne. Es gab so vieles, was er noch tun wollte. Da war zum Beispiel dieser brennende Ehrgeiz, ein großer Schwertkämpfer zu werden. Doch das war nicht alles. Bis jetzt, so überlegte er weiter, hatte er noch nichts von dem getan, was ein Mensch für gewöhnlich im Lauf eines Lebens tut.

So war er immer noch eitel genug zu glauben, es würde ihm gefallen, einmal Gefolgsleute zu haben genauso wie Bokuden und Fürst Kōizumi von Ise, und zwar viele, die seine Pferde führten und seine Falken trugen. Auch hätte es ihm Freude gemacht, ein richtiges Haus zu haben mit einer guten Frau und treuen Dienern. Er wollte ein guter Herr sein und Wärme und Behaglichkeit des häuslichen Lebens genießen. Und selbstverständlich, hoffte er insgeheim, würde er, ehe er sich

häuslich niederließ, noch eine leidenschaftliche Liebesgeschichte erleben. In all den Jahren, die er damit zugebracht hatte, ausschließlich über den Weg des Schwertes nachzudenken, war er, was nur natürlich war, keusch geblieben. Gleichwohl hatten einige der Frauen, die er in Kyoto oder Nara auf der Straße sah, großen Eindruck auf ihn gemacht, und es war nicht nur ihre Schönheit gewesen, die ihm Spaß gemacht hatte; sie hatten ihn körperlich erregt.

Er dachte an Otsū. Wiewohl sie einer fernen Vergangenheit anzugehören schien, empfand er sich ihr doch eng verbunden. Wie oft hatte ihn nicht allein die Erinnerung an sie, wenn er einsam oder trübsinnig gewesen war, wieder erheitert?

Schließlich riß er sich aus seiner Träumerei heraus. Jōtarō war wieder zu ihm gestoßen, gebadet und gesättigt und stolz darauf, seinen Auftrag erfolgreich erledigt zu haben. Die kurzen Beine gekreuzt und die Hände zwischen den Knien, dauerte es nicht lange, und er erlag seiner großen Müdigkeit. Selbstvergessen und selbstzufrieden döste er offenen Munds dahin, bis ihn Musashi schlafen legte.

Am Morgen war der Junge mit den Spatzen wach. Auch Musashi stand früh auf, denn er hatte vor weiterzuziehen.

Als er sich ankleidete, erschien die Witwe und sagte in bedauerndem Ton: »Ihr scheint es eilig zu haben fortzukommen.« Über dem Arm hatte sie einige Kleidungsstücke, die sie ihm anbot. »Diese Sachen habe ich für Euch als Abschiedsgeschenk genäht: einen Kimono und einen kurzen Überwurf. Ich bin mir nicht sicher, ob Euch die Sachen gefallen, doch hoffe ich, daß Ihr sie tragt.«

Voller Erstaunen sah Musashi die Kleider an. Sie waren so kostbar, daß er sie unmöglich annehmen konnte, zumal er nur zwei Tage geblieben war. Er wollte sie ablehnen, doch die Witwe bestand darauf: »Nein, Ihr müßt sie nehmen. Sie sind ohnehin nichts Besonderes. Mein Mann hat eine Menge alter

Kimono und Nō-Kostüme hinterlassen, die ich nicht gebrauchen kann, und da dachte ich, es wäre schön, wenn Ihr einige davon hättet. Ich hoffe aufrichtig, Ihr weist sie nicht zurück. Jetzt habe ich sie eigens für Euch geändert, und wenn Ihr sie nicht nehmt, sind sie zu nichts mehr zu gebrauchen.«

Sie trat hinter Musashi und hielt ihm den Kimono hin, daß er nur die Arme hineinzustrecken brauchte. Während er ihn anzog, merkte er, daß die Seide von sehr guter Qualität war, was ihn noch verlegener machte. Der ärmellose Überwurf war ein ganz besonders prächtiges Stück; er mußte aus China kommen. Der Saum war mit Goldbrokat besetzt, das Futter bestand aus Seidenkrepp, und der Lederbesatz zum Schließen war violett gefärbt. »Er steht Euch wunderbar!« rief die Witwe.

Jōtarō, der neiderfüllt daneben stand, sagte plötzlich: »Und was bekomme ich?«

Die Witwe lachte. »Du solltest glücklich sein, einen so eleganten Herrn begleiten zu dürfen.«

»Ach«, brummte Jōtarō, »wer will schon einen alten Kimono haben.« »Gibt es denn etwas, das du gern hättest?«

Daraufhin lief der Junge in den Vorraum hinaus, holte eine Nō-Maske von der Wand und sagte: »Ja, die hier.« Seit er sie am Vorabend gesehen hatte, war sie ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen, und jetzt rieb er zärtlich seine Backe an ihr.

Musashi war überrascht, welch guten Geschmack der Junge hatte. Auch er fand die Maske bewundernswert ausgeführt. Es war nicht festzustellen, wer sie gemacht hatte, doch war sie bestimmt zwei- oder dreihundert Jahre alt und offensichtlich wirklich bei Nō-Aufführungen getragen worden. Das mit größter Sorgfalt geschnittene Gesicht war das eines weiblichen Dämons. Doch während Masken dieses Typs für gewöhnlich grotesk mit blauen Flecken bemalt waren, handelte es sich hier um das Gesicht eines äußerst hübschen, feinen Mädchens. Das Besondere daran war, daß nur der eine Mundwinkel auf

geheimnisvolle Weise in die Höhe gezogen war. Offensichtlich hatte der Künstler hier nicht irgendeine Phantasiefratze beschworen, sondern das Antlitz einer lebendigen Wahnsinnigen – wunderschön und doch verhext.

»Die kannst du nicht haben«, erklärte die Frau entschieden und versuchte, dem Jungen die Maske wegzunehmen. Jōtarō wich ihr aus, setzte sich die Maske auf, tanzte durch den Raum und rief dabei trotzig: »Wozu braucht Ihr sie? Sie gehört jetzt mir, und ich werde sie behalten.«

Musashi, den das Verhalten seines Zöglings ebenso verwunderte, wie es ihm peinlich war, versuchte, ihn zu haschen, doch Jōtarō verbarg die Maske in seinem Kimono und lief die Treppe hinunter; die Witwe eilte ihm nach. Wiewohl sie lachte und keineswegs ärgerlich zu sein schien, war sie offensichtlich nicht gesonnen, sich von der Maske zu trennen.

Schließlich kam Jōtarō langsam wieder die Treppe herauf. Musashi, der sich vorgenommen hatte, den Jungen tüchtig zu schelten, saß da und wartete auf ihn. Doch Jōtarō trat ein, machte: »Buhhh!« und hielt sich die Maske vors Gesicht. Musashi erschrak; seine Muskeln spannten sich, und seine Knie zitterten unwillkürlich.

Er fragte sich, warum Jōtarōs Streich so auf ihn wirkte, doch als er im dämmerigen Licht die Maske genauer anschaute, fing er an zu begreifen. Der Schnitzer hatte in sein Werk etwas Unheimliches eingebracht. Der Anflug eines Lächelns, der in der nach oben gezogenen linken Seite des weißen Gesichts zum Ausdruck kam, hatte etwas Besessenes, etwas Teuflisches. »Wenn wir gehen müssen, dann laßt uns gehen«, sagte Jōtarō. Musashi blieb sitzen und sagte: »Warum hast du die Maske immer noch nicht zurückgegeben? Was willst du überhaupt mit so etwas?« »Aber sie hat gesagt, ich darf sie behalten. Sie hat sie mir geschenkt.« »Das hat sie nicht getan. Geh hinunter, und gib sie zurück!« »Doch, sie hat sie mir gegeben. Als ich sie ihr wiedergeben wollte, sagte sie, wenn mir so viel an ihr liegt,

kann ich sie behalten. Ich mußte ihr nur versprechen, sie pfleglich zu behandeln.«

»Was soll ich nur mit dir anfangen?« Musashi schämte sich, so viel angenommen zu haben: erst den wunderschönen Kimono sowie den Überwurf, und nun auch noch diese Maske, welche der Witwe so viel zu bedeuten schien. Gern hätte er ihr das irgendwie vergolten, doch Geld brauchte sie offensichtlich nicht – ganz bestimmt nicht die kleine Summe, die er hätte erübrigen können –, und unter seinen paar Habseligkeiten war kein passendes Geschenk. Er stieg die Treppe hinunter, entschuldigte sich wegen Jōtarōs aufdringlichem Benehmen und versuchte, die Maske zurückzugeben. Doch die Witwe sagte: »Nein! Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr wird mir klar, daß ich ohne sie glücklicher bin. Auch ist ihm soviel daran gelegen ... Seid nicht zu streng mit ihm!«

In der Annahme, die Maske bedeute ihr etwas Besonderes, versuchte Musashi noch einmal, sie ihr zurückzugeben, doch inzwischen hatte Jōtarō seine Strohsandalen wieder angezogen und stand wartend und selbstgefällig lächelnd am Tor. So willigte Musashi, der endlich fortkommen wollte, ein, ihr freundliches Geschenk anzunehmen. Die junge Witwe sagte, es tue ihr mehr leid, Musashi gehen zu sehen, als die Maske zu verlieren. Sie bat ihn mehrere Male, auf alle Fälle bei ihr zu übernachten, wenn er wieder nach Nara käme.

Musashi verknotete gerade die Riemen seiner Sandalen, als die Gattin des chinesischen Klößekochs angelaufen kam. »Ach«, sagte sie außer Atem, »bin ich froh, daß Ihr noch nicht fort seid!« Die Stimme der Frau zitterte, als drohe irgendein schreckliches Ungeheuer gleich über sie herzufallen. Musashi zog erst die Sandalen an, dann hob er den Kopf. »Was gibt's? Was ist denn Schreckliches passiert?«

»Die Priester vom Hōzōin haben gehört, daß Ihr heute aufbrecht. Über zehn von ihnen lauern Euch mit ihren Lanzen irgendwo auf der Hannya-Ebene auf.«

»Was Ihr nicht sagt!«

»Ja, und Inshun, der Abt, ist unter ihnen. Mein Mann kennt einen der Priester, und der sagte, der Mann, der die letzten paar Tage hier gewohnt habe, der Mann namens Miyamoto, verlasse Nara heute, und die Priester wollten ihm unterwegs auflauern.«

Ihr Gesicht zuckte angstvoll, und sie versicherte Musashi, es käme einem Selbstmord gleich, Nara heute morgen zu verlassen. Eindringlich legte sie ihm nahe, noch eine Nacht zu bleiben. Ihrer Meinung nach war es sicherer, sich am nächsten Tag davonzuschleichen.

»Ich verstehe«, sagte Musashi ungerührt. »Ihr sagt, sie haben vor, auf der Hannya-Ebene auf mich zu warten?«

»Wo genau, weiß ich nicht, doch sind sie in diese Richtung davongezogen. Einige in der Stadt sagten, es seien nicht nur die Priester. Sie behaupten, auch ein Haufen Rōnin habe sich zusammengerottet und erklärt, sie wollten Euch fassen und dem Hōzōin übergeben. Habt Ihr irgend etwas Schlechtes über den Tempel verbreitet oder die Priester sonstwie beleidigt?«

»Nein.«

»Nun, sie sagen, die Priester seien außer sich, weil ihr irgend jemand beauftragt hättet, Zettel mit Versen anzukleben, in denen Ihr Euch über den Hōzōin lustig macht. Ihr sollt Euch hämisch freuen, einen von ihren Leuten umgebracht zu haben.«

»Ich habe nichts dergleichen getan. Das Ganze ist ein Mißverständnis gewesen.«

»Nun, wenn es nur ein Mißverständnis war, solltet Ihr nicht hingehen und Euch deshalb umbringen lassen.«

Mit schweißbedeckter Stirn schaute Musashi nachdenklich zum Himmel hinauf. Er mußte daran denken, wie wütend die drei Rōnin gewesen waren, als er ihr Angebot ausgeschlagen hatte. Vielleicht hatte er all dies ihnen zu verdanken. Es würde ihnen nur allzu ähnlich sehen, beleidigende Verse anzukleben und zu behaupten, sie stammten von ihm. Unvermittelt stand er

auf. »Ich gehe«, sagte er.

Er schlang sich den geflochtenen Ledersack auf den Rücken, nahm den Strohhut zur Hand und dankte den beiden Frauen für ihre Freundlichkeit. Als er sich anschickte, zum Tor hinauszugehen, folgte ihm die in Tränen aufgelöste Witwe und flehte ihn an, noch zu bleiben.

»Wenn ich noch eine Nacht bleibe«, erklärte er ihr, »bringt das gewiß Schwierigkeiten für Euer Haus. Und das möchte ich auf keinen Fall, nachdem Ihr so gütig zu uns gewesen seid.«

»Das ist mir gleichgültig.« Sie ließ sich nicht überzeugen. »Hier wäret Ihr sicherer.«

»Nein, ich gehe jetzt. Jōtarō! Bedanke dich bei der Dame!« Pflichtschuldig neigte der Junge den Kopf und tat, wie ihm geheißen. Auch er schien niedergeschlagen, doch nicht, weil es ihm leid getan hätte zu gehen. Recht besehen, kannte Jōtarō Musashi ja gar nicht. Nachdem er in Kyoto gehört hatte, sein Herr sei ein Schwächling und ein Hasenfuß, war es kein Wunder, daß die Vorstellung, ihn von den berühmten Lanzenkämpfern des Hōzōin angegriffen zu sehen, ihn sehr bedrückte. Trübsinn und bange Vorahnungen schlichen sich in sein junges Herz.

Auf der Hannya-Ebene

Traurig stapfte Jōtarō hinter seinem Herrn drein. Er hatte Angst, daß jeder Schritt sie dem sicheren Tode näherbrachte. Als ihm kurz zuvor auf der feuchten und schattigen Straße ein Tautropfen in den Halsausschnitt gefallen war, hätte nicht viel gefehlt, und er wäre in Wehklagen ausgebrochen. Die schwarzen Krähen, die er immer wieder sah, verstärkten das Gefühl der Unheimlichkeit.

Nara lag weit hinter ihnen. Durch die Reihen der Zedern,

welche die Straße säumten, konnten sie die sanft ansteigende Ebene erkennen, die zur Hannya-Höhe führte. Rechter Hand ragten die Gipfel des Mikasa in den friedlichen Himmel.

Daß er und Musashi geradewegs auf jene Stelle zumarschierten, wo die Lanzenkämpfer des Hōzōin im Hinterhalt lauerten, ergab für Jōtarō überhaupt keinen Sinn. Es hätte doch so viele Möglichkeiten gegeben, sich zu verbergen. Warum nicht bei einem der vielen Tempel unterwegs Unterschlupf suchen und die Zeit abwarten? Das wäre doch viel vernünftiger. Er überlegte, ob Musashi womöglich vorhabe, sich bei den Priestern zu entschuldigen, selbst wenn er ihnen überhaupt nichts Böses angetan hatte. Jōtarō nahm sich fest vor, falls Musashi um Verzeihung bäte, das gleiche zu tun. Über Gut und Böse und über Recht und Unrecht nachzudenken, war jetzt wirklich nicht die Zeit. »Jōtarō!«

Der Junge erschrak, als er seinen Namen rufen hörte. Er hob die Augenbrauen, und sein ganzer Körper spannte sich. In der Annahme, sein Gesicht sei kreideweiß vor Angst, und da er nicht kindisch erscheinen wollte, schaute er tapfer in die Höhe. Auch Musashi blickte zum Himmel auf, aber der Junge war mutloser denn je.

Doch Musashi fuhr unbekümmert heiter fort wie immer. »Das ist schön, nicht wahr? Es ist, als würden die Nachtigallen nur für uns singen.« »Was?« wollte der Junge verwundert wissen. »Die Nachtigallen, habe ich gesagt.« »O ja, die Nachtigallen. Es gibt hier welche, nicht wahr?« An Jōtarōs bleichen Lippen erkannte Musashi, wie verzagt der Junge war. Er tat ihm leid. Schließlich konnte es sein, daß er im Handumdrehen wieder mutterseelenallein war, und das auch noch in der Fremde. »Wir nähern uns der Hannya-Höhe, oder?« fragte Musashi.

»Gewiß«.

»Ja, und was nun?«

Jōtarō gab keine Antwort. Der Gesang der Nachtigallen traf auf taube Ohren. Er konnte die düstere Ahnung nicht verscheuchen, daß sie bald für immer auseinandergerissen würden. Seine Augen, in denen der Schalk gefunktelt hatte, als er Musashi mit der Maske erschreckt hatte, waren jetzt voller Besorgnis und Trauer.

»Ich denke, ich lass' dich besser hier zurück«, sagte Musashi. »Wenn du mitkommst, könntest du zufällig etwas abbekommen. Es wäre sinnlos, dich irgendwelcher Gefahr auszusetzen.«

Da war es mit Jōtarōs Fassung vorbei. Als wäre ein Damm gebrochen, liefen ihm die Tränen über die Wangen. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, und seine Schultern zuckten. Wie beim Schluckauf wurde sein Weinen von krampfartigen Seufzern unterbrochen.

»Was soll denn das? Ich denke, du willst den Weg der Samurai gehen? Wenn ich einen Ausfall mache und davonlaufe, läufst du in dieselbe Richtung. Werde ich getötet, kehrst du in die Schenke bei Kyoto zurück. Nun aber gehe auf die kleine Anhöhe und sieh von dort aus zu! Dort wirst du alles im Auge behalten können, was geschieht.«

Nachdem er sich die Tränen fortgewischt hatte, packte Jōtarō Musashi beim Ärmel und platzte damit heraus: »Laßt uns weglaufen!« »So redet aber ein Samurai nicht! Und das willst du doch werden, oder?« »Ich habe Angst. Ich will nicht sterben.« Mit zitternden Händen versuchte er immer noch, Musashi zurückzuzerren. »Denkt an mich!« flehte er. »Bitte, laßt uns davonlaufen, solange noch Zeit dazu ist!«

»Wenn du so was sagst, möchte auch ich davonlaufen. Du hast keine Eltern, die sich um dich kümmern – genauso ist es mir ergangen, als ich so alt war wie du. Aber ...«

»Dann kommt! Worauf warten wir noch?«

»Nein!« Musashi richtete sich auf, stellte sich mit

gespreizten Beinen hin und blickte das Kind offen an. »Ich bin ein Samurai. Du bist der Sohn eines Samurai. Wir werden nicht fortlaufen.«

Da er hörte, wie endgültig das klang, was Musashi sagte, gab Jōtarō auf. Er setzte sich nieder, und schmutzige Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er die roten, geschwollenen Augen rieb.

»Keine Angst!« sagte Musashi. »Ich habe nicht die Absicht, mich besiegen zu lassen. Ich werde gewinnen. Und dann kommt alles wieder in Ordnung, meinst du nicht auch?«

Für Jōtarō hatte das nichts Tröstliches. Er glaubte Musashi kein Wort. Da er wußte, daß die Lanzenkämpfer vom Hōzōin über zehn Mann stark waren, bezweifelte er angesichts Musashis Ruf dessen Fähigkeit, auch nur mit einem, geschweige denn mit allen auf einmal fertig zu werden. Musashi seinerseits riß allmählich die Geduld. Er mochte Jōtarō, und der Junge tat ihm leid, aber dies war wirklich nicht der Augenblick, über die Nöte von Kindern nachzudenken. Die Lanzenkämpfer waren nur aus einem einzigen Grund da: um ihn zu töten. Er mußte darauf gefaßt sein, ihnen entgegenzutreten, und Jōtarō wurde nachgerade zu einer Plage. Seine Stimme bekam etwas Schneidendes, als er sagte: »Hör jetzt auf zu flennen! Wenn du so weitermachst, wirst du nie ein Samurai. Kehr doch um, und geh in deine Schenke!« Entschlossen und nicht allzu sanft stieß er den Jungen von sich.

Jōtarō, bis ins Mark getroffen, hörte augenblicklich auf zu weinen. Auf seinem Gesicht malte sich Verwunderung. Er sah seinen Herrn in Richtung der Hannya-Höhe davonstapfen. Schon wollte er hinter ihm herrufen, widerstand jedoch diesem Drang. Statt dessen zwang er sich, mehrere Minuten hindurch still zu sein. Dann hockte er sich unter einen nahegelegenen Baum, schlug die Hände vors Gesicht und knirschte mit den Zähnen. Musashi blickte nicht zurück, doch Jōtarōs Schluchzer hallten in seinen Ohren wider. Ihm war, als könne er den unglücklichen und verängstigten kleinen Jungen durch seinen

Hinterkopf sehen, und er bedauerte, ihn überhaupt mitgenommen zu haben. Es reichte wahrhaftig, auf sich selbst achtzugeben. Wenn man selbst noch unreif ist und nur sein Schwert hat, auf das man sich verlassen kann, und keine Ahnung von dem, was das Morgen bringen mag –was brauchte man da noch einen Gefährten?

Die Bäume lichteteten sich. Er fand sich auf einer offenen Ebene wieder, die in Wirklichkeit aus den leicht abfallenden Ausläufern des Gebirges bestand, das sich in der Ferne erhob. Auf der Straße, die zum Mikasa abzweigte, hob ein Mann grüßend die Hand. »He, Musashi! Wohin des Wegs?«

Musashi erkannte den Mann, der da auf ihn zukam; es war Yamazoe Dampachi. Obwohl er sofort spürte, daß Dampachi nur darauf aus war, ihn in eine Falle zu locken, begrüßte er ihn ausgesprochen herzlich. »Freut mich, Euch zufällig zu treffen«, sagte Dampachi. »Ich wollte Euch schon immer sagen, wie leid mir das neulich getan hat.« Er sprach mit ausgesuchter Höflichkeit und beobachtete Musashis Gesicht dabei sehr aufmerksam. »Ich hoffe, Ihr vergeßt diese Angelegenheit. Das Ganze war ein Fehler.«

Dampachi selbst war sich nicht so sicher, was er von Musashi halten sollte. Er war außerordentlich beeindruckt gewesen von dem, was er im Hōzōin zu sehen bekommen hatte. Ja, wenn er nur daran dachte, überlief es ihn eiskalt. Trotzdem war Musashi nichts weiter als ein Rōnin aus der Provinz, der nicht älter als ein- oder zweiundzwanzig Jahre sein konnte, und Dampachi war weit davon entfernt, sich selbst eingestehen zu können, daß jemand mit dieser Herkunft und diesem Alter ihm überlegen sein könne. »Wohin geht Ihr?« fragte er nochmals.

»Ich habe vor, über Iga zur Straße nach Ise zu kommen. Und Ihr?« »Ach, ich habe in Tsukigase einiges zu erledigen.« »Das ist nicht weit vom Lehen KoYagyū entfernt, nicht wahr?«

»Nein, nicht weit.«

»Dort hat doch Fürst Yagyū seine Burg, oder?«

»Ja, in der Nähe eines Tempels, der Kasagidera heißt. Ihr solltet dort unbedingt einmal hingehen. Der alte Fürst, Muneyoshi, lebt zwar wie ein Teemeister, ganz zurückgezogen auf dem Altenteil, und sein Sohn Munenori ist in Edo, trotzdem solltet Ihr einmal dort vorsprechen und Euch alles ansehen.«

»Ich glaube kaum, daß Fürst Yagyū einem umherziehenden Schwertkämpfer Unterricht geben würde.«

»Das wäre doch möglich. Und selbstverständlich würde es Euch weiterhelfen, wenn Ihr eine Empfehlung hättet. Ich kenne da zufällig einen Waffenschmied in Tsukigase, der für das Haus Yagyū arbeitet. Wenn Ihr möchtet, könnte ich ihn bitten, Euch ein Empfehlungsschreiben zu geben.« Breit hingelagert erstreckte sich die Ebene meilenweit vor ihnen; am Horizont ragte nur hier und da eine einsame Fichte oder eine Schwarztaune auf. Über die leichten Buckel und Senken schlängelte sich die Straße. Dort, wo die Hänge der Hannya-Höhe anstiegen, entdeckte Musashi den braunen Rauch eines Feuers, der über eine niedrige Hügelkuppe herübergeweht wurde.

»Was ist das?« fragte er. »Was soll was sein?« »Der Rauch dort drüben.«

»Was soll schon Besonderes an einem Rauch sein?« Dampachi stand ganz nahe neben Musashi, und während er ihm ins Gesicht starrte, verhärteten sich unübersehbar seine Züge.

Musashi zeigte mit dem Finger: »Der Rauch dort drüben, der ist doch verdächtig«, sagte er. »Findet Ihr nicht auch?« »Verdächtig? Wieso?«

»Verdächtig, wißt Ihr, wie Euer Gesichtsausdruck in diesem Augenblick«, sagte Musashi schneidend und fuhr unvermittelt mit dem Finger herum. Ein singender Pfeiflaut durchbrach die

Stille auf der Ebene. Dampachi japste, während Musashi zustieß. Da seine Aufmerksamkeit durch Musashis Zeigefinger abgelenkt war, hatte Dampachi nicht gemerkt, daß Musashi sein Schwert gezogen hatte. Dampachis Körper flog in die Höhe und landete mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, von dem er sich nie wieder erheben sollte.

Aus der Ferne ließ sich ein Alarmruf vernehmen, und zwei Männer tauchten auf einer Hügelkuppe auf. Einer schrie, dann machten beide kehrt und sahen zu, daß sie fort kamen, wobei sie wild mit den Armen in der Luft herumfuchteten.

Das Schwert, das Musashi zu Boden senkte, schimmerte im Sonnenlicht; frisches Blut tropfte von seiner Spitze. Musashi marschierte geradewegs auf den Hügel zu, doch wiewohl der Frühlingswind ihn sanft umfächelte, fühlte er, wie sich seine Muskeln anspannten. Vom Scheitel der Kuppe blickte er auf das Feuer hinab.

»Er ist da!« rief einer der Männer, die geflohen waren und die sich nun den anderen angeschlossen hatten; es waren an die dreißig. Musashi erkannte Dampachis Spießgesellen Yasukawa Yasubei und Otomo Banryū. »Er ist da!« wiederholte papageienhaft ein anderer.

Sie hatten es sich auf dem Boden bequem gemacht und sprangen jetzt alle auf. Zur Hälfte waren es Priester, der Rest schien ein bunt zusammengewürfelter Haufe Rōnin zu sein. Als Musashi etwas näher kam, ging wortlos ein wilder Ruck durch die Gruppe. Sie sahen das blutgerötete Schwert, und plötzlich wurden sie sich bewußt, daß der Kampf bereits begonnen hatte. Statt Musashi anzugreifen, hatten sie ums Feuer gesessen und mußten nun erleben, daß er sie herausforderte. Yasukawa und Otomo redeten, so schnell sie konnten, und schilderten mit weit ausholenden Gesten, wie Yamazoe überlistet worden war. Die Rōnin kochten vor Wut und machten finstere Gesichter, während die Priester vom Hōzōin sich kampfbereit aufstellten und Musashi drohend

anfunkten.

Die Priester waren ausnahmslos mit Lanzen bewaffnet. Die schwarzen Ärmel hochgeschoben, standen sie kampfbereit da, offensichtlich entschlossen, Agons Tod zu rächen und die Ehre des Tempels wiederherzustellen. Sie bildeten einen wunderlichen, düsteren Haufen, als wären sie der Hölle entstiegene Dämonen.

Die Rōnin bildeten einen Halbkreis, damit sie zusehen konnten und um Musashi am Entkommen zu hindern.

Diese Vorsichtsmaßnahme erwies sich freilich als überflüssig, denn Musashi machte weder Anstalten zurückzuweichen noch solche davonzulaufen. Ja, er marschierte gleichmäßigen Schrittes weiter geradewegs auf sie zu. Langsam, Schritt für Schritt, kam er näher und sah aus, als wolle er jeden Augenblick vorwärts stürmen.

Einen Moment lang herrschte unheilvolles Schweigen, da beide Seiten des nahen Tods gedachten. Musashis Gesicht nahm eine tödliche Blässe an, und aus seinen Augen starrte giftsprühend der Gott der Rache. Musashi suchte sich sein Opfer aus.

Weder die Priester noch die Rōnin waren von einer solchen Spannung erfüllt wie Musashi. Sie zogen Zuversicht aus ihrer Überzahl, und ihr Optimismus war unerschütterlich. Dennoch wollte keiner der erste sein, der angegriffen wurde.

Ein Priester am Ende des Trupps der Lanzenträger gab ein Signal, woraufhin sie, ohne die Formation aufzugeben, auf Musashis rechte Seite schwenkten.

»Musashi! Ich bin Inshun«, rief der Priester. »Man hat mir berichtet, Ihr wäret zum Tempel gekommen, während ich fort war, und hättet Agon getötet. Und dann sollt Ihr öffentlich die Ehre des Hōzōin beschmutzt und Euch über uns lustig gemacht haben, indem Ihr überall Zettel angeklebt habt. Stimmt das?«

»Nein!« schrie Musashi. »Wenn Ihr ein Priester seid, solltet

Ihr es besser wissen und nur dem trauen, was Ihr seht und hört. Ihr solltet die Dinge mit Herz und Verstand prüfen.«

Es war, als hätte er Öl ins Feuer geschüttet. Ohne auf ihren Anführer zu achten, fingen die Priester an zu schreien. Reden sei billig, sagten sie, es sei an der Zeit zu kämpfen.

Dem pflichteten begeistert die Rōnin bei, die sich links vor Musashi zu einem dichten Haufen zusammengetan hatten. Schreiend, fluchend und mit ihren Schwertern in der Luft herumfuchtelnd, versuchten sie, die Priester zum Kampf anzustacheln.

Musashi, der überzeugt war, daß die Rōnin nur ein großes Maul hatten und nicht wirklich gesonnen waren zu kämpfen, wandte sich nun ihnen zu und rief: »Schön! Wer von Euch möchte der erste sein?«

Bis auf zwei oder drei Beherzte wichen die Rōnin ein Stück zurück, damit keinen Musashis todbringender Blick treffe. Die zwei bis drei Tapferen nahmen Aufstellung und forderten ihn mit vorgestreckten Schwertern heraus. Im Nu hatte sich Musashi wie ein Kampfhahn auf einen von ihnen gestürzt. Es klang, als würde eine Flasche entkorkt, und die Erde färbte sich rot. Dann ertönte ein markerschütternder Schrei – kein Schlachtruf und kein Fluch, sondern ein Heulen, daß einem das Blut in den Adern gerann. Musashis Schwert fuhr zischend und schwirrend durch die Luft, und der Widerhall in seinem Körper sagte ihm, wann er auf Menschenknochen traf. Blut und Hirnmasse spritzten von seiner Klinge; Finger und Arme flogen durch die Luft.

Die Rōnin waren eigentlich gekommen, um einem Gemetzel zuzusehen, nicht aber, um an einem teilzunehmen. Nun hatte ihr vorlautes Lärmen Musashi veranlaßt, sie als erste anzugreifen. Zu Anfang schlugen sie sich einigermaßen tapfer, weil sie meinten, die Priester würden ihnen bald zu Hilfe eilen. Doch diese standen stumm und regungslos da, während

Musashi der Reihe nach fünf oder sechs Rōnin erschlug. Es dauerte nicht lange, bis die anderen in heilloser Verwirrung wild durcheinanderhieben, wobei sie sich auch noch gegenseitig verwundeten.

Die ganze Zeit hindurch war Musashi sich nicht wirklich bewußt, was er eigentlich tat. Er befand sich in einem entrückten Zustand, in einer Art mörderischem Traum, bei dem Körper und Seele sich in seinem drei Fuß langen Schwert konzentrierten. Unwillkürlich standen ihm alle seine Lebenserfahrungen zur Verfügung: das Wissen, das sein Vater ihm eingebleut, und was er bei Sekigahara gelernt hatte, die Dinge, die er in den verschiedenen Schwertkampfschulen gehört hatte, und die Lehren, die ihm von Bergen und Bäumen erteilt worden waren. All dies verwirklichte sich nun in den raschen Bewegungen seines Körpers. Gleich einem Wirbelwind mähte er die Reihen der Rōnin nieder, die ihm fassungslos und voll Schreck ins Schwert liefen. Einer der Priester hatte während der kurzen Dauer dieses Kampfes gezählt, wie oft er ein- und ausatmete. Als er zum zwanzigsten Mal Atem geholt hatte, war alles vorbei.

Musashi war vom Blut seiner Opfer durchnäßt. Die wenigen Rōnin, die noch lebten, waren gleichfalls blutgetränkt. Die Erde, das Gras, selbst die Luft war voller Blut. Als einer der Rōnin einen Schrei ausstieß, stoben die überlebenden Gefährten in alle Richtungen auseinander.

Während all dies sich abspielte, wandte Jōtarō sich mit einem innigen Gebet an den Kriegsgott. Die Hände ausgestreckt und die Augen himmelwärts gerichtet, flehte er: »O Hachiman, steh ihm bei! Mein Herr steht hier auf der Ebene einer erdrückenden Überzahl gegenüber. Er ist schwach, aber er ist kein schlechter Mensch. Bitte, hilf ihm!«

Obwohl Musashi ihn aufgefordert hatte fortzugehen, ließ ihn der Ort nicht los. Er saß, Hut und Maske neben sich, auf einem Erdbuckel, von dem aus er gut verfolgen konnte, was sich um

das rauchende Feuer in der Ferne abspielte.

»Hachiman, Kompira und Gott vom Kasuga-Schrein! Seht, mein Herr läuft dem Feind geradewegs in die Arme. Ach, ihr Götter im Himmel, beschützt ihn! Er ist ja von Sinnen! Für gewöhnlich ist er doch mild und gütig, seit heute morgen muß er aber verrückt sein, sonst würde er es nicht mit so vielen auf einmal aufnehmen. Ach, bitte, bitte, helft ihm!«

Nachdem er die Gottheiten hundertmal und noch öfter angerufen hatte und keinerlei sichtbares Ergebnis seiner Bemühungen sah, geriet er in Wut und schrie: »Gibt es denn keine Götter mehr in diesem Land? Wollt ihr zulassen, daß die Bösen gewinnen und der Gute umgebracht wird? Wenn ihr das zulaßt, dann ist alles, was sie mir über Recht und Unrecht jemals beigebracht haben, Unsinn. Ihr könnt doch nicht zulassen, daß er getötet wird! Wenn ihr das zulaßt, spucke ich auf euch!«

Als er Musashi umzingelt sah, wurden seine Anrufungen zu Flüchen, die nicht nur dem Feind galten, sondern den Göttern selbst. Doch als ihm aufging, daß das Blut, welches dort auf der Ebene vergossen wurde, nicht das seines Herrn war, wechselte er unvermittelt den Ton: »Seht! Mein Herr ist doch kein Schwächling! Er schlägt sie!«

Es war das erste Mal, daß Jōtarō Zeuge wurde, wie Menschen Tieren gleich bis auf den Tod miteinander kämpften; nie zuvor hatte er soviel Blut auf einmal gesehen. Ihm war, als stehe er dort drüben selbst mitten unter den Kämpfenden, von oben bis unten mit Blut bespritzt. Sein Herz schlug Purzelbäume, ihm war schwindlig, und er wußte sich nicht zu fassen. »Seht ihn an! Ich hab' euch ja gesagt, daß er es fertigbringt! Was für ein Angriff! Und schaut diese albernsten Priester! Wie verängstigte Krähen stehen sie da und wagen es nicht, einen Schritt vorwärts zu machen!« Diese Aussage war jedoch verfrüht, denn noch während er die Worte sagte, rückten die Priester vom Hōzōin auf Musashi zu.

»Ach, ach! Das sieht aber schlimm aus. Sie greifen ihn alle auf einmal an. Musashi ist in Gefahr!« Alles vergessend und außer sich vor Angst um seinen Herrn, schoß Jōtarō wie ein Feuerball auf die Stätte zu, an der sich das Unheil zusammenbraute.

Inshun der Abt gab den Befehl zum Angriff, und gleich darauf traten die Lanzenkämpfer mit einem furchtbaren Aufschrei in Aktion. Die blitzenden Waffen zischten durch die Luft, als die Priester wie Bienen, die aus einem Bienenkorb hervorbrechen, ausschwärmten. Ihre geschorenen Köpfe verstärkten noch ihr barbarisches Aussehen.

Da jeder Priester die Waffe trug, mit der er am besten kämpfen konnte, waren ihre Lanzen von unterschiedlichster Form: die üblichen konisch zulaufenden, flache, kreuzförmige und hakenartige, kurz, eine Vielfalt von Spitzen und Klingen. Heute hatten sie Gelegenheit zu zeigen, wie die Kampfweisen, die sie beim Üben ausfeilten, sich in der Schlacht bewähren würden.

Während die Priester ausschwärmten, sprang Musashi, der eine Finte erwartete, zurück, um ganz auf der Hut sein zu können. Abgespannt und ein wenig benommen vom vorherigen Waffengang, hielt er seinen Schwertgriff fest gepackt. Er klebte von Schmutz und Blut, und Schweiß benahm ihm die Sicht. Aber er war entschlossen, wenn es sein mußte, mit einem großartigen Abgang zu sterben.

Zu seiner Überraschung griffen ihn aber die Priester nicht an. Statt sich, wie er erwartete, auf ihn zu stürzen, fielen sie wie rasende Hunde über ihre Verbündeten her. Sie jagten hinter den fliehenden Rōnin her und schlugen erbarmungslos auf die laut Protestierenden ein. Die ahnungslosen Rōnin, die vergeblich versucht hatten, die Lanzenträger auf Musashi zu hetzen, wurden nun aufgeschlitzt, zerstückelt, durch den Mund aufgespießt, gevierteilt oder auf irgendeine andere Weise dahingemetzelt, bis nach einem ebenso gründlichen wie

blutrünstigen Gemetzel keiner von ihnen mehr am Leben war. Musashi wollte seinen Augen nicht trauen. Warum hatten die Priester sich gegen diejenigen gekehrt, die doch auf ihrer Seite standen? Warum diese Heimtücke? Vor wenigen Augenblicken noch hatte er selbst gekämpft wie ein wildes Tier, jetzt konnte er kaum die Grausamkeit ertragen, mit der diese Männer, die doch immerhin dem geistlichen Stand angehörten, die Rōnin niedermetzten. Er, der eben selbst noch für kurze Zeit in ein gedankenloses Tier verwandelt war, fand durch den Anblick des tierischen Treibens der Lanzenkämpfer wieder zu seinem alten Selbst zurück. Die Erfahrung war ernüchternd.

Dann merkte er, daß ihn jemand am Ärmel und am Hosenbein zupfte. Als er hinunterblickte, sah er Jōtarō, der Tränen der Erleichterung weinte. Zum erstenmal entspannte sich Musashi wieder.

Nachdem das Gemetzel zu Ende war, trat der Abt auf ihn zu und sagte höflich und würdevoll: »Ich nehme an, Ihr seid Miyamoto. Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen.« Er war groß und von heller Hautfarbe. Musashi war tief beeindruckt von der Erscheinung und der Haltung des Priesters. Verwirrt wischte er sein Schwert ab und steckte es in die Scheide, doch fehlten ihm im Moment die Worte.

»Gestattet, daß ich mich vorstelle«, fuhr der Priester fort. »Ich bin Inshun, der Abt des Hōzōin.«

»Ihr seid also der Meister der Lanze«, sagte Musashi.

»Es tut mir leid, daß ich fort war, als Ihr uns neulich besuchtet. Auch bedauere ich, daß mein Jünger Agon sich so schlecht geschlagen hat.« Er bedauerte, daß Agon sich so schlecht geschlagen hatte? Musashi meinte, sich die Ohren reinigen zu müssen. Betroffen blieb er einen Moment stehen, ehe er es fertigbrachte, angemessen auf Inshuns höflichen Ton einzugehen; dazu mußte er erst seine Verwirrung überwinden. Ihm war immer noch nicht klar, warum die Priester sich gegen

die Rōnin gekehrt hatten. Keine Erklärung wollte ihm dafür einleuchten, und er war auch fassungslos darüber, selbst noch am Leben zu sein.

»Kommt«, sagte Inshun, »und wascht das Blut ab. Ihr müßt Euch ausruhen.« Er führte Musashi ans Feuer, und Jōtarō folgte ihnen.

Die Priester hatten ein großes Baumwolltuch in Streifen gerissen und säuberten mit diesen ihre Lanzen. Nach und nach versammelten sie sich ums Feuer und ließen sich bei Inshun und Musashi nieder, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen. Sie unterhielten sich. »Schaut, dort oben«, sagte einer und zeigte zum Himmel. »Ah, die Krähen haben Blut gerochen. Jetzt krächzen sie über den Leichen.«

»Warum kommen sie nicht herunter?«

»Das werden sie tun, sobald wir fort sind. Dann werden sie in Scharen einfallen und einen Festschmaus halten.«

So ging das makabre Geplauder locker weiter. Musashi gewann den Eindruck, daß er nichts herausfinden würde, wenn er nicht direkt danach fragte, und so wandte er sich an Inshun und sagte: »Ich dachte, Ihr und Eure Männer wäret hergekommen, um über mich herzufallen, und ich war entschlossen, so viele von Euch ins Land der Toten mitzunehmen, wie irgend möglich. Ich begreife nicht, daß Ihr mich jetzt so behandelt.«

Inshun lachte. »Nun, wir betrachten Euch nicht unbedingt als Verbündeten, aber Hauptzweck des heutigen Unternehmens war ein kleiner Hausputz.« »Ihr nennt das, was sich hier abgespielt hat, einen Hausputz?« »Ja«, sagte Inshun und zeigte auf den Horizont. »Aber ich meine, wir sollten warten und es Nikkan überlassen, Euch alles zu erklären. Ich bin sicher, der Punkt dort am Horizont, das ist er.«

Im selben Augenblick sagte am anderen Ende der Ebene ein Reiter zu Nikkan: »Ihr habt aber einen schnellen Gang für Euer

Alter!« »Nicht ich bin schnell, sondern Ihr seid langsam.« »Ihr seid hurtiger als die Pferde.« »Warum auch nicht? Ich bin schließlich ein Mensch.«

Der alte Priester, der auf Schusters Rappen ritt, gab den Reitern das Tempo an, während sie sich dem Rauch des Feuers näherten. Die fünf Reiter, die ihn begleiteten, waren Verwaltungsbeamte.

Als die Gruppe näher kam, flüsterten die Priester untereinander: »Es ist der Alte Meister«, und nachdem sich dies bestätigt hatte, traten sie ein gutes Stück zurück und stellten sich feierlich wie zu einem heiligen Ritual auf, um Nikkan und sein Gefolge zu begrüßen. Das erste, was Nikkan sagte, war: »Habt Ihr alles erledigt?« Inshun verneigte sich und erwiderte: »Genauso, wie Ihr befohlen habt.« Dann wandte er sich an die Beamten und sagte: »Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid.«

Die Samurai sprangen einer nach dem anderen vom Pferd, und ihr Anführer erwiderte: »Für uns ist es keine Mühe. Wir danken Euch, die eigentliche Arbeit übernommen zu haben ... Bringen wir's jetzt zu Ende, Männer!« Die Samurai gingen von Leichnam zu Leichnam, untersuchten sie und machten sich ein paar Notizen; dann kehrte ihr Anführer wieder zu Inshun zurück. »Wir werden Leute aus der Stadt herschicken, die alles aufräumen und in Ordnung bringen. Ihr könnt einfach alles lassen, wie es ist.« Damit saßen die fünf wieder auf und ritten davon.

Nikkan ließ die Priester wissen, daß sie nicht mehr gebraucht wurden. Nachdem sie sich vor ihm verneigt hatten, entfernten sie sich schweigend. Auch Inshun verabschiedete sich von Nikkan und Musashi und ging. Kaum waren die meisten Menschen fort, erhob sich großes mißtönendes Gekrächze, und mit flatternden Schwingen ließen sich die Krähen gierig herab. Nikkan murrte über den Lärm, trat an Musashis Seite und sagte: »Verzeiht mir, wenn ich Euch neulich verletzt habe.«

»Aber keineswegs! Ihr wart sogar sehr freundlich zu mir. Ich bin es, der Euch zu danken hat.« Musashi kniete nieder und verneigte sich tief vor dem alten Priester.

»Steht auf!« befahl Nikkan. »Dies Feld ist nicht der rechte Ort, sich zu verneigen.«

Musashi erhob sich.

»Hat die Erfahrung hier Euch irgend etwas gelehrt?« fragte der Priester. »Ich bin mir nicht einmal sicher, was eigentlich geschehen ist. Könnt Ihr mir das sagen?«

»Aber gewiß doch«, erwiderte Nikkan. »Die Beamten, die gerade fortgeritten sind, arbeiten unter Okubo Nagayasu, der kürzlich den Auftrag erhalten hat, die Verwaltung von Nara zu übernehmen. Sie sind neu hier in der Gegend, und die Rōnin haben ihre mangelnde Vertrautheit mit dem Ort ausgenutzt. Sie haben unschuldige Reisende überfallen, Erpressungen versucht und dem Glücksspiel gefrönt, sich mit den Frauen vergnügt, und sie sind in die Häuser von Witwen eingebrochen, was zu allen möglichen Mißhelligkeiten geführt hat. Die Verwaltung schaffte es nicht, sie unter Kontrolle zu bringen, man wußte jedoch, daß das Ganze von etwa fünfzehn Rädelsführern ausging, darunter Dampachi und Yasukawa. Dieser Dampachi und seine Spießgesellen waren Euch, wie Ihr wißt, nicht gut gesonnen. Da sie jedoch Angst hatten, Euch selbst anzugreifen, heckten sie einen Plan aus, den sie für sehr klug hielten und der dazu führen sollte, daß die Priester des Hōzōin ihnen die Mühe abnahmen. Die Euch zugeschriebenen Verleumdungen waren ihr Werk, desgleichen die Zettel mit den Inschriften. Sie sorgten dafür, daß mir alles hinterbracht wurde, und gingen wohl davon aus, daß ich so dumm wäre, darauf hereinzufallen.«

Musashis Augen lachten, während er zuhörte.

»Ich dachte eine Weile darüber nach«, sagte der Abt des Ōzōin, »und da ging mir auf, daß dies eine glänzende

Gelegenheit sei, gründlichen Hausputz in Nara abzuhalten. Ich sprach mit Inshun über meinen Plan, er erklärte sich einverstanden, und jetzt sind alle glücklich – die Priester, die Verwaltung und die Krähen.«

Und noch jemand war über die Maßen glücklich. Nikkans Geschichte hatte bei Jōtarō sämtliche Zweifel und Befürchtungen ausgeräumt, und der Junge schwebte in Glückseligkeit. Er stimmte eine einfache Weise an, tanzte umher wie ein flügelschlagender Vogel und sang dazu:

Ein Hausputz, oh, Ein Hausputz!

Beim Klang dieser ungekünstelten Stimme wandten Musashi und Nikkan sich nach ihm um. Er trug die Maske mit dem sonderbaren Lächeln und zeigte mit seinem Holzsword auf die rings verstreuten Leichen, hieb gelegentlich verspielt nach den Vögeln und fuhr fort:

Ja, ihr Krähen,

Ab und zu

Muß ein Hausputz sein.

Freilich nicht nur in Nara.

Es liegt im Wesen der Natur,

Alles zu erneuern.

Der Frühling kann aus der Erde steigen,

Wir verbrennen das Laub,

Wir brennen die Felder ab.

Manchmal wünschen wir uns Schnee,

Manchmal einen großen Hausputz.

Ach, ihr Krähen!

Schlagt euch die Bäuche voll!

Welch reich gedeckter Tisch!

Suppe geradewegs aus Augenhöhlen,

Und sämigen roten Sake.

Nur: trinkt nicht zu viel,

Sonst seid ihr bald betrunken.

»Komm hierher, Junge!« rief Nikkan streng.

»Jawohl, Herr!« Jōtarō blieb stehen und sah den Abt an.

»Hör auf, den Narren zu spielen! Hol mir ein paar Steine!«

»Solche wie diesen?« fragte Jōtarō und hob einen Stein, der zu seinen Füßen lag, in die Höhe.

»Ja, solche wie den. Und bring mir viele!« »Jawohl, Herr!«

Während der Junge die Steine herbeischaffte, setzte Nikkan sich hin und schrieb auf jeden: »Namu Myōhō rengekyō«, die heilige Anrufung der Nichiren-Sekte. Dann gab er die Steine dem Jungen zurück und befahl ihm, sie unter den Toten zu verteilen. Während Jōtarō damit beschäftigt war, legte Nikkan die Handflächen aneinander und rezitierte einen Abschnitt aus dem Lotus Sutra.

Als er damit fertig war, erklärte er: »Das sollte für sie reichen. Jetzt könnt Ihr beiden weiterziehen, und ich kehre nach Nara zurück.« Genauso unverhofft, wie er gekommen war, machte er sich auf den Weg und eilte in seiner halsbrecherischen Geschwindigkeit davon, ehe Musashi auch nur Gelegenheit fand, ihm zu danken oder sich mit ihm zu verabreden. Einen Moment lang starrte Musashi der sich rasch entfernenden Gestalt nach, dann plötzlich schoß er voran, um sie einzuholen. »Ehrwürdiger Priester«, rief er, »habt Ihr nicht etwas vergessen?«, und klopfte dabei auf sein Schwert.

»Was?« fragte Nikkan.

»Ihr habt mir nichts gesagt, woran ich mich halten kann, und da niemand weiß, wann wir uns wiedersehen, wäre ich Euch sehr dankbar für weiteren Rat.«

Der zahnlose Mund des Abts ließ sein vertrautes keckerndes Lachen vernehmen. »Begreift Ihr denn immer noch nicht?« wollte er wissen. »Das einzige, was Ihr von mir erfahren könnt, ist, daß Ihr zu stark seid. Wenn Ihr weiterhin so stolz auf Eure Kraft seid, werdet Ihr keine dreißig Jahre alt werden. Ihr seht

doch, wie leicht Ihr heute Euer Ende hättet finden können! Darüber denkt nach, und dann entscheidet, wie Ihr Euch in Zukunft verhalten wollt.«

Musashi blieb stumm.

»Zwar habt Ihr heute etwas geleistet, doch war es nicht wohl getan, jedenfalls nicht auf lange Sicht. Da Ihr noch jung seid, kann ich Euch keinen Vorwurf daraus machen, doch ist es ein schwerwiegender Fehler zu glauben, der Weg des Samurai bestehe aus nichts anderem denn dem ständigen Beweis von Stärke. Freilich neige ich zum gleichen Fehler; infolgedessen bin ich nicht geeignet, ausgerechnet darüber mit Euch zu sprechen. Ihr solltet Euch mit dem Weg befassen, den Yagyū Sekishūsai und Fürst Kōizumi von Ise beschritten haben. Sekishūsai war mein Lehrer, Fürst Kōizumi der seine. Wenn Ihr Euch die beiden zum Vorbild nehmt und Euch bemüht, dem Weg zu folgen, den sie gegangen sind, werdet Ihr vielleicht die Wahrheit erkennen.« Als Nikkans Stimme verstummte, blickte Musashi, der tief in Gedanken versunken zu Boden geblickt hatte, auf. Der alte Priester war bereits verschwunden.

Das Lehen KoYagyū

Das KoYagyū-Tal liegt nordöstlich von Nara zu Füßen des Kasagi-Gebirges. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war es Sitz einer blühenden kleinen Gemeinde, die zu groß war, um sie als Dorf zu bezeichnen, doch auch wieder nicht volkreich oder geschäftig genug, als daß man sie eine Stadt hätte nennen können. Es wäre naheliegend gewesen, vom Ort Kasagi zu sprechen, doch die Einwohner nannten ihre Heimat Kambe Demesne, eine Bezeichnung, die aus der Vergangenheit der ausgedehnten herrschaftlichen Güter überkommen war.

Den Mittelpunkt der Gemeinde bildete das Haupthaus, eine

Burg, die sowohl Symbol einer stabilen Regierung als auch kultureller Mittelpunkt der ganzen Region war. Steinwälle, die an alte Befestigungen erinnerten, umgaben das Haupthaus. Die Leute, die hier lebten, waren genauso wie die Ahnen ihres Herrn bereits seit dem zehnten Jahrhundert hier ansässig. Der derzeitige Herr war ein Landedelmann der besten Tradition, der die Kultur unter seinen Untertanen verbreitete und jederzeit bereit war, sein Territorium mit seinem Leben zu verteidigen. Gleichzeitig war er jedoch klug darauf bedacht, sich nicht ernstlich in irgendwelche Kriege und Fehden mit den Adligen anderer Herrschaftsgebiete hineinziehen zu lassen. Kurz gesagt: Es war ein friedliches Lehen, das in höchst erleuchteter Weise verwaltet wurde. Hier war nichts zu sehen von den Spuren der Verworfenheit oder Entartung, wie man sie mit herrenlosen Samurai in Verbindung brachte. Hier war es ganz anders als in Nara, wo uralte, in Geschichte und Sagen berühmte Tempel dahinkümmerten. Aufrührerische Elemente fanden einfach keine Gelegenheit, sich in das Gemeinschaftsleben einzuschleichen. Schon die natürliche Umgebung ließ keine Häßlichkeit zu. Die Berge der Kasagi-Kette waren zur Abendzeit nicht weniger atemberaubend schön als bei Sonnenaufgang, und das Wasser war klar und rein – köstlich geeignet, wie es hieß, für die Teezeremonie. Im nahen Tsukigase blühten die Pflaumen, und die Nachtigallen schlugen von der Zeit der Schneeschmelze an, bis die Herbststürme begannen, und ihr Sang war kristallklar wie das Wasser der Gebirgsbäche.

Ein Dichter hat einst gesagt: »Dort, wo ein Held geboren wird, sind Berge und Flüsse frisch und klar.« Und das Yagyū-Tal war in der Tat die Geburtsstätte großer Helden. Niemand bewies das besser als die Herren von Yagyū. In diesem großen Haus waren selbst die Pächter von Adel. Viele hatten sich von den Reisfeldern weg im Kampf ausgezeichnet und waren getreue und tüchtige Vasallen geworden.

Yagyū Muneyoshi Sekishūsai wohnte jetzt, da er sich von den Amtsgeschäften zurückgezogen hatte, in einem kleinen Berghaus, nicht sonderlich weit entfernt von der Burg. Er nahm keinen Anteil mehr an der Verwaltung seines Lehens und hatte keine Ahnung, wer im Moment die Zügel wirklich in der Hand hielt. Er hatte eine Reihe fähiger Söhne und Enkel sowie vertrauenswürdige Gefolgsleute, die diesen halfen und sie anleiteten, und er konnte sich in der Gewißheit wiegen, daß die Menschen heute genausogut regiert wurden wie zu der Zeit, da er selbst dem Haus vorgestanden hatte. Als Musashi in diese Gegend kam, waren seit dem Gemetzel auf der Hannya-Ebene gut zehn Tage vergangen. Unterwegs hatten er und Jōtarō etliche Tempel besucht, so auch Kasagidera und Jōruriji, wo sie Überreste der Kemmu-Ära zu sehen bekommen hatten. Dann stieg Musashi im »Wataya«, der Herberge des Ortes, ab, da er vorhatte, eine Zeitlang dem Geist und dem Körper Erholung zu gönnen.

Zwanglos gekleidet unternahm er eines Tages mit Jōtarō einen Spaziergang. »Erstaunlich«, sagte Musashi, während seine Augen über das Getreide auf den Feldern und über die Bauern bei der Arbeit dahinschweiften. »Erstaunlich«, wiederholte er mehrere Male.

Schließlich fragte Jōtarō: »Was ist denn so erstaunlich?« Für ihn war das Erstaunlichste die Art und Weise, wie Musashi mit sich selbst sprach. »Seit ich Mimasaka verlassen habe, bin ich in den Provinzen Settsu, Kawachi und Izumi sowie in den Städten Kyoto und Nara gewesen, und doch habe ich einen Ort wie diesen noch nicht gesehen.« »Ja und? Was ist denn hier so besonders?«

»Zunächst einmal gibt es hier auf den Bergen viele, viele Bäume.« Jōtarō lachte. »Bäume? Aber Bäume gibt es doch überall!« »Gewiß, schon, aber hier ist es anders. Alle Bäume im Lehen der Yagyū sind alt. Das bedeutet, es hat hier keine Kriege, keine feindlichen Truppen, keine Brandschatzung und

kein Abholzen der Wälder gegeben. Und außerdem bedeutet es, daß es keine große Not gegeben hat, zumindest seit sehr, sehr langer Zeit nicht mehr.« »Ist das alles?«

»Nein. Auch die Felder sind grün, und die Gerste ist gut angetreten, damit sie kräftige Wurzeln entwickelt und gut wächst. Und horch! Hörst du nicht das Surren der Spinnräder? Es scheint aus jedem Haus zu kommen. Und ist dir nicht aufgefallen, daß die Bauern, wenn Reisende in feinen Kleidern vorübergehen, diesen nicht neidisch nachblicken?« »Noch was?«

»Wie du siehst, arbeiten viele junge Mädchen auf den Feldern. Das bedeutet, daß es sich um eine ordentliche Gegend handelt und das Leben hier gesichert verläuft. Die Kinder wachsen gesund heran, die alten Leute werden mit gebührender Achtung behandelt, und die jungen Männer und Frauen ziehen nicht fort, um anderswo einer unsicheren Zukunft entgegenzusehen. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß der Herr dieses Bezirks wohlhabend ist und daß die Schwerter und Kanonen in seinem Arsenal blank geputzt und in bestem Zustand sind.«

»Ich sehe in alledem nichts Besonderes«, beklagte sich Jōtarō. »Hm, das kann ich mir vorstellen.«

»Nun, Ihr seid aber schließlich nicht hergekommen, um die Landschaft zu bewundern. Wollt Ihr nicht gegen die Samurai des Hauses Yagyū antreten?«

»Es geht in der Kriegskunst nicht nur ums Kämpfen. Die Männer, die das meinen und im übrigen damit zufrieden sind, zu essen, zu trinken und eine Schlafstelle zu haben, sind nichts als Landstreicher. Einem, dem es wirklich ernst mit der Kriegskunst ist, geht es wesentlich mehr darum, seinen Geist zu schulen und in Zucht zu nehmen, als sich im Umgang mit der Waffe auszubilden. Er muß alles mögliche lernen – Erdkunde, Bewässerung, die Gefühle der Menschen, ihre Sitten

und Gebräuche, ihre Beziehung zu ihrem Grundherrn. Er möchte ebenso sehr wissen, was in der Burg vor sich geht, wie das, was sich außerhalb der Burg tut. Er möchte im Grund überallhin, wo er hin kann, und alles lernen, was es zu lernen gibt.«

Musashi merkte, daß sein Vortrag Jōtarō wahrscheinlich wenig bedeutete, hielt es jedoch für nötig, dem Kind gegenüber aufrichtig zu sein und ihm keine halben oder ausweichenden Antworten zu geben. Er zeigte auch keinerlei Ungeduld angesichts der vielen Fragen des Jungen, und so gab er ihm, während sie dahingingen, immer wieder wohldurchdachte und ernsthafte Antworten.

Nachdem sie sich angesehen hatten, was es von außen von der KoYagyū-Burg zu sehen gab, und als sie sich gründlich im Tal umgesehen hatten, machten sie sich auf den Weg zurück zur Herberge.

Es gab nur dieses eine Gasthaus, doch es war groß. Die Straße bildete einen Abschnitt der Landstraße nach Iga, und viele Menschen, die zum Jōruriji oder zum Kasagidera pilgerten, übernachteten hier. Abends fand man immer zehn oder zwölf Packpferde an den Bäumen in der Nähe des Eingangs oder unter dem Dachüberstand angebunden.

Das Mädchen, das ihnen auf ihr Zimmer folgte, fragte: »Habt Ihr einen Spaziergang gemacht?« In ihren für die Berge zugeschnittenen Hosen hätte man sie für einen Jungen halten können, wäre nicht ihr roter Mädchen-Obi gewesen. Ohne eine Antwort abzuwarten, sagte sie: »Ihr könnt Euer Bad auch jetzt nehmen, wenn Ihr wollt.«

Musashi machte sich zur Badestube auf, während Jōtarō, der spürte, daß er hier Freundschaft mit jemand Gleichaltrigem schließen konnte, fragte: »Wie heißt du?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete das Mädchen.

»Du mußt verrückt sein, wenn du nicht einmal weißt, wie du

heißt.« »Ich heiße Kocha.«

»Ist das ein komischer Name.« Jōtarō lachte.

»Was ist daran so komisch?« fragte Kocha und versetzte ihm einen Faustschlag. »Sie hat mich geschlagen!« schrie Jōtarō gellend.

Der zusammengelegten Kleidung auf dem Boden des Vorraums entnahm Musashi, daß sich noch andere Gäste im Bad aufhielten. Er zog sich aus und machte die Tür zur dampfbrodelnden Badestube auf. Drei Männer unterhielten sich angeregt, doch als sie des muskulösen Neuankömmlings ansichtig wurden, verstummten sie, als sei plötzlich ein fremdes Element in ihren Kreis eingebrochen.

Musashi ließ sich genüßlich aufseufzend in das Gemeinschaftsbecken gleiten; sein sechs Fuß großer Körper brachte das heiße Wasser zum Überschwappen. Aus irgendeinem Grunde erschreckte das die drei Männer, und einer von ihnen sah Musashi ins Gesicht. Der aber legte den Kopf auf den Beckenrand und schloß die Augen.

Allmählich nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf. Sie wuschen sich neben dem Becken; die Haut ihres Rückens schimmerte weiß, ihre Muskeln waren geschmeidig. Offensichtlich handelte es sich um Städter, denn ihre Redeweise hatte etwas Gepflegtes und Weltmännisches. »Wie hieß er doch noch, der Samurai des Hauses Yagyū?« »Wenn ich mich recht erinnere, Shōda Kizaemon.«

»Wenn Fürst Yagyū einen Vasallen schickt, um ein Treffen abzusagen, kann er nicht so gut sein, wie es immer heißt.«

»Shōda sagt, Sekishūsai lebe ganz zurückgezogen und kämpfe gegen niemand mehr. Ob das wohl stimmt – oder ob das bloß ein Vorwand ist?« »Ach, ich glaube nicht, daß das stimmt. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß er, als er hörte, sein Herausforderer sei der zweite Sohn des Hauses Yoshioka, beschloß, auf Nummer Sicher zu gehen.«

»Nun, zumindest weiß er, was sich gehört. Er hat Obst geschickt und ausrichten lassen, er hoffe, wir genossen unser Hiersein.« Yoshioka? Musashi hob den Kopf und schlug die Augen auf. Er hatte während seines Besuchs bei der Yoshioka-Schule irgend jemand erwähnen hören, Denshichirō sei nach Ise gereist. Die drei Männer, nahm er jetzt an, befanden sich auf dem Rückweg nach Kyoto. Einer von ihnen mußte Denshichirō sein. Aber welcher?

Ich habe wahrhaftig immer Pech mit dem Baden, dachte Musashi betrübt. Erst lockt mich Osugi ins Badehaus, und jetzt – wieder nackt – laufe ich einem von diesen Yoshioka in die Arme.

Doch die drei achteten nicht weiter auf ihn. Ihrer Unterhaltung war zu entnehmen, daß sie gleich nach ihrem Eintreffen hier einen Brief an das Haus Yagyū geschickt hatten. Offenbar hatte Sekishūsai zu der Zeit, da Yoshioka Kempō Lehrmeister der Shōgune gewesen war, Verbindung mit diesem gehabt. Zweifellos aus diesem Grunde hatte Sekishūsai einen Sohn Kempōs nicht fortziehen lassen können, ohne dessen Brief zumindest zur Kenntnis zu nehmen. So war es zu erklären, daß er Shōda geschickt hatte, dem Gast einen Höflichkeitsbesuch abzustatten.

So gesehen, war das beste, was diese jungen Männer aus der Stadt sagen konnten, Sekishūsai wisse immerhin, was sich gehöre; außerdem wolle er auf Nummer Sicher gehen und könne daher doch nicht so gut sein, wie immer behauptet wurde. Sie schienen über die Maßen zufrieden mit sich selbst. Musashi hingegen fand, daß sie sich lächerlich machten. Angesichts dessen, was er von der KoYagyū-Burg und dem beneidenswerten Wohlergehen der Bewohner ringsum gesehen hatte, fiel diesen Stutzern offenbar nichts Besseres ein als kluge Konversation.

Das erinnerte ihn an eine Redensart über einen Frosch, der auf dem Grund eines Brunnens sitzt und nicht imstande ist zu

sehen, was sich draußen in der Welt abspielt. Hier sah er die Umkehrung dieses Sprichworts: Die verwöhnten, jungen Söhne aus Kyoto waren durchaus in der Lage, zu sehen, was sich im Dreh- und Angelpunkt des Geschehens abspielte, wie zu erkennen, was sich sonst überall tat. Doch offenbar wäre es ihnen nie in den Sinn gekommen, daß – während sie hinausschauten auf das offene Meer – jemand tief unten auf dem Grund eines Brunnens immer größer und stärker wurde. Hier im Lehen KoYagyū, abseits vom politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt des Landes, hatten jahrzehntelang tüchtige Samurai ein gesundes Leben auf dem Lande geführt, die alten Tugenden hochgehalten, ihre Schwächen ausgebügelt und immer mehr an Ansehen gewonnen. Im Laufe der Zeit hatte das Land hier Yagyū Muneyoshi hervorgebracht, den großen Meister der Schwertfechtkunst; danach seinen Sohn, Munenori, Fürst von Tajima, dessen überragendes Können von Tokugawa Ieyasu persönlich anerkannt worden war. Dann waren da noch Muneyoshis ältere Söhne, Gorōzaemon und Toshikatsu, die überall im Land für ihren überragenden Mut berühmt waren, ganz zu schweigen von seinem Enkelsohn Hyōgo Toshitoshi, dessen Großtaten ihm eine hochbezahlte Stellung unter dem bekannten General Katō Kiyomasa von Higo eingetragen hatten. An Ruhm und Glanz konnte das Haus Yagyū sich zwar nicht mit dem Hause Yoshioka messen, doch was die Fähigkeiten der Angehörigen betraf, war der Unterschied längst eine Sache der Vergangenheit. Denshichirō und seine Kumpane waren blind ihrer eigenen Hoffärtigkeit gegenüber.

Er begab sich in jene Ecke, wo über Bambusrohre fließendes Wasser in die Badestube geleitet wurde. Er löste sein Stirnband, klaubte eine Handvoll Lehm auf und rieb sich den Kopf damit ein. Zum erstenmal seit Wochen leistete er sich den Luxus einer ausgiebigen Haarwäsche. Inzwischen beendeten die Kyotoer ihr Bad. »Ah, das hat gutgetan!«

»Ja, wahrhaftig. Warum lassen wir jetzt nicht ein paar Mädchen kommen, damit sie uns den Sake einschenken?«
»Ausgezeichnete Idee. Ausgezeichnet!«

Die drei trockneten sich ab und gingen. Nachdem Musashi sich gründlich gewaschen und noch einmal in heißem Wasser hatte einweichen lassen, trocknete auch er sich ab, band sein Haar zusammen und kehrte zurück in sein Zimmer. Dort fand er die jungenhafte Kocha in Tränen aufgelöst. »Was ist denn mit dir geschehen?« »Das war Euer Junge, Herr. Seht, er hat mich geschlagen.« »Das ist gelogen!« rief Jōtarō aufgebracht. »Diese hirnlose Pute hat behauptet, Ihr wäret ein Schwächling.« »Das ist nicht wahr! Das habe ich nicht getan.« »Freilich hast du das getan!«

»Herr, ich habe nicht behauptet, Ihr oder sonstwer wäre schwach. Dieser Strolch hat nur angefangen, großmäulig daherzureden, ihr wäret der größte Schwertkämpfer im ganzen Land, weil Ihr auf der Hannya-Ebene Dutzende von Rōnin erschlagen habt. Dagegen habe ich behauptet, niemand im ganzen Land sei ein besserer Schwertkämpfer als der Fürst dieses Lehens, woraufhin er mich mit Ohrfeigen traktiert hat.«

Musashi lachte. »Ich verstehe. Das hätte er nicht tun dürfen, und ich werde ihn tüchtig ausschelten. Ich hoffe, du verzeihst uns. – Jōtarō!« rief er streng.

»Ja, Herr«, sagte der Junge, immer noch beleidigt. »Geh und nimm ein Bad!« »Ich mag nicht gern baden.«

»Ich auch nicht«, log Musashi. »Aber du bist dermaßen verschwitzt, daß du stinkst.«

»Ich gehe morgen früh im Fluß schwimmen.«

Je mehr er sich an Musashi gewöhnte, desto eigensinniger wurde der Junge, doch Musashi hatte nichts dagegen, ja, er mochte diese Seite von Jōtarō sogar besonders gern. So kam es, daß der Junge nicht zu baden brauchte. Es dauerte nicht lange, und Kocha brachte die Tablett mit dem Abendessen.

Schweigend aßen sie. Jōtarō und das Mädchen funkelten sich immer noch feindselig an, während sie servierte.

Musashi beschäftigte sich in Gedanken mit seinem eigentlichen Ziel, Sekishūsai kennenzulernen. Vielleicht war das in Anbetracht seines niedrigen Standes zuviel verlangt, aber vielleicht war es doch möglich. Wenn ich mich mit irgendwem messe, dachte Musashi, muß es jemand sein, der wirklich stark ist. Es lohnt sich, mein Leben aufs Spiel zu setzen, um herauszufinden, ob ich den großen Namen Yagyū besiegen kann. Welchen Sinn würde es haben, den Weg des Schwertes zu gehen, hätte ich nicht den Mut, dies zumindest zu versuchen?

Musashi war sich durchaus bewußt, daß die meisten Menschen ihn einfach auslachen würden, wenn sie wüßten, daß er mit diesem Gedanken auch nur spielte. Wenn Yagyū auch nicht einer der bedeutendsten Daimyō war, so war er doch Herr einer Burg, sein Sohn lebte am Hof des Shōgun, und seine ganze Familie war durchdrungen von den Traditionen der Kriegerkaste. In dem neuen Zeitalter, das heraufzog, lagen sie genau auf der richtigen Linie. Das wird die Probe sein, auf die es ankommt, dachte Musashi, der sich, noch während er seinen Reis aß, bereits auf diese Begegnung vorbereitete.

Die Päonie

Die Würde des alten Mannes war mit den Jahren immer größer geworden, und so erinnerte er jetzt an nichts mehr als an einen majestätischen Kranich, obwohl er sich Aussehen und Gehabe eines wohlgebildeten Samurai bewahrt hatte. Seine Zähne waren gesund, seine Augen herrlich scharf. »Ich werde noch hundert Jahre alt«, versicherte er aller Welt immer wieder. Davon war Sekishūsai fest überzeugt. »Die

Angehörigen des Hauses Yagyū sind immer alt geworden«, pflegte er mit Vorliebe zu sagen. »Diejenigen, die mit zwanzig oder dreißig gestorben sind, fanden den Tod in einer Schlacht; alle anderen sind weit über sechzig geworden.« Zu den zahlreichen Kriegen, an denen er teilgenommen hatte, zählten etliche größere, unter anderem der Aufstand der Miyoshi und die Schlachten im Zusammenhang mit Aufstieg und Fall der Familien Matsunaga und Oda.

Selbst wenn Sekishūsai nicht einer solchen Familie entsprossen wäre, so hätten seine Lebensweise und insbesondere seine Einstellung im reifen Alter vermuten lassen, er könne hundert Jahre alt werden. Mit siebenundvierzig hatte er aus persönlichen Gründen beschlossen, das Kriegsführen aufzugeben. In diesem Entschluß hatte ihn seither nichts wankend machen können. Er hatte sich sowohl dem eindringlichen Ersuchen des Shōgun Ashikaga Yoshiaki als auch den wiederholten Aufforderungen von Nobunaga und Hideyoshi verschlossen, sie zu unterstützen. Wiewohl er nahezu im Schatten von Kyoto und Osaka lebte, weigerte er sich, sich in die häufigen Auseinandersetzungen zwischen diesen Zentren der Macht und der Intrigen hineinziehen zu lassen. Wie ein Bär in seiner Höhle blieb er lieber in Yagyū und kümmerte sich um sein Fünfzehntausend-Scheffel-Lehen, damit dieses in gutem Zustand an seine Nachkommen weitergegeben werden konnte. Sekishūsai sagte einmal: »Ich habe gut daran getan, an meinen Gütern festzuhalten. In so unsicheren Zeiten wie diesen, da Feldherren heute aufsteigen und morgen stürzen, ist es fast nicht zu glauben, daß diese kleine Burg es fertiggebracht hat, unbeschadet zu überleben.«

Und das war keineswegs übertrieben. Hätte er Yoshiaki unterstützt, wäre er Nobunaga zum Opfer gefallen, und hätte er Nobunaga unterstützt, wäre es gut möglich gewesen, daß er mit Hideyoshi zusammengestoßen wäre. Hätte er aber Hideyoshis Oberhoheit anerkannt, wäre er nach der Schlacht von

Sekigahara von Tokugawa Ieyasu enteignet worden. Sein Weitblick, den die Leute bewunderten, bildete eine Voraussetzung, doch um in so aufgewühlten Zeiten zu überleben, brauchte Sekishūsai auch eine Charakterstärke, wie sie den gewöhnlichen Samurai dieser Zeit abging. Diese waren im allgemeinen nur allzu bereit, sich heute auf die Seite eines Mannes zu stellen, ihn aber morgen schamlos im Stich zu lassen, um ausschließlich – und ohne Rücksicht auf Anstand oder Rechtschaffenheit – den eigenen Interessen zu dienen, und sie brachten sogar die eigenen Verwandten um, falls diese sich ihrem Ehrgeiz entgegenstellten. »So etwas bringe ich einfach nicht fertig«, gestand Sekishūsai schlicht und sagte damit die Wahrheit. Die Kunst des Schwertfechtens hatte er jedoch nicht aufgegeben. In der TOKōnoma seines Wohnzimmers hing ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht folgenden Wortlauts:

*Ich verfüge nicht über eine kluge Methode,
Der ich mein Wohlergehen im Leben verdanke.
Ich verlasse mich nur
Auf die Schwertfechtkunst.
Sie bildet meine letzte Zuflucht.*

Als Tokugawa Ieyasu ihn nach Kyoto einlud, glaubte Sekishūsai, nicht ablehnen zu können. Er verließ zum erstenmal seit Jahrzehnten seine Zurückgezogenheit und machte sich auf, zum erstenmal in seinem Leben dem Hof des Shōgun einen Besuch abzustatten. Dazu nahm er seinen fünften Sohn, Munenori, der damals vierundzwanzig Jahre alt war, und seinen erst sechzehnjährigen Enkelsohn Hyōgo mit. Ieyasu bestätigte den ehrwürdigen, alten Krieger nicht nur in seinem Lehen und damit in seinem Grundbesitz, sondern er bat ihn, dem Haus Tokugawa als Lehrer im Waffenhandwerk zu dienen. Sekishūsai lehnte die Ehre aus Altersgründen ab, bat jedoch, daß Munenori an seiner Stelle ernannt werde, was Ieyasus Beifall fand. Das Erbe, das Munenori nach Edo mitbrachte, bestand jedoch aus mehr als nur aus überragendem

Können im Umgang mit der Waffe; sein Vater gab ihm auch ein höheres Wissen um das Waffenhandwerk mit, das einen Fürsten befähigte, weise zu regieren.

Nach Sekishūsais Ansicht war die Kunst des Schwertfechtens ganz gewiß ein Mittel, um das Volk zu beherrschen, vor allem aber eines, das der Selbstbeherrschung diene. Das hatte er von Fürst Kōizumi gelernt, der, wie er mit Vorliebe sagte, der Schutzgott des Hauses Yagyū war. Die Urkunde, die Fürst Kōizumi ihm verliehen hatte, um ihm seine Meisterschaft mit dem Schwert im Shinkage-Stil zu bescheinigen, lag stets auf einem Regal in Sekishūsais Raum, und zwar zusammen mit einem vierteiligen Lehrbuch der Militärtechnik, das Seine Gnaden ihm geschenkt hatte. Am Todestag von Fürst Kōizumi versäumte Sekishūsai nie, ein Speiseopfer vor diesen hochgeschätzten Andenken niederzulegen.

Zusätzlich zu den Beschreibungen der »verborgenen« Technik des Shinkage-Stils enthielt das Handbuch auch noch Illustrationen von Fürst Kōizumis eigener Hand. Selbst in der Zurückgezogenheit machte es Sekishūsai noch Vergnügen, die Rollen auszubreiten und durchzusehen. Ständig war er überrascht, mit welcher Geschicklichkeit sein Lehrmeister den Pinsel gehandhabt hatte. Die Bilder zeigten Kämpfer mit dem Schwert und anderen Waffen in jeder nur denkbaren Stellung. Wenn Sekishūsai sie betrachtete, hatte er das Gefühl, die Schwertkämpfer schwebten vom Himmel hernieder, um ihm in seinem kleinen Berghaus Gesellschaft zu leisten.

Als Fürst Kōizumi die KoYagyū-Burg zum erstenmal besucht hatte, war Sekishūsai sieben- oder achtunddreißig Jahre alt und immer noch von dem Ehrgeiz besessen gewesen, sich auf dem Gebiet des Schwertkampfes auszuzeichnen. Seine Gnaden reiste zusammen mit zwei Neffen, Hikida Bungorō und Suzuki Ihaku, durch das Land und suchte Fachleute auf dem Gebiet des Waffenhandwerks. So kam er eines Tages auch

zum Hōzōin-Tempel, und zwar zu einer Zeit, da In'ei oft auf Burg KoYagyū weilte. In'ei war es dann gewesen, der Sekishūsai von dem Besucher erzählt hatte. Das war der Beginn ihrer Beziehung gewesen.

Sekishūsai und Kōizumi kämpften drei Tage hintereinander mit dem Schwert. Beim ersten Treffen verkündete Kōizumi im voraus, wo er angreifen würde, und führte den Waffengang dann genauso aus, wie er es angesagt hatte.

Das gleiche geschah am nächsten Tag, und Sekishūsai, dessen Stolz verletzt war, nahm sich für den dritten Tag eine neue Ausgangsstellung vor. Als Kōizumi diese neue Position sah, sagte er nur: »Damit ist nichts gewonnen. Wenn Ihr das tut, werde ich dies tun.« Ohne weitere Umschweife griff er an und bezwang Sekishūsai ein drittes Mal. Von diesem Tag an gab Sekishūsai die rein ichbezogene Einstellung zur Schwertfechtkunst auf. Wie er sich später erinnerte, bekam er bei dieser Gelegenheit zum erstenmal eine Ahnung von der wahren Kriegskunst.

Auf Sekishūsais dringliche Bitten hin blieb Fürst Kōizumi sechs Monate in KoYagyū, und in diesem halben Jahr lernte Sekishūsai mit dem alles andere ausschließenden Eifer und der Hingabe eines Neubekehrten. Als sie schließlich Abschied voneinander nahmen, sagte Fürst Kōizumi: »Mein Weg der Schwertfechtkunst ist immer noch unvollkommen. Ihr seid noch jung, und Ihr solltet versuchen, ihn zur Vollkommenheit weiterzuentwickeln.« Und dann gab er Sekishūsai ein Zen-Rätsel auf: »Was ist Schwertfechtkunst ohne Schwert?«

Eine Reihe von Jahren brütete Sekishūsai darüber, betrachtete die Frage von allen Seiten und gelangte schließlich zu einer Antwort, die ihn befriedigte. Als Fürst Kōizumi das nächste Mal kam, um ihn zu besuchen, begrüßte Sekishūsai ihn mit klarem, ungetrübtem Blick und schlug dem Gast einen Waffengang vor. Seine Gnaden sah ihn für einen Moment eindringlich an und erklärte dann: »Nein, es wäre sinnlos. Ihr

seid hinter die Wahrheit gekommen.«

Daraufhin überreichte er Sekishūsai die Urkunde und das vierteilige Lehrbuch, und auf diese Weise wurde der Yagyū-Stil geboren, der wiederum zu Sekishūsais friedlicher Lebensweise im Alter führen sollte.

Sekishūsai lebte in einem bescheidenen Berghaus, weil er eine Abneigung gegen die imposante Burg mit ihrem überladenen Zierrat hatte. Trotz seiner nahezu taoistischen Vorliebe für die Abgeschiedenheit erfreute er sich der Gesellschaft der jungen Frau, die Shōda Kizaemon mitgebracht hatte, damit sie ihm auf der Flöte vorspiele; denn sie war rücksichtsvoll, zuvorkommend und nie eine Last. Doch gefiel ihm nicht nur ihr Flötenspiel über die Maßen, sie bereicherte auch seinen Haushalt um einen willkommenen Hauch von Jugend und Weiblichkeit. Gelegentlich sprach sie wohl davon fortzugehen, aber er konnte sie jedesmal bewegen, doch noch etwas länger zu bleiben.

Sekishūsai legte gerade letzte Hand an ein Blumengesteck mit einer einzelnen Päonienblüte, das er in einer Iga-Vase arrangierte, und fragte Otsū: »Was haltet Ihr davon? Lebt mein Blumengesteck?«

Sie stand unmittelbar hinter ihm und sagte: »Ihr müßt die Kunst des Blumensteckens mit sehr viel Eifer erlernt haben.«

»Durchaus nicht. Ich bin kein Kyotoer Edelmann, und ich habe weder für das Ikebana noch für die Teezeremonie je einen Lehrer gehabt.« »Es sieht aber ganz so aus.«

»Bei den Blumen gehe ich nach derselben Methode vor wie bei der Kunst des Schwertfechtens.«

Otsū setzte ein verwundertes Gesicht auf. »Könnt Ihr wirklich Blumen genauso stecken, wie Ihr das Schwert handhabt?«

»Ja. Seht Ihr, es ist alles eine Frage der geistigen Einstellung. Ich kann mit Regeln nichts anfangen, etwa die Blumen mit den

Fingerspitzen zurechtbiegen oder ihnen die Luft abdrücken. Es geht einfach um die richtige Einstellung: Man muß sie so lebendig erscheinen lassen, wie sie es waren, als sie geschnitten wurden. Seht! Meine Blume ist nicht tot.«

Otsū sah, daß der schlichte alte Mann sie viele Dinge lehrte, die zu wissen gut war, und da alles mit einer Zufallsbekanntschaft unterwegs angefangen hatte, meinte sie, sehr viel Glück gehabt zu haben. »Ich werde Euch in die Teezeremonie einführen«, pflegte er zu sagen, oder: »Schreibt Ihr Gedichte? Der höfische Stil ist schön und gut, doch da ich hier in der Abgeschiedenheit lebe, höre ich lieber einfache Naturgedichte.«

Sie wiederum tat kleine Dinge für ihn, an die niemand sonst dachte. So war er zum Beispiel entzückt, als sie ihm eine kleine Tuchkappe nähte, wie die Teemeister sie trugen. Die hatte er nun meistens auf, und er hielt sie hoch in Ehren, als ob es nichts Feineres auf Erden gäbe. Auch ihr Flötenspiel ergötzte ihn außerordentlich, und in mondhellen Nächten hörte man den geradezu erschreckend schönen Klang nicht selten noch an den Mauern der Burg. Während Sekishūsai und Otsū über das Ikebana sprachen, betrat leise Kizaemon den Vorhof des Berghauses und rief Otsū. Sie kam heraus und forderte ihn auf einzutreten, doch er zauderte.

»Würdet Ihr den Herrn wissen lassen, daß ich von meinem Botengang zurück bin?« bat er.

Otsū lachte: »Das ist verkehrt herum, nicht wahr?« »Warum?«

»Ihr seid doch die Hauptperson. Ich bin nur ein Gast, den man herbeigerufen hat, die Flöte zu spielen. Ihr steht ihm viel näher. Solltet Ihr nicht selbst zu ihm gehen, statt ihm durch mich etwas ausrichten zu lassen?« »Da habt Ihr wohl recht, doch hier im Berghaus des Herrn seid Ihr etwas Besonderes. Aber wie dem auch sei, bitte, richtet ihm aus, was ich gesagt

habe.« Auch Kizaemon freute sich, daß sich mit Otsū alles so gut ergeben hatte. Er hatte in Otsū einen Menschen gefunden, den sein Herr sehr mochte. Otsū war fast augenblicklich wieder zurück, um zu bestellen, Sekishūsai wünsche, daß Kizaemon eintrete. Kizaemon fand den alten Mann im Teeraum; er hatte die von Otsū genähte Tuchkappe auf dem Kopf. »Schon zurück?« fragte Sekishūsai.

»Ja. Ich habe meine Aufwartung bei ihnen gemacht und ihnen den Brief und das Obst überreicht, genauso, wie Ihr es mir aufgetragen habt.« »Sind sie wieder abgereist?«

»Nein. Ich war kaum wieder hier, da kam ein Bote von der Herberge und überbrachte einen Antwortbrief. In dem hieß es, da sie schon einmal nach Yagyū gekommen seien, wollten sie nicht eher wieder fort, als bis sie den Dōjō gesehen hätten. Sie würden gern morgen kommen. Außerdem schrieben sie, sie würden Euch gern kennenlernen und Euch ihre Aufwartung machen.«

»Ungehobelte Lummel! Warum müssen sie eine solche Plage sein.« Sekishūsai machte ein verärgertes Gesicht. »Habt Ihr ihnen erklärt, daß Munenori in Edo ist und Hyōgo in Kumamoto und daß niemand sonst hier ist?« »Das habe ich getan.«

»Ich verachte solche Leute. Selbst nachdem ich ihnen durch einen persönlichen Abgesandten habe bestellen lassen, daß ich sie nicht empfangen kann, versuchen sie noch, sich aufzudrängen.« »Ich wüßte nicht, was ...«

»Mich dünkt, Yoshioka Kempōs Söhne sind wirklich so unfähig, wie es immer heißt.«

»Der im ›Wataya‹ ist Denshichirō. Großen Eindruck hat er nicht auf mich gemacht.«

»Das hätte mich auch gewundert. Sein Vater war ein Mann von Charakter. Als ich mit Fürst Kōizumi nach Kyoto ging, habe ich ihn zwei- oder dreimal gesehen und Sake zusammen

mit ihm getrunken. Doch seither scheint es mit dem Haus bergab gegangen zu sein. Der junge Mann scheint sich einzubilden, Kempōs Sohn zu sein reiche, um hier Eintritt zu erhalten, und so drängt er sich mit seiner Herausforderung auf. Von unserem Standpunkt aus ist es jedoch sinnlos, erst seine Herausforderung anzunehmen und ihn dann besiegt fortzuschicken.«

»Dieser Denshichirō scheint ein gerüttelt Maß Selbstbewußtsein zu haben. Wenn er so darauf erpicht ist zu kommen, sollte ich mich vielleicht seiner Herausforderung stellen.«

»Nein. Daran solltet Ihr nicht einmal denken. Alle Söhne von berühmten Leuten haben für gewöhnlich eine hohe Meinung von sich. Aber nicht nur das: Sie neigen auch noch dazu, die Dinge zu ihrem Vorteil zurechtzubiegen. Solltet Ihr ihn besiegen, könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß er versuchen wird, unseren guten Ruf in Kyoto zuschanden zu machen. Soweit es mich betrifft, so ist mir das egal, aber ich möchte nicht, daß Munenori oder Hyōgo mit so etwas belastet werden.« »Was sollen wir dann tun?«

»Das beste wäre, ihn auf irgendeine Weise zufriedenzustellen, ihm das Gefühl zu geben, er würde behandelt, wie es dem Sohn eines großen Hauses gebührt. Vielleicht war es ein Fehler, einen Mann zu ihm zu schicken.« Er wandte seinen Blick Otsū zu und fuhr fort: »Ich glaube, eine Frau wäre besser. Otsū ist vermutlich genau die Richtige.« »Schön«, sagte sie. »Soll ich gleich gehen?« »Nein, es eilt ja nicht. Morgen früh reicht.«

Sekishūsai schrieb rasch einen einfachen Brief, wie er einem Teemeister wohl anstand, und reichte ihn Otsū zusammen mit einer Päonie gleich jener, die er in die Vase gestellt hatte. »Gebt ihm dies und sagt, Ihr wärt anstatt meiner gekommen, weil ich mich erkältet habe. Wir werden ja sehen, wie seine Antwort lautet.«

Am nächsten Morgen schlang sich Otsū einen langen Schleier um den Kopf. Obzwar Schleier in Kyoto bei den höheren Ständen längst aus der Mode waren, galten sie bei den Frauen der Ober- und Mittelklasse auf dem Lande immer noch als sehr elegant.

In den Stallungen, die außerhalb der Burg untergebracht waren, erbat sie sich ein Pferd.

Der Aufseher der Stallungen, der gerade die Pferde striegelte, fragte: »Oh, Ihr wollt ausreiten?«

»Ja, ich muß ins ›Wataya‹ und eine Besorgung für den Herrn machen.« »Soll ich Euch begleiten?« »Das ist nicht nötig.« »Habt Ihr auch keine Angst?«

»Natürlich nicht. Ich mag Pferde. Diejenigen, die ich in Mimasaka geritten habe, waren wild oder fast wild.«

Während sie dahinritt, flatterte der rötlichbraune Schleier im Wind hinter ihr. Sie saß gut zu Pferde, hielt die Briefrolle und die leicht welke Päonie in einer Hand, während sie mit der anderen energisch das Pferd lenkte. Bauern und Feldarbeiter winkten ihr zu, denn in der kurzen Zeit, die sie hier lebte, war sie bei den Leuten wohlbekannt geworden. Die Beziehungen zwischen ihnen und Sekishūsai waren wesentlich freundlicher als sonst zwischen Grundherrschaft und Bauern. Die Pächter in diesem Lehen wußten alle, daß eine schöne junge Frau gekommen war, um ihrem Herrn auf der Flöte vorzuspielen, und die Bewunderung und Achtung, die sie ihm entgegenbrachten, wurde auf Otsū übertragen.

Vor dem »Wataya« angekommen, saß sie ab und band ihr Pferd an einem Baum im Garten der Herberge fest.

»Willkommen!« rief Kocha, die herauskam, um sie zu begrüßen. »Wollt Ihr übernachten?«

»Nein, ich komme mit einer Botschaft von der KoYagyū-Burg für Yoshioka Denshichirō. Er ist doch noch hier, oder?« »Würdet Ihr bitte einen Moment warten?«

In der kurzen Zeit, da Kocha fort war, erregte Otsū eine gelinde Aufregung unter den Reisenden, die mit viel Lärm ihre Beinlinge und Sandalen anlegten und sich ihr Gepäck auf den Rücken luden. »Wer ist das?« fragte einer. »Wen, meinst du, mag sie wohl besuchen?«

Otsūs Schönheit, eine anmutige Eleganz, wie man ihr selten auf dem Lande begegnete, hatte zur Folge, daß die abreisenden Gäste noch lange über sie tuschelten und ihr nachsahen, als Kocha sie ins Haus führte. Denshichirō und seine Gefährten, die bis spät in die Nacht gezechet hatten, waren gerade erst aufgestanden. Als Kocha meldete, jemand von der Burg sei gekommen, ihnen etwas auszurichten, nahmen sie an, daß es sich um denselben Mann handelte, der sie am Vortag aufgesucht hatte. Der Anblick Otsūs mit ihrer weißen Päonie war eine große Überraschung. »Ah, verzeiht, wie unaufgeräumt es hier ist!«

Mit verlegenem, Verzeihung heischenden Gesicht richteten sie ihre Kimonos und nahmen steif, aber formvollendet auf den Knien Platz. »Bitte, tretet ein, tretet ein!«

»Der Burgherr von KoYagyū schickt mich«, erklärte Otsū schlicht und legte Briefrolle und Päonie vor Denshichirō nieder. »Würdet Ihr die Güte haben, das Schreiben gleich zu lesen?« »Ah, ja ... dies ist der Brief? Ja, ich werde ihn lesen.«

Denshichirō entrollte die kaum einen Fuß lange Schriftrolle. Mit blasser, an die helle Farbe des Tees gemahnender Tinte stand darauf geschrieben:

Verzeiht, daß ich Euch meinen schriftlichen Gruß entbiete, statt Euch persönlich aufzusuchen, doch unglücklicherweise bin ich leicht erkältet. Ich meine, eine reinweiße Päonie entzückt Euch mehr als die Triefnase eines alten Mannes. Ich lasse die Blüte von der Hand einer Blume überbringen und hoffe, Ihr nehmt meine Entschuldigung an. Mein alter Leib ist schon etwas außerhalb der Alltagswelt. Ich habe Hemmungen,

mein Gesicht zu zeigen. Bitte, bedenkt einen alten Mann mit einem nachsichtigen Lächeln!

Denshichirō schnaubte verächtlich und rollte den Brief zusammen. »Ist das alles?« fragte er.

»Nein, er läßt Euch außerdem ausrichten, wiewohl er gern eine Schale Tee mit Euch trinken würde, zögere er, Euch in sein Haus einzuladen, weil dort niemand sei außer Kriegern, die keinen Sinn haben für die Feinheiten des Teegenusses. Da Munenori in Edo weilt, meint er, Tee anzubieten sei so plump, als wolle er Bewohnern der Kaiserstadt ein Lächeln auf die Lippen zaubern. Er bat mich, Euch um Verzeihung zu bitten und Euch zu bestellen, er hoffe, Euch irgendwann in der Zukunft einmal zu begegnen.« »Aha!« kam es von Denshichirō, dem der Argwohn ins Gesicht geschrieben stand. »Wenn ich Euch recht verstehe, geht Sekishūsai davon aus, daß wir gern die Feinheiten der Teezeremonie mit ihm genießen wollen. Doch offen gesagt, wir stammen von Samuraifamilien ab und verstehen überhaupt nichts vom Tee. Wir hatten die Absicht, uns persönlich nach Sekishūsais Wohlergehen zu erkundigen und ihn zu bewegen, uns eine Lektion in der Schwertfechtkunst zu erteilen.«

»Das versteht er sehr wohl. Doch verbringt er sein Alter in größter Abgeschiedenheit, und er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, viele seiner Gedanken in der Sprache des Tees auszudrücken.«

Mit unverhohlener Abneigung erwiderte Denshichirō: »Nun, er hat uns keine andere Wahl gelassen, als aufzugeben. Bitte, sagt ihm, daß wir ihn gern sehen möchten, wenn wir wiederkommen.« Mit diesen Worten reichte er Otsū die Päonie zurück.

»Gefällt sie Euch nicht? Er meinte, sie könne Euch ein wenig erheitern. Er sagte, Ihr könntet sie in einer Ecke Eurer Sänfte aufhängen oder, falls Ihr zu Pferd reist, sie an Eurem

Sattel befestigen.«

»Sie soll ein Andenken sein?« Denshichirō senkte die Augen, als sei er gekränkt, und sagte dann sehr säuerlich: »Das ist doch zum Lachen! Richtet ihm aus, wir hätten unsere eigenen Päonien in Kyoto.« Wenn er so darüber denkt, meinte Otsū, hat es keinen Sinn, ihm das Geschenk aufzunötigen. Sie versprach daher, seine Botschaft zu überbringen, und verabschiedete sich mit einem Feingefühl, als gelte es, einen Verband von einer schmerzenden Wunde abzunehmen. Die Kyotoer waren stark verärgert und merkten kaum, wie sie sich zurückzog.

Wieder draußen auf dem Gang, lachte Otsū leise vor sich hin, warf einen Blick auf den blitzenden, schwarzen Boden, der zu dem Raum führte, in dem Musashi weilte, wandte sich aber in die entgegengesetzte Richtung. Kocha kam aus Musashis Raum und lief hinter ihr her. »Wollt Ihr schon wieder fort?« »Ja, ich habe erledigt, was zu tun war.«

»Nun, das ging aber schnell, nicht wahr?« Den Blick auf Otsūs Hand senkend, erkundigte sie sich: »Ist das eine Päonie? Ich habe gar nicht gewußt, daß es so weiße gibt.«

»Ja. Sie stammt aus dem Burggarten. Wenn du willst, kannst du sie haben.«

»Oh, bitte!« Kocha streckte die Hände aus.

Nachdem sie Otsū einen guten Heimritt gewünscht hatte, begab Kocha sich in die Dienstubenkammern und zeigte die Blüte überall herum. Da aber niemand sie recht zu würdigen verstand, kehrte sie enttäuscht in Musashis Gemach zurück.

Das Kinn auf die Hand gestützt, saß Musashi am Fenster, sah sinnend in Richtung der Burg und dachte angestrengt über sein Ziel nach: Wie er erstens eine Begegnung mit Sekishūsai herbeiführen und ihn zweitens mit seinem Schwert besiegen könne. »Mögt Ihr Blumen?« fragte Kocha beim Eintreten. »Blumen?«

Sie zeigte ihm die Päonie. »Hmm. Sehr schön.« »Gefällt sie Euch?« »Ja.«

»Es ist eine Päonie. Eine reinweiße Päonie.«

»Wirklich? Warum stellst du sie dann nicht in die Vase dort drüben?« »Ich verstehe mich nicht aufs Blumenstecken. Macht Ihr das!« »Nein, tu du's. Es ist besser, man tut es, ohne darüber nachzudenken, wie sie wirken wird.«

»Nun, dann gehe ich und hole Wasser«, sagte sie und nahm die Vase mit hinaus.

Musashis Blick blieb zufällig an der Schnittstelle der Päonie hängen. Verwundert legte er den Kopf ein wenig zur Seite, wiewohl er nicht genau sagen konnte, was eigentlich seine Aufmerksamkeit erregte.

Als Kocha zurückkam, war aus dem beiläufigen Interesse eine gründliche Untersuchung geworden. Sie stellte die Vase in die TOkōnoma und versuchte, die Päonie aufzustellen, was ihr jedoch nicht recht gelingen wollte. »Der Stengel ist zu lang«, sagte Musashi. »Bring die Blume her; ich werde sie kürzer machen. Wenn du sie dann aufrecht hinstellst, sieht es ganz natürlich aus.«

Kocha brachte ihm die Blume und hielt sie ihm in Augenhöhe hin. Ehe sie sich's versah, ließ sie sie jedoch fallen und brach in Tränen aus – was kein Wunder war, denn im selben Augenblick hatte Musashi sein Kurzsword herausgerissen, einen Schrei ausgestoßen, den Stengel zwischen ihren Händen entzweigeschnitten und das Schwert auch schon wieder in seine Scheide hineingestoßen. Kocha hatte das Aufblitzen des Stahls sowie das Geräusch, das beim Zurückstoßen des Schwertes in die Scheide entstand, gleichzeitig wahrgenommen.

Ohne den Versuch zu machen, das zu Tode erschrockene Mädchen zu beruhigen, hob Musashi jenes Stengelende, das er abgetrennt hatte, hoch und verglich die eine Schnittfläche mit

der anderen. Er schien in dieser Betrachtung vollkommen aufzugehen. Schließlich jedoch, als er merkte, wie bestürzt und aufgewühlt sie war, entschuldigte er sich bei ihr und strich ihr beschwichtigend über den Scheitel.

Nachdem es ihm gelungen war, ihren Tränenfluß zum Versiegen zu bringen, fragte er: »Weißt du, wer diese Blume geschnitten hat?« »Nein. Ich habe sie geschenkt bekommen.« »Von wem?«

»Von jemand aus der Burg.« »Von einem Samurai?«

»Nein, von einer jungen Frau.«

»Hm. Du meinst also, die Blume kommt von der Burg?« »Ja, das hat die Frau gesagt.«

»Tut mir leid, daß ich dich so erschreckt habe. Wenn ich dir später Gebäck schenke – wirst du mir dann verzeihen? Auf jeden Fall müßte die Blume jetzt eigentlich genau die richtige Länge haben. Versuch, sie in die Vase zu stecken!«

»Ist sie so richtig?« »Ja, so ist sie richtig.«

Kocha hatte Musashi von Anfang an gern gemocht, doch das Aufblitzen seines Schwertes hatte sie sehr verstört. Sie verließ den Raum und war entschlossen, erst dann wiederzukommen, wenn ihre Pflichten das unumgänglich machten.

Musashi war von dem zwei Handbreit langen Stengelende weit mehr fasziniert als von der Blüte in der TOKōnoma. Er war überzeugt, daß der erste Schnitt weder mit einer Schere noch mit einem Messer erfolgt war. Da Päonienstengel schlank und biegsam sind, konnte die saubere Schnittfläche nur von einem Schwert stammen – mittels eines äußerst entschlossen geführten Streichs. Obgleich er selbst soeben versucht hatte, mit seinem Schwert einen ebenso sauberen Streich auszuführen, war ihm beim Vergleich der beiden Flächen augenblicklich klar, daß sein Hieb weit weniger vollendet ausgefallen war. Es war derselbe Unterschied wie zwischen einer von einem Kōnner geschnitzten Buddha-Statue und einer

von einem durchschnittlichen Handwerker stammenden.

Er fragte sich laut, was das zu bedeuten habe. »Wenn ein Samurai, der die Burggärten in Ordnung hält, zu einem solchen Schwerthieb fähig ist, müssen die Maßstäbe des Hauses Yagyū in der Tat höher liegen, als ich gedacht habe.« Plötzlich verließ ihn jede Zuversicht. »Ich bin bei weitem noch nicht fertig.«

Nach und nach jedoch faßte er wieder Mut. Auf jeden Fall, überlegte er, sind die Yagyū-Leute würdige Gegner. Sollte ich unterliegen, kann ich ihnen zu Füßen stürzen und die Niederlage ohne jeden Groll annehmen. Schließlich habe ich längst beschlossen, mich allem zu stellen, auch dem Tod. Während er so dasaß und allen Mut zusammennahm, wurde ihm allmählich wieder wohler zumute.

Doch wie vorgehen? Selbst wenn ein Lerneifriger mit einem richtigen Empfehlungsschreiben bei ihm anklopfte – es schien wenig wahrscheinlich, daß Sekishūsai bereit sein würde, sich mit ihm zu schlagen. Das hatte ihm bereits der Herbergsvater deutlich gesagt. Da jedoch Munenori und Hyōgo in der Ferne weilten, blieb ihm nichts anderes übrig, als Sekishūsai herauszufordern. Abermals grübelte er über eine Möglichkeit, Zugang zur Burg zu erlangen.

Sein Blick streifte die Päonienblüte in der Tokōnoma, und vor seinem inneren Auge entstand das Bild von jemand, an den er unbewußt gedacht hatte: Otsū. Das Auftauchen ihres Antlitzes beschwichtigte seinen Geist und beruhigte seine Nerven.

Otsū selbst war bereits ein gutes Stück unterwegs zur Burg, als sie plötzlich einen rauhen Ruf hinter sich vernahm. Als sie sich umdrehte, trat aus einer Gruppe von Bäumen zu Füßen eines steilen Berges ein Kind hervor. Es kam ganz offensichtlich hinter ihr hergelaufen, und da Kinder aus der Gegend viel zu schüchtern waren, um eine junge Frau anzusprechen, brachte sie aus lauter Neugier ihr Pferd zum

Stehen.

Jōtarō war splitterfasernackt. Sein Haar war naß, und seine Kleider trug er zusammengerollt unter dem Arm. Völlig unbekümmert ob seiner Nacktheit, sagte er: »Ihr seid doch die Dame mit der Flöte. Seid Ihr immer noch hier?« Nachdem er verächtlich das Pferd gemustert hatte, sah er Otsū direkt an. »Ach, du bist das!« rief sie, ehe sie die Augen verlegen abwandte. »Der Junge, der damals auf der Yamato-Landstraße in Tränen ausgebrochen ist!« »In Tränen ausgebrochen? Wieso? Ich habe nicht geweint.« »Ach, lassen wir das! Seit wann bist du denn schon hier?« »Ich bin erst vor ein paar Tagen angekommen.« »Ganz allein?« »Nein, mit meinem Lehrer.«

»Ach ja, stimmt. Du hast ja gesagt, du seist Schüler der Schwertfechtkunst, oder? Und wieso hast du deine Kleider ausgezogen?«

»Ihr werdet doch wohl nicht erwarten, daß ich mit meinen Kleidern in den Fluß springe, oder?«

»In den Fluß? Aber das Wasser muß ja eiskalt sein! Die Leute hier würden lachen, wenn ihnen jemand sagte, er wolle um diese Jahreszeit Schwimmen gehen.«

»Ich bin auch nicht Schwimmen gewesen. Ich habe nur ein Bad genommen. Mein Lehrer hat gesagt, ich würde nach Schweiß riechen, und da bin ich in den Fluß gestiegen.«

Otsū mußte lachen. »Wo wohnst du denn?« »Im ›Wataya‹.«

»Ach, da komme ich gerade her.«

»Wie schade, daß Ihr uns nicht besucht habt! Wie wär's, wenn Ihr jetzt mit mir umkehrtet?«

»Ich kann nicht; ich habe etwas zu erledigen.« »Nun ja, dann auf Wiedersehen!« Er wandte sich zum Gehen. »Jōtarō, komm und besuch mich mal in der Burg!« »Darf ich das wirklich?«

Kaum waren ihr die Worte entschlüpft, bedauerte Otsū sie

auch schon. Trotzdem sagte sie: »Ja, aber gib acht, daß du anders gekleidet kommst wie jetzt.«

»Wenn Ihr so seid, will ich nicht hingehen. Ich mag nicht, wenn Leute sich über so was aufregen.«

Otsū war erleichtert und hatte noch immer ein Lächeln auf dem Gesicht, als sie durch das Tor zu den Stallungen ritt. Nachdem sie das Pferd abgeliefert hatte, ging sie, um Sekishūsai Bericht zu erstatten.

Dieser lachte und sagte: »So, wütend waren sie also? Schön! Sollen sie wütend sein. Da bleibt ihnen eben nichts anderes übrig.« Nach einer Weile schien ihm noch etwas einzufallen. »Habt Ihr die Päonie fortgeworfen?« fragte er.

Sie erklärte, daß sie die Blume dem Mädchen in der Herberge geschenkt habe, und er nickte beifällig. »Hat der junge Yoshioka die Päonie in der Hand gehabt und sie betrachtet?« wollte er dann wissen. »Ja, als er den Brief las.« »Und?«

»Er hat sie mir einfach zurückgegeben.« »Den Stengel hat er sich nicht angesehen?« »Nicht, daß ich es bemerkt hätte.«

»Er hat ihn nicht genau betrachtet oder irgend etwas dazu gesagt?« »Nein.«

»Dann ist es nur gut, daß ich ihn nicht sehen wollte. Es lohnt nicht, ihn kennenzulernen. Das Haus Yoshioka könnte ebenso mit Kempō aufgehört haben zu existieren.«

Der Dōjō der Yagyū, das mußte jeder zugeben, war großartig. Man hatte ihn auf dem äußeren Burggelände neu gebaut, als Sekishūsai um die vierzig zählte, und das herrliche Holz, das beim Bau verwendet wurde, verlieh ihm das Aussehen von etwas Unzerstörbarem. Der Schimmer, den das Holz im Lauf der Jahre angenommen hatte, schien die Härte zu spiegeln, welcher die Männer sich hier beim Üben unterzogen; außerdem war das Gebäude so groß, daß es in Kriegszeiten ohne weiteres als Sammelstelle und Unterkunft für die Samurai

dienen konnte.

»Ganz leicht! Nicht mit der Schwertspitze! Von innen heraus, von innen heraus!« Shōda Kizaemon saß in seinem Untergewand und der Hakama genannten Pluderhose auf einer leicht erhöhten Plattform und dirigierte zwei angehende Schwertkämpfer mit wütenden Befehlen. »Noch einmal! Das habt Ihr überhaupt noch nicht im Griff!«

Kizaemons Schelte galt zwei Yagyū-Samurai, die – wiewohl schon ganz benommen und in Schweiß gebadet – verbissen weiterfochten. Stellungen wurden eingenommen, Waffen in die richtige Position gebracht, dann gerieten die beiden aneinander wie Feuer an Feuer. »A-o-o-oh!« »Y-a-a-ah!«

Im Lehen KoYagyū durften Anfänger keine Holzscherer benutzen. Sie übten vielmehr mit einem eigens für den Shinkage-Stil ersonnenen Stab, genauer, einem langen, mit Bambusstreifen gefüllten Lederschlauch. Diese Waffe war praktisch ein griff- und handschutzloser Lederstab, weniger gefährlich zwar als ein hölzernes Schwert, aber immer noch imstande, ein Ohr abzuschlagen oder eine Nase in einen Granatapfel zu verwandeln. Es gab keinerlei Einschränkungen hinsichtlich irgendwelcher Körperteile, die ein Fechter angreifen durfte. Einen Gegner mit einem flachen Hieb gegen die Beine zu Fall zu bringen war ebenso erlaubt, wie auf einen bereits am Boden Liegenden weiterhin einzuschlagen. »Weiter! Weiter! Genauso wie letztesmal!« trieb Kizaemon seine Schüler an.

Es war hier üblich, daß niemand den Dōjō verließ, ehe er nicht am Zusammenbrechen war. Anfänger wurden besonders hart angepackt, nie gelobt und mit einer Menge von hämischen Bemerkungen überschüttet. Unter den Samurai war bekannt, daß in den Dienst des Hauses Yagyū zu treten nichts war, was man auf die leichte Schulter nehmen konnte. Neulinge hielten diese Behandlung meist nicht lange aus, und die Männer, die dem Haus Yagyū dienten, hatten eine sehr sorgfältige Auslese

hinter sich. Selbst die gemeinen Fußsoldaten und Stallknechte waren hier in der Schwertfechtkunst keine Anfänger.

Shōda Kizaemon war – was zu sagen sich eigentlich erübrigt – ein vorzüglicher Schwertkämpfer. Er hatte den Shinkage-Stil schon sehr früh gemeistert und war unter Sekishūsais persönlicher Anleitung in die Geheimnisse des Yagyū-Stils eingeweiht worden. Dem hatte er noch einige ganz persönliche Techniken hinzugefügt, so daß er inzwischen stolz von einem eigenen Shōda-Stil sprechen konnte.

Der Pferdeausbilder der Yagyū, Kiimura Sukekurō, war ebenso ein begnadeter Schwertkämpfer wie Murata Yozō, der zwar die Verwaltung des Yagyūschen Lagerhauses übernommen hatte, gleichwohl jedoch als ebenbürtiger Gegner von Hyōgo galt. Debuchi Magobei, gleichfalls ein Mann, der einen recht niedrigen Rang bei den Yagyū bekleidete, hatte von Kind auf die Schwertfechtkunst geübt und es in ihr zu machtvoller Beherrschung gebracht. Als der Fürst von Echizen versuchte, Debuchi in seine Dienste zu nehmen, und die Tokugawa Kii Murata verlocken wollten, zu ihnen zu kommen, hatten beide es vorgezogen, in KoYagyū zu bleiben, obwohl die materiellen Vorteile dort geringer waren.

Das Haus Yagyū, das jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms stand, brachte eine anscheinend nicht enden wollende Folge von großartigen Schwertkämpfern hervor. Eben deshalb galten die Yagyū-Samurai erst dann als richtige Schwertkämpfer, wenn sie bewiesen hatten, daß sie dieser erbarmungslosen Zucht gewachsen waren.

»Du da!« rief Kizaemon einer Wache zu, die draußen vorüberging. Der Anblick Jōtarōs, welcher der Wache folgte, hatte ihn überrascht. »Hallo!« rief Jōtarō so freundlich, wie es ihm nur irgend möglich war. »Was machst du hier in der Burg?« fragte ihn Kizaemon streng. »Der Mann am Tor hat mich hergebracht«, antwortete Jōtarō durchaus wahrheitsgemäß.

»Ach, hat er das?« Und zur Wache gewandt, sagte Kizaemon: »Warum bringt Ihr den Jungen her?« »Er hat gesagt, er wolle Euch sprechen.«

»Soll das heißen, Ihr habt den Jungen auf sein bloßes Wort hin hergebracht? – Junge!« »Ja, Herr!«

»Das hier ist kein Spielplatz. Mach, daß du weiterkommst!« »Aber ich bin doch gar nicht hergekommen, um zu spielen. Ich soll einen Brief von meinem Lehrer überbringen.«

»Von deinem Lehrer? Hast du nicht gesagt, er sei einer von diesen umherziehenden Schwertschülern?« »Seht Euch bitte den Brief an!« »Das brauche ich nicht erst.« »Was habt Ihr denn? Könnt Ihr nicht lesen?!« Kizaemon schnaubte. »Nun, wenn Ihr lesen könnt, lest ihn!«

»Du bist ein listiges Bürschchen. Der Grund, warum ich gesagt habe, ich brauchte ihn nicht zu lesen, ist, daß ich schon weiß, was drinsteht.« »Trotzdem. Würdet Ihr so höflich sein, ihn dennoch zu lesen?« »Von Schwertschülern wimmelt es hier wie von Mücken oder Maden. Wollte ich mir die Zeit nehmen, allen gegenüber höflich zu sein, hätte ich für nichts anderes Zeit mehr. Trotzdem, dir zuliebe werde ich sagen, was in dem Brief steht. Einverstanden? In dem Brief steht, der Schreiber würde sich glücklich schätzen, wenn wir ihm gestatteten, unseren prächtigen Dōjō zu besichtigen; außerdem würde er sich gern im Schatten des größten Schwertmeisters im Land sonnen, und sei es auch nur für einen Augenblick, und um all jener willen, die dem Weg des Schwertes folgen, würde er dankbar sein für eine Lektion in dieser Kunst. – Darauf jedenfalls, nehme ich an, läuft dein Brief mehr oder weniger hinaus.«

Jōtarō bekam große Augen. »Steht das wirklich darin?« »Ja, und deshalb brauche ich ihn nicht erst zu lesen, oder? Es soll jedoch nicht heißen, das Haus Yagyū zeige denen, die sich an uns wenden, die kalte Schulter.« Er machte eine Pause und fuhr

dann fort, als habe er diese Ansprache auswendig gelernt: »Bitte die Wache dort, dir alles zu erklären. Wenn Schwertschüler in diesem Hause vorsprechen, treten sie durchs Haupttor ein und kommen dann den Mittelgang herunter; rechter Hand liegt dann ein Gebäude, das Shin'indō heißt und leicht zu erkennen ist, weil ein hölzernes Schild davor hängt. Wenden die Ankommenden sich dort an den Hausverwalter, wird er ihnen gestatten, sich eine Weile auszuruhen. Es besteht auch die Möglichkeit für ein oder zwei Übernachtungen. Ziehen sie weiter, erhalten sie eine kleine Geldgabe, die ihnen helfen soll, unterwegs nicht zu darben. Was du also jetzt zu tun hast, ist, dem Hausverwalter deinen Brief zu überbringen, verstanden?«

»Nein!« sagte Jōtarō, schüttelte den Kopf und hob die rechte Schulter leicht an. »Hört zu, Herr!«

»Nun?«

»Ihr solltet die Menschen nicht nach ihrem Äußeren beurteilen. Ich bin nicht der Sohn eines Bettlers.«

»Ich muß zugeben, die Art, wie du mit Worten umgehst, verrät eine gewisse Erziehung.«

»Warum werft Ihr nicht einfach einen Blick in das Schreiben? Vielleicht steht etwas völlig anderes darin, als Ihr annehmt. Was würdet Ihr dann tun? Würdet Ihr dann einwilligen, daß ich Euch den Kopf abschlage?« »Moment, Moment!« sagte Kizaemon lachend. Sein roter Mund inmitten seines Stachelbarts sah aus wie das Innere einer aufgeplatzten Kastanie. »Nein, meinen Kopf darfst du mir nicht abschlagen.« »Nun, dann seht Euch den Brief an!« »Komm herein!«

»Warum?« fragte Jōtarō, der das unangenehme Gefühl hatte, jetzt doch zu weit gegangen zu sein.

»Ich bewundere deine Entschlossenheit, nicht zuzulassen, daß die Botschaft deines Herrn nicht ankommt. Ich werde sie lesen.«

»Aber warum auch nicht? Ihr seid schließlich der ranghöchste Vasall des Hauses Yagyū, nicht wahr?«

»Du verstehst dich wirklich überraschend gut auf den Umgang mit Wörtern. Hoffentlich gehst du später, wenn du erst einmal erwachsen bist, auch so mit dem Schwert um.« Er erbrach das Siegel und las schweigend, was Musashi ihm mitteilte. Und während er las, wurde sein Gesicht ganz ernst. Als er fertig war, fragte er: »Hast du außer dem Brief nichts mitgebracht?« »Ach, das hätte ich fast vergessen. Auch das hier soll ich Euch überbringen.« Mit diesen Worten zog Jōtarō den abgeschnittenen Päonienstengel aus dem Kimonoärmel.

Wortlos betrachtete Kizaemon beide Enden des Stücks; sein Gesicht verriet leichte Verwirrung. Ganz verstand er den Sinn von Musashis Brief nicht. Es hieß darin, das Zimmermädchen in der Herberge habe ihm eine Blume gebracht, von der sie sagte, sie habe sie von der Burg. Beim Betrachten der Schnittfläche sei ihm aufgegangen, daß diese Blume »von keinem gewöhnlichen Menschen« geschnitten worden war. Und weiter hieß es in dem Brief:

Nachdem ich die Blume in eine Vase gestellt hatte, spürte ich, daß sie etwas Besonderes an sich hat, und jetzt möchte ich unter allen Umständen herausfinden, von wem dieser Schnitt stammt. Die Frage mag belanglos erscheinen, doch vielleicht habt Ihr die Güte, mir zu sagen, welches Mitglied Eures Hauses es getan hat. Ich wäre Euch über die Maßen verbunden, wenn Ihr mir durch den Jungen, der meinen Brief überbringt, eine Antwort zukommen lassen würdet.

Das war alles. Kein Hinweis darauf, daß es sich bei dem Schreiber um einen Schwertschüler handelte, keine Bitte um einen Waffengang. Merkwürdig, so etwas zu schreiben, dachte Kizaemon. Er nahm den Päonienstengel nochmals in die Hand und betrachtete beide Schnittenden ganz genau, ohne indes feststellen zu können, inwiefern die beiden sich wesentlich voneinander unterschieden.

»Murata!« rief er. »Kommt, seht Euch dies an! Könnt Ihr irgendeinen Unterschied zwischen den Schnittenden erkennen? Ist einer von den beiden Schnitten vielleicht schärfer ausgeführt?«

Murata Yozō betrachtete den Stengel von allen Seiten, mußte jedoch einräumen, keinen Unterschied zwischen den beiden Enden feststellen zu können.

»Zeigen wir ihn Kimura!«

Sie begaben sich in einen Schreibraum im rückwärtigen Teil des Gebäudes und legten dem Pferdeausbilder den Stengel vor; dieser tappte genauso im dunkeln wie sie. Debuchi, der gerade zufällig im Raum war, sagte: »Es muß eine jener Blumen gewesen sein, die der alte Herr vorgestern persönlich geschnitten hat. Shōda, wart Ihr nicht sogar dabei?«

»Nein, ich sah ihn Blumen stecken, aber ich habe nicht gesehen, wie er sie geschnitten hat.«

»Nun, dies Ende stammt jedenfalls von einer der beiden Päonien, die er geschnitten hat. Eine hat er in eine Vase in seinen Raum gestellt; die andere ließ er von Otsū zusammen mit einer Schriftrolle Yoshioka Denshichirō überbringen.«

»Ja, daran erinnere ich mich«, sagte Kizaemon und machte sich daran, Musashis Brief noch einmal zu lesen. Plötzlich blickte er mit erschrockenen Augen auf: »Unterschrieben ist der Brief mit ›Shimmen Musashi‹«, sagte er. »Meint Ihr, es könne sich um jenen Miyamoto Musashi handeln, der den Hōzōin-Priestern half, auf der Hannya-Ebene mit dem Gesindel aufzuräumen? So muß es sein.«

Debuchi und Murata ließen den Brief hin und her gehen und lasen ihn wiederholte Male. »Die Handschrift hat Charakter«, sagte Debuchi. »Ja«, murmelte Murata, »er scheint ein ungewöhnlicher Mensch zu sein.« »Wenn das stimmt, was in dem Brief steht«, sagte Kizaemon, »und er der Schnittfläche wirklich ansah, daß sie von Meisterhand herrührt, dann muß er

um etwas wissen, wovon wir keine Ahnung haben. Der alte Herr hat sie eigenhändig geschnitten, und das liegt für jemand, der Augen hat, die das Besondere sehen, offenbar auf der Hand.«

»Hm. Den würde ich gern kennenlernen«, sagte Debuchi. »Wir sollten der Sache nachgehen, und dann kann er uns auch erzählen, was auf der Hannya-Ebene wirklich geschehen ist.« Doch er verließ sich nicht ganz auf seine eigene Meinung, sondern fragte erst Kimura nach der seinen. Kimura nun wies die beiden anderen auf folgendes hin: Da sie keine Shugyōsha empfangen, könnten sie ihn auch nicht als Gast im Dōjō aufnehmen; es sei jedoch kein Grund vorhanden, ihn nicht zu einer Mahlzeit und zu einem Schälchen Sake in das Shin'indō einzuladen. Die Iris dort seien gerade erblüht, wie er soeben gesehen habe, und die wilden Azaleen stünden im Begriff aufzubrechen. Warum sich nicht zusammensetzen und über die Kunst des Schwertfechtens plaudern? Musashi würde aller Wahrscheinlichkeit nach sogar gern kommen, und der alte Herr hätte gewiß nichts dagegen, wenn er davon hörte.

Kizaemon schlug sich aufs Knie und sagte: »Das ist ein glänzender Vorschlag.«

»Das wird ein kleines Fest für uns«, fügte Murata hinzu. »Laßt uns ihm sofort eine Antwort schicken!«

Als er sich hinsetzte, um die Antwort zu schreiben, sagte Kizaemon: »Der Junge steht draußen, laßt ihn hereinkommen!«

Wenige Augenblicke zuvor hatte Jōtarō noch gegähnt und vor sich hin gebrummelt: »Wie ist es nur möglich, daß die so lange brauchen?« Da hatte ein großer schwarzer Hund seine Witterung aufgenommen und kam näher, um ihn zu beschnüffeln. Da Jōtarō meinte, einen neuen Freund gefunden zu haben, redete er mit dem Hund und zog ihn an den Ohren. »Komm, balgen wir uns«, sagte er, schlang die Arme um den Hund und warf ihn auf den Rücken. Der Hund ließ sich das

von dem Kind gefallen, Jōtarō zog ihn ein paarmal mit den Händen hoch und warf ihn noch zwei- oder dreimal um. Dann hielt er dem Hund die Kiefer zusammen und sagte: »Und jetzt: Belle!«

Das machte den Hund wütend. Er riß sich los, packte den Saum von Jōtarōs Kimono und zerrte daran.

Jetzt war es an Jōtarō, wütend zu werden. »Was bildest du dir ein! Wer bin ich denn? Das kannst du nicht tun!« schrie er.

Er zog sein Holzsword und hielt es drohend in die Höhe. Der Hund fing laut an zu bellen, um die Aufmerksamkeit der Wachen zu erregen. Mit einem Fluch ließ Jōtarō dem Hund das Schwert auf den Schädel sausen, daß es krachte. Der Hund ging nun von hinten auf den Jungen los, verbiß sich in seinem Obi und brachte Jōtarō zu Fall. Ehe er sich wieder hochrappeln konnte, fiel der Hund wieder über ihn her, und Jōtarō versuchte ängstlich, sein Gesicht mit den Händen zu schützen.

Er versuchte zu entkommen, doch der Hund blieb ihm auf den Fersen. Das Echo seines Gebells hallte von den Bergen wider. Jōtarōs Blut tropfte zwischen den vors Gesicht geschlagenen Fingern hindurch, und bald übertönte sein Geschrei das Gebell des Hundes.

Jōtarōs Rache

Mit einem verbissenen Lächeln nahm Jōtarō nach seiner Rückkehr in die Herberge vor Musashi Platz und erstattete Bericht. Der Junge hatte etliche Kratzer und Schrammen im Gesicht, und seine Nase sah aus wie eine reife Erdbeere. Zweifellos taten ihm die Verletzungen weh. Doch da er von sich aus keine Erklärung abgab, stellte Musashi auch keine Fragen. »Hier ist ihre Antwort«, sagte Jōtarō, reichte Musashi Shōda Kizaemons Brief und fügte noch ein paar Worte über

seine Begegnung mit den Samurai hinzu, ohne indes den Hund zu erwähnen. Während er sprach, fingen seine Wunden wieder an zu bluten. »Ist das jetzt alles?« fragte er. »Ja, das ist alles. Danke.«

Als Musashi Kizaemons Brief öffnete, schlug Jōtarō die Hände vors Gesicht und verließ eilends den Raum. Kocha holte ihn ein und untersuchte die Kratzer mit besorgtem Gesicht. »Wie es denn das passiert?« fragte sie. »Ein Hund hat mich angesprungen.« »Wessen Hund war das denn?« »Einer der Hunde von der Burg.«

»Oh, etwa der große schwarze Kishu-Hund? Der ist bösartig. Da kannst du noch so stark sein, mit dem wirst du wohl schwerlich fertig. Der Bursche hat schon so manchen Strauchdieb totgebissen.«

Wiewohl sie nicht auf bestem Fuße miteinander standen, ging Kocha mit Jōtarō zum Fluß und wusch ihm das Gesicht. Dann holte sie Salbe und versorgte sein Gesicht. Diesmal verhielt Jōtarō sich wie ein Edelmann. Als sie fertig war, verneigte er sich vor ihr und dankte ihr wieder und wieder. »Hör auf, ständig mit dem Kopf zu nicken wie eine Glocke. Du bist schließlich ein Mann, und da sieht das lächerlich aus.« »Aber ich weiß zu schätzen, was du für mich getan hast.« »Selbst wenn wir uns viel streiten – ich mag dich trotzdem«, gestand sie. »Ich mag dich auch.« »Wirklich?«

Die Stellen in Jōtarōs Gesicht, die nicht mit Salbe bestrichen waren, wurden puterrot, und auch Kochas Wangen erglühten sanft. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, und durch die rosa Pfirsichblüten schien die Sonne. »Dein Herr zieht vermutlich bald weiter, nicht wahr?« fragte sie mit leichter Enttäuschung in der Stimme.

»Wir bleiben schon noch eine Zeitlang«, sagte er zuversichtlich.

»Ich wünschte, du könntest ein oder zwei Jahre bleiben.«

Die beiden gingen in den Schuppen, in dem das Pferdefutter aufbewahrt wurde, und legten sich rücklings ins Heu. Ihre Hände berührten sich, und Jōtarō durchlief ein angenehmer Schauer. Ohne jede Warnung riß er Kochas Hand an sich und biß sie in den Finger.

»Au!«

»Hat das wehgetan? Tut mir leid.« »Ist schon gut. Mach's noch mal!« »Du hast wirklich nichts dagegen?« »Nein, nein, mach schon, beiß! Beiß kräftig zu!«

Genau das tat er, und er saugte an ihren Fingern wie ein Welp. Heu fiel ihnen ins Gesicht, und bald drückten sie einander an sich, bloß um des Sich-aneinander-Drückens willen. Da kam Kochas Vater herein und suchte sie. Er erschrak über das, was er sah, und sein Gesicht nahm den strengen Ausdruck eines konfuzianischen Weisen an.

»Ihr Toren! Was habt ihr vor? Ihr seid doch beide noch Kinder!« Er packte die beiden am Genick, schleifte sie hinaus und versetzte Kocha noch ein paar schmerzende Hiebe aufs Hinterteil.

Musashi sprach den Rest des Tages über kaum noch ein Wort. Die Arme vor der Brust verschränkt, saß er da und dachte nach.

Später, mitten in der Nacht, wachte Jōtarō auf. Er hob den Kopf ein wenig und sah seinen Herrn verstohlen an. Die Augen weit geöffnet, lag Musashi da und starrte, als konzentrierte er sich auf einen Gedanken, gebannt zur Decke.

Auch den ganzen nächsten Tag über blieb Musashi schweigsam. Jōtarō hatte Angst; es war ja möglich, daß seinem Herrn zu Ohren gekommen war, was er mit Kocha im Schuppen getrieben hatte. Gleichwohl wurde kein Wort darüber gesprochen. Am Spätnachmittag bestellte Musashi durch den Jungen die Rechnung, und als der Schreiber sie brachte, war er dabei, sich auf die Abreise vorzubereiten. Auf

die Frage, ob er noch zu Abend essen wolle, sagte er nein.

Kocha, die müßig in einer Ecke stand, fragte: »Kommt Ihr nicht zurück, und schlaft Ihr heute nacht nicht hier?«

»Nein. Ich danke dir, Kocha, daß du dich so gut um uns gekümmert hast. Ich glaube, wir haben dir eine ganze Menge Arbeit gemacht. Lebe wohl!« »Paßt gut auf Euch auf!« sagte Kocha. Sie hielt die Hand vors Gesicht und verbarg ihre Tränen.

Am Tor hatten der Verwalter der Herberge und die anderen Mädchen Aufstellung genommen, um ihnen auf Wiedersehen zu sagen. Alle wunderten sich, daß die beiden ausgerechnet kurz vor Sonnenuntergang weiterzogen.

Nach einigen Schritten blickte Musashi sich suchend nach Jōtarō um. Da er ihn nicht sah, kehrte er nochmals zur Herberge zurück, wo der junge unterm Vorratsspeicher sich von Kocha verabschiedete. Als sie Musashi näher kommen sahen, fuhren sie hastig auseinander. »Lebe wohl!« sagte Kocha.

»Leb wohl!« rief Jōtarō und lief an Musashis Seite. Wiewohl er sich vor einem strafenden Blick seines Herrn fürchtete, konnte der Junge doch nicht der Versuchung widerstehen, immer wieder zurückzublicken, bis die Herberge hinter einer Biegung verschwunden war.

Lichter tauchten auf im Tal. Musashi, der kein Wort sagte und kein einziges Mal zurückblickte, schritt voran, während Jōtarō ihm mißmutig folgte. Nach einiger Zeit fragte Musashi: »Sind wir noch nicht da?« »Wo?«

»Am Haupttor der KoYagyū-Burg.« »Wollen wir denn zur Burg?« »Ja.«

»Bleiben wir dort über Nacht?«

»Ich habe keine Ahnung. Das kommt drauf an, wie sich alles entwickelt.« »Dort ist es, dort ist das Tor.«

Musashi machte halt, als sie vor dem Tor ankamen. Über den moosbegrünten Burgwällen ließen riesige Bäume ihr Seufzen vernehmen. Aus einem quadratischen Fenster fiel ein einzelnes Licht.

Musashi rief, und die Wache erschien. Musashi reichte dem Mann den Brief von Shōda Kizaemon und sagte: »Mein Name ist Musashi, und ich komme auf Shōdas Einladung hin. Würdet Ihr ihm bitte sagen, daß ich hier bin.« Der Wachhabende hatte schon mit ihm gerechnet. »Man wartet auf Euch«, sagte er und forderte Musashi mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen.

Außer für die bereits genannten Zwecke diente das Shin'indō den jungen Leuten der Burg als Unterrichtsraum für den Konfuzianismus. Zudem war die Bibliothek des Lehens hier untergebracht. Die Räume, die von dem nach hinten führenden Korridor abgingen, waren alle voller Regale mit Büchern. Wiewohl der Ruhm des Hauses Yagyū hauptsächlich auf dem Umgang mit Waffen beruhte, erkannte Musashi, daß hier auch größter Wert auf Gelehrsamkeit gelegt wurde. Alles in der Burg schien geschichtsträchtig zu sein. Auch war alles wohlgeordnet, was man an der Sauberkeit der Straße erkannte, die vom Haupttor zum Shin'indō führte, an der höflich-zuvorkommenden Art der Torwache und an der kargen, doch friedlichen Beleuchtung um den Bergfried herum.

Manchmal überkommt einen, wenn man ein Haus zum erstenmal betritt, das Gefühl, es bereits ebenso zu kennen wie seine Bewohner. Diesen Eindruck hatte Musashi jetzt, als er auf dem Holzfußboden des großen Raums Platz nahm, in welchen der Wachhabende ihn geleitet hatte. Nachdem er ihm ein hartes, geflochtenes Strohkissen angeboten hatte, das Musashi dankend annahm, verließ er ihn. Jōtarō war auf dem Weg hierher bereits in den Warteraum der Bediensteten gebeten worden.

Die Wache kam wenige Minuten darauf wieder und sagte Musashi, sein Gastgeber werde gleich erscheinen.

Musashi schob das runde Kissen mit dem Fuß in eine Ecke, setzte sich darauf und lehnte sich gegen einen Pfeiler. Im Schimmer der Lampe, der in den Garten hinausfiel, erkannte er ein Lattengerüst mit Glyzinienranken voller weißer und lavendelfarbener Blütendolden. Der süßliche Duft der Glyzinien hing in der Luft. Musashi erschrak, als ein Frosch anfang zu quaken. Es war der erste, den er in diesem Jahr hörte.

Irgendwo im Garten gluckerte Wasser; offenbar lief der Bach unter dem Gebäude hindurch, denn nachdem er ein wenig zur Ruhe gekommen war, vernahm er auch das Geräusch rinnenden Wassers unter sich. Ja, es dauerte nicht lange, und ihm war, als komme das gurgelnde Wassergeräusch aus den Wänden, der Decke und sogar aus der Lampe. Musashi war kühl und gelassen. Trotzdem pochte tief in ihm ein ununterdrückbares Gefühl der Unruhe. Das war sein unersättlicher Kampfgeist, der ihm selbst in dieser friedlichen Atmosphäre durch die Adern pulsierte. Von seinem Kissen neben dem Pfeiler aus ließ er den Blick neugierig über die nächste Umgebung wandern. Wer ist Yagyū? fragte er sich trotzig. Er ist ein Schwertkämpfer, und ich bin ein Schwertkämpfer. Was das betrifft, sind wir uns gleich. Aber heute abend will ich einen Schritt weiterkommen und Yagyū hinter mir lassen. »Verzeiht, daß ich Euch habe warten lassen!« Zusammen mit Kimura, Debuchi und Murata trat Shōda Kizaemon ein. »Willkommen auf KoYagyū!« sagte er herzlich.

Nachdem die anderen drei sich vorgestellt hatten, brachten Diener Tablett mit Sake und kleinen Erfrischungen. Der Sake war dickflüssig, fast wie Sirup – eine Art, wie er hier in der Gegend hergestellt und in Schalen mit hohen Stielen gereicht wurde.

»Hier auf dem Lande«, sagte Kizaemon, »können wir Euch nicht viel bieten. Aber immerhin: Fühlt Euch wie zu Hause!«

Auch die anderen forderten Musashi außerordentlich warmherzig auf, es sich behaglich zu machen und

Förmlichkeiten beiseite zu lassen. Nach einigem Drängen nahm Musashi etwas Sake, obwohl er ihm nicht sonderlich gut mundete. Nicht, daß er ihm zuwider gewesen wäre, Musashi war einfach noch zu jung, um sein außerordentlich feines Aroma erkennen und schätzen zu können. Der Sake hier erschien ihm zwar recht trinkbar, übte aber zunächst kaum irgendeine Wirkung auf ihn aus.

»Offensichtlich versteht Ihr zu trinken«, sagte Kimura Sukekurō und erbot sich, die Schale wieder zu füllen. »Übrigens, wie ich gehört habe, ist die Päonie, nach der Ihr Euch erkundigt habt, vom Herrn unserer Burg selbst geschnitten worden.«

Musashi schlug sich aufs Knie. »Hatte ich's mir doch gedacht!« rief er. »Es war großartig.«

Kimura rückte näher. »Was ich gern wüßte: Woran habt Ihr erkannt, daß der Schnitt durch den weichen, dünnen Stengel von einem Meisterschwertkämpfer stammte? Wir alle hier waren tief beeindruckt von Eurer Fähigkeit, das wahrzunehmen.«

Unsicher, wohin diese Unterhaltung führen mochte, sagte Musashi, nur um Zeit zu gewinnen: »So? Seid Ihr das gewesen?«

»Ja, ganz ohne jede Frage«, erklärten Kizaemon, Debuchi und Murata fast wie aus einem Mund.

»Wir vier konnten nichts Besonderes daran entdecken«, sagte Kizaemon. »Deshalb sind wir zu dem Schluß gekommen, daß es schon eines Genies bedarf, ein anderes Genie zu erkennen. Wir meinen, es würde uns bei unseren zukünftigen Bemühungen ein gutes Stück weiterbringen, wenn Ihr uns das erklären könntet.«

Musashi nippte nochmals am Sake und sagte: »Ach, daran war nichts Besonderes. Eigentlich habe ich nur gut geraten.« »Aber, aber! Jetzt seid nicht zu bescheiden!«

»Ich bin ja gar nicht bescheiden. Es war nur so ein Gefühl, das ich hatte, als ich mir die Schnittfläche ansah.«

Wie sie es bei jedem Fremden getan hätten, versuchten diese vier altgedienten Vasallen des Hauses Yagyū, Musashi als Menschen zu erforschen und ihn gleichzeitig auf die Probe zu stellen. Über seine äußere Erscheinung waren sie sich bereits klargeworden. Sie bewunderten seine Haltung ebenso wie den Ausdruck in seinen Augen. Die Art und Weise freilich, wie er seine Sakeschale und die Eßstäbchen hielt, verriet, daß er auf dem Lande aufgewachsen war, und das wiederum machte sie geneigt, sich ein wenig herablassend zu geben. Schon nach drei oder vier Schalen Sake lief Musashi im Gesicht kupferrot an. Verlegen führte er zwei- oder dreimal die Hand an Stirn und Wangen. Das Jungenhafte dieser Bewegung machte sie lachen. »Dieses Gefühl, das Ihr da hattet«, wiederholte Kizaemon, »könnt Ihr uns nicht mehr darüber sagen? Wie Ihr wahrscheinlich wißt, wurde dieses Gebäude, das Shin'indō, eigens für Fürst Kōizumi von Ise gebaut, damit er während seiner Besuche hier Wohnung nehmen konnte. Es ist in der Geschichte der Schwertkampfkunst ein bedeutendes Bauwerk geworden – genau der passende Ort, um von Euch heute eine Unterweisung zu erhalten.« Musashi merkte, daß ihn das Zurückweisen ihrer Schmeicheleien nicht weiterbrachte, und so wagte er den Sprung ins kalte Wasser. »Wenn man etwas spürt, spürt man etwas«, sagte er. »Da gibt es eigentlich nichts zu erklären. Wenn Ihr wollt, daß ich Euch zeige, was ich meine, müßt Ihr das Schwert aus der Scheide ziehen und Euch einem Kampf stellen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Die flackernde Lampe sandte schwarze Rauchschwaden in die stille Nachtluft, als wäre sie ein Krake, der eine Tintenwolke verspritzt. Abermals ließ sich der quakende Frosch vernehmen.

Kizaemon und Debuchi, die beiden älteren, sahen einander an und lachten. Wiewohl Musashi ganz ruhig gesprochen hatte,

war seine Feststellung, daß man ihn doch prüfen möge, unleugbar eine Herausforderung gewesen, die sie als solche anerkannten.

Sie gingen mit keinem Wort auf sie ein, redeten über Schwerter, dann über das Zen und Ereignisse in anderen Provinzen sowie über die Schlacht von Sekigahara. Kizaemon, Debuchi und Kimura hatten an dem blutigen Treffen teilgenommen, und für Musashis Ohren, der ja auf der gegnerischen Seite dageigewesen war, klang das, was sie erzählten, wie die bittere Wahrheit. Seine Gastgeber schienen die Unterhaltung ausnehmend zu genießen, und Musashi fand es faszinierend, nur zuzuhören.

Gleichwohl war er sich sehr wohl bewußt, wie schnell die Zeit verging. Im tiefsten Herzensgrunde wußte er: Wenn ich Sekishūsai heute abend nicht kennenlerne, werde ich ihn nie zu sehen bekommen.

Kizaemon kündigte an, es sei Zeit für die mit Reis gemischte Gerste, herkömmlicherweise der letzte Gang einer Mahlzeit, und der Sake wurde fortgetragen.

Wie bringe ich es nur fertig, ihn kennenzulernen? überlegte Musashi. Ihm wurde langsam klar, daß er wohl eine List anwenden mußte, um das zu erreichen. Sollte er einen der Gastgeber reizen, bis dieser aus der Haut fuhr? Das war aber nicht leicht, da er selbst so gar nicht angriffslustig war. Also erklärte er bei mehreren Gelegenheiten, genau entgegengesetzter Meinung zu sein, und sein Ton war dabei barsch und rüde. Shōda und Debuchi gefielen sich darin, nur darüber zu lachen. Keiner von diesen vieren schien sich hinreißen lassen zu wollen, irgend etwas Unüberlegtes zu tun.

Langsam verzweifelte Musashi. Die Vorstellung, sich zu verabschieden, ohne sein Ziel erreicht zu haben, war ihm unerträglich. Er wollte einen leuchtenden Siegesstern für seine Krone. Außerdem wollte er der Nachwelt zeigen, daß Musashi

hier gewesen war und dem Hause Yagyū seinen Stempel aufgedrückt hat. Er wollte Sekishūsai, diesen Großmeister des Schwertkampfes, diesen »alten Drachen«, wie er auch genannt wurde, mit dem Schwert in die Knie zwingen.

Hatten sie ihn denn vollkommen durchschaut? Er war gerade dabei, sich diese Möglichkeit durch den Kopf gehen zu lassen, da nahmen die Ereignisse eine völlig unerwartete Wendung. »Habt Ihr das gehört?« fragte Kimura.

Murata trat hinaus auf die Veranda. Als er zurückkam sagte er: »Taro bellt –aber nicht so wie sonst. Ich glaube, irgend etwas stimmt nicht.« Taro war der Kishu-Hund, mit dem Jōtarō Bekanntschaft gemacht hatte. Sein Gebell, das irgendwo vom zweiten Burgwall herkommen mußte, hatte etwas Angsteinflößendes. Es klang viel zu laut und viel zu schauerlich, als daß es von einem einzigen Hund hätte stammen können.

Debuchi sagte: »Ich glaube, es ist besser, ich sehe einmal nach dem Rechten. Verzeiht mir, Musashi, daß ich unsere kleine Runde hier sprengte, aber es könnte wichtig sein. Bitte, macht ohne mich weiter!«

Kurz nachdem er gegangen war, verabschiedeten sich auch Murata und Kimura und baten Musashi höflich um Verzeihung. Das Gebell wurde immer drängender; offenbar versuchte der Hund, vor irgendeiner Gefahr zu warnen. Führte einer der Burghunde sich so auf, war das meist ein untrügliches Zeichen dafür, daß irgend etwas Ungehöriges geschah. Der Friede im Land war dennoch nicht so sicher, daß ein Daimyō die Wachsamkeit gegenüber benachbarten Lehen vernachlässigen durfte. Es gab immer noch bedenkenlose Krieger, die vor nichts zurückschreckten, um ihrem persönlichen Ehrgeiz zu genügen; außerdem wimmelte es von Spitzeln, die jede Gelegenheit ausspionierten, wo ein Grundherr in Selbstgefälligkeit verfiel und verwundbar wurde.

Auch Kizaemon schien außerordentlich beunruhigt zu sein. Unentwegt starrte er in das flackernde Licht der kleinen Lampe, als lausche er dem Widerhall irgendwelcher überirdischer Laute.

Schließlich hörten sie ein langgezogenes, kummervolles Geheul. Kizaemon brummte und sah Musashi an. »Er ist tot«, sagte Musashi.

»Ja, jemand hat ihn totgeschlagen.« Außerstande, sich weiter zu beherrschen, stand Kizaemon auf. »Ich kann das nicht verstehen.«

Er schickte sich an hinauszugehen, doch Musashi hielt ihn zurück und sagte: »Wartet! Ist Jōtarō, der Junge, der mit mir gekommen ist, immer noch bei den Bediensteten?«

Die gleiche Frage richtete Kizaemon an einen jungen Samurai, der vor dem Shin'indō stand und, nachdem er nachgesehen hatte, berichtete, der Junge sei nirgends zu finden.

Besorgnis malte sich in Musashis Gesicht. Sich an Kizaemon wendend, sagte er: »Ich fürchte, ich weiß, was passiert ist. Hättet Ihr etwas dagegen, wenn ich Euch begleite?« »Durchaus nicht.«

Etwa dreihundert Schritt vom Dōjō entfernt waren viele Menschen zusammengelaufen; etliche Fackeln wurden entzündet. Neben Murata, Debuchi und Kimura standen noch eine Reihe von Fußsoldaten und Wachen da, bildeten einen dichten Kreis und redeten und schrien durcheinander. Vom äußeren Ring dieses Kreises aus spähte Musashi in den freien Raum in der Mitte. Sein Herz wollte stillstehen. Wie er befürchtet hatte, stand Jōtarō blutbefleckt und wie ein rechter Teufelsbraten da – das Holzsword in der Hand, die Zähne fest zusammengebissen. Seine Schultern hoben und senkten sich, so schwer atmete er.

Neben ihm, die Zähne gebleckt und alle viere von sich gestreckt, lag Taro. In den blicklosen Augen des Hundes

spiegelte sich das Licht der Fackeln; Blut sickerte ihm aus dem Maul.

»Es war der Hund des Herrn«, sagte jemand traurig.

Ein Samurai trat auf Jōtarō zu und schrie: »Du kleines Miststück! Was hast du da angerichtet? Hast du diesen Hund totgeschlagen?« Der Mann holte zu einem gewaltigen Hieb aus, dem Jōtarō gerade noch ausweichen konnte. Die Schultern straffend, rief er trotzig: »Ja, das habe ich getan.« »Du gibst es zu?«

»Ich hatte allen Grund *dazu*.« »Ha!«

»Ich habe mich gerächt.«

»Was?« Allgemeines Erstaunen breitete sich aus, aber die Leute waren erbost. Taro war der Lieblingshund Munenori Sekishūsais gewesen. Doch nicht nur das; der Hund führte seinen Stammbaum zurück auf Raiko, eine Hündin, die Fürst Yorinori von Kishū gehört und die er geliebt und mit eigener Hand aufgezogen hatte. Wenn ein solcher Hund erschlagen wurde, war es nur natürlich, daß der Sache auf den Grund gegangen wurde. Das Schicksal der beiden Samurai, die für den Hund verantwortlich waren, stand jetzt auf dem Spiel.

Der Mann, der nun vor Jōtarō stand, war einer dieser beiden. »Halt den Mund!« fuhr er ihn an und zielte mit der Faust nach Jōtarōs Kopf. Diesmal konnte Jōtarō sich nicht rechtzeitig ducken. Der Faustschlag traf ihn hinterm Ohr.

Jōtarō hob die Hand, um die Stelle abzutasten. »Was macht Ihr da?« kreischte er.

»Du hast den Hund unseres Herrn umgebracht. Du hast doch wohl nichts dagegen, wenn ich dich genauso totschiere, oder? Denn genau das werde ich tun.«

»Ich hab' doch nur Gleiches mit Gleichem vergolten! Warum wollt Ihr mich dafür bestrafen? Ein Erwachsener sollte wissen, daß das nicht recht ist.« Jōtarō hatte aus seiner Sicht

nur seine Ehre wiederhergestellt und dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt – und zwar wegen einer sichtbaren Wunde, eine große Schande in den Augen eines Samurai. Um seinen Stolz zu bewahren, gab es für ihn keine andere Möglichkeit, als den Hund zu töten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er sogar damit gerechnet, für sein tapferes Verhalten auch noch gelobt zu werden. Entschlossen, nicht nachzugeben, stand er da.

»Halt du dein unverschämtes Mundwerk!« fuhr der Hundepfleger ihn an. »Auch wenn du noch ein Kind bist, so bist du alt genug, um den Unterschied zwischen einem Hund und einem Menschen zu kennen. Wie kann man nur auf einen solchen Gedanken verfallen, an einem dummen Tier Rache zu nehmen!«

Er packte Jōtarō beim Kragen, sah die Menge beifallheischend an und erklärte, es sei seine Pflicht, den Mörder des Hundes zu bestrafen. Die Umstehenden nickten schweigend. Die vier Männer, die noch vor wenigen Augenblicken Musashi bewirtet und unterhalten hatten, machten ein verzweifelt Gesicht, sagten jedoch nichts.

»Belle, Kleiner! Belle wie ein Hund!« schrie der Hundepfleger. Er schüttelte Jōtarō hin und her und stieß ihn mit finsterem Blick zu Boden. Dann packte er einen Eichenstecken und ließ ihn mit aller Macht auf den Jungen niedersausen.

»Du hast den Hund umgebracht, du kleiner Gauner! Jetzt bist du an der Reihe! Steh auf, damit ich dich umbringen kann! Komm, belle! Beiß mich!«

Mit fest zusammengebißenen Zähnen stützte sich Jōtarō auf einen Arm und rappelte sich, das Holzschwert in der Hand, hoch. Seine Züge hatten nach wie vor etwas Koboldhaftes und keineswegs Kindliches, und der Schrei, den er ausstieß, war wahrhaftig unheimlich und wild.

Fährt ein Erwachsener aus der Haut, bedauert er es selbst

häufig hinterher, doch wenn der Zorn eines Kindes einmal geweckt ist, kann nicht einmal die Mutter es beschwichtigen, die es zur Welt gebracht hat. »Bring mich um!« kreischte Jōtarō. »Komm schon, bring mich um!« »Dann stirb!« rief der Pfleger außer sich und schlug zu. Der Schlag hätte dem Jungen den Garaus gemacht – doch er traf ihn nicht. Ein scharfes Krachen drang an die Ohren der Umstehenden, und Jōtarōs hölzernes Schwert wirbelte durch die Luft. Ohne überhaupt nachzudenken, hatte er den Schlag des Hundepflegers pariert.

Waffenlos, schloß er nun die Augen, rammte dem Gegner blindlings den Kopf ins Zwerchfell und verbiß sich im Obi des Mannes. Um des lieben Lebens willen biß er sich fest und grub dem Hundepfleger die Fingernägel in die Lenden, während dieser vergeblich mit seinem Stecken um sich schlug.

Musashi hatte kein Wort von sich gegeben und, die Arme vor der Brust verschränkt, ausdruckslos zugesehen. Doch dann tauchte ein zweiter Eichenstecken auf. Ein zweiter Mann war in den Ring gestürzt und stand im Begriff, von hinten auf Jōtarō loszugehen. Da kam Leben in Musashi. Er nahm die Arme herunter, bahnte sich im Handumdrehen einen Weg durch die Menge und trat in die Arena. »Feigling!« herrschte er den zweiten Mann an.

Ein Eichenstecken und zwei Beine beschrieben einen Bogen in der Luft und landeten auf einem rund vier Schritt entfernten Haufen. Musashi rief: »Und jetzt zu dir, du Teufelsbraten!« Er packte Jōtarō mit beiden Händen beim Obi, hob den Jungen hoch in die Luft und ließ ihn dort oben strampeln. Dann wandte er sich an den Hundepfleger, der gerade mit neuer Kraft ausholte, und sagte: »Ich habe von Anfang an zugesehen und meine, Ihr macht das falsch. Dieser Junge ist mein Diener, und wenn Ihr ihn verhören wollt, müßt Ihr auch an mich Fragen stellen.« Hitzig sagte der Hundepfleger: »Gut, wird gemacht. Wir werden Euch beide verhören.«

»Schön! Wir stehen Euch beide zur Verfügung. Zuerst

kommt der Junge.« Mit diesen Worten schleuderte er Jōtarō auf den Mann. Die Menge hielt erschrocken die Luft an und wich einen Schritt zurück. War dieser Mann wahnsinnig? Wer hatte je gehört, daß ein Mensch einen anderen Menschen als Waffe einsetzt?

Fassungslos riß der Hundepfleger die Augen auf, als Jōtarō durch die Luft gesaust kam und mit aller Wucht gegen seine Brust prallte. Der Mann fiel um, als habe man eine Strebe, die ihn von hinten stützte, plötzlich fortgerissen. Wer konnte sagen, ob er mit dem Kopf auf einen Felsen aufgeschlagen war oder ob er sich die Rippen gebrochen hatte? Jedenfalls stieß er beim Aufprall auf den Boden ein erbärmliches Geheul aus und spuckte Blut. Jōtarō federte von der Brust des Mannes in die Höhe, vollführte in der Luft einen Salto und rollte dann wie ein Ball an die zehn Schritt über den Boden. »Hast du das gesehen?« rief ein Mann. »Wer ist dieser verrückte Rōnin?«

Jetzt ging es bei dem ganzen Aufruhr nicht mehr nur um die Hundepfleger, auch die anderen Samurai ließen einen Schwall unflätigster Beschimpfungen auf Musashi niedergehen. Einige wollten ihn sogar auf der Stelle töten. »Hört bitte mal alle her!« rief Musashi.

Die Umstehenden ließen ihn nicht aus den Augen, als er sich ihnen, Jōtarōs Holzsword in der Hand, mit grimmig verzerrtem Gesicht zuwandte. »Was das Kind verbrochen hat, hat sein Herr verbrochen. Wir sind beide bereit, dafür zu zahlen. Doch zunächst möchte ich Euch folgendes sagen: Wir haben nicht die Absicht, uns totschlagen zu lassen wie tolle Hunde. Wir sind bereit, es mit Euch aufzunehmen.«

Statt das Vergehen einzugestehen und eine Strafe auf sich zu nehmen, forderte er sie heraus. Hätte Musashi sich an dieser Stelle für Jōtarō entschuldigt und wäre er für ihn eingetreten, hätte er auch nur den geringsten Versuch unternommen, die verletzten Gefühle der Samurai des Hauses Yagyū zu beschwichtigen – vielleicht wäre man ohne weiteres Aufheben

über die ganze Angelegenheit hinweggegangen. Das jedoch schloß seine Haltung nun aus. Er schien es darauf angelegt zu haben, einen womöglich noch größeren Aufruhr hervorzurufen.

Shōda, Kimura, Debuchi und Murata legten die Stirn in Falten und fragten sich abermals, was für einen seltsamen Vogel sie da in die Burg geladen hatten. Sie bedauerten, daß er es an Einsicht fehlen ließ, und hielten sich im Hintergrund der Menge, ohne ihn indes aus den Augen zu lassen. Der Zorn der Umstehenden, die ohnedies schon außer sich waren, steigerte sich nach Musashis Herausforderung bis zur Erbitterung. »Hört Euch den an! Ein Gesetzloser ist das!« »Ein Spion ist er! Knüpft ihn auf!« »Nein, hackt ihn in Stücke!« »Laßt ihn nicht entkommen!«

Für einen Augenblick sah es so aus, als würden Musashi und Jōtarō, der wieder an die Seite seines Herrn geeilt war, von einem Meer von Schwertern verschluckt, doch dann ließ sich eine offensichtlich befehlsgewohnte Stimme vernehmen: »Wartet!«

Das war Kizaemon, der gemeinsam mit Kimura, Debuchi und Murata versuchte, die Menge in Schach zu halten.

»Dieser Mann scheint das alles geplant zu haben«, fuhr Kizaemon fort. »Wenn Ihr Euch von ihm reizen laßt und dann verwundet oder getötet werdet, haben wir das vor unserem Herrn zu verantworten. Der Hund war wertvoll, aber nicht so wertvoll wie ein Menschenleben. Wir vier werden die ganze Verantwortung übernehmen. Seid versichert, daß Euch kein Schaden entstehen wird. Beruhigt Euch jetzt, und geht nach Hause!« Mit einigem Widerstreben und Murren zerstreute sich die Menge. Nur die vier Männer, denen Musashi im Shin'indō gegenüber gesessen hatte, blieben zurück. Inzwischen waren sie nicht mehr Gast und Gastgeber, sondern ein Gesetzesbrecher und seine Richter.

»Musashi«, sagte Kizaemon, »es tut mir leid, aber ich muß

Euch sagen, daß Euer Plan nicht geklappt hat. Ich nehme an, irgendwer hat Euch vorgeschickt, um die KoYagyū-Burg auszuspionieren oder Scherereien zu machen. Aber wie Ihr seht, es geht nicht.«

Als sie ihn langsam umringten, war Musashi sich sehr wohl bewußt, daß sich keiner unter ihnen befand, der nicht bereits ein Meisterschwertkämpfer war. Eine Hand auf Jōtarōs Schulter, stand er ganz still da. Umzingelt, wie er nun war, wäre es ihm unmöglich gewesen zu entkommen, selbst wenn er Flügel gehabt hätte.

»Musashi!« rief Debuchi und zog sein Schwert drei Fingerbreit aus der Scheide. »Ihr habt versagt. Eigentlich gehörte es sich, daß Ihr Eurem Leben mit eigener Hand ein Ende setztet. Ihr mögt ein Schuft sein, doch habt Ihr ein großes Maß an Mut bewiesen, indem Ihr Euch nur mit diesem Kind an der Seite in diese Burg hereingewagt habt. Wir haben einen freundlichen Abend zusammen verbracht. Wir warten jetzt, bis Ihr Euch zum Harakiri bereit macht. Wenn Ihr soweit seid, könnt Ihr beweisen, daß Ihr ein wahrer Samurai seid.«

Das wäre die ideale Lösung gewesen, zumal sie Sekishūsai nicht eingeweiht hatten. Wenn Musashi jetzt starb, konnte man die ganze Angelegenheit zusammen mit seinem Leichnam begraben.

Doch darauf wollte Musashi sich nicht einlassen. »Ihr meint«, erwiderte er, »ich soll mir selbst das Leben nehmen? Das ist doch Unsinn! Ich habe keineswegs die Absicht zu sterben – noch sehr lange nicht.« Seine Schultern schüttelten sich vor Lachen.

»Nun gut«, sagte Debuchi. Seine Stimme war ganz ruhig, aber was er meinte, war kristallklar. »Wir haben versucht, Euch anständig zu behandeln, Ihr aber habt nichts anderes getan, als uns ausgenutzt ...«

Kimura unterbrach ihn und sagte: »Jedes weitere Wort ist

überflüssig.« Er trat hinter Musashi und stieß ihn an. »Vorwärts!« befahl er. »Vorwärts – wohin?« »Ins Verlies.«

Musashi nickte und machte die ersten Schritte, freilich dorthin, wohin er wollte: in Richtung auf den Bergfried.

»Was denkt Ihr Euch, wohin wir gehen?« rief Kimura, sprang vor Musashi und breitete die Arme aus, um ihn am Weitergehen zu hindern. »Hier geht's nicht zum Verlies. Das liegt dahinten. Dreht Euch um, schnell!« »Nein!« rief Musashi. Er blickte zu Jōtarō hinunter, der sich immer noch an seine Seite klammerte, und befahl ihm, sich unter eine Föhre vor dem Bergfried zu setzen. Der Boden zu Füßen der Föhre war mit sorgfältig gerechtem weißem Sand bedeckt.

Jōtarō schlüpfte unter Musashis Ärmel hindurch, versteckte sich hinter dem Föhrenstamm und zerbrach sich den Kopf darüber, was Musashi wohl vorhatte. Ihm fiel ein, welchen Heldenmut sein Lehrer auf der Hannya-Ebene bewiesen hatte, und er wurde von Spannung und Erregung gepackt. Kizaemon und Debuchi nahmen links und rechts von Musashi Aufstellung und versuchten, ihn an den Armen zurückzureißen. Doch Musashi wich keinen Fingerbreit zurück. »Gehen wir!« »Ich denke nicht daran.« »Ihr wollt Euch widersetzen?« »Richtig.«

Kimura riß der Geduldsfaden, und er schickte sich an, sein Schwert zu ziehen, doch Kizaemon und Debuchi, die älteren, befahlen ihm, sich im Zaum zu halten.

»Was habt Ihr denn, Musashi? Wohin, meint Ihr, wollen wir?« »Ich möchte Yagyū Sekishūsai sehen.« »Wie bitte!«

Es war ihnen nie in den Sinn gekommen, daß dieser junge Tollkopf an so etwas Ungeheuerliches auch nur denken konnte. »Und was wollt Ihr tun, wenn Ihr ihn seht?« fragte Kizaemon. »Ich bin ein junger Mann, der sein Leben der Kunst des Schwertfechtens geweiht hat; eines meiner Lebensziele besteht darin, eine Lektion vom Meister des Yagyū-Stils erteilt zu bekommen.«

»Wenn Ihr das wollt – warum habt Ihr nicht einfach darum gebeten?« »Stimmt es denn nicht, daß Sekishūsai niemanden empfängt und keinem Schwertschüler eine Lektion erteilt?« »Doch, das stimmt.«

»Was bleibt mir dann anderes übrig, als ihn herauszufordern? Selbstverständlich bin ich mir darüber im klaren, daß er sich wahrscheinlich trotzdem weigert, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten. Deshalb fordere ich statt seiner die gesamte Burg zur Schlacht heraus.« »Zur Schlacht?« riefen die vier im Chor.

Während Kizaemon und Debuchi ihn immer noch am Arm gepackt hielten, sah Musashi zum Himmel hinauf. Man vernahm ein klatschendes Geräusch, und ein Adler kam aus der Schwärze, die das Kasagi-Gebirge umgab, auf sie zugeflogen. Einem riesigen Schleier gleich, löschte seine Silhouette die Sterne aus, ehe er rauschend auf dem Dach des Reisspeichers landete. In den Ohren der vier Vasallen klang das Wort »Schlacht« so übertrieben dramatisch, daß sie nur lachen konnten. Für Musashi hingegen reichte es kaum, seine Vorstellung von dem auszudrücken, was auf sie zukommen würde. Für ihn ging es nicht um eine Übungsrunde, die einzig aufgrund technischen Könnens entschieden wurde. Er dachte vielmehr an eine totale Auseinandersetzung, bei der die Gegner auch noch das Letzte an Mut und Können aus sich herausholten – und die über ihr Schicksal entschied. Eine Schlacht zwischen zwei Armeen mochte zwar äußerlich anders ablaufen, dem Wesen nach war sie jedoch dasselbe. Musashi dachte ganz einfach an eine Schlacht zwischen einem einzelnen Mann und einer Burg. Seine Willenskraft zeigte sich in der Festigkeit, mit der er die Sohlen auf den Boden gesetzt hatte. Diese eiserne Entschlossenheit war der Grund, daß ihm das Wort »Schlacht« so selbstverständlich über die Lippen kam. Forschend betrachteten die vier sein Gesicht, und abermals fragten sie sich, ob sein Verstand denn verwirrt sei.

Kimura nahm die Herausforderung an. Die Strohsandalen von den Füßen schüttelnd und den Hakama hochziehend, sagte er: »Fein! Nichts ist mir lieber als eine Schlacht. Zwar kann ich Euch weder dräuende Trommeln noch dröhnende Gongs bieten, wohl aber einen Kampf. Shōda, Debuchi, schubst ihn mal rüber!« Kimura war zwar der erste gewesen, der vorgeschlagen hatte, Musashi zu bestrafen, doch hatte er sich zurückgehalten und versucht, sich mit Geduld zu wappnen. Jetzt konnte er sich die Hände reiben. »Nur zu!« drängte er. »Überlaßt ihn mir!«

Gleichzeitig schoben Kizaemon und Debuchi Musashi vorwärts. Strauchelnd ging er vier, fünf Schritte auf Kimura zu. Der trat einen Schritt zurück, holte mit dem Ellbogen aus, saugte scharf die Luft ein und ließ das Schwert auf den stolpernden Musashi niedersausen. Man hörte einen merkwürdig knirschenden Laut, als die Schwertscheide durch die Luft schnitt. Gleichzeitig ertönte ein Ruf – nicht aus Musashis Mund, sondern aus dem von Jōtarō, der aus seiner Deckung hinter dem Baum hervorgesprungen war. Eine Handvoll Sand, die er geworfen hatte, war Ursprung des merkwürdigen Geräusches gewesen.

In der Annahme, daß Kimura bestimmt die Entfernung abschätzte, um möglichst wirkungsvoll zuschlagen zu können, hatte Musashi seine strauchelnden Schritte bewußt beschleunigt, so daß er, als der Hieb niedersauste, Kimura viel näher war, als dieser angenommen hatte. Das Schwert hatte nichts weiter als die Luft durchschnitten und war dabei mit dem Sand in Berührung gekommen.

Rasch sprangen beide Männer zurück, so daß sie jetzt drei oder vier Schritt voneinander entfernt standen. So funkelten sie sich in der spannungsgeladenen Stille drohend an.

»Das muß man sich ansehen!« sagte Kizaemon leise.

Debuchi und Murata, wiewohl nicht unmittelbar am Kampf

beteiligt, nahmen in Abwehrhaltung eine neue Stellung ein. Nach dem, was sie bisher gesehen hatten, gaben sie sich im Hinblick auf Musashis Können keinerlei Illusionen hin. Wie er Kimuras Hieb ausgewichen war und wie er sich selbst gefangen hatte, das genügte, um sie davon zu überzeugen, daß er Kimura ein würdiger Gegner sein würde. Kimura hielt das Schwert knapp unterhalb Brusthöhe. Regungslos stand er da. Musashi, genauso regungslos, hatte den Schwertgriff fest umfaßt, die rechte Schulter vorgestreckt, den Ellbogen gehoben. Seine Augen in dem dunklen Gesicht glichen zwei weißen, glänzend polierten Steinen. Nun kam es darauf an, wer die stärkeren Nerven hatte, doch ehe einer der beiden Männer sich bewegte, schien die Dunkelheit um Kimura zu wabern und sich irgendwie zu verändern. Bald wurde offenbar, daß sein Atem schneller und aufgeregter ging als der Musashis.

Debuchi stieß ein kaum hörbares Brummen aus. Er wußte jetzt, daß, was als vergleichsweise belanglose Angelegenheit begonnen hatte, im Begriff stand, zu einer Katastrophe zu werden. Er war überzeugt, daß Kizaemon und Murata das genauso sahen wie er. Es würde nicht leicht sein, dem Ganzen ein Ende zu bereiten.

Das Ergebnis des Kampfes zwischen Musashi und Kimura war so gut wie entschieden, es sei denn, es geschah Ungewöhnliches. Obwohl die drei anderen Männer zögerten, irgend etwas zu unternehmen, was nach Verrat aussah, sahen sie sich doch gezwungen, einzugreifen, um eine Katastrophe zu verhindern. Die beste Lösung war gewiß, sich dieses merkwürdigen, draufgängerischen Eindringlings möglichst schnell und unauffällig zu entledigen, ohne selbst unnötig verletzt zu werden. Dazu brauchte es keine Worte. Sie verständigten sich vollkommen mit Blicken.

Ganz in Einklang miteinander, schoben die drei sich auf Musashi zu. Im selben Augenblick zerriß Musashis Schwert mit einem Schwirren wie dem einer Bogensehne die Luft, und

ein donnernder Ruf füllte den dunklen Raum. Der Schlachtruf kam nicht nur aus seinem Mund, sondern er entrang sich seinem ganzen Körper: das weithin hallende Dröhnen einer Tempelglocke, das sich nach allen Seiten ausbreitete. Von seinen Gegnern, die links, rechts, vor und hinter ihm Aufstellung genommen hatten, kam ein gurgelnder, zischender Laut.

Nie war Musashi sich lebendiger vorgekommen. Sein Blut schien ihm aus allen Adern platzen zu wollen. Dabei blieb sein Kopf eiskalt. War dies der flammende Lotos, von dem die Buddhisten sprachen? Die äußerste Hitze, eins geworden mit der äußersten Kälte, die höhere Einheit von Feuer und Wasser?

Sand flog nicht mehr durch die Luft. Jōtarō war verschwunden. Windstöße fegten fauchend von den Gipfeln des Kasagi-Gebirges herab. Kalt leuchteten die fest umklammerten Schwerter.

Einer gegen vier – und trotzdem hatte Musashi nicht das Gefühl, sonderlich im Nachteil zu sein. Er war sich eines Schwellens in den Adern bewußt. In Augenblicken wie diesem, hieß es, soll sich der Gedanke ans Sterben im Kopf durchsetzen, doch Musashi dachte nicht an den Tod. Gleichzeitig war er aber auch nicht überzeugt davon zu gewinnen.

Der Wind schien ihm durch den Kopf zu wehen, sein Denken abzukühlen und seine Sicht zu klären; dabei schwamm sein Leib in Schweiß, rannen ihm ölige Perlen über die Stirn.

Da, ein kaum wahrnehmbares Rascheln! Dem Fühler eines Käfers gleich, sagte Musashi sein Schwert, daß der Mann zur Linken den Fuß einen oder zwei Fingerbreit bewegt hatte. Er glich seine Schwerthaltung entsprechend aus, und der Gegner, nicht minder feinfühlig, machte keine weitere Bewegung, die auf einen Angriff hingewiesen hätte. Die fünf waren zu einem anscheinend regungslosen Schaubild erstarrt.

Je länger diese Phase dauerte, desto weniger vorteilhaft war das für ihn. Selbstverständlich wäre es ihm lieber gewesen, seine Gegner nicht rings um sich verteilt, sondern in einer Reihe vor sich stehen zu haben, um sich einen nach dem anderen vornehmen zu können, aber er hatte es nun einmal nicht mit Anfängern zu tun. Soviel stand fest: Solange nicht einer von ihnen von sich aus die Haltung änderte, konnte Musashi keine Bewegung machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten und zu hoffen, daß schließlich irgendeiner von ihnen einen Fehler machte und ihm eine Gelegenheit bot, den Kampf zu eröffnen. Für seine Gegner war die zahlenmäßige Überlegenheit ein schwacher Trost. Sie wußten: Entspannte einer von ihnen auch nur im geringsten seine Haltung, würde Musashi zuschlagen. Sie waren sich darüber im klaren, es mit einem Mann zu tun zu haben, wie man ihn für gewöhnlich nicht in der Welt trifft.

Nicht einmal Kizaemon wagte eine Bewegung. Was für ein seltsamer Mensch! dachte er bei sich.

Die Schwerter, die Männer, Erde und Himmel – alles schien zu Unbeweglichkeit erstarrt zu sein. Doch dann durchdrang ein völlig unerwarteter Laut die Stille: die Klänge einer Flöte, die vom Wind herangetragen wurden. Als die Weise sich in Musashis Ohr stahl, vergaß er sich, vergaß er die Gegner, dachte er mit keiner Faser mehr an Leben oder Tod. Tief im hintersten Bereich seines Gehirns kannte er diese Laute, waren es doch dieselben, die ihn am Berg Takateru aus seinem Versteck hervorgelockt und den Händen Takuans überantwortet hatten. Es war Otsūs Flöte, und es war Otsū, die sie spielte.

Musashi wurde innerlich ganz schwach. Sein Äußeres verriet diese Veränderung kaum – doch es reichte. Mit einem Schlachtruf, der seinen Lenden zu entspringen schien, schoß Kimura vor, und es sah aus, als würde sein Schwert um sechs, sieben Fuß länger.

Musashis Muskeln spannten sich, und sein Blut schien durch ihn hindurchzujagen, als solle es zu einem Blutsturz kommen. Er war überzeugt, getroffen worden zu sein. Sein linker Ärmel war von der Schulter bis zum Handgelenk aufgeschlitzt, und der plötzliche Anblick seines nackten Arms ließ ihn denken, eine klaffende Wunde davongetragen zu haben. Dies eine Mal verließ ihn die Selbstbeherrschung, und er stieß den Namen des Kriegsgottes aus. Er machte einen Sprung, fuhr unvermittelt herum und sah Kimura genau auf jene Stelle zuschießen, wo er eben noch gestanden hatte.

»Musashi!« rief Debuchi Magobei.

»Ihr redet besser, als Ihr kämpft, Musashi!« höhnte Murata, während er und Kizaemon versuchten, den Fliehenden aufzuhalten.

Aber Musashi setzte mit einem so gewaltigen Stoß vom Boden ab, daß er die unteren Zweige der Föhre streifte. Dann machte er noch einen Satz und noch einen und entfloh ins Dunkel, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen.

»Feigling!« »Musashi!«

»Stellt Euch wie ein Mann, und kämpft!«

Als Musashi den Rand des Burggrabens erreichte, der den inneren Wall umgab, war nur noch das Knacken von Zweigen zu hören und dann nichts mehr außer der süßen Melodie der Flöte in der Ferne.

Die Nachtigallen

Er konnte unmöglich wissen, wieviel Regenwasser in dem dreißig Fuß tiefen Burggraben stand. Nachdem er ziemlich oben am Rand in eine Hecke gesprungen und dann rasch halb hinuntergeschlittert war, blieb Musashi sitzen, um einen Stein

hinunterzuwerfen. Da er nichts aufspritzen hörte, sprang er auf den Grund hinunter, legte sich dort im Gras auf den Rücken und gab keinen Laut von sich.

Nach einiger Zeit hörte sein Brustkorb auf, sich so mächtig zu heben und zu senken, und sein Herzschlag ging wieder normal. Der Schweiß kühlte ab, und er atmete wieder regelmäßig.

Otsū kann unmöglich hier auf KoYagyū sein! sagte er sich. Mein Gehör muß mir einen Streich spielen ... Gleichviel, völlig ausgeschlossen ist es auch nicht. Es könnte Otsū gewesen sein.

Während er noch mit sich zu Rate ging, sah er Otsūs Augen unter den Sternen über sich, und bald trugen ihn seine Erinnerungen fort. Otsū am Grenzpaß zwischen Mimasaka und Harima, wo sie ihm gesagt hatte, ohne ihn könne sie nicht leben, für sie gebe es einfach keinen anderen Mann auf der Welt. Dann auf der Hanada-Brücke in Himeji, wo sie ihm eröffnet hatte, nahezu tausend Tage auf ihn gewartet zu haben und bereit zu sein, auch zehn Jahre oder zwanzig zu warten, bis sie alt und grau geworden sei. Wie sie ihn angefleht hatte, sie mitzunehmen, und beteuert, sie sei jeder Strapaze gewachsen.

Seine Flucht in Himeji war einem Verrat gleichgekommen. Wie sehr sie ihn danach gehaßt haben mußte! Wie sie sich auf die Lippen gebissen und die Unberechenbarkeit der Männer verflucht haben mußte! »Verzeih mir! Verzeih mir!« Die Worte, die er mit dem Messer in das Brückengeländer eingeritzt hatte, lösten sich jetzt von seinen Lippen, und Tränen rannen ihm aus den Augenwinkeln.

Er schrak zusammen, als oben auf dem Burgwall ein Ruf ertönte. Es klang wie: »Hier ist er nicht!« Drei oder vier Kienfackeln flackerten zwischen den Bäumen auf und verschwanden. Man hatte ihn nicht entdeckt. Er ärgerte sich, als er merkte, daß er weinte. »Was soll ich mit einer Frau?« sagte er verächtlich und wischte sich die Augen. Dann sprang

er auf und blickte zu den dunklen Umrissen der KoYagyū-Burg hinauf. »Einen Feigling haben sie mich geschimpft und gesagt, ich könne nicht kämpfen wie ein Mann! Nun, bis jetzt habe ich mich nicht ergeben, noch lange nicht. Und ich bin auch nicht davongelaufen. Ich habe nur einen taktischen Rückzug angetreten.«

Fast eine Stunde verging. Langsam schritt er die Sohle des Burggrabens entlang. Hat ohnehin keinen Sinn, gegen die vier zu kämpfen. Hatte ich ja von vornherein nicht vor. Erst wenn ich Sekishūsai finde, geht der richtige Kampf los.

Er blieb stehen und suchte heruntergefallene Zweige und Äste, die er überm Knie in kleine Stücke brach. Die steckte er, eines nach dem anderen, in die Spalten und Risse der Steinmauer, benutzte sie, um mit dem Fuß Halt daran zu finden, und kletterte aus dem Burggraben hinaus.

Er konnte die Flöte nicht mehr hören. Er hatte flüchtig den Eindruck, Jōtarō rufen zu hören, doch als er stehenblieb, um angestrengt zu horchen, konnte er nichts hören. Richtige Angst hatte er nicht um den Jungen. Der kam schon mit sich selbst zurecht; wahrscheinlich war er meilenweit von hier entfernt. Da keine Fackeln mehr brannten, war zu erwarten, daß man zumindest für heute nacht die Suche eingestellt hatte.

Der Gedanke, Sekishūsai zu finden und zu besiegen, war wieder die alles beherrschende Leidenschaft in ihm. Etwas anderes zu denken war ihm bei dem überwältigenden Verlangen nach Anerkennung und Ehre nicht möglich. Vom Herbergswirt hatte er gehört, Sekishūsais Zuflucht liege nicht innerhalb der Befestigung, sondern an abgeschiedener Stelle außerhalb der Parkanlagen. Musashi marschierte durch Haine und Bodensenkungen und hatte bisweilen das Gefühl, das Burggelände bereits verlassen zu haben, doch dann überzeugten ein Stück Wallgraben, eine Steinmauer oder ein Reisspeicher ihn, daß er immer noch im Inneren war.

Wie unter einem dämonischen Zwang suchte er die ganze Nacht hindurch das Berghaus. Sobald er es gefunden hatte, wollte er, die Herausforderung auf den Lippen, hineinstürmen. Doch als die Stunden vergingen, hätte er auch nur den Anblick eines Gespenstes in Gestalt Sekishūsais willkommen geheißen.

Es fing an zu tagen, und er fand sich am rückwärtigen Burgausgang. Vor ihm stieg eine Steilwand in die Höhe, darüber erhoben sich die Gipfel des Kasagi-Gebirges. Drauf und dran, vor Enttäuschung loszuschreien, kehrte er auf dem Weg, den er gekommen war, in Richtung Süden um. Schließlich verrieten ihm am Fuß eines Hangs, der sich zur Südecke der Burg hinzog, wohlgeformte Bäume und sorgfältig geschnittenes Gras, daß er die Zuflucht gefunden hatte. Was er sich zunächst nur zusammenreimte, wurde bald von einem strohgedeckten Tor in feinem Stil, für den der große Teemeister Senno Rikyū eine besondere Vorliebe gehegt hatte, bestätigt. Dahinter konnte er einen vom Morgendunst umwallten Bambushain erkennen. Als er durch einen Spalt im Tor spähte, sah er, daß ein Pfad sich durch den Hain hindurchschlängelte und den Hügel hinaufführte wie in einer zen-buddhistischen Bergeinsiedelei. Einen Moment war er versucht, über den Zaun zu klettern, hielt sich dann jedoch zurück; irgend etwas an dieser Umgebung hemmte ihn. War es die liebende Sorgfalt, die diesem Stück Erde zuteil geworden war, oder der Anblick der weißen Blütenblätter auf dem Boden? Was es auch immer war – das Feingefühl des Bewohners machte sich überall bemerkbar, und Musashis Erregung legte sich. Plötzlich dachte er daran, wie er aussehen mußte: ein Landstreicher mit völlig zerzaustem Haar und einem in Unordnung geratenen Kimono.

Nur nichts überstürzen! sagte er sich, da er merkte, wie erschöpft er war. Er mußte sich etwas erholen, ehe er sich dem Meister da drinnen vorstellte. Früher oder später, dachte er, kommt bestimmt jemand ans Tor. Und dann ist es immer noch

früh genug. Weigert er sich dann, mich als Wanderschüler zu empfangen, muß ich mir etwas anderes ausdenken, um an ihn heranzukommen. Musashi setzte sich unter die Sparren des Tors, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Pfeiler und nickte ein.

Die Sterne verblaßten, und weiße Gänseblümchen wogten im sanften Wind, als ihm ein dicker Tautropfen kalt in den Nacken fiel und ihn weckte. Es war Tag geworden, und während er sich streckte und aus dem Schlummer auftauchte, fegten ihm die Morgenbrise und das Schlagen der Nachtigallen den Kopf klar. Nicht die Spur von Müdigkeit blieb: Er kam sich vor wie neugeboren.

Als er sich die Augen rieb und aufblickte, sah er die leuchtendrote Sonne über den Bergen aufsteigen. Er sprang auf. Die Sonnenwärme hatte seinen Tatendrang neu entzündet, und die Kraft, die sich in seinen Gliedern gestaut hatte, verlangte nach Betätigung. Er straffte sich und sagte leise zu sich selbst: »Heute ist der Tag.«

Er war hungrig, und das ließ ihn aus irgendeinem Grunde an Jōtarō denken. Vielleicht war er gestern abend allzu grob mit dem Jungen umgesprungen, doch hatte es sich um einen wohlberechneten Wurf gehandelt, welcher der Ausbildung des Burschen bestimmt nicht schadete. Und wieder beruhigte sich Musashi mit der Überlegung, daß der Junge nicht wirklich in Gefahr sei, wo immer er auch weilen mochte.

Musashi lauschte dem Murmeln eines Bachs, der den Berg herunterkam, innerhalb des Zauns einige Schleifen machte, um den Bambushain herumfloß und dann auf seiner Reise zum tiefergelegenen Burgpark wieder unter der Umzäunung hervorkam. Musashi wusch sich das Gesicht und löschte anstelle eines Frühstücks seinen Durst. Das Wasser schmeckte gut, so gut, daß Musashi es für möglich hielt, dies könne der Hauptgrund sein, weshalb Sekishūsai diesen Ort ausgewählt hatte, um sich von der Welt zurückzuziehen. Da Musashi

jedoch noch keine Ahnung von der Kunst der Teezeremonie hatte, konnte er auch nicht wissen, daß Wasser von solcher Reinheit die Erhörung des Gebets eines Teemeisters war.

Er spülte ein Tuch im Bach, und nachdem er sich gründlich den Nacken damit abgerieben hatte, reinigte er seine Fingernägel vom Schmutz. Dann glättete er mit Hilfe des Schwertgriffs sein Haar. Da Sekishūsai nicht nur der Meister des Yagyū-Stils war, sondern überhaupt einer der größten Männer im Land, wollte Musashi so gut aussehen, wie es möglich war. Er war ja nichts als ein namenloser Krieger, der sich von Sekishūsai unterschied wie der kleinste Stern vom Mond.

Nachdem er sich das Haar angedrückt und den Kragen zurechtgezogen hatte, war er innerlich gefaßter. Sein Kopf war klar; er war entschlossen, ans Tor zu klopfen wie irgendein anderer rechtmäßiger Besucher. Das Haus lag ein ganzes Stück entfernt am Hang, und es war unwahrscheinlich, daß sein Klopfen gehört wurde. Als er sich nach einem Klöppel oder etwas Ähnlichem umsah, entdeckte er zu jeder Seite des Tors ein Schild. Die Schriftzeichen waren erlesen schön ins Holz eingekerbt und die Vertiefungen mit bläulicher Farbe ausgefüllt, die eine bronzeähnliche Patina aufwies. Auf dem Schild rechts stand:

Nur keinen Argwohn, ihr Schreiber,

Gegenüber einem Mann, der seine Burg gern verschlossen hält!

Und auf dem linken:

Einen Schwertkämpfer werdet Ihr hier nicht finden,

Nur die jungen Nachtigallen auf dem Feld.

Die Verse richteten sich an die »Schreiber«, mithin an die Bediensteten der Burg, doch ihr Sinn lag tiefer. Der alte Herr hielt sein Tor nicht nur vor Wanderschülern verschlossen, sondern vor allem Weltlichen, den Ehren dieser Erde genauso

wie ihren Leiden. Er war über alle irdischen Wünsche erhaben, sowohl über seine eigenen als auch über die der anderen. »Ich bin immer noch jung«, dachte Musashi. »Zu jung! Dieser Mann ist für mich unerreichbar.«

Der Wunsch, ans Tor zu klopfen, war ihm vergangen, ja, die Vorstellung, sich dem alten Einsiedler aufzunötigen, kam ihm jetzt barbarisch vor, und er schämte sich zutiefst.

Nur Blumen und Vögel, Wind und die Strahlen des Monds sollten durch dies Tor eingehen. Sekishūsai war nicht mehr der größte Schwertkämpfer im Reich, nicht mehr Herr eines Lehens, sondern ein Mann, der zur Natur zurückgekehrt war und der Eitelkeit menschlichen Treibens entsagt hatte. Seinen geordneten Haushalt zu stören, kam einem Sakrileg gleich. Und welche Ehre, welche Auszeichnung konnte man damit erringen, daß man einen Mann besiegte, für den Ehrungen und Auszeichnungen bedeutungslos geworden waren?

Wie gut, daß ich dies gelesen habe! sagte Musashi zu sich. Hätte ich es nicht getan, ich hätte wahrhaftig einen Narren aus mir gemacht. Nun, da die Sonne schon recht hoch am Himmel stand, hatte sich das Schlagen der Nachtigallen gelegt. Fern vom Hang herunter näherten sich rasche Schritte. Offenbar aufgescheucht von dem Getrippel, flog eine Schar kleiner Vögel in weitem Bogen auf. Musashi spähte durch das Tor, um zu sehen, wer da kam.

Es war Otsū.

Also hatte er doch ihre Flöte gehört! Ob er warten und sie begrüßen sollte? Oder fortgehen? Ich möchte mit ihr sprechen, dachte er. Ich muß! Unentschlossenheit plagte ihn. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf, und sein ganzes Selbstvertrauen verließ ihn.

Otsū kam den Pfad heruntergelaufen bis zu einer nur wenige Schritte von ihm entfernten Stelle. Sie blieb stehen, schaute sich um und stieß einen leisen Überraschungsschrei aus.

»Und ich habe gedacht, er ist dicht hinter mir«, murmelte sie und blickte sich suchend um. Dann lief sie den Hang wieder hinauf und rief: »Jōtarō! Wo bist du denn?«

Als er ihre Stimme hörte, errötete Musashi vor Verlegenheit, und der Schweiß brach ihm aus. Sein Mangel an Selbstvertrauen entsetzte ihn. Es war ihm unmöglich, aus seinem Versteck im Schatten der Bäume herauszutreten.

Gleich darauf rief Otsū nochmals, und diesmal ließ sich eine Antwort vernehmen.

»Hier bin ich! Und wo seid denn Ihr?« rief Jōtarō vom höhergelegenen Teil des Hains herab.

»Hier herunter!« erwiderte sie. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst den Weg nicht verlassen.«

Jōtarō kam auf sie zugerannt. »Ach, hier seid Ihr also?« rief er. »Habe ich dir nicht gesagt, du sollst mir folgen?«

»Ach, das habe ich ja getan, doch dann sah ich einen Fasan und bin hinter ihm her.«

»Ausgerechnet hinter einem Fasan herlaufen! Hast du denn vergessen, daß wir heute morgen jemand Wichtigen suchen müssen?« »Ach, um den mache ich mir keine Sorgen. Dem passiert nicht so leicht etwas!«

»Nun, gestern abend aber, als du in mein Zimmer gestürmt kamst, hat das ganz anders ausgesehen. Da warst du drauf und dran, in Tränen auszubrechen.«

»Das war ich überhaupt nicht! Das Ganze hat sich nur so schnell abgespielt, daß ich nicht mehr wußte, was ich tun sollte.«

»Ich auch nicht, besonders, nachdem du mir gesagt hattest, wie dein Lehrer heißt.«

»Aber wieso kennt Ihr Musashi?« »Wir stammen aus demselben Dorf.« »Ist das alles?«

»Selbstverständlich ist das alles.«

»Das ist schon komisch! Ich begreife nicht, wieso Ihr anfangt zu weinen, bloß weil hier plötzlich jemand aus Eurem Dorf auftaucht.« »So viel habe ich doch gar nicht geweint.« »Wieso erinnert Ihr Euch an alles, was ich getan habe, während Euch überhaupt nicht mehr einfällt, was Ihr selbst getan habt? Aber wie dem auch sei, ich muß wohl doch ganz schön Angst gehabt haben. Wenn es nur vier gewöhnliche Männer gewesen wären, die es mit meinem Lehrer aufnehmen wollten, hätte ich mir keine Sorgen gemacht; aber von diesen vieren sagen alle, sie seien ganz große Schwertkämpfer. Als ich die Flöte hörte, fiel mir wieder ein, daß Ihr hier in der Burg seid, und da dachte ich, wenn ich mich vielleicht beim Herrn selbst entschuldige ...«

»Wenn du mich hast spielen hören, muß es Musashi gleichfalls gehört haben. Vielleicht hat er sogar erkannt, daß ich es war.« Ihre Stimme wurde ganz weich. »Ich habe an ihn gedacht, als ich spielte.«

»Als ob das etwas ausmachen würde! Gleichviel – ich jedenfalls erriet am Klang der Flöte, daß Ihr es wart.«

»Und was du für einen Wirbel gemacht hast! So ins Haus zu stürmen und zu schreien, irgendwo werde eine ›Schlacht‹ geschlagen. Unser Herr war ganz schön erschrocken.«

»Aber er ist ein netter alter Herr. Als ich ihm sagte, ich hätte Taro erschlagen, ist er nicht wie die anderen aus der Haut gefahren.«

Da ihr plötzlich aufging, daß sie Zeit verloren, eilte Otsū aufs Tor zu. »Unterhalten können wir uns später«, sagte sie. »Jetzt gibt es Wichtigeres zu tun. Wir müssen Musashi finden. Sekishūsai hat sogar seine eigenen Grundsätze vergessen, als er sagte, daß er den Mann, der getan hat, was du erzählt hast, gern kennenlernen würde. Komm, suchen wir deinen Lehrer, deinen Sensei!«

Otsū sah heiter aus wie eine Blume. Ihre Wangen

schimmerten in der hellen Frühsommersonne wie reife Früchte. Als sie an den jungen Blättern schnupperte, fühlte sie, wie deren Frische ihr die Lungen füllte. Zwischen den Bäumen verborgen, ließ Musashi kein Auge von ihr, und er konnte es kaum fassen, wie gesund sie aussah. Die Otsū, die er jetzt sah, war ganz anders als das Mädchen, das er verzagt auf der Veranda des Shippōji hatte sitzen sehen. Der Unterschied erklärte sich daraus, daß Otsū damals niemand gehabt hatte, den sie lieben konnte. Oder zumindest war die Liebe, die sie empfand, unbestimmt und schwer festzumachen gewesen. Sie war ein gefühlvolles Kind gewesen, bedrückt von dem Bewußtsein, eine Waise zu sein, und irgendwie auch darüber verbittert.

Als sie Musashi näher kennengelernt hatte und somit jemand da war, zu dem sie aufblicken konnte, war die Liebe gekeimt, die sie auch jetzt noch erfüllte und die ihrem Leben einen Sinn gab. Im Lauf des langen Jahres, das mit der Suche nach ihm vergangen war, hatte sie sich geistig und körperlich darauf eingestellt, mit allem fertig zu werden, was das Schicksal ihr in den Weg legen mochte.

Musashi war diese neue Lebenskraft sofort aufgefallen, und er hatte begriffen, wie schön diese sie machte. Er hatte das dringende Bedürfnis, sie irgendwo hinzubringen, wo sie allein sein konnten, um ihr alles zu sagen: wie er sich nach ihr verzehrte, wie sehr er sie begehrte und brauchte. Er wollte ihr eröffnen, daß tief verborgen in seinem Herzen aus Stahl eine Schwäche wohnte, wollte die Worte zurücknehmen, die er in das Geländer der Hanada-Brücke geschnitzt hatte. Wenn niemand es erfuhr, konnte er ihr zeigen, wie zärtlich er sein konnte. Er wollte ihr sagen, daß er für sie die gleiche Liebe empfand wie sie für ihn. Er wollte sie in die Arme schließen, seine Wange an der ihren reiben und den Tränen ihren Lauf lassen, wie es sein Herz begehrte.

Dinge, die Otsū früher zu ihm gesagt, fielen ihm wieder ein,

und er erkannte, wie grausam und häßlich es von ihm gewesen war, die schlichte und arglose Liebe zurückzuweisen, die sie ihm angetragen hatte. Ihm war elend zumute, und doch war etwas in ihm, das sich diesen Gefühlen nicht überlassen wollte, etwas, das ihm sagte, es sei nicht recht. Zwei Männer steckten in ihm: einer, den es verlangte, nach Otsū zu rufen, und ein anderer, der ihm sagte, er sei ein Narr. Er war sich nicht sicher, welcher denn nun eigentlich sein wirkliches Ich war. Hinter seinem Baum hervorlugend und unentschlossen hin und her gerissen, taten sich zwei Wege vor ihm auf: ein heller und ein dunkler.

Otsū, die seine Gegenwart nicht ahnte, machte ein paar Schritte zum Tor hinaus. Als sie zurückblickte, sah sie, wie Jōtarō sich bückte und etwas aufhob.

»Jōtarō! Was um alles auf der Welt tust du da? Beeile dich!«
»Wartet!« rief er aufgeregt. »Seht Euch dies hier an!«

»Das ist doch nichts weiter als ein schmutziger, alter Lappen! Was willst du damit?«

»Er gehört Musashi.«

»Musashi?« entfuhr es ihr, und sie lief zu ihm.

»Ja, es ist seiner«, erwiderte Jōtarō und hielt das Tuch, mit dem Musashi sich gewaschen hatte, an zwei Ecken in die Höhe, damit sie es sehen konnte. »Ich erinnere mich genau. Der Lappen stammt aus dem Haus der Witwe, bei der wir in Nara wohnten. Seht, hier! Es ist ein Ahornblattmuster draufgedruckt, und außerdem das Schriftzeichen für ›Lin‹. So heißt der Besitzer der Mehlkloßküche dort.«

»Meinst du denn, Musashi ist hier gewesen?« rief Otsū und blickte sich wie gehetzt nach allen Seiten um.

Jōtarō reckte sich, bis er fast so groß war wie die junge Frau, und schrie aus Leibeskräften: »Sensei!«

Ein Rascheln ließ sich neben dem Tor vernehmen. Stöhnend

fuhr Otsū herum und schoß auf die Bäume zu, während der Junge ihr nachsetzte. »Wohin wollt Ihr?« rief *er*. »Musashi ist eben davongelaufen.« »In welche Richtung?« »Dorthin.«

»Ich sehe ihn aber nicht.« »Dort drüben, zwischen den Bäumen!«

Sie hatte flüchtig Musashis Gestalt erblickt, doch die Freude, die dabei in ihr aufwallte, wurde augenblicklich von der Angst verdrängt, ihn nicht einholen zu können. Sie lief mit aller Kraft, die ihre Beine hergaben, hinter ihm her. Jōtarō folgte ihr, glaubte jedoch nicht wirklich, daß sie Musashi gesehen hatte.

»Ihr irrt Euch«, keuchte er. »Es muß jemand anders gewesen sein. Warum sollte Musashi davonlaufen?« »Sieh doch nur!« »Wo?«

»Dort!« Sie holte tief und vernehmlich Atem, nahm alle Stimmkraft zusammen, die ihr zu Gebote stand, und rief: »Musashi!« Doch kaum hatte sie diesen geradezu übermenschlichen Schrei ausgestoßen, strauchelte sie und stürzte. Als Jōtarō ihr aufhalf, sagte sie: »Warum rufst du nicht auch? Ruf ihn doch! Ruf ihn doch!«

Statt zu tun, wie ihm geheißen, erschrak Jōtarō und starrte ihr wie gebannt ins Gesicht. Er hatte dieses Antlitz schon einmal gesehen, mit seinen blutunterlaufenen Augen, den nadelfeinen Augenbrauen, der wächsernen Nase und den bleichen Wangen. Es war das Gesicht der Maske! Die Maske der Wahnsinnigen, welche die Witwe in Nara ihm geschenkt hatte. Zwar fehlte Otsū der einseitig geschwungene Mund der Maske, doch sonst war die Ähnlichkeit bestürzend. Rasch ließ er Otsū los und fuhr angstvoll schauernd zurück.

Otsū jedoch schalt weiter. »Wir dürfen nicht aufgeben! Wenn wir ihn jetzt laufenlassen, kommt er nie mehr zurück. Ruf ihn doch! Bring ihn dazu, daß er zurückkommt!«

Irgend etwas in Jōtarō widersetzte sich, doch ein Blick auf Otsūs Gesicht verriet ihm, daß es sinnlos wäre, mit ihr zu

streiten. Also liefen sie weiter, und jetzt begann auch er aus Leibeskräften zu rufen.

Hinter dem Gehölz lag ein flacher Hügel, an dessen Fuß die Straße von Tsukigase nach Iga verlief. »Es ist Musashi!« rief Jōtarō. Jetzt, da sie die Straße erreicht hatten, konnte der Junge seinen Herrn deutlich erkennen, doch Musashi war ihnen bereits zu weit voraus, als daß er ihre Rufe gehört hätte. Otsū und Jōtarō liefen, so weit ihre Beine sie trugen, und schrien so lange, bis sie heiser waren. Ihre Rufe hallten durch die Felder. Am Ende des Tals verloren sie Musashi aus den Augen, denn dieser lief geradewegs in die bewaldeten Vorberge hinein.

Sie blieben stehen und standen da wie verlassene Kinder. Weiße Wolken ballten sich über ihnen, und das Murmeln eines Wasserlaufs unterstrich noch ihre Einsamkeit.

»Er ist verrückt. Er ist von Sinnen. Wie kann er mich nur so zurücklassen!« schrie Jōtarō und stampfte wütend auf den Boden.

Otsū lehnte sich gegen einen großen Kastanienbaum und ließ ihren Tränen freien Lauf. Nicht einmal ihre große Liebe zu Musashi, eine Liebe, für die sie alles geopfert hätte, vermochte, ihn zu halten. Sie konnte es nicht fassen. Der Verlust tat ihr weh, und zugleich war sie wütend. Sie kannte sein Lebensziel, wußte, warum er sie mied. Das war ihr seit jenem Tag auf der Hanada-Brücke klar; gleichwohl konnte sie nicht verstehen, warum er sie als ein Hindernis zwischen sich und seinem Ziel betrachtete. Warum sollte seine Entschlossenheit durch ihre Anwesenheit geschwächt werden? Oder war das nur ein Vorwand? Bestand der wahre Grund darin, daß er sie nicht gern genug hatte? Dann war vielleicht alles verständlicher. Und doch ... und doch ... Otsū hatte Musashi verstanden, als sie ihn hoch oben in der Zeder vor dem Shippōji festgebunden gesehen hatte. Sie konnte es einfach nicht glauben, daß er zu jenen Männern gehörte, die Frauen etwas vorgaukelten. Wenn er sich nichts aus ihr machte, würde er ihr das sagen. Nein, es

war so, wie er ihr an der Hanada-Brücke gesagt hatte: Er mochte sie sogar sehr gern. Traurig entsann sie sich dieser Worte.

Als Waisenkind lag es ihr ohnedies fern, zu vielen Menschen zu trauen; doch wenn sie einmal Vertrauen zu jemand gefaßt hatte, vertraute sie ihm bedingungslos. Sie hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß es keinen Menschen außer Musashi gab, für den zu leben sich lohnte oder auf den man sich verlassen konnte. Matahachis Untreue hatte ihr schmerzlich die Augen darüber geöffnet, wie vorsichtig eine Frau bei der Beurteilung von Männern sein mußte. Aber Musashi war nicht Matahachi. Sie hatte nicht nur den Entschluß gefaßt, für ihn zu leben, was auch immer geschah, sie war gleichermaßen entschlossen, das nie zu bereuen.

Aber hätte er nicht wenigstens *ein* Wort sagen können? Das war mehr, als sie ertragen konnte. Die Kastanienblätter zitterten, als hätte der Baum Verständnis für sie und Mitgefühl.

Je mehr Zorn sich in ihr anstaute, desto verbissener wurde ihre Liebe zu ihm. Ob das nun ihr Schicksal war oder nicht, sie wußte in ihrem Kummer und ihrer Zerrissenheit nur, daß es ohne Musashi kein richtiges Leben für sie gab.

Jōtarō blickte die Straße hinauf und murmelte: »Da kommt ein Mönch.« Doch Otsū gab nicht acht darauf.

Die Mittagsstunde rückte näher, und der Himmel droben hatte eine durchsichtige, tiefblaue Färbung angenommen. Der Mönch, der in der Ferne den Hang herunterkam, sah aus, als würde er von den Wolken niedersteigen. Als er sich der Kastanie näherte, erkannte er Otsū.

»Was hat das alles zu bedeuten?« rief er, und beim Klang seiner Stimme sah Otsū auf.

Die geschwellenen Augen vor Erstaunen geweitet, rief sie: »Takuan!« In ihrer augenblicklichen Verfassung mußte ihr Takuan Soho als Retter erscheinen, und sie fragte sich, ob sie

wohl träume.

Während Takuans Anblick für Otsū eine große Überraschung war, stellte Otsūs Anblick für Takuan nur eine Bestätigung dessen dar, was er längst vermutet hatte, und so war sein Auftauchen an dieser Stelle weder Zufall noch Wunder.

Takuan unterhielt schon seit langem freundschaftliche Beziehungen zur Familie Yagyū. Seine Bekanntschaft mit dem Haus ging zurück auf die Zeit, da er als junger Mönch im Sängen'in des Daitokuji hatte die Küche putzen und To-Fu bereiten müssen.

Der Sängen'in, auch nördlicher Zweig des Daitokuji genannt, war damals ein Sammelplatz für außergewöhnliche Samurai gewesen, für Samurai, die über die Bedeutung von Leben und Tod philosophierten; Männer also, die das Bedürfnis verspürten, neben der Kriegskunst und der Waffentechnik auch noch geistige Dinge zu betreiben. Es kamen dorthin mehr Samurai als Zen-Mönche, und eine Folge davon war, daß der Tempel als Brutzelle für Aufruhr bekannt wurde.

Unter den Samurai, die häufig dort weilten, befanden sich Suzuki Ihaku, der Bruder von Fürst Kōizumi von Ise, Yagyū Gorōzaemon, der Erbe des Hauses Yagyū, und Gorōzaemons Bruder Munenori. Munenori hatte Takuan rasch ins Herz geschlossen, und die beiden waren seither Freunde geblieben. Im Verlaufe einer ganzen Reihe von Besuchen auf der Burg KoYagyū hatte Takuan auch Sekishūsai kennengelernt, und er hegte größte Hochachtung für den älteren Mann. Aber auch Sekishūsai hatte den vielversprechenden jungen Mönch liebgewonnen.

Vor kurzem hatte sich Takuan eine Zeitlang im Nansōji in der Provinz Izumi aufgehalten und sich von dort aus brieflich nach Sekishūsais Gesundheitszustand erkundigt. Daraufhin war

eine ausführliche Antwort von diesem eingetroffen, in der es unter anderm hieß:

Ich bin in letzter Zeit sehr vom Glück begünstigt gewesen. Munenori hat eine Stelle bei den Tokugawa in Edo angenommen, und mein Enkelsohn, der aus dem Dienst von Fürst Katō von Higo ausgeschieden ist, um sich auf eigene Faust weiter auszubilden, macht Fortschritte. Ich selbst habe eine wunderschöne junge Frau in meinen Dienst genommen, die sich nicht nur ausnehmend gut aufs Flötespielen versteht, sondern auch eine angenehme Gesprächspartnerin für mich ist; wir trinken zusammen Tee, stecken Blumen und schreiben Gedichte. Sie ist das Labsal meines Alters, eine Blüte, die aufgebrochen ist, wo sonst nichts wäre als eine kalte, unwirtliche Hütte. Da sie sagt, sie stamme aus Miyamoto, was ja nicht weit von Euren Geburtsflecken ist, und da sie in einem Tempel namens Shippōji aufgewachsen ist, nehme ich an, daß Ihr und sie viel gemeinsam habt. Es ist ungewöhnlich angenehm, seinen abendlichen Sake zur Begleitung einer wohlgespielten Flöte zu nehmen, und da Ihr ja nicht weit von hier weilt, hoffe ich, Ihr kommt und genießt das einmal zusammen mit mir.

Es wäre für Takuan ohnehin schwierig gewesen, diese Einladung abzulehnen, doch die Überzeugung, daß es sich bei der in dem Brief erwähnten jungen Frau um Otsū handelte, hatte sie ihn um so lieber annehmen lassen. Nun machten sich die drei nach Sekishūsais Berghaus auf, und Takuan stellte Otsū viele Fragen, welche sie freimütig beantwortete. Sie berichtete ihm in kurzen Zügen, was sie getan hatte, seit sie ihn in Himeji das letzte Mal gesehen hatte.

Geduldig nickend hörte er sich ihre tränenreiche Geschichte an. Dann sagte er: »Frauen sind wohl fähig, sich für eine Lebensweise zu entscheiden, die für einen Mann nicht vorstellbar wäre. Wenn ich Euch recht verstanden habe, möchtet Ihr, daß ich Euch rate, welchen Weg Ihr nun für die

Zukunft einschlagen sollt.« »O nein.« »Nun ...«

»Ich bin mir bereits schlüssig darüber geworden, was ich tun werde.« Takuan musterte sie eingehend. Sie war stehengeblieben und blickte zu Boden. Sie schien völlig verzweifelt zu sein, und doch verriet der Ton, in dem sie das gesagt hatte, eine Stärke, die Takuan veranlaßte, sich alles noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.

»Hätte ich auch nur die geringsten Zweifel gehabt oder hätte ich geglaubt, aufgeben zu müssen, dann hätte ich den Shippōji nie verlassen«, sagte sie. »Ich bin immer noch entschlossen, einmal Musashi zu finden. Das einzige, was mich dabei beunruhigt, ist die Frage, ob ihn das in Schwierigkeiten bringt, ob es ihn unglücklich macht, wenn ich weiterlebe. Wenn das der Fall ist, muß ich etwas unternehmen.« »Und was meint Ihr damit?« »Das kann ich Euch nicht sagen.« »Vorsicht, Otsū!« »Wovor?«

»Der Gott des Todes greift unter dieser heiteren Sonne nach Euch.« »Ich ... ich weiß nicht, was Ihr meint.«

»Das kann ich mir denken. Aber das liegt daran, daß der Gott des Todes Euch seine Kraft verleiht. Ihr wäret eine Närrin zu sterben, Otsū, besonders wegen einer unerwiderten Liebe.«

Otsū wurde wieder zornig. Genauso gut hätte sie der Luft predigen können, denn Takuan hatte nie geliebt. Wer aber nie geliebt hatte, konnte unmöglich verstehen, wie ihr zumute war. Ihm ihre Gefühle zu erklären wäre genauso sinnlos, wie einem Schwachsinnigen den Zen-Buddhismus auseinanderzusetzen. Aber genauso, wie im Zen Wahrheit steckte, ob ein Schwachsinniger nun imstande war, es zu begreifen oder nicht, gab es Menschen, die bereit waren, aus Liebe zu sterben, ob Takuan das nun einsah oder nicht. Für eine Frau wenigstens war Liebe etwas viel Ernsteres als die beschwerlichen Rätsel eines Zen-Priesters. Wurde man von einer Liebe heimgesucht, bei der es um Leben oder Tod ging – was für einen Unterschied

machte es da, wie sich das Klatschen einer Hand anhörte? Otsū biß sich auf die Lippen und schwor sich, nichts mehr zu sagen.

Takuan wurde ernst. »Ihr hättet als Mann geboren werden sollen, Otsū! Ein Mann mit Eurer Willenskraft würde ohne Zweifel Großes zum Wohle des Landes leisten.«

»Soll das heißen, daß es nicht richtig ist, wenn es eine Frau wie mich gibt, weil das Musashi schaden könnte?«

»Dreht mir nicht das Wort im Munde um! Davon habe ich nichts gesagt. Aber egal, wie sehr Ihr Musashi liebt, er läuft vor Euch davon, nicht wahr? Und ich glaube, Ihr holt ihn nie ein.«
»Ich tue das ja nicht, weil es mir Spaß macht. Ich kann nicht anders. Ich liebe ihn!«

»Da sehe ich Euch eine ganze Weile nicht, und wenn ich Euch dann wiedersehe, macht Ihr genauso weiter wie alle anderen Frauen!« »Aber wollt Ihr denn das nicht einsehen? Ach, laßt nur – reden wir von etwas anderem! Ein blitzgescheiter Priester wie Ihr kann die Gefühle einer Frau nie verstehen.«

»Was soll ich dazu sagen? Eines allerdings stimmt: Ich werde aus Frauen nicht recht klug.«

Otsū wandte sich von ihm ab und sagte: »Komm, laß uns von hier weggehen, Jōtarō!«

Takuan stand da, und die beiden schickten sich an, einer Abzweigung zu folgen. Mit einem traurigen Zucken der Augenbrauen kam der Mönch zu dem Schluß, daß er nichts mehr tun konnte. Er rief hinter ihr her: »Wollt Ihr denn Sekishūsai nicht Lebewohl sagen, ehe Ihr Euch auf den Weg macht?« »Ich sage ihm in meinem Herzen Lebewohl. Er weiß ja, daß ich ohnehin nie vorhatte, so lange bei ihm zu bleiben.«
»Wollt Ihr es Euch nicht doch noch einmal überlegen?« »Was überlegen?«

»Nun, es war schön, in den Bergen von Mimasaka zu leben, aber hier ist es auch schön. Es ist friedlich und ruhig, und das

Leben einfach. Statt daß Ihr hinauszieht in die gemeine Welt mit all ihrem Elend und ihrer Mühsal, sähe ich es lieber, Ihr würdet Euer Leben in Frieden hier zwischen diesen Bergen und Flüssen zubringen wie diese Nachtigallen, die man schlagen hört.« »Ach je, vielen, vielen Dank, Takuan!«

Takuan seufzte tief auf. Er begriff, daß er machtlos war. Diese Frau hatte einen so starken Willen und war entschlossen, blind den von ihr gewählten Weg zu gehen. »Lacht nur, Otsū, aber der Weg, auf den Ihr Euch begeben, ist ein Weg der Finsternis.« »Der Finsternis?«

»Ihr seid in einem Tempel groß geworden. Ihr solltet wissen, daß der Weg der Finsternis und des Begehrens nur in Elend und Verzweiflung enden kann – in einem Elend und einer Verzweiflung, aus denen es keine Rettung gibt.«

»Einen Weg des Lichts hat es für mich nie gegeben, vom Tag meiner Geburt an.«

»Aber doch, aber doch!« Takuan legte seine äußerste Überzeugungskraft in diese beschwörenden Worte, trat zu der jungen Frau und nahm ihre Hand. Verzweifelt wünschte er, daß sie ihm vertraute.

»Ich werde mit Sekishūsai über Euch reden«, bot er ihr an. »Darüber, wie Ihr leben und doch glücklich sein könnt. Ihr könnt doch hier in KoYagyū einen guten Mann finden und Kinder haben und all die Dinge tun, die Frauen tun. Ihr würdet diesen Ort zu einem besseren machen, und das wiederum würde Euch glücklicher machen.« »Ich verstehe, Ihr wollt mir helfen, aber ...« »Tut es! Ich bitte Euch!«

Er zog an ihrer Hand, sah Jōtarō an und sagte: »Und du kommst auch mit, Junge!«

Doch Jōtarō schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, ich folge meinem Meister.«

»Nun, mach, was du willst, aber kehre zumindest noch einmal zur Burg zurück und verabschiede dich von

Sekishūsai!«

»Oh, das habe ich ganz vergessen«, rief Jōtarō plötzlich atemlos. »Ich habe meine Maske dort gelassen. Die muß ich noch holen.« Unbekümmert über die Wege des Lichts und die Wege der Finsternis lief er davon. Otsū jedoch stand immer noch an der Wegkreuzung. Takuan war wieder ganz der alte Freund, der er immer für sie gewesen war. Er warnte sie vor den Gefahren, die in dem Leben lagen, das sie führen wollte, und er bemühte sich, sie davon zu überzeugen, daß es auch noch andere Möglichkeiten gab, glücklich zu werden. Otsū jedoch blieb bei ihrem Entschluß. Schließlich kam Jōtarō mit der Maske vor dem Gesicht zurückgelaufen. Takuan erstarrte, als er sie sah, und spürte sofort, daß dies das künftige Gesicht Otsūs sein müsse: dasjenige, das ihn anblicken würde, wenn sie den langen Weg der Finsternis durchlitten hatte. »Ich gehe jetzt«, sagte Otsū und wandte sich ab.

Jōtarō, der sich an ihren Ärmel klammerte, sagte: »Ja, laßt uns gehen!« Takuan hob die Augen zu den weißen Wolken und beklagte, daß er nichts ausgerichtet, daß er versagt hatte: »Es gibt nichts mehr für mich zu tun«, sagte er. »Buddha selbst ist schier daran verzweifelt, als er Frauen retten wollte.«

»Lebt wohl, Takuan«, sagte Otsū. »Ich verneige mich hier an dieser Stelle vor Sekishūsai, aber tut mir den Gefallen, dankt ihm in meinem Namen und sagt ihm Lebewohl.«

»Ach, selbst ich fange an zu glauben, daß Priester Wahnsinnige sind. Wohin sie auch gehen, immer begegnen sie Menschen, die der Hölle zueilen.« Takuan hob die Hände, ließ sie wieder sinken und sagte feierlich: »Otsū, wenn Ihr fürchtet, auf den Sechs Bösen Wegen oder den Drei Überquerungen unterzugehen, ruft laut meinen Namen! Denkt an mich, und ruft meinen Namen! Bis dahin kann ich nur sagen: Reist, so weit Ihr könnt, und versucht, vorsichtig zu sein!«

Buch III

Okō

Sasaki Kojirō

Unmittelbar südlich von Kyoto wand sich der Yodo um den Hügel Momoyama, auf dem die Burg Fushimi aufragte. Von dort floß er durch die Yamashiro-Ebene rund zwanzig Meilen weiter nach Südwesten auf die Wälle der Burg von Osaka zu. Zum Teil mochte es an dieser direkten Wasserverbindung liegen, daß noch die kleinste politische Regung im Umkreis Kyotos ihre Auswirkungen in Osaka hatte; in Fushimi hingegen schien jedes von einem Osakaer Samurai gesprochene Wort von böser Vorbedeutung für die Zukunft zu sein – von den Worten eines Generals in Osaka ganz zu schweigen.

Um den Momoyama herum war eine große Umwälzung im Gange, denn Tokugawa Ieyasu hatte beschlossen, die Lebensweise, die unter Hideyoshi üblich gewesen war, zu ändern. In der von Hideyori und seiner Mutter Yodogimi bewohnten Burg von Osaka dagegen klammerte man sich verzweifelt an die Spuren vergangener Größe, so wie die untergehende Sonne an ihrer schwindenden Schönheit festhält. Die wirkliche Macht saß eben in Fushimi, wo Tokugawa während seiner ausgedehnten Reisen in das Gebiet von Kansai Wohnung nahm. Der Zusammenprall zwischen alt und neu trat überall zutage. Man konnte ihn an den Schiffen erkennen, die auf dem Fluß verkehrten, an der Haltung der Leute, die auf der Landstraße dahinzogen, an populären Liedern und an den Gesichtern der vertriebenen, auf der Suche nach Arbeit herumreisenden Samurai.

Die Burg von Fushimi wurde ausgebessert, und die Steinquader, die am Ufer von den Schiffen entladen wurden, bildeten regelrechte Gebirge. Meist handelte es sich um mächtige Felsblöcke, mindestens sechs Fuß breit und drei oder vier Fuß hoch, die hier unter einer sengenden Sonne schmorten. Wiewohl es dem Kalender nach Herbst war, dachte

man angesichts der brütenden Hitze an die Hundstage, wie sie unmittelbar auf die fröhsommerliche Regenperiode folgen.

Die Weidenbäume in der Nähe der Brücke waren mit einer weißlichen Staubschicht bedeckt, und eine große Zikade flog wie verrückt im Zickzack vom Fluß zu einem kleinen Haus nahe des Ufers. Die Dächer des Dorfs waren trocken und staubig grau; nichts erinnerte um diese Tageszeit an die sanften Farben, in welche sie die Laternen um die Dämmerstunde tauchten. Zwei Arbeiter, die während der Mittagshitze gnädigerweise für eine halbe Stunde von ihrer knochenschindenden Arbeit befreit waren, lagen auf einem breiten Felsbrocken und redeten von dem, wovon alle Welt redete.

»Was meinst du, ob es wohl wieder zum Krieg kommt?«
»Ich wüßte nicht, wer das verhindern will. Niemand scheint stark genug, die Dinge in der Hand zu behalten.«

»Da hast du wohl recht. Die Generale in Osaka scheinen alle Rōnin zu verpflichten, die sie finden können.«

»Das ist wohl so. Vielleicht sollte ich das nicht zu laut sagen, aber ich habe gehört, die Tokugawa kaufen Kanonen und Munition von ausländischen Schiffen.«

»Wenn das stimmt, warum läßt Ieyasu dann seine Enkelin Senhime Hideyori heiraten?«

»Woher soll ich das wissen? Was er auch unternimmt, du kannst sicher sein, daß er seine Gründe dafür hat. Woher sollen gewöhnliche Menschen wie wir wissen, was in Ieyasu Tokugawas Kopf vorgeht?«

Bremsen umsummten die beiden. Ein dicker Schwärm hatte sich auf zwei nahe stehenden Ochsen niedergelassen. Die Tiere waren vor leere Holzkarren gespannt und dösten teilnahmslos, stumpf und mit fädenziehendem Speichel am Maul vor sich hin.

Der wahre Grund für die Ausbesserungsarbeiten an der Burg

war den beiden Arbeitern nicht bekannt. Sie gingen davon aus, daß Ieyasu hier ständig wohnen wolle, in Wirklichkeit handelte es sich aber um eines jener gewaltigen Bauvorhaben, die einen wichtigen Bestandteil der Regierungs- und Verwaltungspläne der Tokugawa darstellten. Bauarbeiten riesigen Ausmaßes wurden in Edo, Nagoya, Suruga, Hikone, Otsū und einem Dutzend anderer befestigter Plätze ausgeführt. Das Ganze diente weitgehend politischen Zielen, denn eine von Ieyasus Methoden, die Herrschaft über die Daimyō aufrechtzuerhalten, bestand darin, sie mit einer Reihe von Ingenieurprojekten zu beschäftigen. Da kein Daimyō so mächtig war, daß er sich hätte widersetzen können, hinderten diese Baumaßnahmen die Tokugawa freundlich gesonnenen Feudalherren daran, zu verweichlichen, und diejenigen, die bei Sekigahara gegen Ieyasu gekämpft hatten, waren gezwungen, sich von einem großen Teil ihres Einkommens zu trennen. Ein weiteres Regierungsziel war es, sich die Unterstützung des gemeinen Volkes zu sichern, das sowohl direkt als auch indirekt von diesen ausgedehnten öffentlichen Arbeiten profitierte.

Allein in Fushimi waren fast tausend Arbeiter dabei, die steinernen Festungsmauern zu erweitern, was auch zur Folge hatte, daß die rings um die Burg gelegene Stadt einen plötzlichen Zuwachs an fliegenden Händlern, Prostituierten und Bremsen erlebte – samt und sonders Symbole des Wohlstands. Die breite Masse war froh über die guten Zeiten, die Ieyasu ihnen gebracht hatte, und die Händler sonnten sich in dem Gedanken, daß zu allem Überfluß auch noch gute Aussichten auf einen Krieg bestanden, der womöglich noch größere Gewinne brachte. Der Warenumsatz ging flott vonstatten, schon jetzt machten militärische Güter den größten Teil des Umsatzes aus. Nachdem sie die Perlen auf ihren Rechentafeln hin- und hergeschoben hatten, waren die bedeutenderen Handelsleute zu dem Schluß gekommen, daß hier das große Geld zu holen war.

Die Städter vergaßen rasch die geruhsamen Tage von Hideyoshis Herrschaft und spekulierten, was aus der vor ihnen liegenden Zeit für sie herauszuholen sei. Für sie war es letztlich gleichgültig, wer gerade an der Macht war; solange sie ihre eigenen kleinen Bedürfnisse befriedigen konnten, sahen sie keinen Grund, sich zu beklagen. Auch enttäuschte Ieyasu sie in dieser Hinsicht nicht, denn er brachte es fertig, Geld unter die Leute zu bringen, so als verteilte er Naschwerk an Kinder. Nicht sein eigenes Geld, versteht sich, sondern das seiner potentiellen Gegner.

Auch in der Landwirtschaft sorgte er für neue Kontrollen. Den örtlichen Machthabern war es fürderhin nicht mehr erlaubt, einfach nach Lust und Laune zu bestimmen, was getan wurde, und Bauern einfach für andere Arbeiten zu requirieren. Von jetzt an mußte den Bauern erlaubt werden, ihr Land zu bestellen, ja, sie durften kaum etwas anderes tun als das. Was die Politik betraf, so sollten sie unwissend bleiben und lernen, sich auf die jeweils Mächtigen zu verlassen.

Ein tugendhafter Herrscher war nach Ieyasus Denkweise einer, der diejenigen, die das Land beackerten, nicht verhungern ließ, gleichzeitig jedoch dafür sorgte, daß sie sich nicht über ihren Stand erhoben. Nach dieser Richtschnur beabsichtigte er, die Herrschaft der Tokugawa für alle Zukunft zu sichern. Weder Städter noch Bauern noch Daimyō erkannten, daß sie hier mit viel Bedacht in ein Feudalsystem eingefügt wurden, das sie schließlich an Händen und Füßen fesselte. Nicht einer dachte darüber nach, wie die Dinge in hundert Jahren aussehen mochten. Keiner – außer Ieyasu. So dachten auch die Arbeiter in Fushimi nicht an den nächsten Tag. Bescheiden hofften sie, den heutigen Tag zu überstehen; je schneller, desto besser. Obwohl sie vom Krieg redeten und darüber, wann er wohl ausbrechen könne – große Pläne zur Bewahrung des Friedens und zur Mehrung des Wohlstands gingen sie nichts an. Was auch geschah, es konnte ihnen nicht

wesentlich schlechter gehen als jetzt auch schon.

»Wassermelonen! Möchte jemand Wassermelonen?« rief eine Bauerstochter, die jeden Tag um diese Zeit vorbeikam. Kaum war sie aufgetaucht, wurde sie auch schon mit einigen Männern handelseinig, die im Schatten eines großen Felsens Münzen zusammenlegten. Munter zog sie weiter von Gruppe zu Gruppe und rief: »Wollt Ihr denn keine Melonen kaufen?« »Seid Ihr verrückt? Glaubt Ihr, wir hätten Geld, um Melonen zu kaufen?« »Hierher! Ich nehm' Euch gern eine ab – vorausgesetzt, sie kostet nichts.« Enttäuscht, da ihr anfängliches Glück getrogen hatte, näherte sich das Mädchen einem jungen Arbeiter, der, zwischen zwei Steinquadern sitzend, den Rücken gegen den einen gelehnt und die Füße gegen den anderen gestemmt hatte. Die Arme um die Beine geschlungen, saß er da. »Eine Wassermelone?« fragte sie ihn nicht sonderlich hoffnungsvoll. Er war ausgemergelt, die Augen saßen tief in den Höhlen, und seine Haut war sonnenverbrannt. Er schien so erschöpft, daß man gar nicht mehr merkte, wie jung er noch war, doch seine engsten Freunde hätten Hon'iden Matahachi gewiß wiedererkannt. Matt zählte er ein paar Münzen auf die Handfläche und reichte sie dem Mädchen.

Als er sich wieder gegen den Felsen lehnte, fiel ihm der Kopf schwach auf die Brust. Schon bei dieser kleinen Anstrengung hatte er sich verausgabt. Würgend wandte er den Kopf zur Seite und erbrach sich ins Gras. Er hatte nicht einmal die Kraft, seine Wassermelone zu holen, die ihm von den Knien heruntergerollt war. Wie benommen starrte er sie an; seine schwarzen Augen verrieten nicht die Spur von Kraft oder Hoffnung. »Diese Schweine!« murmelte er schwach. Er meinte damit jene Menschen, gegen die er am liebsten zurückgeschlagen hätte: Okō mit ihrem weißgepuderten Gesicht und Takezō mit seinem Holzschwert. Matahachis erster Fehler war gewesen, mit nach Sekigahara zu ziehen, sein

zweiter, der wollüstigen Witwe zu verfallen. Im Laufe der Jahre hatte er sich eingeredet, daß er, wenn diese beiden Ereignisse nicht gewesen wären, jetzt daheim in Miyamoto säße, das Oberhaupt der Hon'iden wäre, mit einer wunderschönen Frau verheiratet und der Neid des gesamten Dorfes.

Otsū haßt mich jetzt sicher ... Dabei wüßte ich gern, was sie wohl macht. Der gelegentliche Gedanke an seine ehemalige Verlobte war unter den gegenwärtigen Umständen sein einziger Trost. Nachdem er sich endlich über Okōs wahres Wesen klargeworden war, hatte er wieder angefangen, sich nach Otsū zu sehnen. Und seit jenem Tag, da er so vernünftig gewesen war, das »Yomogi«-Teehaus zu verlassen, hatte er mehr und mehr an sie gedacht.

An dem Abend, da er fortgegangen war, hatte er entdeckt, daß Miyamoto Musashi, der sich in der Hauptstadt einen Namen als Schwertkämpfer machte, kein anderer als sein alter Freund Takezō war. Dieser Überraschung war fast unmittelbar darauf eine kräftige Welle von Eifersucht gefolgt. Die Erinnerung an Otsū hatte ihm geholfen, mit dem Trinken aufzuhören und seine Faulheit und seine schlechten Gewohnheiten abzustreifen. Anfangs war es ihm nicht gelungen, eine passende Arbeit zu finden. Er hatte sich verflucht, vier Jahre lang ein völlig unnatürliches Leben geführt zu haben, in dem er sich von einer älteren Frau hatte aushalten lassen. Eine Zeitlang sah es sogar aus, als sei es zu spät, das Ruder noch einmal herumzuwerfen.

»Es ist *nicht zu spät*«, versicherte er sich selbst. »Ich bin schließlich noch nicht einmal dreiundzwanzig. Ich kann tun, was ich will. Ich muß es nur versuchen.« Das mag eine Allerweltserfahrung sein, in Matahachis Fall bedeutete es, daß er die Augen zumachen, einen Abgrund von mehreren Jahren überspringen und sich in Fushimi als Tagelöhner verdingen mußte. Hier hatte er hart gearbeitet und Tag für Tag geschuftet,

während die Sonne vom Sommer bis in den Herbst hinein auf ihn herniedersengte. Er war richtig stolz auf sich, durchgehalten zu haben.

Ich werde es ihnen allen zeigen! dachte er trotz seiner Übelkeit. Warum sollte ich mir nicht einen Namen machen? Was Takezō kann, kann ich auch. Ja, ich kann sogar noch mehr und werde es tun. Dann komme ich trotz Okō zu meiner Rache! Ich brauche nur zehn Jahre.

Zehn Jahre? Er begann nachzurechnen, wie alt Otsū dann sein würde. Zweiunddreißig! Ob sie wohl solange unverheiratet bleiben und auf ihn warten würde? Das war unwahrscheinlich. Matahachi hatte nicht die geringste Ahnung, was sich in der letzten Zeit in Miyamoto getan hatte; woher sollte er wissen, daß all das, woran er dachte, nur ein Hirngespinnst war? Zehn Jahre –niemals! Länger als fünf oder sechs durfte es nicht dauern. Innerhalb dieser Zeit mußte er etwas schaffen, das war alles. Dann konnte er ins Dorf zurückkehren, Otsū um Verzeihung bitten und sie bewegen, seine Frau zu werden. »Das ist die einzige Möglichkeit!« sagte er laut. »Fünf Jahre! Höchstens sechs.« Er starrte auf die Wassermelone, und ein leichtes Leuchten kehrte in seine Augen zurück.

In diesem Augenblick richtete sich hinter dem Felsquader vor ihm ein anderer Arbeiter auf, pflanzte die Ellbogen auf die breite Fläche oben und rief: »He, Matahachi! Was brummelst du da vor dich hin? Und wieso bist du denn so grün im Gesicht? Ist die Melone faul gewesen?«

Matahachi rang sich zwar ein schwaches Lächeln ab, doch wurde er von einem neuen Schwindelanfall gepackt. Speichel rann ihm aus dem Mund, und er schüttelte den Kopf. »Es ist nichts, gar nichts«, gelang ihm noch zu sagen. »Ich muß wohl ein bißchen zuviel Sonne abbekommen haben. Wenn ich nur ein, zwei Stunden ruhen könnte!«

Die vierschrötigen Steinschlepper feixten über seine

Schwäche, blieben dabei aber gutmütig. Einer fragte: »Wieso kaufst du dir eine Wassermelone, wenn du sie nicht essen kannst?«

»Ich habe sie für euch gekauft«, antwortete Matahachi. »Ich dachte, vielleicht kann ich es damit gutmachen, daß ich jetzt meinen Anteil an der Arbeit nicht schaffe.«

»Nun, das war klug gedacht. Heda, Leute! Eine Wassermelone! Eßt! Matahachi hat sie spendiert.«

Der Arbeiter teilte die saftige Frucht an der Steinkante. Wie die Ameisen fielen die anderen darüber her und griffen gierig nach den süßen, safttriefenden roten Brocken, die samt und sonders vertilgt waren, als wenige Augenblicke später ein Mann auf einen Quader sprang und rief: »Zurück an die Arbeit!«

Die Peitsche in der Hand, trat der Samurai, der die Aufsicht führte, aus einer Hütte heraus, und Schweißgeruch verbreitete sich über der Erde. Gleich darauf erhob sich der Gesang der Steinschlepper, und ein gewaltiger Felsbrocken wurde mit Hilfe von Hebeln auf Rollen gewälzt und mit Stricken, dick wie ein Männerarm, vorwärts gezogen. Einem wandelnden Berg gleich, schob er sich langsam voran. Da der Burgenbau im Lande blühte, entstand eine Vielzahl solcher rhythmischer Gesänge. Zwar wurden die Texte selten niedergeschrieben, doch zitierte kein Geringerer als Fürst Hachisuka von Awa, dem die Oberaufsicht über den Bau der Burg von Nagoya oblag, ein paar in einem Brief. Seine Gnaden, die wohl kaum Gelegenheit gehabt hatte, Baumaterial anzurühren, hatte sie offenbar auf einer Abendgesellschaft aufgeschnappt. Schlichte Lieder wie das folgende erfreuten sich sowohl in der besseren Gesellschaft als auch bei den Arbeitsgruppen größter Beliebtheit:

*Weither von Awataguchi haben wir sie geschleppt,
Quader auf Quader, einen nach dem anderen,*

Für unseren edlen Herrn Tōgorō.

Ei, sa ei, sa ...

Ruck-ho, zuck-ho, ruck-ho, zuck-ho! Ruck und zuck!

Seine Gnaden befehlen.

Unsere Arme und Beine zittern.

Wir sind ihm treu ergeben — bis in den Tod.

Hierzu hatte der Briefschreiber noch angemerkt: »Jeder singt das Lied, jung wie alt, denn es gehört zu der vergänglichen Welt, in der wir leben.« Wenn die Arbeiter in Fushimi sich der gesellschaftlichen Umwälzungen auch nicht bewußt waren, spiegelte sich in ihren Liedern doch der Geist der Zeit. Die Lieder, die zur Zeit des Niedergangs des Ashikaga-Shōgunats populär gewesen waren, hatten durchweg etwas vom Verfall gespiegelt und waren zumeist in den eigenen vier Wänden gesungen worden, wohingegen während der Herrschaft Hideyoshis in der Öffentlichkeit oft freudige, heitere Lieder zu hören gewesen waren. Je mehr sich nun die strenge Hand Ieyasus bemerkbar machte, desto mehr verloren die Lieder von ihrem Übermut und ihrer Ausgelassenheit. Und je stärker sich die Herrschaft der Tokugawa durchsetzte, desto mehr wurde der volkstümliche Gesang von Weisen abgelöst, welche von Musikern komponiert wurden, die im Dienste des Shōguns standen.

Matahachi stützte das Kinn in die Hände. Sein Kopf glühte vor Fieber, und das Auf und Ab des Gesangs summt in seinen Ohren wie ein ganzer Bienenschwarm. Jetzt, da er ganz allein war, verfiel er in Niedergeschlagenheit.

»Was für einen Sinn hat es«, stöhnte er. »Fünf Jahre! Angenommen, ich strenge mich wirklich an – was bekomme ich denn schon dafür. Für einen ganzen Arbeitstag erhalte ich gerade genug, um an diesem Tag nicht zu hungern. Arbeite ich mal einen Tag nicht, bekomme ich auch nichts zu essen.« Er spürte, daß jemand in seiner Nähe stand, und als er aufsaß, erblickte er einen hochgewachsenen jungen Mann. Sein Kopf

war mit einem hohen, grobgeflochtenen Strohhut bedeckt, und an der Seite hatte er einen geflochtenen Ledersack hängen, jene »Schultasche des Krieges«, wie die Shugyōsha sie mit sich herumtragen. Die Stirnseite seines Hutes schmückte ein halbgeöffneter Fächer mit Stahlrippen. In Gedanken versunken, betrachtete er die Baustelle und schätzte das Gelände ab.

Nach einiger Zeit setzte er sich neben einen flachen, breiten Stein, der gerade die richtige Höhe hatte, um als Schreibpult zu dienen. Der junge Mann blies den Sand samt einer Kolonne darübermarschierender Ameisen fort; dann setzte er, das Kinn in die Hand gestützt, die Bestandsaufnahme seiner Umgebung fort. Obgleich die Sonne ihm direkt ins Gesicht schien, blieb er regungslos und dem Anschein nach völlig unempfindlich gegenüber der starken Hitze sitzen. Matahachi, dem noch viel zu elend zumute war, als daß es ihn gekümmert hätte, ob jemand in seiner Nähe war oder nicht, nahm er nicht wahr. Den Rücken dem Neuangekommenen zugewandt, saß Matahachi da und würgte verkrampft wieder und wieder.

Allmählich wurde der Samurai auf Matahachis Gewürge aufmerksam. »Ihr da«, sagte er. »Was ist denn?« »Es liegt an der Hitze«, antwortete Matahachi. »Ihr fühlt Euch nicht wohl, nicht wahr?«

»Es geht schon ein bißchen besser. Aber mir ist immer noch schwindelig.« »Ich werde Euch etwas Arznei geben«, sagte der Samurai, öffnete eine Pillenschachtel aus schwarzer Lackarbeit und schüttelte ein paar rote Pillen auf die Handfläche. Dann kam er und schüttete Matahachi die Pillen in den Mund.

»Gleich wird es Euch bessergehen«, sagte er. »Vielen Dank!«

»Habt Ihr vor, Euch noch etwas länger hier auszuruhen?« »Ja.«

»Dann tut mir einen Gefallen: Gebt mir Bescheid, wenn jemand kommt. Werft einen Kiesel oder tut sonstwas!«

Er kehrte an seinen flachen Felsen zurück, setzte sich und entnahm seinem Ledersack einen Pinsel. Aus seinem Kimono holte er einen Block, den er auf dem Felsen aufschlug. Dann fing er an zu zeichnen. Unter der Krempe seines Hutes wanderten die Augen immer hin und her zwischen der Burg und seinem Block; er skizzierte den Bergfried, die Festungswälle, die Berge im Hintergrund, den Fluß und die kleineren Wasserläufe.

Kurz vor der Schlacht von Sekigahara war diese Burg von Einheiten der West-Armee angegriffen worden, und zwei Unterkünfte sowie ein Teil des Burggrabens hatten beträchtlichen Schaden davongetragen. Jetzt wurde das Bollwerk nicht nur wieder aufgebaut, sondern sogar verstärkt, so daß es Toyotomi Hideyoris Feste in Osaka in den Schatten stellte. Rasch, aber sehr ins einzelne gehend, zeichnete der Schwertkampfschüler die gesamte Burganlage zunächst aus der Vogelperspektive. Auf dem zweiten Blatt des Blocks entstand eine schematische Darstellung der Zugangswege von hinten.

»Vorsicht!« ließ Matahachi sich leise vernehmen. Aus dem Nirgendwo war plötzlich der Aufseher über das gesamte Bauvorhaben aufgetaucht und stand jetzt hinter dem Zeichner. In eine Halbrüstung gekleidet, Strohsandalen an den Füßen, stand er schweigend da, als wartete er darauf, daß jemand Notiz von ihm nahm. Schuldbewußt verspürte Matahachi einen Stich, ihn nicht früher bemerkt und rechtzeitig vor ihm gewarnt zu haben. Jetzt war es zu spät.

Schließlich hob der Schwertkampfschüler die Hand, um eine Fliege von seinem verschwitzten Kimonokragen zu verscheuchen, und wurde dabei des Aufsehers gewahr. Als er erschrocken aufblickte, funkelte dieser ihn zornig an, ehe er die Hand nach der Zeichnung ausstreckte. Der Schwertkampfschüler packte ihn beim Handgelenk und sprang auf. »Was denkt Ihr Euch eigentlich?« rief er.

Der Aufseher griff nach dem Skizzenblock und hielt ihn

hoch in die Luft. »Den möchte ich mir gern mal ansehen«, erklärte er mit dröhnender Stimme.

»Dazu habt Ihr kein Recht!«

»Ich tue nur meine Pflicht.«

»Eure Nase in anderer Leute Angelegenheit stecken – ist das Eure Pflicht?« »Ja. Warum soll ich mir dies denn nicht ansehen?« »Ein Dummkopf wie Ihr versteht ohnehin nichts davon.« »Dann behalte ich ihn wohl besser.«

»O nein, das werdet Ihr nicht tun!« rief der Schwertkampfschüler und griff nach seinem Skizzenblock. Beide zogen daran und rissen ihn in der Mitte entzwei.

»Seht Euch vor!« schrie der Aufseher. »Und sorgt dafür, daß Ihr eine gute Erklärung für all dies hier habt, sonst loche ich Euch ein.« »Wer ermächtigt Euch dazu? Seid Ihr ein Beamter?« »Ja, das bin ich.«

»Zu welcher Abteilung gehört Ihr? Und wer ist Euer Vorgesetzter?« »Das geht Euch nichts an. Ihr sollt aber dennoch wissen, daß ich Befehl habe, jeden Verdächtigen hier genau unter die Lupe zu nehmen. Wer hat Euch erlaubt, hier Skizzen anzufertigen?«

»Ich bin dabei, eine Studie über Burgen und landschaftliche Besonderheiten zusammenzustellen. Was soll daran unrecht sein?«

»Hier wimmelt es von Spionen. Alle haben sie solche Ausreden. Es spielt keine Rolle, wer Ihr seid. Ihr werdet einige Fragen beantworten müssen. Kommt mit!«

»Wollt Ihr mir vorwerfen, ein Verbrecher zu sein?« »Haltet den Mund, und kommt mit!«

»Elendige Beamte! Ihr glaubt, nur den Mund aufmachen zu müssen, und schon winden sich die Leute vor Euch!« »Haltet den Mund! Gehen wir!«

»Versucht doch, mich zu zwingen!« Der

Schwertkampfschüler gab nicht nach.

Zornesadern schwellen auf der Stirn des Aufsehers; er ließ seine Hälfte des Skizzenblocks zu Boden fallen, trat sie in den Schmutz und zog seinen Knüppel. Der Schwertkampfschüler sprang einen Schritt zurück, um eine vorteilhaftere Position einzunehmen.

»Wenn Ihr nicht freiwillig mitkommt, bin ich gezwungen, Euch zu fesseln und wegzuschleifen«, erklärte der Aufseher.

Er hatte die Worte noch nicht zu Ende gesprochen, da griff sein Gegner schon an. Er stieß einen markerschütternden Schrei aus, packte den Aufseher mit einer Hand am Genick und mit der anderen am unteren Rand seiner Rüstung und schleuderte ihn auf einen großen Felsbrocken. »Nichtsnutziger Kerl!« schrie er, doch nicht rechtzeitig genug, um vom Aufseher noch gehört zu werden, dessen Schädel am Felsen zerbarst wie eine Wassermelone. Mit einem Entsetzensschrei schlug Matahachi die Hände vors Gesicht, um es vor den Klumpen schmierigen roten Breis zu schützen, die in seine Richtung spritzten, während der Schwertkampfschüler schnell wieder eine Haltung annahm, die äußerste Ruhe verriet. Matahachi erschrak. War es möglich, daß dieser Mann es gewohnt war, andere auf so grausame Weise umzubringen? Oder war seine Kaltblütigkeit nur eine Reaktion, wie sie einem plötzlichen Wutausbruch folgt? Dem bis ins Innerste erschrockenen Matahachi lief der Schweiß in Strömen übers Gesicht. Soweit er es beurteilen konnte, war der Schwertkampfschüler kaum dreißig Jahre alt. Sein knochiges, sonnengebräuntes Gesicht war von Pockennarben entstellt; außerdem schien er kein Kinn zu haben, wiewohl dieser Eindruck auch von einer merkwürdig verwachsenen Narbe herrühren konnte, offenbar von einer tiefen Schwertwunde.

Der Mann hatte es nicht eilig fortzukommen. Er sammelte die zerrissenen Teile seines Skizzenblocks auf, dann sah er sich in aller Ruhe nach seinem Hut um, der ihm bei seinem

mächtigen Wurf davongeflogen war. Nachdem er den Hut gefunden hatte, setzte er ihn bedächtig auf und verbarg sein unheimliches Gesicht wieder darunter. Federnden Schritts machte er sich dann auf den Weg und wurde immer schneller, bis er mit dem Wind dahinzufiegen schien.

Das Ganze hatte sich so schnell ereignet, daß weder die Hunderte von Arbeitern in der Nähe noch ihre Aufpasser es bemerkt hatten. Die Arbeiter schafften fleißig weiter wie die Bienen, während die Aufseher mit ihren Peitschen und ihren Knüppeln Befehle auf die schweißnassen Rücken der Gebückten niederprasseln ließen.

Ein Augenpaar freilich hatte alles mitbekommen. Oben auf einem hohen Gerüst, das einen Überblick über das ganze Areal gewährte, stand der Aufseher der Zimmerer und Baumfällen. Als er den Schwertschüler entfliehen sah, stieß er brüllend einen Befehl aus, woraufhin in eine Gruppe von Fußsoldaten Bewegung kam, die zu Füßen des Gerüsts Tee getrunken hatten. »Was ist geschehen?« »Wieder eine Rauferei?«

Auch andere hörten den Ruf zu den Waffen und wirbelten nahe des Tors in der Palisade, welche die Baustelle vom Dorf trennte, eine Wolke von gelbem Staub auf. Wütende Rufe schollen aus der sich ansammelnden Menschenmenge.

»Ein Spion! Ein Spion aus Osaka.« »Die werden nie klug!« »Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot!«

Steinschlepper, Erdträger und andere stürzten dem kinnlosen Samurai nach und schrien, als wäre der Spion ihr ganz persönlicher Feind. Dieser sprang hinter einen Ochsenkarren, der gerade durchs Tor rumpelte, und wollte schon das Weite zu suchen, da erspähte ihn eine Wache und brachte ihn mit ihrem nägelbeschlagenen Stab zum Straucheln.

Vom Gerüst des Aufsehers ertönte der Befehl: »Laßt ihn nicht entkommen!«

Schon fiel die Meute über den Schwertkampfschüler her, der

sich wie ein in die Enge getriebenes Tier zur Wehr setzte. Er entrang dem Wachsoldaten den Stab, ging mit der Spitze dieser Waffe auf den Krieger los und brachte ihn kopfüber zu Boden. Nachdem er noch drei oder vier andere auf ähnliche Weise gefechtsunfähig gemacht hatte, zog er sein gewaltiges Schwert und nahm die Ausgangsstellung zum Kampf ein. Entsetzt wichen die Häscher zurück, aber als er versuchte, sich aus der Umzingelung freizukämpfen, prasselten von allen Seiten Steine auf ihn nieder.

Die Menge machte ihrer Wut jetzt ernstlich Luft. Die Verbissenheit der Leute war mörderisch, denn sie waren ohnehin von einem tiefsitzenden Haß auf alle diese Shugyōsha erfüllt. Wie die meisten aus dem breiten Volk betrachteten sie die umherziehenden Samurai als unnütz, faul und hochmütig. »Hört mit dem Unsinn auf!« schrie der bedrängte Schwertkampfschüler und forderte die Meute zu Vernunft und Zurückhaltung auf. Wiewohl er sich wehrte, schien er mehr damit beschäftigt, seinen Gegnern den Kopf zurechtzurücken, als den Steinen auszuweichen, die sie nach ihm warfen. Eine ganze Reihe von unschuldigen Zuschauern wurde bei dem Hin und Her verletzt. Plötzlich war alles vorbei. Das aufgeregte Geschrei verebbte, und die Arbeiter kehrten zurück an ihre Arbeitsplätze. Als wäre nichts geschehen, lag die riesige Baustelle binnen fünf Minuten wieder genauso geschäftig und ordentlich da wie zuvor. Da sprangen die Funken von den verschiedenen Hauwerkzeugen, da wieherten die Pferde, die von der Sonne und der benommen machenden Hitze halb wahnsinnig waren – und alles war so normal wie zuvor.

Zwei Wachen standen über der zusammengebrochenen Gestalt, die man mit dicken Hanfstricken gefesselt hatte. »Er ist mehr als halbtot«, sagte der eine. »Lassen wir ihn liegen, bis die Leute von der Verwaltung kommen.« Sich umblickend, entdeckte er Matahachi. »He, du da! Paß mal auf diesen Mann auf! Obwohl – wenn er krepirt, macht das auch nichts.«

Matahachi hörte zwar die Worte, begriff aber nicht ganz die Bedeutung dessen, was sich soeben abgespielt hatte. Das Ganze kam ihm vor wie ein Alptraum: mit den Augen wahrnehmbar und mit den Ohren zu hören, doch für das Gehirn unverständlich. Das Leben ist vergänglich wie eine Spinnweb, dachte er. Vor wenigen Augenblicken war er noch ganz in seine Zeichnerei vertieft, und jetzt stirbt er. Dabei ist er noch gar nicht alt.

Der kinnlose Samurai tat ihm leid. Der Kopf lag, zur Seite gewendet, mit Schmutz und Blut bedeckt auf dem Boden. Das Gesicht war immer noch wutverzerrt. Mit dem Strick war er an einen großen Felsen gefesselt. Müßig fragte Matahachi sich, weshalb die Wachen wohl solche Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatten, da der Mann doch dem Tode offensichtlich so nahe war, daß er keinen Laut mehr von sich geben konnte. Vielleicht war er sogar schon tot. Das eine Bein war grotesk verrenkt, und durch einen Riß im Hakama konnte man deutlich erkennen, daß das weiße Schienbein durch das scharlachrote Fleisch stach. Blut sickerte aus dem verklebten Haar, das bereits Wespen umsummten. Hände und Füße waren schon schwarz von Ameisen.

Amer Kerl! dachte Matahachi. Wenn es ihm so ernst war mit seiner Arbeit, muß er sehr ehrgeizig gewesen sein. Wo er wohl herkommt ... und ob seine Eltern noch leben? Matahachi beschlich Zweifel besonderer Art: Beklagte er wirklich das Schicksal dieses Mannes, oder beunruhigte ihn seine eigene unsichere Zukunft? Für einen ehrgeizigen Mann, überlegte er, müßte es doch eine leichtere Art des Vorankommens geben.

Sie lebten in einer Zeit, in welcher die Hoffnungen der jungen Menschen angeheizt wurden. Viele wollten ihre Träume verwirklichen und ihre Stellung im Leben verbessern. Es war ein Zeitalter, in dem sogar jemand wie Matahachi sich vorstellen konnte, von einem Nichts aufzusteigen und Herr einer Burg zu werden. Auch ein Krieger ohne sonderliche

Begabung konnte schon dadurch über die Runden kommen, daß er von Tempel zu Tempel zog und von der Mildtätigkeit der Priester lebte. Lachte ihm das Glück, nahm ihn womöglich ein kleinerer Landadeliger in Dienst, und war ihm sein Schicksal noch wohler gesonnen, schaffte er es sogar, von einem Daimyō belehnt zu werden und auf diese Weise sein Einkommen zu sichern. Dennoch schaffte es von all den jungen Männern, die mit großen Hoffnungen auszogen, ihr Glück zu machen, in Wirklichkeit nur einer von tausend, eine mit einem annehmbaren Einkommen verbundene Stellung zu erhalten. Der Rest mußte sich damit trösten, wenigstens einen schwierigen und gefährlichen Beruf zu haben.

Während Matahachi über den vor ihm liegenden Samurai nachdachte, kam ihm das Ganze unsinnig vor. Wohin sollte der Weg schon führen, dem Musashi sich verschrieben hatte? Matahachis Wunsch, es seinem Freund aus der Knabenzeit gleichzutun oder ihn gar zu übertreffen, war keineswegs verflogen, doch angesichts des blutüberströmten Samurai wollte ihm der Weg des Schwertes töricht und verblendet erscheinen.

Die Haare sträubten sich ihm vor Entsetzen, als er bemerkte, daß der Samurai sich bewegte. Die Hand des Gefällten stieß vor wie die Flosse einer Wasserschildkröte. Leicht hob er den Oberkörper, und die Stricke strafften sich.

Matahachi konnte seinen Augen kaum trauen. Während der Mann sich über den Boden dahinschob, zog er den vierhundert Pfund schweren Felsbrocken, an den er gefesselt war, hinter sich her. Einen Fuß, zwei Fuß – der Mann bewies übermenschliche Kräfte. Kein Kraftprotz und keine Steinschleppgruppe hätten es fertiggebracht, wiewohl sich viele rühmten, so stark zu sein wie zehn oder zwanzig Männer. Der Samurai auf der Schwelle zum Tode war von einer Dämonenkraft besessen, die ihn instand setzte zu tun, was gewöhnlichen Sterblichen versagt war.

Ein Gurgeln entrang sich der Kehle des Sterbenden. Verzweifelt versuchte er zu sprechen, doch war seine Zunge schon schwarz und ausgetrocknet. Es war ihm unmöglich, auch nur ein einziges verständliches Wort hervorzubringen. Keuchend und kräczend ging sein Atem; seine Augen sprangen förmlich aus den Höhlen, als er Matahachi flehentlich anblickte. »B-b-b-i-t-t-t ...«

Nach und nach begriff Matahachi, daß der Samurai »bitte« sagte. Dann verstand Matahachi aus einer alles andere als verständlichen Lautfolge die Worte: »Ich bitte Euch«. Im Grunde aber waren es die Augen des Mannes, die sprachen. In ihnen standen die letzten Tränen, und die Gewißheit des Todes war von ihnen abzulesen. Der Kopf des Samurai sackte nach hinten, sein Atem hörte auf. Während noch mehr Ameisen aus dem Gras hervorkamen, um das staubweiße Haar zu erforschen, und ein paar sich sogar in ein blutverkrustetes Nasenloch hineinwagten, konnte Matahachi sehen, wie sich die Haut unter dem Kimonokragen blauschwarz färbte.

Was hätte er für den Mann tun sollen? Matahachi kam nicht los von dem Gedanken, eine Verpflichtung übernommen zu haben. Der Samurai hatte ihm geholfen, als ihm hundeeelend gewesen war, und er hatte die Freundlichkeit besessen, ihm Arznei zu geben. Warum hatte das Schicksal Matahachi blind gemacht, so daß er den Mann nicht vor dem Herannahen des Oberaufsehers warnen konnte? Oder war es vorherbestimmt gewesen, hatte es so kommen müssen?

Unentschlossen fingerte Matahachi an einem in Stoff eingewickelten Bündel am Obi des Toten herum. Vielleicht ging aus dem Inhalt hervor, wer der Mann war und woher er stammte. Matahachi vermutete, die letzte Bitte des Sterbenden sei gewesen, irgendein Andenken an seine Familie zu überbringen. Er löste das Bündel vom Obi und stopfte es mit der Pillenschachtel rasch in seinen eigenen Kimono.

Er überlegte, ob er dem Toten eine Haarlocke für die Mutter

abschneiden solle, doch während er noch in das furchteinflößende Gesicht starrte, hörte er Schritte näher kommen. Als er um den Felsen herumspähte, sah er Samurai kommen, die offensichtlich den Toten holen wollten. Wurde er mit Besitztümern des Toten erwischt, handelte er sich nur Schwierigkeiten ein. Infolgedessen duckte er sich ganz tief und schlich, wie eine Feldratte von Schatten zu Schatten huschend, davon. Zwei Stunden später erreichte er den Süßwarenladen, in dem er untergekommen war. Die Frau des Ladenbesitzers stand hinter dem Haus und übergieß sich in einem Holzzuber mit Wasser. Als sie ihn im Haus hörte, ließ sie durch die Hintertür etwas weißes Fleisch sehen und rief: »Seid Ihr das, Matahachi?«

Er antwortete mit einem lauten Brummen, lief in seinen Raum und riß einen Kimono und sein Schwert aus der Truhe; dann knüpfte er sich ein zusammengerolltes Handtuch um den Kopf und schickte sich an, wieder in die Strohsandalen zu schlüpfen. »Ist es da drinnen nicht dunkel?« rief die Frau. »Nein, ich sehe genug.« »Ich bringe Euch eine Lampe.« »Nicht nötig. Ich gehe schon wieder.« »Wollt Ihr Euch denn gar nicht waschen?« »Nein. Später.«

Er eilte ins Freie und entfernte sich rasch von dem schäbigen Haus. Als er wenige Minuten später aus einem Dickicht aus Schilf zurückblickte, sah er eine Gruppe Samurai – zweifellos von der Burg – kommen und von vorn und hinten in den Süßwarenladen eindringen.

Das hätte leicht schiefgehen können, dachte er. Allerdings habe ich ja nichts gestohlen, sondern nur in Gewahrsam genommen. Das mußte ich. Er hat mich darum gebeten.

Seiner Ansicht nach hatte er kein Verbrechen begangen, solange er zugab, daß die Sachen nicht ihm gehörten. Eines allerdings war ihm sofort klar: daß er sich nie wieder auf der Baustelle blicken lassen durfte. Das Schilf reichte ihm bis zur Schulter, und ein abendlicher Nebelschleier hing über dem

Dickicht. Aus der Entfernung konnte ihn bestimmt niemand sehen; es würde also leicht sein davonzukommen. Wohin jedoch sich wenden? Die Wahl war schwierig, und zwar um so mehr, als er das deutliche Gefühl hatte, daß nur aus einer Richtung das Glück winken konnte. Osaka? Kyoto? Nagoya? Edo? Freunde hatte er in keiner dieser Städte, folglich konnte er genausogut den Würfel entscheiden lassen, den Würfel, bei dem wie bei ihm selbst alles Zufall war. Er würde gehen, wohin ihn der Wind trieb.

Je weiter er ausschritt, desto tiefer geriet er in das Schilf hinein. Insekten umsummten ihn, und der Nebel, der sich herabsenkte, machte ihm die Kleider feucht. Die Säume, die sich mit Nässe vollgesogen hatten, ringelten sich um seine Beine. Samen hakten sich an seinen Ärmeln fest, und die Haut juckte ihn. Die Übelkeit vom Mittag war zwar verflogen, aber dafür quälte ihn der Hunger. Als er endlich meinte, außerhalb der Reichweite seiner Verfolger zu sein, bereitete ihm jeder Schritt Schmerzen.

Der überwältigende Wunsch, einen Platz zum Hinlegen zu finden, trug ihn bis an das Ende des Dickichts. Dort angekommen, erblickte er das Dach eines Hauses. Als er näher trat, sah er, daß Zaun und Tür windschief waren; offensichtlich hatte beides unter einem kürzlichen Sturm gelitten. Auch das Dach hätte dringend des Ausbesserns bedurft. Gleichwohl mußte das Haus einmal einer wohlhabenden Familie gehört haben, denn es strahlte eine gewisse verblichene Eleganz aus. Matahachi konnte sich vorstellen, daß sich eine wunderschöne Hofdame in einer reich mit Vorhängen verbrämten Sänfte in gemessener Geschwindigkeit dem Haus näherte.

Als er das verloren anmutende Tor durchschritt, stellte er fest, daß sowohl das Haupthaus als auch ein kleineres, einzeln stehendes Nebenhaus von Unkraut förmlich überwuchert waren. Was er sah, erinnerte ihn an einen Absatz des Dichters Saigyō, den er als Kind hatte auswendig lernen müssen:

Ich hörte von jemand, der in Fushimi lebte, und ging, ihm einen Besuch abzustatten, doch der Garten war unkrautüberwuchert! Ich konnte unmöglich einen Weg sehen. Während die Insekten summten, verfaßte ich folgendes Gedicht:

*Ich breche durch das Kraut und
Verberge meine ängstlichen Gefühle
In meinen Ärmelfalten.
Im tauschweren Garten
Weinen selbst die niederen Insekten.*

Eiseskälte legte sich um Matahachis Herz, als er sich geduckt dem Haus näherte und die lang vergessenen Verse flüsterte.

Gerade als er zu dem Schluß gekommen war, das Haus müsse leer sein, tauchte im Inneren ein rotes Licht auf. Gleich darauf vernahm er die schmachttenden Klänge eines *Shakuhachi*, jener Bambusflöte, welche die Bettelpriester spielen, wenn sie almosenheischend durch die Straßen ziehen. Als er durchs Fenster sah, erkannte er, daß der Flötenspieler in der Tat ein Angehöriger dieses Standes war. Er saß neben der Feuerstelle. Das Feuer, welches er gerade mit Reisig entfacht hatte, flammte hell auf, und sein Schatten an der Wand wurde immer größer. Er spielte eine traurige Weise, eine einsame Klage über die Verlorenheit und Schwermut des Herbstes, die nur für seine eigenen Ohren bestimmt war. Der Mann spielte einfach und völlig ungekünstelt, und Matahachi hatte kaum den Eindruck, daß er sonderlich stolz auf sein Spiel war.

Als die Melodie endete, stieß der Priester einen tiefen Seufzer aus und erging sich in einer langen Klage:

»Mit vierzig soll ein Mann frei von Selbsttäuschung sein, heißt es. Aber man sehe sich mich an! Siebenundvierzig war ich, als ich den guten Namen meiner Familie zuschanden machte. Siebenundvierzig! Und doch war ich immer noch verblendet. Schaffte es, alles zu verlieren: Einkommen, Rang

und Ruf. Und nicht nur das; ich ließ meinen einzigen Sohn im Stich, und er muß sich auf eigene Faust durch dieses elende Leben schlagen. Warum? Weil blinde Leidenschaft mich gepackt hatte?

Es ist demütigend – nie könnte ich je meiner toten Frau wieder in die Augen sehen, und meinem Jungen auch nicht, wo immer er sein mag. Ha! Wenn sie sagen, sobald man die Vierzig hinter sich hat, sei man weiser, müssen sie schon von großen Männern reden, nicht von Dummköpfen wie mir! Statt mich meiner Jahre wegen für weise zu halten, hätte ich besser daran getan, mehr auf der Hut zu sein denn je. Es ist wahnsinnig, es nicht zu sein, jedenfalls wenn es um Frauen geht.«

Er stellte sein Shakuhachi vor sich hin und legte beide Hände über das Mundstück, ehe er fortfuhr: »Als die Geschichte mit Otsū herauskam, wollte mir niemand mehr verzeihen. Es ist zu spät, zu spät!«

Matahachi hatte sich in den Nebenraum geschlichen. Er lauschte, fühlte sich aber abgestoßen von dem, was er sah. Die Wangen des Priesters waren eingefallen, seine Schultern stachen hervor wie bei einem ausgemergelten streunenden Hund, und sein Haar war völlig glanzlos. Schweigend blieb Matahachi hocken; die Gestalt des Mannes im flackernden Licht des Feuers erinnerte ihn an Dämonen der Nacht.

»Ach, was soll ich nur tun?« stöhnte der Priester und hob die eingesunkenen Augen zur Decke. Sein Kimono war schäbig und schlicht. Er trug dazu ein schwarzes Obergewand, das anzeigte, daß er ein Anhänger des chinesischen Zen-Meisters P'u-hua war. Die Schilfmatte, auf der er saß und die er wohl zusammenrollte und mitnahm, wohin immer er ging, war vermutlich sein einziges Hab und Gut; sein Bett, sein Vorhang und – bei schlechtem Wetter – sein Dach.

»Durch Reden bekomme ich auch nicht zurück, was ich

verloren habe«, sagte er. »Warum war ich nur nicht vorsichtiger. Da habe ich mir eingebildet, ich wüßte, worum es im Leben geht. Nichts habe ich verstanden! Ich merkte nicht, daß mir mein Rang zu Kopf stieg. Schändlich habe ich mich einer Frau gegenüber benommen! Kein Wunder, daß die Götter mich verlassen haben. Was könnte demütigender sein?«

Der Priester senkte den Kopf, als bitte er jemand um Verzeihung, und dann senkte er ihn noch tiefer. »Was mit mir selbst geschieht, ist mir ja gleichgültig. Das Leben, das ich jetzt führe, ist für mich gut genug. Es ist nur recht, daß ich Buße tue und leben muß, ohne mit irgendwelcher Hilfe rechnen zu können. Doch was habe ich Jōtarō angetan? Mein Sohn hat wegen meines Fehlers mehr zu leiden als ich. Stünde ich noch in Herrn Ikedas Diensten, wäre Jōtarō heute der einzige Sohn eines Samurai mit einem Einkommen von fünftausend Scheffeln; doch durch meine Blödheit ist er jetzt nichts. Und, was noch schlimmer ist, eines Tages, wenn er erwachsen ist, wird er die Wahrheit erfahren.«

Eine Weile saß er da, die Hände vors Gesicht geschlagen. Dann erhob er sich plötzlich. »Ich muß endlich damit aufhören, ständig in Selbstmitleid zu versinken. Der Mond steht am Himmel; ich werde mich im Freien ergehen, diesen Kummer und diese Geister von mir abschütteln.«

Der Bettelpriester nahm sein Shakuachi und schlurfte bedrückt zum Haus hinaus. Matahachi meinte, die Andeutung eines strähnigen Schnurrbarts unter der ausgemergelten Nase zu erkennen. Was für ein merkwürdiger Mensch! dachte er. Er ist nicht alt, aber schon unsicher auf den Füßen. Da er befürchtete, daß der gebrechliche Mann nicht ganz richtig im Kopf sei, bedauerte er ihn.

Von der Abendbrise angefacht, sengten die Flammen des Reisigfeuers den zerbrochenen Fußboden an. Als Matahachi den leeren Raum betrat, fand er einen Krug Wasser, goß etwas davon ins Feuer und wunderte sich über die Unvorsichtigkeit

des Priesters.

Zwar hätte es weiter nichts ausgemacht, wenn das verlassene alte Haus niedergebrannt wäre, doch wenn es sich um einen alten Tempel aus der Asuka-oder Kamakura-Zeit gehandelt hätte? Matahachi überkam – was selten bei ihm war – ein leichter Unwille, ja, er fühlte so etwas wie Verachtung. »An solchen Leuten liegt es, daß die alten Tempel in Nara und auf dem Kōya so oft zerstört werden«, sagte er vor sich hin. »Diese verrückten Wanderpriester besitzen weder Eigentum, noch haben sie eine Familie. Deshalb gehen sie so leichtsinnig mit dem Feuer um und denken nicht daran, wie gefährlich es sein kann. Da zünden sie in den schönsten Hallen eines alten Klosters unmittelbar neben den Wandmalereien ein Feuer an, bloß um ihr Gerippe zu wärmen, das ohnehin niemand nütze ist. Nun, das lasse ich mir gefallen«, murmelte er und wandte die Augen der TOKōnoma, der Bildernische, zu. Es waren aber weder die anmutigen Proportionen des Raums noch die beschädigte wertvolle Vase, die seine Aufmerksamkeit erregten, sondern ein geschwärzter Metalltopf und ein Sakekrug mit angestoßener Öffnung. Im Topf fand sich noch ein Rest Reisgrütze, und als er den Krug schwenkte, vernahm er einen fröhlich gluckernden Laut. Matahachi setzte ein breites Lächeln auf, war dankbar für sein Glück und dachte, wie Hungrige es nun einmal tun, nicht darüber nach, wem diese Dinge rechtens gehören mochten. Mit ein paar tüchtigen Schlucken leerte er den Sakekrug. Er tat sich an den Reisresten im Topf gütlich und beglückwünschte sich dazu, einen vollen Bauch zu haben. Als er müde neben der Feuerstelle hockte und mit dem Kopf nickte, wurde er sich des regengleichen Insektengesummens bewußt, das vom Feld draußen hereindrang – und nicht nur von draußen, sondern auch von den Wänden, der Decke und den vermodernden Tatami am Boden.

Kurz bevor er ganz einschlief, fiel ihm das Bündel ein, das er dem sterbenden Samurai abgenommen hatte. Er richtete sich

auf und wickelte es aus. Bei dem Stoff, mit dem es eingewickelt war, handelte es sich um ein verschmutztes, mit Hilfe von rotem Sappanholz gefärbtes Stück Chinakrepp; das Bündel enthielt ein gewaschenes und gebleichtes Untergewand sowie die üblichen Gegenstände, die ein Reisender mitführt. Als er das Untergewand auseinanderfaltete, stieß er auf etwas, das so groß war und aussah wie eine Briefrolle, die wiederum sorgfältig in Ölpapier eingewickelt war. Außerdem enthielt es auch noch eine Geldbörse, die mit einem lauten Klirren aus einer der Gewandfalten herausfiel. Aus violett gefärbtem Leder genäht, enthielt sie so viel Gold- und Silberstücke, daß Matahachi die Hand vor Aufregung zitterte. »Dies Geld gehört jemand anders, nicht mir«, ermahnte er sich.

Als er das Ölpapier von dem länglichen Gegenstand entfernte, kam ein auf eine dünne Walze aus chinesischem Quittenholz aufgerolltes Schriftstück mit einem Endstück aus Goldbrokat zum Vorschein. Matahachi spürte sofort, daß es ein wichtiges Geheimnis enthielt, legte das Schriftstück höchst neugierig vor sich auf den Boden und entrollte es. Darin stand geschrieben:

Urkunde

Hiermit beschwöre ich hochheilig, folgende sieben Methoden des Chūjō-Stils der Schwertfechtkunst an Sasaki Kojirō weitergegeben zu haben: Offenkundig: Blitz-Stil, Rad-Stil, gerundeter Stil, Schwimmendes-Boot-Stil. Geheim: Der Diamant, Die Erbauung, Das Unendliche. Gegeben im Dorfe Jokyōji in der Provinz Echizen.

Kanemaki Jisai, Schüler von Toda Seigen

Auf einem Stück Papier, das später beigelegt worden zu sein schien, stand folgendes Gedicht:

*Der Mond, der auf
Nichtvorhandenes Wasser
In einem ungegrabenen Brunnen scheint,*

*Läßt einen schatten- und
Gestaltlosen Menschen
Entstehen.*

Matahachi begriff, das Zeugnis eines Schwertschülers in Händen zu halten, der alles gelernt hatte, was sein Lehrer ihm hatte beibringen können. Doch der Name Kanemaki Jisai sagte ihm nichts. Den Namen Itō Yagorō, der unter dem Namen Ittōsai einen berühmten und hochbewunderten Stil der Schwertfechtkunst entwickelt hatte, hätte er wohl erkannt, nur wußte er nicht, daß Jisai der Lehrer Itōs gewesen war. Auch wußte er nicht, daß Jisai ein ganz hervorragender Samurai war, der den echten Stil des Toda Seigen beherrschte und sich in ein abgelegenes Dorf zurückgezogen hatte, um sein Alter in Abgeschiedenheit zu verbringen und Seigens Methode nur an einige auserwählte Schüler weiterzugeben.

Matahachis Augen wanderten zurück zu dem ersten Namen. Dieser Sasaki Kojirō, das muß der Samurai gewesen sein, der heute in Fushimi ums Leben gekommen ist, dachte er. Eine Schande, daß er hat sterben müssen! Doch jetzt bin ich mir dessen sicher. Es ist genauso, wie ich es vermutet habe: Er muß gewollt haben, daß ich dies jemand überbringe, wahrscheinlich jemand in dem Ort, wo er zur Welt gekommen ist.

Matahachi sprach ein kurzes Gebet zu Buddha für Sasaki Kojirō; dann gelobte er sich, irgendwie seinen neuen Auftrag auszuführen. Um der Kälte zu wehren, baute er das Feuer wieder auf, streckte sich dann neben der Herdstelle aus und schlief bald darauf ein.

Von irgendwoher aus der Ferne wehte der Klang des Shakuhachi, das der alte Priester blies, durchs Fenster. Die traurige Weise, welche nach etwas zu suchen, jemand zu rufen schien, wollte nicht enden.

Begegnung in Osaka

Das Feld lag unter einem grauen Dunstschleier da, und die frühmorgendliche Kühle war ein Hinweis darauf, daß der Herbst jetzt anfang, ernst zu machen. Eichhörnchen hüpfen emsig umher, und in der türlosen Küche des verlassen Hauses waren auf dem Boden frische Fuchsspuren zu sehen. Der Bettelpriester, der vor Sonnenaufgang zurückgewankt gekommen war, war auf dem Boden der Speisekammer vor Erschöpfung eingeschlafen, das Shakuhachi immer noch an sich gepreßt. Sein verschmutzter Kimono und der schwarze Überwurf waren taugetränkt und voller Grasflecken, die er sich zugezogen hatte, als er gleich einer verlorenen Seele durch die Nacht gewandert war. Als er die Augen aufschlug und sich aufsetzte, krauste er die Nase. Die Nasenlöcher blähten und die Augen weiteten sich, dann brach er in ein gewaltiges Niesen aus. Er machte keinerlei Anstalten, sich den Schleim fortzuwischen, der ihm von der Nase in den schütterten Bart hinunterrann. Ein paar Minuten saß er da, dann fiel ihm ein, daß er vom Vorabend noch etwas Sake übrig hatte. Vor sich hin brummelnd, machte er sich auf den Weg und schlurfte den langen Gang zum Raum mit der Feuerstelle hinunter, der im rückwärtigen Teil des Hauses gelegen war. Bei Tageslicht waren es mehr Räume, als man nachts vermutet hätte, doch fand er seinen Weg ohne Schwierigkeit. Zu seiner Verwunderung stand der Sakekrug nicht dort, wo er ihn hatte stehenlassen.

Statt dessen lag ein Fremder am Herdfeuer. Er hatte den Kopf auf den Arm gelegt; Speichel lief ihm als kleines Rinnsal aus dem Mund, aber er schlief fest. Wo der Sake geblieben war, lag auf der Hand.

Natürlich war der Sake nicht das einzige, das fehlte. Ein Blick überzeugte den Bettelpriester, daß kein Körnchen von dem Reis, der fürs Frühstück gedacht gewesen war, übriggeblieben war. Der Priester lief puterrot an; ohne Sake

konnte er schon auskommen, doch vom Reis hing Leben oder Tod ab. Mit einem schrillen Schrei versetzte er dem Schlafenden einen mächtigen Tritt. Matahachi ließ ein schläfriges Knurren vernehmen und hob den Kopf langsam vom Arm.

»Ihr ... Ihr ...« zischte der Priester speichelsprühend und versetzte Matahachi noch einen Tritt.

»Was macht Ihr?« schrie dieser. Die Adern auf seinem verschlafenen Gesicht traten dick hervor, und er sprang auf. »Ihr könnt mich doch nicht treten!« »Treten ist noch viel zu gut für Euch! Wer hat Euch erlaubt, hier hereinzukommen und mir meinen Reis und meinen Sake zu stehlen?«

»Ach, das hat Euch gehört?« »Selbstverständlich.« »Tut mir leid.«

»Leid tut es Euch? Und was habe ich davon?« »Ich bitte um Entschuldigung.« »Damit ist es nicht getan.« »Was erwartet Ihr denn von mir?« »Gebt mir Reis und Sake zurück!«

»Heh! Die sind doch schon in meinem Bauch; sie haben mich eine Nacht über am Leben erhalten. Wie soll ich sie wiederbeschaffen?« »Ich muß doch auch leben, oder? Wenn ich umhergehe und an anderer Leute Türen Flöte spiele, bekomme ich doch höchstens ein paar Körner Reis und wenige Tropfen Sake dafür. Schwachkopf! Erwartet Ihr, daß ich schweigend daneben stehe und seelenruhig zusehe, wie Ihr mir meine Nahrung stiehlt? Ich will sie zurückhaben – gebt sie mir wieder!« Der Ton, mit dem er diese unsinnige Forderung vorbrachte, hatte etwas Gebieterisches, und seine Stimme klang für Matahachi wie die eines hungrigen Teufels aus der Hölle. »Seid doch nicht so knauserig«, sagte Matahachi geringschätzig. »Worüber regt Ihr Euch auf – ein bißchen Reis und weniger als ein halber Krug Sake, der wirklich nicht von der allerbesten Sorte war.«

»Ihr Esel rümpft vielleicht die Nase über einen Rest Reis,

aber für mich ist es das Essen für einen ganzen Tag – einen ganzen, ganzen Tag!« Der Priester knurrte und packte Matahachi beim Handgelenk. »Damit kommt Ihr mir nicht durch!«

»Seid doch kein Narr!« hielt ihm Matahachi entgegen. Er riß den Arm los, packte den alten Mann bei seinem schütterten Haar und versuchte, ihn mit einem Ruck von sich zu stoßen. Zu seiner Verwunderung gab dieser Mann mit dem Körper einer halbverhungerten Katze keinen Fingerbreit nach. Der Priester hielt Matahachis Hals umklammert und ließ nicht los. »Schuft!« rief Matahachi und wollte sich auf die Kampfkraft seines Gegners einstellen.

Doch zu spät. Der Priester pflanzte die Füße fest auf den Boden und schickte Matahachi mit einem einzigen Stoß rücklings strauchelnd durch den Raum. Gekonnt nutzte er dabei Matahachis eigene Kraft, so daß dieser erst zum Stehen kam, als er am Ende des angrenzenden Raums endlich mit dem Rücken gegen eine Gipswand prallte. Da Gebälk und Lattenwerk morsch waren, brach ein großer Teil der Wand zusammen und begrub ihn unter Schmutz und Staub. Matahachi spuckte, sprang dann auf, zog das Schwert und stürzte sich auf den alten Mann.

Dieser schickte sich zwar an, den Angriff mit seinem Shakuuchi zu parieren, japste jedoch bereits nach Luft.

»Jetzt paßt auf, worauf Ihr Euch eingelassen habt!« schrie Matahachi gellend und ließ das Schwert niedersausen. Zwar verfehlte er sein Ziel, doch fuhr er unerbittlich fort, das Schwert zu schwenken. Er ließ dem Priester keine Atempause. Das Gesicht des alten Mannes bekam etwas Gespenstisches. Immer und immer wieder sprang er zurück, doch hatten seine Bewegungen nichts Federndes; er schien drauf und dran zusammenzubrechen. Jedesmal, wenn er einem Schwerthieb auswich, ließ er einen klagenden Schrei vernehmen, der wie das Gewimmer eines Sterbenden klang. Dennoch machten

seine ständigen Sprünge es Matahachi unmöglich, einen Schwertstreich zu landen.

Schließlich wurde Matahachi das Opfer seines eigenen Leichtsinns. Als der Priester in den Garten sprang, folgte Matahachi ihm blindlings. Doch in dem Augenblick, da er den Fuß auf den vermoderten Boden der Veranda setzte, gaben die Bretter nach. Er landete auf dem Hinterteil, und ein Bein steckte in dem Loch.

Mit einem Satz ging jetzt der Priester zum Angriff über. Er packte Matahachi vorn am Kimono und versetzte ihm mit dem Shakuhaçi Schläge auf den Kopf, an die Schläfe, den Oberkörper – wohin immer das Instrument zufällig niedersauste. Bei jedem Hieb stieß er ein Grunzen aus. Da Matahachi mit dem Bein festsaf, war er hilflos. Ihm war, als schwebte sein Kopf bis zur Größe eines Fasses an, doch das Glück verließ ihn nicht, denn in diesem Augenblick fielen Gold- und Silberstücke aus seinem Kimono. Jedem neuen Schlag folgte das fröhlich klirrende Geräusch von Münzen, die auf den Boden fielen.

»Was ist das?« rief der Priester, der nach Luft schnappte, und ließ sein Opfer los. Hastig befreite Matahachi sein Bein und sprang auf, doch der alte Mann hatte seinem Ärger genug Luft gemacht. Mit schmerzender Faust und keuchendem Atem starrte er auf den Knien fassungslos das Geld an. Matahachi hatte die Hände auf seinen brummenden Schädel gelegt und schrie: »Seht Ihr, alter Narr? Kein Grund, sich wegen einem kleinen bißchen Reis und Sake aufzuregen. Ich habe Geld genug! Nehmt es, wenn Ihr wollt! Doch dafür nehmt Ihr jetzt die Prügel zurück, die Ihr mir verabreicht habt. Haltet Euren dummen Kopf hin, und ich bezahle für Reis und Sake mit Zins und Zinseszins!«

»Wie schändlich von mir!« wehklagte der Priester. »Wie kann man nur solch ein Tor sein!« Wie seine eben bewiesene Körperkraft war auch seine Selbstanklage von einer Heftigkeit,

welche die eines gewöhnlichen Mannes weit überstieg. »Bin ich immer noch nicht zur Vernunft gekommen? Nicht einmal in meinem Alter? Nicht einmal, nachdem man mich aus der Gesellschaft ausgestoßen hat und ich so tief gesunken bin, wie ein Mann nur sinken kann?«

Er hämmerte mit dem Kopf gegen eine schwarze Säule neben sich, wobei er jedesmal laut aufstöhnte. »Wozu spiele ich dieses Shakuhachi? Tue ich es nicht, um durch seine fünf Löcher meine Irrtümer, meine Beschränktheit, meine Wollust, meine Selbstsucht und meine schlechten Leidenschaften hinauszublasen? Wie habe ich es nur zulassen können, wegen ein bißchen Essen und Trinken einen Kampf auf Leben und Tod vom Zaun zu brechen? Noch dazu mit einem Mann, der mein Sohn sein könnte!« So jemand hatte Matahachi noch nie erlebt. Der alte Mann weinte kurz, dann rammte er den Kopf wieder gegen die Säule. Er schien es darauf angelegt zu haben, sich den Schädel zu zertrümmern. Die Schläge, die er sich selbst zufügte, waren weit zahlreicher als die Hiebe, die er Matahachi verabreicht hatte. Schließlich tropfte ihm das Blut von der Stirn.

Matahachi fühlte sich verpflichtet, ihn davon abzuhalten, sich noch weiter selbst zu quälen. »Hört zu!« sagte er. »Laßt das jetzt! Ihr wißt nicht, was Ihr tut.«

»Laßt mich in Ruhe!« bat der Priester. »Aber was habt Ihr denn nur?« »Nichts habe ich.«

»Ihr müßt doch etwas haben. Seid Ihr krank?« »Nein.«

»Ja, was dann?«

»Ich bin angewidert von mir selbst. Am liebsten würde ich meinen bösen Leib umbringen und den Krähen zum Fraß vorwerfen; nur möchte ich nicht als Narr sterben, der nichts, aber auch gar nichts begriffen hat. Ich möchte so stark und aufrecht sein wie jeder andere, ehe das Fleisch von mir fällt. Daß ich die Selbstbeherrschung verloren habe, macht mich

wütend. Wahrscheinlich könnte man es eben doch eine Krankheit nennen.« Da ihm der alte Mann leid tat, hob Matahachi die verstreut umherliegenden Münzen auf und versuchte, ihm einige davon in die Hand zu drücken. »Zum Teil war es ja meine Schuld«, sagte er versöhnlich. »Ich gebe Euch dies; vielleicht könnt Ihr mir dann verzeihen.«

»Ich will es nicht!« rief der Priester und zog rasch die Hand fort. »Ich brauche kein Geld. Ich sage Euch, ich brauche es nicht.« Obwohl er zuvor wegen einer Handvoll Reisgrütze einen Wutanfall bekommen hatte, blickte er das Geld jetzt voller Abscheu an. Heftig den Kopf schüttelnd, wich er, immer noch auf den Knien, zurück.

»Ihr seid schon ein seltsamer Vogel«, sagte Matahachi. »Nein, eigentlich gar nicht.«

»Nun, auf jeden Fall benehmt Ihr Euch sonderbar.« »Das laßt nur meine Sorge sein.«

»Ihr sprecht, als ob Ihr aus einer der westlichen Provinzen kämet, Eure Aussprache, meine ich.«

»Das ist wohl kein Wunder. Ich stamme nämlich aus Himeji.« »Wirklich? Ich komme aus demselben Gebiet – aus Mimasaka.« »Mimasaka?« wiederholte der Priester und faßte Matahachi fest ins Auge. »Woher genau in Mimasaka?« »Aus Miyamoto.«

Alle Anspannung schien von dem alten Mann abzufallen. Er setzte sich auf die Veranda und sprach ganz leise. »Miyamoto? Das ist ein Name, der Erinnerungen in mir weckt. Einst hatte ich Wachdienst an der Palisade von Hinagura. Ich kenne das Gebiet recht gut.« »Heißt das, Ihr seid Samurai im Lehen Himeji gewesen?« »Ja. Vermutlich sieht man es mir heute nicht mehr an, aber ich war einmal ein Krieger. Mein Name ist Aoki Tan...« Er brach ab und fuhr dann unversehens fort: »Nein, das stimmt nicht. Das habe ich gerade erfunden. Vergeßt, daß ich überhaupt etwas gesagt habe.« Er erhob sich

und sagte: »Ich gehe jetzt in die Stadt, spiele mein Shakuhachi und sehe zu, daß ich etwas Reis bekomme.« Mit diesen Worten drehte er sich um und ging eilends auf das Schilfdickicht zu.

Als er verschwunden war, kamen Matahachi Bedenken, ob es auch recht gewesen war, dem alten Priester Geld aus der Börse des toten Samurai anzubieten, doch befreite er sich bald aus dieser Gewissensnot, indem er sich sagte, es könne ja nichts schaden, wenn er sich ein wenig borgte – vorausgesetzt, es handelte sich um eine kleine Summe. Wenn ich diese Sachen im Elternhaus dieses Mannes abliefern will, wie er es von mir erbeten hat, dachte er, brauche ich doch Geld; schließlich habe ich Ausgaben, und was bleibt mir da für eine andere Wahl, als es aus dieser Börse zu nehmen? Diese einfache Rechtfertigung hatte etwas so Tröstliches, daß er sich von Stund an daran gewöhnte, immer ein wenig Geld des Samurai zu verbrauchen. Blieb nur noch die auf Sasaki Kojirō ausgestellte Urkunde. Alles hatte darauf hingedeutet, daß der Mann ein Rōnin gewesen war, aber hätte er nicht genausogut im Dienst irgendeines Daimyō gestanden haben können? Matahachi hatte keinen Fingerzeig erhalten, woher der Mann stammen mochte, und infolgedessen hatte er auch keine Ahnung, wohin er das Zeugnis bringen sollte. Seine einzige Hoffnung, zu diesem Schluß rang er sich durch, bestand darin, den Meisterschwertkämpfer Kanemaki Jisai aufzufinden, der ohne Zweifel alles wußte, was es über Sasaki zu wissen gab. Auf dem Weg von Fushimi nach Osaka erkundigte Matahachi sich in jedem Teehaus, jeder Gaststätte und jeder Herberge, ob jemand diesen Jisai kenne. Alle Antworten waren verneinend; selbst als er hinzufügte, daß Jisai ein anerkannter Schüler von Toda Seigen sein müsse, brachte ihn das nicht weiter.

Schließlich schien jedoch einem Samurai, dessen Bekanntschaft Matahachi unterwegs machte, etwas zu dämmern. »Von Jisai habe ich schon gehört, aber wenn er noch lebt, muß er uralte sein. Jemand hat erzählt, er sei in den Osten

gegangen und Einsiedler geworden, und zwar in einem Dorf Kōzuke oder so ähnlich. Wollt Ihr mehr darüber erfahren, wendet Euch in der Burg von Osaka an einen Mann namens Tomita Mondonoshō.« Mondonoshō, so schien es, war einer von Hideyoris Lehrern in der Schwertfechtkunst; Matahachis Gewährsmann war sich ziemlich sicher, daß er derselben Familie angehöre wie Seigen.

Wiewohl enttäuscht von der Unbestimmtheit seines ersten Anhaltspunktes, beschloß Matahachi, ihm nachzugehen. Bei seiner Ankunft in Osaka nahm er sich ein Zimmer in einer billigen Herberge an einer der belebteren Straßen, und sobald er sich eingerichtet hatte, erkundigte er sich bei dem Wirt, ob er einen Mann namens Tomita Modonoshō kenne, der in der Burg von Osaka wohne.

»Jawohl, ich habe den Namen gehört«, erwiderte der Wirt. »Ich glaube, er ist ein Enkel von Toda Seigen. Er ist zwar nicht Fürst Hideyoris persönlicher Schwertkampflehrer, aber er bringt einigen der Samurai in der Burg die Kunst des Schwertfechtens bei. Zumindest hat er das früher getan. Ich könnte mir denken, daß er vor einigen Jahren nach Echizen zurückgekehrt ist. Jawohl, genau das hat er getan. Ihr könntet ja nach Echizen reisen und dort nach ihm suchen, aber es gibt keine Gewähr, daß er sich immer noch dort aufhält. Statt auf eine bloße Vermutung hin eine solch lange Reise zu unternehmen, wäre es da nicht leichter, Itō Ittōsai aufzusuchen? Ich bin mir ziemlich sicher, daß er unter Jisai den Chūjō-Stil studiert hat, ehe er seinen eigenen Stil entwickelte.«

Der Vorschlag des Wirts schien nur zu vernünftig, doch als Matahachi anfieng, nach Ittōsai zu suchen, erkannte er bald, daß er wieder in eine Sackgasse geraten war. Soweit er in Erfahrung bringen konnte, hatte dieser bis vor kurzer Zeit in einer kleinen Hütte in Shirakawa gelebt, ein wenig östlich von Kyoto; jetzt allerdings sei er nicht mehr dort und seit einiger Zeit weder in Kyoto noch in Osaka gesehen worden.

Es dauerte nicht lange, und Matahachi wurde in seinem Entschluß wankend. Er war schon soweit, den ganzen Vorsatz fahrenzulassen. Die Unruhe und das aufgeregte Leben in der Stadt weckten seinen Ehrgeiz und machten seine müde Seele munter. In einer Stadt wie dieser mit ihren vielen Möglichkeiten – warum sollte er da seine Zeit damit verschwenden, sich nach der Familie eines Toten zu erkundigen? Was gab es hier nicht alles zu tun! Die Leute hielten Ausschau nach jungen Männern wie ihm. In der Burg von Fushimi hatten die Behörden ausschließlich versucht, die Richtlinien der Tokugawa-Regierung durchzusetzen. Hier jedoch waren die Generale, denen die Burg von Osaka unterstand, ständig auf der Suche nach Rōnin, um eine Armee aufzustellen. Keine Frage: Rōnin waren hier willkommener und konnten hier besser leben als in jeder anderen befestigten Stadt im Reich. Unter den Städtern gingen phantastische Gerüchte um. So hieß es zum Beispiel, Hideyori stelle für flüchtige Daimyō wie Goto Matabei, Sanada Yukimura, Akashi Kamon und sogar den gefährlichen Chōsokabe Morichika, der jetzt in einem gemieteten Haus in einer schmalen Gasse des Außenbezirks von Osaka lebte, stillschweigend Mittel zur Verfügung. Chōsokabe habe sich trotz seiner Jugend den Kopf rasiert wie ein buddhistischer Mönch und nenne sich jetzt Ichimusai, »Der Mann, der nur einen Traum kennt«. In diesem Namen tue sich kund, daß die Angelegenheiten dieser schwebenden Welt ihn nicht mehr interessierten; dem Vernehmen nach schlage er seine Zeit mit Nichtigkeiten tot. Dabei war allgemein bekannt, daß er sieben- oder achthundert Rōnin in seinem Dienst stehen hatte, die allesamt fest davon überzeugt waren, daß – war erst einmal der richtige Zeitpunkt gekommen – Chōsokabe sich erheben und seinen verblichenen Wohltäter Hideyoshi rächen werde. Gerüchteweise hieß es, die Kosten für seinen Lebensunterhalt einschließlich des Solds für seine Rōnin stamme aus Hideyoris

Privatschatulle.

Zwei Monate lang durchstreifte Matahachi Osaka; seine Gewißheit wuchs: Dies war die richtige Stadt für ihn. Hier mußte es ihm gelingen, jenen Zipfel des Glücks zu fassen zu bekommen, der zum Erfolg führt. Zum erstenmal seit Jahren kam er sich genauso mutig und unerschrocken vor wie damals, da er in den Krieg gezogen war. Er war wieder gesund, und er lebte wieder auf, unerschüttert ob der Tatsache, daß das Geld des toten Samurai allmählich immer weniger wurde. Er war fest davon überzeugt, das Glück werde ihm eines Tages hold sein. Jeder Tag war eine Freude, es war herrlich zu leben. Er war sich sicher, über einen Stein zu stolpern und sich geldbedeckt wieder hochzurappeln. Das Glück war drauf und dran, sich ihm zuzuwenden. Neue Kleidung! Das war es, was er brauchte. Und so kleidete er sich denn von Kopf bis Fuß neu ein und achtete dabei sorgfältig darauf, daß das Material auch für den auf ihn zukommenden Winter geeignet sei. Nachdem er zu dem Schluß gekommen war, das Leben in einer Herberge sei zu teuer, mietete er sich ein kleines Zimmer, das einem Sattler in der Nähe des Junkei-Festungsgrabens gehörte, und er gewöhnte sich an, seine Mahlzeiten außer Haus einzunehmen. Er sah sich an, was er sehen wollte, kam heim, wann ihm danach war, und blieb – je nachdem, wie es ihn umtrieb – von Zeit zu Zeit auch die ganze Nacht fort. Während er diese unbekümmerte Existenz führte, hielt er jedoch ständig Ausschau nach einem Freund, einer Verbindung, was ihm zu einer gutbezahlten Stellung im Dienst eines großen Daimyō verhelfen sollte.

Es gehörte für Matahachi eine gehörige Portion Selbstüberwindung dazu, nicht über seine Verhältnisse zu leben, doch fand er, daß er sich besser benahm als je zuvor in seinem Leben. Oft ließ er sich von Geschichten Mut machen, wie dieser oder jener Samurai noch vor kurzem Erdträger auf einer Baustelle gewesen sei, man ihn jetzt jedoch großspurig

mit zwanzig Gefolgsleuten und einem Reservepferd durch die Stadt reiten sehe. Bei anderen Gelegenheiten wieder wollte er fast verzagen. Die Welt ist eine Steinmauer, dachte er dann wohl. Sie haben die Quadern so fest aufeinandergetürmt, daß keine Ritze bleibt, die einem ermöglicht hinüberzuklettern. Doch seine Mutlosigkeit schwand wieder: Wovon rede ich eigentlich? So sieht es doch nur aus, solange man seine Chance noch nicht gefunden hat. Jeder Anfang ist schwer. Man muß bloß die erste sich bietende Möglichkeit erkennen ...

Als er den Sattler fragte, ob er nicht irgendeine Stellung wisse, sagte dieser optimistisch: »Ihr seid jung und kräftig. Wenn Ihr Euch bei der Burg bewirbt, findet man dort bestimmt etwas für Euch.«

Aber so leicht war es nicht, die richtige Arbeit zu finden. Im letzten Monat des Jahres war Matahachi immer noch ohne Anstellung und sein Geld um die Hälfte geschrumpft.

Die vielen, vielen Menschen, die sich unter der winterlichen Sonne des geschäftigsten Monats im Jahr auf den Straßen drängten, schienen es erstaunlicherweise gar nicht eilig zu haben. Auf unbebauten Grundstücken in der Stadtmitte war frühmorgens das Gras weiß von Rauhreif. Je weiter der Tag voranschritt, desto aufgeweichter wurden die Straßen, und das Gefühl, es sei Winter, wurde von dem Lärm vertrieben, mit dem Händler ihre Waren an den Mann zu bringen versuchten – mit hallenden Gongs und dröhnenden Trommeln. Vor sieben oder acht Verschlagen, die mit schäbigen Strohmatten verkleidet waren, um die Blicke der Vorübergehenden fernzuhalten, wurde mit Papierfähnchen und federgeschmückten Lanzen für Darbietungen im Inneren geworben. Ausrufer wetteiferten schrillstimmig miteinander, die Vorübergehenden in ihre rasch aufgeschlagenen Theater zu locken. Der Geruch nach billiger Sojasauce lag alles durchdringend in der Luft. In den Garküchen hockten Männer mit behaarten Beinen und mit vollen Backen kauend da und

wieherten wie die Pferde; in der Dämmerung ergingen sich Frauen mit langen Kimonoärmeln und weißgepuderten, lächelnden Gesichtern wie die Schafe in großen Gruppen und knabberten an knusprigen Leckereien aus Sojamehl.

Eines Abends brach Streit unter den Kunden eines Mannes aus, der eine Sakeschenke aufgemacht hatte, indem er einfach ein paar Schemel an den Rand der Straße stellte. Ehe man feststellen konnte, wer nun gewonnen habe, ergriffen alle Streithähne das Hasenpanier und liefen unter Hinterlassung einer Blutspur die Straße hinunter.

»Ich danke Euch, Herr«, sagte der Schankwirt zu Matahachi, dessen zornfunkelnde Erscheinung die raufenden Städter veranlaßt hatte zu fliehen. »Wäret Ihr nicht hiergewesen, hätten sie womöglich mein ganzes Geschirr zerbrochen.« Der Mann verneigte sich mehrere Male und brachte Matahachi noch einen Krug Sake, von dem er überzeugt war, daß er gerade die richtige Temperatur habe. Außerdem reichte er ihm als Zeichen seiner Wertschätzung ein paar Kleinigkeiten zum Essen.

Matahachi war höchst zufrieden mit sich. Der Streit war zwischen zwei Arbeitern ausgebrochen, und als er sie angefunkelt und ihnen gedroht hatte, beide umzubringen, falls sie hier alles kurz und klein schlugen, hatten sie das Weite gesucht.

»Eine Menge Leute hier, nicht wahr?« meinte er liebenswürdig. »Es ist Jahresende. Sie bleiben eine Zeitlang und ziehen dann weiter; nur kommen immer noch andere nach.« »Schön, daß das Wetter sich noch hält.«

Matahachis Gesicht war vom Sake gerötet. Als er die Schale an den Mund hob, dachte er daran, daß er dem Trinken abgeschworen hatte, als er die Arbeit in Fushimi nahm, und er überlegte flüchtig, warum er nun wieder damit angefangen hatte. Ach, was macht es schon? dachte er. Wenn ein Mann sich nicht ab und zu ein Schlückchen genehmigen kann ...

»Bringt noch einen Krug, alter Freund!« sagte er laut.

Der Mann, der still auf dem Schemel neben Matahachi hockte, war gleichfalls Rōnin. Das Langschwert wie das Kurzsword, die er im Obi stecken hatte, sahen eindrucksvoll aus; Städter machten gewiß einen großen Bogen um ihn, obwohl er keinen Umhang über dem Kimono trug, der am Hals zudem recht speckig war.

»He! Bringt auch mir noch einen Krug, und beeilt Euch!« rief er. Den rechten Fuß auf das linke Knie legend, musterte er Matahachi von den Zehen aufwärts. Als seine Augen Matahachis Gesicht erreichten, lächelte er, und er sagte: »Hallo.«

»Hallo!« erwiderte Matahachi die Begrüßung. »Nehmt einen Schluck von meinem, solange Eurer noch warm gemacht wird.«

»Danke«, sagte der Mann und hielt seine Schale hin. »Es ist erniedrigend, ein Trinker zu sein, nicht wahr? Ich sah Euch hier mit Eurem Sake sitzen, und dann stieg mir dieser wunderbare Duft in die Nase und zerrte mich hierher –sozusagen am Ärmel, wenn Ihr so wollt.« Mit einem Schluck hatte er die Schale geleert.

Matahachi gefiel die Art des Fremden. Er schien freundlich, und außerdem hatte er etwas ausgesprochen Flottes. Und er konnte trinken, leerte fünf oder sechs Krüge in den nächsten paar Minuten, während Matahachi sich für einen Zeit nahm. Trotzdem war er immer noch nüchtern. »Wieviel trinkt Ihr für gewöhnlich?« erkundigte Matahachi sich. »Ach, ich weiß nicht«, sagte der Mann lässig. »Zehn oder zwölf Krüge, wenn mir danach ist.«

Sie unterhielten sich über die politische Lage, und nach einer Weile straffte der Rōnin die Schultern und erklärte: »Wer ist denn dieser Ieyasu Tokugawa überhaupt? Was soll dieser Unsinn, einfach Hideyoris Ansprüche zu ignorieren und

rumzugehen und sich ›Großer Oberherr‹ zu nennen? Ohne Honda Masazumi und einige andere seiner alten Verbündeten – wo bleibt er da schon? Kaltblütigkeit, fuchsische Verschlagenheit und ein bißchen politisches Gespür – ich meine, was er hat, ist doch nichts weiter als ein gewisses Gefühl für Politik, wie man es sonst bei Kriegern nicht findet. Ich persönlich wünschte, Ishida Mitsunari hätte bei Sekigahara gewonnen. War aber viel zu hochherzig, um die Daimyō unter einen Hut zu bringen. Außerdem stand er rangmäßig nicht hoch genug.« Nachdem er dieser Wertschätzung Luft gemacht hatte, fragte er plötzlich: »Wenn Osaka und Edo wieder aneinandergeraten würden, mit welcher Seite würdet Ihr es halten?« Nicht ohne zu zögern, sagte Matahachi: »Mit Osaka.«

»Gut!« Die Sakeschale in der Hand, stand der Mann auf. »Ihr seid einer von uns. Darauf laßt uns trinken! Für welches Lehen . . . Oh, das sollte ich wohl nicht fragen, ehe ich Euch gesagt habe, wer ich bin. Mein Name ist Akakabe Yasoma, und ich stamme aus Gamō. Vielleicht habt Ihr schon mal von Ban Dan'emon gehört? Der ist ein guter Freund von mir. Irgendwann werden wir wieder zusammenkommen. Ich bin aber auch mit Susukida Hayato Kanesuke befreundet, dem erlauchten Oberbefehlshaber der Burg von Osaka. Wir sind zusammen umhergezogen, als er noch ein Rōnin war. Dann bin ich noch drei- oder viermal mit Ono Shurinosuke zusammengekommen, doch der ist mir zu trübsinnig, und wenn er zehnmal soviel politischen Einfluß besitzt wie Kanesuke.«

Er trat zurück und fragte dann: »Und wer seid Ihr?«

Wiewohl Matahachi nicht jedes Wort glaubte, das er da zu hören bekam, hatte er irgendwie das Gefühl, zumindest vorübergehend in den Schatten gestellt worden zu sein.

»Kennt Ihr Toda Seigen?« fragte er. »Der Mann, der den Tomita-Stil erfunden hat?«

»Ich habe den Namen gehört.«

»Nun, mein Lehrmeister war der große und selbstlose Einsiedler Kanemaki Jisai, der den wahren Tomita-Stil von Seigen persönlich übernommen hat und seinerseits dann den Chūjō-Stil entwickelte.« »Dann müßt Ihr ein rechter Schwertkämpfer sein.«

»Richtig«, erwiderte Matahachi, der anfangs Gefallen an dem Spiel zu finden.

»Wißt Ihr«, sagte Yasoma, »da seid Ihr genau das, was ich vermutet habe. Euer Körper sieht durchtrainiert aus, und außerdem verströmt Ihr etwas ausgesprochen Fähiges. Wie nannte man Euch, als Ihr unter Jisai ausgebildet wurdet? Ich meine, falls es nicht allzu vermessen von mir ist, Euch danach zu fragen.«

»Ich bin Sasaki Kojirō«, sagte Matahachi, ohne mit der Wimper zu zucken. »Itō Yagorō, der Schöpfer des Ittō-Stils, ist ein bedeutender Schüler derselben Schule.«

»Was Ihr nicht sagt!« Yasoma blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Einen unsicheren Moment lang war Matahachi versucht, alles zurückzunehmen, doch war es da schon zu spät. Yasoma kniete bereits auf dem Boden und verneigte sich tief. Es gab kein Zurück mehr.

»Verzeiht«, sagte er mehrere Male. »Wie oft habe ich doch schon gehört, welch glänzender Schwertkämpfer Sasaki Kojirō ist. Ich muß mich entschuldigen, mich in meiner Rede nicht größerer Höflichkeit befleißigt zu haben. Aber woher sollte ich wissen, wer Ihr seid?«

Matahachi fiel ein Stein vom Herzen. Wäre Yasoma zufällig ein Freund oder Bekannter von Kojirō gewesen – er hätte um sein Leben kämpfen müssen. »Ihr braucht Euch nicht vor mir zu verneigen«, sagte Matahachi großmütig. »Wenn Ihr auf Förmlichkeiten besteht, können wir uns nicht wie Freunde unterhalten.«

»Es muß Euch aber geärgert haben, daß ich so große Reden

gehalten habe.«

»Warum? Ich habe keinen besonderen Rang noch Stellung. Ich bin nur ein junger Mann, der nicht viel von der Welt versteht.«

»Gewiß, aber Ihr seid ein großer Schwertkämpfer. Ich habe Euren Namen viele Male gehört. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, sehe ich, daß es gar nicht anders sein kann: Ihr müßt Sasaki Kojirō sein.« Eindringlich starrte er Matahachi an. »Und was weit wichtiger ist – ich meine, es ist nicht recht, daß Ihr keine offizielle Stellung einnehmt.« Einfältig erwiderte Matahachi: »Nun, ich habe mich mit einer solchen Ausschließlichkeit der Schwertfechtkunst gewidmet, daß mir nicht viel Zeit geblieben ist, Freunde zu gewinnen.«

»Verstehe. Soll das heißen, es ist Euch nicht weiter daran gelegen, eine gute Stellung zu erhalten?«

»Nein. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ich eines Tages von selbst auf den Herrn stoße, dem ich dienen möchte. Nur habe ich diesen Punkt bis jetzt noch nicht erreicht.«

»Nun, das sollte aber doch einfach sein. Ihr könnt Euch doch ganz auf Euren Ruf als Schwertkämpfer verlassen – auf was sonst kommt es in der Welt an? Allerdings, wenn Ihr den Mund nicht aufmacht, gleichgültig, wieviel Talent Ihr habt, wird Euch keiner aufspüren. Seht mich an! Ich habe ja nicht einmal gewußt, wer Ihr seid, bis Ihr es mir gesagt habt. Ihr habt mich vollkommen überrascht.« Yasoma machte eine Pause und fuhr dann fort: »Wenn Ihr möchtet, daß ich Euch helfe, es würde mir ein Vergnügen sein. Ehrlich gesagt, ich habe meinen Freund Susukida Kanesuke gebeten, achtzugeben, ob er nicht einen Posten für mich findet. Ich würde gern in der Burg von Osaka dienen, selbst wenn man dort vielleicht nicht sonderlich viel erhält. Ich bin sicher, daß Kanesuke sich glücklich schätzen würde, höheren Orts jemand wie Euch zu empfehlen. Wenn Ihr möchtet, kann ich ihn gern darauf ansprechen.«

Während Yasoma sich voller Begeisterung über die Aussichten Matahachis erging, konnte der sich des Gefühls nicht erwehren, in etwas hineingestolpert zu sein, aus dem er nicht so leicht wieder herauskommen würde. Sosehr ihm auch daran gelegen war, Arbeit zu finden, fürchtete er doch, einen Fehler gemacht zu haben, indem er sich als Sasaki Kojirō ausgegeben hatte. Andererseits: Hätte er gesagt, er sei Hon'iden Matahachi, ein Landsamurai aus Mimasaka, hätte Yasoma ihm gewiß nie seine Hilfe angeboten. Vermutlich hätte er sogar die Nase über ihn gerümpft. Er konnte nicht umhin festzustellen, daß der Name Sasaki Kojirō einen mächtigen Eindruck machte. Und dann – gab es wirklich einen Grund, sich Sorgen zu machen? Der wirkliche Kojirō war tot, und Matahachi war der einzige Mensch, der das wußte, denn er war im Besitz des Zeugnisses, des einzigen, womit man den Toten identifizieren konnte. Ohne dieses waren die Behörden nicht in der Lage herauszufinden, wer der tote Rōnin sei. Auch war es äußerst unwahrscheinlich, daß man sich der Mühe einer gründlichen Nachforschung unterzog. Was war der Mann schließlich anderes gewesen als ein Spion, den man gesteinigt hatte? Da Matahachi immer mehr zu der Überzeugung gelangte, daß sein Geheimnis nie herauskommen würde, nahm ein kühner Plan endgültig Gestalt in seinem Kopf an: Er würde Sasaki Kojirō werden; von diesem Augenblick an.

»Bringt die Rechnung«, rief er und entnahm seiner Börse ein paar Münzen.

Da Matahachi Anstalten machte zu gehen, entfuhr es dem völlig verwirrten Yasoma: »Was ist mit meinem Vorschlag?«

»Oh«, sagte Matahachi, »ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr für mich ein gutes Wort bei Eurem Freund einlegen würdet. Aber über so etwas kann man hier nicht gut reden. Laßt uns irgendwo hingehen, wo es ruhiger ist und wir mehr unter uns sind.«

»Aber natürlich«, sagte Yasoma, der offensichtlich sehr

erleichtert war. Er schien es nur für natürlich zu halten, daß Matahachi auch seine Rechnung beglich.

Bald befanden sie sich in einem von der Hauptstraße etwas abgelegenen Viertel. Matahachi hatte vorgehabt, seinen neugewonnenen Freund in eine elegante Schenke einzuladen, doch wies Yasoma darauf hin, daß man dort nur sein Geld verschwende, und schlug etwas Billigeres und Interessanteres vor. Er war des Lobes voll über das Viertel der roten Laternen und führte Matahachi in eine Gegend, die schönfärberisch »Stadt der Priesterinnen« genannt wurde. Hier, so hieß es, gebe es – und das sei kaum übertrieben – an die tausend Freudenhäuser, und das Gewerbe floriere, so daß in einer einzigen Nacht hundert Fäßchen Lampenöl verbraucht würden. Anfangs zögerte Matahachi ein wenig, doch bald ging er in der fröhlichen Atmosphäre auf. Durch das Viertel lief ein Seitenarm des Burggrabens, in den bei Flut Meerwasser aus der Bucht floß. Sah man genau hin, entdeckte man Krebse und Krabben, die um die vorspringenden Fenster und roten Laternen krochen. Matahachi sah genau hin, und was er sah, brachte ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht, denn er mußte an todbringende Skorpione denken. Das Viertel wurde vor allem von Frauen mit dick gepuderten Gesichtern bewohnt. Ab und zu sah man auch ein hübsches Lärchen darunter, doch in der Mehrzahl waren die Frauen über vierzig. Sie gingen mit traurigen Augen auf der Straße auf und ab, hatten um die Köpfe Tücher geschlungen, um die Kälte abzuwehren, und die Zähne geschwärzt. Matt bemühten sie sich, die Herzen der hier versammelten Männer zu erwärmen.

»Ich muß schon sagen, es gibt eine ganze Menge von ihnen hier«, sagte Matahachi aufseufzend.

»Das habe ich Euch ja gesagt«, meinte Yasoma, der sich bemühte, die Frauen zu entschuldigen. »Sie sind auch besser als die Bedienung oder das Singmädchen vom nächsten Teehaus, mit denen man vielleicht anbändeln könnte. Die

Leute fühlen sich immer abgestoßen von der Vorstellung käuflicher Liebe, aber wenn man mal eine Winternacht mit ihnen verbringt und sich mit ihnen unterhält – über ihre Familie und so weiter –, dann stellt man fest, daß sie genauso sind wie jede andere Frau auch; und daß man ihnen kaum einen Vorwurf machen kann dafür, Hure geworden zu sein. Manche waren Konkubinen des Shōgun, und dann sind da viele, deren Familien einst zu den Gefolgsleuten irgendeines Daimyō zählten, der seither in Ungnade gefallen ist. Ihr werdet feststellen, mein Freund, daß ein beträchtlicher Teil des Abfalls in der Gosse dieser zweifelhaften Welt aus gefallenen Blumen besteht.« Sie betraten ein Haus, und Matahachi überließ alles Yasoma, der darin recht erfahren schien. Er wußte, wie man Sake bestellt und wie man mit den Mädchen umgeht; es war nichts an ihm auszusetzen. Matahachi fand das Erlebnis recht unterhaltsam.

Sie verbrachten die Nacht gemeinsam, und selbst um die Mittagsstunde des folgenden Tages zeigte Yasoma keinerlei Anzeichen von Müdigkeit. Matahachi fühlte sich bis zu einem gewissen Grade entschädigt für die vielen Male, da man ihn im »Yomogi« in die Kammer im rückwärtigen Teil des Hauses verwiesen hatte, kam sich aber ziemlich erschlagen vor. Schließlich gab er zu, genug zu haben, und sagte: »Ich möchte nichts mehr zu trinken. Laßt uns gehen!«

Yasoma jedoch wollte noch nicht weichen. »Leistet mir noch bis zum Abend Gesellschaft!« »Und was geschieht dann?«

»Ich bin mit Susukida Kanesuke verabredet. Jetzt ist es noch zu früh, sein Haus aufzusuchen, und außerdem wäre ich auch noch kaum in der Lage, über Eure Situation mit ihm zu reden. Da müßte ich schon genauer wissen, was Ihr eigentlich wollt.«

»Ich sollte wohl zuerst nicht allzu viel verlangen.«

»Es hat aber auch keinen Sinn, sich zu billig zu verkaufen. Ein Samurai Eures Kalibers sollte doch jede Summe verlangen

dürfen. Wenn Ihr sagt, daß Ihr Euch mit wenig zufrieden gebt, erniedrigt Ihr Euch. Warum sage ich ihm nicht gleich, daß Ihr eine Position verlangt, die mindestens zweieinhalbtausend Scheffel Reis einbringt? Ein Samurai mit großem Selbstbewußtsein wird immer besser bezahlt und behandelt. Ihr solltet nicht den Eindruck entstehen lassen, Euch mit allem und jedem zufriedenzugeben.« Als der Abend näherrückte, wurde es in diesem Viertel, das im gewaltigen Schatten der Burg von Osaka lag, früh dunkel. Nachdem sie das Bordell verlassen hatten, machten Matahachi und Yasoma sich auf den Weg durch die Stadt zu einem Bezirk, in dem ausschließlich wohlhabendere Samurai wohnten. Sie wandten dem Burggraben den Rücken, und der kalte Wind vertrieb alle Nachwirkungen des Sake, den sie den ganzen Tag über in sich hineingegossen hatten.

»Das da ist Susukidas Haus«, sagte Yasoma. »Das mit dem geschwungenen Dach überm Tor?« »Nein, das Eckhaus daneben.« »Hm. Groß, nicht wahr?«

»Kanesuke hat sich aber auch einen Namen gemacht. Bis er dreißig war, hatte kein Mensch je etwas von ihm gehört, aber heute ...«

Matahachi tat so, als achte er nicht auf das, was Yasoma sagte. Nicht, daß er es nicht glaubte; im Gegenteil – er hatte inzwischen so viel Vertrauen zu Yasoma gefaßt, daß er an nichts mehr zweifelte, was der Mann sagte. Außerdem meinte er gut daran zu tun, unbekümmert zu erscheinen. Während er die großen Häuser der Daimyō betrachtete, die wie ein Kranz um die mächtige Burg herum gebaut waren, flüsterte sein immer noch ungebrochener Ehrgeiz ihm zu: Auch ich werde in einem solchen Haus wohnen – irgendwann einmal.

»Nun«, sagte Yasoma. »Ich werde Kanesuke jetzt aufsuchen und ihn bewegen, Euch in Dienst zu nehmen. Aber bevor ich das tue – wie steht es mit dem Geld?«

»Aber natürlich«, sagte Matahachi, dem klar wurde, daß eine Bestechung angebracht sei. Als er den Brustbeutel hervorzog, ging ihm auf, daß seine Barschaft inzwischen auf gut ein Drittel ihres ursprünglichen Umfangs geschrumpft war. Er schüttete sich also den ihm verbliebenen Rest auf den Handteller und sagte: »Das ist alles, was ich habe. Reicht das auch?« »Selbstverständlich, allemal.«

»Ihr werdet es gewiß in irgend etwas einwickeln wollen, nicht wahr?« »Nein, nein. Kanesuke ist nicht der einzige hier, der eine Gebühr dafür nimmt, jemand einen Posten zu besorgen. Das tun sie alle, und zwar ganz offen. Das braucht keinem peinlich zu sein.«

Matahachi behielt ein paar Münzen für sich, doch nachdem er Yasoma den Rest ausgehändigt hatte, wurde ihm doch ein wenig mulmig zumute. Als Yasoma ging, folgte er ihm ein paar Schritte. »Tut Euer möglichstes«, flehte er.

»Keine Sorge. Wenn es so aussieht, als wolle er Sperenzchen machen, brauche ich ja nur das Geld zu behalten und Euch zurückzugeben. Er ist nicht der einzige Mann mit Einfluß in Osaka. Ich könnte genausogut von Ono oder Goto Hilfe erbitten. Ich habe viele Beziehungen.« »Und wann erfahre ich, wie es ausgegangen ist?«

»Mal sehen. Ihr könntet ja auf mich warten, aber Ihr werdet nicht im kalten Wind stehenbleiben wollen, nicht wahr? Außerdem könnten die Leute auf den Gedanken kommen, Ihr führtet Böses im Schilde. Sagen wir, wir treffen uns morgen wieder.« »Und wo?«

»Kommt doch zu jenem freien Platz, wo die Schauspieler kleine Kostproben ihres Könnens geben.« »Einverstanden.«

»Am sichersten wäre es wohl, Ihr würdet an der Tür jener Schenke warten, wo wir uns kennengelernt haben.«

Nachdem sie sich auch über die Zeit geeinigt hatten, winkte Yasoma und marschierte großspurig durch das Tor in das

Landhaus hinein, mit schwingenden Schultern und ohne das geringste Zögern. Matahachi war gehörig beeindruckt und überzeugt, daß Yasoma Kanesuke in der Tat noch aus der Zeit kennen mußte, da dieser sein Glück noch nicht gemacht hatte. Eine Welle des Vertrauens überschwemmte ihn. In dieser Nacht träumte er angenehm von der Zukunft.

Durch den schmelzenden Schnee stapfte Matahachi am nächsten Tag zur verabredeten Zeit in Richtung des unbebauten Grundstücks. Wie am Vortag war der Wind kalt, und wieder waren viele Menschen unterwegs. Er wartete bis Sonnenuntergang, doch Akakabe Yasoma ließ sich nicht blicken. Tags darauf ging Matahachi wieder hin. Irgend etwas mußte ihm dazwischengekommen sein, dachte er gutmütig, als er die Gesichter der Vorübergehenden ansah. Heute treffe ich ihn bestimmt. Doch wieder ging die Sonne unter, ohne daß Yasoma aufgetaucht wäre.

Am dritten Tag sagte Matahachi ein wenig schüchtern zum Schankwirt: »Da bin ich wieder.« »Wartet Ihr auf jemand?«

»Ja, ich bin hier mit einem Mann namens Akakabe Yasoma verabredet. Ich habe ihn neulich hier kennengelernt.« Matahachi fuhr fort, die Bekanntschaft näher zu schildern.

»Dieser Schurke!« empörte sich der Wirt. »Soll das heißen, daß er Euch versprochen hat, eine gute Stellung für Euch zu finden, um dann Euer Geld zu stehlen?«

»Er hat nichts gestohlen. Ich habe ihm Geld gegeben, damit er es einem Mann namens Susukida Kanesuke zukommen läßt. Und jetzt warte ich gespannt darauf zu erfahren, was daraus geworden ist.«

»Ihr Ärmster! Da könnt Ihr hundert Jahre warten! Den seht Ihr bestimmt nicht wieder!«

»W-a-a-s? Warum sagt Ihr das?«

»Nun, weil er ein stadtbekannter Betrüger ist! In Osaka wimmelt es nur so von Schmarotzern wie ihm. Wenn sie

jemand sehen, der ein wenig einfältig aussieht, stürzen sie sich auf ihn. Ich wollte Euch schon warnen, aber dann wollte ich mich nicht einmischen. Ich dachte, an der Art, wie er aussieht und sich gibt, würdet Ihr schon von allein erkennen, um was für einen Charakter es sich da handelt. Und jetzt seid Ihr Euer Geld los. Ein Jammer!« Der Mann hatte Mitleid. Er bemühte sich, Matahachi zu versichern, daß es keine Schande sei, von einem dieser Diebe ausgenommen worden zu sein, die hier ihr Unwesen trieben. Aber nicht das Peinliche daran war es, was Matahachi betrückte, sondern die Tatsache, daß er sein Geld los war und damit alle Hoffnungen. Er kochte vor Wut. Hilflos starrte er auf die geschäftige Menge.

»Ich zweifle zwar, daß es etwas nützt«, sagte der Schankwirt, »aber Ihr könnt ja mal dort drüben bei der Bude des Zauberkünstlers nachfragen. Dahinter trifft sich nämlich das ganze Gesindel hier zum Glücksspiel. Wenn Yasoma zu etwas Geld gekommen ist, könnte es sein, daß er versucht, mehr daraus zu machen.«

»Vielen Dank«, sagte Matahachi und sprang erregt auf. »Welches ist die Bude des Zauberers?«

Die »Bude« war ein von angespitzten Bambuspfehlen eingezäuntes Geviert. Am Eingang versuchten Ausrufer, Kundschaft anzulocken, und Wimpel, die neben dem Holztor herunterhingen, kündigten die Namen etlicher berühmter Taschenspieler und Gaukler an. Durch die Vorhänge und Matten, welche die Sicht durch den Bambuszaun versperrten, drang der Klang merkwürdiger Musik, untermischt mit dem lauten, raschzüngigen Geschwätz der Artisten und dem Applaus der Zuschauer.

Matahachi fand einen Hintereingang, und als er hineinschaute, fragte ein Aufpasser: »Ihr da, wollt Ihr spielen?«

Matahachi nickte, und der Mann ließ ihn ein. Er fand sich in einem aus Zeltbahnen gebildeten, nach oben offenen Rund, in

dem an die zwanzig Männer – samt und sonders zwielichtige Gestalten – saßen und spielten. Aller Augen richteten sich auf Matahachi, und einer rückte schweigend beiseite, um ihm Platz zu machen.

»Ist Akakabe Yasoma hier?« fragte Matahachi.

»Yasoma?« wiederholte ein Spieler verdutzt. »Wenn ich's recht überlege, hat der sich in letzter Zeit nicht hier blicken lassen. Warum?« »Meint Ihr, er kommt später noch?« »Woher soll ich das wissen? Setzt Euch und spielt!« »Ich bin nicht hergekommen, um zu spielen.« »Was habt Ihr hier zu suchen, wenn Ihr nicht spielen wollt?« »Ich suche Yasoma. Tut mir leid, Euch gestört zu haben.« »Warum sucht Ihr ihn nicht woanders?«

»Ich habe gesagt, daß es mir leid tut«, sagte Matahachi und beeilte sich hinauszukommen.

»Moment mal!« rief gebieterisch einer der Spieler, der sich erhob und ihm durch den Ausgang folgte. »So kommt Ihr mir nicht davon – einfach sagen, es tut Euch leid, und dann gehen. Auch wenn Ihr nicht spielt, müßt Ihr doch für Euren Platz bezahlen.« »Ich habe aber kein Geld.«

»Kein Geld! Soso, verstehe. Einfach darauf warten, daß sich eine Möglichkeit ergibt, etwas abzustauben, was? Ein verdammter Langfinger seid Ihr!« »Ich bin kein Dieb. So was könnt Ihr nicht sagen!« Matahachi zog sein Schwert ein wenig aus der Scheide, doch das amüsierte den Spieler nur. »Einfaltspinsel!« rief er. »Wenn ich mir von Euresgleichen Angst machen ließe, könnte ich hier in Osaka keinen Tag überleben. Benutzt Euer Schwert doch, wenn Ihr es wagt!« »Ich warne Euch. Mir ist es ernst.« »Soso, meint Ihr das?«

»Wißt Ihr überhaupt, wen Ihr vor Euch habt?« »Woher sollte ich?«

»Ich bin Sasaki Kojirō, Nachfolger von Toda Seigen aus dem Dorf Jōkyōji in Echizen, Schöpfer des Tomita-Stils«,

erklärte Matahachi stolz in der Meinung, diese Worte würden genügen, den Mann zum Rückzug zu bewegen. Das jedoch war nicht der Fall. Der Spieler spuckte aus und wandte sich den anderen zu.

»Heda, kommt mal raus, alle! Dieser Kerl hier hat sich irgendeinen Phantasienamen zugelegt und scheint es darauf abgesehen zu haben, sich mit uns anzulegen. Sehen wir mal, wie es um seine Fechtkünste bestellt ist. Das kann lustig werden.«

Da Matahachi sah, daß der Mann im Moment nicht auf der Hut war, zog er unverhofft das Schwert und versetzte ihm einen Hieb auf den Hintern.

Der Mann sprang kerzengerade in die Höhe. »So ein Hurensohn!« schrie er.

Matahachi tauchte in der Menge unter und schlich sich von einer Gruppe zur anderen; dabei wollte ihm jedes Gesicht, in das er blickte, wie das eines Spielers vorkommen. Da er fürchtete, sich nicht für alle Ewigkeit in der Menge verbergen zu können, beschloß er, sich nach einem besseren Versteck umzusehen.

Unmittelbar vor ihm an einem Bambuszaun prangte ein Tuch mit einem großen aufgemalten Tiger. Außerdem flatterte über dem Tor ein Banner mit einem gezahnten Speer und einem Schlangenaugenwappen darauf. Ein Ausrufer, der auf einer umgestürzten Kiste stand, schrie heiser: »Seht den Tiger! Tretet ein und seht den Tiger! Unternehmt eine Reise von tausend Meilen! Diesen riesigen Tiger, meine Freunde, hat General Katō Kiyomasa mit höchsteigener Hand in Korea gefangen. Laßt Euch den Tiger nicht entgehen!« Begeistert und rhythmisch abgehackt wiederholte er seine Werbesprüche.

Matahachi warf eine Münze hin und schoß durch den Eingang. Hier fühlte er sich verhältnismäßig, sicher und er blickte sich suchend nach dem Raubtier um. Ganz am Ende des

Zelt es war ein riesiges Tigerfell wie ein Wäschestück zum Trocknen auf einem Holzgerüst aufgehängt. Höchst neugierig und dem Anschein nach ungerührt von der Tatsache, daß das Raubtier weder ganz noch lebendig war, betrachteten die Zuschauer das Fell. »So also sieht ein Tiger aus«, sagte ein Mann.

»Riesig, nicht wahr?« ließ sich bewundernd ein anderer vernehmen. Matahachi stand ein wenig seitlich vom Tigerfell, als er plötzlich einen alten Mann und eine Frau entdeckte und ungläubig die Ohren spitzte, da er ihre Stimmen hörte.

»Onkel Gon«, sagte die Frau, »der Tiger ist tot, nicht wahr?« Der alte Mann streckte die Hand aus, betastete das Fell und erwiderte mit großem Ernst: »Selbstverständlich ist er tot. Es ist doch nur sein Fell.« »Aber der Mann draußen hat geredet, als ob er lebendig wäre.« »Nun ja, vielleicht hat er ein bißchen aufgeschnitten«, sagte Onkel Gon und lachte ein wenig.

Osugi jedoch gab sich damit nicht zufrieden. Die Lippen schürzend, protestierte sie: »Sei doch nicht albern! Wenn er tot ist, muß das draußen angeschrieben stehen. Wenn ich nichts weiter zu sehen bekomme als ein Tigerfell, kann ich mir genausogut ein Bild betrachten. Komm, wir gehen hinaus und sehen, daß wir unser Geld zurückbekommen!«

»Mach doch nicht ein solches Geschrei, Großmutter. Die Leute lachen dich ja noch aus!«

»Sollen sie doch! Ich bin mir nicht zu stolz. Wenn du nicht hingehen magst – ich tu's.« Als sie sich den Weg durch die Zuschauer zum Ausgang bahnte, duckte Matahachi sich. Doch zu spät – Onkel Gon hatte ihn gesehen. »He, Matahachi! Bist du das?« rief er.

Osugi, deren Augen nicht mehr allzu gut waren, stammelte: »W-w-a-a-s hast du gesagt, Onkel Gon?«

»Hast du denn nicht gesehen? Matahachi war da, unmittelbar hinter dir.« »Unmöglich!«

»Doch, er war es. Aber er ist weggelaufen.« »Wohin? In welche Richtung?«

Die beiden machten, daß sie durch das Tor hinausgelangen, wo die Menge drängte, über der bereits abendliches Dunkel lag. Matahachi rempelte immer wieder irgendwelche Leute an, lief aber unaufhaltsam weiter. »Warte, Sohn, warte!« rief Osugi.

Matahachi warf einen Blick zurück und sah sich von seiner Mutter verfolgt wie von einer Wahnsinnigen. Auch Onkel Gon fuchtelte aufgeregt mit der Hand.

»Matahachi!« rief er. »Warum läufst du fort? Was hast du denn nur? Matahachi! Matahachi!«

Als sie einsah, daß sie ihn nicht einholen konnte, streckte Osugi ihren runzeligen Hals und rief aus Leibeskräften: »Haltet den Dieb! Räuber! Haltet ihn!«

Augenblicklich nahm ein Schwärm von Umherstehenden die Verfolgung auf; die ersten fielen bald mit Bambusstöcken über Matahachi her. »Haltet ihn fest!« »Schurke!« »Prügelt ihn nur!«

Die Leute hatten Matahachi in eine Ecke gedrängt, und einige spuckten ihn sogar an. Als Osugi mit Onkel Gon hinzukam, erkannte sie sofort, was sie angestellt hatte, und sie wandte sich erbost an Matahachis Häscher. Sie drängte sich vor, packte den Griff ihres Kurzschwertes und bleckte die Zähne.

»Was macht Ihr da?« rief sie. »Wieso kommt Ihr dazu, über diesen Mann herzufallen?« »Er ist ein Dieb.«

»Das ist er nicht. Er ist mein Sohn!« »Euer Sohn?«

»Jawohl, mein Sohn, der Sohn eines Samurai, und Ihr habt kein Recht, ihn zu verprügeln. Ihr seid nichts als gewöhnliches Stadtvolk! Wenn Ihr ihn noch einmal anrührt, werde ich ... Ich nehme es mit Euch allen auf!« »Ihr macht wohl Witze, was?

Wer hat denn gerade eben noch ›Haltet den Dieb!‹ gerufen?«

»Das war ich, stimmt, ich leugne es nicht. Ich bin eine pflichtbewußte Mutter, und da dachte ich, wenn ich ›Haltet den Dieb!‹ rufe, würde mein Sohn stehenbleiben. Doch wie kommt Ihr Strohköpfe dazu, ihn zu schlagen? Unerhört!«

Verwirrt von ihrer Kehrtwendung, doch auch voll der Bewunderung ob ihres beherzten Vorgehens, zerstreute sich die Menge allmählich. Osugi packte ihren ungeratenen Sohn am Kragen und schleifte ihn hinter die Mauer eines nahe gelegenen Tempels.

Nachdem er stehengeblieben war und ein paar Minuten vom Tempeltor aus zugesehen hatte, kam Onkel Gon zu den beiden und sagte: »Großmutter, so brauchst du Matahachi nicht zu behandeln! Er ist kein Kind mehr.« Er versuchte, ihre Hand von Matahachis Kragen loszureißen, doch die alte Frau stieß ihn rücksichtslos mit dem Ellbogen fort.

»Du halt dich da raus! Er ist mein Sohn, und ich bestrafe ihn, wie ich es für richtig befinde. Dazu brauche ich deine Hilfe nicht. Halt du dich nur ruhig, und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten! ... Matahachi, du Undankbarer, dir werd' ich's zeigen!«

Es heißt ja, daß alte Leute immer einfacher und direkter werden, und wenn man Osugi so sah, mußte man dem einfach beipflichten. In einem Augenblick, da andere Mütter vielleicht in Freudentränen ausgebrochen wären, kochte sie innerlich vor Wut. Sie zwang Matahachi zu Boden und stieß ihm den Kopf auf die Erde.

»Sich das vorzustellen! Vor der eigenen Mutter davonlaufen! Du bist schließlich nicht von einer Astgabel geboren worden, du Dummkopf – du bist mein Sohn!« Sie verabreichte ihm eine Tracht Prügel, als wäre er noch ein Kind. »Ich hab's einfach nicht für möglich gehalten, daß du noch lebst, und dabei treibst du dich hier in Osaka herum! So eine Schande! Du

unverschämter, nichtsnutziger Kerl, du! Wieso bist du nicht heimgekommen und hast deinen Ahnen die gebührende Achtung erwiesen? Wieso hast du dich nicht ein einziges Mal bei deiner alten Mutter blicken lassen? Hast du denn nicht gewußt, daß wir alle ganz krank waren vor lauter Sorge um dich?« »Bitte, Mutter«, flehte Matahachi und weinte wie ein Knabe. »Vergib mir! Bitte, vergib mir! Es tut mir leid. Ich weiß, daß ich unrecht getan habe. Aber ich konnte ja nicht nach Hause kommen, weil ich wußte, daß ich gegen dich gefehlt habe. Ich wollte ja nicht vor dir fortlaufen. Ich war nur so überrascht, dich zu sehen, daß ich anfang zu laufen, ohne nachzudenken. Ich schämte mich dermaßen über mein ganzes Leben, daß ich es nicht fertigbrachte, dir und Onkel Gon gegenüberzutreten.« Matahachi schlug die Hände vors Gesicht.

Osugi krauste die Nase und war nahe daran, laut loszuheulen, doch hatte sie sich gleich wieder unter Kontrolle. Zu stolz, um eine Schwäche zu zeigen, fuhr sie abermals über ihn her und sagte bissig: »Wenn du dich so geschämt hast und der Meinung bist, deine Ahnen entehrt zu haben, mußt du dich wirklich die ganze Zeit über abscheulich aufgeführt haben.« Nun konnte sich Onkel Gon nicht mehr zurückhalten, und er polterte los: »Jetzt ist's genug. Wenn du so weitermachst, wirst du ihn endgültig verlieren.«

»Du sollst deine Ratschläge für dich behalten, habe ich gesagt. Du bist ein Mann; du solltest nicht so nachgiebig sein. Als seine Mutter muß ich genauso streng sein, wie sein Vater es wäre, wenn er noch lebte. Ich werde ihn bestrafen, und ich bin noch nicht fertig damit! ... Matahachi! Knie dich hin, wie es sich gehört! Brust raus! Und sieh mir ins Gesicht!« Sie selbst ließ sich auf dem Boden nieder und zeigte auf die Stelle, wo er sich hinknien sollte.

»Ja, Mutter«, sagte er folgsam, hob die verschmutzten Schultern und kniete sich hin. Er hatte Angst vor seiner Mutter. Zwar konnte sie bei Gelegenheit sehr nachsichtig sein, doch

wenn sie das Thema Pflichtvergessenheit gegenüber den Ahnen anschnitt, beschlich ihn ein unbehagliches Gefühl. »Ich verbiete dir strikt, mir irgend etwas vorzuenthalten«, sagte Osugi. »Also: Was genau hast du getan, seit du ausgerissen und nach Sekigahara gegangen bist? Erzähle jetzt, und höre nicht auf, bis ich alles erfahren habe, was ich hören will!«

»Keine Sorge, ich werde mit nichts hinterm Berg halten«, begann er. Ihm war alle Lust vergangen, sich zu verteidigen. Getreu seinem Versprechen, platzte er mit der ganzen Geschichte in allen Einzelheiten heraus: mit seiner Flucht vom Schlachtfeld auf der Ebene von Sekigahara, damit, daß er sich am Ibuki verborgen und dann mit Okō eingelassen hatte, daß er sich von ihr hatte aushalten lassen, und das – obwohl es ihn angewidert hatte – mehrere Jahre lang; und auch damit, daß er jetzt alles aufrichtig bereue. Er versicherte Osugi, sich jetzt alles von der Seele zu reden, sei genauso erleichternd, als würde man Galle erbrechen; jedenfalls fühle er sich jetzt, hinterher, wesentlich besser.

»Hm ...« murmelte Onkel Gon von Zeit zu Zeit; Osugi aber schnalzte mit der Zunge und sagte: »Ich bin entsetzt darüber, wie du dich aufgeführt hast. Und was machst du jetzt? Offenbar kannst du es dir leisten, dich gut zu kleiden. Hast du eine Stellung gefunden, die gut bezahlt wird?« »Ja«, sagte Matahachi. Dieses Ja war ihm nur so herausgerutscht, und so beeilte er sich, es richtigzustellen. »Das heißt, ich meine: nein. Ich habe keine Stellung.«

»Woher hast du dann das Geld, von dem du lebst?«

»Mein Schwert – ich unterrichte im Schwertkampf.« So, wie er das sagte, klang es überzeugend; auf jeden Fall hatte es die erhoffte Wirkung. »Ist das so?« fragte Osugi mit offenkundigem Interesse. Zum erstenmal malte sich so etwas wie freudige Überraschung auf ihrem Gesicht. »Soso, Schwertkampf also? Nun, im Grunde überrascht es mich selbstverständlich nicht, daß mein Sohn sich in der

Schwertfechtkunst vervollkommenet – selbst bei dem Leben, das er geführt hat. Hast du gehört, Onkel Gon? Er ist eben doch mein Sohn.«

Onkel Gon nickte begeistert, dankbar, daß die Stimmung der alten Frau sich besserte. »Wir hätten es uns denken können«, erklärte er. »Das beweist, daß das Blut der Hon'iden in seinen Adern fließt. Was soll's also, daß er eine Zeitlang in die Irre gegangen ist? Soviel steht fest: Er ist vom rechten Geist durchdrungen.« »Matahachi!« sagte Osugi.

»Ja, Mutter.«

»Hier in dieser Gegend, bei wem hast du da die Schwertfechtkunst studiert?«

»Bei Kanemaki Jisai.«

»Wie bitte? Aber der ist berühmt!« Osugis Gesicht strahlte vor Glück. Matahachi, nur erpicht darauf, ihr womöglich noch mehr Freude zu machen, zog die Urkunde hervor, entrollte sie und sorgte dafür, daß der Name Sasaki von seinem Daumen verdeckt wurde. »Schau dir dies hier an«, sagte er.

»Laß mich sehen!« Osugi griff nach der Schriftrolle, die Matahachi jedoch nicht aus der Hand gab.

»Siehst du, Mutter, du brauchst dir also keine Sorgen um mich zu machen.«

Sie nickte. »Ja, das freut mich. Onkel Gon, sieh dir dies an! Ist das nicht großartig? Ich habe ja schon immer gedacht, selbst als Matahachi noch ein ganz kleiner Junge war, daß er ein hellerer Kopf und fähiger ist als Takezō und die anderen.« Sie war so überwältigt vom Glück, daß ihre Aussprache feucht wurde. Just da rutschte Matahachis Hand ab, und der Name auf dem Zeugnis wurde sichtbar.

»Moment mal!« sagte Osugi. »Wieso steht denn hier ›Sasaki Kojirō?« »Ach, das? Nun ja, das ist mein Deckname.«

»Deckname? Wozu brauchst du den? Ist Hon'iden

Matahachi nicht gut genug für dich?«

»Aber gewiß doch«, erwiderte Matahachi und dachte fieberhaft nach. »Als ich's mir genauer überlegte, beschloß, ich, nicht meinen eigenen Namen zu benutzen. Bei meiner schändlichen Vergangenheit befürchtete ich, Schande über unsere Ahnen zu bringen.«

»Ich verstehe. Das war wohl rücksichtsvoll gedacht, nehme ich an. Nun, du wirst wohl keine Ahnung haben, was sich im Dorf alles getan hat. Ich will es dir erzählen, und daß du mir gut zuhörst! Es ist wichtig!« Osugi breitete in aller Ausführlichkeit den Zwischenfall aus, der Miyamoto in Aufregung versetzt hatte, und sie wählte ihre Worte so, daß Matahachi aufgestachelt wurde. Sie erklärte, wie die Familie Hon'iden beleidigt worden sei, wie sie und Onkel Gon nunmehr seit Jahren auf der Suche nach Otsū und Takezō seien. Wiewohl sie sich bemühte, sich nicht von ihren Gefühlen überwältigen zu lassen, riß die Geschichte sie hin; ihre Augen wurden feucht, und ihre Stimme erstickte.

Der mit gesenktem Kopf lauschende Matahachi war wie vor den Kopf geschlagen, so lebendig schilderte sie alles. In Augenblicken wie diesen fiel es ihm leicht, ein guter und gehorsamer Sohn zu sein. Doch während es seiner Mutter hauptsächlich um die Familienehre und den Samuraigeist ging, rührte ihn etwas anderes an: Wenn das, was sie berichtete, der Wahrheit entsprach, liebte Otsū ihn nicht mehr. Es war das erstmal, daß ihm das ausdrücklich gesagt wurde. »Stimmt das wirklich?« fragte er.

Osugi, die bemerkte, daß er rot anlief, zog den falschen Schluß und glaubte, daß ihre Predigt über Ehre und Geist Wirkung zeitige. »Wenn du glaubst, ich lüge, frag Onkel Gon«, sagte sie. »Dieses liederliche Ding hat dich sitzenlassen und ist mit Takezō durchgebrannt. Man könnte es auch anders ausdrücken und sagen, daß Takezō, der ja wußte, daß du sehr lange nicht heimkommen würdest, Otsū beschwätzt hat, mit

ihm fortzugehen. Stimmt's nicht, Onkel Gon?»

»Ja. Als Takezō oben an den Baum gefesselt war, hat er Otsū bewegen können, ihm zu helfen; so sind die beiden gemeinsam auf und davon. Alle sagen, daß etwas zwischen ihnen gewesen sein muß.«

Das weckte schlimme Seiten in Matahachi, und sein Groll auf den Freund aus der Kinderzeit wuchs erneut.

Seine Mutter spürte das und schürte die Glut. »Siehst du es jetzt ein, Matahachi? Begreifst du nun, warum Onkel Gon und ich das Dorf verlassen haben? Wir werden uns an diesen beiden rächen. Wenn ich sie nicht umbringe, kann ich mich zu Hause nie wieder sehen lassen und nie wieder unter die Ahnentafeln treten.« »Ich verstehe.«

»Und bist du dir darüber im klaren, daß auch du erst nach Miyamoto zurückkehren kannst, wenn wir Rache genommen haben?« »Ich werde nicht zurückkehren. Ich will nie wieder dorthin!« »Darum geht es nicht. Auch du mußt diese beiden verfolgen. Sie sind unsere Erzfeinde.« »Ja, so scheint es.«

»Du scheinst nicht sonderlich begeistert. Was hast du denn? Meinst du, du bist nicht stark genug, um Takezō zu töten?« »Selbstverständlich bin ich das«, verwahrte er sich.

Da ergriff Onkel Gon das Wort. »Keine Sorge, Matahachi! Ich lass' dich nicht im Stich.«

»Und deine alte Mutter auch nicht«, fügte Osugi hinzu. »Wir werden ihren Kopf als Trophäe heimtragen, damit die Leute es auch wirklich sehen. Ist das keine gute Idee, Sohn? Wenn wir das getan haben, kannst du hingehen, dir eine Frau nehmen und eine Familie gründen. Du wirst beweisen, daß du ein Samurai bist, und dir gleichzeitig ein hohes Ansehen verschaffen. Im ganzen Bezirk Yoshino gibt es keine bessere Familie als die Hon'idens; und du wirst das allen beweisen. Traust du dir das zu, Matahachi? Wirst du es tun?« »Ja, Mutter.«

»Das nenne ich einen guten Sohn. Onkel Gon, steh nicht

einfach da, sondern wünsche dem Jungen Glück! Er hat geschworen, an Otsū und Takezō Rache zu nehmen.« Sie schien endlich zufriedengestellt zu sein und schickte sich an, unter merklichen Schwierigkeiten aufzustehen. »Ach, wie das schmerzt!« rief sie.

»Was hast du denn?« fragte Onkel Gon. »Der Boden ist eiskalt. Mir tun Bauch und Lenden weh.«

»Das hört sich nicht gut an. Spürst du wieder deine Hämorrhoiden?« Matahachi wollte beweisen, was für ein guter Sohn er war, und so sagte er: »Steig auf meinen Rücken, Mutter!«

»Was, du trägst mich? Ist das nicht rührend!« Sie packte ihn bei den Schultern und vergoß Tränen der Freude. »Wie lange ist mir das schon nicht mehr passiert? Schau, Onkel Gon, Matahachi wird mich huckepack tragen.« Als ihre Tränen Matahachi in den Nacken tropften, fühlte er sich merkwürdig zufrieden. »Onkel Gon, wo wohnt ihr denn hier?« fragte er. »Wir müssen noch eine Herberge finden, aber wir sind nicht wählerisch. Suchen wir eine!«

»Schön.« Matahachi ließ seine Mutter beim Gehen leicht in die Höhe federn. »Ich muß schon sagen, Mutter, du wiegst nicht viel! Wirklich nicht! Nicht zu vergleichen mit einem Steinquader.«

Der schöne junge Mann

Als würde sie allmählich vom winterlich-mittäglichen Dunst verschluckt, verschwand die sonnenbeschienene Insel Awaji in der Ferne. Das im Wind knatternde Großsegel übertönte das Rauschen der Wellen. Das Schiff, das mehrere Male im Monat zwischen Osaka und der Provinz Awa auf Shikoku verkehrte, durchpflügte auf seiner Fahrt nach Osaka die See. Wenngleich

die Ladung zum größten Teil aus Papier und Indigo bestand, verriet ein ausgeprägter Geruch, daß das Schiff Schmuggelgut in Form von Tabak geladen hatte, den zu rauchen, zu schnupfen oder zu kauen die Tokugawa-Regierung verboten hatte. Außerdem waren Passagiere an Bord, in der Mehrzahl Kaufleute, die entweder in die Stadt zurückkehrten oder dorthin fuhren, um zum Jahresschluß noch Geschäfte abzuschließen. »Wie läuft's? Ich wette, Ihr verdient einen Haufen Geld.« »Keineswegs. Alle behaupten, in Sakai blühe und gedeihe der Handel, aber ich kann das nicht bestätigen.«

»Wie ich höre, herrscht dort ein Mangel an Arbeitern. Insbesondere Büchsenmacher werden gesucht.«

In einer anderen Gruppe verlief die Unterhaltung ähnlich. »Ich liefere Kriegsgerät: Fahnenstangen, Rüstungen und ähnliches. Allerdings muß ich sagen, ich verdiene bei weitem nicht soviel wie früher.« »Wirklich?«

»Ja. Die Samurai scheinen nachgerade das Rechnen zu lernen.« »Ha, ha!«

»Früher, wenn die Freibeuter ihre Sachen anbrachten, konnte man sie umfärben oder neu anstreichen und sie dann wieder an die Armee verkaufen. Und nach der nächsten Schlacht tauchte das Zeug wieder auf, man arbeitete es um und verkaufte es ein drittes Mal.«

Ein Mann schaute hinaus aufs Wasser und erging sich in den höchsten Tönen über den Reichtum der Länder jenseits des Meeres. »Hierzulande ist heute nichts mehr zu verdienen. Wer wirklich Gewinn erzielen will, muß machen, was Naya ›Luzon‹ Sukezaemon oder Chaya Sukejirō gemacht haben : Handel mit fernen Ländern treiben. Das ist zwar riskant, aber wenn man Glück hat, kann man sich eine goldene Nase daran verdienen.« »Nun«, sagte ein anderer, »selbst wenn es heutzutage kein Honiglecken mehr ist – im Verhältnis zu den Samurai geht es uns sehr gut. Von denen wissen die meisten nicht einmal, was

gutes Essen ist. Wir reden von dem Luxus, den die Daimyō sich leisten können, dabei müssen sie früher oder später ihre Rüstungen aus Leder und Stahl anziehen und sich umbringen lassen. Mir können sie nur leid tun. Die Samurai sind dermaßen damit beschäftigt, sich über ihre Stellung und den Ehrenkodex des Kriegers den Kopf zu zerbrechen, daß sie keine Zeit finden, sich zurückzulehnen und das Leben zu genießen.«

»Ja, das stimmt. Wir beklagen uns über schlechte Zeiten, dabei gibt es heutzutage nichts Besseres, als Kaufmann zu sein.« »Recht habt Ihr. Wir können jedenfalls tun, was wir wollen.« »Wir brauchen doch nichts weiter zu tun, als ein bißchen Theater zu spielen und uns tief vor den Samurai zu verneigen. Aber Geld entschädigt für vieles.«

»Wo man schon gezwungen ist, in dieser Welt zu leben, kann man sie genausogut auch genießen.«

»Ganz meiner Meinung. Manchmal juckt es mich, die Samurai zu fragen, was sie eigentlich vom Leben haben.«

Der Wollteppich, den diese Männer ausgerollt hatten, um darauf Platz zu nehmen, war aus dem Ausland – ein Beweis dafür, daß es ihnen besser ging als anderen Bevölkerungsgruppen. Der Überfluß der Momoyama-Zeit war nach Hideyoshis Tod weitgehend in den Händen der Kaufleute gelandet und nicht in denen der Samurai. Nun waren es die reicheren Städter, welche elegantes Sakegeschirr und ebenso erlesene wie teure Reiseartikel besaßen. Selbst ein kleiner Geschäftsmann war für gewöhnlich bessergestellt als ein Samurai mit einem Einkommen von fünftausend Scheffel Reis im Jahr – was unter den Samurai als fürstlicher Verdienst galt. »Immer ziemlich langweilig auf diesen Fahrten, nicht wahr?« »Stimmt. Wie wär's mit einem kleinen Kartenspiel, um die Zeit totzuschlagen?«

»Warum nicht?«

Ein trennender Vorhang wurde aufgehängt, Mätrassen und

Bedienstete brachten Sake, und die Männer fingen an, Umsummo zu spielen, ein vor kurzem von portugiesischen Kaufleuten eingeführtes Spiel, bei dem es um unglaubliche Einsätze ging. Das Gold auf dem Spieltisch hätte ausgereicht, ganze Dörfer vor der Hungersnot zu bewahren, doch die Spieler schoben es hin und her, als handele es sich um Kieselsteine.

Unter den Reisenden befanden sich aber auch Leute, an die sich die reichen Kaufleute mit Recht hätten wenden können, um sie zu fragen, was sie eigentlich vom Leben hatten: ein Wanderpriester, ein paar Rōnin, ein konfuzianischer Gelehrter und einige berufsmäßige Krieger. Nachdem sie kurz dem protzigen Kartenspiel gefolgt waren, ließen sich die meisten von ihnen neben ihrem Gepäck nieder und starrten mißbilligend hinaus aufs Meer. Ein junger Mann hielt etwas Rundes und Wuscheliges auf dem Schoß und befahl ihm von Zeit zu Zeit: »Sitz still!«

»Was für einen reizenden kleinen Affen Ihr da habt. Ist er abgerichtet?« fragte ein anderer Reisender. »Ja.«

»Dann habt Ihr ihn schon länger?«

»Nein, ich habe ihn kürzlich in den Bergen zwischen Tosa und Awa aufgestöbert.«

»Ach, dann habt Ihr ihn selbst gefangen?«

»Ja. Allerdings haben mir die älteren Affen dabei fast die Augen ausgekratzt.«

Während er das erzählte, konzentrierte sich der junge Mann darauf, das Äffchen zu flöhen. Aber auch ohne den Affen hätte er die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn sowohl sein Kimono als auch sein kurzer roter Umhang waren sehr ausgefallen. Auch hatte er sich nicht den Scheitel rasiert, und sein Haarknoten war mit Hilfe eines auffallenden violetten Bandes hochgebunden. Eigentlich hätte seine Kleidung vermuten lassen, daß er noch ein Knabe war, doch fiel es

neuerdings nicht immer leicht, vom Aufzug eines Menschen auf sein Alter zu schließen. Mit dem Aufstieg Hideyoshis war die Kleidung ganz allgemein bunter geworden. Es kam vor, daß Männer von einigen fünfundzwanzig Jahren sich anzogen wie Burschen von fünfzehn oder sechzehn und sich den Scheitel nicht rasierten.

Die Haut des jungen Mannes schimmerte jugendlich, seine Lippen waren von gesundem Rot, und seine Augen leuchteten. Andererseits war er kräftig gebaut, und seine dichten Brauen sowie die hochgezogenen Augenwinkel hatten etwas ausgesprochen Männlich-Strenges.

»Warum rutschst du denn ständig hin und her?« fragte er ungeduldig das Äffchen und gab ihm einen Klaps auf den Kopf. Die Ungeniertheit, mit dem er das Tier von seinen Flöhen befreite, unterstrich noch den Eindruck von Jugendlichkeit.

Seine gesellschaftliche Stellung war gleichfalls schwierig zu bestimmen. Als Reisender trug er die gleichen Strohsandalen und Ledersocken wie jeder andere. Von daher konnte man auf keine bestimmte Herkunft schließen. Außerdem machte er den Eindruck, sich unter all den Wanderpriestern, Puppenspielern, abgerissenen Samurai und ungewaschenen Bauern an Bord durchaus wohl zu fühlen. Man konnte ihn ohne weiteres für einen Rōnin halten. Eines jedoch war ein Hinweis auf eine gehobenere Stellung, und zwar die Waffe, die er mit einem Lederriemen schräg über den Rücken gebunden trug. Es handelte sich um ein langes, prachtvoll gearbeitetes gerades Kampfschwert. Fast jeder, der über den Jüngling redete, machte auch eine Bemerkung darüber, was für eine erlesene Waffe er da offenbar mit sich führe.

Auch Gion Tōji, der in einiger Entfernung von dem jungen Mann stand, war von dem Schwert beeindruckt. Gähnend überlegte er, daß man nicht einmal in Kyoto alle Tage Schwerter von solch erlesener Qualität zu sehen bekam, und so

packte ihn die Neugier, etwas über den Besitzer in Erfahrung zu bringen.

Tōji langweilte sich. Seine Reise, die nunmehr vierzehn Tage dauerte, hatte sich als verwirrend, entmutigend und fruchtlos erwiesen. Er sehnte sich danach, wieder unter Menschen zu sein, die er kannte. Möchte mal wissen, ob der Läufer rechtzeitig eingetroffen ist, überlegte er. Ist das der Fall, steht sie in Osaka bestimmt am Hafen und holt mich ab. Er versuchte, sich Okōs Gesicht vorzustellen, um seine Langeweile zu vertreiben. Der Grund, warum er diese Reise unternommen hatte, war die prekäre finanzielle Lage des Hauses Yoshioka, die dadurch entstanden war, daß Seijūrō weit über seine Verhältnisse lebte. Die Familie war nicht mehr wohlhabend. Das Haus an der Shijō-Allee war mit Pfandrechten belastet, und es bestand Gefahr, daß die Gläubiger – reiche Kaufleute – es an sich brachten. Zahllose andere Verpflichtungen kamen erschwerend hinzu; und wenn man den gesamten Besitz der Familie bis auf den letzten Knopf veräußert hätte, wäre nicht genug zusammengekommen, um all die sich stapelnden Rechnungen zu bezahlen. Als er das erkannte, hatte Seijūrō nur gesagt: »Wie konnte das geschehen?«

Tōji, der sich dafür verantwortlich fühlte, den Meister in seinen Extravaganzen auch noch bestärkt zu haben, hatte erklärt, man solle ihm die Angelegenheit zur Regelung überlassen. Er versprach, sie irgendwie ins reine zu bringen.

Nachdem er sich den Kopf zerbrochen hatte, war er auf die Idee gekommen, auf einem leeren Grundstück in der Nähe des Nishinotoin eine neue und größere Schwertkampfschule zu bauen, in der viel mehr Schüler untergebracht werden konnten. So wie er die Dinge sah, war dies nicht die Zeit, Exklusivität zu wahren. Da alle möglichen Leute den Wunsch hatten, die Kunst des Schwertkampfs zu erlernen, und die Daimyō nach ausgebildeten Kriegern riefen, lag es schließlich im Interesse

aller, eine größere Ausbildungsstätte zu haben und möglichst viele Schwertkämpfer heranzuziehen. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr ließ er sich zu dem Glauben verleiten, daß es die heilige Pflicht der Schule sei, so viele Männer wie möglich in den Stil Kempōs einzuweihen.

Seijūrō verfaßte einen entsprechenden Rundbrief, und mit dem machte Tōji sich auf, Spenden von früheren Schülern im westlichen Honshu, Kyushu und Shikoku aufzutreiben. In vielen Lehen gab es Männer, die Schüler von Kempō waren.

Wenn sie noch lebten, bekleideten sie als Samurai meist beneidenswerte Posten. Wie sich jedoch herausstellte, waren trotz Seijūrōs eindringlicher Bitten nicht viele bereit, größere Beträge zu stiften oder sich an der Schule finanziell zu beteiligen. Entmutigend oft hatte die Antwort »Ich werde später darauf zurückkommen«, »Wenn ich nächstes Mal in Kyoto bin, werden wir sehen, was sich machen läßt« oder ähnlich ausweichend gelautet. Auf jeden Fall kam Tōji nur mit einem Bruchteil dessen zurück, was er erwartet hatte. Strenggenommen handelte es sich ja nicht um Tōjis eigene Tasche, und so dachte er im Moment auch weniger an Seijūrō als vielmehr an Okō. Doch selbst ihr Gesicht, das ihm vor dem inneren Auge stand, vermochte ihn nur flüchtig abzulenken, und bald wurde er wieder unruhig. Er beneidete den jungen Mann, der seinen Affen nach Flöhen absuchte. Der hatte jedenfalls etwas zu tun, um die Zeit totzuschlagen. Tōji näherte sich ihm und versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

»Na, junger Mann. Auf dem Weg nach Osaka?«

Ohne dabei den Kopf richtig zu heben, blickte der Jüngling ein wenig hoch und sagte: »Ja.« »Lebt Eure Familie dort?« »Nein.«

»Dann müßt Ihr aus Awa stammen.«

»Nein, nicht von dorthier.« Dieses mit einer gewissen Endgültigkeit. Tōji schwieg vorübergehend, bis er einen neuen

Versuch unternahm. »Ein ansehnliches Schwert, das Ihr da habt«, sagte er.

Offensichtlich zufrieden darüber, daß die Waffe gelobt wurde, setzte sich der junge Mann ein wenig anders hin, schaute Tōji ins Gesicht und sagte freundlich: »Ja, es ist schon sehr lange im Besitz meiner Familie. Eigentlich ist es ein Schlachtschwert, doch habe ich vor, mir in Osaka einen guten Schwertschmied zu suchen, der es umarbeitet, damit ich es auch an der Seite tragen kann.«

»Dafür ist es eigentlich zu lang, nicht wahr?« »Ach, ich weiß nicht. Es sind doch nur drei Fuß.« »Das ist aber ziemlich lang.«

Zuversichtlich lächelnd, erwiderte der Jüngling: »Jeder sollte doch mit einem Schwert von solcher Länge umgehen können.«

»Nun, umgehen läßt sich damit, gleichgültig, ob es drei oder gar vier Fuß lang ist«, erklärte Tōji in vorwurfsvollem Ton. »Aber nur ein Meisterschwertkämpfer würde es verstehen, es mühelos zu handhaben. Man sieht ja heutzutage eine ganze Menge Leute prahlerisch mit Riesenschwertern einherstolzieren. Das sieht zwar eindrucksvoll aus, aber wenn's brenzlich wird, machen sie doch kehrt und geben Fersengeld. Welchen Stil habt Ihr denn gelernt?« In Sachen Schwertfechtkunst konnte Tōji sich diesem Knaben gegenüber eines gewissen Gefühls der Überlegenheit nicht erwehren. Der junge Mann warf einen fragenden Blick auf Tōjis eingebildete Miene und sagte dann: »Den Tomita-Stil.«

»Der Tomita-Stil ist ganz auf Schwerter abgestimmt, die kürzer sind als dies hier«, erklärte Tōji kategorisch.

»Daß ich den Tomita-Stil beherrsche, bedeutet nicht, daß ich deshalb ein kürzeres Schwert benutzen muß. Ich mache nicht gern nach, was andere mir vormachen. Mein Lehrer benutzte ein kürzeres Schwert, daraufhin beschloß ich, ein längeres zu verwenden. Aus diesem Grund bin ich aus der Schule geflogen.«

»Unsere jungen Leute scheinen besonders stolz drauf zu sein, gegen alles aufzubegehren. Und was geschah danach?«

»Daraufhin verließ ich das Dorf Jōkyōji in der Provinz Echizen und zog zu Kanemaki Jisai. Der hatte sich gleichfalls vom Tomita-Stil freigemacht und den Chūjō-Stil geschaffen. Er hatte Verständnis für mich, nahm mich als Schüler an, und nachdem ich vier Jahre unter ihm gelernt hatte, sagte er, ich sei soweit, jetzt auch allein weiterzukommen.«

»Diese Schwertmeister auf dem Lande sind schnell damit bei der Hand, Zeugnisse zu vergeben.«

»Aber nicht Jisai. Der war darin ganz anders. Ja, der einzige, dem er jemals ein Zeugnis ausgestellt hat, war Ito Ittōsai. Nachdem ich entschlossen war, mir diese Urkunde zu verdienen, setzte ich alles daran, dieses Ziel zu erreichen, und arbeitete sehr hart. Doch ehe ich soweit war, wurde ich plötzlich nach Hause gerufen, weil meine Mutter im Sterben lag.« »Wo seid Ihr denn zu Hause?«

»In Iwakuni in der Provinz Suō. Nach meiner Rückkehr übte ich jeden Tag nahe der Kintai-Brücke, holte Schwalben im Flug herunter und spaltete Weidenruten. Auf diese Weise entwickelte ich einige ganz eigene Techniken. Ehe meine Mutter starb, schenkte sie mir dies Schwert und trug mir auf, gut darauf achtzugeben, denn geschmiedet hat es Nagamitsu.« »Nagamitsu? Was Ihr nicht sagt!«

»Es trägt zwar nicht seine Signatur am Heft, galt aber immer als sein Werk. In meiner Heimat ist es ein wohlbekanntes Schwert. Die Leute nennen es ›die Trockenstange‹.« Wiewohl zuvor recht wortkarg, erwies es sich jetzt, daß er zu Themen, die ihm behagten, eine ganze Menge zu sagen hatte, ja, sogar von sich aus mitteilend wurde. Nachdem er erst einmal angefangen hatte, redete er und redete, und er kümmerte sich herzlich wenig um die Reaktion dessen, der ihm zuhörte. Aus alledem ging wie schon aus dem Bericht über seine früheren

Erlebnisse hervor, daß er wohl doch aus härterem Holz geschnitzt war, als man seiner Kleidung nach hätte meinen können. An einer Stelle unterbrach sich der junge Mann für einen Moment. Seine Augen verdunkelten sich und bekamen etwas Versonnenes. »Während meiner Zeit in Suō«, murmelte er, »wurde Jisai krank. Als ich von Kusanagi Tenki davon erfuhr, brach ich sogar zusammen und weinte. Tenki war längst vor meiner Zeit an der Schule gewesen und war immer noch da, als der Meister bettlägerig wurde. Tenki war sein Neffe, doch Jisai dachte nie daran, ihm ein Zeugnis auszustellen, vielmehr erklärte er ihm, er würde mir gern die Urkunde verleihen und mir außerdem noch sein Buch über die Geheimmethoden schenken. Er wollte nicht nur, daß ich beide bekäme, sondern hoffte auch, sie mir persönlich überreichen zu können.« Die Augen des jungen Mannes wurden im Gedenken daran feucht.

Tōji besaß nicht das geringste Einfühlungsvermögen, was diesen schönen und gefühlvollen jungen Mann betraf, aber mit ihm zu plaudern war immer noch besser, als allein zu sein und sich zu langweilen. »Ich verstehe«, sagte er und gab sich sehr interessiert. »Und dann starb er, während Ihr fort wart?« »Hätte ich doch nur zu ihm eilen können, als ich von seiner Krankheit hörte, aber er war in Kōzuke, Hunderte von Meilen von Suō entfernt. Außerdem starb schließlich meine Mutter um die gleiche Zeit, und so war es mir leider nicht vergönnt, bei seinem Ende in seiner Nähe zu sein.« Wolken verbargen die Sonne; der ganze Himmel wurde grau. Das Schiff fing an zu rollen, und Gischt flog über das Schanzkleid. Der junge Mann setzte seine empfindsame Geschichte fort, die im Grunde darauf hinauslief, daß er den Familiensitz in Suō aufgegeben und brieflich mit seinem Freunde Tenki verabredet hatte, sich zur Frühlingssonnenwende mit ihm zu treffen. Es sei unwahrscheinlich, sagte er, daß Jisai, der keine nahen Verwandten besaß, größere Reichtümer hinterlassen habe;

gleichwohl habe er Tenki neben der Urkunde und dem Buch der Geheimnisse auch etwas Geld für ihn anvertraut. Bis sie sich an ihrem Treffpunkt, dem Berg Horaiji in der Provinz Mikawa, mittwegs zwischen Kōzuke und Awa, wiedersehen würden, wollte sich Tenki in der Schwertfechtkunst weiterbilden. Er selbst plane, die Zeit in Kyoto zu verbringen und sich dort umzusehen. Nachdem er seine Geschichte beendet hatte, fragte er Tōji: »Und Ihr seid aus Osaka?«

»Nein, ich komme aus Kyoto.«

Eine Zeitlang ließen sie sich beide von den Geräuschen der Wellen und Segel ablenken, und sie schwiegen.

»Dann habt Ihr also vor, Euch mit dem Kriegshandwerk durchs Leben zu schlagen«, sagte Tōji. Obwohl diese Feststellung an sich harmlos war, verriet Tōjis Gesichtsausdruck eine an Verachtung grenzende Herablassung. Er hatte längst genug von aufgeblasenen jungen Schwertkämpfern, die überall mit Zeugnissen und Geheimbüchern winkten. Er war der begründeten Meinung, daß es unmöglich so viele Meister der Schwertfechtkunst geben könne, die einfach durchs Land zogen. War er selbst nicht schon fast zwanzig Jahre lang an der Yoshioka-Schule und immer noch nicht mehr als ein Schüler, wenn auch ein höchst bevorzugter?

Der junge Mann veränderte seine Sitzhaltung ein wenig und spähte angestrengt hinaus aufs Wasser. »Kyoto?« murmelte er, wandte sich dann wieder an Tōji und sagte: »Man hat mir erzählt, dort lebe ein Mann namens Yoshioka Seijūrō, der älteste Sohn von Yoshioka Kempō. Betreibt er immer noch die Schwertfechtkunst?«

Tōji war gerade in der richtigen Stimmung, andere aufzuziehen. »Ja«, sagte er daher einfach. »Die Yoshioka-Schule scheint zu florieren. Seid Ihr dort schon mal gewesen?«

»Nein, aber wenn ich in Kyoto bin, möchte ich gern gegen

Seijūrō antreten und herausfinden, wie gut er wirklich ist.«

Tōji hüstelte, um ein Lachen zu unterdrücken. Die Überheblichkeit des jungen Mannes wurde ihm immer mehr zuwider. Selbstverständlich konnte er unmöglich wissen, welche Stellung Tōji in der Schule bekleidete, doch wenn er einmal dahinterkam, würde er zweifellos bedauern, was er da eben gesagt hatte. Mit angestrengtem Gesichtsausdruck und verachtungsvollem Ton fragte Tōji daher: »Und ich nehme an, Ihr glaubt, mit heiler Haut davonzukommen?«

»Warum nicht?« versetzte der junge Mann angriffslustig. Jetzt war er derjenige, den es reizte zu lachen, und so lachte er denn. »Das Haus Yoshioka ist groß und genießt hohes Ansehen; Kempō muß ein hervorragender Schwertkämpfer gewesen sein. Aber wie es heißt, ist mit keinem seiner Söhne sonderlich Staat zu machen.«

»Wie könnt Ihr das so sicher wissen, wo Ihr ihnen noch nicht einmal begegnet seid?«

»Nun, so erzählt man sich jedenfalls unter den Samurai in den anderen Provinzen. Ich glaube zwar nicht alles, was ich höre, aber alle Welt scheint der Meinung zu sein, daß das Haus Yoshioka mit Seijūrō und Denshichirō am Ende ist.«

Es juckte Tōji, dem Jüngling über den Mund zu fahren, und einen Moment dachte er sogar daran, sich zu erkennen zu geben; doch wenn er an dieser Stelle auftrumpfte, konnte es geschehen, daß er als der Verlierer dastand, und so antwortete er mit so viel Selbstverleugnung, wie es ihm möglich war: »Auf dem Land scheint es von Alleswissern zu wimmeln, und so würde es mich nicht überraschen, wenn das Haus Yoshioka heutzutage unterschätzt wird. Aber erzählt mehr von Euch selbst! Habt Ihr nicht vorhin gesagt, Ihr hättet eine Methode entwickelt, Schwalben im Flug zu erlegen?« »Ja, das habe ich gesagt.« »Und das mit diesem großen Langschwert?« »Richtig.«

»Nun, wenn Ihr das fertigbringt, meine ich, sollte es Euch auch leichtfallen, eine dieser Möwen zu erlegen, die über das Schiff hinwegsausen.« Der Jüngling gab nicht sofort Antwort. Ihm war plötzlich aufgegangen, daß Tōji vielleicht nichts Gutes im Schilde führte. Er starrte auf Tōjis verbissenschmale Lippen und sagte: »Ich könnte das zwar, aber ich glaube, es wäre albern.«

»Nun«, sagte Tōji aufgebracht, »wenn Ihr so gut seid, daß Ihr das Haus Yoshioka verunglimpfen könnt, ohne es überhaupt zu kennen ...« »Oh, bin ich Euch zu nahe getreten?«

»Nein, keineswegs«, beschwichtigte ihn Tōji. »Aber keiner aus Kyoto hört es gern, wenn die Yoshioka-Schule heruntergemacht wird.« »Ha! Ich habe nicht gesagt, was ich denke, sondern nur, was ich gehört habe.«

»Junger Mann!« sagte Tōji streng. »Was ist?«

»Wißt Ihr, was man unter einem ›halbgaren Samurai‹ versteht? Um Eurer Zukunft willen, ich warne Euch. Ihr werdet es nie zu etwas bringen, wenn Ihr andere Leute unterschätzt. Ihr behauptet großspurig, Schwalben im Flug erlegen zu können, und erzählt von einem Zeugnis im Chūjō-Stil, dabei tötet Ihr gut daran, nicht zu vergessen, daß die Welt nicht nur aus Dummköpfen besteht. Auch solltet Ihr Euch genau ansehen, mit wem Ihr es zu tun habt, ehe Ihr anfangt herumzuprahlen.« »Ihr meint also, das sei alles bloß Aufschneiderei?«

»Ja, das meine ich.« Die Brust herausgedrückt, trat Tōji näher. »Kein Mensch hat etwas dagegen, einem jungen Mann zuzuhören, der laut hinausposaunt, was er alles kann. Aber Ihr solltet es nicht zu weit treiben.« Da der junge Mann schwieg, fuhr Tōji fort: »Ich habe von Anfang an verfolgt, in welchem Ton Ihr von Euch selbst geredet habt, und nichts dazu gesagt. Tatsache aber ist, daß ich Gion Toji bin, erster Schüler von Yoshioka SeiJūrō, und wenn Ihr noch eine abfällige

Bemerkung über das Haus Yoshioka macht, ziehe ich Euch das Fell über die Ohren!«

Inzwischen hatten die beiden die Aufmerksamkeit anderer Reisender erregt. Nachdem Tōji enthüllt hatte, wie er hieß und welche Stellung er einnahm, stapfte er mit stolzgeschwellter Brust aufs Achterdeck und brummte etwas über die Unverfrorenheit der jungen Leute heutzutage. Der Jüngling folgte ihm schweigend, während die Mitreisenden ihnen offenen Munds aus sicherer Entfernung nachstarrten.

Tōji war alles andere als glücklich über die Situation. Gewiß wurde er bei der Landung des Schiffes in Osaka von Okō erwartet, und wenn er sich jetzt auf einen Kampf einließ, gab es hinterher bestimmt Scherereien mit der Hafenbehörde. Er bemühte sich daher, so sorglos wie möglich dreinzuschauen, pflanzte die Ellbogen auf die Reling und verlor sich in der Betrachtung der blauschwarzen Strudel, die sich am Ruder bildeten.

Der Jüngling klopfte ihm leicht auf den Rücken: »Herr«, sagte er mit leiser Stimme, die weder Zorn noch Groll verriet. Tōji schwieg.

»Herr«, wiederholte der junge Mann.

Unfähig, den Anschein von Gleichgültigkeit weiter aufrechtzuerhalten, fragte Tōji: »Was wollt Ihr?«

»Ihr habt mich vor Fremden einen Aufschneider genannt, und ich muß meine Ehre wahren. Ich sehe mich daher leider gezwungen zu tun, wozu Ihr mich vor wenigen Minuten aufgefordert habt. Ich möchte, daß Ihr Zeuge davon seid.«

»Zu was habe ich Euch aufgefordert?«

»Das könnt Ihr unmöglich schon vergessen haben! Ihr habt mich ausgelacht, als ich behauptete, ich könne Schwalben im Flug erlegen, und habt mich aufgefordert zu versuchen, das an einer Möwe vorzuführen.« »Hmm. Das habe ich vorgeschlagen, stimmt.«

»Wenn ich eine Möwe mit dem Schwert im Flug erlege, überzeugt Euch das dann, daß ich nicht angebe?« »Nun ... ja, das würde es tun.« »Schön. Dann werde ich es tun.«

»Wunderbar, großartig!« Tōji lachte sarkastisch. »Aber vergeßt nicht, wenn Ihr das jetzt nur aus gekränktem Stolz versucht und nicht fertigbringt – dann macht Ihr Euch *wirklich* lächerlich.« »Das Risiko gehe ich ein.«

»Ich habe nicht die Absicht, Euch davon abzuhalten.« »Und Ihr seid Zeuge?«

»Aber selbstverständlich. Es wird mir ein Vergnügen sein.« Der junge Mann ging mitten auf dem Achterdeck auf einer Bleiplatte in Ausgangsstellung und führte die Hand zum Schwert. Während er das tat, rief er Tōjis Namen. Dieser blickte verwundert auf und fragte, was das solle, woraufhin der Jüngling mit großem Ernst sagte: »Bitte, schickt jetzt ein paar Möwen zu mir herunter! Ich bin bereit, so viele zu erlegen, wie Ihr wollt.« Blitzartig ging Tōji auf, welche Ähnlichkeit zwischen dem, was hier vor sich ging, und einer gewissen humorvollen Geschichte bestand, die dem Priester Ikkyū zugeschrieben wird. Der junge Mann hatte es geschafft, daß er sich lächerlich machte. Wutschnaubend rief er: »Was für ein Unsinn! Jeder, der es fertigbringt, daß Seemöwen zu ihm herunterfliegen, wäre selbst imstande, sie zu erlegen.«

»Das Meer erstreckt sich Tausende von Meilen, wohingegen mein Schwert nur drei Fuß lang ist. Wenn die Vögel nicht näher kommen, kann ich sie nicht erlegen.«

Tōji machte ein paar Schritte auf ihn zu und erklärte hämisch: »Ihr versucht nur, Euch am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Wenn Ihr keine Möwe im Flug mit dem Schwert erlegen könnt, dann sagt, daß Ihr es nicht könnt, und entschuldigt Euch!«

»Wenn ich das vorgehabt hätte, würde ich jetzt nicht hier stehen und warten. Wenn die Vögel nicht herunterkommen

wollen, werde ich etwas anderes für Euch erlegen.« »Zum Beispiel?«

»Kommt ein paar Schritte näher, und ich zeige es Euch.« Murrend kam Tōji näher. »Was habt Ihr jetzt vor?«

»Ich möchte bloß, daß Ihr mir die Möglichkeit gebt, Euren Kopf zu gebrauchen – jenen Kopf, mit dem Ihr es gewagt habt, den Beweis von mir zu verlangen, daß meine Worte nicht Prahlerei sind. Recht gesehen, wäre es treffender, ihn Euch abzuschneiden, als unschuldige Möwen zu töten.« »Seid Ihr von Sinnen?« schrie Tōji und duckte sich instinktiv, denn gerade in diesem Augenblick riß der junge Mann das Schwert aus der Scheide und schwang es. Das Ganze ging so blitzschnell, daß das drei Fuß lange Schwert nicht größer zu sein schien als eine Nadel.

»W-w-a-a-a-s?« schrie Tōji, machte strauhelnd ein paar Schritte zurück und fuhr sich mit der Hand an den Kragen. Sein Kopf saß glücklicherweise noch immer auf dem Hals, und soweit er das sagen konnte, war ihm nichts geschehen.

»Habt Ihr jetzt verstanden?« fragte der Jüngling, kehrte ihm den Rücken zu und entfernte sich zwischen den Bergen von Gepäckstücken. Tōji war vor Verlegenheit puterrot angelaufen, und als sein Blick auf einen sonnenbeschienenen Fleck auf den Decksplanken fiel, sah er etwas Sonderbares, das aussah wie ein kleiner Pinsel. Ein furchtbarer Gedanke durchfuhr ihn, und er tastete seinen Kopf ab. Der Haarschopf war fort! Sein kostbarer Haarschopf, der Stolz und die Freude eines jeden Samurai! Von Entsetzen gepackt, rieb er sich Scheitel und Hinterkopf und stellte fest, daß das Band, mit dem er sich das Haar hochgebunden hatte, verschwunden war. Die Strähnen, die es zusammengehalten hatte, fielen nach allen Seiten auf seinem Kopf herunter. »Dieser Schuft!« Hemmungslose Wut stieg in ihm auf. Er wußte jetzt nur allzu gut, daß der Jüngling weder gelogen noch leere Prahlereien ausgestoßen hatte. So jung er war, er war ein aufsehenerregend guter

Schwertkämpfer. Tōji konnte es nicht fassen, daß jemand in diesem Alter bereits so gut sein konnte. Doch die Hochachtung, die er empfand, war nur eines, die Galle, die in ihm hochstieg, das andere.

Als er den Kopf hob und zum Vorschiff hinüberblickte, sah er, daß der junge Mann wieder dort Platz genommen hatte, wo er zuvor gesessen hatte, und sich suchend umblickte. Er war offensichtlich mit etwas anderem beschäftigt, und Tōji spürte, daß sich die Gelegenheit zur Rache anbot. Er spuckte auf den Griff seines Schwertes, packte es fest und schlich sich hinter den Mann, der ihn so gedemütigt hatte. Zwar wußte er nicht genau, ob seine Zielsicherheit ausreichte, dem Mann den Haarschopf abzuschneiden, ohne gleich den Kopf mitzunehmen, doch das war ihm egal. Mit angespannten Muskeln, hochrotem Gesicht und schwerem Atem machte er sich bereit zuzuschlagen.

Doch gerade in diesem Augenblick kam Bewegung in die kartenspielenden Kaufleute.

»Was geht hier vor? Es sind ja nicht genug Karten da.«
»Wohin sind die verschwunden?« »Seht dort drüben nach!«
»Da habe ich schon nachgesehen.«

Und während sie noch riefen und ihren Teppich ausschüttelten, blickte einer von ihnen zufällig himmelwärts.
»Da oben! Der Affe hat sie!«

Die anderen Reisenden, froh, noch eine Ablenkung zu erleben, glotzten alle zu besagtem Affen hinauf, der sich auf der obersten Spitze des dreißig Fuß hohen Mastes niedergelassen hatte.

»Ha, ha!« lachte einer. »So ein Schelm – hat die Karten gestohlen, das Äffchen!«

»Jetzt kaut er drauf herum.« »Nein, er tut so, als teilte er sie aus.«

Eine einzelne Spielkarte kam gaukelnd herniedergeschwebt.

Ein Kaufmann fing sie auf und sagte: »Er muß noch drei oder vier davon haben.« »Jemand soll raufklettern und sie runterholen. Wir können schließlich nicht ohne Karten spielen.« Da klettert keiner rauf!« »Aber der Kapitän?«

»Ich nehme an, er könnte, wenn er wollte.« »Bieten wir ihm ein bißchen Geld an, dann wird er es tun.« Der Kapitän hörte den Vorschlag, erklärte sich einverstanden und nahm auch das Geld, war jedoch offensichtlich der Meinung, als Herr des Schiffes zuerst feststellen zu müssen, wer für den Zwischenfall verantwortlich war. Er stellte sich daher auf einen Berg Waren und wandte sich an die Reisenden: »Wem gehört eigentlich dieser Affe? Würde der Besitzer sich bitte melden?«

Keine Menschenseele antwortete, doch die Blicke vieler, die wußten, daß das Äffchen dem schönen jungen Mann gehörte, richteten sich erwartungsvoll auf diesen. Der Kapitän wußte es auch, und er wurde zornig, als der Jüngling sich nicht meldete. Lauter werdend, sagte er: »Ist der Besitzer hier? Wenn der Affe keinem gehört, werde ich mich um ihn kümmern; nur möchte ich hinterher keine Beschwerden hören.«

Der Besitzer des Äffchens lehnte sich an irgendein Gepäckstück und schien tief in Nachdenken versunken zu sein. Ein paar Mitreisende tuschelten mißbilligend miteinander, und der Kapitän warf dem jungen Mann Blicke zu, die Dolchen glichen. Die Kartenspieler murrten, und andere fragten sich, ob der junge Mann nachgerade taub, stumm oder nur unverschämt sei. Der Jüngling setzte sich nur etwas anders hin und tat, als wäre nichts geschehen. Wieder ergriff der Kapitän das Wort. »Offenbar leben die Affen auch auf See. Wie Ihr seht, ist uns einer zugelaufen. Da es ein herrenloses Tier ist, können wir wohl damit machen, was wir wollen. Passagiere, seid meine Zeugen! Als Kapitän habe ich den Besitzer des Affen aufgefordert, sich zu melden, doch das hat er nicht getan. Wenn er sich später beschwert, er habe mich nicht hören können, bitte ich Euch, mich zu verteidigen.« »Wir sind Eure

Zeugen!« riefen die Kaufleute, die mittlerweile so wütend waren, daß sie innerlich kochten.

Der Kapitän verschwand auf einer Leiter im Laderaum. Als er wieder auftauchte, hielt er eine Muskete in der Hand, deren Lunte bereits schwelte. Keiner zweifelte auch nur im geringsten daran, daß er sie abfeuern würde. Die Gesichter der Umstehenden wandten sich vom Kapitän ab und dem Besitzer des Äffchens zu.

Das Äffchen selbst amüsierte sich köstlich. In schwindelnder Höhe spielte es mit den Karten und tat alles nur Erdenkliche, um die Leute unten auf dem Deck zu ärgern. Plötzlich bleckte es die Zähne, fing an zu schnattern und lief auf die Nock hinaus, doch als es dort war, wußte es offensichtlich nicht, was tun.

Der Kapitän hob die Muskete und nahm Ziel. Doch gerade als einer der Kaufleute ihn am Ärmel zupfte und drängte zu feuern, rief der Besitzer: »Halt, Kapitän!«

Jetzt tat der Kapitän, als habe er nicht gehört. Er krümmte den Finger um den Abzug, die Reisenden verstopften sich die Ohren mit den Fingern, beugten sich vornüber, und die Muskete ging mit einem gewaltigen Knall los. Doch die Kugel flog weit am Ziel vorbei. Im allerletzten Augenblick hatte der junge Mann den Lauf der Muskete beiseite gestoßen.

Wütend zeternd packte der Kapitän den jungen Mann an der Brust, schien aber dort für einen Moment wie ein Anhängsel zu schweben, denn obwohl er von kräftiger Statur war, nahm er sich neben dem schönen Jüngling geradezu winzig aus.

»Was habt Ihr denn?« rief der junge Mann. »Ums Haar hättet Ihr einen unschuldigen Affen mit Eurer Spielzeugwaffe da abgeknallt, oder stimmt's nicht?«

»Doch, das stimmt.«

»Das ist aber nicht besonders nett, oder?« »Ich habe rechtzeitig gewarnt.« »Und wie, wenn ich fragen darf?« »Habt

Ihr denn keine Augen und Ohren?«

»Haltet den Mund! Ich bin Passagier auf diesem Schiff, und was mehr wiegt: Ich bin Samurai. Erwartet Ihr etwa, ich ginge darauf ein, wenn so ein Wicht von einem Schiffskapitän sich vor seine Kunden hinstellt und herumbrüllt, als wäre er hier Herr und Meister?«

»Seid nicht unverschämt! Ich habe meine Warnung dreimal wiederholt. Ihr müßt mich gehört haben. Selbst wenn es Euch nicht gefallen hat, *wie* ich es gesagt habe, hättet Ihr doch ein wenig Rücksicht den Leuten gegenüber beweisen können, die sich durch Euren Affen gestört fühlten.« »Was für Leute? Ach, Ihr meint diese Handvoll Händler, die sich hinter ihrem Vorhang mit Glücksspielen vergnügen haben?«

»Redet nicht so großmäulig! Sie haben dreimal soviel bezahlt wie die anderen.«

»Das macht sie zu nichts anderem als dem, was sie sind: gewöhnliche, verantwortungslose Kaufleute, die mit ihrem Gold herumwerfen, daß jeder es sehe, ihren Sake saufen und sich aufführen, als gehörte ihnen das Schiff. Ich habe sie beobachtet, und sie gefallen mir ganz und gar nicht. Was macht es schon, daß der Affe mit ihren Karten davongelaufen ist? Er öffnet doch nur nach, was sie selbst tun. Ich sehe keinen Anlaß, mich zu entschuldigen.« Der junge Mann bedachte die reichen Kaufleute mit einem durchbohrenden Blick und schickte ein lautes, verächtliches Lachen in ihre Richtung.

Die Muschel des Vergessens

Als das Schiff bei Kizugawa in den Hafen einlief, war es Abend. Überall roch es durchdringend nach Fisch. Am Ufer blinkten rötliche Lichter auf, und im Hintergrund rauschten stetig die Wellen. Immer geringer wurde der Abstand zwischen

dem Stimmengewirr an Bord und den von Land herkommenden Geräuschen. Weiß spritzte es auf, als der Anker ins Wasser tauchte. Dann wurden die Tauen ans Ufer geworfen, und die Laufplanke konnte hinübergeschoben werden.

Aufgeregtes Rufen erfüllte die Luft.

»Ist der Sohn des Priesters vom Sumiyoshi-Schrein an Bord?« »Gibt es hier denn keinen Läufer?« »Herr, hier sind wir! Hier herüber!«

Wie eine Welle schoben sich Papierlaternen mit den Namen der verschiedenen Herbergen und Gasthöfe über den Quai auf das Schiff zu, und die Werber versuchten, sich lauthals die Kunden abzujagen. »Möchte nicht jemand ins Gasthaus ›Kashiwaya‹?«

Der schöne junge Mann, das Äffchen auf der Schulter, bahnte sich den Weg durch die Menge.

»Steigt in unserer Herberge ab, Herr! Für den Affen wird nichts extra berechnet.«

»Unser Haus liegt direkt gegenüber vom Sumiyoshi-Schrein und erfreut sich insbesondere bei Pilgern größter Beliebtheit. Ihr könnt ein wunderschönes Zimmer mit einem herrlichen Blick haben.«

Niemand war gekommen, den Jüngling abzuholen. Er strebte geradenwegs vom Quai fort, ohne sich um die Werber oder sonstwen zu kümmern. »Für wen hält er sich eigentlich?« rief murrend einer der Reisenden. »Bloß, weil er ein bißchen was von der Schwertfechtkunst versteht?« »Wäre ich nicht ein einfacher Bürger, er wäre mir nicht kampfflos davongekommen.«

»Ach, beruhigt Euch! Sollen die Krieger sich doch einbilden, sie seien etwas Besseres als andere. Wenn sie rumstolzieren wie die Könige, sind sie glücklich. Wir Bürger tun gut daran, ihnen die Blüte zu lassen, solange wir die Frucht bekommen.

Warum sich über den kleinen Zwischenfall so aufregen?«

Während sie so plauderten, sorgten die Kaufleute dafür, daß ihre Berge von Gepäck fortgeschafft wurden; dann gingen sie selbst an Land und wurden auf dem Quai von ganzen Schwärmen von Leuten mit Laternen und Fahrzeugen begrüßt. Es war nicht einer unter ihnen, der nicht augenblicklich von mehreren willigen Frauen umringt gewesen wäre.

Der letzte, der von Bord ging, war Gion Tōji, einen Ausdruck höchsten Unbehagens auf dem Gesicht. Nie im Leben hatte er einen unangenehmeren Tag erlebt. Den Kopf hatte er züchtig mit einem Tuch bedeckt, um den quälenden Verlust seines Haarschopfes zu verbergen. Nicht verbergen konnte das Tuch jedoch seine Niedergeschlagenheit, die sich in seinen gerunzelten Brauen und den grämlich heruntergezogenen Mundwinkeln ausdrückte. »Tōji! Hier bin ich!« rief Okō. Zwar hatte auch sie den Kopf zum Schutz vor der Kälte mit einem Tuch bedeckt, doch war ihr Gesicht während des Wartens dem kalten Wind preisgegeben gewesen, und so zeigten sich jetzt die Falten unter dem weißen Puder, der sie eigentlich überdecken sollte. »Okō! Dann bist du also doch gekommen!«

»Hast du mich denn nicht erwartet? Du hast mir einen Brief geschickt und mir geschrieben, ich soll dich abholen, oder?«

»Ja, nur dachte ich, vielleicht hast du ihn nicht rechtzeitig bekommen.« »Stimmt irgend etwas nicht? Du siehst so mitgenommen aus.« »Ach, nichts weiter. Ich bin bloß ein bißchen seekrank. Komm, laß uns nach Sumiyoshi gehen und eine hübsche Herberge suchen!« »Hier entlang! Ich habe eine Sänfte warten.« »Danke. Hast du ein Zimmer reservieren lassen?« »Ja. Alle warten schon im Gasthaus.«

Bestürzung malte sich auf Tōjis Gesicht. »Alle? Wovon redest du? Ich dachte, du und ich, nur wir beide wollten irgendwo, wo es ganz ruhig ist, ein paar angenehme Tage

verbringen. Wenn mich ein Haufen Leute erwartet, komme ich nicht mit.«

Er verzichtete auf die Sänfte und schritt erbot voran. Als Okō versuchte, ihm alles zu erklären, schnitt er ihr das Wort ab und nannte sie eine Tōrin. Die ganze Wut, die sich auf dem Schiff in ihm angestaut hatte, brach sich jetzt Bahn.

»Ich miete mich irgendwo allein ein«, zürnte er. »Schick die Sänfte fort! Wie konntest du nur so töricht sein! Du verstehst mich überhaupt nicht.« Er befreite seinen Ärmel aus ihrem Griff und eilte weiter.

Sie befanden sich auf dem Fischmarkt am Hafen. Sämtliche Läden waren geschlossen. Die Fischschuppen auf dem Boden schimmerten wie winzige, silberne Muscheln. Da kein Mensch weit und breit zu sehen war, umschlang Okō Tōji mit den Armen und versuchte, ihn zu begütigen. »Laß mich los!« fuhr er sie an.

»Wenn du allein in eine Herberge gehst, werden die anderen denken, irgend etwas stimmt nicht.«

»Sollen sie doch denken, was sie wollen!«

»Wie kannst du nur so reden!« drang sie in ihn und legte ihre kühle Wange an die seine. Der süßliche Duft ihres Puders und ihres Haars stieg ihm in die Nase, und allmählich verflogen Zorn und Enttäuschung. »Bitte!« bettelte Okō.

»Es ist nur, weil ich das nicht erwartet habe«, sagte er.

»Ich weiß, aber wir werden doch noch andere Gelegenheiten haben, zusammenzusein.«

»Aber diese zwei oder drei Tage gemeinsam mit dir – auf die hatte ich mich ehrlich gefreut.« »Das verstehe ich.«

»Nichts verstehst du. Warum hättest du sonst einen Haufen anderer Leute mitgeschleift? Doch nur, weil du etwas anderes für mich empfindest als ich für dich.«

»Jetzt fängst du schon wieder an«, sagte Okō vorwurfsvoll,

starrte geradeaus und sah aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Doch statt zu weinen, unternahm sie nochmals einen Versuch, ihm zu erklären, was geschehen war. Als der Läufer mit seinem Brief gekommen sei, habe sie selbstverständlich geplant, allein nach Osaka zu gehen. Doch wie der Zufall es wollte, sei gerade an jenem Abend Seijūrō mit fünf oder sechs Schülern ins »Yomogi« gekommen, und Akemi habe ausgeplaudert, daß Tōji zurückkomme. Im Nu hätten die Männer beschlossen, Okō nach Osaka zu begleiten, und auch Akemi sollte mitkommen. So seien sie schließlich zu zehnt gewesen, als sie in der Herberge von Sumiyoshi abstiegen.

Tōji mußte zwar einräumen, daß Okō unter den gegebenen Umständen kaum etwas anderes übriggeblieben wäre, als einzuwilligen, doch seine düstere Miene hellte sich deshalb nicht auf. Dieser Tag war wirklich ein Pechtag für ihn. Außerdem war er sich sicher, daß noch schlimmere folgen würden. Zunächst einmal erwartete er als erstes die Frage, wie es denn mit der Geldbeschaffung gelaufen sei, und es war ihm peinlich, ihnen nichts Erfreuliches berichten zu können. Was er jedoch noch mehr fürchtete, war die Aussicht, das Tuch vom Kopf nehmen zu müssen. Wie sollte er jemals erklären, wo sein Haarschopf geblieben sei? Schließlich erkannte er, daß es keinen Ausweg gab, und so fügte er sich in sein Schicksal. »Na, schön«, sagte er. »Ich komme mit. Laß die Sänfte kommen!« »Ach, bin ich froh!« gurrte Okō, als sie sich wieder dem Quai zuwandte.

In der Herberge hatten Seijūrō und die anderen ein Bad genommen, sich warm in die wattierten Kimonos gehüllt, die der Wirt zur Verfügung stellte, und es sich dann bequem gemacht, um auf Tōjis und Okōs Ankunft zu warten. Als die beiden sich nach einiger Zeit immer noch nicht blicken ließen, sagte jemand: »Sie müssen früher oder später eintreffen. Aber das ist für uns doch kein Grund, dazusitzen und nichts zu tun.«

Die Folge dieser Feststellung war, daß zunächst einmal Sake bestellt wurde. Zuerst tranken sie nur, um sich die Zeit zu vertreiben, doch bald streckten sie behaglich die Beine von sich, und die Sakeschalen wurden in immer rascherer Folge gefüllt. Es dauerte nicht lange, und Tōji sowie Okō waren mehr oder weniger vergessen. »Gibt es hier in Sumiyoshi denn keine Singmädchen?«

»Das ist mal ein guter Vorschlag! Warum lassen wir nicht drei oder vier nette Mädchen kommen?«

Seijūrō zögerte, bis einer anregte, daß er sich mit Akemi in ein anderes Zimmer zurückziehen könne, wo es ruhiger sei. Der nur allzu durchsichtige Vorschlag, mit dem sie ihn loswerden wollten, brachte ein sehnsüchtiges Lächeln auf seine Lippen; er war nur allzu froh, sie verlassen zu können. Die Aussicht, zusammen mit Akemi allein in einem Raum zu sein, vor einem warmen Kotatsu, dem Tisch mit dem kleinen Feuer in der Mitte, und der Steppdecke, war viel verlockender, als mit diesen Rauhebeinen zu bechern. Kaum hatte er den Raum verlassen, ging die Fröhlichkeit erst richtig los, und es dauerte nicht lange, da tauchten im Vorgarten ein paar Singmädchen der Klasse »Stolz von Tosamagawa«, wie sie hier genannt wurden, auf. Ihre Flöten und Shamisen waren alt, von minderer Qualität und schon recht abgenutzt.

»Warum macht Ihr solchen Lärm?« fragte eine der Frauen unternehmungslustig. »Seid Ihr zum Trinken hergekommen, oder um zu krakeelen?« Einer aus der Gruppe rief zurück: »Stellt keine dummen Fragen! Niemand bezahlt Geld, um zu lärmern. Wir haben Euch rufen lassen, um zu trinken und uns ein bißchen zu vergnügen.«

»Nun«, sagte die Frau taktvoll, »das höre ich gern. Trotzdem wäre es schön, Ihr wäret ein bißchen weniger laut.«

»Wenn Ihr das möchtet, uns soll's recht sein. Singen wir ein paar Lieder!« Da nun Frauen zugegen waren, verschwand so

manches behaarte Männerbein unter dem Kimono, und etliche Oberkörper wechselten von der horizontalen Lage in eine sitzende. Die Musik setzte ein, die gute Laune stieg, und es kam Schwung in die Gesellschaft. So ging es hoch her, als ein Mädchen kam und meldete, der Mann, den sie mit dem Schiff aus Shikoku erwartet hätten, sei nun mit seiner Gefährtin eingetroffen. »Was hat sie gesagt? Ist jemand gekommen?« »Ja, sie hat gesagt, ein gewisser Tōji kommt.«

»Fabelhaft. Nichts besser als das. Der gute alte Tōji kommt ... und wer ist dieser Tōji?«

Von Tōjis und Okōs Auftauchen ließen sich die Zecher in keiner Weise beeinträchtigen; sie nahmen die beiden praktisch nicht zur Kenntnis. Nachdem man ihn hatte glauben machen, daß die ganze Gesellschaft seinetwegen zusammengekommen sei, war Tōji entsetzt.

Er rief das Mädchen, das sie eingelassen hatte, noch einmal zurück und bat, in Seijūrōs Zimmer geführt zu werden. Doch als sie den Gang hinuntergingen, kam einer der nach Sake riechenden Zecher nachgewankt und fiel Tōji um den Hals.

»He, Tōji«, rief er mit schwerer Zunge. »Grade zurück? Du mußt dich köstlich mit Okō vergnügt haben, während wir hier gesessen und gewartet haben. So was tut man doch nicht!«

Tōji versuchte, ihn abzuschütteln. Ohne Erfolg. Der Mann schleifte den Widerstrebenden ins Zimmer. Dabei trat er auf ein oder zwei Tablett, warf ein paar Sakekrüge um, stürzte und riß Tōji mit sich.

»Mein Tuch!« rief Toji mit ersterbender Stimme. Seine Hand fuhr zum Kopf – zu spät. Der Betrunkene hatte sich beim Sturz am Kopftuch festgehalten und hielt es jetzt in der Hand. Alle hielten die Luft an und starrten auf die Stelle, wo Tōjis Haarschopf hätte sein müssen. »Was ist denn mit deinem Kopf passiert?« »Ha, ha, ha! Welch eine ausgefallene Frisur!« »Wo hast du dir die geholt?«

Tōji lief blutrot an. Er griff nach dem Tuch, schlang es wieder um den Kopf und brummelte undeutlich: »Ach, nichts weiter, ein Furunkel.« Die Männer krümmten sich vor Lachen. »Ein Furunkel hat er sich als Andenken mitgebracht!« »Bedeckt das Schandmal!« »Nicht reden – herzeigen!«

Aus den Anspielungen und Spaßes wurde deutlich, daß niemand Tōji glaubte, doch die Feier ging weiter, und keiner wußte viel über den Haarschopf zu sagen.

Am nächsten Morgen herrschte ein völlig anderer Ton. Um zehn Uhr hatte sich dieselbe Gruppe am Strand hinter der Herberge versammelt. Alle waren jetzt stocknüchtern und in einer außerordentlich ernsten Besprechung begriffen. Sie saßen im Kreis, einige mit gestrafften Schultern, andere mit gekreuzten Armen, jeder jedoch mit toderntem Gesicht. »Man kann es drehen und wenden, wie man will, es ist eine schlimme Sache.«

»Die Frage ist: Stimmt es?«

»Ich hab's mit eigenen Ohren gehört. Willst du mich einen Lügner nennen?«

»Wir können das unmöglich so durchgehen lassen. Die Ehre der Yoshioka-Schule steht auf dem Spiel. Wir müssen etwas unternehmen.« »Selbstverständlich, aber was?«

»Nun, noch ist es nicht zu spät. Wir werden den Mann mit dem Affen aufstöbern und diesmal ihm den Haarschopf abschneiden. Damit beweisen wir, daß es nicht nur um Gion Tōjis Ehre geht. Hier geht es doch um die Würde der gesamten Yoshioka-Schule! Irgendwelche Einwände?« Der sakeselige Zeher vom Vorabend war jetzt ein feuriger Anführer, der seine Männer zu Taten anspornte.

Nach dem Erwachen hatten die Freunde das Badewasser heiß machen lassen, um ihren Kater zu vertreiben. Während sie im Badezuber saßen, war ein Kaufmann eingetreten. Ohne zu ahnen, mit wem er es zu tun hatte, erzählte er ihnen, was sich

auf dem Schiff zugetragen hatte. Er lieferte ihnen einen lustigen Bericht vom Verlust des Haarschopfes und schloß mit der Bemerkung: »Der Samurai, dem das passiert ist, behauptete, erster Schüler des Hauses Yoshioka in Kyoto zu sein. Wenn das stimmt, kann ich nur sagen, daß sich die Yoshioka-Schule in einem schlimmeren Zustand befinden muß, als man sich vorstellen kann.« Die Yoshioka-Schüler wurden rasch nüchtern und suchten nach dem unseligen ersten unter ihnen, um ihn nach dem Zwischenfall auszufragen. Sie erfuhren, daß er früh aufgestanden sei, ein paar Worte mit Seijūrō gewechselt habe und gleich nach dem Frühstück zusammen mit Okō nach Kyoto aufgebrochen sei. Sie sahen darin eine Bestätigung, daß die Geschichte im Kern stimmen müsse, doch statt hinter dem gedemütigten Tōji herzulaufen, kamen sie überein, daß es besser wäre, den unbekannten Jüngling mit dem Äffchen aufzustöbern und die Ehre der Yoshioka-Schule wiederherzustellen.

Nachdem sie ihren Kriegsrat am Strand mit einem Plan abgeschlossen hatten, erhoben sie sich, klopfen den Sand von ihren Kimonos und schritten zur Tat.

Nicht weit entfernt hatte Akemi am Rand des Wassers gespielt und eine Muschel nach der anderen aufgehoben und wieder fortgeworfen. Wiewohl es Winter war, schien die Sonne recht warm, und der Geruch von Algen und Meer stieg von der Gischt der Brecher auf, die sich, Ketten weißer Rosen gleich, so weit erstreckten, wie das Auge reichte.

Akemi machte vor Neugier große Augen, als sie die Yoshioka-Schüler mit ihren Schwertern in der Luft herumfuchteln und in alle Richtungen auseinanderlaufen sah. Als der letzte an ihr vorüberkam, rief sie: »Wohin wollt Ihr alle?«

»Ach, Ihr seid's«, sagte er. »Warum begleitet Ihr mich nicht bei der Nachforschung? Jeder hat einen Bereich zugewiesen bekommen, den er abzusuchen hat.«

»Wonach sucht Ihr denn?«

»Nach einem jungen Samurai mit langem Stirnhaar und einem Affen.« »Was hat er denn getan?«

»Etwas, was Schmach über den Namen des Meisters bringt, es sei denn, wir handeln rasch.«

Er erzählte ihr, was geschehen war, doch gelang es ihm nicht, auch nur einen Funken an Anteilnahme in ihr zu wecken. »Ihr seid auch immer auf Streit aus!« erklärte sie mißbilligend. »Wir sind keineswegs besonders erpicht auf Händel, aber wenn wir ihn damit durchkommen lassen, bringt das Schande über die ganze Schule, die bedeutendste Stätte der Schwertfechtkunst im ganzen Reich.« »Ja, und wennschon.« »Seid Ihr wahnsinnig?«

»Ihr Männer verbringt den größten Teil Eurer Zeit damit, hinter den albernsten Dingen herzulaufen.«

»Huh?« Argwöhnisch verengte er die Augen. »Und was habt Ihr die ganze Zeit über hier draußen getrieben?«

»Ich?« Sie senkte den Blick zum wunderschönen Strand zu ihren Füßen und sagte: »Ich suche Muscheln.«

»Warum danach suchen? Es gibt hier Millionen davon. Was doch nur wieder beweist, daß Ihr, Ihr Frauen, Eure Zeit mit noch verrückteren Dingen vertut als die Männer.«

»Ich suche nach einer ganz bestimmten Muschel. Sie wird Muschel des Vergessens genannt.«

»So? Und die soll es wirklich geben?«

»Ja. Aber es heißt, man könne sie nur hier am Strand von Sumiyoshi finden.«

»Ich wette, daß es so was nicht gibt.«

»Doch gibt es das! Wenn Ihr's nicht glaubt, kommt mit, und ich beweise es Euch.«

Sie zog den widerstrebenden Jüngling hinter eine Reihe von Fichten und zeigte auf einen Stein, in den ein uraltes Gedicht

eingemeißelt war.

*Hätt' ich nur Zeit,
Ich würd' sie am Strand von Sumiyoshi finden.
Es heißt, du stößt hier auf sie,
Die Muschel, die
Vergessen der Liebe bringt.*

Stolz sagte Akemi: »Seht Ihr? Braucht Ihr noch mehr Beweise?« »Ah, das ist doch bloß so eine Legende, eine von diesen nutzlosen Lügen, wie sie in Gedichten vorkommen.«

»Aber hier in Sumiyoshi haben sie auch Blumen, die einen vergessen lassen, und sogar Wasser.«

»Nun, mal angenommen, es gibt diese Muschel wirklich. Welchen Zauber soll sie für Euch bewirken?«

»Das ist ganz einfach. Steckt man eine in seinen Obi oder in den Kimonoärmel, kann man alles vergessen.«

Der Samurai lachte. »Heißt das, Ihr möchtet noch vergeßlicher werden, als Ihr ohnehin schon seid?«

»Ja, am liebsten möchte ich alles vergessen. Manches kann ich nicht vergessen, und deshalb bin ich tagsüber unglücklich und kann nachts kein Auge zumachen. Das ist der Grund, weshalb ich nach der Muschel suche. Warum bleibt Ihr nicht hier und helft mir suchen?«

»Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt für Kinderspiele!« erklärte der Samurai verächtlich. Seine Aufgabe war ihm eingefallen, und er eilte davon. Wenn sie Kummer hatte, dachte Akemi oft, ihre Sorgen könnten verfliegen, wenn es ihr nur gelänge, die Vergangenheit zu vergessen und die Gegenwart zu genießen. Sie schlug die Arme um sich und schwankte, ob sie sich an die Erinnerungen klammern solle, die ihr etwas bedeuteten, oder ob es besser wäre, sie im Meer zu ertränken. Wenn es wirklich so etwas gab wie die Muschel des Vergessens, so beschloß sie, würde sie diese nicht selbst tragen, sondern Seijūrō in den Ärmel stecken. Sie seufzte und

malte sich aus, wie wunderbar das Leben wäre, wenn er sie doch bloß vergessen würde. Schon beim Gedanken an ihn wurde ihr kalt ums Herz. Sie war versucht zu glauben, daß er einzig zu dem Zweck da war, ihr die Jugend kaputtzumachen. Wenn er sie mit seinen Liebesschwüren bestürmte, tröstete sie sich mit dem Gedanken an Takezō. War die Erinnerung an Takezō gelegentlich auch ihre Rettung, so bildete sie doch häufig einen Anlaß zur Traurigkeit, weil sie sie verlockte, sich in die Welt der Träume zu flüchten. Freilich wagte sie nicht, gänzlich in der Phantasie aufzugehen, wußte sie doch, daß Takezō sie aller Wahrscheinlichkeit nach vergessen hatte. Ach, wenn es möglich wäre, würde ich sein Gesicht aus meiner Erinnerung auslöschen! dachte sie. Das blaue Wasser des Meeres hatte plötzlich etwas sehr Verlockendes. Doch als sie hinausstarrte, bekam sie es mit der Angst. Wie leicht es wäre, einfach hineinzulaufen und zu verschwinden!

Ihre Mutter hatte keine Ahnung, daß Akemi so verzweifelte Gedanken nachhing, von Seijūrō ganz zu schweigen. Ihre ganze Umgebung hielt sie für ein sehr glückliches Geschöpf, ein wenig schnippisch vielleicht, gleichwohl jedoch immer noch eine Knospe, die längst noch nicht erblüht war und folglich die Liebe eines Mannes unmöglich annehmen konnte. Für Akemi waren ihre Mutter und die Männer, die das Teehaus aufsuchten, etwas, was sie kaum berührte. In ihrer Gegenwart lachte sie, machte SpaÙe, ließ ihr Glöckchen erklingen und schmollte, je nachdem, wie es die Gelegenheit erforderte. War sie jedoch allein, seufzte sie kummervoll und bedrückt.

Ein Diener von der Herberge unterbrach sie in ihren Gedanken. Als er sie neben der Steininschrift erblickte, lief er zu ihr und sagte: »Junge Dame, wo seid Ihr gewesen? Der Meister ruft nach Euch.«

In der Herberge stellte Akemi fest, daß Seijūrō ganz allein war und sich die Hände unter der roten Steppdecke wärmte, welche den Kotatsu bedeckte. Es war vollkommen still im

Zimmer. Im Garten rauschte ein Lüftchen in den alten Fichten.

»Seid Ihr bei dieser Kälte draußen gewesen?« erkundigte er sich. »Wovon redet Ihr? Ich finde es nicht kalt. Draußen am Strand scheint die Sonne.«

»Was habt Ihr denn getan?« »Muscheln gesucht.« »Ihr benehmt Euch wie ein Kind.« »Ich *bin* ein Kind.«

»Wie alt, meint Ihr, werdet Ihr an Eurem nächsten Geburtstag?« »Das spielt doch keine Rolle. Ich bin noch ein Kind. Was soll daran nicht recht sein?«

»Daran stimmt eine ganze Menge nicht. Ihr solltet darüber nachdenken, was Eure Mutter mit Euch vorhat.«

»Meine Mutter? Die denkt nicht an mich. Sie ist ja überzeugt, selbst noch jung zu sein.« »Setzt Euch hierher!«

»Ich möchte nicht. Mir würde zu heiß werden.«

»Akemi!« Er packte sie beim Handgelenk und zwang sie zu sich herunter. »Es ist kein Mensch hier heute. Eure Mutter hat soviel Zartgefühl bewiesen, nach Kyoto zurückzukehren.«

Akemi sah Seijūrō in die brennenden Augen. Ihr Körper wurde ganz steif. Unbewußt versuchte sie, sich zu entwinden, doch er hielt sie sehr fest.

»Warum versucht Ihr fortzulaufen?« fragte er vorwurfsvoll. »Ich versuche ja gar nicht davonzulaufen.«

»Es ist sonst niemand hier. Die Gelegenheit könnte doch nicht günstiger sein, oder, Akemi?« »Für was?«

»Seid doch nicht so eigensinnig! Wir kennen uns nun schon fast ein ganzes Jahr. Ihr wißt, welche Gefühle ich für Euch hege. Okō hat schon vor langer Zeit ihre Einwilligung gegeben. Sie behauptet, Ihr seid mir nur deshalb nicht zu Willen, weil ich es nicht richtig anstelle. Deshalb laßt uns heute ...« »Aufhören! Laßt meinen Arm los! Laßt los, sage ich Euch!« »Ihr wollt mich nicht, was auch immer geschieht?« »Hört auf! Laßt los!«

Obwohl ihr Gelenk unter seinem zupackenden Griff rot angelaufen war, weigerte er sich, sie loszulassen, und das Mädchen war kaum kräftig genug, den Kampfmethoden der Acht Kyotoer Schulen zu widerstehen. Seijūrō war anders als sonst. Er suchte oft Trost und Behagen beim Sake, doch heute hatte er nichts getrunken. »Warum tut Ihr mir das an, Akemi?« »Ich möchte nicht darüber reden. Wenn Ihr mich nicht loslaßt, schreie ich.«

»Schreit doch! Niemand hört Euch. Das Haupthaus ist viel zu weit entfernt, und ich habe ihnen ohnehin gesagt, sie sollen uns nicht stören.« »Ich möchte fort.« »Ich lass' Euch aber nicht.« »Mein Körper gehört Euch nicht.«

»Denkt Ihr so darüber? Dann fragt mal bei Eurer Mutter nach! Ich habe ganz bestimmt genug dafür bezahlt.«

»Meine Mutter mag mich verkauft haben – ich mich aber nicht! Auf jeden Fall nicht an einen Mann, den ich mehr verachte als den Tod!« »Was?« rief Seijūrō und warf ihr die rote Steppdecke über den Kopf. Akemi schrie aus Leibeskräften.

»Schrei nur, du Luder! Schrei, soviel du willst! Es wird niemand kommen.« Auf dem Shōji, der mit Ölpapier bespannten Schiebetür, vermischte sich das Sonnenlicht mit den rastlosen Schatten der Fichten, als wäre nichts geschehen. Draußen war alles still, bis auf das leise Rauschen der Wellen in der Ferne und das Gezirp der Vögel.

Tiefes Schweigen folgte Akemis erstickten Klagelauten. Nach einiger Zeit erschien Seijūrō mit leichenblassem Gesicht draußen auf dem Korridor und hielt schützend die Rechte über die zerkratzte und blutende Linke. Kurz darauf glitt nochmals die Tür geräuschvoll auf, und Akemi trat heraus. Mit einem Ausruf der Überraschung wollte ihr Seijūrō – jetzt mit einem Tuch um die Hand – in den Weg treten, doch kam er zu spät. Das halbwahnsinnige Mädchen war wie der Blitz vorüber.

Besorgt runzelte Seijūrō die Stirn, verfolgte sie jedoch nicht, als sie durch den Garten in einen anderen Teil der Herberge lief. Nach einer Weile erschien ein dünnes, zufriedenes Lächeln auf seinen Lippen.

Ein Held geht von hinnen

»Onkel Gon?« »Was ist?« »Bist du müde?« »Ja, ein bißchen.«

»Das hatte ich mir gedacht. Mir selbst tun auch schon die Beine weh. Aber dieser Schrein hat so wunderbare Anlagen, nicht wahr? Sag, ist das der Orangenbaum, den sie den geheimen Baum des Kriegsgotts Hachiman nennen?«

»Scheint so.«

»Er soll das erste Stück von den achtzig Schiffsladungen Tribut gewesen sein, den der König von Silla der Kaiserin Jingū schickte, als sie Korea eroberte.«

»Schau, dort drüben im Stall der Heiligen Pferde! Ist das nicht ein Prachttier? Das würde bei den jährlichen Rennen in Kamo bestimmt als erstes durchs Ziel gehen.«

»Du meinst den Schimmel?« »Ja. Hm, was steht dort auf der Tafel?«

»Dort heißt es: Wenn man die Bohnen kocht, die im Pferdefutter sind, und den Sud trinkt, bewahrt einen das vor Weinen und Zähneknirschen nachts. Möchtest du davon trinken?«

Onkel Gon lachte. »Sei doch nicht töricht!« Sich umdrehend, fragte er dann: »Was ist mit Matahachi?«

»Er scheint irgendwo zurückgeblieben zu sein.«

»Oh, da ist er – und ruht sich neben der Bühne für die heiligen Tänze aus.« Die alte Dame hob die Hand und winkte

ihren Sohn herbei. »Wenn wir dort hinüber gehen, können wir das ursprüngliche Große Torii sehen, das große Glückstor im Wasser; aber sehen wir uns erst die Hohe Laterne an.« Matahachi folgte ihnen ohne sonderlichen Schwung. Seit Osugi seiner in Osaka habhaft geworden war, war er nicht mehr von ihrer Seite gewichen und marschiert, marschiert und marschiert. Er fing an, die Geduld zu verlieren. Fünf Tage Sehenswürdigkeiten besichtigen – alles ganz schön und gut. Was er jedoch fürchtete, war, sie auf ihrem Rachefeldzug begleiten zu müssen. Er hatte sie zu überreden versucht, gemeinsam unterwegs zu sein, sei das Ungeschickteste, was sie tun könnten; viel vernünftiger wäre es, er würde sich aufmachen und Musashi allein suchen. Doch davon hatte seine Mutter nichts wissen wollen.

»Bald ist das Neujahrsfest«, erklärte sie. »Ich möchte, daß du das mit mir verbringst. Wir haben das Neujahrsfest schon seit sehr langer Zeit nicht mehr zusammen gefeiert; vielleicht ist dies unser letztes gemeinsames.« Wenn Matahachi auch wußte, daß er ihr das nicht abschlagen konnte, war er doch fest entschlossen, sich nach den ersten paar Tagen im Jahr von Osugi und Onkel Gon zu trennen. Sie waren – möglicherweise, weil sie fürchteten, nicht mehr lange zu leben – so fromm geworden, daß sie jedem möglichen Schrein oder Tempel einen Besuch abstatteten, Opfergaben darbrachten und vor den Götterbildern und Buddhas lange Bittgebete sprachen. So hatten sie auch heute den größten Teil des Tages beim Sumiyoshi-Schrein verbracht. Zu Tode gelangweilt, schleppte Matahachi sich hinter ihnen her und maulte.

»Kannst du nicht schneller gehen?« fragte Osugi gereizt. Matahachis Gangart veränderte sich nicht. Er war genauso verärgert über seine Mutter wie sie über ihn und brummte: »Mal treibst du mich an, mal läßt du mich warten. Immer antreiben und warten, antreiben und warten!« »Was soll ich bloß mit einem Sohn wie dir anfangen? Wenn man an einen

heiligen Ort kommt, ist es nur recht, innezuhalten und zu den Göttern zu beten. Ich habe nie gesehen, daß du dich vor einem Gott oder einem Buddha verneigt hättest. Und laß es dir gesagt sein, das wirst du noch bereuen. Außerdem: Wenn du mit uns beten würdest, brauchtest du nicht so lange zu warten.«

»Das ist ja nicht auszuhalten!« stöhnte Matahachi. »Was ist nicht auszuhalten?« rief Osugi empört.

Die ersten zwei, drei Tage war alles eitel Sonnenschein gewesen zwischen ihnen. Doch kaum hatte Matahachi sich wieder an seine Mutter gewöhnt, hatte er Einwände gegen alles, was sie tat und sagte, und er machte sich über sie lustig, wo immer es ging. Wenn es Abend wurde und sie in die Herberge zurückkehrten, bestand sie darauf, daß er vor ihr Platz nahm und sie ihm eine Gardinenpredigt halten konnte, was seine schlechte Laune nur noch vergrößerte.

»Was für ein Paar!« jammerte Onkel Gon für sich und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er es fertigbringen könne, die Gereiztheit der alten Dame zu beschwichtigen und seinem Neffen wieder zu einem gewissen Maß an Gelassenheit zu verhelfen. Da er fürchtete, es könne wieder zu einer Strafpredigt kommen, bemühte er sich, die beiden abzulenken, und er rief: »Oh, ich glaube, ich habe etwas Gutes gerochen! In dem Teestand drüben am Strand kochen sie Muscheln. Laßt uns hinübergehen und welche essen.« Weder Mutter noch Sohn bekundeten große Begeisterung, doch gelang es Onkel Gon, sie zu der Bude zu dirigieren, die mit dünnen Schilfmatten abgeschildert war. Während die beiden anderen es sich draußen auf einer Bank bequem machten, ging er hinein und kam mit etwas Sake wieder zum Vorschein. Er reichte Osugi eine Schale und sagte liebenswürdig: »Das wird Matahachi ein wenig aufmuntern. Vielleicht springst du ein bißchen zu hart mit ihm um.«

Osugi wandte abrupt den Kopf zur Seite und sagte: »Ich will nichts zu trinken.«

Da Onkel Gon sich in seinem eigenen Netz gefangen hatte, bot er die Schale Matahachi an, der, immer noch verdrossen, in kürzester Zeit drei Krüge leerte und ganz genau wußte, daß das seine Mutter stinkwütend machte. Als er Onkel Gon um einen vierten Krug bat, war es mit Osugis Selbstbeherrschung vorbei.

»Du hast genug gehabt!« schimpfte sie. »Wir sind nicht auf einer Lustpartie, und wir sind nicht hergekommen, um uns zu betrinken. Und du solltest dich auch vorsehen, Onkel Gon! Du bist älter als Matahachi und solltest es besser wissen!«

Onkel Gon, errötend und verletzt, als hätte er allein getrunken, versuchte, sein Gesicht zu verbergen, indem er mit den Händen drüberstrich. »Du hast ja so recht«, sagte er kleinlaut. Dann erhob er sich und entfernte sich ein paar Schritte.

Nun ging es erst richtig los, denn Matahachi hatte an die Wurzeln von Osugis heftiger, wenn auch spröder Mutterliebe und mütterlicher Fürsorge gerührt, und es kam für sie nicht in Frage, zu warten, bis sie wieder in der Herberge wären. Wütend fiel sie über ihn her und kümmerte sich nicht darum, ob andere Leute zuhörten oder nicht. Mit dem Ausdruck grämlicher Aufsässigkeit starrte er sie an, bis sie fertig war.

»Na, schön«, sagte er. »Wenn ich recht verstanden habe, bin ich für dich ein undankbarer Tölpel ohne jede Selbstachtung, stimmt's?« »Ja. Kannst du mir mal sagen, was du bisher getan hast, um zu beweisen, daß du Selbstachtung hast?«

»Nun, jedenfalls bin ich nicht so wertlos, wie du meinst. Aber woher solltest du das schon wissen?«

»Woher ich das wissen sollte? Nun, kein Mensch kennt ein Kind besser als seine Eltern, und ich denke, der Tag, an dem du geboren wurdest, war ein schlechter Tag für das Haus Hon'iden.«

»Du mußt Geduld haben mit mir und abwarten. Ich bin noch jung. Eines Tages, wenn du tot und begraben bist, wird es dir

noch leid tun, so was gesagt zu haben.«

»Ha, ich wünschte, das wäre so, doch ich glaube, das geschieht in hundert Jahren nicht. Es ist ein Trauerspiel, wenn man darüber nachdenkt!« »Nun, wenn es dir so unendlich leid tut, einen Sohn wie mich zu haben, hat es ja wenig Sinn, daß ich noch länger hier herumhänge. Ich gehe!« Wutschnaubend stand er auf und entfernte sich mit entschlossenen, weit ausgreifenden Schritten.

Völlig verdattert, versuchte die alte Frau ihn mit einer jämmerlich zitternden Stimme zurückzurufen, doch Matahachi ließ sich nicht erweichen. Onkel Gon, der ihm hätte nachlaufen können, um ihn zurückzuholen, stand da und spähte gebannt hinaus aufs Meer. Er war offensichtlich mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Osugi stand auf, setzte sich aber gleich darauf wieder hin. »Versuch nicht, ihn zurückzuhalten!« sagte sie überflüssigerweise zu Onkel Gon. »Es hat keinen Sinn.«

Onkel Gon wandte sich zu ihr, doch statt ihr zu antworten, sagte er: »Das Mädchen dort draußen führt sich wirklich sehr sonderbar auf. Warte hier auf mich!« Kaum waren die Worte seinem Mund entschlüpft, ließ er seinen Hut unters Dach des Teestandes segeln und sauste pfeilgeschwind zum Wasser.

»Trottel!« rief Osugi. »Wohin willst du? Matahachi ist doch ...« Sie lief hinter ihm her, doch nach etwa zwanzig Schritt verhedderte sie sich mit einem Fuß in einem Haufen Tang und fiel aufs Gesicht. Zornig brummend, rappelte sie sich hoch; ihr Gesicht und ihre Schultern waren voll Sand. Als sie Onkel Gon wieder in den Blick bekam, weiteten sich ihre Augen wie Spiegel.

»Du alter Narr! Wohin willst du denn? Hast du den Verstand verloren?« schrie sie.

Erregt, daß sie aussah, als habe sie selbst den Verstand verloren, lief sie, so schnell die Füße sie trugen. Doch zu spät.

Onkel Gon stand bereits bis zu den Knien im Wasser und stürmte immer noch weiter hinaus. Von weißer Gischt eingehüllt, schien er wie in Trance zu handeln. Noch weiter draußen mühte sich ein junges Mädchen fieberhaft ab, in tiefes Wasser zu kommen. Sie hatte im Schatten der Fichten gestanden und hinausgestarrt aufs Meer, ohne irgend etwas wahrzunehmen. Dann war sie plötzlich über den Strand geschossen und ins Wasser hineingestürzt, wobei ihr schwarzes Haar hinter ihr herflatterte. Das Wasser ging ihr jetzt bis zur Hüfte, und sie näherte sich rasch der Stelle, wo der Meeresboden plötzlich steil abfiel. Während er sich ihr näherte, rief Onkel Gon wie gehetzt hinter ihr her, doch sie strebte immer weiter hinaus. Plötzlich verschwand ihr Körper mit einem gurgelnden Laut. Nur ein Wasserstrudel drehte sich an der Stelle, wo sie eben noch gewesen war.

»Bist du von Sinnen, Kind?« rief Onkel Gon. »Willst du dich umbringen?« Dann versank er selbst gluckend in den Fluten.

Osugi rief vom Rand des Wassers und rannte hin und her. Als sie die beiden untergehen sah, wurden ihre Rufe zu lauten Hilfescreien. Sie fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und trieb die Leute am Strand laufend und stolpernd zur Rettung an, als hätten sie das Unglück verursacht. »Rettet sie, ihr Trottel! Beeilt euch, sonst ertrinken sie noch!« Minuten später brachten ein paar Fischer die Körper an Land und legten sie auf den Sand.

»Gemeinsamer Freitod aus Liebeskummer?« fragte einer. »Machst du Witze?« sagte ein anderer und lachte. Onkel Gon hatte sich in den Obi des Mädchens verkrallt und hielt sich immer noch daran fest. Doch weder er noch sie atmeten. Das Mädchen bot einen merkwürdigen Anblick, denn obgleich ihr Haar zerzaust und verklebt war, waren Puder und Lippenrot im Wasser nicht abgegangen, und so sah sie aus, als sei sie bei Bewußtsein. Obwohl sie sich auf die Unterlippe biß, zeigte ihr tief roter Mund die Andeutung eines Lächelns. »Ich habe sie

irgendwo schon mal gesehen«, sagte jemand. »Ist das nicht das Mädchen, das vorhin Muscheln am Strand gesucht hat?« »Ja, das ist sie. Sie wohnte in der Herberge da drüben.« Von dort näherten sich bereits vier oder fünf Männer, unter ihnen Seijūrō, der sich atemlos durch die Umstehenden drängte.

»Akemi!« rief er. Er erblaßte und stand dann vollkommen regungslos da. »Ist sie eine Freundin von Euch?« fragte einer der Fischer. »J-j-a-ja.«

»Ihr tötet gut daran, so schnell wie möglich zu versuchen, das Wasser aus ihr herauszubekommen.« »Können wir sie noch retten?«

»Wenn Ihr nicht nur dasteht und Maulaffen feilhaltet ...« Die Fischer lösten Onkel Gons Hand aus Akemis Obi, legten die beiden ausgestreckt nebeneinander, klopfen ihnen auf den Rücken und drückten ihnen auf den Bauch. Akemi begann ziemlich rasch wieder zu atmen, und Seijūrō, der froh war, den starrenden Blicken der Umstehenden entkommen zu können, ließ sie von den Bediensteten der Herberge zurücktragen. »Onkel Gon! Onkel Gon!« Osugi preßte tränenüberströmt den Mund an das Ohr des alten Mannes und rief ihn immer wieder. Akemi war wieder ins Leben zurückgekehrt, weil sie noch jung war, aber Onkel Gon ... Er war nicht nur alt, sondern hatte auch noch dem Sake tüchtig zugesprochen, bevor er versucht hatte, ihr zu Hilfe zu kommen. Sein Atem war für immer versiegt. Mochte Osugi ihn auch noch so anflehen, die Augen wieder zu öffnen, er würde es nicht tun.

Schließlich gaben die Fischer auf und sagten: »Der alte Mann ist dahin.« Osugi hielt in ihrem Weinen kurz inne, um sie anzuschauen, als wären sie ihre Feinde und nicht Leute, die versuchten, ihr zu helfen. »Was soll das heißen? Wieso soll er sterben, wo dieses junge Ding gerettet wurde?« Es sah ganz so aus, als wolle sie sich auf sie stürzen. Dann stieß sie die Männer beiseite und sagte entschlossen: »Ich hole ihn ins Leben zurück. Ich werde es Euch zeigen.«

Dann fing sie an, Onkel Gon zu bearbeiten, wobei sie jede Methode anwandte, die ihr einfallen wollte. Ihre Entschlossenheit trieb den Zuschauern Tränen in die Augen. Ein paar Fischer waren geblieben, um ihr auch weiterhin zu helfen. Weit entfernt davon, das zu schätzen zu wissen, kommandierte sie sie herum wie Leute, die sie bezahlt hatte. Sie beschwerte sich, daß sie nicht richtig drückten, wies sie an, dieses oder jenes zu tun, befahl ihnen, ein Feuer zu machen, und schickte sie nach Arzneien. Und dies alles tat sie auf die denkbar schroffste Weise.

Für die Männer am Strand war sie weder eine Verwandte noch eine Freundin, sondern einfach eine Fremde, und alle, die erst Mitleid mit ihr gehabt hatten, ärgerten sich nun über sie.

»Wer ist die alte Schachtel überhaupt?« murrte schließlich einer. »Ach, die will einfach nicht den Unterschied sehen zwischen jemand, der nur ohnmächtig ist, und jemand, der tot ist. Wenn sie ihn zurückbringen kann ins Leben, soll sie's doch tun.«

Es dauerte nicht lange, und Osugi mußte feststellen, daß sie mit der Leiche allein war. Da es bereits dunkelte, trieb von der See her Nebel aufs Land. Alles, was vom Tag blieb, waren ein paar orangefarbene Wolken am Horizont. Osugi schichtete ein Feuer auf, setzte sich daneben und drückte Onkel Gons Leib an sich.

»Onkel Gon! Onkel Gon!« rief sie wehklagend.

Die Wellen wurden schwärzer. Sie versuchte immer wieder, Wärme in seinen Körper zu bringen. Die Art, wie sie ihn ansah, ließ vermuten, daß sie erwartete, er werde jeden Augenblick den Mund aufmachen und sie ansprechen. Sie zerkaute ein paar Pillen aus dem Arzneidöschen in seinem Obi und stopfte sie ihm in den Mund, drückte ihn an sich und wiegte ihn. »Mach die Augen auf, Onkel Gon!« flehte sie. »Sag etwas! Du kannst mich doch nicht einfach allein lassen. Wir haben Musashi doch

immer noch nicht getötet und auch die Schlampe Otsū nicht bestraft.«

In der Herberge lag Akemi in einem unruhigen Schlaf. Als Seijūrō versuchte, ihren fieberheißen Kopf auf dem Kissen zurechtzurücken, murmelte sie Unverständliches. Eine Zeitlang saß er vollkommen regungslos neben ihr mit einem Gesicht, das bleicher war als das ihre. Da er den Todesschmerz sah, den er da angerichtet hatte, litt auch er.

Er war es ja gewesen, der sie wie eine Beute belauert und dann seine Lust an ihr gestillt hatte. Jetzt hockte er ernst und steif neben ihr, machte sich Sorgen um ihren Puls und ihren Atem und betete, daß das Leben, welches vorübergehend von ihr gewichen war, ihr dauerhaft wiedergeschenkt würde. An einem kurzen Tag war er sowohl zum Tier geworden als auch mitleidsfähiger Mensch gewesen. Doch Seijūrō, der zu Extremen neigte, fand in seinem Verhalten nichts Widersprüchliches.

Seine Augen waren traurig, die Mundwinkel hingen ergeben nach unten. Er starrte sie an und murmelte: »Versuch doch, ruhig zu sein, Akemi. Ich bin ja nicht allein so; die meisten anderen Männer sind genauso. Du wirst das bald begreifen, auch wenn die Zügellosigkeit meiner Liebe wie ein Entsetzen für dich war.« Ob diese Worte direkt an sie gerichtet waren oder nur dazu dienen sollten, ihn selbst zu beruhigen, ist schwer zu sagen, doch erging er sich wieder und immer wieder in solchen Überlegungen.

Die Düsternis im Raum war wie Tinte. Die ölpapierbespannten Shōji dämpften das Rauschen von Wind und Wellen. Akemi regte sich, und ihre weißen Arme glitten unter der Zudecke heraus.

Als Seijūrō versuchte, diese wieder zurechtzuziehen, murmelte sie: »W-w-welchen Tag haben wir heute?« »Wie bitte?«

»Wie ... viele Tage noch ... bis Neujahr?«

»Es sind nur noch sieben Tage. Bis dahin wirst du wieder auf den Beinen sein. Ja, da sind wir bestimmt schon wieder in Kyoto.« Er neigte das Gesicht über sie, doch sie stieß es mit der flachen Hand von sich. »Hört auf! Geht fort! Ich mag Euch nicht!«

Er zuckte zurück, doch die halbwirren Worte kamen unaufhaltsam von ihren Lippen.

»Unhold! Tier!« Seijūrō schwieg.

»Ihr seid ein Tier, ich möchte ... ich möchte Euch nicht mehr sehen.« »Verzeiht mir, Akemi, bitte!«

»Geht fort! Sprecht nicht zu mir!« Fahrig bewegte sie ihre Hand im Dunkeln. Seijūrō schluckte traurig, starrte sie jedoch weiterhin an. »Welchen ... welchen Tag haben wir?« Diesmal antwortete er nicht.

»Ist es noch nicht Neujahr? ... Zwischen Neujahr und dem siebenten Tag ... Jeden Tag ... Er hat ausrichten lassen, er werde auf der Brücke sein ... Die Botschaft von Takezō, von Musashi ... jeden Tag ... auf der Brücke an der Gojō-Allee ... Ist es noch lange bis Neujahr? ... Ich muß zurück nach Kyoto ... Wenn ich zur Brücke gehe, wird er da sein.« »Musashi?« fragte Seijūrō verblüfft. Das fiebernde Mädchen schwieg. »Ist dieser Musashi Miyamoto Musashi?«

Angestrengt sah Seijūrō ihr ins Gesicht, doch Akemi sagte nichts mehr. Ihre bläulichen Augenlider waren geschlossen. Sie schlief.

Trockene Fichtennadeln schabten an das Shōji. Ein Pferd wieherte. Hinter der Trennwand tauchte ein Licht auf, und die Stimme eines Mädchens ließ sich vernehmen: »Der Meister ist dort drin.«

Seijūrō begab sich eilends in den angrenzenden Raum und schob die Tür leise hinter sich zu. »Wer ist da?« fragte er.

»Ueda Ryōhei«, lautete die Antwort. Noch in der Reisekleidung und staubbedeckt trat Ryōhei ein und setzte sich.

Während sie die Begrüßungsfloskeln austauschten, fragte sich Seijūrō, was Ueda hergeführt haben mochte. Da Ryōhei wie Tōji einer der ältesten und angesehensten Anhänger des Hauses war und in Kyoto gebraucht wurde, wäre Seijūrō nie auf den Gedanken gekommen, ihn auf eine Reise mitzunehmen, zu der man sich von einem Augenblick auf den anderen entschlossen hatte.

»Warum bist du gekommen? Ist während meiner Abwesenheit etwas passiert?« fragte Seijūrō. »Ja, und ich muß Euch ersuchen, augenblicklich zurückzukehren.«

»Was ist denn?«

Während Ryōhei beide Hände in den Kimono steckte und suchend herumtastete, ließ sich Akemis Stimme nebenan vernehmen. »Ich mag Euch nicht ... Untier! ... Geht fort!« Die klar ausgesprochenen Worte klangen angstvoll; man hätte meinen können, sie wäre hellwach und wirklich in Gefahr. Erschrocken fragte Ryōhei: »Wer ist das?«

»Ach, das? Akemi ist nach unserer Ankunft hier krank geworden. Sie fiebert, und ab und zu redet sie dann wirres Zeug.« »Akemi ist das?«

»Ja, aber keine Sorge! Ich möchte hören, warum du hergekommen bist.« Schließlich zog Ryōhei einen Brief aus dem Leibbeutel, den er unter dem Kimono trug. Diesen überreichte er Seijūrō. »Deshalb bin ich hier«, sagte er ohne weitere Erklärung und rückte die Lampe, welche das Mädchen zurückgelassen hatte, neben Seijūrō. »Hm. Von Miyamoto Musashi.« »Jawohl«, sagte Ryōhei mit Nachdruck. »Hast du ihn aufgemacht?«

»Ja. Ich habe mit den anderen überlegt, und wir meinten, der Brief könne wichtig sein. Deshalb haben wir ihn geöffnet und

gelesen.« Statt selbst nachzusehen, was der Brief enthielt, fragte Seijūrō ein wenig zögernd: »Was steht drin?« Wiewohl niemand gewagt hatte, über die ganze Angelegenheit mit Seijūrō zu sprechen, war ihm Musashi nie aus dem Sinn gegangen. Doch hatte er sich nachgerade eingeredet, er werde diesem Mann nie wieder begegnen. Das plötzliche Eintreffen des Briefes nun, nachdem Akemi gerade Musashis Namen erwähnt hatte, jagte ihm einen eiskalten Schauer über den Rücken.

Ryōhei biß sich wütend auf die Lippen. »Es ist endlich soweit. Als er im Frühjahr bei seinem Fortgang so großspurig daherredete, war ich überzeugt, daß er sich nie wieder in Kyoto würde blicken lassen. Aber – ist es zu fassen, wie eingebildet er ist? Nur zu, lest! Der Brief enthält eine Herausforderung; noch dazu besitzt Musashi die Stirn, sich an das gesamte Haus Yoshioka zu wenden und den Brief nur mit seinem Namen zu unterzeichnen. Er bildet sich ein, er könne es mit uns allen aufnehmen!«

Musashi hatte nicht angegeben, wo er sich zur Zeit aufhielt, aber das Versprechen, welches er Seijūrō und seinen Schülern schriftlich gegeben hatte, wollte er nun einlösen, denn mit seinem zweiten Brief waren die Würfel gefallen. Er erklärte dem Hause Yoshioka den Krieg. Die Schlacht mußte ausgetragen werden, und zwar bis zum bitteren Ende. Ein Kampf stand bevor, bei dem Samurai bis zum letzten Atemzug kämpfen wollen, um ihre Ehre zu bewahren und ihr Können mit dem Schwert unter Beweis zu stellen. Und Musashi bot diesen Kampf auf Leben und Tod an. Da der Zeitpunkt nun gekommen war, würden Worte und Schliche und Winkelzüge nicht mehr verfangen. Daß Seijūrō das immer noch nicht ganz begriff, war sehr gefährlich für ihn.

Er merkte nicht, daß der Tag der Abrechnung unmittelbar bevorstand und daß dies keine Zeit war, um seine Tage in Müßiggang und mit Nichtstun zu verbringen.

Nachdem der Brief in Kyoto eingetroffen war, hatten einige der wackersten Schüler, die sich ohnehin vom zuchtlosen Lebenswandel ihres Meisters abgestoßen fühlten, über seine Abwesenheit ausgerechnet in einem so entscheidenden Augenblick gemurrt. Von der ehrenrührigen Herausforderung dieses ganz auf sich gestellten Rōnin aufgebracht, beklagten sie bitter, daß Kempō nicht mehr am Leben war. Nach manchem Hin und Her waren sie übereingekommen, Seijūrō von der Lage in Kenntnis zu setzen und zu veranlassen, daß er augenblicklich nach Kyoto zurückkehrte. Trotz alledem legte Seijūrō jetzt, da er den Brief erhalten hatte, diesen nur auf seine Knie und machte keinerlei Anstalten, ihn aufzumachen. Verwirrt fragte Ryōhei: »Meint Ihr nicht, Ihr solltet ihn lesen?« »Was? Ach dies?« sagte Seijūrō wegwerfend. Dann entrollte er den Brief und las ihn. Seine Finger fingen an zu zittern, und er konnte sich nicht beherrschen; diese Unsicherheit rührte nicht von den Worten und dem Ton her, in denen Musashis Herausforderung gehalten war, sondern von seiner Einsicht in seine Schwäche und Verletzlichkeit. Akemis harte, zurückweisende Worte hatten ihn bereits aus der Fassung gebracht und ihn in seinem Stolz als Samurai getroffen. Nun fühlte er sich völlig ohnmächtig. Musashis Nachricht war einfach und direkt:

Erfreut Ihr Euch seit meinem letzten Schreiben guter Gesundheit? An mein früheres Versprechen anknüpfend, frage ich an, wo, an welchem Tag und zu welcher Stunde wir uns treffen. Ich habe in dieser Beziehung keine besonderen Wünsche und erkläre mich einverstanden, unseren versprochenen Wettkampf auszuführen, wann und wo Ihr bestimmt. Ich bitte, an der Brücke an der Gojō-Allee ein Zeichen anzubringen und mich Eure Antwort vor dem siebten Tag des neuen Jahres wissen zu lassen.

Shimmen Miyamoto Musashi

Seijūrō stopfte sich den Brief in den Kimono und erhob sich.

»Ich kehre nach Kyoto zurück«, sagte er.

Diese Ankündigung freilich entsprang kaum seiner Entschlossenheit, vielmehr waren seine Gefühle so in Aufruhr, daß er keinen Augenblick länger hierbleiben wollte. Er mußte fort von hier und den ganzen schrecklichen Tag so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Geräuschvoll wurde der Wirt gerufen und gebeten, sich Akemis anzunehmen, was dieser allerdings trotz der Summe, die man ihm in die Hand drückte, nur widerstrebend zu tun versprach.

»Ich nehme dein Pferd«, sagte Seijūrō ohne weitere Erklärungen zu Ryōhei. Wie ein Bandit auf der Flucht sprang er in den Sattel und ritt rasch durch die dunklen Reihen der Bäume davon. Ryōhei blieb nichts anderes übrig, als atemlos hinterherzulaufen.

Die Trockenstange

»Einer mit einem Affen? Ja, der ist vorhin vorbeigekommen.« »Wißt Ihr, wohin er gegangen ist?«

»In Richtung der Nōjin-Brücke. Aber er ist nicht über den Fluß gegangen, es sah aus, als habe er bei dem Schwertschmied dort reingeschaut.« Nachdem sie sich kurz untereinander verständigt hatten, stürmten die Schüler der Yoshioka-Schule davon und ließen den Mann, der ihnen die Auskunft gegeben hatte, einfach offenen Munds stehen. Er fragte sich, was das alles zu bedeuten habe.

Wiewohl die Geschäfte am Ost-Graben von Osaka gerade alle zumachten, hatten sie Glück: Die Werkstatt des Schwertschmieds war noch offen. Einer der Männer trat ein, wechselte ein paar Worte mit dem Lehrling und trat dann mit dem Ruf wieder hinaus: »Zum Temma! Er ist in Richtung

Temma!« Und wie der Wind ging's weiter.

Der Lehrjunge hatte erzählt, er habe gerade die Werkstatt für die Nacht abschließen wollen, da habe ein Samurai mit langem Stirnhaar einen Affen neben der Vordertür abgesetzt, sich auf einen Schemel gehockt und nach dem Meister verlangt. Als ihm gesagt wurde, daß der Meister außer Haus sei, habe der Samurai gesagt, er wolle ein Schwert geschliffen haben, doch sei es viel zu wertvoll, um es jemand außer dem Meister persönlich anzuvertrauen. Zudem habe er darauf bestanden, Arbeitsproben der Werkstatt zu sehen. Der Lehrling hatte ihm eine Reihe von Klingen gezeigt, doch der Samurai habe sie sich nur kurz angeschaut und aus seiner Verachtung keinen Hehl gemacht. »Ihr scheint es nur mit ganz gewöhnlichen Waffen zu tun zu haben«, sagte er trocken. »Ich glaube, ich möchte Euch meine doch nicht anvertrauen. Dazu ist sie viel zu gut – die Arbeit eines Meisters aus Bizen. Mein Schwert heißt ›die Trockenstange‹. Seht, ein vollkommenes Stück!« Mit offenkundigem Stolz hatte er die Waffe in die Höhe gehalten.

Den Lehrjungen hatte die Großsprecherei des jungen Mannes belustigt, und er murmelte, das einzig Außergewöhnliche an dem Schwert scheine seine Länge und Geradheit zu sein, woraufhin der offensichtlich gekränkte Samurai aufstand und fragte, wie er denn zur Fähre auf dem Temma nach Kyoto komme.

»Ich werde mein Schwert in Kyoto schärfen lassen«, erklärte er von oben herab. »Die Schwertschmiede hier in Osaka scheinen nur mit Schrott für gewöhnliche Fußsoldaten zu tun zu haben. Tut mir leid, Euch bemüht zu haben.« Mit einem kalten Blick war er dann fortgegangen.

Der Bericht des Lehrlings machte die Yoshioka-Schüler um so wütender, als sie sich darin bestätigt sahen, was sie ohnehin schon zu wissen glaubten: daß dieser junge Mann nämlich über die Maßen eingebildet sei. Für sie war es klar, daß der Angeber, seit er Gion Tōjis Haarschopf abgesäbelt hatte, noch

hochnäsiger geworden sei. »Das kann nur unser Mann sein!«
»Jetzt haben wir ihn. Er ist so gut wie erledigt.«

Die Männer setzten ihre Verfolgung fort, ohne zu rasten, auch nachdem die Sonne unterging. Als sie sich am Ufer des Temma der Schiffslände näherten, rief einer: »Wir haben sie verpaßt!« – womit er die letzte Fähre an diesem Tag meinte.

»Das kann doch nicht sein!«

»Wieso kommst du darauf, daß wir sie verpaßt haben?« fragte ein anderer. »Seht ihr denn nicht? Dahinten!« sagte derjenige, der zuerst gesprochen hatte, und zeigte zur Anlegestelle. »In den Teeschenken stapeln sie schon die Schemel. Das Schiff muß also bereits abgelegt haben.« Einen Moment standen sie alle stocksteif und still da; der Wind war ihnen gleichsam aus den Segeln genommen. Als sie sich erkundigten, stellten sie fest, daß der Samurai in der Tat das letzte Schiff erreicht hatte. Außerdem erfuhren sie, daß es noch nicht lange unterwegs war und die Fähre bei der nächsten Haltestelle in Toyosaki anlegen würde. Die Schiffe, die stromaufwärts nach Kyoto fuhren, kamen nur sehr langsam voran, so daß den Yoshioka-Schülern reichlich Zeit blieb, das Boot bei Toyosaki zu erwischen.

Da sie wußten, daß sie sich nicht zu beeilen brauchten, tranken sie erst einmal Tee, und sie aßen Reiskuchen und billiges Zuckerwerk, ehe sie der Straße, die am Flußufer entlangführte, folgten. Der Fluß vor ihnen glich einer silbernen Schlange, die sich bis in die Ferne wand. Wo sich die Flüsse Nakatsu und Temma vereinigten und den Yodo bildeten, flackerte in der Strommitte ein Licht.

»Das ist das Schiff!« rief einer der Schüler.

Die sieben ereiferten sich und hatten die schneidende Kälte bald vergessen. Auf den kahlen Feldern neben der Straße glitzerte reifbedecktes, trockenes Schilf, als wären es lauter schlanke Stahlschwerter. Der Wind schien alles mit Eis zu

überziehen.

Da die Entfernung zwischen ihnen und dem dahinschwimmenden Licht sich immer mehr verringerte, konnten sie bald auch das Schiff erkennen. Da rief einer der Schüler, ohne weiter darüber nachzudenken: »He da! Mal nicht so schnell!«

»Warum?« kam die Antwort vom Boot.

Die anderen ärgerten sich darüber, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, und ließen kein gutes Haar an ihrem vorlauten Kameraden. Das Boot hätte bei der nächsten Haltestelle ohnehin angelegt, und so kam es einer Dummheit gleich, eine vorzeitige Warnung von sich gegeben zu haben. Da dies nun einmal geschehen war, kamen sie überein, es sei das beste, auf der Stelle nach dem Passagier zu verlangen.

»Es ist nur einer an Bord, und wenn wir ihn jetzt nicht herausfordern, schöpft er Verdacht, springt über Bord und entkommt uns.« Mit dem Boot Schritt haltend, riefen sie die Leute an Bord nochmals an. Eine befehlsgewohnte Stimme, zweifellos die des Kapitäns, verlangte zu wissen, was sie wollten.

»Kommt mit dem Boot ans Ufer!«

»Was? Seid Ihr verrückt?« kam die Antwort unter rauhehligem Gelächter. »Legt hier an!« »Auf keinen Fall!«

»Dann werden wir bei der nächsten Haltestelle auf Euch warten. Wir müssen einen jungen Mann sprechen, den Ihr an Bord habt. Er hat den Scheitel unrasiert und einen Affen bei sich. Sagt ihm, wenn er ein bißchen Ehrgefühl im Leib hat, soll er sich zeigen. Und wenn Ihr ihn entkommen laßt, werden wir jeden einzelnen von Euch an Land ziehen.« »Kapitän, gebt einfach keine Antwort!« bat einer der Passagiere. »Was sie auch sagen, geht einfach nicht darauf ein!« riet ein anderer. »Fahren wir weiter bis Moriguchi! Dort gibt es Wachsoldaten.« Die meisten Reisenden drängten sich angstvoll aneinander und

redeten leise miteinander. Derjenige, der noch vor wenigen Minuten sorglos mit dem Samurai an Land gesprochen hatte, stand stumm da. Wie die anderen sah er die Sicherheit nun darin, einige Entfernung zwischen dem Boot und dem Ufer zu halten.

Die sieben Männer hatten die Ärmel hochgeschoben und die Hand ans Schwert gelegt; sie hielten immer noch Schritt mit dem Boot. Einmal blieben sie stehen und lauschten. Offenbar erwarteten sie eine Antwort auf ihre Herausforderung. Die aber unterblieb.

»Seid Ihr taub?« rief einer der Schüler. »Wir haben Euch doch gesagt, der junge Angeber soll an die Reling kommen.« »Meint Ihr mich?« kam heiser eine Stimme vom Boot. »Da ist er – und frech wie immer!«

Während die Männer den Zeigefinger ausstreckten und mit zusammengezogenen Brauen zum Boot hinüberspähten, wurde das Gemurmel unter den Reisenden immer ängstlicher. Für sie sah es so aus, als würden die Männer da drüben jeden Augenblick an Bord springen.

Der junge Mann mit dem langen Schwert stand breitbeinig am Schanzkleid. Seine weißen Zähne schimmerten perlengleich im Mondschein. »Da sonst niemand mit einem Affen an Bord ist, nehme ich an, daß Ihr mich meint. Wer seid Ihr – Strauchritter, deren Geschäft schlechtgeht? Hungrige Schauspieler?«

»Wißt Ihr immer noch nicht, mit wem Ihr es zu tun habt, Affenmann? Haltet Eure Zunge im Zaum, wenn Ihr mit Leuten vom Hause Yoshioka redet!« Während der Schlagabtausch mit Worten immer heftiger wurde, näherte sich das Fährboot dem Quai von Kema, wo es nicht nur Pfeiler zum Festmachen, sondern sogar einen Bootsschuppen gab. Die sieben eilten voran, um die Schiffslände abzuriegeln. Doch kaum waren sie am Quai, blieb das Boot mitten im Strom liegen und drehte

sich langsam im Kreis. Die Yoshioka-Leute wurden immer wütender. »Was bildet Ihr Euch eigentlich ein?«

»Ihr könnt schließlich nicht für immer dort draußen bleiben!« »Kommt her, oder wir kommen zu Euch!«

Die Drohungen rissen nicht ab, bis sich der Bug des Schiffs dem Ufer näherte. Eine Stimme erhob sich laut in der kalten Luft: »Haltet den Mund, ihr Toren! Wir kommen! Ihr tätet gut daran, Euch zur Verteidigung bereit zu machen.«

Trotz eindringlicher Warnungen der anderen Reisenden hatte der junge Mann sich der Stakstange des Bootsmanns bemächtigt, mit der er das Boot an Land manövrierte. Die sieben Samurai versammelten sich an der Stelle, wo der Bug auflaufen mußte, und sahen zu, wie die Gestalt mit der Stange immer größer wurde. Dann, urplötzlich, nahm das Boot Tempo auf, und ehe sie sich's versahen, stand der junge Mann hoch über ihnen. Da der Bootsrumpf auf Grund lief, machten sie einen Schritt zurück. Etwas Dunkles und Rundes kam übers Schilf geflogen und schlang sich einem der Männer um den Hals. Ehe ihnen aufging, daß dies der Affe war, hatten sie allesamt instinktiv das Schwert gezogen und zerschnitten mit ihren Hieben die leere Luft. Um ihre Verlegenheit zu überspielen, schrien sie sich gegenseitig herrisch Befehle zu.

In der Hoffnung, sich aus dem Streit heraushalten zu können, drängten sich die Reisenden in eine Ecke des Bootes. Daß die sieben an Land offensichtlich im Begriff waren, sich gegenseitig niederzuzumetzeln, war zwar ermutigend, aber auch einigermaßen verwirrend. Noch wagte niemand, den Mund aufzumachen. Doch dann wandten aller Augen sich dem selbsternannten Steuermann zu, der seine Stange ins Flußbett gerammt hatte und sich jetzt noch behender als der Affe über das Schilfrohr hinwegschwang und ans Ufer geflogen kam.

Noch mehr verwirrt und ohne innezuhalten, um sich neu aufzustellen, hasteten die Yoshioka-Leute im Gänsemarsch auf

ihren Gegner zu, der sich nichts Besseres für seine Verteidigung wünschen konnte. Der Mann an der Spitze war bereits zu weit vorgestoßen, um kehrtmachen zu können; da erst erkannte er, wie ungeschickt es gewesen war, sich so weit vorzuwagen. Alles, was er je gelernt hatte, war in diesem Augenblick vergessen. Er brachte nichts weiter fertig, als die Zähne zu blecken und ziellos mit seinem Schwert herumzuzufucheln.

Der schöne junge Mann war sich seines Vorteils sofort bewußt und schien immer noch größer zu werden. Die rechte Hand hinter sich am Schwertgriff, reckte er den Ellbogen höher als die Schulter. »Dann seid Ihr also von der Yoshioka-Schule, stimmt's? Das ist gut. Mir ist, als kennte ich Euch schon. Einer von Euch war so liebenswürdig, mir zu gestatten, ihm den Haarschopf abzuschneiden. Offenbar hat Euch das noch nicht gereicht. Seid Ihr alle gekommen, Euch die Haare von mir schneiden zu lassen? Wenn das der Fall ist, wird es mir ein Vergnügen sein. Ich wollte meine Klinge ohnehin schärfen lassen, also kann sie vorher ruhig noch ein wenig stumpfer werden.«

Nach dieser Erklärung zerteilte die »Trockenstange« zuerst die Luft und dann den zuckenden Leib des ersten Schwertkämpfers.

Als die anderen sahen, wie ihr Kamerad so wehrlos niedersank, verloren sie völlig den Kopf; einer nach dem anderen machte kehrt, trat seinem Hintermann auf die Zehen, so daß sie aneinanderstießen wie lauter aufeinanderprallende Bälle. Der Angreifer machte sich das offenkundige Durcheinander zunutze, schwang das Schwert und versetzte dem nächsten Mann einen so mächtigen Hieb, daß der schreiend ins Schilf flog.

Die noch verbliebenen fünf funkelte der junge Mann verwegen an. Sie hatten sich inzwischen wie Blütenblätter um einen Mittelpunkt aufgestellt und versicherten sich gegenseitig,

daß ihre augenblickliche Taktik narrensicher sei. Ihr neugewonnenes Zutrauen wuchs in einem solchen Maße, daß sie schon wieder anfangen, ihren Angreifer mit Schmähungen zu überhäufen. Allerdings klangen ihre Worte diesmal irgendwie zittrig und hohl. Schließlich machte einer von den Yoshioka-Schülern mit einem lauten Kriegsschrei einen Satz vorwärts und ließ sein Schwert niedersausen. Obwohl er überzeugt war, getroffen zu haben, ging seine Schwertspitze zwei Fuß vom Ziel entfernt nieder und krachte mit lautem Klirren an einen Stein. Der Mann stürzte, und es wäre ein leichtes gewesen, ihm den Garaus zu machen.

Statt sich jedoch über diese leichte Beute herzumachen, sprang der junge Mann zur Seite und hieb auf den nächsten Schwertkämpfer ein. Während dessen Todesschrei noch durch die Luft hallte, gaben die anderen drei Fersengeld.

Mit todbringendem Blick stand der junge Mann, das Schwert mit beiden Händen gepackt, da. »Feiglinge!« rief er. »Kommt zurück und kämpft! Ist das der Yoshioka-Stil, auf den Ihr so stolz seid? Erst jemand herausfordern und dann davonlaufen? Kein Wunder, daß alle Welt über die Yoshioka-Schule lacht.«

Für jeden Samurai, der etwas auf sich hielt, wären derlei Beleidigungen schlimmer gewesen, als wenn man ihn angespuckt hätte; doch die Yoshioka-Leute, die den jungen Mann eben noch verfolgt hatten, waren viel zu sehr darauf bedacht fortzukommen, als daß sie darüber nachgedacht hätten. Just da ertönten vom nahen Damm hell die Glöckchen vom Zaumzeug eines Pferdes. Der Fluß und der Rauhreif auf den Feldern schimmerten so hell, daß der junge Mann eine Gestalt hoch zu Roß und eine zweite, die hinter dem Pferd herlief, ausmachen konnte. Wiewohl ihnen der Atem wie Dampf aus Nasen und Nüstern drang, schienen die beiden es so eilig zu haben, daß sie der Kälte nicht achteten. Die fliehenden Samurai wären fast mit dem Pferd zusammengestoßen, wenn der Reiter es nicht brutal zurückgerissen hätte. Als er seine Schüler

erkannte, machte Seijūrō ein finsternes Gesicht. Wütend herrschte er sie an: »Was macht ihr hier? Wohin lauft ihr?« »Es ist ... es ist der Meister!« stammelte einer von ihnen. Ueda Ryōhei, der hinter dem Pferd auftauchte, fuhr sie an: »Was soll das bedeuten? Anstatt den Meister zu begleiten, seid ihr Trottel wahrscheinlich wieder einmal zu sehr damit beschäftigt, einen Streit vom Zaun zu brechen.«

Die so Angesprochenen schnauften und zeigten sich rechtschaffen empört, berichteten dann jedoch, daß sie, weit davon entfernt, einen Streit vom Zaun zu brechen, die Ehre der Yoshioka-Schule und ihres Meisters verteidigt hätten. Dabei seien sie aber von den Händen eines jungen, doch wie besessen kämpfenden Samurai in die Flucht geschlagen worden. »Seht!« rief einer von ihnen. »Da kommt er!«

Entsetzte Augen wandten sich dem jungen Mann zu, als er sich näherte. »Beruhigt euch!« befahl Ryōhei in einem Ton, der seine Verachtung nicht verhehlte. »Ihr redet zuviel. Prächtig, wie ihr die Ehre der Schule verteidigt! Was ihr euch da geleistet habt, werden wir nie ausbügeln. Beiseite! Ich nehme ihn mir selbst vor.« Er warf sich in Positur und wartete. Der junge Mann kam wie ein Wirbelwind angerannt. »Bleibt stehen und stellt Euch im Kampf!« schrie er. »Ist Davonlaufen die Yoshioka-Form der Kriegskunst? Ich selbst möchte euch gar nicht töten, aber meine ›Trockenstange‹ lechzt immer noch nach Blut. Ihr könntet zumindest Eure Köpfe dalassen, Ihr Feiglinge – das ist doch das wenigste, was man verlangen darf!« Mit weit ausgreifenden, siegessicheren Schritten lief er den Damm entlang und schien drauf und dran, in einem Satz über Ryōhei hinwegzuspringen; dieser spuckte in die Hände und packte entschlossen das Schwert. Im selben Augenblick als der junge Mann vorüberflog, stieß Ryōhei einen durchdringenden Schrei aus, holte gewaltig mit dem Schwert aus, ließ es machtvoll auf den goldfarbenen Überwurf des jungen Mannes niedersausen – und verfehlte ihn.

Der junge Mann blieb mitten im Lauf stehen, fuhr herum und rief: »Nanu, noch einer?«

Während Ryōhei, vom Schwung seines Schwerthiebs mitgerissen, voran stolperte, fiel der junge Mann ganz abscheulich über ihn her. Nie in seinem Leben hatte Ryōhei einen so machtvollen Hieb erlebt, und wiewohl es ihm gelang, sich gerade noch rechtzeitig wegzuducken, sauste er kopfüber vom Damm in das Reisfeld. Zu seinem Glück war der Damm ziemlich niedrig, doch verlor er beim Sturz die Waffe und das Selbstvertrauen. Als er sich wieder aufgerappelt hatte, kämpfte der junge Mann mit der Kraft und der Schnelligkeit eines wütenden Tigers. Er ließ die Yoshioka-Schüler auseinanderstieben und wollte sich gerade auf Seijūrō stürzen. Seijūrō hatte bis jetzt keine Angst gehabt. Er hatte angenommen, alles würde wie üblich vorüber sein, ehe er selbst aufgerufen wäre, in den Kampf einzugreifen. Doch jetzt sah er die Gefahr auf sich zukommen, die Gefahr in Form eines blutrünstigen Schwertes.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, rief Seijūrō: »Wartet, Ganryū!« Er nahm einen Fuß aus dem Steigbügel, stellte ihn auf den Sattel und richtete sich kerzengerade auf. Während das Pferd dem jungen Mann über den Kopf setzte, flog Seijūrō rückwärts durch die Luft und landete etwa drei Schritt weiter hinten auf beiden Beinen.

»Das nenne ich ein Kunststück!« rief der junge Mann voll ehrlicher Bewunderung, als er auf Seijūrō eindrang. »Auch wenn Ihr mein Gegner seid – das war prachttvoll gemacht. Ihr müßt Seijūrō persönlich sein! Aufgepaßt!« Die Klinge des langen Schwertes schien der verkörperte Kampfgeist des jungen Mannes zu sein. Sie näherte sich Seijūrō immer drohender, doch mochte Seijūrō noch so viele Fehler haben, er war Kempōs Sohn und durchaus imstande, einer Gefahr ruhig ins Auge zu sehen.

In zuversichtlichem Ton sagte er zu dem jungen Mann: »Ihr

seid Sasaki Kojirō aus Iwakuni, das weiß ich. Und es stimmt: Wie Ihr erraten habt, bin ich Yoshioka Seijūrō. Allerdings habe ich nicht den Wunsch, gegen Euch zu kämpfen. Wenn es unbedingt sein muß, können wir das ein andermal machen. Im Moment möchte ich nur herausfinden, wie es zu alledem gekommen ist. Steckt Euer Schwert weg!«

Als Seijūrō ihn zunächst Ganryū genannt hatte, war dem jungen Mann dies offenbar entgangen, nun, da er ihn als Sasaki Kojirō anredete, stutzte er. »Woher wißt Ihr, wer ich bin?« fragte er.

Seijūrō schlug sich auf den Schenkel. »Ich hab's ja gewußt! Zwar habe ich nur blindlings geraten, aber ich hatte recht!« Dann trat er vor und sagte: »Es ist mir ein Vergnügen, Euch kennenzulernen. Ich habe schon eine Menge von Euch gehört.« »Von wem?« fragte Kojirō. »Von Eurem Lehrmeister, Itō Yagorō Ittōsai.« »Ach, seid Ihr mit ihm befreundet?«

»Ja. Bis letzten Herbst hatte er eine Einsiedelei auf dem Kagura in Shirakawa, wo ich ihn oft besucht habe. Auch ist er etliche Male Gast in meinem Haus gewesen.«

Kojirō lächelte. »Nun, dann kann man eigentlich nicht sagen, daß wir uns völlig fremd wären, nicht wahr?«

»Nein. Ittōsai hat Euch des öfteren erwähnt. Er sagte, es gebe einen Mann namens Sasaki aus Iwakuni, der den Stil des Toda Seigen gemeistert und sich dann unter Kanemaki Jisai weiter ausgebildet habe. Er sagte mir, dieser Sasaki sei zwar der jüngste in Jisais Schule, doch eines Tages werde er der einzige Schwertkämpfer sein, der es mit Ittōsai aufnehmen könne.« »Trotzdem begreife ich immer noch nicht, wieso Ihr mich so schnell erkannt habt.« »Nun, Ihr seid jung, und die Beschreibung paßte. Als ich sah, wie Ihr mit dem langen Schwert umgeht, fiel mir ein, daß Ihr auch Ganryū, Uferweide, genannt werdet. Ich hatte einfach das Gefühl, Ihr müßtet es sein, und dies Gefühl hat mich nicht getrogen.« »Erstaunlich.«

Kojirō strahlte vor Vergnügen, und dabei fiel sein Blick auf das blutige Schwert, das ihn daran erinnerte, daß soeben noch ein Kampf auf Leben und Tod ausgefochten wurde. Wie sollte jetzt alles ins reine kommen? Aber der Zufall wollte es, daß Seijūrō und Sasaki sich auf Anhieb so gut verstanden, daß sie rasch zu einer beide Teile befriedigenden Einigung kamen. Wenige Minuten später gingen sie Schulter an Schulter wie zwei alte Freunde nebeneinander über den Damm. Hinter ihnen kam Ryōhei mit den übrigen Yoshioka-Schülern, und die kleine Gruppe machte sich auf den Weg nach Kyoto. Seijūrō beschäftigte sich in Gedanken damit, wie Gion Tōji sich gegenüber Sasaki Kojirō betragen hatte. »Ich bin entsetzt über Tōji«, sagte er. »Wenn ich daheim bin, werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen. Bitte, glaubt nicht, daß ich irgendeinen Groll gegen Euch hege. Es kränkt mich nur entsetzlich, daß sich die Männer in meiner Schule so gehenlassen.«

»Nun, Ihr seht ja, was für ein Mensch ich bin«, erwiderte Kojirō. »Immer reiße ich das Maul zu weit auf, und stets bin ich bereit, mich mit jedem zu schlagen. Die Schuld trifft nicht nur Eure Schüler. Recht bedacht, meine ich, Ihr solltet es ihnen auch zugute halten, daß sie versucht haben, den guten Namen der Schule hochzuhalten. Ihr Pech, daß sie keine so guten Kämpfer sind; aber immerhin haben sie sich bemüht. Mir tun sie sogar ein wenig leid.«

»Mich trifft die eigentliche Schuld«, erklärte Seijūrō schlicht, und auf seinen Zügen malte sich echter Schmerz. »Vergessen wir die ganze Angelegenheit!« »Nichts wäre mir lieber.«

Als die beiden sich umarmten, fiel den anderen ein Stein vom Herzen. Wer hätte auch gedacht, daß dieser schöne, hochgeschossene Junge der große Sasaki Kojirō war, dessen Lob Ittōsai gesungen hatte, als er ihn »das Wunderkind aus Iwakuni« nannte? War es überraschend, daß es Tōji, der ja keine Ahnung hatte, wer da vor ihm stand, gereizt hatte, ihn ein

wenig auf die Probe zu stellen? Und war es überraschend, daß er zuletzt als der Gebrannte dagestanden hatte?

Ryōhei und die anderen Schüler erschauerten bei dem Gedanken, daß sie ums Haar von der »Trockenstange« hingemäht worden wären. Jetzt, da man ihnen die Augen geöffnet hatte, fragten sie sich angesichts von Kojirōs breiten Schultern und kräftigem Rücken, wie sie nur so dumm hatten sein können, ihn jemals zu unterschätzen.

Als sie noch einmal an der Anlegestelle vorbeikamen, waren die Leichen bereits gefroren, und die überlebenden Schüler erhielten den Auftrag, sie zu bestatten, während Ryōhei sich auf die Suche nach dem Pferd machte. Kojirō ging umher und pfiß nach seinem Affen, der plötzlich aus dem Nirgendwo auftauchte und seinem Herrn auf die Schulter sprang.

Seijūrō drängte Kojirō mitzukommen, um eine Weile in der Schule an der Shijō-Allee zu bleiben; er bot ihm sogar sein Pferd an. Letzteres aber lehnte Kojirō ab.

»Das wäre nicht recht«, sagte er mit ungewohnter Ehrerbietung. »Ich bin nichts weiter als ein junger Rōnin, während Ihr Meister einer bedeutenden Schule seid, der Sohn eines bedeutenden Mannes und der Anführer Hunderter von Gefolgsleuten.« Er packte den Zaum und fuhr freundlich fort: »Reitet Ihr, bitte! Ich halte mich hier fest, auf diese Weise ist es leichter zu gehen. Wenn Ihr wirklich meint, ich solle mitkommen, nehme ich Euer Angebot gern an und bleibe eine Zeitlang bei Euch in Kyoto.« Seijūrō sagte nicht minder herzlich: »Nun, dann reite vorläufig ich, und wenn Ihr müde werdet, wechseln wir uns ab.«

Angesichts der Unausweichlichkeit, sich Anfang des Jahres mit Miyamoto Musashi schlagen zu müssen, überlegte Seijūrō, daß es vielleicht gar nicht so übel wäre, einen Schwertkämpfer vom Format Sasaki Kojirōs zur Seite zu haben.

Der Adlerberg

In den fünfziger und sechziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts waren die berühmtesten Schwertkämpfer in Ostjapan Tsukahara Bokuden und Fürst Kōizumi von Ise. Ihre Rivalen in Mittelhonshu dagegen scharten sich um Yoshioka Kempō in Kyoto und Yagyū Muneyoshi in Yamato. Außerdem gab es noch Fürst Kitabatake Tomonori von Kuwana, den Meisterschwertkämpfer und überragenden Staatsmann. Noch lange nach seinem Tode sprachen die Bewohner von Kuwana mit großer Achtung von ihm; für sie war er der Inbegriff eines guten Regenten und ein Garant des Wohlstands. Als Kitabatake bei Bokuden lernte, gab dieser seine Erhabene Schwertfechtkunst an ihn weiter; sie enthielt Bokudens allergeheimste Methoden. Bokudens Sohn, Tsukahara Hikoshirō, erbte zwar den Namen und die Besitzung seines Vaters, doch dieser Geheimschatz war ihm nicht vermacht worden. Aus diesem Grunde breitete sich der Bokuden-Stil im Osten, wo Hikoshirō wirkte, nicht aus, wohl aber im Umkreis von Kuwana, wo Kitabatake herrschte.

Der Legende zufolge kam Hikoshirō nach seines Vaters Tod nach Kuwana und versuchte, Kitabatake durch List dahin zu bringen, ihm Einblick in die Erhabene Schwertfechtkunst zu gewähren. »Mein Vater«, soll er behauptet haben, »hat sie mir vor langer Zeit beigebracht; Euch, hat man mir gesagt, ebenfalls. Jetzt frage ich mich seit geraumer Zeit, ob es sich bei dem, was er uns gelehrt hat, auch um ein und dieselbe Kunst handelt. Da die letzten Geheimnisse des Wegs unser beider Anliegen sind, finde ich, sollten wir einmal vergleichen, was wir gelernt haben, Ihr nicht?«

Wiewohl Kitabatake sofort merkte, daß Bokudens Sohn nichts Gutes im Schilde führte, erklärte er sich augenblicklich zu einer Vorführung bereit. Was Hikoshirō dabei kennenlernte, war jedoch nur die äußere Form der Erhabenen Schwertfechtkunst, nicht ihr innerstes Geheimnis. So kam es,

daß Kitabatake der einzige blieb, der den wahren Bokuden-Stil beherrschte, und um ihn zu erlernen, mußten die Schüler nach Kuwana gehen. Im Osten dagegen gab Hikoshirō die leeren Äußerlichkeiten des Könnens seines Vaters als echt aus; dabei handelte es sich nur um die sichtbare Hülle, der das Herz mangelte.

So jedenfalls lautete die Legende, die jedem Reisenden erzählt wurde, der zufällig in die Gegend von Kuwana geriet. Für Geschichten dieser Art war sie nicht schlecht, und da sie auf Tatsachen beruhte, war sie einleuchtender und weniger läppisch als die Tausenden von volkstümlichen Sagen, welche die Leute erzählen, um die Einzigartigkeit ihrer geliebten Städte und Provinzen zu untermauern.

Musashi, der vom Burgfleck Kuwana kam und den Berg Tarusaka herunterritt, hörte die Legende von einem Pferdeknecht. Er nickte und sagte höflich: »Wirklich? Wie interessant.« Dies geschah in der Mitte des letzten Monats im Jahr, und obwohl das Klima von Ise vergleichsweise mild ist, war der Wind, der von der Nako-Bucht zum Paß heraufzog, kalt und schneidend. Musashi trug nur einen dünnen Kimono, baumwollenes Unterzeug und einen ärmellosen Umhang. Alles war viel zu leicht; außerdem war es unleugbar schmutzig. Sein Gesicht war von der Sonne nicht nur gebräunt, sondern schwarz. Der abgetragene und zerschlissene Strohhut, den er auf dem wettergegerbten Kopf trug, sah völlig überflüssig aus. Hätte er ihn unterwegs fortgeworfen, kein Mensch hätte sich die Mühe gemacht, ihn noch einmal aufzuheben. Das Haar, das er sicher seit langem nicht mehr gewaschen hatte, war zwar am Hinterkopf zusammengebunden, doch ähnelte es bedenklich einem wirren Vogelnest. Was immer er im Laufe der letzten sechs Monate getan hatte, seine Haut sah aus wie wohlgegerbtes Leder, und seine Augen leuchteten perlweiß aus den kohlschwarzen Höhlen.

Den Reitknecht quälten, seit er diesen abgerissenen Kunden

angenommen hatte, Bedenken. Er bezweifelte, daß dieser ihn jemals bezahlen würde, und er war überzeugt, an dem tief in den Bergen gelegenen Ziel niemand zu finden, der ihm Geld für den Rückritt bieten würde. »Herr«, sagte er ein wenig schüchtern. »Mm?«

»Kurz vor Mittag werden wir Yokkaichi erreichen, und gegen Abend Kameyama; doch bis wir das Dorf Ujii erreichen, wird Mitternacht vorüber sein.« »Mm.«

»Ist das auch in Ordnung?«

»Mm.« Musashi war mehr daran interessiert, die tief eingeschnittene Meeresbucht in sich aufzunehmen, als sich zu unterhalten. Mochte der Reitknecht sich noch so sehr bemühen, es gelang ihm nicht, mehr als ein Kopfnicken oder das unverbindliche »Mm« aus seinem Kunden herauszulocken.

Er unternahm noch einen Versuch. »Ujii ist nichts weiter als ein kleiner Weiler, vom Suzuka acht Meilen ins Gebirge hinein. Wie kommt es, daß Ihr ausgerechnet ein so kleines Dorf aufsuchen wollt?« »Ich besuche dort jemand.« »Dort leben nur ein paar Bauern und Holzfäller.«

»In Kuwana hat man mir erzählt, dort lebe ein Mann, der vorzüglich mit der Kugel-Ketten-Sichel umzugehen versteht.« »Das muß wohl Shishido sein, Shishido Baiken.« »Ja.«

»Er ist Schmied und fertigt Sichel. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß er sich trefflich auf den Umgang mit dieser Waffe versteht. Vervollkommnet Ihr Euch im Waffenhandwerk?« »Mm.«

»Nun, wenn das so ist, würde ich vorschlagen, statt Baiken aufzusuchen, nach Matsuzaka zu reiten. Einige der besten Schwertkämpfer der Provinz Ise sind dort.« »Wer, zum Beispiel?«

»Nun, da ist zunächst einmal Mikogami Tenzen.«

Musashi nickte. »Ja. Ich habe von ihm gehört.« Mehr sagte

er nicht, doch erweckte er den Eindruck, über Mikogamis Leistungen im Bilde zu sein. Als sie die kleine Ortschaft Yokkaichi erreichten, humpelte Musashi unter Schmerzen zu einer Garküche, bestellte etwas zu essen und setzte sich, um das Erstandene zu verzehren. Ein Fuß war einer schwärenden Wunde an der Sohle wegen über dem Spann bandagiert, was erklärte, warum er es vorgezogen hatte, sich ein Pferd zu mieten, statt zu Fuß zu gehen. Trotz seiner Gewohnheit, wachsam und aufmerksam zu sein, war er vor ein paar Tagen in der volkreichen Hafenstadt Narumi auf ein Brett mit einem Nagel darin getreten. Sein rot angeschwollener Fuß sah aus wie eine eingelegte Khakifrucht, und seit gestern hatte Musashi auch Fieber.

Seiner Denkweise gemäß hatte er eine Schlacht mit einem Nagel ausgefochten, und der Nagel hatte gewonnen. Als Adept des Waffenhandwerks betrachtete er es als Demütigung, unachtsam gewesen zu sein. Gibt es denn keine Möglichkeit, einem Gegner wie diesem zu widerstehen? fragte er sich mehrmals. Der Nagel stand doch nach oben, war also deutlich zu sehen. Draufgetreten bin ich, weil ich halb schlief – nein, weil ich blind war, denn noch ist mein Geist nicht an jeder Stelle meines Körpers wirksam. Was noch schlimmer ist: Ich habe zugelassen, daß der Nagel tief eindrang, was nur beweist, wie langsam meine Reflexe sind. Bei einer vollkommenen Körperbeherrschung hätte ich den Nagel bemerkt, gleich nachdem die Sohle meiner Sandale ihn berührte.

Er kam zu dem Schluß, daß er eben noch unreif war. Sein Körper und sein Schwert waren immer noch nicht eins; wiewohl seine Arme von Tag zu Tag kräftiger wurden, standen sein Geist und der Rest seines Körpers nicht völlig im Einklang. Selbstkritisch, wie er war, sah er darin einen bedauerlichen Makel.

Gleichwohl hatte er das Gefühl, die vergangenen sechs Monate nicht völlig vertan zu haben. Nach seiner Flucht aus

Yagyū war er zunächst nach Iga gegangen, dann der Landstraße nach Omi gefolgt, um die Provinzen Minō und Owari zu durchstreifen. In jeder Stadt, auf jedem Berg und in jeder Schlucht war er bestrebt gewesen, den wahren Weg des Schwertes zu meistern. Manchmal hatte er das Gefühl, ihm nahezukommen, doch das Geheimnis entzog sich ihm immer wieder, blieb etwas, das seiner weder in den Städten noch in den Schluchten harnte.

Er konnte sich nicht mehr erinnern, mit wie vielen Kriegen er zusammengeraut war; Dutzende waren es gewesen, alles gut ausgebildete, überlegene Schwertkämpfer. Fähige Kontrahenten zu finden war nicht schwierig. Schwer fiel es jedoch, einem richtigen Menschen zu begegnen. Zwar war die Welt voll von Leuten, allzu voll vielleicht, doch ein richtiger Mensch war selten. Zu dieser Überzeugung war Musashi auf seinen Reisen mehr und mehr gekommen; sie schmerzte ihn nachgerade, und das war sehr entmutigend. Doch dann kehrten seine Gedanken immer wieder zu Takuan zurück, denn der war ohne jeden Zweifel ein richtiger Mensch, eine unverwechselbare Persönlichkeit.

Ich kann wohl von Glück sagen, dachte Musashi. Zumindest ist mir vergönnt gewesen, *einem* echten Menschen zu begegnen. Jetzt muß ich dafür sorgen, daß die Gelegenheit, ihn kennengelernt zu haben, auch Früchte trägt.

Jedesmal, wenn Musashi an Takuan dachte, breitete sich, von den Handgelenken ausgehend, ein gewisser körperlicher Schmerz über den ganzen Leib aus. Ein merkwürdiges Gefühl war das, gleichsam eine lebendige Erinnerung an die Zeit, da er fest an den Ast hoch oben in der Zeder gebunden war. Wartet nur! gelobte sich Musashi, irgendwann einmal werde ich Takuan an die Äste fesseln; und dann werde ich mich unten auf die Erde setzen und ihm den wahren Weg des Lebens predigen. Nicht, daß er einen Groll oder irgendwelche Rachegefühle gegenüber Takuan hegte, er wollte nur beweisen, daß die

Seinsweise, die man auf dem Weg des Schwertes erreichen konnte, jener überlegen war, die man mit Hilfe des Zen erlangte. Musashi mußte lächeln, wenn er sich vorstellte, daß er dem exzentrischen Mönch gegenüber eines Tages den Spieß umkehren könnte.

Freilich war es möglich, daß sich die Dinge nicht so entwickelten, wie er vorhatte. Doch angenommen, er machte bedeutende Fortschritte, und zudem angenommen, er befand sich eines Tages in der Lage, Takuan hoch oben in einem Baum festzubinden und ihm Predigten zu halten: Was würde Takuan dann sagen? Gewiß würde er vor Freude aufschreien und lauthals verkünden: »Ich bin restlos glücklich hier oben.«

Doch nein, so direkt würde Takuan nie sein. Da Takuan nun einmal Takuan war, würde er lachen und sagen: »Dumm! Du machst zwar Fortschritte, aber du bist immer noch dumm.«

Eigentlich ging es ja nicht darum, was Takuan sagen würde, fand Musashi, sondern darum, daß er es dem Mönch irgendwie schuldig war, ihm dank persönlicher Überlegenheit eins auszuwischen. Musashi hatte seinen eigenen Weg beschritten und entdeckte nun Tag für Tag, wie unendlich lang und mühselig dieser Pfad war, der zur echten Menschlichkeit führte. Sobald er einsah, wieviel weiter fortgeschritten Takuan war als er, lösten sich seine Überlegenheitsträume auf.

Noch mehr verunsicherte es ihn, darüber nachzudenken, wie unreif und unfertig er noch war im Vergleich zu Sekishūsai. Der Gedanke an den alten Meister des Hauses Yagyū erboste ihn und machte ihn traurig zugleich. Vor allem aber machte er ihm klar, wie wenig befugt er war, auch nur einigermaßen kenntnisreich über den Weg des Schwertes und das Waffenhandwerk oder irgend etwas Verwandtes zu reden.

In solchen Augenblicken kam ihm die Welt, von der er einst gemeint hatte, daß sie voll sei von beschränkten Leuten, erschreckend groß vor. Allerdings hat das Leben mit Logik

nichts zu tun, sagte Musashi sich immer wieder. Auch das Schwert hat mit Logik nichts zu schaffen. Nicht um Folgerichtigkeit oder Mutmaßungen ging es, sondern ums Handeln. Möglich, daß es im Augenblick Menschen gab, die viel bedeutender waren als er, aber eines Tages würde auch er bedeutend sein.

Sobald Selbstzweifel ihn zu überwältigen drohten, hatte Musashi es sich zur Gewohnheit gemacht, schnell ins Gebirge zu gehen, wo er dann, von allen anderen abgeschnitten, zurückgezogen lebte. Wie er lebte, wurde jedesmal bei seiner Rückkehr in die Zivilisation an seiner Erscheinung deutlich: an seiner rehgleichen Hohlwangigkeit, an den Beulen und Schrammen am Leib, an seinem Haar, das von den vielen Stunden unter einem kalten Wasserfall spröde und steif war. Da er im Gebirge auf dem bloßen Boden schlief, starrte er nur so von Schmutz, daß das Weiß seiner Zähne ganz unirdisch wirkte. Doch waren das nur Äußerlichkeiten. Innerlich glühte er vor einem an Überheblichkeit grenzenden Selbstvertrauen, und er brannte darauf, es mit einem würdigen Gegner aufzunehmen. Dieses Verlangen, sein Können und seine Tüchtigkeit auf die Probe zu stellen, trieb ihn immer wieder von den Bergen herunter.

Im Augenblick war er unterwegs, weil er wissen wollte, ob womöglich der Mann mit der Kugel-Ketten-Sichel aus Ujii der richtige war. In den zehn Tagen, die ihm noch vor dem Treffen in Kyoto blieben, hatte er genügend Zeit, um herauszufinden, ob Shishido Baiken jener seltene Vogel, ein richtiger Mensch also war, nach dem er suchte, oder ob auch er nur einer aus der unübersehbar großen Schar der Reis essenden Würmer war, welche die Erde bevölkerten.

Spätnachts erreichte er sein Ziel tief im Gebirge. Nachdem er den Reitknecht entlohnt hatte, sagte er zu ihm, es stehe ihm frei zurückzureiten, doch der Reitknecht zog es vor, da es nun mal so spät geworden war, Musashi bis zu dem Haus zu begleiten,

das er suchte, und die Nacht unter demselben Dach wie sein Kunde zu verbringen. Am nächsten Morgen wollte er dann über den Suzuka-Paß reiten, um, so das Glück ihm hold war, unterwegs jemand anzutreffen, der ihm den Heimweg bezahlte. Jedenfalls sei es viel zu kalt und zu dunkel, sagte der Reitknecht, um vor Sonnenaufgang zu versuchen, nach Hause zurückzukehren.

Musashi hatte Verständnis für ihn. Sie ritten durch ein von drei Seiten eingeschlossenes Tal, und wohin der Reitknecht sich auch gewandt hätte, er hätte durch kniehohen Schnee stapfen müssen. »Dann kommt mit mir«, sagte Musashi daher.

»Zum Haus von Shishido Baiken?« »Ja.«

»Vielen Dank, Herr! Dann wollen wir mal sehen, ob wir es finden.« Da Baiken eine Schmiede betrieb, hätte ihnen jeder Bauer sagen können, wo er wohnte, doch um diese Nachtstunde schlief alles im Dorf. Das einzige Lebenszeichen war das stetige Stampfen des Hammerwerks einer Walkmühle. Als sie durch die frostige Nacht diesem Geräusch nachgingen, entdeckten sie schließlich ein Licht. Es mußte sich um das Haus des Schmieds handeln. Davor türmte sich altes Eisen, und die Unterseite der Dachsparren war rußgeschwärzt. Musashi schickte den Reitknecht voran. In der Esse brannte Feuer, und eine Frau, welche den Flammen den Rücken zukehrte, bearbeitete Tuch mit einem Walkstampfer.

»Guten Abend! Oh, Ihr habt ein Feuer. Das ist wunderbar.« Der Knecht ging geradenwegs auf die Esse zu.

Die Frau sprang auf und ließ erschrocken ihr Arbeitsgerät fallen. »Wer, um alles in der Welt, seid Ihr?« fragte sie.

»Moment, ich werde es gleich erklären«, sagte der Knecht und wärmte sich die Hände. »Ich bringe einen Samurai von weit her, der gern zu Eurem Mann möchte. Wir sind gerade eben eingetroffen. Ich bin aus Kuwana, wo ich einen Mietstall betreibe.«

»Ach, ausgerechnet ...« Die Frau blickte säuerlich in Musashis Richtung. Ihr Stirnrunzeln verriet, daß sie mehr als genug Shugyōsha erlebt und gelernt hatte, mit ihnen umzugehen. Ein wenig hochmütig sagte sie wie zu einem Halbwüchsigem: »Macht die Tür zu, sonst holt sich das Kind bei dieser kalten Luft noch einen Schnupfen!«

Musashi verneigte sich und tat, wie ihm geheißen. Dann nahm er auf einem Baumstumpf neben der Esse Platz und musterte das Haus von der rauchgeschwärzten Ecke für den Metallguß bis zu den drei Wohnräumen. An einem Brett an der Wand hingen etwa zehn Kugel-Ketten-Sicheln; zumindest nahm er an, daß es welche waren, denn er hatte diese ausgefallene Waffe nie zuvor gesehen. So war denn ein weiterer Grund für seine Reise hierher in der Tat, daß er meinte, jemand wie er müsse jede Waffe einmal kennenlernen. Seine Augen begannen vor Neugier zu leuchten.

Die Frau, die an die Dreißig sein mußte und ziemlich hübsch war, räumte den Stampfer beiseite und ging in einen der Wohnräume. Musashi dachte, sie werde vielleicht etwas Tee bringen, doch begab sie sich statt dessen zu einer Schlafmatte, auf der ein kleines Kind lag, nahm es hoch und fing an, es zu nähren.

Zu Musashi gewandt, sagte sie: »Ich nehme an, Ihr seid einer von den Rōnin, die herkommen, um sich von meinem Mann blutig schlagen zu lassen. Wenn das stimmt, habt Ihr Glück. Er ist nämlich unterwegs, also braucht Ihr keine Angst zu haben, daß er Euch tötet.« Sie lachte übermütig. Musashi stimmte in ihr Lachen nicht ein; er war gründlich verärgert. War er doch nicht in dieses gottverlassene, einsame Nest gekommen, damit eine Frau sich lustig über ihn machte, zumal, wie er meinte, alle Frauen dazu neigten, Stellung und Ansehen ihres Mannes stark überzubewerten. Diese Frau war schlimmer als die meisten; sie schien ihren Gatten für den bedeutendsten Mann auf Erden zu halten.

Da er sie jedoch nicht verletzen wollte, sagte Musashi: »Ich bin enttäuscht zu hören, daß Euer Gatte fort ist. Wohin ist er denn?« »Zu den Arakida.« »Und wo ist das?«

»Ha, ha! Da kommt Ihr nach Ise und wißt nicht einmal, wer die Familie Arakida ist?«

Der Säugling an ihrer Brust wurde unruhig, und die Frau vergaß schlicht die Anwesenheit ihrer Gäste und sang im Dialekt von Ise ein Wiegenlied:

Schlaf ein, schlaf ein! Schlafende Kinder sind brav. Sind sie wach, sind sie ungezogen Und bringen ihre Mütter zum Weinen.

Da er hoffte, zumindest etwas zu lernen, wenn er sich die Waffen des Schmieds ansah, fragte Musashi: »Sind das die Waffen, mit denen Euer Gatte so überaus trefflich umgeht?«

Die Frau stieß einen Brummlaut aus, und als er bat, sich die Waffen ansehen zu dürfen, tat sie es noch einmal.

Er nahm eine vom Haken. »So also sehen sie aus«, sagte er halb zu sich selbst. »Soviel ich gehört habe, erfreuen sie sich neuerdings großer Beliebtheit.« Die Waffe, die er in der Hand hielt, bestand aus einem etwa anderthalb Fuß langen gebogenen Metallbügel, den man leicht im Obi mit sich herumtragen konnte. Er wies an einem Ende einen Ring auf, an dem eine lange Kette befestigt war. An der Kette hing eine schwere Metallkugel, mit der man ohne weiteres jemand den Schädel zertrümmern konnte. In einer tiefen Einkerbung des Metallbügels entdeckte Musashi den Rücken einer Klinge. Mit den Fingernägeln zog er daran, und die gebogene Klinge klappte heraus wie eine Sichelschneide. Der Kopf eines Gegners ließ sich auf diese Weise mühelos abschneiden.

»Vermutlich hält man sie so«, sagte Musashi. Er nahm die Sichel in die Linke und die Kette in die Rechte. Dann stellte er sich vor, ein Feind stehe ihm gegenüber. Er nahm eine Abwehrhaltung ein und überlegte, welche Bewegungen wohl

jetzt gemacht werden müßten.

Doch die Frau, die das Kind hingelegt hatte und zusah, schalt ihn: »So nicht! Das ist ja schrecklich!« Die Brust wieder im Kimono verstauend, trat sie zu ihm. »Wenn Ihr sie so haltet, könnte Euch jeder mit einem Schwert mühelos niedermachen. So müßt Ihr sie halten!«

Sie riß ihm die Kugel-Ketten-Sichel aus der Hand und zeigte ihm, wie man sich richtig mit ihr hinstellte. Es bereitete Musashi Unbehagen zu sehen, wie eine Frau mit einer derart brutal aussehenden Waffe eine Kampfhaltung einnahm. Offenen Mundes starrte er sie an. Beim Stillen des Kindes hatte sie ausgesprochen träge gewirkt; jetzt hingegen, in ihrer Angriffsbereitschaft, sah sie anziehend, würdig, ja schön aus. Während ihr Musashi zusah, entdeckte er auf der Klinge, die blauschwarz schimmerte wie der Rücken einer Makrele, eine Inschrift. Er konnte sie entziffern:

Stil des Shishido Yaegaki.

Die Frau jedoch gab die Kampfhaltung im nächsten Moment auf. »Nun ja, so ähnlich jedenfalls«, sagte sie und ließ die Klinge wieder im Metallbügel einrasten. Dann hängte sie die Waffe zurück an das Wandbrett. Musashi hätte liebend gern gesehen, daß sie ihm die sinnreiche Waffe nochmals vorführte, doch hatte sie dies offensichtlich nicht vor. Nachdem sie den Walkzuber geleert hatte, machte sie sich geräuschvoll in der Nähe des Ausgusses zu schaffen: Offenbar säuberte sie Töpfe, oder sie bereitete irgend etwas zum Kochen vor.

Wenn schon diese Frau imstande ist, eine so furchtgebietende Haltung einzunehmen, wie muß das erst bei ihrem Mann aussehen, dachte Musashi. Mittlerweile machte ihm sein Wunsch, Shishido Baiken kennenzulernen, nachgerade körperlich zu schaffen, und so erkundigte er sich leise bei dem Reitknecht nach den Arakidas. Der Knecht, der gegen die Wand gelehnt dastand und wohligh die Wärme des

Feuers genoß, erklärte murmelnd, das sei jene Familie, der die Bewachung des Ise-Schreins obliege. Wenn das stimmt, dachte Musashi, dürfte es nicht schwierig sein, sie ausfindig zu machen. Er beschloß, genau das zu tun, zog auf einer Matte am Feuer die Beine hoch und schlief ein.

Frühmorgens am nächsten Tag stand der Lehrjunge des Schmieds auf und öffnete die Haupttür der Schmiede. Auch Musashi erhob sich und bat den Reitknecht, ihn bis Yamada zu bringen, der Stadt, die in der Nähe des Ise-Schreins lag. Der Bursche, der nun beruhigt war, weil er bereits am Tag zuvor bezahlt worden war, willigte sofort ein.

Gegen Abend hatten sie die lange, baumgesäumte Allee erreicht, die zum Schrein führte. Die Teeschenken nahmen sich selbst für die Winterzeit besonders verloren aus. Es waren nur wenige Reisende unterwegs, und die Straße war in einem schlechten Zustand. Eine Reihe von Bäumen, welche die Herbststürme umgelegt hatten, lagen immer noch dort, wo sie hingestürzt waren.

Von der Herberge in Yamada schickte Musashi einen Diener aus, um im Haus der Familie Arakida nachzufragen, ob Shishido Baiken sich dort aufhalte. Man ließ ihm ausrichten, es müsse wohl ein Irrtum vorliegen; jemand dieses Namens sei nicht da. Enttäuscht widmete Musashi seine Aufmerksamkeit dem verletzten Fuß, der über Nacht beträchtlich angeschwollen war.

Er war wütend, denn in wenigen Tagen mußte er in Kyoto sein. In seiner schriftlichen Herausforderung der Yoshioka-Schule hatte er seinen Gegnern sämtliche Tage der ersten Woche nach Neujahr als Termin angeboten. Jetzt konnte er sich nicht einfach eines entzündeten Fußes wegen entschuldigen. Außerdem hatte er versprochen, sich an der Brücke an der Gojō-Allee mit Matahachi zu treffen.

Den ganzen nächsten Tag verbrachte er damit, die Wunde

nach einer Methode zu behandeln, von der er einmal gehört hatte. Er nahm die Reste, die nach der Bereitung von To-Fu zurückblieben, steckte sie in einen Tuchbeutel, preßte das warme Wasser aus dem Sojabohnenquark und badete den Fuß darin. Die Entzündung ließ nicht nach, und was noch schlimmer war: Der To-Fu-Geruch war Übelkeit erregend. Da saß er nun, ärgerte sich über seinen Fuß und beklagte gleichzeitig, so dumm gewesen zu sein, den Umweg über Ise gemacht zu haben. Er hätte geradewegs nach Kyoto gehen sollen. In der folgenden Nacht, als er den verbundenen Fuß unter der Zudecke liegen hatte, stieg das Fieber beträchtlich, und der Schmerz wurde unerträglich. Am Morgen darauf versuchte er es verzweifelt mit anderen Rezepten, unter anderem mit dem Auftragen einer öligen Salbe vom Herbergswirt, der schwor, sie habe seit Generationen in seiner Familie Segen gebracht. In Musashis Augen sah der Fuß inzwischen aus wie ein riesiger, blasiger Klumpen To-Fu, und er fühlte sich schwer an wie ein Holzklotz. Dies stimmte ihn nachdenklich. Nie zuvor im Leben war er länger als drei Tage bettlägerig gewesen. Abgesehen davon, daß er als Kind einmal den Karbunkel am Kopf gehabt hatte, konnte er sich nicht erinnern, jemals wirklich krank gewesen zu sein.

Krankheit ist der schlimmste Feind, überlegte er. Trotzdem bin ich ihr hilflos preisgegeben. Bis jetzt hatte er gemeint, seine Gegner fielen nur von außen über ihn her; daß ihn jetzt ein Feind im Inneren bewegungslos machte, war eine neue und nachdenkenswerte Erfahrung für ihn.

Wie viele Tage sind es noch bis zum Jahresende? dachte er nach. Ich kann schließlich nicht einfach hier herumliegen und nichts tun! Während er dalag und sich grämte, schienen seine Rippen das Herz zu bedrängen, und er hatte das Gefühl, als werde ihm der Brustkasten zusammengedrückt. Er stieß die Zudecke von seinem geschwollenen Fuß: Wenn ich nicht einmal damit fertig werde, wie soll ich dann hoffen, jemals das

ganze Haus Yoshioka zu besiegen?

In der Hoffnung, den Dämon in seinem Inneren in den Griff zu bekommen und ihm die Luft abzudrücken, zwang er sich, die traditionelle Sitzhaltung auf den Unterschenkeln einzunehmen. Die Schmerzen waren gewaltig und marterten ihn so, daß ihm fast die Sinne schwanden. Er saß dem Fenster gegenüber, schloß jedoch die Augen, und es dauerte lange Zeit, bis das leuchtende Rot in seinem Gesicht anfang zu verblassen und er einen etwas kühleren Kopf bekam. Da fragte er sich, ob der Dämon wohl seiner beständigen Zähigkeit wich.

Er schlug die Augen auf und erblickte vor sich den Hain, welcher den Ise-Schrein umgab. Hinter den Bäumen konnte er den Gipfel des Mae erkennen und ein wenig weiter im Osten den des Asama. Alle Berge überragte jedoch der zwischen diesen beiden liegende Riese, der wirkte, als rümpfte er über seine Nachbarn die Nase und als starre er Musashi frech an. Wie ein Adler, dachte Musashi, ohne zu wissen, daß der Berg tatsächlich Adlerberg hieß. Das hochmütige Aussehen des Gipfels ärgerte ihn; diese stolze Ausstrahlung reizte ihn, bis sein Kampfgeist sich wieder regte. Er konnte nicht umhin, an Yagyū Sekishūsai zu denken, den alten Schwertkämpfer, der diesem erhabenen Gipfel ähnelte, und während die Zeit verging, kam es ihm allmählich so vor, als wäre der Berg vor ihm in der Tat Sekishūsai, der hoch von den Wolken auf ihn herabschaute und über seine Schwäche und Bedeutungslosigkeit lachte.

Musashi starrte den Berg an und vergaß vorübergehend seinen Fuß. Schließlich meldete sich der Schmerz jedoch wieder in seinem Bewußtsein. Hätte ich das Bein in die Glut der Schmiedeesse gerammt, es könnte nicht schlimmer geschmerzt haben, dachte er verbittert. Unwillkürlich nahm er den großen, runden Klumpen unter sich heraus und funkelte ihn an, unfähig, sich mit der Tatsache abzufinden, daß er ja ein Teil von ihm war. Laut verlangte er nach dem Mädchen. Als es

nicht auf der Stelle erschien, hämmerte er mit der Faust auf die Tatami. »Ist denn da niemand?« rief er. »Ich reise ab! Bringt die Rechnung! Macht mir etwas Essen fertig, etwas gebratenen Reis, und besorgt mir drei Paar schwere Strohsandalen.« Bald war er draußen auf der Straße und humpelte über den alten Marktplatz, an dem der berühmte Krieger Tairano Tadakiyo geboren sein soll. Im Moment erinnerte allerdings kaum etwas an eine Heldengedenkstätte; der Platz glich vielmehr einem Freiluftbordell, gesäumt von Teeschenken und voll von Frauen. Mehr Versucherinnen als Bäume standen die Straße entlang, riefen die Reisenden an und zupften mutmaßliche Freier am Ärmel, machten ihnen schöne Augen, redeten ihnen schmeichelnd zu und neckten sie. Um zum Schrein zu gelangen, mußte Musashi sich förmlich den Weg zwischen ihnen bahnen, sie zornig anfunkeln und versuchen, ihren unverschämten Blicken auszuweichen.

»Was ist mit Eurem Fuß geschehen?« »Soll ich mal dafür sorgen, daß es ihm bessergeht?« »Kommt, laßt ihn mich mal für Euch reiben!«

Sie zerrten an seinem Überwurf, haschten nach seinen Händen, packten sein Handgelenk.

»Ein gutaussehender Mann kommt nicht weiter, wenn er ein so finsternes Gesicht macht.«

Musashi errötete und stolperte blindlings vorwärts. Völlig unfähig, sich gegen solche Angriffe zu verteidigen, entschuldigte er sich bei etlichen und brachte anderen gegenüber höfliche Ausflüchte vor, was den Frauen nur ein Kichern entlockte. Als eine von ihnen sagte, er sei »so süß wie ein kleiner Panther«, wurden die weißen Hände immer zudringlicher. Schließlich ließ er jeden Anschein von Würde fahren, ergriff die Flucht und blieb nicht einmal stehen, um sich seinen Hut zu holen, der ihm davongeflogen war. Das Gekicher verfolgte ihn bis unter die Bäume außerhalb der Stadt. Es war Musashi nicht möglich, solche Frauen einfach

nicht wahrzunehmen, und die Erregung, in die ihre tastenden Hände ihn versetzten, brauchte jedesmal lange, ehe sie sich legte. Allein die Erinnerung an den Duft weißen Reispuders bewirkte, daß er Herzklopfen bekam, dem er selbst mit einem großen Aufwand an Geisteskraft nicht beikommen konnte. All dies stellte für ihn eine größere Bedrohung dar als ein Gegner, der mit gezogenem Schwert Aufstellung vor ihm nahm. Er wußte eben nicht, wie er damit fertig werden sollte. Während sein Leib vor geschlechtlicher Begierde glühte, warf er sich nachts oft ruhelos auf seinem Lager hin und her, und manchmal wurde sogar die unschuldige Otsū Gegenstand seiner ausschweifenden Phantasien.

Diesmal half sein Fuß ihm, den Gedanken an die Frauen zu verdrängen. Da er lief, wo er doch kaum imstande war zu gehen, war ihm, als müsse er einen Fluß aus geschmolzenem Metall überqueren. Bei jedem Schritt schoß ihm qualvoll der Schmerz von der Fußsohle bis in den Kopf. Seine Lippen röteten sich, seine Hände wurden klebrig wie Honig, und sein Haar roch säuerlich nach Schweiß. Schon den Fuß überhaupt anzuheben, erforderte alle Kraft, die er aufbringen konnte. Bisweilen hatte er das Gefühl, in tausend Stücke auseinanderzufallen. Dabei hatte er sich nichts vorgemacht. Schon beim Verlassen der Herberge hatte er gewußt, daß der Weg eine Qual sein würde, doch hatte er sich fest vorgenommen, die Schmerzen durchzustehen. Irgendwie schaffte er es, sich zu bezwingen, obwohl er jedesmal unterdrückt fluchte, wenn er den elenden Fuß vorwärts zog.

Als er den Isuzu überquert und den Inneren Schrein betreten hatte, spürte Musashi die Gegenwart von etwas Heiligem, er spürte sie in den Pflanzen, den Bäumen, ja im Gesang der Vögel. Was es war, vermochte er nicht zu sagen, aber es war da.

Stöhnend sank er am Stamm einer großen Zeder nieder. Er wimmerte vor Schmerz leise und hielt sich mit beiden Händen

den Fuß. Lange saß er regungslos wie ein Felsbrocken da; sein Körper glühte vor Fieber, und die Haut erschauerte eisig im Wind.

Warum hatte er sich plötzlich von seinem Lager erhoben? Warum war er von der Herberge davongelaufen? Jeder vernünftige Mensch wäre dort geblieben und hätte gefaßt abgewartet, bis der Fuß heilte.

War es nicht kindisch, ja schwachsinnig von einem Erwachsenen, sich von Ungeduld überwältigen zu lassen?

Doch war es nicht Ungeduld allein, was ihn weitergetrieben hatte. Dahinter stand ein geistiges Bedürfnis, und zwar ein sehr tiefes. Trotz der Schmerzen und aller körperlichen Qualen war sein Geist angespannt; er bebte vor Lebenskraft. Musashi hob den Kopf und betrachtete mit scharfen Augen die Öde um sich herum.

Durch das unablässige, traurige Stöhnen der großen Bäume im heiligen Hain hindurch vernahm sein Ohr einen anderen Laut. Irgendwo, nicht weit weg, weckten Flöten und Rohrpfifen die Klänge uralter Musik, Musik, die den Göttern geweiht war, und ätherische Kinderstimmen sangen die heiligen Anrufungen. Von diesen friedlichen Klängen angezogen, versuchte Musashi aufzustehen. Er biß sich auf die Lippen und stemmte sich hoch, wiewohl sein schmerzender Leib sich jeder Bewegung widersetzte. Als er die Lehmmauer des Schreins erreichte, stützte er sich mit beiden Händen ab, und wie ein Krebs schob er sich mit unbeholfenen Bewegungen seitlich weiter. Die himmlische Musik kam aus einem etwas entfernten Gebäude; durch ein Gitterfenster fiel Licht. Hier, im Haus der Jungfrauen, lebten die jungen Mädchen im Dienst der Gottheit. Sie übten auf alten Musikinstrumenten und lernten heilige Tänze, die schon vor Jahrhunderten ersonnen worden waren.

Musashi suchte sich den Weg zum Hintereingang des

Gebäudes. Dort blieb er stehen, um einen Blick hineinzuworfen, doch sah er niemand. Froh, sich nicht weiter erklären zu müssen, entledigte er sich seiner Schwerter sowie des Packens auf dem Rücken, band alles zusammen und hängte es an einen Haken. Jetzt konnte er sich unbehindert bewegen. Die Hand in die Hüfte gestemmt, hinkte er zurück zum Isuzu.

Etwas später schlug er – vollständig nackt – ein Loch in das Eis auf dem Fluß und sprang in das eiskalte Wasser. Dort blieb er einige Zeit, spritzte, prustete und tauchte beim Baden den Kopf unter: So reinigte er sich. Glücklicherweise war niemand in der Nähe. Jeder Vorüberkommende hätte ihn für einen Irren gehalten und vertrieben.

Eine Legende aus Ise berichtete, daß ein Bogenschütze namens Nikki Yoshinaga vor langer, langer Zeit einen Teil des Tempelbereichs von Ise angegriffen und besetzt hatte. Er ließ sich häuslich nieder, ging im heiligen Isuzu angeln und machte mit Falken Beizjagd auf kleine Vögel im heiligen Hain. Diese lästerlichen Plünderungen, so hieß es in der Legende, rächten sich, da Nikki völlig den Verstand verlor. Und deshalb hätte man Musashi so, wie er sich aufführte, leicht für den Geist des Wahnsinnigen halten können. Als er schließlich auf einen Felsen sprang, geschah das mit der Schwerelosigkeit eines kleinen Vogels. Während er sich abtrocknete und seine Kleider anlegte, gefroren die Strähnen an seiner Stirn zu kleinen Eiszapfen. Für Musashi war das Eintauchen in die eisigen Fluten des heiligen Flusses eine Notwendigkeit gewesen. Wenn sein Körper der Kälte nicht widerstehen konnte, wie sollte er dann die viel bedrohlicheren Hindernisse im Leben meistern? Noch dazu handelte es sich in diesem Augenblick nicht um irgendeine zufällige Schwierigkeit, die irgendwann einmal auf ihn zukommen würde, sondern er wußte, daß er es mit dem sehr wirklichen Yoshioka Seijūrō und seiner ganzen Schule aufnehmen mußte. Die Yoshioka-Anhänger würden alle Kraft gegen ihn aufbieten. Das mußten sie, um das Gesicht zu

wahren. Sie wußten, daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als ihn zu töten. Und Musashi wußte, daß es nicht leicht sein würde, seine Haut zu retten.

In dieser Situation hätte ein Samurai üblicherweise gesagt, es gelte, »mit aller Macht zu kämpfen« oder »bereit zu sein, dem Tod ins Auge zu blicken«. Für Musashis Denkweise war dies jedoch barer Unsinn. Bei einem Kampf auf Leben und Tod alle Kraft einzusetzen, war nichts anderes als tierischer Instinkt. Außerdem war es – wiewohl es einen höheren geistigen Zustand verriet, angesichts des Todes nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten – im Grunde gar nicht so schwierig, dem Tod ins Auge zu blicken, wenn man wußte, daß man sterben mußte.

Musashi befürchtete nicht zu sterben, nur wollte er endgültig siegen und nicht bloß überleben. Die Zuversicht, die es brauchte, um das fertigzubringen, mußte er jetzt aufbauen. Mochten andere einen heldenhaften Tod sterben, wenn es ihnen benagte, er wollte sich mit nichts Geringerem zufriedengeben als mit einem heldenhaften Sieg.

Nach Kyoto war es nicht weit, nicht weiter als siebzig oder achtzig Meilen. Beeilte er sich, konnte er in drei Tagen dort sein. Doch die Zeit, die er brauchte, um sich geistig vorzubereiten, entzog sich jedem Maß. War er innerlich bereit? Waren sein Geist und seine Seele wirklich eins? Bis jetzt konnte Musashi diese Fragen nicht eindeutig bejahen. Er fühlte, daß irgendwo tief in ihm noch eine Schwäche steckte: das Wissen um seine Unreife. Er war sich schmerzlich bewußt, daß er den geistigen Zustand des wahren Meisters noch nicht erreicht hatte, daß er immer noch kein vollkommener Mensch war. Wenn er sich mit Nikkan oder Sekishūsai und Takuan verglich, kam er nicht um die schlichte Wahrheit herum: Er war immer noch nicht trocken hinter den Ohren. Wollte er seine Fähigkeiten und Charaktereigenschaften bewerten, kamen nicht nur kleinere Schwächen zum Vorschein, sondern

große blinde Flecken.

Wenn er jedoch nicht grundsätzlich im Leben triumphieren und der Welt um sich herum unmißverständlich seinen Stempel aufdrücken konnte, durfte er sich nicht als Meister der Schwertfechtkunst betrachten. Musashis Körper bebte, und er rief: »Ich werde siegen!« Er hinkte den Isuzu flußaufwärts und rief allen Bäumen im heiligen Hain laut zu: »Ich werde siegen!« Dann kam er zu einem verstummen, gefrorenen Wasserfall, und er kroch wie ein Urmensch über die Felsen, bahnte sich den Weg durch dichtes Gebüsch in tiefen Schluchten, wo kaum jemand zuvor den Fuß hingestellt hatte.

Sein Gesicht war gerötet wie das eines Dämons. Er hielt sich an Felsen und Schlingpflanzen fest, konnte aber auch unter Aufbietung aller Kraft jedesmal nur einen kleinen Schritt vordringen.

Schließlich kam er zu einer fünf- oder sechshundert Schritt langen Schlucht, die so voller Klippen und Stromschnellen war, daß nicht einmal eine Forelle hindurchkam. Am Ende ging es schwindelerregend steil in die Höhe. Wie es hieß, konnten da nur Affen und Kobolde hinaufklettern. Musashi sah sich den Steilhang kurz an und sagte ungerührt: »Das ist er, der Weg zum Adlerberg.«

Erleichtert sah er in dem Steilhang keine unüberwindliche Barriere. Sich an kräftigen Schlingpflanzen festhaltend, schickte er sich an, die steile Felswand zu erklimmen, halb kletternd, halb sich hinaufschwingend. Es war, als ziehe ihn eine der Gravitation entgegengesetzte Kraft in die Höhe. Nachdem er den Scheitel der Klippe erreicht hatte, entrang sich seiner Kehle ein Triumphschrei. Von dieser luftigen Höhe aus konnte er den weißen Flußlauf und den Silberstreif der Küste von Futamigaura sehen. Vor ihm, in einem lichten, von dünnen Abendnebeln umflossenen Gehölz mußte der Fuß des Adlerberges liegen. Dieser Berg, das war Sekishūsai. Wie vorhin, als er noch auf seinem Lager gelegen, spottete der

Gipfel seiner auch jetzt noch. Sein unbeugsamer Geist fühlte sich von Sekishūsais Überlegenheit eingeschüchtert. Sie war bedrückend und hielt ihn zurück.

Nach und nach wurde ihm klar, was er wollte: bis ganz hinaufklettern, dort oben seinem Groll Luft machen und rücksichtslos auf dem Kopf von Sekishūsai herumtrampeln, kurz, ihm beweisen, daß er, Musashi, imstande war zu siegen und auch siegen würde.

Langsam rückte er vor, gegen den Widerstand von Bäumen, Sträuchern und Eis – samt und sonders Feinde, die verzweifelt versuchten, ihn aufzuhalten. Jeder Schritt, jeder Atemzug war eine Herausforderung. Sein eben noch eisgekühltes Blut kochte, und sein Körper verströmte dort, wo die Poren mit der frostigen Luft in Berührung kamen, dampfenden Schweiß. Musashi klammerte sich an das rote Gestein des Gipfels, suchte verzweifelt Halt für die Füße. Jedesmal, wenn er sich suchend vorantastete, hatte er zu kämpfen, prasselte Geröll den Hang hinunter. Hundert Fuß, zweihundert Fuß, dreihundert Fuß – er war in den Wolken. Als sie sich teilten, schien er, von unten gesehen, schwerelos in der Luft zu schweben. Kalt starrte der Berggipfel auf ihn herab.

Nun, da er sich der Spitze näherte, klammerte er sich ans nackte Leben. Ein falscher Schritt, und er würde mit einer Lawine von Geröll und Felsgestein in die Tiefe sausen. Er stöhnte und ächzte, keuchte und verlangte mit allen Poren nach Luft. Die Anstrengung war so gewaltig, daß sein Herz drauf und dran war, hochzuspringen und ihm aus dem Mund zu fahren. Er kletterte nur wenige Fuß, verschnaufte, kletterte wieder ein paar Fuß und verschnaufte abermals.

Die ganze Welt lag unter ihm: der ausgedehnte Forst rings um den Schrein, der weiße Streifen, welcher der Fluß sein mußte, die Gipfel des Asama und des Mae, das Fischerdorf Toba und die weite offene See. Fast bin ich da, dachte er. Nur noch ein kleines Stückchen höher!

Den eigenen Schweißgeruch in der Nase, vermeinte er schwindlig, an seiner Mutter Brust geborgen zu sein. Die rauhe Oberfläche des Steins fühlte sich an wie ihre Haut, und er hatte das überwältigende Verlangen zu schlafen. Doch just in diesem Augenblick brach ein Stück Fels unter seiner großen Zehe ab und brachte ihn wieder zu sich. Tastend suchte er neuen Halt für den Fuß.

So ist es! Ich bin fast da! Mit schmerzverkrampften Händen und Füßen krallte er sich wieder an den Berg. Drohten Körper oder Willenskraft zu erlahmen, sagte er sich, daß er dann auch als Schwertkämpfer eines Tages unterliegen würde. Hier wurde das Treffen entschieden, das wußte er. Das ist für dich, Sekishūsai, du Schuft! Mit jedem Zug, jedem sich In-die-Höhe-Stemmen verfluchte er die Riesen, die er achtete, jene Übermenschen, die ihn hierhergebracht hatten, die er besiegen mußte und die er besiegen würde. Einen für dich, Nikkan. Und auch für dich, Takuan! Er kletterte über die Köpfe seiner Idole, trampelte auf ihnen herum, zeigte ihnen, wer der Beste war. Er und der Adlerberg waren jetzt eins, doch der Berg, als wäre er erstaunt, daß dieser Wicht an ihm herumkratzte, knurrte und spie ganze Lawinen von Sand und Geröll aus. Musashis Atem stockte, als würde ihm jemand den Mund zuhalten. Da klammerte er sich an den Fels, während die Windstöße an ihm zerrten und ihn mitsamt dem Felsen wegzuwehen drohten.

Dann lag er plötzlich auf dem Bauch. Mit geschlossenen Augen wagte er nicht, sich zu bewegen. Doch in seinem Herzen hob ein Frohlocken an. In dem Augenblick, als er alle viere von sich streckte, hatte er rings um sich Himmel gesehen, und das Licht der Morgendämmerung schimmerte plötzlich im weißen Wolkenmeer unter ihm auf. Ich hab's geschafft! Ich habe gesiegt!

Im selben Moment, da er erkannte, daß er die höchste Stelle erreicht hatte, riß seine Willenskraft wie eine Bogensehne. Der Wind auf dem Gipfel ließ Sand und Steine auf seinen Rücken

prasseln. Hier, an der Grenze zwischen Himmel und Erde, fühlte Musashi eine unbändige Freude in sich aufsteigen, die sein ganzes Sein erfüllte. Sein schweißgebadeter Körper war eins mit der Oberfläche des Berges; der Geist des Menschen und der Geist des Berges vollbrachten im Morgengrauen in der unendlichen Weite der Natur das große Werk der Schöpfung. Eingebettet in eine völlig unirdische Ekstase, schlief er den Schlaf des Friedens.

Als er schließlich den Kopf hob, war sein Geist klar und durchsichtig wie reiner Kristall. Er verspürte den Drang aufzuspringen und umherzuschießen wie eine Elritze in einem Bach.

»Es ist nichts über mir!« rief er. »Ich bin dem Adler auf den Kopf gestiegen!«

Als er seine braungebrannten, wilden Arme gen Himmel reckte, übergieß die unverfälschte Morgensonne ihn und den Berg mit rötlichem Schimmer. Er blickte an sich hinab auf seine Füße, die er fest auf den Gipfel gepflanzt hatte, und da sah er gelblichen Eiter – einen ganzen Eimer voll, dünte ihn – aus seinem geschwellenen Fuß fließen. Inmitten der himmlischen Reinheit, von der er umfungen war, stieg eigentümlicher Menschengeruch auf, aber der süße Duft der Trauer verflüchtigte sich rasch.

Eine Blüte im Rauhereif

Jeden Morgen, wenn sie ihre Pflichten am Schrein erfüllt hatten, betraten die Mädchen, die im Haus der Jungfrauen lebten, mit ihren Büchern den Schulraum im Arakida-Haus, wo sie Grammatik lernten und sich im Gedichtschreiben übten. Bei ihren religiösen Tänzen waren sie in weiße Seidenkimonos und weitbeinige, scharlachrote Hakama gekleidet; jetzt jedoch

hatten sie nur einen kurzärmeligen Kimono und den weißen Baumwollhakama an, den sie beim Lernen oder bei der Hausarbeit trugen.

Einige wollten gerade zur Hintertür hinaus, als plötzlich ein Mädchen ausrief: »Was ist denn das?« Sie zeigte auf das Reisegepäck und die Schwerter, die Musashi am Abend zuvor dort aufgehängt hatte. »Wem mag das gehören?« »Sicher einem Samurai.« »Das liegt doch auf der Hand.«

»Nein, schließlich könnte auch ein Dieb die Sachen hiergelassen haben.« Mit weit aufgerissenen Augen sahen sie einander an, und sie schluckten, als wären sie auf den Räuber selbst gestoßen, der, ein Lederstirnband um den Kopf, seinen Mittagsschlaf hielt.

»Vielleicht sollten wir das Otsū sagen«, schlug eine vor, und als alle sich ihrer Meinung anschlossen, liefen sie gemeinsam zum Schlafsaal, wo sie unter dem Geländer vor Otsūs Zimmer riefen: »Sensei! Lehrerin! Sensei! Hier ist etwas Merkwürdiges. Kommt, und seht es Euch an!«

Otsū legte den Schreibpinsel auf die Tischplatte und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. »Was ist denn los?« fragte sie.

»Ein Dieb hat seine Schwerter und ein Bündel zurückgelassen. Dort drüben hängt alles an der Wand.«

»Wirklich? Dann tragt es besser hinüber ins Arakida-Haus.« »Ach, das wagen wir nicht! Wir haben Angst, die Sachen anzurühren.« »Macht ihr da nicht ein bißchen zuviel Lärm um nichts? Jetzt ab in die Schule, und keine Zeit mehr vertrödelt!«

Als Otsū von ihrem Zimmer herunterkam, waren die Mädchen bereits fort. Der einzige Mensch im Schlafsaal war die alte Frau, die kochte, und eines der Mädchen, das krank war. »Wem gehören die Sachen, die dort hängen?« fragte Otsū die Köchin.

Die Frau hatte selbstverständlich keine Ahnung. »Ich bringe sie hinüber ins Arakida-Haus«, sagte Otsū. Als sie Gepäck und

Schwerter vom Haken nahm, hätte sie das Bündel fast fallen lassen, so schwer war es. Sie schleifte die Last mit beiden Händen hinter sich her und staunte, wie Männer es nur fertigbrachten, so schwer bepackt umherzuziehen.

Otsū und Jōtarō waren vor zwei Monaten hierhergekommen, nachdem sie auf der Suche nach Musashi die Iga-, Omi- und Mino-Landstraße abgeklappert hatten. Bei ihrer Ankunft in Ise hatten sie beschlossen, hier den Winter zu verbringen, da die Berge bereits tief verschneit waren. Zuerst hatte Otsū in der Gegend des Fischerdorfs Toba Flötenunterricht gegeben, doch dann war das Oberhaupt der Familie Arakida auf sie aufmerksam geworden, das als offizieller Ritenkenner im Rang gleich nach dem Oberpriester kam. Als Arakida Otsū aufforderte, an den Schrein zu kommen und die Mädchen zu unterrichten, hatte sie eingewilligt – nicht so sehr, weil sie unbedingt unterrichten wollte, sondern weil ihr selbst daran gelegen war, die alte heilige Musik kennenzulernen. Außerdem hatte der friedliche Hain es ihr angetan, und auch die Vorstellung war verlockend, eine Zeitlang unter den Schreinemädchen zu leben, von denen die jüngste dreizehn oder vierzehn, die älteste um die zwanzig war.

Jōtarō war ihr zunächst im Wege gewesen, denn es war verboten, daß ein Mann – auch ein Junge seines Alters – im selben Saal schlief wie die Mädchen. Dann war man jedoch übereingekommen, daß Jōtarō tagsüber die heiligen Gärten harken und die Nächte in einem Holzschuppen der Arakida verbringen konnte.

Als Otsū die Gartenanlagen des Schreins durchquerte, pfiß ein schauerlicher Wind durch die kahlen Bäume. Eine einzelne dünne Rauchsäule stieg von einer nahen Baumgruppe auf, und Otsū dachte an Jōtarō, der dort wahrscheinlich den Boden mit seinem Bambusrechen säuberte. Sie blieb stehen und lächelte. Jōtarō, der Unverbesserliche, machte sich neuerdings sehr gut und erfüllte pflichtschuldigt seine Aufgaben, obwohl er doch

in einem Alter war, da Knaben sonst an nichts anderes denken als daran, zu spielen und sich die Zeit zu vertreiben.

Das laute Krachen, das sie hörte, klang nach einem Ast, der abbrach. Jetzt hörte sie es noch einmal. Ihr Bündel hinter sich herschleppend, lief sie den Weg hinunter und rief: »Jōtarō! J-ö-ö-t-a-r-ö-ö!«

»Ja-a-a?« kam die muntere Antwort, und gleich darauf vernahm sie rasches Getrappel. Als Jōtarō sie jedoch sah, sagte er nur: »Ach, Ihr seid das bloß.« »Ich dachte, du sollst arbeiten«, sagte Otsū streng. »Was machst du mit deinem Holzsword? Und das auch noch in deinen weißen Arbeitskleidern!« »Ich übe mich – an den Bäumen.«

»Kein Mensch hat etwas dagegen, wenn du übst, aber doch nicht hier, Jōtarō! Hast du vergessen, wo du bist? Dieser Garten ist ein Sinnbild des Friedens und der Reinheit. Er ist ein heiliger Bereich, der Göttin geweiht, die unser aller Ahne ist. Schau, dort drüben! Siehst du nicht die Tafel, auf der steht, daß es verboten ist, den Bäumen Schaden zuzufügen und die Tiere zu verletzen oder gar zu töten? Für jemand, der hier arbeitet, ist es eine Schande, Äste mit einem Holzsword abzuschlagen.«

»Weiß ich doch alles!« brummte er, und sein Gesicht verriet Unmut. »Wenn du es weißt, warum tust du es dann trotzdem? Wenn Meister Arakida dich erwischt, sitzt du ganz schön in der Tinte.«

»Ich sehe nichts Schlimmes darin, abgestorbene Äste abzuschlagen. Es ist doch in Ordnung, wenn sie schon abgestorben sind, oder?« »Nein, das ist es nicht. Jedenfalls hier nicht.«

»Da sieht man, was Ihr alles wißt! Darf ich Euch eine Frage stellen?« »Worüber denn?«

»Wenn dieser Garten so bedeutend ist, warum pflegen ihn dann die Leute nicht besser?«

»Es ist eine Schande, daß das nicht geschieht. Die Anlagen

so verkommen zu lassen, ist, als lasse man Unkraut in seiner Seele wachsen.« »Das wäre ja noch nicht einmal so schlimm, wenn es nur Unkraut wäre, aber seht Euch die Bäume an! Die vom Blitz gespaltenen haben einfach sterben dürfen, und die der Taifun geknickt hat, liegen heute noch da, wie sie gestürzt sind. Überall. Die Vögel haben an den Dächern der Gebäude herumgepickt, bis sie undicht wurden. Und keiner kommt auf den Gedanken, die Steinlaternen auszubessern, wenn etwas an ihnen abgeschlagen ist. Wie könnt Ihr diese Gärten nur für bedeutend halten? Seht mal, Otsū, ist nicht die Burg von Osaka weiß und strahlend, wenn man sie vom Meer aus sieht? Und baut Tokugawa Ieyasu nicht in Fushimi und einem Dutzend anderer Städte noch prächtigere Burgen? Und leuchten nicht die neuen Häuser der Daimyō und der reichen Kaufleute in Kyoto und Osaka vor lauter Goldornamenten? Behaupten nicht die Teemeister, daß selbst ein Staubkörnchen, das im Garten eines Teehauses nicht am richtigen Platz liegt, das Aroma des Tees verdirbt? Dieser Garten hier geht vor die Hunde. Schließlich sind die einzigen Menschen, die darin arbeiten, ich und drei oder vier alte Männer! Und seht, wie riesig er ist!«

»Jōtarō!« sagte Otsū, nahm sein Kinn in die Hand und hob sein Gesicht in die Höhe. »Du wiederholst doch nur wortwörtlich, was Meister Arakida in seinem Vortrag gesagt hat.« »Ach, habt Ihr den auch gehört?« »Und ob ich das habe«, sagte sie vorwurfsvoll. »Na ja, man kann nicht jedesmal gewinnen.«

»Nachzuplappern, was Meister Arakida gesagt hat, verfängt bei mir nicht. Das ist nicht gut, selbst wenn das, was er gesagt hat, stimmt.« »Er hat wirklich recht. Wenn ich ihn reden höre, frage ich mich, ob Nobunaga, Hideyoshi und Ieyasu wirklich so große Männer sind. Ich weiß, sie sollen bedeutend sein, aber ist es wirklich so wunderbar, die Herrschaft über das Land zu übernehmen, wenn man sich dann nach und nach einbildet, man sei der einzige Mensch, der zählt?« »Nun, Nobunaga und

Hideyoshi waren nicht ganz so schlimm wie manche andere. Zumindest haben sie den Kaiserpalast in Kyoto ausgebessert und für das Wohl der Menschen gesorgt. Selbst wenn sie das nur getan haben, um sich vor sich selbst und den anderen zu rechtfertigen, verdienen sie unsere Hochachtung. Die Ashikaga-Shōgunen waren weit schlimmer.« »Warum?«

»Die Ashikaga-Shōgunen waren so unfähig, daß ständig Bürgerkrieg herrschte. Krieger bekämpften ständig andere Krieger, bloß um mehr Land an sich zu reißen. Das einfache Volk kam keinen Augenblick zur Ruhe, und um das Reich als Ganzes hat sich kein Mensch wirklich Gedanken gemacht.« »Ihr meint die berühmten Schlachten zwischen den Yamana und den Hosokawa?«

»Ja. Damals – über hundert Jahre ist es jetzt her – wurde Arakida Ujitsune Oberpriester des Ise-Schreins. Es war nicht einmal genug Geld da, die altehrwürdigen Zeremonien und heiligen Riten zu feiern. Siebenundzwanzigmal wandte Ujitsune sich hilfeschend an die Regierung, um Geld für die Ausbesserung der Gebäude zu bekommen, aber der Kaiserhof war zu arm, das Shōgunat zu schwach und die Kriegerkaste zu sehr mit ihren Blutbädern beschäftigt, so daß es ihr völlig gleichgültig war, was aus den Heiligtümern wurde. Trotzdem ließ Ujitsune sich nicht entmutigen, und er trug auch weiterhin bei jeder Gelegenheit sein Anliegen vor, bis es ihm schließlich gelang, einen neuen Schrein zu bauen. Eine traurige Geschichte, findest du nicht auch? Aber genau betrachtet ist es eben so, daß die Menschen, wenn sie älter werden, vergessen, daß sie ihr Leben ihren Ahnen verdanken, genauso, wie wir alle unser Leben der Göttin verdanken, die hier in Ise verehrt wird.« Außer sich vor Freude, ihr diesen langen, leidenschaftlichen Vortrag entlockt zu haben, sprang Jōtarō in die Luft. Er lachte und klatschte in die Hände. »Und wer plappert jetzt Meister Arakida nach? Ihr dachtet, ich hätte das noch nie zuvor gehört, nicht wahr?«

»Ach, du bist unmöglich!« rief Otsū, mußte aber selbst lachen. Am liebsten hätte sie ihn geknufft, doch war das schwere Reisebündel ihr dabei im Weg. Immer noch lächelnd, funkelte sie den Jungen an, der jetzt erst ihre ungewöhnliche Last wahrnahm.

»Wem gehört denn das?« fragte er und streckte die Hand danach aus. »Laß die Finger davon! Wir wissen nicht, wem es gehört.« »Ach, ich mache schon nichts kaputt. Ich möchte es mir doch bloß ansehen. Bestimmt ist das alles furchtbar schwer. Und dies Langschwert ist wirklich lang, nicht wahr?« Jōtarō schlug das Herz schneller.

»Sensei! Lehrerin!« Mit schlappenden Strohsandalen kam eines der Schreinemädchen angelaufen. »Meister Arakida verlangt nach Euch. Ich glaube, er hat einen Auftrag für Euch.« Mit diesen Worten machte sie kehrt und lief wieder davon.

Ein erschrockener Ausdruck entstellte Jōtarōs Gesicht, und er sah sich nach allen Seiten um. Die Wintersonne schien durch die Bäume, und die Zweige wiegten sich wie kleine Wellen. Seine Augen sahen aus, als habe er ein Gespenst zwischen den Sonnenkringeln entdeckt.

»Was hast du denn?« fragte Otsū. »Was suchst du denn?« »Ach, nichts«, erwiderte der Junge niedergeschlagen und biß sich auf den Zeigefinger. »Als das Mädchen eben ›Sensei‹ rief, dachte ich einen Moment, sie meint meinen Lehrer.«

Auch Otsū wurde plötzlich das Herz schwer. Wenn Jōtarō seine Bemerkung auch in aller Unschuld gemacht hatte – warum hatte er Musashi erwähnen müssen!

Trotz Takuans Ratschlag war es für sie undenkbar, das Verlangen nach Musashi aus ihrem Herzen zu verbannen. Takuan verstand nichts von Gefühlen; in gewisser Hinsicht tat er ihr mit seiner Ahnungslosigkeit, was die Liebe betraf, leid.

Liebe war wie Zahnweh. Hatte Otsū zu tun, quälte sie sie nicht, doch stiegen Erinnerungen in ihr auf, packte sie der

Drang, wieder über die Landstraßen zu ziehen und nach ihm zu suchen, um den Kopf an seine Brust zu legen und Tränen des Glücks zu vergießen.

Wo war er jetzt? Der nagendste Kummer, der elendigste und quälendste ist bestimmt der, den Menschen nicht sehen zu können, nach dem man sich verzehrt. Tränen rannen ihr über die Wangen, als sie mit dem Reisebündel weiterging.

Die schweren Schwerter mit den abgeschabten Scheiden bedeuteten ihr nichts. Es wäre ihr nicht im Traum eingefallen, daß sie da Musashis Waffen schleppte.

Jōtarō, der spürte, etwas falsch gemacht zu haben, folgte ihr bedrückt in einigem Abstand. Als Otsū unter dem Tor des Arakida-Hauses stand, lief er hinzu und fragte: »Seid Ihr wütend über das, was ich gesagt habe?« »O nein! Es ist nichts weiter.« »Es tut mir leid, Otsū. Wirklich!«

»Es ist nicht deine Schuld. Mir ist einfach traurig zumute. Aber jetzt will ich sehen, was Meister Arakida möchte. Geh wieder an die Arbeit!« Arakida Ujitomi nannte sein Heim »Haus des Lernens«. Einen Teil davon hatte er in der Tat in eine Schule umgebaut, in der nicht nur die Mädchen vom Schrein unterrichtet wurden, sondern auch vierzig oder fünfzig andere Kinder aus den drei Verwaltungsbezirken, die zum Ise-Schrein gehörten. Ujitomi bemühte sich, der Jugend eine Art von Wissen beizubringen, das gegenwärtig nicht sonderlich hoch im Kurs stand: nämlich das Studium der altjapanischen Geschichte, die in den eleganteren großen Städten als bedeutungslos abgetan wurde. Die frühe Geschichte des Reiches war aber aufs engste mit dem Ise-Schrein und seinen Ländereien verbunden, nur lebte man nun in einem Zeitalter, in dem die Leute dazu neigten, das Schicksal der Nation mit dem der Kriegerklasse der Samurai zu verwechseln. Mochten andere behaupten, die Provinz habe nichts mit dem Schicksal des Volkes als Ganzem zu tun, Ujitomi sah das ganz anders. Wenn es ihm gelang, den Kindern in seiner Gegend

beizubringen, was die Vergangenheit bedeutete, so dachte er, trug dieser Geist eines Tages vielleicht Früchte wie ein großer Baum im heiligen Hain.

Mit Ausdauer und Hingabe erzählte er den Kindern seit zehn Jahren jeden Tag von den chinesischen Klassikern und den frühesten japanischen Geschichtswerken, und er hoffte, daß seine Zöglinge irgendwann einmal den Wert dieser Bücher erkennen würden. Für seine Begriffe konnte ein Hidevoshi zwar die Herrschaft über das Reich an sich reißen und sich zum Regenten machen oder ein Tokugawa Ieyasu allmächtiger, »die Barbaren bezwingender« Shōgun werden – nur wollte er nicht, daß Kinder in den Fehler ihrer Eltern verfielen und den Glücksstern irgendeines Kriegshelden mit der schönen Sonne verwechselten. Dank seiner Geduld würden die Jungen eines Tages verstehen, daß es die Sonnengöttin Amaterasu war, welche die Hoffnungen der Nation verkörperte, und nicht irgendein ungehobelter Samurai, der sich zum Herrscher aufgeschwungen hatte.

Das Gesicht ein wenig verschwitzt, trat Arakida aus dem weiträumigen Unterrichtsraum. Während die Kinder wie ein Bienenschwarm herausquollen und rasch nach Hause eilten, meldete ihm ein Schreinemädchen, Otsū warte auf ihn. Leicht verwirrt, sagte er: »Richtig. Ich habe sie holen lassen, nicht wahr? Das hatte ich ganz vergessen. Wo ist sie?«

Otsū stand draußen vor dem Haus; dort hatte sie bereits eine geraume Zeit gewartet und dabei Arakidas Vortrag gelauscht. »Hier bin ich«, rief sie. »Ihr wolltet mich sprechen?«

»Es tut mir leid, daß ich Euch habe warten lassen. Tretet ein!« Er führte sie in seinen privaten Arbeitsraum, doch ehe er sich niederließ, deutete er auf das Reisebündel, das sie schleppte, und fragte, was dies denn sei. Als sie berichtete, wie sie zu den Sachen gekommen sei, verengte er die Augen und starrte die Schwerter argwöhnisch an. »Gewöhnliche Gläubige würden nicht mit so etwas hierherkommen«, sagte er. »Und

gestern abend waren die Gegenstände noch nicht da. Jemand muß also während der Nacht hier eingedrungen sein.« Mit angewidertem Gesichtsausdruck brummte er: »Ein Samurai findet das vielleicht lustig, wir aber durchaus nicht.« »Ach? Könnt Ihr Euch vorstellen, daß irgend jemand andeuten wollte, er sei im Haus der Jungfrauen gewesen?«

»Ja, das kann ich. Gerade darüber habe ich auch mit Euch reden wollen.« »Mit mir?«

»Nun, ich möchte nicht, daß Ihr Euch irgendwelche Vorwürfe macht, aber es ist folgendermaßen: Es gibt da einen Samurai, der mich zur Rede gestellt hat, weil ich Euch im selben Schlafhaus untergebracht habe wie die Schreinjungfrauen. Er sagte, er wolle mich nur zu meinem eigenen Besten darauf hinweisen.«

»Habe ich irgend etwas getan, was auf Euch zurückfallen könnte?« »Kein Grund zur Aufregung. Es ist nur, daß – nun ja, Ihr wißt ja, wie die Leute reden. Nehmt es mir nicht krumm, aber Ihr seid schließlich nicht gerade das, was man unter einer Jungfrau versteht. Ihr seid mit Männern zusammengewesen, und die Leute sagen, es besudele den Schrein, eine Frau zu beherbergen, die nicht Jungfrau ist, aber zusammen mit den Mädchen im Haus der Jungfrauen wohnt.«

Wiewohl Arakida in eher beiläufigem Ton gesprochen hatte, füllten Otsūs Augen sich mit Tränen. Gewiß, sie war weit herumgekommen und mit vielen Menschen zusammengekommen; außerdem hegte sie diese alte Liebesgeschichte im Herzen. Vielleicht war es nur allzu natürlich, daß die Leute sie für eine erfahrene Frau hielten, doch erschütterte sie die Einsicht, für nicht unberührt gehalten zu werden, obwohl sie unberührt war, bis in die Grundfesten.

Arakida schien der ganzen Sache keine größere Bedeutung beizumessen. Es störte ihn nur, daß die Leute redeten, und da gerade ohnedies das Ende des Jahres gekommen sei, meinte er,

frage er sich, ob sie wohl so liebenswürdig sein könne, den Flötenunterricht einzustellen und aus dem Haus der Jungfrauen auszuziehen.

Otsū willigte augenblicklich ein, nicht als Schuldgeständnis, sondern weil sie von vornherein nicht vorgehabt hatte, lange zu bleiben. Außerdem wollte sie keinerlei Umstände machen, zumal Meister Arakida gegenüber nicht. Trotz ihres Grolls ob des falschen Geredes dankte sie ihm ausdrücklich für die Güte, die er ihr bewiesen habe, und sie erklärte, noch am selben Tag abreisen zu wollen.

»Oh, so eilig ist es auch wieder nicht«, versicherte er ihr, griff in sein kleines Bücherfach und entnahm ihm einiges Geld, das er in Papier einwickelte. Jōtarō, der Otsū gefolgt war, wählte diesen Augenblick, um den Kopf zur Verandatür hereinzustecken und zu flüstern: »Wenn Ihr fortgeht, komme ich mit. Ich bin es ohnehin leid, den alten Garten zu rechnen.« »Hier ist ein bescheidenes Geschenk«, sagte Arakida. »Es ist nicht viel, aber nehmt es, und benutzt es als Reisegeld!« Damit hielt er ihr das kleine Päckchen mit den wenigen Goldstücken hin.

Otsū wollte sie nicht annehmen. Bestürzt sagte sie, sie verdiene keinerlei Bezahlung für die Flötenstunden, die sie den Mädchen gegeben habe; vielmehr sei sie es, die für Nahrung und Unterkunft zahlen müsse. »Nein«, erwiderte er. »Ich könnte unmöglich Geld von Euch annehmen; gleichwohl ist da etwas, was Ihr für mich tun könnt, falls Ihr nach Kyoto geht. Betrachtet also das Geld als Bezahlung für einen geleisteten Dienst!« »Ich werde gern alles erledigen, um was Ihr mich bittet, aber Eure Güte ist Lohn genug.«

Arakida wandte sich an Jōtarō: »Dann gebt das Geld doch ihm! Er kann unterwegs manches für Euch kaufen.«

»Vielen Dank«, sagte Jōtarō sofort, streckte die Hand aus und nahm das Päckchen in Empfang. Nachträglich schienen

ihm Bedenken zu kommen, denn er wandte sich an Otsū und sagte: »Das ist doch in Ordnung, oder?« Vor vollendete Tatsachen gestellt, lenkte sie ein und bedankte sich bei Arakida.

»Der Gefallen, um den ich Euch ersuchen möchte«, sagte dieser, »ist folgender: Bitte überbringt Fürst Karasumaru Mitsuhiro, der in Horikawa bei Kyoto lebt, ein Päckchen von mir.« Mit diesen Worten holte er zwei Bilderrollen von einem Gestell an der Wand. »Fürst Karasumaru hat mich vor zwei Jahren gebeten, diese zu malen. Jetzt bin ich endlich fertig damit. Die schriftlichen Kommentare zu den Bildern möchte er selbst eintragen; dann will er die Bilderrollen dem Kaiser zum Geschenk machen. Deshalb möchte ich sie nicht gern einem gewöhnlichen Boten oder Kurier anvertrauen. Würdet Ihr sie mitnehmen und dafür sorgen, daß sie unterwegs nicht naß oder schmutzig werden?«

Das war ein Auftrag von so unerwartetem Gewicht, daß Otsū im ersten Augenblick zögerte. Freilich ging es kaum an, sich zu weigern, und so willigte sie schnell ein. Daraufhin holte Arakida einen Karton und Ölpapier, doch ehe er die Rollen einwickelte und versiegelte, sagte er: »Vielleicht sollte ich sie Euch erst zeigen.« Er setzte sich und entrollte die Bilder vor Otsū auf dem Boden. Er war offensichtlich stolz auf sein Werk und wollte selbst noch einen letzten Blick darauf werfen, ehe er sich davon trennte. Otsū vergaß vor Verwunderung ob der Schönheit der Rollen den Mund zu schließen, und Jōtarō gingen die Augen über, als er sich vorbeugte, um die Bilder genauer zu betrachten. Da der Kommentar noch ausgespart war und erst später kalligraphisch gestaltet werden sollte, wußten beide nicht, was für eine Geschichte denn hier wiedergegeben war. Doch als Arakida eine Szene nach der anderen vor ihnen entrollte, sahen sie vor sich einen Fries des Lebens am alten Kaiserhof, peinlich genau in prachtvollen Farben und hier und da mit Goldstaub ausgeführt. Das Bild war im Tosa-Stil

gemalt, wie er sich aus der klassischen japanischen Malerei entwickelt hatte. Obwohl Jōtarō bisher nie etwas über Kunst erfahren hatte, war er wie geblendet von dem, was er sah. »Schaut das Feuer dort an!« rief er aus. »Es sieht aus, als würde es wirklich brennen, nicht wahr?« »Bitte die Bilder nicht berühren«, ermahnte Otsū. »Nur anschauen!« Während sie die kleinen Kunstwerke voller Bewunderung betrachteten, trat ein Diener ein und sagte sehr leise etwas zu Arakida, der nur nickte und erwiderte: »Ich verstehe. Es wird wohl in Ordnung sein. Nur für alle Fälle –vielleicht laßt Ihr Euch von dem Mann den Empfang bestätigen.« Mit diesen Worten übergab er dem Diener das Reisegepäck und die beiden Schwerter, die Otsū mitgebracht hatte.

Als sie erfuhren, daß ihre Flötenlehrerin sie verlassen würde, waren die Mädchen im Haus der Jungfrauen untröstlich. Während der beiden Monate, die sie bei ihnen gewesen war, hatten sie in ihr eine ältere Schwester gesehen, und ihre Gesichter waren düster und voller Kummer, als sie sich um sie versammelten. »Ist es wirklich wahr?« »Geht Ihr wirklich fort?« »Und kommt Ihr nie mehr zurück?«

Hinter dem Schlafhaus rief Jōtarō: »Ich bin fertig. Wieso braucht Ihr so lange?« Er hatte sein weißes Gewand ausgezogen und trug wieder seinen kurzen Kimono; an der Seite hatte er das Holzsword. Den mit Ölpapier umwickelten Karton mit den beiden Bilderrollen trug er quer über den Rücken geschnallt.

Vom Fenster aus ließ Otsū sich vernehmen: »Hast du dich aber beeilt!« »Ich bin immer schnell!« erwiderte Jōtarō. »Warum seid Ihr noch nicht fertig? Warum brauchen Frauen immer so lange zum Ankleiden und zum Packen?« Er sonnte sich im Hof und gähnte träge. Doch da er von Natur aus ungeduldig war, fing er rasch an, sich zu langweilen. »Seid Ihr denn immer noch nicht fertig?« rief er maulend.

»Ich bin gleich da«, antwortete Otsū. Mit dem Packen war

sie bereits fertig, doch die Mädchen wollten sie nicht ziehen lassen. Sie versuchte, sich von ihnen loszureißen, und sagte begütigend: »Laßt den Kopf nicht hängen! Irgendwann komme ich und besuche euch. Bis dahin paßt gut auf euch auf!« Sie hatte das unbehagliche Gefühl, ihr Versprechen nicht einlösen zu können, denn angesichts des Vorgefallenen schien es unwahrscheinlich, daß sie jemals zurückkam.

Vielleicht argwöhnten die Mädchen dies; etliche weinten. Schließlich schlug ein Mädchen vor, sie alle sollten Otsū bis zur Heiligen Brücke über den Isuzu begleiten. Als sie Otsū aus dem Haus geleiteten, sahen sie Jōtarō nicht sofort, und so legten sie die Hand trichterförmig um den Mund und riefen seinen Namen, erhielten jedoch keine Antwort. Otsū, die seine Eigenarten gewohnt war, sagte nur: »Wahrscheinlich ist er es leid gewesen zu warten und schon vorausgegangen.«

»Was für ein garstiger Junge!« rief eines der Mädchen. Ein anderes blickte plötzlich zu Otsū auf und fragte: »Ist er Euer Sohn?« »Mein Sohn? Wie um alles in der Welt kommt ihr darauf? Ich werde doch nächstes Jahr selbst erst zweiundzwanzig. Sehe ich denn so alt aus, daß ich ein so großes Kind haben könnte?« »Nein, aber jemand hat gesagt, er gehöre Euch.«

Eingedenk ihres Gesprächs mit Arakida errötete Otsū, tröstete sich jedoch mit der Überlegung, daß es schließlich bedeutungslos war, was die Leute dachten, solange nur Musashi an sie glaubte.

Dann kam plötzlich Jōtarō herbeigelaufen. »He, was ist denn hier los?« sagte er schmollend. »Erst laßt Ihr mich warten, und dann zieht Ihr ohne mich los.«

»Aber du warst nicht da«, sagte Otsū.

»Ihr hättet aber nach mir suchen können, oder? Ich habe einen Mann dort drüben auf der Landstraße nach Toba gesehen, der so ähnlich aussah wie mein Lehrer. Da bin ich

ihm nachgelaufen, um festzustellen, ob er es wirklich war.«

»Jemand, der aussah wie Musashi?«

»Ja, aber er war es doch nicht. Ich bin bis zu der Baumzeile dort hinten gelaufen und habe den Mann von hinten gut sehen können. Es kann nicht Musashi gewesen sein. Wer es auch war, er hinkte.«

So war es immer, wenn Otsū und Jōtarō zusammen unterwegs waren. Kein Tag verging, ohne daß irgendeine Hoffnung aufschimmerte, der dann unweigerlich die Enttäuschung folgte. Wohin sie auch gingen, immer sahen sie jemand, der sie an Musashi erinnerte: der Mann, der am Fenster vorüberging, der Samurai in dem Boot, das gerade abgelegt hatte, der Rōnin zu Pferde, der undeutlich wahrgenommene Reisende in der Sänfte. Hoffnung beflügelte sie, sie eilten hin, um sich zu vergewissern, und dann sahen sie einander niedergeschlagen an. Dutzende Male war ihnen das schon widerfahren.

Aus diesem Grund war Otsū jetzt weniger verwirrt, als man hätte meinen sollen. Jōtarō freilich machte ein langes Gesicht. Otsū tat das Erlebnis lachend ab und sagte: »Zu schade, daß du dich geirrt hast, aber sei nicht böse, daß ich schon vorausgegangen bin. Ich dachte, ich würde dich bei der Brücke treffen. Du weißt doch, wie es heißt: Tritt man eine Reise schlecht gelaunt an, bleibt man die ganze Zeit über verärgert. Komm, jetzt holen wir die verlorene Zeit ein!«

Dem Anschein nach zufriedengestellt, drehte Jōtarō sich um und warf einen unverschämten Blick auf die Mädchen, die hinter ihnen hergingen. »Was machen die denn alle hier? Kommen sie mit uns?«

»Natürlich nicht. Sie bedauern meine Abreise, und deshalb sind sie so lieb und bringen uns bis an die Heilige Brücke.«

»Nein, ist das aber reizend von ihnen«, sagte Jōtarō und ahmte dabei Otsūs Sprechweise nach, so daß alle sich

ausschütten wollten vor Lachen. Nun schwand auch der Abschiedsschmerz leichter, und die Mädchen waren bald wieder guter Dinge.

»Otsū«, rief eine von ihnen, »das ist die falsche Richtung, das ist nicht der Weg, der zur Brücke führt.«

»Ich weiß«, erklärte Otsū ruhig. Sie hatte den Weg zum Tamagushi-Tor eingeschlagen, um dem Inneren Schrein zum Abschied ihre Aufwartung zu machen. Sie klatschte einmal in die Hände, neigte den Kopf in Richtung des Heiligtums und verharrte eine Weile in einer Haltung stummen Gebets. »Ach so«, murmelte Jōtarō. »Sie will sich vor der Reise noch von der Göttin verabschieden.« Er begnügte sich damit, aus einiger Entfernung zuzuschauen, doch fingen die Mädchen an, ihm die Finger in den Rücken zu stoßen und ihn zu fragen, wieso er denn Otsūs Beispiel nicht folge. »Ich?« fragte der Junge ungläubig. »Ich will mich nicht vor irgendeinem alten Schrein verneigen.«

»Das darfst du nicht sagen! Dafür wirst du eines Tages bestraft.« »Ich käme mir lächerlich vor, wenn ich mich so verneigte.« »Was ist denn lächerlich daran, der Sonnengöttin Amaterasu Achtung zu bezeigen? Sie ist schließlich nicht eine von den niederen Gottheiten, wie man sie in den Städten verehrt.« »Das weiß ich.« »Und warum huldigst du ihr dann nicht?«

»Weil ich nicht will.« »Immer alles anders machen, was?«

»Haltet den Mund! Ihr seid dumme Weiber, alle miteinander!« »Ach du liebe Güte!« entrüsteten die Mädchen sich im Chor; seine Grobheit entsetzte sie.

»Was für ein grober Klotz!« rief eine.

Inzwischen hatte Otsū ihre Andacht beendet, und sie kehrte zu den anderen zurück. »Was ist geschehen?« fragte sie. »Ihr seht so aufgebracht aus!« Eines der Mädchen platzte damit heraus: »Er hat uns dumme Weiber genannt, bloß weil wir

versucht haben, ihn zu bewegen, sich vor der Göttin zu verneigen.«

»Aber, aber, Jōtarō! Das ist gar nicht nett von dir!« ermahnte Otsū ihn. »Du solltest wirklich ein Gebet sprechen.« »Wozu?«

»Hast du mir nicht selbst erzählt, als du glaubtest, jetzt werde Musashi von den Priestern des Hōzōin getötet, hättest du die Hände erhoben und so laut gebetet, wie du konntest? Warum willst du dann nicht auch jetzt beten?« »Aber ... Nun, hier sehen doch alle zu.«

»Schön, dann drehen wir uns eben um, damit wir dich nicht sehen können.«

Die Mädchen kehrten dem Jungen den Rücken zu, doch Otsū warf heimlich einen Blick zurück. Folgsam lief er zum Tamagushi-Tor. Dort wandte er sich dem Schrein zu, um auf sehr jugenhafte Weise eine tiefe, blitzschnelle Verbeugung zu vollführen.

Das Windrad

Musashi saß auf der schmalen Veranda eines kleinen Fischladens, der zur See hinausging. Als besonderen Leckerbissen gab es hier in der Schale gebackene Seeschnecken. Zwei Taucherinnen, Körbe mit frisch heraufgeholten Schnecken auf dem Arm, und ein Bootsbesitzer standen in der Nähe. Während der Bootsbesitzer Musashi zuredete, er solle doch eine Rundfahrt zu den der Küste vorgelagerten Inseln machen, bemühten die beiden Frauen sich, ihm klarzumachen, daß er unbedingt ein paar Seeschnecken mitnehmen müsse, gleichgültig, wohin er gehe.

Musashi war vollauf damit beschäftigt, den vereiterten Verband von seinem Fuß abzunehmen. Nachdem ihm die Verletzung so zu schaffen gemacht hatte, konnte er jetzt kaum

glauben, daß Schwellung wie Fieber endlich vorbei waren. Der Fuß war wieder normal; obwohl die Haut noch weiß und etwas verschrumpelt war, tat er ihm kaum noch weh.

Er wimmelte den Bootsbesitzer und die Taucherinnen ab, setzte dann den frischverheilten Fuß auf den Sand und ging ans Ufer, um ihn zu waschen. Nachdem er sich wieder auf die Veranda gesetzt hatte, wartete er auf die Fischverkäuferin, die er ausgeschickt hatte, neue Ledersocken und Sandalen für ihn zu kaufen. Als sie zurückkam, zog er beides an und wagte vorsichtig ein paar Schritte. Er humpelte zwar immer noch ein wenig, doch bei weitem nicht mehr so stark wie zuvor.

Der alte Mann, der die Schnecken kochte, sah auf. »Der Fährmann ruft nach Euch. Hattet Ihr nicht vor, nach Ominato überzusetzen?« »Ja. Ich denke, von dort geht regelmäßig ein Schiff nach Tsu.« »Ja. Und nach Yokkaichi und Kuwana auch.« »Wie viele Tage sind es noch bis zum Neujahrsfest?«

Der alte Mann lachte und sagte: »Ich beneide Euch. Es sieht doch jeder, daß Ihr zum Jahresende keine Schulden zu bezahlen habt. Heute ist der vierundzwanzigste.«

»Erst? Ich dachte, es ist schon später.« »Wie schön, so jung zu sein!«

Als er zur Fähre ging, hatte Musashi das Gefühl, immerfort laufen zu müssen, weiter und immer weiter und schneller und immer schneller. Die Tatsache, daß er wieder gesund war, versetzte ihn in Hochstimmung; noch viel glücklicher machte ihn freilich die geistige Erfahrung, die er im Morgengrauen gemacht hatte.

Die Fähre war bereits voll besetzt, doch gelang es ihm, noch einen Platz zu finden. Auf der anderen Seite der Bucht, in Ominato, stieg er in ein größeres Schiff um, das nach Owari abgehen sollte. Die Segel blähten sich, und das Schiff glitt über die spiegelglatte Oberfläche der Ise-Bucht. Dicht gedrängt unter den anderen Passagieren stand Musashi da und schaute

still übers Wasser zu dem alten Marktflecken Yamada und zur Landstraße nach Matsuzaka. Wenn er sich nach Matsuzaka wandte, ergab sich vielleicht die Gelegenheit, den berühmten Schwertkämpfer Mikogami Tenzen kennenzulernen. Doch nein, dazu war es noch zu früh. Wie geplant, verließ er in Tsu das Schiff.

Kaum war er von Bord, fiel ihm ein Mann auf, der mit einer an die Hüfte geschnallten kurzen Eisenhülse vor ihm herging. Diese Hülse war mit einer Kette umwickelt, und am Ende dieser Kette hing eine Kugel. Außerdem trug der Mann in einer Lederscheide ein kurzes Feldschwert. Dem Aussehen nach mußte er zwei-, dreiundvierzig Jahre alt sein. Sein Gesicht war dunkel wie das von Musashi und pockennarbig; das rötliche Haar hatte er zurückgekämmt und zu einem Schöpf zusammengebunden.

Man hätte ihn für einen Strauchritter halten können, wäre da nicht der Junge gewesen, der ihm folgte. Beide Backen rußgeschwärzt, trug er einen Vorschlaghammer und war offensichtlich ein Schmiedelehrling. »Wartet, Meister!« »Beeil dich doch!«

»Ich hatte den Hammer auf dem Schiff vergessen.«

»Da vergißt du das Werkzeug, mit dem du deinen Lebensunterhalt verdienst, was?«

»Ich bin ja zurückgelaufen und habe ihn geholt.«

»Da bist du wohl mächtig stolz darauf, was? Nächstesmal, wenn du was vergißt, setzt es Kopfnüsse.« »Meister ...« bettelte der Junge. »Ruhe!«

»Können wir nicht in Tsu übernachten?«

»Es bleibt noch lange hell. Wir können es noch vor Einbruch der Dunkelheit schaffen, wieder daheim zu sein.«

»Ich würde trotzdem gern irgendwo einkehren. Wenn wir schon mal unterwegs sind, können wir das doch genießen.«

»Red kein dummes Zeug!«

Die Straße, die in die Stadt führte, war gesäumt von Andenkenläden, und es wimmelte von aufdringlichen Schleppern, genauso wie in anderen Hafenstädten. Wieder verlor der Lehrjunge seinen Meister aus den Augen. Er suchte besorgt nach ihm in der Menge, bis der Mann mit einem kleinen, buntbemalten Windrad aus einem Spielzeugladen heraustrat. »Iwa!« rief er den Jungen. »Ja, Herr.«

»Trag dies. Und gib acht, daß es nicht entzweibricht! Steck es dir in den Kragen.«

»Ein Andenken für den Kleinen?«

»Mm«, knurrte der Mann. Nachdem er ein paar Tage beruflich unterwegs gewesen war, freute er sich darauf, das freudestrahlende Kindergesicht wiederzusehen, wenn er ihm das Windrad überreichte.

Es machte fast den Eindruck, als ob die beiden Musashi als Führer dienten, denn jedesmal, wenn er abbiegen wollte, bogen sie vor ihm ab. Musashi ahnte, daß dieser Schmied wahrscheinlich Shishido Baiken war, aber sicher war er sich nicht, und so dachte er sich einen einfachen Plan aus, um das herauszubekommen. Er tat so, als nehme er die beiden gar nicht wahr, und eilte ihnen etwas voraus, um dann wieder zurückzubleiben. Dabei spitzte er die ganze Zeit über die Ohren. Sie durchquerten den Burgfleck und begaben sich dann auf die Bergstraße zum Suzuka. Wahrscheinlich war dies der Weg, den Baiken einschlagen wollte, um nach Hause zu kommen. Da dies gut zu den Fetzen der Unterhaltung paßte, die Musashi mitbekam, schloß er daraus, es in der Tat mit Baiken zu tun zu haben.

Eigentlich hatte Musashi vorgehabt, geradewegs nach Kyoto zu gehen, doch erwies sich diese zufällige Begegnung als gar zu verlockend. Er näherte sich den beiden und fragte freundlich: »Auf dem Heimweg nach Ujii?« Die Antwort des

Schmieds war ziemlich wortkarg. »Ja, nach Ujii. Warum?«
»Ich habe mich gefragt, ob Ihr wohl Shishido Baiken seid.«
»Der bin ich. Und wer seid Ihr?«

»Mein Name ist Miyamoto Musashi. Ich bin ein Schwertschüler. Kürzlich bin ich in Eurem Haus in Ujii gewesen und habe Eure Frau kennengelernt. Sieht ganz so aus, als ob das Schicksal uns hier zusammengeführt hätte.« »Was Ihr nicht sagt!« antwortete Baiken. Plötzlich schien er zu begreifen, und er fragte: »Ihr seid doch nicht gar der Mann, der in der Herberge in Yamada wohnte, derjenige, der eine Runde mit mir fechten wollte?« »Wieso wißt Ihr das?«

»Ihr habt doch jemand zu den Arakida geschickt, um mich zu finden, nicht wahr?« »Ja.«

»Ich habe zwar für Arakida gearbeitet, aber nicht im Haus gewohnt. Ich hatte mir eine Werkstatt im Dorf zur Verfügung stellen lassen. Es handelte sich um eine Arbeit, die außer mir keiner machen konnte.«

»Soso. Soviel ich gehört habe, seid Ihr ein Meister im Umgang mit der Kugel-Ketten-Sichel.«

»Ha, ha! Ihr habt doch meine Frau kennengelernt.« »Ja. Und sie hat mir die Yaegaki-Stellungen vorgeführt.« »Nun, das reicht für Euch. Ihr braucht mir nicht weiter zu folgen. Selbstverständlich könnte ich Euch eine ganze Menge mehr zeigen als das, was sie Euch vorgeführt hat, doch in dem Augenblick, da Ihr das sehen würdet, wärt Ihr auch schon auf dem Weg in eine andere Welt.«

Von der Frau hatte Musashi den Eindruck gewonnen, daß sie ziemlich anmaßend war; hier jedoch hatte er es mit echter Überheblichkeit zu tun. Nach dem, was er bisher gesehen hatte, war er sich ziemlich sicher, es sehr wohl mit diesem Mann aufnehmen zu können, nur wollte er nichts überstürzen. Takuan hatte ihm die erste und wichtigste Lebensregel eingebleut, die da lautete, daß es eine Menge Menschen auf Erden gab, die

einem sehr wohl überlegen sein konnten. Die Erfahrung im Hōzōin und in der Burg von KoYagyū hatte das deutlich bestätigt. Ehe er sich jetzt aus Stolz und übertriebener Zuversicht dazu verleiten ließ, einen Gegner zu unterschätzen, wollte er diesen in jeder Beziehung und aus jedem Blickwinkel taxieren. Solange er noch sein Fundament legte, wollte er sich freundlich und umgänglich zeigen, selbst wenn das seinen Gegnern feige und unterwürfig vorkommen mochte. Daher beantwortete er Baikens verächtliche Bemerkung mit einer Hochachtung, wie sie einem jungen Mann wohl anstand: »Ich verstehe. Ich habe in der Tat eine ganze Menge von Eurer Frau gelernt, doch da ich nun einmal das Glück gehabt habe, Euch zu begegnen, wäre ich sehr dankbar, wenn Ihr mir mehr über die Waffe erzähltet, die Ihr so gut beherrscht.« »Solange Ihr nur reden wollt – einverstanden. Wollt Ihr in der Herberge an der Provinzgrenze übernachten?«

»Das hatte ich eigentlich vor, es sei denn, Ihr hättet die Freundlichkeit, mich noch einmal für eine Nacht bei Euch aufzunehmen.«

»Das könnt Ihr gern, wenn es Euch nichts ausmacht, mit Iwa in der Schmiede zu schlafen. Ich betreibe nun mal keine Herberge, und wir haben kein Gästebettzeug.«

Bei Sonnenuntergang erreichten sie den Fuß des Suzuka. Das kleine Dorf Ujii sah unter den roten Wolken so friedlich aus wie ein Teich. Iwa lief voraus, um ihre Ankunft anzukündigen, und als sie das Haus erreichten, wartete Baikens Frau, das Kind mit dem Windrad auf dem Arm, unter dem Dachvorsprung.

»Schau, Schau, Schau!« gurrte sie. »Papa ist weg gewesen, und jetzt ist Papa wieder da. Schau, da ist er.«

Von einem Augenblick zum anderen hörte der Schmied auf, der personifizierte Hochmut zu sein. Väterliches Lächeln spielte um seine Züge. »Siehst du, da ist der Papa wieder!«

babbelte er, hielt die Hand in die Höhe und ließ die Finger tanzen.

Mann und Frau verschwanden im Haus, setzten sich und redeten von nichts anderem als dem Kind und häuslichen Angelegenheiten. Niemand kümmerte sich um Musashi.

Als das Nachtmahl fertig war, erinnerte Baiken sich an seinen Gast. »Ach ja, gib dem Burschen etwas zu essen«, sagte er zu seiner Frau. Musashi saß in der Schmiede auf dem Fußboden aus gestampfter Erde. Er hatte nicht einmal die Sandalen ausgezogen.

»Er ist erst neulich hiergewesen, um zu übernachten«, erklärte die Frau mißmutig. Dann stellte sie eine Kanne mit Sake zum Wärmen vor ihren Mann ans Feuer. »Junger Mann«, rief Baiken. »Trinkt Ihr Sake?«

»Er ist mir nicht gerade zuwider.« »Dann trinkt eine Schale!«

»Danke.« Musashi trat an die Schwelle zum Wohnraum mit dem wärmenden Kotatsu, nahm eine Schale des lokalen Gebräus entgegen und hob sie an die Lippen. Der Sake schmeckte sauer. Nachdem er ihn heruntergeschluckt hatte, reichte er Baiken die Schale zurück und sagte: »Gestattet, daß ich Euch einschenke!«

»Laßt nur! Ich habe selbst eine Schale.« Einen Moment sah er Musashi an und fragte dann: »Wie alt seid Ihr?« »Dreiundzwanzig.« »Und woher kommt Ihr?« »Aus Mimasaka.«

Baikens Augen, die ganz woanders verweilten, wanderten zurück zu Musashi und musterten ihn von Kopf bis Fuß.

»Mal überlegen. Ihr habt ihn vor kurzem erwähnt, Euren Namen – wie heißt Ihr doch noch?« »Miyamoto Musashi.« »Und wie schreibt Ihr Musashi?« »Mit den gleichen Schriftzeichen wie Takezō.«

Die Frau erschien und setzte auf einer Strohmatte Suppe, Essiggemüse, Eßstäbchen und eine Schale mit Reis vor Musashi hin. »Eßt!« sagte sie dann ohne weitere Umstände. »Danke«, erwiderte Musashi.

Baiken schwieg ein paar Atemzüge lang, dann sagte er wie zu sich selbst: »Er ist heiß jetzt, der Sake.« Er schenkte Musashi noch eine Schale ein und fragte ihn wie beiläufig: »Bedeutet das, daß Ihr Takezō genannt wurdet, als Ihr jünger wart?« »Ja.«

»Wurdet Ihr auch noch so genannt, als Ihr um die Siebzehn wart?« »Ja.«

»Und in diesem Alter habt Ihr nicht zufällig an der Schlacht auf der Sekigahara-Ebene teilgenommen?«

Jetzt war es an Musashi, überrascht zu sein. »Woher wißt Ihr das?« fragte er langsam.

»Oh, ich weiß eine ganze Menge. Auch ich war bei Sekigahara dabei.« Als Musashi dies hörte, hatte er gleich eine bessere Meinung von dem Mann; umgekehrt machte Baiken plötzlich einen viel freundlicheren Eindruck.

»Ich glaube, ich habe Euch schon mal gesehen«, sagte der Schmied. »Wahrscheinlich sind wir uns auf dem Schlachtfeld begegnet.« »Seid Ihr auch im Ukita-Lager gewesen?«

»Ich habe damals in Yasugawa gelebt und bin mit anderen Samurai aus der Gegend in den Krieg gezogen. An der vordersten Front sind wir gewesen, ja, ganz vorn.«

»Was Ihr nicht sagt! Da müssen wir uns dort gesehen haben.« »Was ist denn aus Eurem Freund geworden?« »Ich habe ihn seither nicht mehr gesehen.« »Seit der Schlacht?«

»Nicht genau. Wir haben hinterher eine Zeitlang in einem Haus am Fuße des Fuwa Unterschlupf gefunden und haben abgewartet, bis meine Verwundung verheilte. Und dort – na ja – haben wir uns getrennt. Da habe ich ihn zuletzt gesehen.«

Baiken ließ seine Frau wissen, daß sie keinen Sake mehr hatten. Sie war mit dem Kind bereits schlafen gegangen. »Wir haben keinen mehr«, sagte sie. »Ich möchte aber welchen trinken, jetzt!« »Warum mußt du ausgerechnet heute abend soviel trinken?« »Wir sind in einer anregenden kleinen Unterhaltung begriffen und brauchen Sake.«

»Es ist aber keiner da.«

»Iwa!« rief er durch die dünne Trennwand in eine Ecke der Schmiede. »Was ist, Herr?« fragte der Junge, stieß die Tür auf und schaute herein, wobei er sich freilich bücken mußte, weil der Türsturz so niedrig war. »Geh zu Onosaku hinüber und leih eine Flasche Sake aus!« Musashi hatte genug vom Sake. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, esse ich jetzt«, sagte er und griff nach den Eßstäbchen.

»Nein, nein, wartet«, beeilte Baiken sich zu sagen und packte Musashi beim Handgelenk. »Jetzt wird nicht gegessen. Jetzt, wo ich nach Sake geschickt habe, wird noch ein bißchen getrunken.«

»Wenn Ihr ihn meinetwegen holen laßt, so ist das umsonst. Ich glaube, ich bringe keinen Tropfen mehr hinunter.«

»Kommt, kommt!« Baiken ließ sich nicht abbringen. »Ihr sagtet doch, Ihr wolltet mehr über die Kugel-Ketten-Sichel erfahren. Ich werde Euch alles erklären, was ich weiß, aber laßt uns zur Unterhaltung etwas trinken!« Als Iwa mit dem Sake zurückkam, goß Baiken davon in den Wärmekrug, stellte ihn ans Feuer, erging sich ausführlich über die Kugel-Ketten-Sichel und ließ sich weitschweifig darüber aus, wie man sie im Kampf vorteilhaft einsetzt. Das Beste daran, so erklärte er Musashi, sei, daß diese Waffe im Gegensatz zu einem Schwert dem Gegner keine Zeit lasse, sich zu verteidigen. Außerdem sei es vor dem direkten Angriff möglich, dem Gegner mit der Kette seine Waffe zu entreißen: »Ein geschickter Wurf mit der Kette, unvermittelt reißen, und der Gegner ist sein Schwert

los.«

Immer noch im Sitzen demonstrierte Baiken eine bestimmte Körperhaltung beim Umgang mit der Sichel. »Seht Ihr, Ihr haltet sie in der Linken und die Kugel in der Rechten. Greift der Gegner Euch an, nehmt Ihr ihn mit der Klinge an und werft ihm die Kugel ins Gesicht. Das ist eine Möglichkeit.« Er setzte sich anders hin und fuhr fort: »Jetzt paßt auf: Steht der Gegner noch etwas von Euch entfernt, entreißt Ihr ihm mit der Kette seine Waffe. Was für eine Waffe es ist, spielt dabei keine Rolle: Schwert, Lanze, Holzstange oder was auch immer.«

Baiken fuhr fort, Musashi zu erklären, auf wie viele verschiedene Arten man die Kugel werfen konnte, berichtete von den zehn oder noch mehr mündlichen Überlieferungen in bezug auf diese Waffe, erklärte, inwiefern die Kette einer Schlange gleich sei und wie man durch geschickten Handwechsel zwischen Kette und Sichel den Gegner täuschen könne. Er setzte Musashi auseinander, wie man sich die Verteidigung des Gegners zunutze machen und ihn dadurch zu Fall bringen könne, und schließlich redete er über Geheimmethoden im Umgang mit dieser Waffe.

Musashi folgte ihm wie gebannt. Hörte er jemand reden wie diesen Mann, lauschte er mit dem ganzen Körper, um jede Kleinigkeit in sich aufzunehmen.

Die Kette. Die Sichel. Zwei Hände ...

Und noch während er lauschte, keimten andere Gedanken in seinem Kopf: Das Schwert läßt sich mit einer Hand benutzen, aber ein Mensch hat zwei Hände ...

Die zweite Flasche Sake war leer. Zwar hatte auch Baiken eine ganze Menge getrunken, doch das meiste hatte er Musashi aufgenötigt, der nun betrunken war wie nie zuvor in seinem Leben.

»Wach auf!« rief Baiken zu seiner Frau hinüber. »Laß unseren Gast dort schlafen. Du und ich, wir können uns ins

Hinterzimmer legen. Gehe und breite Bettzeug aus.« Die Frau wollte ihr Lager nicht verlassen.

»Steh auf!« erklärte Baiken lauter. »Unser Gast ist müde. Laß ihn jetzt schlafen!«

Die Frau hatte inzwischen wohlig warme Füße bekommen; jetzt aufzustehen bedeutete Unbehagen. »Du hast gesagt, er könne bei Iwa in der Schmiede schlafen«, murmelte sie. »Keine Widerrede! Tu, was ich gesagt habe!«

Beleidigt stand sie auf und begab sich in den hinteren Raum. Baiken nahm das schlafende Kind in die Arme und sagte: »Die Zudecke ist alt, aber das Feuer ist ja gleich hier neben Euch. Solltet Ihr Durst bekommen, hier steht heißes Wasser für Tee. Geht jetzt schlafen! Macht es Euch bequem!« Dann zog auch er sich in das Hinterzimmer zurück.

Als die Frau noch einmal kam, um Kissen auszutauschen, war alle Griesgrämigkeit aus ihrem Gesicht verschwunden. »Mein Mann hat auch viel getrunken«, sagte sie, »und wahrscheinlich ist er müde von der Reise. Er sagt, er möchte ausschlafen. Also, macht es Euch bequem und schlaft, so lange Ihr wollt! Morgen früh bekommt Ihr ein schönes warmes Frühstück.« »Danke!« Musashi wollte nichts anderes einfallen. Er konnte es kaum erwarten, aus den Ledersocken und dem Umhang herauszukommen. »Vielen Dank!«

Die Frau stand auf der Türschwelle und musterte ihn kurz. Dann blies sie die Kerze aus und sagte: »Gute Nacht!« Musashis Kopf fühlte sich an, als wäre ein Stahlreif um seine Stirn festgezogen; die Schläfen pochten schmerzlich. Warum hatte er nur so viel mehr getrunken als sonst? Ihm war hundeelend zumute, und dennoch mußte er ständig an Baiken denken. Warum war der Schmied, der zuerst kaum ein Mindestmaß an Höflichkeit aufgebracht hatte, plötzlich so liebenswürdig geworden und hatte noch nach Sake geschickt? Warum war seine anmaßende Frau auf einmal freundlich und

fürsorglich? Warum hatten sie ihm ihr warmes Lager angeboten?

All das wollte Musashi unerklärlich erscheinen, doch ehe er das Geheimnis gelüftet hatte, überwältigte ihn die Schläfrigkeit. Er schloß die Augen, holte ein paarmal tief Luft und zog die Zudecke hoch. Nur seine Stirn blieb frei und leuchtete, wenn gelegentlich Funken vom Herdfeuer aufstoben. Bald hörte man nichts weiter als tiefe, gleichmäßige Atemzüge. Die Frau des Schmieds zog sich verstohlen ins Hinterzimmer zurück; das Patschen ihrer Füße, die sich leicht klebrig über die Tatami bewegten, war das einzige, was man hörte.

Musashi hatte einen Traum, oder vielmehr den Bruchteil eines Traums, der sich ständig wiederholte. Eine Kindheitserinnerung schoß ihm durch das schläfrige Hirn wie ein Insekt, das anscheinend leuchtende Schriftzeichen in die Luft malt. Er hörte die Worte eines Schlafliedes:

Schlaf ein, schlaf ein! Schlafende Kinder sind brav ...

Er war zwar daheim in Mimasaka, hörte aber das Schlaflied, welches die Frau des Schmieds im Dialekt von Ise gesungen hatte. Er war ein Säugling in den Armen einer hellhäutigen Frau von etwa dreißig Jahren – seiner Mutter. Die Frau mußte seine Mutter sein. Von der Brust seiner Mutter blickte er hinauf in ihr weißes Gesicht.

... ungezogen und bringen ihre Mütter zum Weinen ...

Leise sang seine Mutter und wiegte ihn dabei auf dem Arm. Ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht war bläulich überhaucht wie eine Birnenblüte. Da war eine Wand, eine lange Steinmauer, an der Leberblümchen blühten, und eine Lehmmauer, über der in der heraufziehenden Nacht Zweige eines Baums dunkelten. Das Licht einer Lampe fiel aus dem Haus. Tränen glitzerten auf der Wange seiner Mutter. Fassungslos starrte das kleine Kind auf die Tränen.

»Geh fort! Geh dorthin zurück, wo du hingehörst!«

Es war die strenge Stimme Munisais, die aus dem Haus kam. Und es war ein Befehl. Langsam erhob Musashis Mutter sich. Sie rannte eine Steinböschung entlang. Weinend lief sie in den Fluß hinein und watete bis zur Mitte. Unfähig zu sprechen, krümmte sich das kleine Kind in den Armen seiner Mutter und versuchte ihr zu sagen, daß irgendwo Gefahr drohe. Je unruhiger Musashi wurde, desto fester hielt sie ihn. Ihre feuchten Wangen rieben sich an den seinen. »Takezō!« sagte sie. »Bist du deines Vaters Kind oder das deiner Mutter?«

Munisai rief ihr vom Ufer aus etwas zu. Da sank die Mutter ins Wasser. Das Kind landete auf den Kieselsteinen des Ufers, wo es inmitten von Schlüsselblumen erbärmlich weinte.

Musashi schlug die Augen auf. Als er wieder eindämmerte, drang eine Frau – seine Mutter? jemand anders? – in seinen Traum ein und weckte ihn abermals. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wie seine Mutter aussah. Er dachte oft an sie, aber ihr Gesicht hätte er nicht zeichnen können. Jedesmal, wenn er irgendeine Mutter sah, dachte er, daß vielleicht seine genauso ausgesehen hatte.

Warum träume ich davon ausgerechnet heute nacht? dachte er. Die Wirkung des Sake war verflogen. Er schlug die Augen auf und starrte an die Decke. Die Rußschwärze wurde von einem schwachen Licht gerötet, dem Widerschein der Glut auf dem Kotatsu. Seine Augen blieben an dem Windrad haften, das über ihm an der Decke hing. Auch fiel ihm auf, daß der Geruch von Mutter und Kind noch am Bettzeug haftete. Mit einem unbestimmt sehnenden Gefühl lag er halb schlafend da und starrte zum Windrad hinauf.

Langsam fing das Spielzeug an, sich zu drehen. Daran war nichts Besonderes, schließlich war es dazu gemacht, sich zu drehen. Aber ... aber nur dann, wenn ein Luftzug da war! Schon wollte Musashi aufstehen, da erstarrte er und lauschte angestrengt. Es hörte sich an, als würde leise irgendwo eine Tür zugeschoben. Das Windrad hörte auf, sich zu drehen.

Lautlos legte Musashi den Kopf wieder aufs Kissen und versuchte zu ergründen, was im Haus vorging. Er war wie ein Insekt an der Unterseite eines Blatts, das versuchte, zu erraten, wie wohl das Wetter sei. Sein ganzer Körper war darauf ausgerichtet, die leiseste Veränderung in seiner Umgebung wahrzunehmen. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Musashi wußte, daß ihm Gefahr drohte – doch warum?

Bin ich hier in eine Räuberhöhle geraten? fragte er sich anfangs. Doch nein! Wenn sie Berufsdiebe wären, wüßten sie, daß sie bei ihm nichts finden würden, was zu stehlen sich lohnte.

Will er sich an mir rächen? Auch das schien nicht recht zu passen. Musashi war sich ziemlich sicher, daß zumindest er Baiken nie zuvor gesehen hatte. Außerstande, sich über ein Motiv klarzuwerden, spürte er an Haut und Knochen, daß irgend jemand oder irgend etwas es auf nichts Geringeres als sein Leben abgesehen hatte. Auch wußte er, daß diese Gefahr, welche es auch immer war, ganz in der Nähe drohte. Er mußte sich schnell entscheiden, ob er liegenbleiben und darauf warten sollte, daß sie kam, oder ob er ihr zuvorkommen und sich aus dem Staub machen sollte.

Er schob die Hand über die Schwelle zur Schmiede und tastete nach seinen Sandalen. Erst schob er die eine unter der Zudecke bis ans Fußende, dann die andere.

Das Windrad fing wieder an, sich leise zu drehen. Einer verzauberten Blume gleich, rotierte es im Schimmer der Glut. Ganz, ganz schwach waren Schritte zu vernehmen, und zwar sowohl im Haus als auch draußen. Leise ordnete Musashi die Zudecke, daß es aussah, als liege eine menschliche Gestalt darunter.

Unter dem kurzen Vorhang in der Türöffnung tauchten zwei Augen auf, die einem Mann gehörten, der mit blankem Schwert dahergekrochen kam. Ein anderer, der eine Lanze trug

und sich dicht an die Wand drückte, schlich zum Fußende des Lagers. Beide starrten auf das Bettzeug und lauschten nach dem Atem des Schlafenden. Dann sprang wie eine Rauchwolke ein dritter vor. Es war Baiken, die Sichel in der Linken und die Kugel in der Rechten. Die Augen der Männer begegneten einander, und sie bemühten sich, im Gleichklang zu atmen. Der Mann am Kopfende stieß mit dem Fuß das Kissen in die Luft, und der am Fußende sprang in die Schmiede hinab und richtete die Lanze auf die liegende Gestalt. Mit weit ausgeholter Sichel rief Baiken: »Auf, Musashi!« Vom Bett kam weder eine Antwort, noch bewegte sich etwas. Der Mann mit der Lanze stieß die Zudecke zurück. »Er ist nicht hier!« rief er.

Verwirrt blickte Baiken um sich und entdeckte das sich rasch drehende Windrad. »Irgendwo ist eine Tür offen!« rief er.

Die Tür, die von der Schmiede hinausging auf einen Weg, der hinter das Haus führte, war etwa drei Fuß breit aufgeschoben, und ein schneidender Wind fuhr durch die Öffnung. »Dort ist er hinaus!« rief ein anderer.

»Was machen diese Toren?« schrie Baiken und lief hinaus. Aus dem Schatten und unter dem Dachvorstand kamen mehrere Gestalten auf ihn zu. »Meister, ist alles gutgegangen?« fragte eine leise Stimme aufgeregt. Baikens Augen funkelten. »Was soll das heißen, du Trottel? Warum, glaubst du, habe ich dich hier aufgestellt, um Wache zu halten? Hier muß er durchgekommen sein.«

»Durchgekommen? Wie soll er denn überhaupt herausgekommen sein?« »Das fragst du *mich*? Du Strohkopf!« Baiken ging wieder hinein und stapfte erregt umher. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten, wie er entkommen sein kann: Er ist entweder zur Suzuka-Furt oder aber zurück zur Landstraße nach Tsu. Wohin auch immer – weit kann er nicht gekommen sein. Also: hinterher!«

»Und wohin, meint Ihr, ist er gelaufen?« »Ugh! Ich gehe zur

Furt. Ihr übernehmt die Straße.«

Inzwischen hatte sich ein bunt zusammengewürfelter Haufen von einigen zehn gutbewaffneten Männern versammelt. Einer von ihnen trug eine Muskete und sah aus wie ein Jäger, ein anderer, der ein kurzes Feldschwert trug, durfte wohl ein Holzfäller sein.

Als sie loszogen, rief Baiken: »Wenn ihr ihn aufstöbert, feuert die Muskete ab, dann treffen wir uns alle.« So eilig sie aufbrachen, so lahm kamen sie eine Stunde später zurück. Sie ließen den Kopf hängen und redeten niedergeschlagen miteinander. Sie waren darauf gefaßt, daß ihr Anführer ihnen heftige Vorwürfe machte, doch als sie das Haus betraten, fanden sie Baiken, den Kopf gesenkt, mit ausdruckslosem Gesicht auf dem Boden der Schmiede sitzen.

Als sie versuchten, ihn aufzuheitern, sagte er: »Es hat keinen Sinn, jetzt Trübsal zu blasen.« Um seinem aufgestauten Zorn Luft zu machen, ergriff er ein Stück verkohltes Holz und brach es über dem Knie entzwei. »Bringt Sake! Ich will trinken.« Er schürte das Feuer und legte Holz nach. Seine Frau, die das Kind beschwichtigte, erinnerte ihn daran, daß kein Sake mehr da sei. Sie drehte sich um und schlief weiter. Einer der Männer erbot sich, welchen aus seinem Haus zu holen, was er dann auch eilends tat. Bald war das Gebräu gewärmt, und die Schalen wurden herumgereicht. Die Unterhaltung verlief nur stockend und alles andere als heiter. »Wahnsinnig macht mich das!« »Dieser Spitzbube!«

»Ich muß schon sagen, es ist, als ob er verhext wäre.«

»Laßt es Euch nicht verdrießen, Meister! Ihr habt alles getan, was Ihr konntet. Die draußen aufpassen sollten, haben alles verpatzt.« Jene, von denen die Rede war, entschuldigten sich betreten. Sie versuchten, Baiken betrunken zu machen, damit er sich schlafen legte, aber er saß murrend da und ärgerte sich auch noch darüber, wie bitter der Sake war.

»Kann dieser Rōnin wirklich der Junge sein, der sich damals, vor vier, fünf Jahren, in Okōs Haus versteckt hatte?«

»Er muß es sein. Der Geist meines toten Bruders hat ihn hierhergeführt, da bin ich mir ganz sicher. Zuerst bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, aber dann, als er mir erzählte, daß er in Sekigahara dabeigewesen ist und früher Takezō geheißen hat ... Das Alter kommt hin, und er ist auch genauso ein Kerl wie der, der meinen Bruder umgebracht hat. Ich weiß, er muß es gewesen sein.«

»Ach, vergeßt es, Meister, denkt nicht mehr darüber nach! Legt Euch hin und schlaft Euch erst einmal aus!«

Gemeinsam führten sie ihn zum Lager. Einer nahm das Kissen, das sie zuvor beiseite gestoßen hatten, und stopfte es ihm unter den Kopf. Es dauerte keinen Augenblick, und Baiken schloß die Augen. Sogleich erfüllte lautes Schnarchen den Raum.

Die Männer nickten einander zu und gingen auseinander. Bald hatte sie der Frühnebel verschluckt. Es handelte sich überwiegend um Gesindel, um Handlanger von Strauchrittern, wie Tsujikaze Temma aus dem Dorf Fuwa, dessen jüngerer Bruder Tsujikaze Kōhei aus Yasugawa sich jetzt Shishido Baiken nannte, oder es waren Leute, die sich verzweifelt an die unterste Sprosse der gesellschaftlichen Leiter klammerten. Hin und her geworfen von den Veränderungen der Zeit, hielten sie sich als Bauern oder Handwerker oder Jäger über Wasser, besaßen aber immer noch Zähne, mit denen sie nur allzugern ehrbare Leute bissen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

Das einzige, was man in Baikens Haus hörte, waren die Geräusche der schlafenden Familie und das Nagen einer Feldratte. In einer Ecke des Korridors, welcher Schmiede und Küche miteinander verband, gleich neben dem ausladenden irdenen Ofen, lag Feuerholz gestapelt. Darüber ausgebreitet waren ein Schirm und schwere Regenumhänge aus Stroh. Da

bewegte sich im Schatten zwischen Ofen und Wand einer der Regenumhänge; langsam und lautlos schob er sich die Wand hoch, bis er an einem Nagel hing. Die schattenhafte Gestalt eines Mannes schien aus der Mauer selbst hervorzutreten. Musashi hatte nicht einen einzigen Schritt vom Hause fort gemacht. Nachdem er unter der Zudecke herausgeschlüpft war, hatte er die Tür aufgeschoben und sich dann versteckt.

Schweigend durchquerte er die Schmiede und sah dann auf Baiken hinab, der furchtbar schnarchte. Die Situation erschien ihm köstlich, und über sein Gesicht huschte ein Lächeln.

Einen Moment stand er da und überlegte. Wie er es auch drehte und wendete, er hatte die Runde gegen Baiken eindeutig gewonnen. Gleichwohl, der Mann, der dort lag und schnarchte, war der Bruder von Tsujikaze Temma und hatte versucht, ihn umzubringen, um den Geist seines toten Bruders zu besänftigen – eine bewundernswürdige Regung für einen Strauchritter. Sollte Musashi ihn töten? Ließ er ihn am Leben, suchte er bestimmt auch weiterhin nach einer Gelegenheit, um Rache an ihm zu nehmen. Das sicherste war bestimmt, ihm hier und jetzt den Garaus zu machen. Blieb nur noch die Frage, ob es sich lohnte, ihn umzubringen. Musashi dachte eine Weile nach, bis er auf etwas verfiel, was genau die richtige Lösung zu sein schien. Er trat an die Wand zu Baikens Füßen und nahm eine der Waffen des Schmieds vom Haken. Während er die Sichelschneide aus der Kerbe herausholte, in der sie eingerastet war, musterte er das Gesicht des Schlafenden. Dann wickelte er etwas feuchtes Papier um die Klinge und legte sie Baiken über den Hals, trat einen Schritt zurück und betrachtete wohlgefällig sein Werk. Auch das Windrad schlief. Hätte ich die Klinge nicht mit Papier umwickelt, dachte Musashi, könnte das Rad am Morgen beim Anblick des Kopfes seines Herrn und Meisters, der vom Kissen heruntergerollt war, wie wahnsinnig anfangen, sich zu drehen.

Als Musashi Tsujikaze Temma nach dem Überfall auf Okōs

Haus tötete, hatte er einen Grund dazu gehabt; außerdem war er damals immer noch vom Fieber der Schlacht erhitzt gewesen. Nahm er aber dem Schmied das Leben, war für ihn damit nichts gewonnen. Und wer weiß? Brachte er ihn wirklich um, konnte es geschehen, daß das kleine Kind, dem das Windrad gehörte, sein Leben lang den Mord an seinem Vater rächen wollte. Es war eine Nacht gewesen, in der Musashi immer und immer wieder an seinen Vater und an seine Mutter denken mußte. Ein wenig war er neidisch, als er nun die schlafende Familie sah und ihm der leicht süßliche Geruch der Muttermilch in die Nase stieg.

In seinem Herzen sagte er zu ihnen: Es tut mir leid, daß ich Euch Ungelegenheiten bereitet habe. Schlaft gut! Leise öffnete Musashi die Haustür und ging hinaus.

Das fliegende Pferd

Otsū und Jōtarō kamen spätabends an die Provinzgrenze. Sie übernachteten in einer Herberge und setzten die Reise fort, noch ehe der Morgennebel sich gelichtet hatte. Vom Berg Fudesute aus marschierten sie nach Yonkenjaya, wo sie endlich die Wärme der aufgehenden Sonne im Rücken spürten. »Wie wunderschön!« rief Otsū und blieb stehen, um die große, goldene Kugel zu betrachten. Es war einer jener herrlichen Augenblicke, da alles Lebendige, selbst Pflanzen und Tiere, von Zufriedenheit und Stolz erfüllt sind, hier auf Erden zu weilen, und Otsū schien hoffnungsfroh und heiter zu sein. Jōtarō sagte mit spürbarem Vergnügen: »Wir sind die ersten Menschen, die unterwegs sind. Niemand ist vor uns.«

»Das klingt, als wolltest du damit großtun. Was bedeutet es denn?« »Mir bedeutet es eine ganze Menge.« »Meinst du, der Weg verkürzt sich dadurch?«

»Ach, das ist es nicht. Es tut einfach gut, der erste zu sein, selbst auf einer Straße. Ihr müßt zugeben, das ist doch besser, als hinter Sänften und Pferden herzutrotten.« »Das stimmt.«

»Wenn niemand außer mir über die Straße zieht, habe ich das Gefühl, sie gehört mir.«

»Wenn das so ist – warum tust du nicht einfach so, als wärest du ein großer Samurai hoch zu Roß, der seine ausgedehnten Ländereien abreitet? Ich bin dann dein Gehilfe.« Sie nahm einen Bambusstock, wedelte feierlich damit hin und her und rief halb singend: »Beugt die Köpfe, ihr alle! Beugt die Köpfe vor dem großen Daimyō!«

Ein Mann streckte verwundert den Kopf unter dem Dach eines Teehauses hervor. Da man sie dabei ertappt hatte, wie sie einem Kinde gleich spielte, errötete Otsū und ging rasch weiter.

»Das dürft Ihr nicht!« verwahrte sich Jōtarō. »Ihr dürft Eurem Herrn nicht davonlaufen. Ich werde Euch töten müssen.« »Ich mag nicht mehr spielen.« »Ihr seid es doch, die spielt, nicht ich.«

»Richtig. Aber du hast damit angefangen. Ach du liebe Güte, der Mann aus dem Teehaus starrt immer noch hinter uns her. Er muß uns für sehr albern halten.« »Kommt, gehen wir dorthin zurück!«

»Wozu denn?« »Ich habe Hunger.« »Schon?«

»Könnten wir nicht die Hälfte der Reisklöße essen, die wir fürs Mittagmahl mitgenommen haben?«

»Gedulde dich! Wir haben noch keine zwei Meilen zurückgelegt. Wenn ich jetzt ja sage, ißt du fünf Mahlzeiten am Tag.«

»Aber Ihr seht mich auch nicht in Sänften sitzen oder Pferde mieten, wie Ihr das tut.«

»Das war nur gestern abend, und auch da nur, weil es dunkel

wurde und wir uns beeilen mußten. Wenn dich das stört, werde ich heute den ganzen Weg zu Fuß gehen.«

»Heute wäre ich mit dem Reiten an der Reihe.« »Kinder brauchen nicht zu reiten.«

»Aber ich möchte so gern einmal auf einem Pferd reiten. Darf ich? Bitte!« »Nun, vielleicht – aber nur heute, ausnahmsweise.« »Beim Teehaus habe ich ein Pferd gesehen, das wir mieten könnten.« »Nein, es ist noch zu früh am Tag.«

»Dann habt Ihr es nicht ernst gemeint, als Ihr sagtet, ich dürfe reiten?« »Freilich habe ich das! Aber du bist ja noch nicht einmal müde. Es wäre reine Geldverschwendung, jetzt schon ein Pferd zu mieten.« »Ich weiß ganz genau, daß ich nie müde werde. Ich würde nicht einmal dann müde werden, wenn wir hundert Tage und tausend Meilen marschierten. Wenn ich warten muß, bis ich erschöpft bin, komme ich nie dazu, ein Pferd zu reiten. Kommt, Otsū, laßt uns jetzt ein Pferd mieten, solange wir keine Leute vor uns haben. Es ist viel sicherer; später ist die Straße voller Menschen. Bitte!«

Da Otsū einsah, daß ihr weiterer Widerstand nur die Zeit kosten würde, die sie gewonnen hatten, indem sie so früh aufbrachen, gab sie nach, und Jōtarō, der ihr einwilligendes Nicken eher ahnte, als daß er es wirklich abgewartet hätte, sauste zurück zum Teehaus.

Jōtarō lief auf den Besitzer zu, machte vor ihm halt und rief: »Heda, ich möchte ein Pferd.«

Der alte Mann, der gerade die Fensterläden abnahm, wurde von Jōtarōs vorlautem Geschrei erst richtig wach. Mit verschlafenem Gesicht sagte er brummig: »Was soll das? Mußt du unbedingt so laut schreien?« »Ich brauche ein Pferd. Bitte, sattelt sogleich Euren Gaul. Wieviel kostet er bis Minakuchi? Wenn es nicht zuviel ist, nehme ich ihn vielleicht ganz bis Kusatsu.«

»Zu wem gehörst du Knirps denn eigentlich?«

»Ich bin der Sohn meiner Mutter und meines Vaters«, erwiderte Jōtarō schlagfertig.

»Und ich hatte schon gedacht, du bist der ungebärdige Sprößling des Sturmgottes.«

»Der Sturmgott – das seid eher Ihr, nicht wahr? Ihr seht wütend aus wie ein Donner!« »Lausejunge!« »Bringt jetzt Euer Pferd!«

»Du bildest dir wohl ein, dies Pferd wäre zu mieten, was? Nun, das ist es nicht. Ich fürchte, ich werde nicht die Ehre haben, es dem hohen Herrn zur Verfügung zu stellen.«

Den Ton des Mannes nachäffend, sagte Jōtarō: »Dann, mein Herr, habe ich also nicht das Vergnügen, es mieten zu dürfen?«

»Ganz schön frech, was?« rief der Mann, nahm ein Stück brennendes Holz aus dem Feuer seines Ofens und warf es nach dem Jungen. Das flammende Scheit verfehlte Jōtarō, traf aber das alte Pferd, das unterm Dachüberstand angehalftert war. Mit einem luftzerreißenden Wiehern stieg das Pferd, keilte aus und schlug dabei gegen einen Balken.

»Du Luder!« schrie der Teehausbesitzer, sprang fluchend heraus und lief zu dem Pferd.

Während er den Gaul losband und in einen Pferch neben dem Haus führte, fing Jōtarō von neuem an. »Bitte, vermietet mir das Pferd!« »Das kann ich nicht.« »Warum nicht?«

»Ich habe keinen Reitknecht, den ich mitschicken könnte.« Otsū, die inzwischen nachgekommen war, schlug daraufhin vor, den Preis im voraus zu bezahlen und das Pferd von Minakuchi aus mit einem Reisenden zurückzuschicken, der in die entgegengesetzte Richtung wolle. Ihr ansprechendes Wesen besänftigte den alten Mann, und er glaubte, ihr vertrauen zu können. Folglich reichte er ihr das Halfter und sagte: »Dann könnt Ihr damit bis nach Minakuchi oder, wenn Ihr wollt, sogar bis nach Kusatsu reiten. Hauptsache, Ihr schickt das Pferd auch wirklich zurück.« Als sie aufbrachen, sagte Jōtarō aufs höchste

erbozt: »Was sagt Ihr dazu? Mich behandelt er wie einen Esel, doch kaum sieht er Euer hübsches Gesicht ...«

»Paß lieber auf, was du über den alten Mann sagst! Sein Pferd hört zu. Sonst wird es noch wütend und wirft dich ab.«

»Glaubt Ihr etwa, dieses alte Klappergestell könnte mir etwas anhaben?« »Du kannst doch gar nicht reiten, oder?« »Selbstverständlich kann ich reiten.« »Wieso versuchst du denn, von hinten aufzusitzen?« »Nun, so hilft mir doch!«

»Du bist wirklich eine Plage!« Sie packte ihn unter den Achseln und hob ihn aufs Pferd hinauf.

Wie ein König blickte Jōtarō auf die Welt zu seinen Füßen. »Bitte, geht voran, Otsū!« sagte er. »Du sitzt aber nicht richtig.« »Keine Sorge! Ich mach' das schon richtig.«

»Schön, aber du wirst es noch bedauern.« Sie nahm den Strick, winkte dem Teehausbesitzer zum Abschied mit der freien Hand zu, und die beiden zogen los.

Kaum hatten sie hundert Schritt zurückgelegt, hörten sie im Nebel hinter sich einen lauten Ruf und dann nahende Laufschritte. »Wer mag das sein?« fragte Jōtarō. »Ob wir gemeint sind?« rätselte Otsū.

Sie blieben mit dem Pferd stehen und sahen sich um. Die Umrisse eines Mannes nahmen im wallenden weißen Nebel Gestalt an. Während sie ihn anfangs nur undeutlich erkennen konnten, waren sein Aussehen und sein Alter bald gut abzuschätzen. Eine teuflische Aura umfloß ihn, als würde er von einem wütenden Wirbelwind begleitet. Gleich darauf stand er neben Otsū und entriß ihr den Strick.

»Runter vom Pferd!« befahl er und funkelte Jōtarō an.

Das Pferd wich nach hinten aus. Sich an der Mähne festhaltend, schrie Jōtarō: »Das könnt Ihr nicht tun! Ich habe das Pferd gemietet, nicht Ihr.« Der Mann schnaubte durch die Nase, wandte sich dann an Otsū und sagte: »Ihr, Weib!« »Ja?«

sagte Otsū leise.

»Mein Name ist Shishido Baiken. Ich lebe im Dorf Ujii, oben in den Bergen jenseits der Provinzgrenze. Aus Gründen, über die ich mich jetzt nicht auslassen will, bin ich hinter einem Mann namens Miyamoto Musashi her. Er muß heute morgen vor Tagesanbruch hier entlanggekommen sein, wahrscheinlich vor einigen Stunden, so daß ich mich ganz schön beeilen darf, wenn ich ihn vor Yasugawa an der Grenze nach Omi einholen will. Gebt mir daher Euer Pferd!« Er sprach atemlos, und sein Brustkorb hob und senkte sich hektisch, so daß seine Rippen zu sehen waren. Während sich die Feuchtigkeit in der Luft an Ästen und Zweigen zu Rauhreif verdichtete, glänzte sein Nacken vor Schweiß wie eine Schlangenhaut.

Totenbleich im Gesicht blieb Otsū stehen. Ihr war, als hätte die Erde unter ihr alles Blut aus ihr gesaugt. Ihre Lippen bebten; alles in ihr drängte verzweifelt danach, zu fragen und sich zu vergewissern, ob sie richtig gehört hatte. Sie konnte kein Wort herausbringen.

»Habt Ihr Musashi gesagt?« entfuhr es Jōtarō. Er klammerte sich immer noch an der Mähne des Pferdes fest, und seine Arme und Beine zitterten. Baiken war viel zu ausgepumpt, als daß ihm ihre Reaktion aufgefallen wäre.

»Komm schon«, befahl er. »Herunter vom Pferd, und zwar ein bißchen rasch, sonst setzt's Hiebe.« Als wäre der Strick eine Peitsche, fuhrwerkte er mit ihm in der Luft herum.

Entschlossen schüttelte Jōtarō den Kopf. »Das tue ich nicht«
»Was soll das heißen?«

»Es ist mein Pferd. Ihr könnt es nicht haben. Es ist mir egal, wie eilig Ihr es habt.«

»Nun paßt mal schön auf! Ich bin sehr nett zu Euch gewesen und habe Euch alles erklärt, denn schließlich seid Ihr nur eine Frau und ein Kind, die allein unterwegs sind, aber ...«

»Stimmt's nicht, Otsū?« fuhr Jōtarō ihm dazwischen. »Wir brauchen das Pferd nicht herzugeben, oder?«

Otsū hätte ihn in die Arme schließen mögen. Ihr ging es weniger um das Pferd als vielmehr darum, dies Ungeheuer davon abzuhalten, schneller voranzukommen. »Das stimmt«, sagte sie daher. »Gewiß, Ihr mögt es eilig haben, Herr, aber uns pressiert es auch. Ihr könnt Euch ja eines jener Pferde mieten, die immer wieder hier heraufkommen und zu Tal ziehen. Aber wie der Junge sagt, es wäre unrecht, uns das Pferd wegzunehmen.« »Ich steige nicht ab«, wiederholte Jōtarō. »Da sterbe ich lieber.« »Ihr wollt mir also das Pferd nicht geben?« fragte Baiken zornig. »Das hättet Ihr Euch gleich denken können«, erwiderte Jōtarō ernst. »Miststück!« schrie Baiken, erbot sich über den Ton, den der Junge an sich hatte.

Jōtarō, der sich in der Mähne des Pferdes verkrallt hatte, wirkte winzig wie ein Floh. Baiken griff nach ihm, packte ihn am Bein und wollte ihn herunterziehen. Das wäre für Jōtarō der Augenblick gewesen, sich seines Holzschwerts zu entsinnen, doch in seiner Verwirrung vergaß er darauf. Die einzige Möglichkeit, die ihm einfiel, sich einem so übermächtigen Feind gegenüber zur Wehr zu setzen, war Baiken ins Gesicht zu spucken, was er wieder und wieder tat.

Otsū war von höchstem Schrecken erfüllt. Die Angst, von diesem Mann angegriffen oder gar getötet zu werden, ließ ihren Mund austrocknen, und ein säuerlicher Geschmack stieg ihr in der Kehle auf. Nie jedoch wäre sie auf den Gedanken gekommen, nachzugeben und Baiken das Pferd zu überlassen. Musashi wurde verfolgt; je länger sie diesen Unhold zurückhielt, desto mehr Zeit gewann Musashi für seine Flucht. Dabei spielte es keine Rolle, daß sich auf diese Weise auch die Entfernung zwischen ihnen beiden vergrößerte, und das ausgerechnet in einem Augenblick, da sie erfuhr, daß sie zumindest auf derselben Straße waren. Sie biß sich auf die Lippen und schrie: »Das könnt Ihr nicht tun!« Und dann schlug

sie Baiken gewaltig gegen die Brust, mit einer Kraft, von der sie selbst nicht ahnte, daß sie sie hatte. Baiken, der immer noch damit beschäftigt war, sich den Speichel aus dem Gesicht zu wischen, geriet aus dem Gleichgewicht, und in diesem Augenblick bekam Otsū seinen Schwertgriff zu fassen. »Hexe!« brüllte er und griff nach ihrem Handgelenk. Doch dann heulte er vor Schmerz auf, denn Otsū hatte das Schwert bereits ein Stück aus der Scheide gezogen, und statt ihres Gelenks umklammerte er die Schneide. Zwei Fingerspitzen seiner Rechten waren ab. Sich die blutende Hand haltend, sprang er zurück, so daß sein Schwert, ohne daß er es wollte, ganz aus der Scheide rutschte. Der blitzende Stahl, der von Otsūs Hand ausging, kratzte über den Boden und kam hinter ihr zur Ruhe.

Baiken hatte alles noch schlimmer verpatzt als in der Nacht zuvor. Er verfluchte sich wegen seines Mangels an Vorsicht und kämpfte damit, wieder richtig auf die Beine zu kommen. Otsū, die nun vor nichts mehr Angst hatte, griff ihn jetzt von der Seite mit der Klinge an. Doch es war ein großes, nahezu drei Fuß langes Schwert, das nicht einmal jeder Mann ohne weiteres hätte führen können. Als Baiken sich wegduckte, zitterten ihr die Hände, und sie strauchelte vornüber. Sie verspürte ein Rucken in den Handgelenken, rötlichschwarzes Blut sprühte ihr ins Gesicht, und nach einem momentanen Schwindel erkannte sie, daß das Schwert den Gaul in den Rumpf getroffen hatte.

Die Wunde war nicht tief, doch das Pferd stieß ein jammervolles Wiehern aus, bäumte sich auf und schlug wild aus. Baiken brüllte Unverständliches, packte Otsū bei der Hand und versuchte, ihr das Schwert zu entwenden, doch in diesem Augenblick beförderten die Hufe des Pferdes sie beide durch die Luft. Dann erhob sich der Gaul auf die Hinterhand, wieherte laut und schoß wie ein Pfeil die Straße hinunter. Jōtarō verkrallte sich ingrimmig in seiner Mähne, und hinten

verlor es schwallweise Blut. Baiken tappte blindlings durch den aufgewirbelten Staub. Er wußte, daß er das völlig verängstigte Tier nicht einholen konnte, und so suchten seine wütenden Augen Otsū, die fort war.

Nach einer Weile entdeckte er am Stamm eines Lärchenbaums sein Schwert. Während er es sich holte, rastete in seinem Hirn etwas ein: Es mußte irgendeine Verbindung zwischen dieser Frau und Musashi bestehen! Wenn sie aber Musashis Freundin war, würde sie einen wunderbaren Köder abgeben, zumindest würde sie wissen, wohin er wollte.

Halb laufend, halb die Böschung neben der Straße hinunterrutschend, näherte er sich einem strohgedeckten Bauernhaus. Er spähte unter den erhöhten Fußboden, warf einen Blick in den Vorratsraum, und eine alte Frau, die im Inneren des Hauses wie ein Buckliger hinterm Spinnrad hockte, weitete entsetzt die Augen.

Dann entdeckte er Otsū, die durch ein Gehölz von dichtstehenden Sichelbäumen in Richtung eines Tales lief, in dem noch Flecken späten Schnees erkennbar waren.

Mit der Gewalt eines Erdrutsches donnerte er den Hügel hinunter, und bald hatte er sie eingeholt.

»Hexe!« rief er, streckte die Hand aus und griff in ihr Haar. Otsū stürzte zu Boden, konnte sich aber an den Wurzeln eines Baums festhalten. Doch mit den Füßen rutschte sie ab und glitt über den Rand einer Klippe, wo sie baumelte und hin- und herschwankte wie ein Pendel. Erde und Geröll prasselten ihr ins Gesicht, als sie hochblickte und Baikens große Augen und sein schimmerndes Schwert sah.

»Närrin!« sagte er verächtlich. »Glaubt Ihr, Ihr könnt jetzt entkommen?« Otsū warf einen Blick in die Tiefe: Fünfzig oder sechzig Fuß unter ihr durchschnitt ein Fluß das Tal. Merkwürdigerweise hatte sie überhaupt keine Angst, denn ihr dämmerte, daß dieses Tal ihre Rettung war. Wenn sie wollte,

konnte sie Baiken jeden Augenblick entkommen. Sie brauchte nur loszulassen, um sich dem leeren Raum unter sich auf Gnade und Ungnade anheimzugeben. Sie fühlte sich dem Tod nahe, doch statt darüber nachzudenken, konzentrierte sich ihr Geist nur auf ein einziges Ziel: Musashi. Ihr war, als sehe sie ihn vor sich, sein Gesicht riesengroß am Sturmhimmel. Baiken packte sie rasch bei den Handgelenken und zog sie über den Klippenrand.

In diesem Augenblick riefen drei seiner Kumpane, die in der Nacht zuvor an der Suche nach Musashi teilgenommen hatten, von der Straße aus: »Was macht Ihr dort? Wir sollten sehen, daß wir vorankommen. Der alte Mann im Teehaus sagte, ein Samurai habe ihn heute vor Morgengrauen geweckt, etwas zu essen bestellt und sei dann in Richtung Kaga-Tal weiter.« »Zum Kaga-Tal?«

»So hat er jedenfalls gesagt. Aber ob er das durchquert oder über den Tsuchi geht, spielt keine Rolle. Die beiden Straßen treffen bei Ishibe wieder aufeinander. Wenn wir es schnell bis Yasugawa schaffen, müßten wir ihn dort eigentlich zu fassen bekommen.«

Baiken wandte dem Sprechenden den Rücken zu, denn seine Augen waren auf Otsū gerichtet, die vor ihm kauerte und von seinem wütenden Blick wie gebannt war. »He!« rief er. »Ihr drei, kommt her!« »Warum?«

»Kommt her, und zwar schnell!«

»Wenn wir Zeit vertrödeln, ist Musashi vor uns in Yasugawa.« »Vergeßt das im Moment mal!«

Gewohnt, durch die Berge zu streifen, kamen die Kumpane von der Straße den Hang heruntergestürzt wie Wildschweine. Als sie den Klippenrand erreichten, wo Baiken stand, erblickten sie Otsū. Rasch erklärte ihnen ihr Anführer die Situation.

»Also, dann fesselt sie und nehmt sie mit!« befahl Baiken,

der sich auf den Weg machen wollte.

Sie banden sie, hatten jedoch irgendwie Mitleid mit ihr. Hilflos, das Gesicht abgewandt, lag Otsū am Boden; verlegen blickten die drei immer wieder nach ihrem blassen Profil.

Baiken war bereits vorausgegangen und auf dem Weg ins Kaga-Tal. Er blieb stehen, schaute zur Klippe hinauf und rief: »Wir treffen uns in Yasugawa. Ich nehme eine Abkürzung, aber ihr bleibt auf der Landstraße! Und paßt gut auf sie auf!«

»Jawohl, Herr«, riefen die drei im Chor.

Bald war Baiken, der wie eine Bergziege zwischen den Felsen dahinsprang, nicht mehr zu sehen.

Jōtarō raste mit dem Gaul die Landstraße entlang. Trotz seines Alters war das Pferd so außer sich, daß es mit dem Strick unmöglich zum Halten zu bringen war, selbst wenn Jōtarō gewußt hätte, wie. Die Wunde brannte wie eine Fackel, und der Gaul preschte blindlings hügelan, bergab und durch die Dörfer.

Es war schieres Glück, daß Jōtarō nicht abgeworfen wurde. »Aufgepaßt! Aufgepaßt! Aufgepaßt!« schrie er immer wieder, und die Rufe wurden zu einem beschwörenden Singsang.

Um sich besser festhalten zu können, hatte er seine Arme um den Hals des Pferdes geschlungen und die Augen zugemacht. Jedesmal, wenn das Tier sich aufrichtete, wurde Jōtarō mit den auf den Rücken geschnallten Bilderrollen in die Höhe geworfen. Da immer deutlicher wurde, daß seine Rufe nichts fruchteten, wurden seine Bitten nach und nach zu einem Klagegeschrei. Als er kurz zuvor Otsū gebeten hatte, ihn wenigstens einmal reiten zu lassen, hatte er gedacht, wie großartig es doch sein müsse, auf einem herrlichen Roß dahinzugaloppieren, doch nun, nach wenigen Minuten dieser haarsträubenden Jagd, hatte er längst genug.

Jōtarō hoffte, daß jemand – irgend jemand – sich ihm aus freien Stücken in den Weg stellen würde, um den Strick zu

packen und das Pferd zum Stillstand zu bringen. Doch das war eine übertriebene Hoffnung, denn weder die Reisenden auf der Landstraße noch die Leute in den Dörfern wollten Gefahr laufen, sich in einer Angelegenheit, die sie nichts anging, eine Verletzung zuzuziehen. Keiner half, sondern alle suchten Schutz im Straßengraben und überhäuften den vermeintlich rücksichtslosen Reiter mit einer Flut von Verwünschungen.

Binnen kürzester Zeit hatte Jōtarō das Dorf Mikumo hinter sich, und der Gaul näherte sich der Herbergsstation Natsumi. Wäre er ein geübter Reiter gewesen und hätte er sein Pferd fest in der Hand gehabt, hätte Jōtarō gewiß die Augen beschattet und sich am Anblick der Berge und Täler von Iga gelabt: Vor ihm lagen die Gipfel des Nunobiki, die glänzenden Fluten des Yokota und in der Ferne der Biwa-See.

»Halt! Halt! *Halt!*« Der Wortlaut seines Singsangs hatte sich verändert; es klang jetzt verzweifelter. Als Roß und Reiter den Kōji hinunterstürmten, veränderten sich Jōtarōs Rufe unversehens noch einmal, und er schrie: »*Hilfe!*«

Das Pferd raste die gefährlich abschüssige Strecke hinab, und Jōtarō hüpfte wie ein Ball auf seinem Rücken auf und nieder.

Plötzlich tauchte an einer Felswand linker Hand eine Eiche auf, und einer ihrer Äste ragte über die Straße. Als Jōtarō die Blätter sein Gesicht streifen fühlte, griff er mit beiden Händen zu. Er glaubte, die Götter hätten sein Gebet erhört und diesen Ast geschickt. Er machte einen Satz wie ein Frosch, und gleich darauf hing er in der Luft, die Hände fest um den Ast über sich geklammert. Das Pferd schoß unter ihm davon, und da es jetzt reiterlos war, noch schneller als zuvor.

Bis zur Erde waren es höchstens zehn Fuß, doch Jōtarō konnte es nicht über sich bringen loszulassen. Er war so verängstigt, daß er in dem geringen Höhenunterschied einen gähnenden Abgrund sah und sich an den Ast klammerte, als

ginge es wirklich um sein Leben. Er versuchte auch die Beine über den Ast zu schlingen, faßte mit schmerzenden Händen nach neuem Halt und überlegte fieberhaft, was tun. Das Problem löste sich schnell von selbst, denn plötzlich brach der Ast mit lautem Krachen ab. Einen schrecklichen Augenblick lang dachte Jōtarō, jetzt sei alles aus. Eine Sekunde später saß er jedoch am Boden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt war. »Donnerwetter!« Mehr konnte er nicht sagen.

Ein paar Minuten hockte er regungslos da; sein Verstand arbeitete noch nicht voll. Doch dann fiel ihm ein, warum er hier war, und er sprang auf. Ohne daran zu denken, wie weit er bereits mit dem Pferd galoppiert war, rief er: »Otsū!«

Mit einer Hand packte er fest das Holzsword, dann lief er den Abhang hinauf.

Was mag mit ihr geschehen sein? »Otsū, Otsū-ü-ü!«

Schließlich begegnete er einem Mann in einem grau-roten Kimono, der den Berg herunterkam. Der Fremde trug einen ledernen Hakama und zwei Schwerter, jedoch keinen Umhang. Nachdem er an Jōtarō vorüber war, blickte er über die Schulter zurück und sagte: »Hallo, du da!« woraufhin Jōtarō sich gleichfalls umdrehte. Der Mann fragte: »Stimmt was nicht?« »Ihr kommt von der anderen Seite des Berges, nicht wahr?« »Ja.«

»Habt Ihr nicht eine hübsche, junge Frau gesehen, etwas über zwanzig Jahre alt?«

»Doch, ich glaube schon.« »Wo denn?«

»In Natsumi. Ich sah ein paar Strauchritter mit einer jungen Frau dahinziehen. Sie hatten ihr die Hände auf den Rücken gebunden, was mir selbstverständlich sonderbar vorkam, doch hatte ich ja keinen Grund, mich einzumischen. Ich würde sagen, die Kerle gehörten zu Tsujikaze Kōheis Bande. Er hat vor ein paar Jahren ein ganzes Dorf von Galgenvögeln aus Yasugawa ins Suzuka-Tal geholt.«

»Das war sie! Da bin ich ganz sicher.« Jōtarō wollte weiter, doch der Mann hielt ihn zurück.

»Wart ihr gemeinsam unterwegs?« »Ja. Und sie heißt Otsū.«

»Wenn du jetzt unvorsichtig bist, ist es um dich geschehen, bevor du ihr helfen kannst. Warum wartest du nicht hier? Sie müssen früher oder später hier vorüberziehen. Und jetzt erzähle mir erst einmal, worum es denn überhaupt geht. Vielleicht kann ich dir einen guten Rat geben.«

Der Junge faßte sofort Vertrauen zu dem Mann und erzählte ihm alles, was an diesem Morgen geschehen war. Von Zeit zu Zeit nickte der Mann unter seinem Strohhut. Als der Bericht zu Ende war, sagte er: »Ich begreife, in welcher Klemme du sitzt; aber du kannst noch so mutig sein, eine Frau und ein Junge sind etwas, womit Kōheis Leute allemal fertig werden. Ich glaube, es ist besser, ich übernehme die Rettung Otsūs – so heißt sie doch, oder?« »Würden sie sie Euch denn ausliefern?«

»Wenn ich bloß frage, kaum, aber darüber will ich erst nachdenken, wenn es soweit ist. Versteck dich inzwischen dort in dem Dickicht, und halte dich ruhig!«

Während Jōtarō sich ein paar Büsche aussuchte, hinter denen er sich verbergen konnte, ging der Mann munter bergab. Einen Moment fragte Jōtarō sich, ob er wohl einem Schwindler aufgesessen sei. Hatte dieser Rōnin nur ein paar Worte zu ihm gesagt, um ihn aufzumuntern? Von Angst gepackt, streckte er den Kopf über die Büsche, doch als er Stimmen vernahm, ging er sofort wieder in die Hocke.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, und Otsū tauchte auf. Drei Männer hatten sie in die Mitte genommen und ihr die Hände fest auf dem Rücken gefesselt. Blut gerann auf einer Wunde an ihrem weißen Fuß. Einer der Schurken versetzte Otsū einen Stoß gegen die Schulter und knurrte: »Was seht Ihr Euch um? Geht schneller!« »Richtig, ein bißchen schneller!«

»Ich suche meinen Reisegefährten. Was mag aus ihm

geworden sein? Jōtarō!«

»Haltet den Mund!«

Jōtarō war schon drauf und dran, schreiend aus seinem Versteck hervorstürzen, als der Rōnin zurückkehrte, diesmal ohne seinen Strohhut. Er mochte sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt sein und war von dunkler Hautfarbe. Er hatte etwas Entschlossenes im Blick und sah weder nach links noch nach rechts. Als er den Hang heraufkam, sagte er wie zu sich selbst: »Es ist erschreckend! Es ist wirklich erschreckend!«

Als er an Otsū und ihren Häschern vorüberkam, murmelte er einen Gruß und eilte weiter, doch die Männer hielten ihn an. »Heda!« rief einer von ihnen. »Seid Ihr nicht Watanabes Neffe? Was ist denn so erschreckend?« Watanabe war der Name einer alteingesessenen Familie, und das augenblickliche Familienoberhaupt, Watanabe Hanzō, war ein hochangesehener Adept der geheimen Schwertkampftechniken, die ganz allgemein Ninjutsu genannt wurden.

»Habt Ihr es nicht gehört?« »Was sollen wir gehört haben?«

»Unten am Fuß des Berges wartet ein Samurai namens Miyamoto Musashi und bereitet sich auf einen großen Kampf vor. Er steht mit blankgezogener Waffe mitten auf der Straße und fragt jeden, der vorüberkommt, aus. Einen solch wilden Blick habe ich noch nie gesehen.« »Und das macht dieser Musashi?« »Ja. Er kam direkt auf mich zu und fragte mich nach meinem Namen. Ich sagte ihm, ich sei Tsuge Sannojo, der Neffe von Watanabe Hanzo, und käme von Iga. Da entschuldigte er sich und ließ mich durch. Er war sogar überaus höflich. Hauptsache, ich hätte nichts mit Tsujikaze Kōhei zu tun, sagte er.« »So?«

»Ich fragte ihn, was geschehen sei, und er sagte, Kōhei sei mit seinen Gefolgsleuten auf der Straße und darauf aus, ihn zu fangen und umzubringen. Er beschloß, dort, wo er war, Aufstellung zu nehmen und sich dem Angriff zu stellen. Er

scheint entschlossen zu sein, sich bis zum Letzten zu verteidigen.«

»Sprecht Ihr auch die Wahrheit, Sannojo?«

»Selbstverständlich. Warum sollte ich Euch einen Bären aufbinden?« Die Gesichter der drei wurden blaß. Nervös sahen sie einander an. Sie waren sich offensichtlich nicht schlüssig, was sie jetzt tun sollten. »Nehmt Euch auf alle Fälle in acht«, sagte Sannojo und setzte seinen Aufstieg vor ihren Augen fort. »Sannojo!« »Was ist?«

»Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Selbst unser Anführer sagt, dieser Musashi ist ungewöhnlich stark.«

»Nun, er scheint jedenfalls viel Selbstvertrauen zu haben. Als er mit gezogener Waffe auf mich zukam, verspürte ich wahrhaftig wenig Lust, mich mit ihm anzulegen.«

»Was, meint Ihr, sollen wir tun? Wir bringen diese Frau auf Befehl unseres Anführers nach Yasugawa.« »Ich wüßte nicht, was mich das angeht.« »Seid doch nicht so! Helft uns, bitte!«

»Um alles auf der Welt nicht. Wenn ich Euch helfen würde, und mein Onkel erfährt das, wäre er imstande, mich zu enterben. Aber ich könnte Euch selbstverständlich einen guten Rat geben.« »Dann sagt es! Was, meint Ihr, sollen wir tun?«

»Hm ... Einmal könntet Ihr die Frau an einen Baum binden und zurücklassen, dann kämet Ihr schneller voran.« »Noch was?«

»Zum anderen solltet Ihr einen anderen Weg einschlagen. Der ist zwar ein wenig weiter, aber Ihr könntet dann die Bergstraße nach Yasugawa nehmen und den Leuten dort sagen, was sich hier tut. Dann könntet Ihr Musashi umzingeln und die Schlinge nach und nach zuziehen.« »Keine schlechte Idee.«

»Aber seid vorsichtig! Dieser Musashi kämpft um sein Leben und wird, wenn er fällt, bestimmt ein paar von Euch mitnehmen.« Sie stimmten Sannojōs Vorschlag rasch zu und

zerzten Otsū in einen Hain, wo sie sie mit einem Seil an einen Baum fesselten. Dann zogen sie los, kehrten jedoch schon nach wenigen Metern noch einmal zurück, um ihr einen Knebel in den Mund zu stecken.

»Das sollte reichen«, sagt einer. »Machen wir uns auf den Weg!«

Sie verschwanden im Wald. Jōtarō, der hinter seiner Schutzwand aus Laub hockte, wartete klugerweise, ehe er den Kopf herausstreckte und sich erst einmal umblickte. Er sah niemand – weder Reisende noch Strauchritter, noch Sannojō.

»Otsū!« rief er und sprang aus den Büschen. Er hatte sie bald gefunden, löste ihre Fesseln und nahm sie bei der Hand. Dann liefen sie zur Straße. »Fort von hier!« drängte er.

»Wieso hast du dich hinter dem Gebüsch versteckt?« »Ist doch egal. Laßt uns gehen!«

»Nur einen Moment«, sagte Otsū. Sie blieb stehen, strich sich das Haar zurecht, richtete ihren Kragen und zog den Obi glatt.

Jōtarō schnalzte ungeduldig mit der Zunge. »Dies ist wirklich nicht der Augenblick, sich hübsch zu machen«, rief er vorwurfsvoll. »Könnt Ihr Euer Haar nicht später richten?«

»Aber der Rōnin hat doch gesagt, Musashi sei unten am Berg.« »Müßt Ihr deshalb stehenbleiben und Euch schön machen?« »Nein, natürlich nicht«, erklärte Otsū und verteidigte sich mit komischem Ernst. »Aber wenn Musashi so nahe ist, brauchen wir uns keine Sorgen mehr zu machen. Und da die Gefahr so gut wie überstanden ist, bin ich ganz ruhig und fühle mich so sicher, daß ich sogar an mein Äußeres denken kann.« »Glaubt Ihr denn, der Rōnin hat Musashi wirklich gesehen?« »Selbstverständlich. Wo steckt er übrigens?«

»Er ist einfach verschwunden. Ein ziemlich merkwürdiger Bursche, findet Ihr nicht auch?« »Gehen wir jetzt?« fragte

Otsū. »Seid Ihr auch sicher, hübsch genug zu sein?« »Jōtarō!«

»Ich ziehe Euch doch bloß auf! Ihr seht so glücklich aus.«
»Du wirkst auch nicht gerade unglücklich.«

»Das bin ich auch nicht, und ich versuche nicht, es zu verbergen wie Ihr. Ich werde jedem zurufen, der es hören will: ›Ich bin glücklich!‹« Er führte einen Freudentanz auf, wedelte mit den Armen in der Luft herum und warf die Beine in die Höhe. Dann sagte er: »Wir werden schrecklich enttäuscht sein, wenn Musashi nicht da ist, nicht wahr? Ich glaube, ich laufe voran und sehe nach.«

Otsū ließ sich Zeit. Ihr Herz war bereits vorausgeeilt, hinunter an den Fuß des Berges, und das schneller, als Jōtarō jemals hätte laufen können. Ich sehe schrecklich aus, dachte sie beim Gedanken an ihren verletzten Fuß und an den Schmutz und die Blätter, die an ihrer Kleidung hafteten. »Kommt doch!« rief Jōtarō. »Was trödelst Ihr denn dort oben noch herum?« Der Fröhlichkeit, mit der er das rief, glaubte Otsū entnehmen zu können, daß er Musashi entdeckt hatte.

Endlich! dachte sie.

Sie war es gründlich leid, immer nur bei sich selbst Trost finden zu müssen, empfand aber einen gewissen Stolz auf sich selbst und den Göttern gegenüber, ihrem Plan treu geblieben zu sein. Jetzt, da sie im Begriff stand, Musashi wiederzusehen, frohlockte sie innerlich. Sie wußte, daß das die Vorfreude war. Doch konnte sie unmöglich vorhersagen, ob Musashi ihre Hingabe annehmen würde, weshalb ihre Freude angesichts der Aussicht, ihm gegenüberzutreten, leicht gedämpft wurde von einem nagenden Vorgefühl, daß diese Begegnung vielleicht Trauer bringen könnte.

Der Boden auf dem schattigen Hang des Kōji war gefroren, doch bei der Teeschenke im Tal war es so warm, daß schon Fliegen herumsummten. Da es eine Herbergsstation war, wurde Tee an die Reisenden ausgedient. Außerdem wurden hier die

unterschiedlichsten Dinge feilgeboten, Dinge wie die Bauern der Umgebung sie brauchten, von billigem Naschwerk bis zu Strohstulpen für die Ochsen. Jōtarō stand vor einem Laden, ein kleiner Junge in einer großen und lärmenden Menge. »Wo ist Musashi?« fragte sie und sah sich suchend um. »Er ist nicht hier«, erklärte Jōtarō verzagt. »Nicht hier? Er muß doch hiersein.«

»Nun, ich kann ihn jedenfalls nirgendwo finden, und der Ladenbesitzer sagt, er habe keinen solchen Samurai gesehen. Es muß irgendein Versehen sein.« Jōtarō war zwar enttäuscht, aber er hatte nicht allen Mut verloren. Der Gleichmut, mit dem Jōtarō antwortete, ärgerte Otsū. Betreten und ein bißchen zornig ob seiner mangelnden Besorgnis sagte sie: »Hast du auch dort drüben nach ihm gesucht?« »Ja.«

»Und wie sieht es hinter der Wegmarke nach Kōshin aus?« »Ich habe nachgesehen. Dort ist er auch nicht.« »Und hinter der Teestube?«

»Ich habe Euch doch gesagt, er ist nicht hier!« Als Otsū die Augen abwandte, fragte er: »Weint Ihr?«

»Das geht dich nichts an«, versetzte sie bissig.

»Ich verstehe Euch nicht. Die meiste Zeit über scheint Ihr ganz vernünftig, doch manchmal führt Ihr Euch auf wie ein kleines Kind. Woher hätten wir wissen können, ob Sannojōs Geschichte stimmt oder nicht? Ihr habt für Euch den Schluß gezogen, daß sie stimmt, und jetzt, wo Ihr feststellt, daß dem nicht so ist, brecht Ihr in Tränen aus. Frauen sind verrückt!« rief er und lachte laut.

Otsū war danach, sich hinzusetzen und aufzugeben. Von einem Augenblick zum anderen war das Licht aus ihrem Leben gewichen; sie kam sich so hoffnungslos vor wie zuvor – nein, noch hoffnungsloser. Die schadhafte Milchzähne in Jōtarōs lachendem Mund erfüllten sie mit Abscheu. Erbost fragte sie sich, wie sie dazu komme, mit einem solchen Kind durch die

Welt zu ziehen. Sie hatte das Bedürfnis, ihn auf der Stelle zu verlassen.

Gewiß, auch er war auf der Suche nach Musashi, er aber liebte ihn nur als seinen Lehrer. Für sie dagegen war Musashi das Leben selbst. Jōtarō konnte alles lachend abtun und war im Handumdrehen wieder normal und fröhlich. Otsū aber würde tagelang einfach nicht mehr die Kraft haben weiterzumachen. Irgendwo in Jōtarōs kindlichem Gemüt saß die heitere Gewißheit, Musashi früher oder später wiederzufinden. Otsū fehlte jedoch dieser Glaube an ein gutes Ende. So wie sie gerade noch übertrieben zuversichtlich gewesen war, Musashi zu sehen, neigte sie jetzt dem anderen Extrem zu, und sie fragte sich, ob das Leben wohl immer so weitergehen würde, ohne daß sie den Mann, den sie liebte, jemals wiedersehen und sprechen würde. Liebende suchen nach einer Philosophie und lieben daher die Einsamkeit. In Otsūs Fall kam, da sie ein Waisenkind war, ein lebhaftes Gefühl der Verlassenheit und der Isolierung hinzu. So runzelte sie angesichts Jōtarōs Gleichmut die Stirn und entfernte sich schweigend von der Teeschenke. »Otsū!« Das war die Stimme Sannojōs. Er trat hinter der Wegmarke auf der Straße nach Kōshin hervor und kam durch das verdorrte Unterholz auf sie zu. Seine Schwertscheiden waren feucht.

»Ihr habt nicht die Wahrheit gesagt!« sagte Jōtarō vorwurfsvoll. »Was willst du damit sagen?«

»Ihr habt gesagt, Musashi warte hier am Fuße des Berges. Ihr habt gelogen.«

»Sei doch nicht albern!« sagte Sannojō nun seinerseits vorwurfsvoll. »Das habe ich doch nur gesagt, damit Otsū fliehen konnte, oder? Worüber beschwerst du dich überhaupt? Du solltest mir lieber danken!« »Ihr habt das Ganze nur aus der Luft gegriffen, um die Männer zu täuschen?«

»Selbstverständlich.«

Sich triumphierend an Otsū wendend, sagte Jōtarō: »Seht Ihr? Hab' ich's Euch nicht gesagt?«

Meinte Otsū auch allen Grund zu haben, auf Jōtarō wütend zu sein, so sah sie keinen Anlaß, irgendeinen Groll gegen Sannojō zu hegen. Sie verneigte sich also mehrere Male und dankte ihm überschwenglich dafür, daß er sie gerettet hatte.

»Dies Gesindel aus dem Suzuka-Tal ist schon mal wesentlich wilder gewesen«, sagte Sannojō, »doch wenn sie sich vorgenommen haben, jemand aufzulauern, kommt der Betreffende wohl kaum unbeschadet über die Straße. Aber nach allem, was ich so von diesem Musashi höre, um den Ihr Euch so große Sorgen macht, sieht es so aus, als ob er zu klug wäre, einfach in eine ihrer Fallen zu laufen.«

»Gibt es noch andere Straßen nach Omi außer dieser hier?« fragte Otsū. »O ja«, erwiderte Sannojō und schaute hinauf zu den Berggipfeln, die blendend in der Mittagssonne funkelten. »Wenn Ihr im Iga-Tal seid, führt eine Straße nach Ueno, und vom Ano-Tal aus eine nach Yokkaichi und Kuwana. Außerdem muß es noch drei oder vier Bergpfade und Abkürzungen geben. Ich würde sagen, daß Musashi schon früh von der Landstraße abgebogen ist.«

»Dann meint Ihr also, es ist ihm nichts geschehen?«

»Höchstwahrscheinlich nicht. Jedenfalls kann er sich sicherer fühlen als Ihr beiden. Ihr seid heute einmal gerettet worden, aber wenn Ihr weiterhin auf der Landstraße bleibt, werden Tsujikazes Leute Euch in Yasugawa wieder einholen. Falls Ihr Euch zutraut, einen ziemlich steilen Kletterpfad zu bewältigen, dann kommt mit mir, und ich zeige Euch einen Weg, den sonst kaum ein Mensch kennt!«

Otsū und Jōtarō willigten rasch ein. Sannojō führte sie über den Ort Kaga hinauf zum Makado-Paß, von dem ein Saumpfad hinunterführte nach Seto.

Nachdem er ihnen eingehend erklärt hatte, wie sie

weiterziehen sollten, sagte er: »Jetzt seid Ihr außer Gefahr. Sperrt einfach Augen und Ohren auf, und sorgt dafür, daß Ihr vor Einbruch der Dunkelheit etwas gefunden habt, wo Ihr übernachten könnt!«

Otsū dankte ihm für alles, was er getan hatte, und wandte sich zum Gehen, doch Sannojō starrte sie an und sagte: »Wir gehen jetzt auseinander, ja?« Seine Worte schienen bedeutungsschwer, und sein Blick hatte etwas Verletztes. »Die ganze Zeit über«, fuhr er fort, »habe ich gewartet, daß Ihr fragt, aber Ihr habt nie gefragt.« »Was gefragt?« »Wie ich heiße.«

»Aber ich habe doch Euren Namen gehört, als wir auf dem Kōji waren.« »Und Ihr wißt ihn noch?«

»Selbstverständlich. Ihr seid Tsuge Sannojō, und Ihr seid der Neffe von Watanabe Hanzō.«

»Danke. Ich bitte Euch nicht, mir ewig dankbar zu sein, aber zumindest hoffe ich, daß Ihr mich nie vergeßt.«

»Aber wie sollte ich! Ich bin Euch zutiefst zu Dank verpflichtet.« »Das meine ich nicht. Was ich sagen möchte, ist – nun ja, ich bin immer noch unverheiratet. Wäre mein Onkel nicht so streng, würde ich Euch gern gleich mit in mein Haus nehmen ... Aber ich sehe, Ihr habt es eilig. Wie dem auch sei – Ihr werdet ein paar Meilen von hier eine Herberge finden, wo Ihr übernachten könnt. Ich kenne den Wirt sehr gut, erwähnt also meinen Namen ihm gegenüber. Lebt wohl!«

Nachdem er gegangen war, beschlich Otsū ein merkwürdiges Gefühl. Sie war von Anfang an nicht recht schlau aus Sannojō geworden, und nachdem sie sich getrennt hatten, war ihr, als ob sie den Klauen eines gefährlichen Tieres entkommen sei. Zwar hatte sie ihm gedankt, wie es sich gehörte, aber im Herzen war sie nicht wirklich dankbar gewesen.

Jōtarō, der doch sonst leicht Vertrauen zu Fremden faßte, ging es recht ähnlich. Als sie vom Paß hinunterstiegen, sagte er: »Dieser Mann gefällt mir nicht.«

Otsū wollte hinter Sannojōs Rücken nicht schlecht über ihn reden, mußte jedoch zugeben, daß auch sie ihn nicht mochte. »Was mag er wohl gemeint haben, als er sagte, er sei noch unverheiratet?« »Oh, daß er Euch eines Tages bitten wird, ihn zu heiraten.«

Die beiden kamen ohne weiteren Zwischenfall nach Kyoto, waren jedoch enttäuscht, Musashi auf ihrem Weg nirgendwo zu finden: weder am Biwa-See in Omi noch auf der Kara-Brücke in Seta, noch im Umkreis von Osaka. In Kyoto stürzten sie sich in den Trubel zum Jahresende am Stadttor der Sanjō-Allee. Die Häuser waren mit den für das Neujahrsfest traditionellen Fichtenzweigen geschmückt, und der Anblick dieses Schmucks heiterte Otsū auf, die beschlossen hatte, statt über die vertanen Gelegenheiten der Vergangenheit zu lamentieren, sich auf die Zukunft und die Gelegenheit zu freuen, Musashi zu finden: die große Brücke an der Gojō-Allee, der erste Tag des neuen Jahres. Er hatte, wie sie von Jōtarō erfuhr, erklärt, er werde ganz bestimmt dasein. Selbst wenn er nicht ihretwegen kam – es wäre schon genug, ihn nur zu sehen und mit ihm zu reden.

Die Möglichkeit, Matahachi in die Arme zu laufen, war wie eine dunkle Wolke, deren Schatten auf ihren Traum fiel. Nach Jōtarōs Bericht war Musashis Botschaft mit Gewißheit nur an Akemi übermittelt worden; Matahachi hatte sie vielleicht nie erhalten. Otsū flehte darum, daß dem so sein möchte und daß sie Musashi, nicht aber Matahachi begegnen würde. Otsū verlangsamte die Schritte. Ihr fiel ein, daß Matahachi ja sehr wohl in der Menge sein könne, in der auch sie und Jōtarō sich im Augenblick bewegten. Dann überlief es sie eiskalt, und sie beschleunigte wieder ihre Schritte. Auch Matahachis Mutter konnte jeden Augenblick vor ihr auftauchen. Jōtarō hingegen war völlig unbeschwert. Die Farben und die Geräusche der Stadt versetzten ihn nach so langer Zeit der Abwesenheit in Hochstimmung. »Suchen wir etwa gleich eine Herberge auf?«

fragte er besorgt. »Nein, noch nicht.«

»Gut! Es wäre auch langweilig drinnen, solange es draußen noch hell ist. Gehen wir noch ein bißchen spazieren. Es sieht aus, als ob dort drüben ein Markt wäre.«

»Wir haben keine Zeit, auf den Markt zu gehen. Wir haben ja noch etwas Wichtiges zu erledigen.« »Wichtiges? Was denn?«

»Hast du die Hülse vergessen, die du auf dem Rücken trägst?« »Ach, die.«

»Ja, die. Ich werde erst dann beruhigt sein, wenn wir Fürst Karasumarus Landhaus gefunden und die Bilderrollen bei ihm abgeliefert haben.« »Werden wir die Nacht in seinem Haus verbringen?«

»Selbstverständlich nicht.« Otsū lachte und warf einen Blick zum Ufer des Kamo hinüber. »Meinst du, ein so großer Edelmann würde einen verschmutzten kleinen Jungen unter seinem Dach schlafen lassen – samt Läusen und allem?«

Der Schmetterling im Winter

Ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, schlüpfte Akemi unbemerkt zur Herberge in Sumiyoshi hinaus. Sie kam sich vor wie ein Vogel, der seinem Käfig entronnen war, sich jedoch noch nicht soweit von seiner Begegnung mit dem Tod erholt hatte, um sich allzu hoch in die Luft zu wagen. Die Wunden, die Seijūrōs Gewalttätigkeit geschlagen hatten, würden so bald nicht vernarben. Er hatte ihren Lieblingstraum zerstört, sich dem Mann, den sie wirklich liebte, einmal unberührt hinzugeben.

Im Boot, das sie den Yodo flußaufwärts nach Kyoto brachte, meinte sie, all die Wassermassen könnten nicht den Tränen

gleichkommen, die sie am liebsten geweint hätte. Mit Gütern und Lebensmitteln für das bevorstehende Neujahrsfest beladene Boote ruderten geschäftig vorbei, und Akemi starrte sie an und dachte: »Selbst wenn ich Musashi jetzt finde . . .« Ihre kummervollen Augen füllten sich mit Tränen und liefen über. Kein Mensch konnte ahnen, wie sie dem Neujahrmorgen entgegengefiebert hatte, an dem sie ihn auf der großen Brücke an der Gojō-Allee sehen wollte. Ihr Verlangen nach Musashi war immer tiefer und stärker geworden. Der Faden ihrer Liebe war länger und länger geworden, und sie hatte ihn in ihrer Brust zu einem Knäuel aufgewickelt. Die vielen Jahre hindurch hatte sie nicht aufgehört, den Faden aus fernen Erinnerungen und Dingen, die sie vom Hörensagen wußte, weiterzuspinnen, ihn immer wieder um das Knäuel zu winden, so daß dieses größer und größer wurde. Bis vor wenigen Tagen hatte sie ihre mädchenhaften Gefühle gehütet wie einen Schatz und mit sich herumgetragen wie eine frische Wildblume von den Hängen des Ibuki. Jetzt aber war die Blüte in ihrem Inneren zerquetscht worden. Wiewohl es unwahrscheinlich war, daß irgend jemand wußte, was geschehen war, bildete sie sich ein, alle sähen sie mit wissenden Augen an.

In Kyoto erging Akemi sich unter den unbelaubten Weiden und winzigen Pagoden von Teramachi, nahe der Gojō-Allee. Sie sah verloren aus wie ein frierender Schmetterling im Winter.

»Ihr da, Schöne!« sprach ein Mann sie an. »Eure Obibänder sind aufgegangen. Soll ich sie Euch nicht zubinden?« Er war schwächling, schäbig gekleidet und sprach auch nicht sonderlich gewählt, trug aber dennoch die beiden Schwerter des Samurai.

Akemi hatte ihn nie zuvor gesehen, doch die Stammgäste der Schenken in der Nähe hätten ihr sagen können, daß sein Name Akakabe Yasoma lautete, daß er aus Gamo stammte und daß er sich an den Winterabenden in den Seitengassen herumdrückte und nichts tat. Seine abgetretenen Strohsandalen schlappten,

als er hinter Akemi herlief und die aufgegangenen Schleifenenden ihres Obis aufhob.

»Was macht Ihr so ganz allein in dieser Gegend? Ihr seid doch wohl keine von diesen Wahnsinnigen, die in den Kyōgen-Stücken auftreten, oder? Ein hübsches Gesicht habt Ihr. Warum richtet Ihr Euer Haar nicht ein bißchen und geht spazieren wie die anderen Mädchen?« Akemi ging weiter und tat so, als hätte sie nichts gehört, was Yasoma jedoch als Schüchternheit auslegte. »Ihr seht aus wie ein Mädchen aus der Stadt. Was habt Ihr angestellt? Von zu Hause durchgebrannt? Oder habt Ihr einen Gatten, dem Ihr zu entkommen trachtet?«

Akemi blieb ihm die Antwort schuldig.

»Ihr solltet Euch vorsehen – ein hübsches Mädchen wie Ihr, das kopflos herumläuft und aussieht, als säße es dick in der Tinte oder hätte sonstwas! Hier gibt's zwar die Diebe und Gauner nicht mehr, wie sie früher hier am Rashōmon-Tor herumhingen, aber es gibt Strauchritter genug, denen der Mund wäßrig wird, wenn sie eine Frau sehen; und Vagabunden auch, und Leute, die Frauen kaufen und verkaufen.«

Obwohl Akemi überhaupt nicht auf ihn einging, ließ sich Yasoma nicht abweisen, und, wenn nötig, beantwortete er sogar seine eigenen Fragen. »Es ist wirklich gefährlich hier. Wie es heißt, bringen Frauen aus Kyoto heutzutage Höchstpreise in Edo. Früher brachten sie die Frauen von hier hinauf nach Hiraizumi im Nordosten, aber jetzt zählt nur Edo. Das kommt daher, daß der zweite Shōgun, Hidetada, die Stadt so schnell aufbaut, wie er irgend kann. Die Kyotoer Bordelle eröffnen dort alle Niederlassungen.« Akemi schwieg.

»Ihr würdet überall auffallen, deshalb solltet Ihr vorsichtig sein. Wenn Ihr nicht aufpaßt, habt Ihr es, ehe Ihr Euch's verseht, mit einem Schurken zu tun. Es ist schrecklich gefährlich hier.«

Akemi hatte genug. Sie schob im Zorn die Ärmel bis zur

Schulter hoch, fuhr zu ihm herum und zischte ihn an.

Yasoma lachte nur. »Ich glaube fast, Ihr seid wirklich verrückt«, sagte er. »Haltet den Mund, und geht Eures Weges!«
»Ja, seid Ihr denn nicht verrückt?« »Ihr seid es, der verrückt ist!«

»Ha, ha, ha! Damit beweist Ihr es. Ihr seid verrückt. Ihr tut mir leid.« »Wenn Ihr nicht macht, daß Ihr fortkommt, werfe ich mit einem Stein nach Euch.«

»Oh, das tut Ihr doch nicht, oder?«

»Geht fort, gemeiner Kerl!« Die stolze Fassade, die sie hervorkehrte, verbarg nur den Schrecken, der sie erfüllte. Sie schrie Yasoma an und lief in ein Schilffeld. Hier hatte einst Fürst Komatsus Landhaus gestanden, hatten sich seine Gärten mit den Steinlaternen erstreckt. Akemi schien durch die wogenden Pflanzen förmlich hindurchzuschwimmen.

»Wartet!« rief Yasoma und lief hinterher wie ein Jagdhund. Über dem Hügel Toribe ging der Mond auf, und er sah aus wie das verzerrt grinsende Gesicht eines Dämons.

Kein Mensch befand sich in unmittelbarer Nähe. Die nächsten Passanten waren gut dreihundert Schritt entfernt; es war eine Gruppe, die gemessenen Schrittes den Hügel herunterkam, doch wären diese Leute ihr wohl kaum zu Hilfe geeilt, selbst wenn sie ihre Rufe gehört hätten, denn sie kamen von einer Beerdigung. Förmlich in weiße Trauergewänder gekleidet und die Hüte mit weißen Bändern festgebunden, trugen sie Gebetsschnüre in der Hand; einige von ihnen weinten noch.

Plötzlich strauchelte Akemi, weil sie heftig von hinten gestoßen wurde, und stürzte.

»Oh, das tut mir leid«, sagte Yasoma. Er fiel auf sie und entschuldigte sich ständig. »Hat es weh getan?« fragte er besorgt und drückte sie dabei an sich.

Vor Wut kochend, schlug sie ihm ins bärtige Gesicht, was ihn jedoch nicht störte – im Gegenteil, es schien ihm zu gefallen. Er verengte nur die Lider und grinste, wenn sie zuschlug. Dann drückte er sie noch enger an sich und rieb seine Backe an der ihren. Sein Bart glich tausend Nadeln, die ihr in die Haut stachen. Sie konnte kaum atmen. Während sie ihn verzweifelt kratzte, geriet sie mit einem Fingernagel in sein Nasenloch, was einen heftigen Blutstrom zur Folge hatte. Yasoma jedoch ließ sie auch jetzt nicht los. Die Glocke der Amida-Halle auf dem Toribe stimmte ein Trauergeläut an, eine Klage über die Vergänglichkeit allen Seins und die Nichtigkeit des Lebens. Die beiden miteinander kämpfenden Menschen schien das wenig zu kümmern. Das trockene Schilf wogte heftig bei ihren Bewegungen. »Beruhige dich doch, hör auf, dich zu wehren!« bettelte er. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich mache dich zu meiner Braut. Das würde dir doch gefallen, oder?«

Akemi schrie. »Ich möchte bloß sterben!« Das Elend, das ihre Stimme verriet, erschreckte Yasoma.

»Warum? W-w-a-s ist denn?« stammelte er.

Hände, Knie und Brust fest aneinandergepreßt, ähnelte die zusammengekauerte Akemi einer Kamelienknospe. Yasoma tröstete sie und redete ihr gut zu. Er hoffte, sie zu beruhigen und willfährig zu machen. Es schien nicht das erste Mal zu sein, daß er in eine solche Situation geraten war. Im Gegenteil, offenbar genoß er sie, denn sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen, ohne indes etwas von seiner Bedrohlichkeit abzustreifen. Er hatte es nicht eilig. Wie eine Katze hatte er Freude daran, mit seinem Opfer zu spielen. »Weine doch nicht«, sagte er. »Warum solltest du weinen?« Er drückte ihr einen Kuß aufs Ohr und fuhr fort: »Du bist doch bestimmt schon mit einem Mann zusammengewesen. In deinem Alter kannst du nicht mehr unschuldig sein.« Seijūrō! Akemi fiel wieder ein, wie es ihr die Kehle zugeschnürt hatte, wie elend

ihr zumute gewesen war und wie der Rahmen des Shōji vor ihren Augen verschwommen war. »Wartet!« sagte sie.

»Warten? Schön, ich werde warten«, sagte er und verwechselte die Hitze ihres fiebernden Leibes mit Leidenschaft. »Aber versucht nicht fortzulaufen, sonst werde ich wirklich ungemütlich.«

Zähneknirschend befreite sie ihre Schulter und schüttelte seine Hand ab. Sie funkelte ihn an und stand langsam auf. »Was wollt Ihr mir antun?« »Du weißt doch, was ich will.«

»Ihr bildet Euch ein, Ihr könnt Frauen wie Dreck behandeln, nicht wahr? Zu was anderm seid Ihr Männer nicht imstande. Nun, ich bin vielleicht eine Frau, aber ich besitze auch Mut!« Blut rann ihr vom Mund, wo sie sich an einem Schilfblatt geschnitten hatte. Sie biß sich auf die Lippen und brach neuerlich in Tränen aus.

»Du sagst die absonderlichsten Dinge«, erklärte er. »Du kannst nur verrückt sein.«

»Ich sage, was ich will!« schrie sie. Sie stieß ihn mit aller Macht vor die Brust und eilte durch das Schilf, das sich im Mondlicht erstreckte, soweit das Auge reichte, davon. »Mörder! Hilfe! Mörder!«

Yasoma schoß hinter ihr her. Sie war noch keine zehn Schritt weit gekommen, da hatte er sie wieder eingefangen und warf sie zu Boden. Die hellen Beine kamen unterm Kimono zum Vorschein, das Gesicht war vom Haar eingerahmt, so lag sie da, die Wange am Boden. Der Kimono klaffte halb auf, und an ihren weißen Brüsten verspürte sie den kalten Wind. Gerade als Yasoma sich auf sie stürzen wollte, landete etwas sehr Hartes hinter seinem Ohr. Das Blut schoß ihm zu Kopf, und er schrie auf vor Schmerz. Als er sich umdrehte, kam der harte Gegenstand nochmals niedergesaut und traf ihn am Scheitel. Diesmal konnte er kaum noch Schmerzen verspürt haben, denn er fiel augenblicklich bewußtlos zu Boden, wobei sein Kopf

haltlos wackelte wie der eines Papiertigers. Als er mit schlaffem Mund dalag, beugte sich sein Überwinder, ein Wanderpriester, über ihn. Das Shakuhashi, mit dem er die Schläge ausgeteilt hatte, trug der Priester in der Hand. »Dieser Unhold«, sagte er. »Aber es war leichter, ihn zu erledigen, als ich angenommen hatte.« Der Priester betrachtete eine Zeitlang Yasoma und ging mit sich zu Rate, ob es nicht gnädiger sei, den Burschen zu töten. Selbst wenn er das Bewußtsein wiedererlangte, stand zu befürchten, daß er einen bleibenden Schaden davontrug.

Nichtbegreifen in den Augen, starrte Akemi ihren Retter an. Abgesehen von der Flöte, die er als Waffe benützt hatte, ließ nichts darauf schließen, daß sie einen Priester vor sich hatte. Seiner verschmutzten Kleidung und dem Schwert an seiner Seite nach zu urteilen, konnte er ein verarmter Samurai oder sogar ein Bettler sein.

»Es ist jetzt alles in Ordnung«, sagte er. »Ihr braucht keine Angst mehr zu haben.«

Aus ihrer Benommenheit erwachend, bedankte Akemi sich und schickte sich an, ihren Kimono und ihr Haar ein wenig zu ordnen. Doch dann starrte sie mit angstvollen Augen ins Dunkel um sie her. »Wo wohnt Ihr?« fragte der Priester.

»Eh? Wohnen ... Ihr meint, wo ich zu Hause bin?« sagte sie und schlug die Hände vors Gesicht. Von Schluchzern geschüttelt, versuchte sie, die Fragen des Priesters zu beantworten, stellte jedoch fest, daß sie ihm unmöglich die ganze Wahrheit sagen konnte. Ein Teil von dem, was sie erzählte, stimmte –daß sie Akemi hieß und daß ihre Mutter anders sei als sie und versucht habe, ihren Körper für Geld zu verkaufen, daß sie aus Sumiyoshi geflohen sei –, aber den Rest erfand sie aus dem Stegreif.

»Lieber sterbe ich, ehe ich nach Hause zurückgehe«, klagte sie. »Meine Mutter hat mir so viel zugemutet! Welche Schande

ist nicht schon über mich gekommen! Schon als Kind mußte ich hinaus aufs Schlachtfeld, um Leichen zu fleddern.«

Der Abscheu vor ihrer Mutter ließ sie zittern.

Aoki Tanzaemon half ihr in eine Mulde, wo der Wind weniger kalt war. Als sie zu einem kleinen, verfallenen Tempel kamen, setzte er ein blitzendes Lächeln auf und sagte: »Hier bin ich zu Hause. Es macht zwar nicht viel her, aber mir gefällt es.«

Obgleich sie sich bewußt war, daß es wenig feinfühlig klang, konnte Akemi nicht umhin zu fragen: »Ist das wahr? Lebt Ihr wirklich hier?« Tanzaemon stieß eine Gittertür auf und bat sie höflich einzutreten. Akemi zögerte.

»Drinne ist es wärmer, als Ihr glaubt«, sagte er. »Ich habe nur eine dünne Strohmatte, um den Boden zu bedecken, trotzdem ist es immer noch besser als gar nichts. Habt Ihr Angst, ich könnte mich so benehmen wie der Unhold dort hinten?«

Schweigend schüttelte Akemi den Kopf. Tanzaemon flößte ihr keine Angst ein. Sie hatte das sichere Gefühl, einen guten Menschen vor sich zu haben, und außerdem war er schon älter; er war bestimmt über fünfzig, dachte sie. Was sie abhielt, waren der Schmutz im kleinen Tempel und der Gestank, den Tanzaemons Körper und seine Kleidung verbreiteten. Doch sie wußte nicht, wohin sie sonst hätte gehen sollen, ganz zu schweigen davon, was geschähe, wenn Yasoma oder jemand wie er sie fände. Außerdem glühte ihre Stirn vor Fieber.

»Falle ich Euch auch wirklich nicht zur Last?« fragte sie, als sie die kleine Treppe hinaufstieg.

»Durchaus nicht. Hier stört Ihr keinen Menschen, und wenn Ihr Monate bleibt.«

Das Tempelinnere war pechschwarz, ganz jene Atmosphäre, wie Fledermäuse sie mögen.

»Wartet einen Augenblick«, sagte Tanzaemon. Sie hörte, wie Metall gegen Feuerstein kratzte, und gleich darauf leuchtete eine kleine Lampe, die er irgendwo gefunden haben mußte, mit schwachem Schein. Sie sah sich um und erkannte, daß dieser sonderbare Mann es irgendwie fertiggebracht hatte, alles zusammenzubringen, was man für einen Haushalt unbedingt brauchte: zwei Töpfe, ein paar Teller, eine hölzerne Nackenstütze, ein paar Strohmatten. Er erklärte, er werde etwas Buchweizengrütze für sie bereiten, und machte sich mit einem halbzerbrochenen irdenen Kohlebecken zu schaffen, legte erst ein wenig Holzkohle hinein, dann ein paar Reiser, erzeugte Funken und blies, bis ein Feuer aufflammte. Ein freundlicher alter Mann, dachte Akemi. Jetzt, wo sie sich ein wenig beruhigt hatte, kam ihr die Behausung nicht mehr so schmutzig vor. »Aber, aber«, sagte er. »Ihr seht fiebrig aus, und Ihr habt gesagt, Ihr seid müde. Wahrscheinlich habt Ihr Euch eine Erkältung geholt. Warum legt Ihr Euch nicht einfach dort drüben hin, bis das Essen fertig ist?« Er zeigte auf eine behelfsmäßige Lagerstatt aus Strohmatten und Reissäcken. Akemi breitete etwas Papier, das sie bei sich hatte, über die hölzerne Nackenstütze, murmelte eine Entschuldigung dafür, daß sie sich hinlegte, während er arbeitete, und streckte sich aus. Als Zudecke dienten die zerrissenen Überreste eines Moskitonetzes. Sie wollte es gerade über sich ziehen, da sprang ein Tier mit blitzenden Augen darunter hervor und hüpfte über ihren Kopf hinweg. Akemi schrie und barg das Gesicht in den Händen. Tanzaemon war noch überraschter als Akemi. Er ließ den Beutel, aus dem er Grütze ins Wasser schüttete, fallen, und ein Teil der Grütze fiel ihm dabei auf den Schoß. »Was war das?« schrie er.

Akemi, die immer noch ihr Gesicht versteckte, sagte: »Ich weiß nicht. Es kam mir größer vor als eine Ratte.«

»Wahrscheinlich ein Eichhörnchen. Die kommen manchmal, wenn sie Eßbares wittern. Aber ich sehe es nicht.« Akemi hob

leicht den Kopf und sagte: »Dort ist es.« »Wo?«

Tanzaemon richtete sich auf und drehte sich um. Auf dem Geländer des inneren Heiligtums, von dem das Buddha-Bild längst verschwunden war, saß ein kleiner Affe und duckte sich, als habe er Angst von Tanzaemons durchdringendem Blick.

Tanzaemon war verwirrt, doch das Äffchen kam offenbar zu dem Schluß, daß es nichts zu befürchten habe. Nach einigem Hinauf- und Hinabturnen an der verblaßten zinnoberroten Balustrade hockte es sich wieder hin, hob das Gesicht, das aussah wie ein langbehaarter Pfirsich, und bunkerte mit den Augen.

»Woher, meint Ihr, mag er gekommen sein?.. . Ah, ha! Jetzt verstehe ich. Fiel mir doch schon auf, daß so viel Reis hier verstreut war.« Er näherte sich dem Äffchen, doch dieses merkte seine Absicht, sprang mit einem Satz hinter das Heiligtum und versteckte sich dort.

»Ein hübscher kleiner Teufel«, sagte Tanzaemon. »Wenn wir ihm etwas zu essen geben, stellt er wahrscheinlich nichts an. Soll er doch bleiben.« Er klopfte die Grütze von seinem Schoß und nahm wieder vor dem Kohlebecken Platz. »Ihr braucht keine Angst zu haben, Akemi. Ruht Euch nur aus.« »Meint Ihr, daß er nichts tut?«

»Er tut bestimmt nichts. Das ist kein wilder Affe. Er muß jemand gehören. Ihr braucht keine Angst zu haben. Ist Euch auch warm genug?« »Ja.«

»Dann schlaft ein wenig! Das ist die beste Arznei bei einer Erkältung.« Er schüttete noch Grütze ins Wasser und rührte den Brei mit Eßstäbchen um. Das Feuer brannte munter, und während die Grütze sich erhitzte, schnitt er etwas Lauch klein. Sein Schneidebrett war eine alte Tischplatte, das Messer ein kleiner verrosteter Dolch. Mit ungewaschenen Händen schob er den Lauch in eine Holzschale, wischte dann das Brett ab und machte es zu einem Tablett.

Das Feuer unter dem blasenwerfenden Brei im Topf erwärmte allmählich den Raum. Die Arme um die dürrn Knie geschlungen, starrte der ehemalige Samurai mit hungrigen Augen in den Brei. Er sah glücklich und eifrig zugleich aus, als enthielte der Topf vor ihm den Gipfel aller menschlichen Freuden. Die Glocke des Kiyomizudera ließ ihr helles Abendgeläut ertönen. Die winterlichen Übungen der Enthaltksamkeit, die dreißig Tage währten, waren zu Ende, das Neujahrsfest stand bevor. Doch wie immer gegen Jahresende schien für manche die Last auf der Seele noch größer, noch bedrückender zu werden. Bis tief in die Nacht hinein ließen Bittsteller den blechernen Gong über dem Tempeleingang ertönen, verneigten sich zum Gebet und stimmten eintönige Klagegesänge an, um die Hilfe Buddhas zu erleben. Während Tanzaemon langsam die Grütze umrührte, damit sie nicht anbrannte, geriet er ins Sinnen: Ich selbst nehme meine Strafe hin und sühne für meine Vergehen, doch was ist mit Jōtarō geschehen? Das Kind hat nichts Frevelhaftes getan. Ach, gesegnete Kannon, ich bitte dich, den Vater für seine Sünden zu bestrafen; den Sohn jedoch bedenke mit Großmut und Mitleid!

Ein Schrei unterbrach sein Gebet. »Du Tier!« Die Augen noch geschlossen und das Gesicht auf die Nackenstütze gedrückt, vergoß Akemi bittere Tränen. Sie stieß einen Schwall von Worten aus, bis sie vom Klang ihrer eigenen Stimme erwachte.

»Habe ich im Schlaf gesprochen?« fragte sie.

»Ja. Ihr habt mich erschreckt«, sagte Tanzaemon, trat neben ihr Lager und wischte ihr die Stirn mit einem feuchten Tuch ab. »Ihr schwitzt schrecklich. Das muß vom Fieber kommen.« »Was ... was habe ich gesagt?« »Ach, eine Menge.«

»Was denn?« Akemis fiebriges Gesicht wurde vor Verlegenheit noch röter, und so zog sie die Zudecke über sich.

Ohne direkt auf die Frage einzugehen, sagte Tanzaemon: »Akemi, es gibt einen Mann, den Ihr mit einem Fluch belegen möchtet, habe ich recht?«

»Habe ich das gesagt?«

»Mm. Was ist geschehen? Hat er Euch verlassen?« »Nein.«

»Ich verstehe«, sagte er und zog seine Schlüsse selbst.

Akemi richtete sich etwas auf und sagte: »Ach, was soll ich denn jetzt nur tun?« Sie hatte sich geschworen, ihre Schande keinem zu enthüllen, doch Zorn und Trauer über den Verlust stauten sich derart, daß es zuviel wurde, um es noch allein zu ertragen. Sie warf sich über Tanzaemons Knie und platzte stöhnend und schluchzend mit der ganzen Geschichte heraus. »Ach«, jammerte sie schließlich, »ich möchte sterben, sterben. Laßt mich sterben!«

Tanzaemons Atem ging stoßweise. Es war lange her, daß er einer Frau so nahe gewesen war; ihr Duft brannte in seiner Nase und in seinen Augen. Fleischliche Begierden, die er längst überwunden zu haben glaubte, wurden wach, und das Blut pulste heiß in seinen Adern; sein Körper, der bisher einem verdorrten, unfruchtbaren Baum geglichen hatte, erwachte zu neuem Leben. Er konnte nicht mehr leugnen, daß da Lunge und Herz unter seinen Rippen waren.

»Mm«, brummte er, »so ein Mann ist also dieser Yoshioka Seijūrō.« Bitterer Haß stieg in ihm hoch. Doch war nicht alles Empörung; eine Art Eifersucht ließ ihn die Schultern straffen, als wäre es seine eigene Tochter, der Gewalt angetan worden war. Während Akemi in Tränen aufgelöst den Kopf in seinen Schoß wühlte, überkam ihn größte Vertraulichkeit, und Verblüffung spiegelte sich in seinen Zügen.

»Nun mal nicht weinen. Euer Herz ist immer noch keusch. Es ist ja nicht so, daß Ihr diesem Mann gestattet habt, Euch zu lieben; auch habt Ihr seine Liebe nicht erwidert. Wichtig ist für eine Frau nicht ihr Körper, sondern das Herz, und Keuschheit

ist ausschließlich eine Sache des Gefühls. Eine Frau braucht sich einem Mann gar nicht hinzugeben, schon wenn sie ihn voller Begierde anschaut, wird sie – zumindest solange das Gefühl andauert – unkeusch und unsauber.«

Akemi konnten diese dürrn Worte nicht trösten. Heiße Tränen sickerten durch den Kimono des Priesters, und sie wiederholte immer wieder, sie wolle sterben.

»Aber, aber, hört auf zu weinen!« sagte er und klopfte ihr auf den Rücken. Doch das Beben ihres weißen Halses erregte kein echtes Mitgefühl in ihm. Diese sanfte Haut, die so gut duftete, hatte bereits ein anderer Mann mißbraucht.

Als er bemerkte, daß der Affe sich über seinen Topf hergemacht hatte und von der Grütze fraß, hob er ohne weitere Umstände Akemis Kopf von seinem Knie, schüttelte die Faust und bedachte das Tier mit saftigen Flüchen. Für ihn stand fest: Essen war wichtiger als die Leiden einer Frau.

Am nächsten Morgen verkündete Tanzaemon, er werde jetzt mit seiner Bettlerschale in die Stadt gehen. »Bleibt nur hier, solange ich fort bin«, sagte er. »Ich muß etwas Geld zusammenbetteln, um Arznei für Euch zu kaufen. Außerdem brauchen wir Reis und Öl, damit wir uns eine heiße Mahlzeit zubereiten können.«

Er trug nicht den hohen Hut aus geflochtenem Schilf, wie ihn die Wanderpriester für gewöhnlich tragen, sondern einen gewöhnlichen Bambushut, und mit seinen abgetragenen und an den Hacken bereits ausgefranst Strohsandalen schlurfte er über den Boden. Alles an ihm, nicht nur der Bart, hatte etwas Strähniges und Faltiges. Er glich einer wandelnden Vogelscheuche, deren Gewohnheit es war, Tag für Tag hinauszugehen, es sei denn, es regnete.

Da er nicht gut geschlafen hatte, war er an diesem Morgen besonders trüfäugig. Akemi, die den ganzen Abend weinte, hatte später doch ihre Grütze gegessen, war dann heftig ins

Schwitzen geraten und hatte den Rest der Nacht hindurch fest geschlafen. Er hingegen war bis zum Morgengrauen kaum zur Ruhe gekommen. Selbst als er jetzt in der hellen Morgensonne zur Stadt ging, schaffte er es nicht, die Ursache seiner Schlaflosigkeit abzuschütteln. Er mußte dauernd daran denken.

Sie ist ungefähr genauso alt wie Otsū, überlegte er. Dabei ist sie vom Temperament her ganz anders. Otsū besaß Anmut und etwas Verfeinertes, war aber dafür kühl bis frostig. Akemi ist sehr anziehend, gleichgültig, ob sie lacht, weint oder schmolzt.

Die Gefühle, die Akemis Reize in Tanzaemons ausgetrocknetem Körper weckten, machten ihm nur allzu deutlich bewußt, daß er allmählich alt wurde. Und in der Nacht, als er fürsorglich immer wieder nach ihr gesehen hatte, während sie sich im Schlaf regte, waren Vorwürfe in seinem Herzen wachgeworden: Was für ein elender Tropf ich doch bin! Habe ich denn immer noch nichts gelernt? Wiewohl ich das Gewand eines Priesters trage und das Shakuhachi der Bettelmönche spiele, bin ich von der klaren und vollkommenen Erleuchtung des P'uhua immer noch weit entfernt. Komme ich denn nie zu der Einsicht, die mein Fleisch abtötet?

Als es anfang zu tagen, hatte er sich nochmals fest vorgenommen, die bösen Gedanken zu verbannen. Aber Akemi war ein bezauberndes Mädchen, das sehr gelitten hatte! Er mußte sich bemühen, sie zu trösten, mußte ihr zeigen, daß nicht alle Männer in der Welt lüsterne Dämonen waren. Er überlegte, was er ihr, abgesehen von der Arznei, für ein Geschenk mitbringen könne, und den ganzen Tag über beflügelte ihn beim Almosenbetteln der Gedanke, Akemi etwas glücklicher zu machen.

Als er auf dem Rückweg war, hörte er über der Klippe zu seiner Seite Flügelschlagen. Der Schatten eines großen Falken glitt an ihm vorüber, und Tanzaemon sah eine graue Feder von einem Eichenast durch den entlaubten Wald heruntergaukeln. Einen kleinen Vogel in den Klauen, stieg der Falke steil in die

Luft und ließ die Unterseite seiner Schwingen sehen.

In der Nähe vernahm Tanzaemon die Stimme eines Mannes, dann piffte der Falkner seinem Vogel. Sekunden später kamen zwei Männer in Jagdkleidung den Hügel herab. Der Falke saß auf der linken Faust des einen, welcher an der Seite, an der er kein Schwert trug, einen Beutel für die Beute umhängen hatte. Ein klug aussehender brauner Jagdhund trottete hinter den Männern her.

Kojirō blieb stehen und sah sich um. »Irgendwo hier muß es gestern abend geschehen sein«, sagte er. »Mein Affe balgte sich mit dem Hund, und der Hund biß ihn in den Schwanz. Da hat er sich versteckt und seither nicht wieder blicken lassen. Ob er wohl in einem Baum sitzt?«

Der ziemlich verstimmt wirkende Seijūrō setzte sich auf einen Felsen. »Warum sollte er noch dasein? Schließlich hat er doch Beine. Überhaupt kann ich nicht begreifen, wieso Ihr einen Affen mitnehmt, wenn Ihr auf die Beizjagd geht.«

Kojirō machte es sich auf der Wurzel eines Baums bequem. »Ich habe ihn ja gar nicht mitgenommen. Nur kann ich ihn nicht davon abhalten, hinter mir herzulaufen. Außerdem bin ich so an ihn gewöhnt, daß er mir fehlt, wenn er mal nicht da ist.«

»Ich dachte, nur Frauen und Laffen hielten sich Schoßhündchen und Affen, aber da habe ich mich wohl geirrt. Es fällt schon schwer, sich vorzustellen, daß ein Schwertschüler wie Ihr so an einem Affen hängt.« Da er auf dem Damm in Kema Zeuge von Kojirōs Können geworden war, hatte er einen gesunden Respekt vor dem Schwertkämpfer, doch dessen Vorlieben und ganze Lebensweise wollten ihm allzu jungenhaft vorkommen. Nachdem sie nun ein paar Tage zusammen in einem Haus wohnten, war Seijūrō überzeugt, daß Reife ausschließlich eine Sache des Alters sei. So schwer es ihm fiel, Kojirō als Persönlichkeit zu achten, so leichter gestaltete gerade dies den

Umgang mit ihm.

Lachend gestand Kojirō: »Das liegt nur daran, daß ich noch so jung bin. Eines Tages werde ich lernen, Frauen gern zu haben; dann werde ich den Affen wahrscheinlich vergessen.«

Er plauderte leichtfertig weiter, wohingegen Seijūrōs Gesicht immer düsterer wurde. Sein Blick hatte etwas Nervöses und erinnerte an den Falken auf seiner Faust. Ganz unvermittelt sagte er zornig: »Was macht der Bettelmönch dort drüben? Er steht da und starrt zu uns herüber, seit wir hierhergekommen sind.« Mißtrauisch blickte Seijūrō zu Tanzaemon hinüber, und auch Kojirō wandte den Kopf, um hinzusehen. Tanzaemon drehte ihnen den Rücken zu und trollte sich. Unversehens stand Seijūrō auf. »Kojirō«, sagte er, »ich möchte nach Hause. Man kann's drehen und wenden, wie man will, es ist nicht die richtige Zeit, um auf die Jagd zu gehen. Wir haben schon den neunundzwanzigsten Tag des Monats.«

Lachend und mit einer Spur Geringschätzung sagte Kojirō: »Wir sind doch hergekommen, um zu jagen, oder? Und bis jetzt haben wir nur eine Turteltaube und ein paar Drosseln vorzuweisen. Wir sollten es weiter oben am Berg noch mal versuchen.«

»Nein. Laßt uns Schluß machen für heute! Mir ist nicht nach Jagen zumute, und wenn mir nicht danach ist, fliegt auch der Falke nicht richtig. Laßt uns umkehren und zu Hause üben!« Dann fügte er wie zu sich selbst hinzu: »Das muß ich nämlich: üben.«

»Nun, wenn Ihr unbedingt umkehren wollt, komme ich mit.« Er hielt mit Seijūrō Schritt, schien aber nicht sonderlich glücklich darüber. »Es war wohl falsch von mir, den Vorschlag zu machen.« »Welchen Vorschlag?« »Gestern und heute auf die Jagd zu gehen.«

»Macht Euch deshalb keine Gedanken! Ich weiß, Ihr habt es gut gemeint. Es ist nur so, daß das Jahresende näherrückt und

damit die Kraftprobe mit Musashi.«

»Deshalb meinte ich ja gerade, es würde Euch guttun, auf die Jagd zu gehen. Dabei könnt Ihr entspannen und Euch in die rechte Stimmung für den Kampf versetzen. Aber Ihr seid wohl nicht ein Mensch, der so etwas kann.«

»Umm. Je mehr ich über Musashi höre, desto mehr denke ich, man täte gut daran, ihn nicht zu unterschätzen.«

»Ist das denn nicht um so mehr Grund, sich nicht aufzuregen und nicht in Panik zu geraten? Ihr solltet Euren Geist in Zucht nehmen.« »Ich bin nicht in Panik. Die erste Lektion in der Schwertfechtkunst lautet: keinen Gegner leichtnehmen. Außerdem, finde ich, ist es nur vernünftig, vor einem Kampf soviel zu üben wie möglich. Sollte ich verlieren, wüßte ich jedenfalls, daß ich mein möglichstes getan habe. Wenn der Mann besser ist als ich, dann ...«

Wiewohl er Sejūrōs Aufrichtigkeit zu schätzen wußte, spürte Kojirō einen gewissen Kleinmut bei Sejūrō, der es ihm sehr schwer machen würde, den Ruf der Yoshioka-Schule aufrechtzuerhalten. Da es Sejūrō an den Idealen gebrach, deren es bedurft hätte, um in die Fußstapfen des Vaters zu treten und ein so großes Unternehmen wie die Yoshioka-Schule richtig zu leiten, tat er Kojirō leid. Seiner Meinung nach besaß der jüngere Bruder, Denshichirō, mehr Charakterstärke, doch auch Denshichirō war ein unverbesserlicher Lebemann. Wiewohl mit dem Schwert fähiger als Sejūrō, würde er den Namen Yoshioka kaum retten.

Kojirō wollte, daß Sejūrō das bevorstehende Treffen mit Musashi vergaß. Das, glaubte er, sei die bestmögliche Vorbereitung. Die Frage, die er gern gestellt hätte, aber nicht stellte, war, was Sejūrō denn noch zwischen heute und dem Kampf lernen zu können meinte. Nun, dachte er resigniert, so ist es nun einmal, und da werde ich ihm wohl keine große Hilfe sein. Der Hund hatte sich davongemacht und bellte wütend

irgendwo in der Ferne.

»Das bedeutet, er hat irgendein Wild entdeckt«, sagte Kojirō, und seine Augen leuchteten.

»Lassen wir ihn laufen! Er wird uns schon wieder einholen.«
»Ich gehe mal nachsehen. Wartet hier!«

Kojirō lief dem Gebell nach und entdeckte den Hund ein paar Minuten später auf der Veranda eines alten baufälligen Tempels. Das Tier sprang gegen die halbverfallene Gittertür.

Während er sich fragte, weshalb das Tier sich nur so aufrege, begab sich Kojirō an eine andere Tür. Als er durch das Gitterwerk spähte, war ihm, als schaue er in das Innere einer schwarzen Lackvase.

Das Schaben, das entstand, als Kojirō die Tür aufmachte, ließ den Hund schweifwedelnd herbeispringen. Als Kojirō den Tempel betrat, drückte sich der Hund an ihm vorbei und sprang hinein.

Die Schreie der Frau waren ohrenzerreißend – Schreie, die Glas zum Zerspringen hätten bringen können. Dann fing der Hund an zu jaulen, und Hund und Frau bellten und schrien um die Wette. Kojirō hatte Angst, das Dach könne einstürzen. Er entdeckte die unter dem Moskitonetz liegende Akemi und den Affen, der auf die Fensterbank gesprungen war. Akemi lag zwischen dem Hund und dem Affen und versperrte ersterem den Weg, worauf er sie angriff. Akemi schrie weniger vor Schmerz als vielmehr aus Angst. Der Hund hatte die Fänge in ihren Oberarm gegraben. Fluchend versetzte Kojirō ihm mit aller Macht noch einen Tritt. Obwohl der Hund sofort tot war, umklammerte sein Kiefer fest Akemis Oberarm. »Laß los! Laß los!« kreischte sie und wand sich auf dem Boden. Kojirō kniete neben ihr nieder und zwängte dem Hund die Kiefer auseinander. Es hörte sich an, als würde zusammengeleimtes Holz auseinandergerissen. Er schleuderte den Hundekadaver zur Tür hinaus. »Jetzt ist alles gut«, sagte er beschwichtigend,

doch Akemis Oberarm belehrte ihn eines Besseren. Das Blut, das über die weiße Haut floß, verlieh der Bißwunde das Aussehen einer großen tiefroten Päonie. Kojirō überlief es eiskalt bei diesem Anblick. »Gibt es hier keinen Sake? Man muß die Wunde mit Sake auswaschen ... Nein, an einem Ort wie diesem gibt es wohl keinen.« Warmes Blut troff über Akemis Unterarm zum Handgelenk. »Ich muß etwas tun«, sagte er, »sonst gerät Gift aus den Zähnen des Hundes in Euer Blut, und Ihr werdet wahnsinnig. Er hat sich die letzten Tage recht merkwürdig aufgeführt.«

Während Kojirō noch unschlüssig war, zog Akemi die Augenbrauen zusammen, legte den schlanken, weißen Hals zurück und rief: »Wahnsinnig? Ach, wunderbar! Genau das möchte ich werden – wahnsinnig!« »W-w-a-a-s-s, was ist das?« stammelte Kojirō. Ohne weitere Umstände beugte er sich über ihren Oberarm und saugte Blut aus der Wunde. Als er den Mund voll hatte, spie er es aus, drückte die Lippen wieder auf die weiße Haut und saugte, bis ihm die Backen schmerzten.

Als Tanzaemon von seiner Bettelrunde zurückkehrte, verkündete er beim Betreten des Tempels: »Ich bin wieder da, Akemi. Habt Ihr Euch sehr allein gefühlt, als ich fort war?«

Er stellte ihre Arznei mit dem Essen und einem Krug Öl, den er gekauft hatte, in die Ecke und sagte: »Wartet einen Moment; ich mache gleich Licht.« Als die Kerze brannte, sah er, daß Akemi nicht im Raum war. »Akemi!« rief er, und er fragte sich, wohin sie gegangen sein könnte. Seine einseitige Liebe schlug plötzlich in Zorn um, und dieser wich rasch einem Gefühl der Verlorenheit. Tanzaemon wurde wieder einmal daran erinnert, daß er nicht mehr jung war, daß es für ihn keine Ehre und keine Hoffnung mehr gab. Er dachte an seinen alternden Leib und stöhnte. »Da habe ich sie gerettet und gepflegt«, murrte er, »und dann verschwindet sie ohne ein Wort. Soll es denn immer so zugehen in der Welt? Ist sie nun undankbar, oder war sie nur mißtrauisch in bezug auf meine

Absichten?« Auf dem Lager entdeckte er einen Streifen Tuch, der offensichtlich von ihrem Obi abgerissen war. Der Blutfleck darauf weckte wieder seine tierischen Instinkte.

Hungrig und doch ohne Lust, sich etwas zu essen zu bereiten, nahm er sein Shakuhachi, stieß einen tiefen Seufzer aus und begab sich hinaus auf die Veranda. Mindestens eine Stunde lang spielte er ohne Unterlaß, und er versuchte dabei, seine Begierde und seine Enttäuschung zu vertreiben. Doch konnte er sich nicht der Tatsache verschließen, daß seine Leidenschaften bestehen würden, bis er starb. Ein anderer Mann hatte sie schon genommen, sann er. Wieso mußte ich da zurückhaltend und redlich sein? Es bestand doch nicht die geringste Notwendigkeit für mich, die ganze Nacht dazuliegen und mich herumzuquälen.

Halb bedauerte er, nichts unternommen zu haben, halb verurteilte er sein begehrlches Verlangen. Dieser Widerstreit der Empfindungen, der unablässig sein Blut kreisen ließ, stellte das dar, was Buddha Selbsttäuschung nannte. Zwar bemühte Tanzaemon sich, sein beflecktes Wesen zu reinigen, doch je mehr er sich darum bemühte, desto trübsinniger klang sein Shakuhachi. Ein Bettler, der unter dem Tempel schlief, streckte den Kopf unter der Veranda hervor. »Warum sitzt Ihr da und spielt auf Eurer Flöte?« fragte er. »Ist Euch etwas Gutes widerfahren? Wenn Ihr einen Haufen Geld zusammengebracht und etwas Sake erstanden habt – wie wär's, wenn Ihr mir eine Schale spendiertet?« Er war ein Krüppel, und von seinem Standpunkt aus gesehen, lebte Tanzaemon wie ein König.

»Weißt du, was mit der Frau geschehen ist, die ich gestern abend mit hierhergebracht habe?«

»Ein hübsches Mädchen, was? Wäre ich dazu imstande gewesen, ich hätte sie nicht fortlaufen lassen. Nicht lange, nachdem Ihr heute morgen fort wart, kam ein junger Samurai mit langem Stirnhaar und einem gewaltigen Schwert. Der hat sie fortgebracht. Und den Affen hat er auch mitgenommen. Auf

der einen Schulter hatte er das Mädchen, auf der anderen das Tier.« »Samurai ... Stirnhaar?«

»Uh. Und ein stattlicher Bursche wär's auch noch – bei weitem hübscher als Ihr und ich zusammen.« Den Bettler belustigte diese Vorstellung so, daß er in schallendes Gelächter ausbrach.

Die Ankündigung

Seijūrō war alles andere als gut gelaunt, als er in die Schule zurückkam. Er drückte den Falken einem Schüler in die Hand und befahl diesem schroff, den Vogel in seinen Käfig zurückzubringen. »Ist Kojirō nicht mitgekommen?« erkundigte sich der Schüler. »Nein, aber er wird bestimmt bald hiersein.«

Nachdem er die Kleider gewechselt hatte, begab Seijūrō sich in den Empfangsraum und setzte sich dort hin. Auf der anderen Seite des Hofes erhob sich der riesige Dōjō, der jedoch seit der letzten Übung am fünfundzwanzigsten geschlossen war. Das ganze Jahr über herrschte hier das Kommen und Gehen Tausender von Schülern, jetzt jedoch würde der Dōjō erst wieder geöffnet werden, wenn die erste Übungsstunde im neuen Jahr begann. Da die Holzscheren schwiegen, machte das Haus einen kalten und öden Eindruck.

Seijūrō wollte unbedingt mit Kojirō üben und fragte mehrere Male bei dem Schüler nach, ob der Freund noch nicht zurückgekehrt sei. Doch Kojirō ließ sich weder an diesem Abend noch am nächsten Tag blicken. Andere Besucher hingegen kamen in großer Zahl, denn es war der letzte Tag vor Neujahr, der Tag, an dem alle Schulden beglichen werden sollten. Für die Geschäftsleute ging es darum, ihre Schulden entweder einzutreiben oder aber bis zum Bon-Fest im nächsten Sommer zu warten, und infolgedessen wimmelte es im

Vorraum von Leuten mit unbeglichenen Rechnungen in der Hand. Für gewöhnlich gaben diese Leute sich den Samurai gegenüber höchst unterwürfig, jetzt jedoch, wo ihre Geduld am Ende war, machten sie kein Hehl aus ihren Gefühlen.

»Könnt Ihr nicht wenigstens einen Teil dessen bezahlen, was Ihr schuldet?«

»Ihr habt gesagt, der Mann, der für diese Sachen zuständig ist, sei nicht da, oder der Meister sei auswärts, und das nunmehr seit Monaten. Meint Ihr, Ihr könnt uns für immer und ewig auf später vertrösten?« »Wie oft müssen wir noch herkommen?«

»Der alte Meister war ein guter Kunde. Ich würde ja kein Wort sagen, wenn es nur um das vergangene Halbjahr ginge, aber Ihr habt beim letzten Bon-Fest auch nicht bezahlt. Ja, wir haben sogar noch unbezahlte Rechnungen vom vorigen Jahr.« Etliche von ihnen pochten ungeduldig auf ihre Rechnungsbücher und hielten sie dem Schüler unter die Nase. Da waren Zimmerleute, Stukkateure, der Reishändler und der Sakehändler und Ladenbesitzer, die alle möglichen Allerweltsdinge verkauften. Beträchtlich erhöht wurde ihre Zahl noch von den Besitzern verschiedener Teehäuser, in denen Seijūrō auf Kredit aß und trank. Dabei handelte es sich hier noch um Kropfzeug, denn all diese Rechnungen waren nichts im Vergleich zu denen der Wucherer, von denen sich Denshichirō ohne Wissen seines Bruders Geld geliehen hatte. Ein Halbdutzend dieser Männer hatte Platz genommen und wollte sich nicht mehr von der Stelle rühren.

»Wir möchten mit Meister Seijūrō persönlich sprechen. Man verschwendet nur seine Zeit, wenn man mit den Schülern spricht.«

Seijūrō war in den rückwärtigen Teil des Hauses geflüchtet und wiederholte nur immer wieder: »Sag ihnen, ich sei nicht da.« Und Denshichirō hütete sich an einem Tag wie diesem

selbstverständlich, dem Hause auch nur nahe zu kommen. Am allerverdächtigsten jedoch war, daß der Mann fehlte, dem die Buchhaltung der Schule sowie die Konten der Haushaltsführung oblagen: Gion Tōji. Der hatte sich schon einige Tage zuvor samt Okō und all dem Geld, das er auf seiner Reise in den Westen zusammengebracht hatte, aus dem Staube gemacht.

Schließlich kamen großspurig sechs oder sieben Mann hereinstolziert, an ihrer Spitze Ueda Ryōhei, der selbst unter diesen demütigenden Umständen noch vor Stolz förmlich platzte, einer der Zehn Schwertkämpfer des Hauses Yoshioka zu sein. Mit finsterner Miene fragte er: »Was geht denn hier vor?« Der Schüler deutete mit einer Geste an, daß sich eigentlich eine Erklärung erübrige, erstattete dann jedoch kurz Bericht über die Situation. »Ist das alles?« dröhnte Ryōhei verächtlich. »Bloß ein paar geldgierige Pfeffersäcke? Was macht das schon, solange die Rechnungen überhaupt bezahlt werden? Sag denen, die auf ihr Geld nicht mehr warten wollen, sie sollen rüberkommen in die Übungshalle; da werde ich in meiner Sprache mit ihnen reden.«

Angesichts dieser Drohung regte sich in den Gläubigern der Trotz. Eingedenk Yoshioka Kempōs Rechtschaffenheit, ganz zu schweigen von seiner Stellung als Schwertkampflehrer der Ashikaga-Shōgune, hatten sie vor dem Yoshioka-Haushalt auf dem Bauch gelegen, hatten Sachwerte und Geld geliehen, waren gekommen, wann immer man sie gerufen hatte, waren wieder gegangen, wenn man es ihnen befahl, hatten zu allem und jedem ja gesagt. Aber nun war die Grenze des Zumutbaren erreicht. Sie wollten den Rücken vor diesen aufgeblasenen Kriegern nicht mehr beugen. Und was sollten die Samurai ohne sie anfangen? Bildeten die sich vielleicht ein, sie könnten alles selbst machen?

Während sie murrend dastanden, machte Ryōhei ihnen unmißverständlich klar, daß sie für ihn nichts weiter als Dreck

waren. »Also Schluß jetzt. Geht nach Hause! Hier herumzuhängen nützt Euch gar nichts.« Die Kaufleute verstummten, machten aber keinerlei Anstalten zu gehen.

»Werft sie hinaus!« brüllte Ryōhei. »Herr, das ist unerhört!«

»Was ist denn so unerhört daran?« fragte Ryōhei. »Aber es ist unverantwortlich.« »Wer sagt, es ist unverantwortlich?« »Aber es ist unverantwortlich, uns hinauszuerwerfen.« »Warum geht Ihr dann nicht ohne Geschrei? Wir haben zu tun.« »Wäre heute nicht der letzte Tag des Jahres, wären wir nicht hier und bettelten. Wir brauchen das Geld, um unsere eigenen Schulden vor Jahresende zu bezahlen.«

»Bedauerlich, wirklich bedauerlich. Aber jetzt raus hier!« »So könnt Ihr uns nicht behandeln.«

»Jetzt habe ich aber genug von Euren Beschwerden!« Ryōhei wurde wieder wütend.

»Niemand würde sich beschweren, wenn Ihr endlich bezahltet.« »Kommt her!« befahl Ryōhei. »W-w-wer?«

»Jeder, der unzufrieden ist.« »Das ist heller Wahnsinn.« »Wer hat das gesagt?«

»Ich habe nicht Euch gemeint, Herr, sondern die ... die ganze Situation.« »Haltet den Mund!« Ryōhei packte den Mann beim Haar und warf ihn zur Seitentür hinaus.

»Noch jemand, der sich beschweren möchte?« knurrte Ryōhei. »Wir dulden einfach nicht, daß Ihr Gesindel herkommt und wegen lächerlicher Summen das Haus hier beschmutzt. Ich dulde das einfach nicht. Selbst wenn der Meister Euch bezahlen will – ich werde es nicht zulassen.« Angesichts von Ryōheis Faust eilten die Geldeintreiber, sich gegenseitig stoßend, zum Tor. Kaum waren sie jedoch draußen, ging das Geschimpfe über das Haus Yoshioka erst richtig los.

»Ha, werde ich mir die Seiten halten vor Lachen und in die Hände klatschen, wenn erst mal das Schild ›Zu verkaufen!‹ am

Tor angebracht wird. Lange kann es ja jetzt nicht mehr dauern.« »Es heißt, so weit kommt es nicht.« »Und wieso nicht?«

Ryōhei machte sich über die Schimpfenden lustig und ging mit den anderen Schülern in den rückwärtigen Teil des Hauses, wo Seijūrō allein und schweigend am Holzkohlebecken saß.

»Meister«, sagte Ryōhei. »Ihr seid so schweigsam. Stimmt etwas nicht?« »O nein«, erwiderte Seijūrō, den der Anblick seiner Vertrauten und Gefolgsleute aufheiterte. »Aber es ist nicht mehr lange hin bis zu dem Tag, nicht wahr?« sagte er.

Ryōhei pflichtete ihm bei. »Gerade deshalb kommen wir zu Euch. Sollten wir uns nicht für einen Tag entscheiden und es diesen Musashi wissen lassen?«

»Aber ja, gewiß doch«, meinte Seijūrō nachdenklich. »Und der Ort? Welcher ist besonders gut geeignet? Wie wär's mit dem Gelände des Rendaiji nördlich von der Stadt?« »Das klingt gut. Und die Zeit?«

»Was meint Ihr – bevor der Neujahrsschmuck abgenommen wird oder danach?«

»Je früher, desto besser. Wir wollen dem Feigling schließlich keine Zeit lassen, sich zu drücken.« »Wie wär's mit dem Achten?«

»Ist der Achte nicht gerade der Todestag von Meister Kempō?« »Ach ja. Wenn dem so ist – wie wär's dann mit dem Neunten? Um sieben Uhr morgens?«

»Gut. Wir werden heute abend ein Schild an der Brücke anbringen.« »Schön.«

»Seid Ihr bereit?« fragte Ryōhei.

»Ich bin schon immer bereit«, erwiderte Seijūrō, dem gar nichts anderes übrigblieb, als das zu sagen. Nachdem er unter der Aufsicht seines Vaters von klein auf die Schwertfechtkunst erlernt hatte, hatte er in der Schule nie einen Kampf verloren,

auch nicht gegen die ältesten und besten Schüler. Folglich konnte er sich gar nicht vorstellen, gegen Musashi, diesen jungen und unerfahrenen Lummel vom Lande, zu verlieren.

Trotzdem war sein Selbstvertrauen nicht unerschütterlich. Er verspürte eine gewisse Unsicherheit, und es war charakteristisch für ihn, daß er sie, statt einzusehen, daß er den Weg des Samurai gröblich vernachlässigt hatte, auf persönliche Schwierigkeiten schob, die er in der letzten Zeit gehabt hatte. Eine davon, möglicherweise die größte, stellte Akemi dar. Seit dem Zwischenfall in Sumiyoshi war ihm nicht wohl in seiner Haut gewesen, und als Gion Tōji sich abgesetzt hatte, hatte er eingesehen, daß das Krebsgeschwür im Yoshioka-Haushalt bereits in ein kritisches Stadium getreten war. Ryōhei und die anderen kamen mit der Ankündigung für Musashi zurück, die sie auf ein frischgeschnittenes Brett geschrieben hatten. »Habt Ihr es Euch ungefähr so vorgestellt?« fragte Ryōhei. Die noch feucht glänzenden Schriftzeichen ergaben folgendes:

An den Rōnin aus Mimasaka, Miyamoto Musashi.

Antwort: In Erwiderung Eurer Aufforderung zu einem Zweikampf nenne ich Euch im folgenden Zeit und Ort des Treffens. Ort: Gelände des Rendaiji. Zeit: sieben Uhr morgens am neunten Tag des ersten Monats. Ich schwöre einen heiligen Eid, daß ich zur Stelle sein werde.

Solltet Ihr aus irgendeinem Grunde Euer Versprechen nicht wahrmachen können, werde ich es als mein Recht betrachten, Euch öffentlich lächerlich zu machen. Breche ich diese Abmachung, soll die Strafe der Götter über mich kommen.

Seijūrō Yoshioka Kempō II. aus Kyoto. Gegeben am letzten Tag des Jahres sechzehnhundertfünf.

Nachdem SeiJūrō die Ankündigung noch einmal durchgelesen hatte, sagte er: »In Ordnung.« Irgendwie war er jetzt erleichtert, denn zum erstenmal wurde ihm klar, daß die Entscheidung gefallen war.

Bei Sonnenuntergang klemmte sich Ryōhei die Tafel unter den Arm und stolzierte mit einigen Schülern zur großen Brücke an der Gojō-Allee, um sie dort anzubringen.

Der Mann, an den diese Erwiderung gerichtet war, streifte am Fuß des Hügels Yoshida durch die Straßen einer Wohngegend, in der weniger vermögende Samurai von vornehmer Abkunft lebten. Traditionell eingestellt, führten sie ein ganz normales, unauffälliges Leben; in der Öffentlichkeit hörte man nur sehr selten von ihnen.

Musashi ging von Tor zu Tor und las die Namensschilder. Schließlich blieb er in der Mitte der Straße stehen. Es sah so aus, als habe er keine Lust mehr oder als sei er außerstande, noch weiter nachzusehen. Er suchte nach seiner Tante, der Schwester seiner Mutter, die außer Ogin seine einzige lebende Verwandte war.

Der Gatte dieser Tante war ein Samurai, der gegen ein kleines Entgelt dem Hause Konoe diente. Musashi hatte zunächst gemeint, es müsse leicht sein, ihr Haus in der Nähe des Hügels ausfindig zu machen, mußte jedoch bald feststellen, daß hier ein Haus kaum vom anderen zu unterscheiden war. Die meisten Häuser waren klein, von Bäumen umstanden und fest verschlossen. An einer ganzen Reihe von Toren waren nicht einmal Namensschilder. Da er keine Anhaltspunkte hatte, nach denen er suchen sollte, zögerte er auch, sich mit Fragen an jemand zu wenden. Sie müssen fortgezogen sein, dachte er. Ich kann getrost aufhören, nach ihnen zu suchen. Er schlug wieder den Weg zur Stadtmitte ein, über der eine Dunstglocke lag; sie warf die Lichter des Marktes, der zum Jahreswechsel abgehalten wurde, zurück. Obwohl das Neujahrsfest bevorstand, herrschte auf den Straßen der Innenstadt noch reges Treiben.

Musashi drehte sich um und sah einer Frau nach, die ihm entgegentreten war. Er hatte seine Tante zwar seit mindestens sieben oder acht Jahren nicht mehr gesehen, war

sich jedoch sicher, daß diese Frau es gewesen sein mußte, denn sie ähnelte stark dem Bild, das er sich von seiner Mutter gemacht hatte. Er folgte ihr ein Stück und sprach sie dann an. Einen Moment starrte sie ihm mißtrauisch ins Gesicht; ihre Augen, von tausend Sorgenfältchen umgeben, wie sie sich einstellen, wenn man jahrein, jahraus jede kleinste Münze umdrehen muß, verrieten große Überraschung. »Du bist Musashi, Munisais Sohn, nicht wahr?« fragte sie schließlich. Er wunderte sich, daß sie ihn Musashi nannte und nicht Takezō. Was ihn jedoch mehr beunruhigte, war der Eindruck, offensichtlich nicht willkommen zu sein. »Ja«, antwortete er, »ich bin Takezō aus dem Hause Shimmen.« Sie betrachtete ihn von Kopf bis Fuß ohne die üblichen »Ohs« und »Achs«, »Wie groß du geworden bist!« und »Wie du dich verändert hast!« und dergleichen. »Warum bist du hergekommen?« fragte sie vielmehr kalt und ziemlich streng.

»Ich komme ohne besonderen Grund, ich war nur zufällig gerade in Kyoto, und da dachte ich, es wäre nett, Euch einmal zu besuchen.« Augen und Haaransatz seiner Tante erinnerten ihn an seine Mutter. Wenn sie noch lebte, mußte sie ungefähr so groß wie diese Frau sein und mit einer ähnlichen Stimme sprechen.

»Du bist gekommen, bloß um mich zu sehen?« fragte sie ungläubig. »Ja. Tut mir leid, daß es so überraschend kommt.«

Seine Tante winkte zum Abschied leicht und sagte: »Nun, jetzt hast du mich gesehen. Das dürfte reichen. Bitte, geh!«

Fassungslos über diesen überaus kühlen Empfang brach es aus ihm heraus: »Warum sagt Ihr das, kaum daß Ihr mich gesehen habt? Wenn Ihr wollt, daß ich gehe, werde ich gehen, aber ich begreife nicht, weshalb. Habe ich irgend etwas getan, was Ihr mißbilligt? Falls ja, sagt mir wenigstens, was es ist.« Seine Tante schien nicht mit der Sprache herausrücken zu wollen. »Ach, wenn du schon mal da bist, warum kommst du nicht mit zu uns, um deinen Onkel zu begrüßen? Aber du weißt

ja, wie er ist; sei also nicht enttäuscht, falls er etwas Unangenehmes sagt. Ich bin deine Tante, und da du nun mal gekommen bist, um uns zu besuchen, möchte ich nicht, daß du böse auf uns bist, wenn du wieder fortgehst.«

Diese Worte trösteten Musashi etwas, und er begleitete sie nach Hause, wo er im Vorraum wartete, während sie ihrem Mann die Nachricht vom Kommen ihres Neffen überbrachte. Durch das Shōji hindurch konnte er die asthmatische und mürrische Stimme seines Onkels hören, dessen Namen Matsuo Kaname war.

»Was sagst du da?« fragte Kaname gereizt. »Munisais Sohn ist hier? Das hab' ich längst befürchtet, daß er früher oder später hier auftaucht. Soll das heißen, er ist *hier*, in diesem Haus? Hast du ihn eingelassen, ohne mich um Erlaubnis zu fragen?«

Das reichte. Doch als Musashi nach seiner Tante rief, um sich von ihr zu verabschieden, sagte Kaname: »Du bist dort draußen, nicht wahr?« und schob das Shōji auf. Seine Gesichtszüge verrieten keinen Ärger, sondern größte Verachtung: jenen Ausdruck, den Städter ihren ungewaschenen Verwandten vom Lande entgegenbringen. Es war, als wäre eine Kuh hereinspaziert und hätte ihre Klauen auf das Tatami gepflanzt. »Warum bist du hergekommen?« fragte Kaname.

»Ich bin zufällig in Kyoto, und da dachte ich, ich erkundige mich mal, wie es Euch geht.« »Das ist nicht wahr.« »Wie bitte?«

»Du kannst lügen, soviel du willst, ich weiß doch, was du getan hast. Du hast in Mimasaka allerhand angestellt und eine Menge Leute gegen dich aufgebracht. Du hast den Familiennamen entehrt und bist dann davongelaufen. Stimmt's?«

Musashi war wie vor den Kopf geschlagen.

»Wie kannst du dich unterstehen, die Schamlosigkeit zu

besitzen, jetzt Verwandte zu besuchen?«

»Was ich angerichtet habe, tut mir leid«, sagte Musashi. »Aber ich habe fest vor, mich zu bessern und die Ahnen und das Dorf zu versöhnen.« »Du kannst wohl nicht heim, nehme ich an. Nun ja, man erntet, was man gesät hat. Munisai muß sich ja im Grabe umdrehen.«

»Ich bin schon zu lange geblieben«, erklärte Musashi. »Ich muß jetzt gehen.«

»Nein, das wirst du nicht tun!« erklärte Kaname zornig. »Du wirst bleiben, wo du bist! Wenn du jetzt hier durch die Nachbarschaft streifst, gerätst du bestimmt gleich in Schwierigkeiten. Vor etwa einem halben Jahr tauchte diese zänkische Frau aus der Hon'iden-Familie hier auf; sie hat sich danach noch mehrere Male blicken lassen. Immer wieder fragte sie nach dir, und sie versuchte, von uns herauszubringen, wo du bist. Sie ist hinter dir her, das weißt du – und wie sie hinter dir her ist!« »Ach, Osugi. Sie ist hiergewesen?«

»Und ob sie hiergewesen ist! Von ihr habe ich alles über dich erfahren. Wenn du kein Verwandter wärst, würde ich dich fesseln und an sie ausliefern, aber unter den gegebenen Umständen ... Egal, du bleibst vorläufig hier. Das beste ist, du verläßt das Haus erst mitten in der Nacht, damit deine Tante und ich keine Scherereien bekommen.«

Es war niederschmetternd, daß seine Tante und sein Onkel alles geschluckt hatten, was Osugi auftischte. Musashi kam sich von aller Welt verlassen vor, saß schweigend da und starrte auf den Fußboden. Schließlich bekam seine Tante Mitleid mit ihm. Sie sagte, er solle in einen anderen Raum gehen und ein wenig schlafen.

Musashi warf sich auf den Boden und lockerte die Schwertscheiden. Wieder überkam ihn das Gefühl, niemand auf der Welt zu haben, auf den er sich verlassen konnte, nur sich selbst.

Vielleicht, überlegte er, waren sein Onkel und seine Tante deshalb freimütig und streng mit ihm, weil sie Blutsverwandte waren. War er zuvor so wütend gewesen, daß er am liebsten auf die Schwelle gespuckt und das Haus verlassen hätte, sah er die Dinge jetzt in einem milderen Licht, und er sagte sich, daß es wichtig sei, die beiden nicht rundheraus zu verurteilen. Er war einfach zu unerfahren, um die Leute um sich herum richtig zu beurteilen. Wenn er bereits reich und berühmt gewesen wäre, wären auch seine Gefühle Verwandten gegenüber angemessen gewesen; so aber tauchte er im zerlumpten Kimono von irgendwoher auf, und das auch noch am Abend vor Neujahr! Unter diesen Umständen war es kaum verwunderlich, daß sein Onkel und seine Tante ihm nicht gerade die herzlichsten verwandtschaftlichen Gefühle entgegenbrachten.

Das sollte Musashi gleich darauf noch einmal ganz deutlich klarwerden. Er hatte sich hungrig und in der arglosen Annahme hingelegt, man werde ihm etwas zu essen anbieten. Obwohl er roch, daß gekocht wurde, und auch hörte, wie man in der Küche mit Töpfen und Pfannen hantierte, näherte sich niemand seinem Raum, in dem die Glut im Kohlebecken nicht größer war als ein Johanniswürmchen. Er rang sich schließlich zu der Einsicht durch, daß Hunger und Kälte von zweitrangiger Bedeutung waren; am wichtigsten war es, etwas zu schlafen, und so schickte er sich an, eben das zu tun. Etwa vier Stunden später erwachte er vom Geläut der Tempelglocken, die das alte Jahr verabschiedeten. Der Schlaf hatte ihm gutgetan. Er sprang auf und fühlte, daß alle Müdigkeit von ihm abgefallen war. Sein Geist war frisch und klar.

In der Stadt und ihrer Umgebung dröhnten riesige Glocken langsam und gemessen. Sie verkündeten das Ende der Dunkelheit und das Kommen des Lichts. Einhundertacht Glockenschläge für die einhundertacht Illusionen des Lebens: Jeder Glockenschlag ein Ruf an Männer und Frauen, über die

Leere ihres Tuns nachzudenken.

Musashi fragte sich, wie viele Menschen es wohl gab, die in dieser Nacht von sich sagen konnten: »Ich habe recht gehandelt. Ich habe getan, was ich habe tun sollen. Ich bedaure nichts.« In ihm weckte jeder Glockenschlag ein Schauern des Bedauerns. Er konnte nichts anderes beschwören als das, was er im vergangenen Jahr falsch gemacht hatte; und nicht nur im vergangenen Jahr, auch im Jahr davor und dem vor diesem. All die Jahre, die vergangen waren, strotzten vor Dingen, die getan zu haben er bedauerte. Es gab kein einziges Jahr ohne solche Taten, ja, wohl kaum einen einzigen Tag. Aus seiner Weltsicht sah es so aus, als würden die Menschen hinterher grundsätzlich bedauern, was immer sie taten. So nahmen sich die Männer zum Beispiel Frauen mit der Absicht, das Leben mit ihnen zu verbringen, besannen sich aber schon bald eines Besseren. Wie oft hatte er nicht Männer geringschätzig von ihren Frauen reden hören, als wären diese alte, abgelegte Sandalen?

Musashi hatte keine Eheprobleme, gewiß, aber auch er war das Opfer von Einbildung und Wahn, und Bedauern war ein Gefühl, das ihm am wenigsten fremd war. So bedauerte er im Moment zutiefst, jemals das Haus seiner Tante aufgesucht zu haben. Nicht einmal jetzt, dachte er, bin ich frei von dem Gefühl der Abhängigkeit. Immer wieder sage ich mir, daß ich auf eigenen Füßen stehen und für mich selbst sorgen muß. Dann plötzlich verlasse ich mich wieder auf jemand anderes. Wie töricht, wie dumm! Ich weiß, was ich tun sollte. Ich sollte einen Entschluß fassen und das aufschreiben. Er nahm das Shugyōsha-Bündel vom Rücken, suchte ein Notizbuch hervor, das aus doppelt gefaltetem Papier bestand, welches mit gerolltem Papierstreifen zusammengeheftet war. Dieses Notizbüchlein benutzte er, um Gedanken darin aufzuschreiben, die ihm bei seinen Wanderungen kamen, dazu Zen-Weisheiten, Aufzeichnungen über Geographie, Ermahnungen, die für ihn selbst bestimmt waren, und gelegentlich auch rohe Skizzen von

Dingen, die er gesehen hatte. Das Notizbuch vor sich, nahm er den Pinsel zur Hand und starrte das weiße Papier an.

Dann schrieb Musashi: »Ich will nichts, gar nichts bedauern.« Zwar hielt er auf diese Art öfter Entschlüsse fest, doch fand er, diese nur hinzuschreiben, nützte nicht viel. Er mußte sie sich jeden Morgen und jeden Abend aufs neue vorsagen, wie man es mit Gebeten zu tun pflegt. Deshalb bemühte er sich stets, einfache Worte zu wählen, die man sich leicht merken und die man aufsagen konnte wie ein Gedicht.

Jetzt schaute er eine Weile an, was er da geschrieben hatte, um es dann folgendermaßen zu verändern: »Ich will meine Handlungen nicht bedauern.« Als er die Worte vor sich hinmurmelte, fand er sie immer noch unbefriedigend. Daher veränderte er sie noch einmal: »Ich will nichts tun, was ich hinterher bedauern muß.«

Mit dem dritten Versuch zufrieden, legte er den Pinsel hin. Wiewohl die drei Sätze in derselben Absicht niedergeschrieben worden waren, konnten die beiden ersten durchaus bedeuten, daß er einfach nichts bedauern wolle, ob er nun richtig gehandelt hatte oder falsch; nur die dritte unterstrich seinen Entschluß, so zu handeln, daß Selbstvorwürfe sich erübrigten. Musashi las die Worte noch einmal. Dabei ging ihm auf, daß dieser Vorsatz ein Ideal darstellte, das er nur erreichen konnte, wenn er Herz und Verstand bis zum Äußersten in Zucht nahm. Gleichwohl mußte er zumindest den Pfad zu einem Zustand einschlagen, in dem nichts, was er tat, bedauert werden mußte. Irgendwann einmal werde ich diesen Zustand erreichen, gelobte er sich und versenkte diesen Schwur tief in seinem Herzen. Das Shōji hinter ihm wurde aufgeschoben, und seine Tante steckte den Kopf herein. Mit einer Grabesstimme sagte sie: »Ich hab's gewußt! Ich hätte dich nicht mitnehmen sollen. Jetzt ist nämlich das, was ich befürchtet habe, geschehen. Osugi hat angeklopft und dabei deine Sandalen in der Eingangshalle gesehen. Sie ist überzeugt, daß du hier bist, und

besteht darauf, daß ich dich zu ihr bringe. Horch! Du kannst sie von hier aus hören. Ach, Musashi, tu etwas!«

»Osugi? Hier?« fragte Musashi, der seinen Ohren nicht trauen wollte. Aber ein Irrtum war ausgeschlossen. Wie ein eisiger Wind drang ihre heisere Stimme durch die Ritzen in den Wänden. In eingebildetster und überheblichster Art redete sie auf Kaname ein.

Osugi war in dem Moment gekommen, da das mitternächtliche Glockengeläut endete. Musashis Tante, die gerade frisches Wasser für das Neujahrsfest holen wollte, befürchtete, daß ihr das junge Jahr durch den unsauberen Anblick von Blut verdorben werden könne.

»Lauf fort, so schnell du kannst!« beschwor sie Musashi. »Dein Onkel hält sie zurück und behauptet weiterhin steif und fest, du seist nicht hiergewesen. Schlüpf jetzt hinaus, solange noch Zeit dazu ist!« Sie nahm seinen Hut und sein Bündel und führte ihn zur Hintertür, wo sie ein Paar Ledersocken ihres Mannes und neue Strohsandalen zurechtgelegt hatte.

Während er die Sandalen anzog, sagte Musashi betreten: »Es ist mir zwar unangenehm, Euch Ungelegenheiten zu bereiten, aber wollt Ihr mir nicht wenigstens eine Schale Grütze anbieten? Ich habe heute abend noch keinen Bissen zu essen bekommen.«

»Ausgerechnet jetzt essen! Aber hier, nimm die, und dann ab mit dir!« Damit reichte sie ihm auf einem Stück weißem Papier fünf Reiskuchen. Musashi nahm sie begierig an und hielt sie dankend in Stirnhöhe. »Lebt wohl«, sagte er dann.

Die ersten Schritte am ersten Tag des neuen Jahres führten Musashi die eisige Straße hinunter und waren sehr traurig für ihn: ein Wintervogel, die Flügel vom Eise befreit, flog er hinaus in einen schwarzen Himmel. Sein Haar, seine Fingernägel, alles fühlte sich gefroren an. Er konnte nur seinen weißen Atem sehen, der sich rasch an den feinen Barthaaren

als Reif niederschlug. »Es ist kalt«, sagte er laut. Warum empfand er die Kälte heute morgen so bitter, wo er sie doch sonst schulterzuckend abtat?

Er gab sich selbst die Antwort auf diese Frage: Es ist nicht nur mein Körper, mir ist auch innerlich eiskalt. Keine Selbstzucht, das ist es. Ich möchte immer noch am warmen Fleisch festhalten wie ein kleines Kind, möchte immer noch bereitwillig meinen Gefühlen nachgeben dürfen. Weil ich allein bin, tue ich mir selbst leid und beneide Leute, die ein schönes, warmes Zuhause haben. Im tiefsten Herzensgrunde bin ich niedrig und gemein. Warum bin ich nicht für die Unabhängigkeit und Freiheit dankbar, daß ich hingehen kann, wohin ich möchte? Warum halte ich nicht an meinen Idealen und meinem Stolz fest?

Während er sich über die Vorteile der Ungebundenheit freute, wurden seine schmerzenden Füße allmählich warm bis in die Zehenspitzen. Ein Wanderer ohne Ideal und ohne das Gefühl der Dankbarkeit dafür, unabhängig zu sein, ist nicht mehr als ein Bettler. Der Unterschied zwischen einem Bettler und dem großen Wanderpriester Saigyō liegt tief im Herzen. Plötzlich wurde er sich bewußt, daß es unter seinen Füßen weiß aufblitzte. Er ging über brüchiges Eis. Ohne es bemerkt zu haben, war er bis zum vereisten Ufer des Kamo gekommen. Fluß und Himmel waren nach wie vor schwarz. Die Morgendämmerung im Osten ließ sich noch nicht erahnen. Er blieb stehen. Hatten ihn seine Füße vom Yoshida ohne Zwischenfall bis hierher durchs Dunkel getragen, so sträubten sie sich jetzt weiterzugehen. Im Windschatten des Dammes sammelte er Zweige, Holzstückchen und anderes Brennbares; dann schabte er an seinem Feuerstein. Das erste winzige Flämmchen zu entfachen, erforderte Arbeit und Geduld, doch schließlich fingen einige trockene Blätter Feuer. Behutsam und umsichtig wie ein Köhler legte er Stöckchen und kleine Zweige nach. Von einem bestimmten Punkt an kam regeres Leben in

die Flammen, und als der Wind in sie fuhr, züngelten sie in Richtung von Musashis Gesicht, bereit, es zu versengen. Musashi nahm die Reiskuchen, die seine Tante ihm mitgegeben hatte, und buk einen nach dem anderen in der Glut. Sie wurden braun, gingen auf wie Seifenblasen und erinnerten ihn an die Neujahrsfeiern in seiner Kindheit. Da die Reiskuchen weder gesalzen noch gesüßt waren, schmeckten sie nach nichts anderem als nach Reis. Als er sie kaute, war der einfache Reisgeschmack gleichsam der Geschmack der wirklichen Welt rings um ihn her. Jetzt feiere ich mein eigenes Neujahrsfest, dachte er glücklich. Während er sich das Gesicht an den Flammen wärmte und die Reiskuchen verspeiste, kam ihm die ganze Sache ziemlich heiterkeiterregend vor. Eine schöne Neujahrsfeier ist das, wenn selbst ein Wanderer wie ich fünf gute Reiskuchen hat. Da muß der Himmel jedem Menschen zugestehen, das Neujahrsfest zu feiern, wie er will. Ich habe den Kamo, um auf das neue Jahr anzustoßen, und die sechsunddreißig Gipfel des Higashiyama sind mein Fichtenschmuck. Jetzt muß ich meinen Körper reinigen und dann auf den Sonnenaufgang warten.

Am Rande des eisigen Flusses nestelte er seinen Obi auf, um sich seines Kimonos und seiner Unterwäsche zu entledigen. Dann sprang er in den Kamo, planschte umher wie ein Wasservogel und wusch sich gründlich. Als er am Ufer stand und sich heftig abrubbelte, brachen die ersten Strahlen der Morgendämmerung durch eine Wolke und fielen ihm warm auf den Rücken. Er sah zum Feuer hinüber und erkannte, daß jemand auf dem Damm dahinter stand; ein anderer Wanderer von unterschiedlichem Alter und Aussehen, doch vom Schicksal hierhergeführt: Osugi. Die alte Frau hatte ihn gleichfalls gesehen und frohlockte in ihrem Herzen: Da ist er! Da ist der Störenfried! Von Freude wie von Furcht überwältigt, schwanden ihr fast die Sinne. Sie wollte ihm etwas zurufen, doch die Stimme versagte ihr; ihr zitternder Leib wollte nicht,

wie ihm geheißen. Schnell setzte sie sich unter einer kleinen Fichte nieder.

Endlich! jauchzte sie innerlich. Ich habe ihn gefunden. Onkel Gons Geist hat mich zu ihm geführt. In dem Beutel, den sie an der Hüfte hängen hatte, trug sie ein Knochenstück von Onkel Gon und eine Locke von ihm mit sich herum.

Jeden Tag seit seinem Tode hatte sie mit dem alten Mann gesprochen. »Onkel Gon«, pflegte sie zu sagen, »obwohl du von hinnen gegangen bist, habe ich nicht das Gefühl, allein zu sein. Du bist bei mir gewesen, als ich gelobte, nicht ins Dorf zurückzukehren, ohne Musashi und Otsū bestraft zu haben. Du bist immer noch bei mir. Magst du auch tot sein, dein Geist ist immer bei mir. Wir sind für immer zusammen. Schau durchs Gras zu mir herauf und sieh zu! Ich werde nie zulassen, daß Musashi ungeschoren und unbestraft davonkommt.«

Gewiß, Onkel Gon weilte erst seit einer Woche nicht mehr unter den Lebenden, doch Osugi war entschlossen, das Wort, das sie ihm gegeben hatte, zu halten, bis auch sie zu Asche werden würde. In den vergangenen Tagen hatte sie ihre Nachforschungen mit der Verbissenheit der schrecklichen Kishimojin betrieben, die, ehe Buddha sie bekehrte, andere Kinder umgebracht hatte, um ihre eigenen damit zu füttern – wie es hieß tausend oder gar zehntausend.

Der erste Hinweis für Osugi war das Gerücht gewesen, das sie auf der Straße aufgeschnappt hatte, daß zwischen Musashi und Yoshioka Seijūrō demnächst ein Zweikampf ausgetragen werden solle. Dann, am Abend zuvor, war sie unter denjenigen, die zugeschaut hatten, wie die Tafel mit der Nachricht an Musashi an der großen Brücke an der Gojō-Allee angebracht wurde. Und wie sie sich erregt hatte! Immer und immer wieder hatte sie die Ankündigung durchgelesen und gedacht: Da hat also endlich der Ehrgeiz diesen Musashi gepackt. Der Lächerlichkeit werden sie ihn preisgeben. Yoshioka wird ihn töten ... Ach, und was mache dann ich? Wie soll ich den Leuten

daheim gegenübertreten? Ich habe geschworen, ihn zu töten. Deshalb muß ich ihm den Garaus machen, ehe Yoshioka es tut, und diese Schniefnase nach Hause bringen und an den Haaren in die Höhe halten, damit die Leute im Dorf ihn sehen können! Dann hatte sie die Götter, die Bodhisattvas und ihre Ahnen um Hilfe angefleht.

So wild entschlossen sie auch gewesen war und soviel Gift sie auch versprüht hatte, war sie doch enttäuscht gewesen, als sie Matsuo Kanames Haus verlassen hatte. Während sie allein am Kamo entlang in die Stadt zurückkehrte, hatte sie das Licht zuerst für das Feuer eines Bettlers gehalten. Aus keinem besonderen Grund war sie auf dem Damm stehengeblieben und hatte gewartet. Als sie dann den muskulösen nackten Mann erblickte, der da aus dem Fluß stieg, wußte sie, daß es Musashi war.

Da er unbekleidet war, schien der Zeitpunkt günstig, ihn zu überraschen und niederzumachen, doch das ließ nicht einmal ihr altes, vertrocknetes Herz zu.

Sie legte die Handflächen zusammen und sprach ein Dankgebet, als hätte sie Musashi bereits den Kopf abgeschlagen: Wie glücklich ich bin. Dank der Güte der Götter und der Bodhisattvas habe ich Musashi endlich. Das kann unmöglich Zufall sein. Meine unwandelbare Zuversicht ist belohnt worden; mein Feind wurde mir in meine Hände gegeben. Sie verneigte sich und war fest überzeugt, alle Zeit der Welt zur Verfügung zu haben, um ihre Sendung erfüllen zu können.

Da vom Feuer Licht auf die Felsen fiel, schienen sie am Saum des Wassers vorüberzugleiten. Musashi zog den Kimono über, knüpfte den Obi fest zu und gürtete sich mit seinen beiden Schwertern. Dann ließ er sich auf Hände und Knie nieder und verneigte sich schweigend vor den Göttern des Himmels und der Erde.

Osugis Herz machte einen Satz, als sie sagte: »Jetzt!«

Genau in diesem Augenblick sprang Musashi auf. Behende über eine Wasserlache springend, eilte er munter den Fluß entlang. Osugi, ganz darauf bedacht, ihn nicht auf sich aufmerksam zu machen, rannte ihm auf dem Damm nach.

Die Dächer und Brücken der Stadt nahmen im Morgendunst sanfte Umrisse an, doch die Sterne droben blinkten noch, und am Fuß des Higashiyama war alles noch schwarz wie Tinte. Als Musashi die Holzbrücke an der Sanjō -Allee erreichte, ging er darunter hindurch und tauchte auf der gegenüberliegenden Seite oben auf dem Damm wieder auf, wo er mannhaft ausschritt. Osugi war etliche Male versucht, ihn anzurufen, besann sich jedoch jedesmal eines Besseren.

Musashi wußte, daß sie hinter ihm war. Aber er wußte auch, daß sie, wenn er sich umdrehte, auf ihn zugestürmt kommen würde. Er wäre dann gezwungen gewesen, ihren Eifer dadurch zu belohnen, daß er, ohne ihr etwas zuleide zu tun, so tat, als verteidige er sich. Ein schreckenerregender Gegner, dachte er. Wäre er noch Takezō und daheim im Dorf gewesen, er hätte sich nichts dabei gedacht, sie niederzuschlagen und sie zu prügeln, bis sie Blut spuckte. Doch das wollte er jetzt selbstverständlich nicht mehr tun. In Wirklichkeit hatte er ein größeres Recht, sie zu hassen, als umgekehrt, doch wollte er sie zu der Einsicht bringen, daß ihre Gefühle ihm gegenüber auf einem schrecklichen Mißverständnis beruhten. Er war überzeugt, wenn er ihr die Dinge nur erklären könnte, würde sie aufhören, ihn als ihren ewigen Feind zu betrachten. Da sie aber ihren schwärenden Groll so viele Jahre hindurch genährt hatte, sah er keine Möglichkeit, sie jetzt zu überzeugen, und wenn er es ihr tausendmal erklärte. Es gab nur eine einzige Möglichkeit: Wenn sie auch noch so eigensinnig und verbohrte war, Matahachi würde sie gewiß Glauben schenken. Wenn ihr eigener Sohn ihr klipp und klar erklärte, was vor und nach der Schlacht von Sekigahara geschehen war, konnte sie Musashi

nicht mehr als einen Feind der Familie Hon'iden betrachten und schon gar nicht den Entführer der Braut ihres Sohnes in ihm sehen. Er näherte sich einem der volkreichsten Viertel Kyotos. Die Sonnenstrahlen berührten gerade die Fronten der Häuser und die Vorgärten, in denen nach der gründlichen Reinigung noch die Spuren der Besen zu sehen waren; doch um diese frühe Stunde stand keine einzige Tür offen.

Osugi konnte seine Fußabdrücke auf dem Boden erkennen, und selbst diese verachtete sie.

Noch hundert Schritte, dann noch fünfzig.

»Musashi!« schrie die alte Frau, ballte die Hände zur Faust, schob den Kopf vor und stürzte ihm nach. »Böser Teufel, du!« rief sie. »Hast du keine Ohren?«

Musashi blickte sich nicht um.

Osugi lief weiter. So alt sie auch war, ihre dem Tod trotzende Entschlossenheit verlieh ihren Schritten etwas Mutiges und Männliches. Musashi wandte ihr noch immer den Rücken zu und suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Dann war sie plötzlich mit einem Satz vor ihm und schrie: »Halt!« Ihre spitzen Schultern und ihr schmaler, ausgemergelter Brustkorb zitterten. Einen Moment stand sie da, schnappte nach Luft und sammelte Speichel im Mund.

Ohne seine resignierte Miene zu verbergen, sagte Musashi so gleichmütig, wie es ihm nur irgend möglich war: »Sieh da, das Oberhaupt der Hon'iden! Was macht Ihr denn hier?«

»Du Hundsfoth, du! Warum sollte ich nicht hiersein? Ich sollte eher *dich* danach fragen. Beim Kyomizudera-Tempel hab' ich dich entkommen lassen, aber heute gehört dein Kopf mir.« Ihr faltiger Hals ließ an ein gerupftes Huhn denken, und ihre schrille Stimme, die ihre vorstehenden Zähne wegzublasen drohte, hatte für Musashi etwas Erschreckenderes als ein Schlachtschrei.

Die Angst, die Musashi vor der alten Frau hatte, wurzelte tief

in Kindheitserinnerungen, in Zeiten, da Osugi ihn und Matahachi bei irgendwelchen Streichen im Maulbeerschlag oder in der Küche der Hon'iden erwischt hatte. Er war damals acht oder neun Jahre alt gewesen – in einem Alter, da Kinder immer irgend etwas ausfressen –, und er erinnerte sich noch ganz genau, wie Osugi sie regelmäßig ausgeschimpft hatte. Entsetzt war er stets entflohen, und der Magen hatte sich ihm jedesmal umgedreht. Die Erinnerung daran ließ ihn auch jetzt erschauern. Damals war sie ihm als eine hassenswerte, übelgelaunte, alte Hexe erschienen, und noch hatte er ihr nicht verziehen, daß sie ihn nach seiner Rückkehr von der Ebene von Sekigahara hereingelegt hatte. Allmählich gewöhnte er sich merkwürdigerweise daran, in ihr den einzigen Menschen zu sehen, den er nie besiegen konnte. Und doch hatten die Gefühle, die er ihr gegenüber hegte, im Laufe der Zeit etwas Versöhnlicheres angenommen.

Bei Osugi war es genau umgekehrt. Sie konnte ihn, den ungezogenen und ungebärdigen Rangen, den sie seit seiner Geburt kannte, den Jungen mit der stets laufenden Nase und dem Karbunkel auf dem Kopf – sie konnte diesen Takezō einfach nicht vergessen. Dabei hatte sie bestimmt nicht vergessen, wieviel Zeit inzwischen vergangen war. Sie wußte, daß sie jetzt alt und Musashi erwachsen war. Trotzdem reizte es sie immer wieder, ihn zu behandeln wie einen frechen Gassenjungen. Wenn sie sich erinnerte, wie dieser kleine Takezō sie geärgert hatte, dachte sie nur noch an Rache. Es ging ihr nicht nur darum, sich vor dem Dorf zu rechtfertigen, nein, sie mußte Musashi ins Grab bringen, ehe sie selbst hineinkam.

»Jedes Wort ist überflüssig!« kreischte sie. »Entweder du überläßt mir freiwillig deinen Kopf, oder du bekommst meine Klinge zu spüren. Sei bereit, Musashi!« Sie fuhr sich mit den Fingern über die Lippen, spuckte in die linke Hand und packte die Schwertscheide.

Es gibt ein Sprichwort, in dem eine Gottesanbeterin den kaiserlichen Wagen angreift. Es ist, als hätte man es ersonnen, um die leichenhafte Osugi mit ihren spindeldürren Gliedern zu beschreiben, wie sie Musashi anspringt. Ihre Augen, ihre Haut, ihre Kampfhaltung, alles erinnerte an eine Gottesanbeterin. Und wie Musashi dastand, auf der Hut, als gelte es, sich von einem spielenden Kind nicht übertölpeln zu lassen, wirkten seine Schultern und seine Brust unüberwindbar wie ein kräftiges eisernes Gefährt. Obwohl das Ganze höchst widersinnig war, konnte er darüber nicht lachen, denn plötzlich erfüllte ihn Mitleid. »Jetzt kommt schon, Großmutter! Seid doch vernünftig!« bat er und packte sie leicht, aber fest am Ellbogen.

»W-w-as machst du da?« schrie sie. Ihr ohnmächtiger Arm zitterte, und ihre Zähne klapperten vor Überraschung. »F-f-eigling!« stammelte sie. »Bildest du dir etwa ein, du könntest mich mit Worten von meinem Vorhaben abbringen? Ich habe vierzig Jahre mehr auf dem Buckel als du, da legst du mich nicht herein. Empfange deine Strafe!« Osugis Haut sah aus wie roter Ton, und ihre Stimme bebte vor Raserei.

Musashi nickte kräftig und sagte: »Ich verstehe. Ich weiß, wie Euch zumute ist. Ihr besitzt den Kampfgeist der Hon'iden, schön. Ich sehe, daß in Euch das gleiche Blut fließt wie in dem ersten Hon'iden, der unter Shimmen Munetsura so tapfer gekämpft hat.«

»Laß mich los, du ...! Ich will keine Schmeicheleien hören von jemand, der so jung ist, daß er mein Enkel sein könnte.«

»Beruhigt Euch doch! Es paßt nicht zu einem alten Menschen, so unbesonnen zu sein. Ich muß Euch etwas sagen.« »Ist es dein letzter Wille, ehe du dem Tod gegenübertrittst?« »Nein. Ich möchte Euch alles erklären.«

»Ich will keine Erklärungen von dir.« Die alte Frau reckte sich zur vollen Größe auf.

»Nun, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als Euch das Schwert wegzunehmen. Und wenn Matahachi auftaucht, kann er Euch ja alles erklären.« »Matahachi?«

»Ja, ich habe ihm letztes Frühjahr eine Botschaft geschickt.«
»Ach, was du nicht sagst.«

»Ich habe ihm bestellen lassen, er soll sich am Neujahrsmorgen hier an der Brücke mit mir treffen.«

»Das ist gelogen!« schrie Osugi zeternd und schüttelte heftig den Kopf. »Du solltest dich schämen, Musashi! Bist du nicht Munisais Sohn? Hat er dir nicht beigebracht, wie ein Mann zu sterben, wenn es soweit ist? Dies ist nicht der Augenblick, mit Worten herumzuspielen. Mein ganzes Leben steht hinter diesem Schwert; und außerdem bin ich mir der Unterstützung der Götter und der Bodhisattvas gewiß. Wenn du wagst, dich dem zu stellen, dann stelle dich!« Sie riß ihren Arm los und rief: »Gelobt sei Buddha!« Dann riß sie das Schwert aus der Scheide, holte mit beiden Händen aus und zielte auf Musashis Brust.

Er wich aus. »Beruhigt Euch, Großmutter, bitte!«

Als er ihr leicht auf den Rücken klopfte, schrie sie auf und fuhr herum, und als sie sich anschickte, wieder vorzustürmen, rief sie den Namen Kannons an. »Gepriesen sei Kannon Bosatsu!«

Als sie an ihm vorbeistürzte, packte Musashi sie beim Handgelenk. »Wenn Ihr so weitermacht, kommt Ihr noch ganz außer Atem. Schaut, die Brücke ist gleich dort drüben. Laßt uns zusammen hinübergehen!« Den Kopf über die Schulter nach hinten gedreht, bleckte Osugi die Zähne und schürzte die Lippen. »Pfui!« Mit aller Kraft, die ihr noch verblieben war, spuckte sie aus.

Musashi ließ sie los und trat beiseite. Dann rieb er sich mit der Hand das linke Auge, das brannte, als ob ein Funke hineingeraten wäre. Er sah sich die Hand an, die er ans Auge

geführt hatte. Blut war nicht daran, aber aufmachen konnte er das Auge auch nicht. Osugi, die bemerkte, daß er im Augenblick nicht aufpaßte, stürmte mit neuer Kraft los und rief abermals den Namen Kannons an. Zwei-, dreimal schlug sie zu.

Ein Stück von seinem Ärmel fiel zu Boden, und Osugi sah Blut am weißen Futterstoff. »Ich habe ihn verwundet!« schrie sie jubelnd und fuchtelte wie wild mit dem Schwert in der Luft herum. Sie war stolz, als habe sie mit einem Schlag einen mächtigen Baum gefällt, und der Umstand, daß Musashi sich überhaupt nicht wehrte, tat ihrer Hochstimmung keinerlei Abbruch. Immer wieder stieß sie den Namen Kannons vom Kiyomizudera-Tempel aus, um die Gottheit auf die Erde herniederzurufen. Aufgeregt schnaubend lief sie um Musashi herum und griff ihn von hinten und von vorn an. Musashi duckte sich nur und wich ihren Schwertstreichen aus.

Sein Auge machte ihm Sorgen, und sein Unterarm hatte einen Kratzer abbekommen. Obwohl er den Schwertstreich hatte kommen sehen, war er nicht schnell genug gewesen, um ihm auszuweichen. Nie zuvor war jemand so nahe an ihn herangekommen, nie zuvor hatte ihm jemand auch nur die kleinste Wunde beigebracht. Da er Osugis Angriff nicht ernst genommen hatte, war ihm auch nicht in den Sinn gekommen, zu überlegen, wer gewinnen und wer verlieren könnte.

Unbestreitbar war, daß der Umstand, sie nicht ernst genommen zu haben, ihm eine Verwundung eingetragen hatte. Nach der »Kunst des Krieges« von Sunzi war er unzweideutig geschlagen worden, mochte die Verwundung auch noch so geringfügig sein. Die Selbstsicherheit der alten Frau und die Spitze ihres Schwertes hatten für jedermann sichtbar seinen Mangel an Reife enthüllt.

Das war ein Fehler, dachte er. Da er einsah, wie töricht es war, nicht zu handeln, sprang er mit einem Satz außer Reichweite des niedersausenden Schwertes und versetzte Osugi

einen kräftigen Schlag auf den Rücken, einen Schlag, der sie zu Boden warf, wobei ihr das Schwert aus der Hand flog. Mit der Linken hob er das Schwert auf, und mit der Rechten nahm er Osugi unter den Arm.

»Laß mich runter!« kreischte diese und drosch mit den Händen auf ihn ein. »Wo bleiben die Götter? Wo die Bodhisattvas? Eine Wunde habe ich ihm schon beigebracht! Was soll ich tun? Musashi, gib mich nicht der Schande preis! Schlag mir den Kopf ab! Töte mich auf der Stelle!« Während Musashi, die zappelnde alte Frau unterm Arm und die Lippen fest aufeinandergepreßt, dahinging, hörte ihr heiseres Gezeter nicht auf: »Das Kriegsglück ist launisch! So was ist Schicksal! Und wenn dies der Wille der Götter ist, will ich kein Feigling sein ... Wenn Matahachi hört, daß Onkel Gon gestorben ist und ich bei dem Versuch, Rache zu nehmen, umkam, wird er uns beide rächen. Das wird eine heilsame Medizin für ihn sein. Musashi, töte mich! Töte mich jetzt! ... Wohin gehst du? Willst du auch noch Schande auf mein totes Haupt häufen? Halt! Schlag mir den Kopf ab, auf der Stelle!«

Musashi achtete nicht auf ihre Worte, doch als er bei der Brücke anlangte, fragte er sich immer noch, was er mit ihr anfangen solle. Endlich hatte er einen Einfall: Er ging zum Fluß hinunter, fand ein an einem Brückenpfeiler vertäutes Boot und setzte Osugi sanft hinein. »So, jetzt faßt Euch ein wenig in Geduld, und bleibt eine Weile hier! Matahachi wird bald dasein.«

»Was machst du?« rief sie und versuchte, seine Hände und die Schilfmatten auf dem Boden des Bootes zugleich fortzuschieben. »Warum sollte Matahachi hier irgend etwas ändern? Wie kommst du darauf, daß er herkommt? Ich weiß, was du vorhast. Du gibst dich nicht damit zufrieden, mich umzubringen, du willst mich auch noch demütigen.«

»Denkt, was Ihr wollt! Es wird nicht mehr lange dauern, und Ihr werdet die Wahrheit erfahren.« »Töte mich!« »Ha, ha!«

»Was ist daran so komisch? Es sollte dir nicht schwerfallen, diesen alten Hals mit einem einzigen Hieb zu durchtrennen.«

Da ihm nichts Besseres einfiel, Osugi am Weglaufen zu hindern, fesselte er sie an die Spanten des Bootes. Dann steckte er ihr Schwert wieder in die Scheide und legte es säuberlich neben sie auf den Boden. Als er sich anschickte fortzugehen, versuchte sie ihn noch einmal zu reizen. »Musashi!« sagte sie. »Ich glaube, du hast keine Ahnung vom Weg des Schwertes. Komm zurück, dann bringe ich ihn dir bei.« »Später.«

Er stieg zum Damm hinauf, doch sie hob ein solch wütendes Gezeter an, daß er noch einmal umkehren und sie mit ein paar Schilfmatten zudecken mußte.

Eine mächtige, rote Sonne schoß flammend über den Gipfeln des Higashiyama in die Höhe. Gebannt verfolgte Musashi dieses Schauspiel, und er spürte, wie die Strahlen dieser Sonne die innersten Tiefen seines Seins durchbohrten. Er geriet ins Sinnen und überlegte, daß nur einmal jedes Jahr, wenn diese neue Sonne aufging, der kleine Wurm des Ichseins, der den Menschen an seine nichtigen Gedanken bindet, eine Chance hat, unter diesem prächtigen Licht dahinzuschmelzen. Die Freude, am Leben zu sein, erfüllte Musashi, und jubelnd rief er in das strahlende Morgenrot hinein: »Ich bin noch jung!«

Die große Brücke an der Gojō-Allee

»Gelände des Rendaiji ... am neunten Tag des ersten Monats ...« Als Musashi diese Worte las, geriet sein Blut in Wallung. Dennoch wurde seine Aufmerksamkeit von einem scharfen, stechenden Schmerz im linken Auge abgelenkt. Als er die Hand ans linke Augenlid hob, bemerkte er an seinem Kimonoärmel eine kleine Nadel, und als er genauer hinsah, entdeckte er noch vier oder fünf weitere, die wie Eisspitzen im

Morgenlicht schimmerten.

»Das also ist es!« rief er, zog eine heraus und untersuchte sie eingehend. Sie war etwa so lang wie eine kurze Nähnadel, nur hatte sie kein Nadelöhr, und der Querschnitt war nicht rund, sondern dreieckig. »Diese verdammte Hexe!« sagte Musashi erschauernd und warf einen Blick hinunter zum Boot. »Gehört habe ich zwar schon vom Nadelblasen, aber wer hätte gedacht, daß sich die Alte darauf versteht! Das hätte leicht schiefgehen können.« Mit der ihm eigenen Wißbegierde zupfte er eine Nadel nach der anderen heraus und steckte sie sich dann an den Kimonokragen, wo sie keinen Schaden anrichten konnten. Später wollte er sie sich noch einmal genauer vornehmen. Er hatte gehört, daß es unter den Kriegern zwei entgegengesetzte Lager gab, was diese winzigen Waffen betraf. Die einen sagten, sie ließen sich höchst wirkungsvoll zur Abschreckung einsetzen, indem man sie dem Gegner ins Gesicht blies, die anderen jedoch hielten dies für unsinnig. Die Befürworter der Blasnadeln behaupteten, diese Technik habe sich aus einem Spiel entwickelt, das Näherinnen und Weber im sechsten oder siebten Jahrhundert aus China mitgebracht hätten. Sie könne zwar nicht gerade als Angriffsmethode gelten, sei aber ein Mittel, um Feinde zumindest vorübergehend abzuwehren.

Die Gegner hingegen gingen so weit zu behaupten, daß es das Nadelblasen als eine alte Technik nie gegeben habe, höchstens als Spiel. Sie leugneten strikt, daß diese Technik sich in dem Maße verfeinern ließe, um damit den Gegner auch wirklich zu verwunden. Auch wiesen sie darauf hin, daß Nadeln, wenn sie ein Mensch in der Mundhöhle aufbewahrte, diese durchlöchern würden. Die Antwort der Verfechter lautete selbstverständlich, mit entsprechender Übung könne man sehr wohl die Nadeln schmerzlos im Mund mit sich führen, um sie dann mittels der Zunge mit beträchtlicher Genauigkeit und Kraft abzuschießen; zur Blendung eines Gegners reiche das

allemaal.

Nachdem Musashi immer wieder alle diese Argumente gegeneinander abgewogen hatte, war er geneigt gewesen, sich den Zweiflern anzuschließen. Nun erkannte er, wie vorschnell er mit seinem Urteil bei der Hand gewesen war und wie wichtig und nützlich zufällig erworbenes bruchstückhaftes Wissen später sein kann.

Die Nadeln hatten seine Pupille verfehlt, und dennoch tränkte das Auge. Als er seinen Kimono nach etwas abtastete, um es abzutrocknen, hörte er, wie Stoff zerrissen wurde. Er drehte sich um und sah ein Mädchen, das einen etwa ein Fuß breiten Streifen roten Gewebes vom Ärmel seines Untergewands abriß.

Akemi lief auf ihn zu. Sie hatte sich für das Neujahrsfest nicht besonders frisiert, und ihr Kimono war schmutzbespritzt. Sie trug Sandalen, aber keine Socken. Musashi zog die Brauen zusammen und murmelte etwas; wenn sie ihm auch irgendwie bekannt vorkam, so konnte er doch ihr Gesicht nicht unterbringen.

»Takezō, Takezō ... ich meine, Musashi«, rief sie zögernd und reichte ihm den roten Stoff. »Habt Ihr etwas ins Auge bekommen? Ihr solltet nicht reiben. Das macht es nur noch schlimmer. Hier, nehmt dies!« Schweigend ließ Musashi sich ihre Freundlichkeit gefallen und bedeckte das Auge mit dem Tuch. Dann musterte er ihr Gesicht aufmerksam mit dem anderen Auge.

»Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr an mich?« fragte sie ungläubig. »Das kann doch nicht sein!«

Musashis Gesicht zeigte, daß er nicht wußte, wo er sie einordnen sollte. »Aber Ihr müßt Euch erinnern!«

Sein Schweigen brachte den Damm zum Einsturz, der ihre lange aufgestauten Gefühle zurückgehalten hatte. Für sie, die so viel Unglück und Grausamkeit ertragen hatte, war diese Begegnung die letzte Hoffnung gewesen, an die sie sich

geklammert hatte, und jetzt dämmerte ihr, daß das alles nur ein Hirngespinnst von ihr war. Ihre Brust verkrampfte sich, und sie gab einen Laut von sich, als ersticke sie. Wiewohl sie Mund und Nase bedeckte, um das Schluchzen zu unterdrücken, zitterten ihre Schultern hemmungslos. Etwas an der Art, wie sie weinte, ließ in Musashi die Erinnerung an das unschuldige Mädchen aufsteigen, das einst am Fuße des Ibuki mit einem klingelnden Glöckchen am Obi herumgelaufen war. Musashi legte ihr den Arm um die schmalen, schwachen Schultern.

»Ihr seid Akemi, natürlich, jetzt fällt es mir wieder ein. Wie kommt Ihr denn hierher? Welch eine Überraschung, Euch zu treffen! Lebt Ihr denn nicht mehr am Ibuki? Wie geht es Eurer Mutter?« Seine Fragen waren wie Stacheln, am schmerzlichsten die Tatsache, daß er Okō erwähnte, was ihn selbstverständlich zu seinem alten Freund führte. »Lebt Ihr beiden noch immer mit Matahachi zusammen? Er sollte heute morgen hierherkommen. Ihr habt ihn nicht zufällig gesehen, oder?«

Jedes Wort vergrößerte Akemis Pein. An seinen Arm geschmiegt, konnte sie nur weinend den Kopf schütteln.

»Kommt Matahachi denn nicht?« Er ließ sich nicht von seiner Frage abbringen. »Was ist denn mit ihm? Wie soll ich das jemals erfahren, wenn Ihr einfach dasteht und weint?«

»Er ... er ... kommt nicht. Er hat Eure Nachricht ... Eure Nachricht nie erhalten.« Akemi drückte ihr Gesicht an Musashis Brust und schluchzte wieder hemmungslos.

Sie wollte dies sagen, sie wollte das sagen, doch jeder Einfall welkte in ihrem fieberhaft überhitzten Hirn. Wie sollte sie von dem Schrecklichen erzählen, das ihr der Mutter wegen widerfahren war? Wie sollte sie in Worte fassen, was in Sumiyoshi und dann an den folgenden Tagen geschehen war? Die Brücke war in Neujahrssonnenschein getaucht, und immer mehr Menschen kamen vorüber: Mädchen in leuchtenden

neuen Kimonos, die zum Kiyomizudera gingen, um dort ihre Neujahrsandacht zu verrichten, und Männer im Festgewand, die gerade anfangen, ihre Neujahrsbesuche zu machen. Unter letzteren kaum auszumachen war Jōtarō, dessen koboldhafter Schopf so ungebärdig abstand wie eh und je. Er hatte fast die Mitte der Brücke erreicht, als er plötzlich Musashi und Akemi entdeckte. »Was soll denn das?« fragte er sich. »Ich dachte, der gehört zu Otsū. Das ist aber nicht Otsū.« Er blieb stehen und verzog eigentümlich das Gesicht. Er war bis ins Herz erschrocken. Vielleicht wäre das Ganze nicht so schlimm gewesen, wenn niemand zugesehen hätte, aber da standen sie dicht aneinandergeschmiegt mitten auf einer belebten Straße. Ein Mann und eine Frau, die sich in aller Öffentlichkeit umarmten? War das nicht schamlos? Er konnte es nicht fassen, daß Erwachsene sich so benahmen, und zu allem Überfluß war es auch noch sein eigener, verehrter Sensei. Jōtarō bekam Herzklopfen. Er war traurig und gleichzeitig auch ein bißchen eifersüchtig. Und wütend – so wütend, daß er am liebsten einen großen Stein aufgehoben und damit nach dem Paar geworfen hätte.

Ich habe diese Frau schon irgendwo einmal gesehen, dachte er. Ah, ja! Das ist doch die, welche Musashis Nachricht für Matahachi entgegengenommen hat. Nun ja, ein Teehausmädchen, was will man da schon anderes erwarten? Nur – wieso um alles in der Welt kennen die beiden einander? Ich glaube, das muß ich Otsū erzählen.

Er blickte suchend die Straße hinauf und hinunter und spähte übers Geländer, doch von Otsū war keine Spur zu sehen.

Otsū hatte sich am Vorabend in der festen Erwartung, am nächsten Tag Musashi zu sehen, die Haare gewaschen. Sie war bis in die frühen Morgenstunden aufgeblieben und hatte sich das Haar hochgesteckt, wie es sich fürs Neujahrsfest gehörte. Dann war sie in einen Kimono geschlüpft, den ihr Fürst Karasumaru hatte überreichen lassen, um kurz vor

Sonnenaufgang im Gion-Schrein und im Kiyomizudera zu beten, ehe sie sich in die Gojō-Allee begab. Jōtarō hatte sie begleiten wollen, doch das hatte sie abgelehnt. Normalerweise wäre das durchaus in Ordnung gewesen, hatte sie ihm erklärt, aber heute würde er ihr im Weg sein. »Bleib du nur hier«, sagte sie.

»Zuerst möchte ich allein mit Musashi sprechen. Sobald es hell geworden ist, kannst du ja zur Brücke kommen, aber laß dir Zeit! Und keine Angst, ich verspreche dir, daß ich mit Musashi dort warten werde, bis du kommst.« Jōtarō war mehr als leicht verärgert gewesen. Zwar war er inzwischen alt genug, um Otsūs Gefühle zu verstehen, und er begriff auch die Anziehungskraft, die Männer und Frauen aufeinander ausüben. Daß er sich damals in KoYagyū mit Kocha im Heu gewälzt hatte, war ein Erlebnis, das er keineswegs vergessen hatte. Trotzdem war ihm unergründlich, warum eine erwachsene Frau wie Otsū herumlief und sich die ganze Zeit über wegen eines Mannes grämte und um ihn weinte.

Sosehr er sich auch anstrengte, er konnte Otsū nicht finden. Während er den Hals reckte, gingen Musashi und Akemi an das Ende der Brücke; offenbar wollten sie nicht auffallen. Musashi verschränkte die Arme vor der Brust und stützte sich mit den Ellbogen aufs Geländer. Akemi an seiner Seite sah zum Fluß hinunter. So bekamen es beide nicht mit, daß Jōtarō auf der anderen Seite der Brücke vorüberhuschte.

»Warum braucht sie nur eine Ewigkeit? Wie lange kann man denn zu Kannon beten?« Vor sich hin brummelnd, stellte sich Jōtarō auf die Zehenspitzen und spähte angestrengt hinüber zu dem Hügel am Ende der Gojō-Allee. Etwa zehn Schritt von der Stelle entfernt, wo er auf Otsū wartete, standen vier oder fünf blattlose Weidenbäume. Hier versammelte sich oft ein Schwärm weißer Reiher, um sich am Rand des Wassers zum Fischen aufzustellen. Heute jedoch war keiner der großen Vögel zu sehen, dafür lehnte sich ein schöner junger Mann mit

unrasiertem Stirnhaar an einen Weidenstamm, der sich wie ein schlafender Dämon über das Wasser streckte. Musashi auf der Brücke nickte, während Akemi ihm fieberhaft etwas flüsternd erzählte. Sie hatte allen Stolz fahren lassen und berichtete ihm jetzt alles in der Hoffnung, ihn zu bewegen, einzig ihr zu gehören. Ob ihre Worte auch in sein Bewußtsein drangen, wußte sie nicht. Mochte er auch nicken, er sah wirklich nicht aus wie ein Liebhaber, der mit seiner Geliebten zärtlich flüstert. Im Gegenteil, der Blick seiner farblos und kalt strahlenden Pupillen war unwandelbar auf etwas ganz Bestimmtes gerichtet. Akemi merkte es nicht. Sie ging völlig in ihrem Bericht auf und mußte schlucken, während sie versuchte, ihre Gefühle zu erklären. »Ach«, seufzte sie, »jetzt habe ich Euch alles erzählt und mit nichts hinterm Berg gehalten.« Sich noch näher an ihn heranschiebend, fuhr sie schmachkend fort: »Jetzt sind seit Sekigahara fünf Jahre vergangen, und ich habe mich körperlich und geistig verändert.« Dann, mit einem Tränenausbruch: »Nein! In Wahrheit habe ich mich nicht verändert. Meine Gefühle für Euch sind dieselben geblieben, da bin ich mir ganz sicher. Versteht Ihr, Musashi? Versteht Ihr, was ich empfinde?« »Mm.«

»Bitte, versucht zu verstehen! Ich habe Euch alles gesagt. Ich bin nicht mehr die unschuldige wilde Blume, die ich war, als wir uns am Fuß des Ibuki trafen. Ich bin ganz einfach eine gewöhnliche Frau, der Gewalt angetan worden ist. Aber ist Keuschheit eine Sache des Körpers oder des Geistes? Ist eine Jungfrau, die lüsternen Gedanken nachhängt, wirklich keusch? ... Dieser Mann, dessen Namen ich nicht aussprechen kann, hat mir meine Unschuld geraubt, und doch ist mein Herz rein geblieben.« »Mm, mm.«

»Empfindet Ihr für mich denn gar nichts? Ich kann vor dem Menschen, den ich liebe, keine Geheimnisse haben. Ich habe mich immer gefragt, was ich bloß sagen sollte, wenn ich Euch sehe. Sollte ich es sagen oder nicht? Aber dann wurde mir klar,

daß ich Euch nicht hintergehen kann, selbst wenn ich wollte. Bitte, habt Verständnis dafür! Sagt, daß Ihr mir vergebt! Oder bin ich in Euren Augen zu verachten?« »Mm, ah ...«

»Ich könnte rasend werden, wenn ich nur daran denke.« Sie legte das Gesicht auf das Geländer. »Begreift, ich schäme mich, Euch zu bitten, mich zu lieben. Ich habe kein Recht darauf. Aber ... aber ... im Herzen bin ich immer noch eine Jungfrau, die ihre erste Liebe wie eine Perle hüten will. Ich habe diesen Schatz nicht verloren und werde ihn nie verlieren, gleichgültig, was für ein Leben ich führe oder mit welchen Männern ich gezwungen bin zusammenzusein.«

Sie schluchzte, daß jedes einzelne Haar auf ihrem Kopf zitterte. Dort, wo ihre Tränen unter der Brücke in den Fluß fielen, spiegelte sich die Neujahrssonne, und das Wasser floß dahin, so wie Akemis Traum einer besseren Zukunft entgegentrieb. »Mm.«

Zwar entlockte Akemis herzerweichende Geschichte Musashi immer wieder ein Nicken und Brummen, doch seine Augen blieben auf einen Punkt in der Ferne geheftet. Sein Vater hatte einmal gesagt: »Du bist anders als ich. Meine Augen sind schwarz, doch die deinen sind braun. Es heißt, dein Großonkel habe schreckenerregend braune Augen besessen, und vielleicht schlägst du ihm nach.« In diesem Augenblick waren Musashis Augen im schräg einfallenden Sonnenlicht von einem makellosen, reinen Korallenrot. Das muß er sein, dachte Sasaki Kojirō, der Mann, der sich gegen die Weide lehnte. Viele Male hatte er von Musashi gehört, doch jetzt hatte er ihn zum erstenmal leibhaftig vor sich. Musashi dagegen überlegte: »Wer mag er sein?«

Von dem Moment an, da ihre Blicke sich begegneten, hatten sie beide schweigend geforscht und die Tiefe des anderen ausgelotet. Bei der Kunst des Schwertfechtens, heißt es, müsse man imstande sein, an der Schwertspitze des Gegners abzulesen, wie groß sein Können ist. Und genau das taten die

beiden Männer. Sie waren wie zwei Ringer, die einander abzuschätzen versuchten, ehe sie ihre Griffe ansetzten. Und jeder von ihnen hatte Anlaß, dem anderen mit größtem Argwohn zu begegnen. Mir gefällt das nicht, dachte Kojirō und kochte innerlich vor Wut. Seit er Akemi aus dem verlassenem Tempel herausgeholt hatte, war er um sie fürsorglich bemüht, und so verwirrte ihn das offensichtlich sehr vertrauliche Gespräch zwischen ihr und Musashi erheblich. Vielleicht gehört er zu jenen Männern, die unschuldige Frauen ausnutzen. Und sie! Sie hat nicht gesagt, wohin sie wolle, und jetzt steht sie da und weint sich an der Schulter dieses Mannes aus. Nur weil er ihr gefolgt war, wurde er Zeuge dieser Szene. Die Feindseligkeit in Kojirōs Augen war Musashi nicht entgangen. Auch er war sich dieses eigentümlichen inneren Kräftemessens bewußt, zu dem es stets kam, sobald zwei Shugyōsha einander begegneten. Auch konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß Kojirō seinen trotzigen Augenausdruck wahrgenommen hatte.

Wer mag das sein? sann Musashi abermals. Er sieht aus, als wäre er ein guter Kämpfer. Aber warum dann dieser hämische Ausdruck in seinem Blick? Sei auf jeden Fall auf der Hut!

Die Wesensstärke beider Männer war keine Sache der Augen, sondern entsprang der Tiefe ihres Inneren, auch wenn ein ganzes Feuerwerk aus ihren Pupillen zu schießen schien. Und noch etwas hatten sie gemeinsam: Beide standen in dem übermütigen Alter, da man überzeugt ist, alles zu wissen, was es über Staatskunst, Gesellschaft, Schwertfechten und andere Themen zu wissen gab. So wie ein angriffslustiger Hund knurrt, wenn er einen anderen angriffslustigen Hund sieht, wußten Musashi wie Kojirō instinktiv, daß der andere ein gefährlicher Kämpfer war.

Kojirō war der erste, der den Blick abwandte; er tat das mit einem leisen Murren. Musashi war trotz der Spur von Verachtung, die er in Kojirōs Antlitz wahrnahm, überzeugt, gewonnen zu haben. Der Gegner hatte seinem Blick und damit

seiner Willenskraft nachgegeben, und das machte Musashi glücklich.

»Akemi«, sagte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. Das Gesicht immer noch auf dem Geländer, schluchzte sie und gab keine Antwort.

»Wer ist der Mann dort drüben? Es ist jemand, den Ihr kennt, nicht wahr? Ich meine den jungen Kerl dort drüben, der aussieht wie ein Schwertschüler. Wer ist das, sagt!«

Akemi schwieg. Erst jetzt sah sie Kojirō, und seine Anwesenheit brachte Verwirrung in ihr tränengeschwollenes Gesicht. »Uh ... Ihr meint den großen Mann dort drüben?« »Ja. Wer ist das?«

»Ach ... nun ja ... er ist... Ich kenne ihn nicht besonders gut.« »Aber Ihr kennt ihn, nicht wahr?« »O ja.«

»Mit einem so langen Schwert herumzulaufen, noch dazu so auffällig gekleidet – er muß sich einbilden, ein großer Schwertkämpfer zu sein. Woher kennt Ihr ihn denn?« »Vor ein paar Tagen«, sagte Akemi rasch, »bin ich von einem Hund gebissen worden, und die Wunde wollte nicht aufhören zu bluten; deshalb bin ich zu einem Arzt gegangen, bei dem er zufällig wohnt. Und seither kümmert er sich ein wenig um mich.«

»Mit anderen Worten: Ihr lebt im selben Haus wie er?« »Ja, nun, ich wohne dort, doch das hat nichts zu sagen. Es ist nichts zwischen uns.« Das sagte sie mit mehr Nachdruck.

»Dann wißt Ihr vermutlich nicht viel über ihn. Wißt Ihr, wie er heißt?« »Sein Name ist Sasaki Kojirō. Außerdem wird er Ganryū genannt.« »Ganryū?« Den Namen hatte er schon einmal gehört. Wenn er auch nicht geradezu berühmt war, schien er doch in mehreren Provinzen unter den Schwertkämpfern bekannt zu sein. Er war jünger, als Musashi angenommen hatte; folglich faßte er ihn jetzt noch einmal scharf ins Auge. Und da geschah etwas Seltsames. Auf Kojirōs

Wangen erschienen zwei Grübchen.

Musashi erwiderte das Lächeln. Gleichwohl war dieser wortlose Gruß keine Offenbarung des friedlichen Lichts und der Freundschaft, wie jenes Lächeln, das Buddha und sein Jünger Ananda austauschten, als sie Blumen zwischen den Fingern zerrieben. In Kojirōs Lächeln lag etwas Angriffslustiges und eine Spur Ironie.

Musashis Lächeln spiegelte nicht nur die Annahme von Kojirōs Herausforderung, sondern brachte auch einen unbändigen Kampfeswillen zum Ausdruck.

Zwischen diesen beiden willensstarken Männern gefangen, wollte Akemi schon wieder ihren Gefühlen freien Lauf lassen, doch ehe sie dazu kam, sagte Musashi: »Akemi, ich halte es für das beste, wenn Ihr jetzt mit diesem Mann dorthin zurückkehrt, wo Ihr augenblicklich wohnt. Ich werde bald zu Euch kommen. Keine Sorge.« »Werdet Ihr auch wirklich kommen?« »Aber selbstverständlich.«

»Die Herberge heißt ›Zuzuya‹ und liegt genau gegenüber dem Kloster in der Rokujō-Allee.« »Gut.«

Die Gleichmütigkeit, mit der er das sagte, reichte Akemi nicht. Sie riß seine Hand vom Geländer und drückte sie leidenschaftlich im Schutz ihres Kimonoärmels. »Ihr werdet wirklich kommen, nicht wahr? Versprecht Ihr mir das?«

Musashis Antwort ging unter in einem zwerchfellerschütternden Lachen. Kojirō kehrte ihnen den Rücken zu und entfernte sich, so gut das bei seinem hemmungslosen Heiterkeitsausbruch ging.

Jōtarō schaute höchst säuerlich vom anderen Brückenende herüber und meinte: So komisch kann das doch gar nicht sein! Für ihn war die Welt aus den Fugen geraten, wenn er an seinen unberechenbaren Lehrer und Otsū dachte. Wo kann sie nur stecken? fragte er sich wieder, als er sich anschickte, wütend in Richtung Stadt davonzustapfen. Er hatte nur wenige Schritte

zurückgelegt, da entdeckte er Otsūs weißgepudertes Gesicht hinter den Rädern eines Ochsenkarrens, der auf der anderen Seite an der Ecke stand. »Da ist sie!« rief er und stieß in der Eile gegen die Schnauze des Ochsen. Otsū hatte ausnahmsweise ein wenig Lippenrot aufgelegt. Ihr Puder war nicht gerade gekonnt aufgetragen, doch umfing sie ein angenehmer Duft, und sie hatte einen bezaubernden Frühlingskimono angelegt, der auf leuchtendrosa Grund ein grün-weißes Stickmuster aufwies. Jōtarō schlang von hinten die Arme um sie und kümmerte sich nicht darum, ob er ihr die Frisur durcheinanderbrachte oder den weißen Puder auf ihrem Hals verwischte. »Warum versteckt Ihr Euch hier? Ich warte schon seit Stunden. Kommt mit mir, rasch!« Sie gab keine Antwort.

»Kommt schon, auf der Stelle!« bettelte er und rüttelte sie an den Schultern. »Musashi ist auch da. Ihr könnt ihn von hier aus sehen. Ich bin stinkwütend auf ihn, aber gehen wir trotzdem hin. Wenn wir uns nicht beeilen, ist er womöglich schon fort.« Als er sie beim Handgelenk packte und versuchte, sie hochzuziehen, bemerkte er, daß ihr Arm ganz feucht war. »Otsū! Weint Ihr?«

»Jōtarō, verbirg dich hinterm Wagen wie ich. Bitte!«
»Warum?«

»Frag jetzt nicht, warum.«

»Warum denn ausge...« Jōtarō machte kein Hehl aus seiner Fassungslosigkeit. »Das ist es, was ich an Frauen nicht ausstehen kann. Sie tun immer verrückte Sachen! Da liegt Ihr mir die ganze Zeit über in den Ohren, Ihr müßtet unbedingt Musashi sehen, und heult Euch die Augen aus dem Kopf, und jetzt, wo er hier ist, versteckt Ihr Euch vor ihm; ja, wollt sogar, daß auch ich mich vor ihm verstecke. Ist das denn nicht komisch? Ha ... Ach, ich kann nicht einmal darüber lachen.«

Die Worte brannten wie Peitschenhiebe. Sie blickte mit

rotgeschwollenen Augen zu ihm auf und sagte: »Bitte, sag so was nicht! Ich bitte dich, sei nicht gemein zu mir!«

»Wieso beschuldigt Ihr mich, gemein zu Euch zu sein? Was habe ich denn getan?«

»Schweig einfach still, und hock dich her zu mir!«

»Das kann ich nicht. Da liegt Ochsenmist auf der Straße. Wißt Ihr, es heißt, wer am Neujahrstag weint, über den lachen sogar die Krähen.« »Ach, das ist mir egal. Ich bin nur ...«

»Nun, dann werde *ich* Euch auslachen, lachen wie der Samurai eben. Mein erstes Lachen im neuen Jahr.« »Lach nur! Lach, was du lachen kannst!«

»Ich kann aber nicht«, sagte er und putzte sich die Nase. »Ich wette, ich weiß, was los ist. Ihr seid eifersüchtig, weil Musashi sich mit dieser Frau unterhalten hat.«

»Das ... das ist es nicht! Nein, das ist es durchaus nicht!« »Doch, das ist es. Ich weiß. Mich hat es ja auch wütend gemacht. Aber ist das nicht um so mehr Grund, hinzugehen und mit ihm zu reden? Ihr versteht doch überhaupt nichts, oder?«

Otsū machte keinerlei Anstalten, sich zu erheben. Doch er zog so heftig an ihrem Handgelenk, daß sie gezwungen war aufzustehen. »Laß das!« rief sie. »Das tut weh. Sei nicht so garstig. Du behauptest, ich verstehe nichts, dabei hast du keine Ahnung, wie mir zumute ist.« »Ich weiß genau, wie Euch zumute ist. Ihr seid eifersüchtig.« »Das allein ist es nicht.« »Still jetzt! Laßt uns hingehen!«

Sie kam hinter dem Karren hervor, aber nicht aus freien Stücken. Der Junge zog, und ihre Füße rutschten über den Boden. Sie hinter sich herschleppend, reckte Jōtarō den Hals. »Seht!« sagte er. »Akemi ist fort.« »Akemi? Wer ist Akemi?«

»Das Mädchen, mit dem Musashi gesprochen hat ... Ach, ach, Musashi geht auch weg. Wenn Ihr jetzt nicht gleich

kommt, ist er fort.« Jōtarō ließ Otsū los und lief über die Brücke.

»Warte!« rief Otsū und ließ den Blick über die Brücke schweifen, um sich zu vergewissern, daß ihre Nebenbuhlerin nicht irgendwo lauerte. Als sie sah, daß Akemi tatsächlich fort war, schien ihr ein Stein vom Herzen zu fallen, und ihre Stirn glättete sich. Dennoch trat sie noch einmal hinter den Ochsenkarren, um sich die geschwollenen Augen mit dem Ärmel abzutupfen, das Haar zu straffen und den Kimono glattzuziehen.

»Beeilt Euch, Otsū!« rief Jōtarō ungeduldig. »Musashi ist wohl zum Fluß hinuntergegangen. Jetzt ist wirklich nicht der richtige Augenblick, sich schönzumachen!« »Wohin?«

»Hinunter zum Wasser. Warum, weiß ich nicht, aber er ist dorthin gegangen.«

Gemeinsam liefen sie ans jenseitige Ende der Brücke, und Jōtarō bahnte ihnen mit tausend kurzen Entschuldigungen den Weg durch die Menge. Musashi stand am Boot, in dem Osugi sich immer noch wand, um von ihren Fesseln freizukommen.

»Tut mir leid, Großmutter«, sagte er, »aber Matahachi scheint doch nicht zu kommen. Ich hoffe, ihn bald irgendwann einmal zu sehen, und werde dann versuchen, ihm Mut zu machen. Bis dahin solltet Ihr selbst versuchen, ihn zu finden und mit nach Hause zu nehmen, damit er bei Euch bleibt, wie es sich für einen guten Sohn gehört. Damit könntet Ihr Eure Dankbarkeit Euren Ahnen gegenüber weit besser beweisen, als wenn Ihr mir den Kopf abschlagt.«

Er steckte die Hand unter die Schilfmatten und durchschnitt mit einem kleinen Messer die Stricke.

»Du redest zuviel, Musashi! Ich brauche keinen Rat von dir! Entscheide du Dummkopf dich nur endlich, was du tun willst! Willst du mich töten, oder willst du von mir getötet werden?«

Ihr Gesicht war voller Adern, die leuchtendblau vortraten,

als sie sich mühselig unter den Schilfmatten hochrappelte. Doch als sie endlich stand, überquerte Musashi bereits den Fluß, indem er wie eine Bachstelze von Stein zu Stein und von Untiefe zu Untiefe sprang. Im Nu hatte er die andere Seite erreicht, wo er den Damm hochkletterte.

Jōtarō entdeckte ihn und rief: »Seht, Otsū! Da ist er!« Der Junge lief zum Damm hinunter, und sie folgte ihm.

Für Jōtarōs flinke Beine gab es keine Hindernisse; Otsū hingegen mußte ihres Kimonos wegen sehr achtgeben. Von Musashi war nichts mehr zu sehen, doch sie stand da und rief mit aller Kraft seinen Namen. »Otsū!« kam Antwort aus einer Richtung, die sie ganz und gar nicht erwartet hätte. Osugi war keine hundert Fuß entfernt.

Als Otsū sah, wer sie da rief, stieß sie einen Schrei aus, schlug die Hände für einen Augenblick vors Gesicht und suchte das Weite.

Die alte Frau verlor keine Zeit und lief hinterdrein, und ihr weißes Haar flatterte im Wind. »Otsū!« rief sie mit einer Stimme, welche die Wasser des Kamo hätte zerteilen können. »Warte! Ich will mit dir reden.« Die mißtrauische alte Frau legte sich bereits eine Erklärung für Otsūs Anwesenheit zurecht. Sie war überzeugt, daß Musashi sie nur gefesselt hatte, weil er ein Stelldichein mit Otsū hatte und nicht wollte, daß sie Zeuge wurde. Dann, so schloß sie, mußte Otsū etwas gesagt haben, was ihn ärgerte, woraufhin er sie hatte stehenlassen. Zweifellos war das der Grund, warum sie klagend hinter ihm herrief und hoffte, daß er zurückkam. »Das Mädchen ist unverbesserlich!« sagte sie und haßte Otsū fast noch mehr als Musashi. In ihrer Sicht war Otsū rechtens ihre Schwiegertochter, gleichgültig, ob die Vermählung nun stattgefunden hatte oder nicht. Das Eheversprechen galt, und wenn die Verlobte Osugis Sohn jetzt haßte, mußte sie auch dessen Mutter hassen.

»Warte!« kreischte sie nochmals und riß dabei den Mund von einem Ohr zum anderen auf.

Die Gewalt dieses Schreis fuhr Jōtarō in die Glieder, der gerade unmittelbar neben ihr stand. Er packte sie und schrie: »Was habt Ihr denn vor, alte Hexe?«

»Fort mit dir, aus dem Weg!« rief Osugi und schob ihn beiseite. Jōtarō hatte keine Ahnung, wer sie war und warum Otsū bei ihrem Anblick geflohen war, spürte jedoch, daß sie eine Gefahr darstellte. Als Sohn Aoki Tanzaemons und einziger Schüler Miyamoto Musashis weigerte er sich, sich von einem dünnen, alten Ellbogen beiseite schieben zu lassen. »Das könnt Ihr nicht mit mir machen!« sagte er, packte sie und sprang ihr auf den Rücken. Rasch schüttelte sie ihn wieder ab, nahm ihn mit dem linken Arm in den Schwitzkasten und versetzte ihm eine Reihe von kräftigen Hieben. »Du Teufel! Untersteh dich, dich noch einmal einzumischen!«

Während Jōtarō versuchte, sich zu befreien, lief Otsū weiter. Sie war völlig durcheinander. Wie die meisten jungen Leute war sie voller Hoffnung; auch war sie es nicht gewöhnt, ihr unglückliches Los zu beklagen. Sie genoß die Köstlichkeiten eines jeden neuen Tages, als wären es Blumen in einem besonnten Garten. Sorgen und Enttäuschungen gehörten nun einmal zum Leben, doch ließ sie sich nicht lange von ihnen bedrücken. Auch wenn sie sich Freuden nicht vollständig ohne Schmerzen vorstellen konnte, war sie doch heute plötzlich ihrer Zuversicht beraubt worden – und das sogar zweimal. Warum, fragte sie sich, war sie nur heute morgen hierhergekommen? Solange das fremde Mädchen an Musashis Seite gewesen war, war sie außerstande gewesen, sich zu bewegen. Als Akemi ging, waren ihr Nachsicht und Schonung nicht mehr möglich, und Otsū fühlte sich unwiderstehlich gezwungen, Musashi gegenüberzutreten und ihm alles zu sagen, was sie empfand. Wenn sie auch nicht wußte, womit beginnen, sie war entschlossen, aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen

und ihm alles zu sagen. Doch das Leben ist voll von kleinen Zufällen. Ein kleiner Schritt daneben, eine winzige Fehleinschätzung in der Hitze des Gefechts, kann in manchen Fällen auf Monate oder Jahre hinaus alles verändern. Dadurch, daß sie Musashi für einen kurzen Moment aus den Augen verlor, war Osugi auf sie aufmerksam geworden. Otsūs Garten der Freuden wimmelte an diesem herrlichen Neujahrmorgen plötzlich von Schlangen.

Es war ein Alptraum, der da plötzlich Wirklichkeit wurde. So manches Mal im Schlaf war ihr Osugis gehässiges Gesicht erschienen, und jetzt holte die Wirklichkeit sie ein.

Völlig außer Atem, blieb sie, nachdem sie mehrere hundert Schritt gelaufen war, stehen und sah zurück. Und dann stockte ihr der Atem für einen Moment. Einen Steinwurf hinter ihr war Osugi dabei, Jōtarō zu schlagen und durchzuschütteln.

Er wehrte sich, trat mit den Füßen, strampelte in der Luft herum und schlug auch auf die alte Frau ein, die ihn quälte.

Otsū erkannte, daß es sich nur um Augenblicke handeln konnte, bis er sein Holzschwert zog. Und wenn er das tat, da war Otsū ganz sicher, würde die alte Frau nicht nur ihr Kurzschwert aus der Scheide reißen, sondern auch keine Hemmungen haben, es zu gebrauchen. In einem solchen Augenblick kannte Osugi kein Erbarmen. Es war durchaus möglich, daß Jōtarō getötet wurde.

Otsū saß in einer Zwickmühle: Jōtarō mußte gerettet werden, und doch wagte sie nicht, sich Osugi zu nähern.

Es gelang Jōtarō in der Tat, sein Holzschwert aus dem Obi zu ziehen, doch konnte er aus Osugis klammernder Armbeuge seinen Kopf nicht befreien. All sein Gestrampel und Getrete bewirkte nur das Gegenteil dessen, was er wollte.

»Lümmel!« schrie die alte Frau wütend. »Was hast du vor – einen Frosch nachzumachen?« Die Art, wie ihre Zähne vorstanden, erinnerten an eine Hasenscharte, doch ihr

Gesichtsausdruck verriet abscheulichen Triumph. Schritt um zerrenden Schritt kam sie Otsū näher.

Während sie das schreckenerfüllte Mädchen anfunkelte, kam ihre natürliche Verschlagenheit wieder durch. Blitzartig wurde ihr klar, daß sie die ganze Sache falsch anpackte. Hätte sie es mit Musashi zu tun gehabt, würden Winkelzüge ihr nichts genützt haben, doch der Gegner, den sie vor sich hatte, war Otsū, die zartfühlende, unschuldige Otsū, der man vermutlich alles einreden konnte, vorausgesetzt, man brachte es ihr behutsam und mit dem Anschein großer Aufrichtigkeit bei. Sie erst mit Worten fesseln, nahm sich Osugi vor, und sie dann zum Abendessen verspeisen.

»Otsū«, rief sie mit ernster, eindringlicher Stimme. »Warum läufst du vor mir davon? Wie kommst du dazu, das Weite zu suchen, sobald du mich siehst? Schon damals im Teehaus hast du das gemacht, ich verstehe es nicht. Du mußt dir etwas einbilden. Ich habe nicht die Absicht, dir auch nur ein Härchen zu krümmen.«

Zweifel spiegelte sich in Otsūs Gesicht, doch Jōtarō, den Osugi immer noch wie im Schraubstock gepackt hielt, fragte: »Stimmt das wirklich? Meint Ihr das aufrichtig?«

»Aber gewiß doch. Otsū weiß nicht, wie mir wirklich zumute ist. Sie scheint Angst vor mir zu haben.«

»Wenn das Euer Ernst ist, dann laßt mich frei, und ich hole sie.« »Nicht so schnell. Wenn ich dich jetzt freilasse, woher soll ich dann wissen, daß du mir mit deinem Schwert nicht eins über den Kopf gibst und machst, daß du wegkommst?«

»Haltet Ihr mich für einen Feigling? So etwas würde ich nie tun. Mir scheint, wir streiten uns um nichts. Es muß ein Mißverständnis gegeben haben.« »Na schön. Lauf du zu Otsū und sage ihr, ich bin ihr nicht mehr gram. Es hat eine Zeit gegeben, da war ich es, aber das ist vorbei. Seit Onkel Gon gestorben ist, bin ich ganz auf mich allein gestellt durchs Land

gezogen und habe seine Asche mit mir herumgetragen – eine einsame Dame, die nicht weiß, wohin sie soll. Sage ihr, unabhängig von dem, was ich Musashi gegenüber empfinde, sehe ich in ihr immer noch eine Tochter. Ich habe nicht vor, sie zu bitten, mit mir zurückzukommen und Matahachis Braut zu sein. Ich hoffe nur, daß sie Mitleid mit mir hat und sich anhört, was ich zu sagen habe.« »Das reicht. Noch ein Wort mehr, und ich kann mich nicht mehr an alles erinnern.«

»Schön, sag ihr also nur, was ich dir bisher aufgetragen habe!« Während der Junge zu Otsū lief und ihr Osugis Nachricht übermittelte, tat die alte Frau so, als sehe sie nicht hin. Sie setzte sich auf einen Felsen und schaute hinunter in eine seichte Stelle, wo Stichlinge hin und her schossen und ein Muster ins Wasser webten. Kam Otsū nun, oder kam sie nicht? Schneller als die winzigen Fische mit ihren blitzartigen Bewegungen warf Osugi verstohlen einen Blick hinüber.

Es war nicht leicht, Otsūs Zweifel zu zerstreuen, doch schließlich ließ sie sich von Jōtarō überreden, daß keine Gefahr bestehe. Schüchtern kam sie auf Osugi zu, die sich in ihrem Sieg sonnte und breit lächelte. »Otsū, mein liebes Mädchen«, sagte sie in mütterlichem Ton. »Großmutter«, erwiderte Otsū und verneigte sich bis zum Boden. »Verzeiht mir! Bitte, vergebt mir! Ich weiß nicht, was ich sagen soll.« »Du brauchst gar nichts zu sagen. Es ist alles Matahachis Schuld. Offenbar ist er dir wegen deines Sinneswandels immer noch böse. Ich fürchte, auch ich habe schlecht von dir gedacht. Doch das ist Wasser, das längst unter der Brücke hindurchgeflossen ist.« »Dann verzeiht Ihr mir, was ich getan habe?«

»Nun ja«, meinte Osugi, die eine gewisse Unsicherheit andeuten wollte, und setzte sich neben Otsū ans Ufer.

Otsū spielte mit den Fingern im Sand und scharrte ein kleines Loch, das sich rasch mit lauem Wasser füllte.

»Als Matahachis Mutter kann ich wohl sagen, daß dir

verziehen ist. Freilich müssen wir auch Matahachi fragen. Willst du dich nicht mit ihm treffen und die Angelegenheit mit ihm durchsprechen? Da er es war, der mit einer anderen Frau durchgebrannt ist, glaube ich nicht, daß er dich bitten wird, zu ihm zurückzukehren. So selbstsüchtig kann er doch nicht sein, aber ...« »ja?«

»Nun, du könntest dich auf jeden Fall mit ihm treffen. Wenn ihr dann beide vor mir säßet, würde ich ihm einmal ganz gehörig den Kopf waschen.« »Ich verstehe«, sagte Otsū. Ein winziger Krebs befreite sich aus dem Sand neben ihr und krabbelte eilends hinter einen Stein. Jōtarō nahm ihn zwischen zwei Finger, trat hinter Osugi und ließ ihn auf ihren Kopf fallen. »Ich kann mir nicht helfen«, sagte Otsū, »aber ich finde, nach all dieser Zeit ist es besser, ich treffe mich nicht mit Matahachi.«

»Ich werde doch dabeisein. Dir ist sicher wohler zumute, wenn du mit ihm gesprochen und reinen Tisch gemacht hast?« »Ja schon, aber ...«

»Dann tu's! Ich sage das um deiner eigenen Zukunft willen.« »Wenn ich einwillige – wie wollen wir Matahachi finden?« »Den finde ich schnell, sehr schnell sogar. Ich habe ihn nämlich vor kurzem in Osaka getroffen, weißt du. Aber eigensinnig, wie er oft ist, hat er mich in Sumiyoshi einfach sitzenlassen. Wenn er so was macht, tut ihm das hinterher immer leid, es wird also sicher nicht lange dauern, und er taucht hier in Kyoto auf, um mich zu suchen.«

Obwohl Otsū das unbehagliche Gefühl hatte, daß Osugi keineswegs die Wahrheit sprach, rührte der Glaube der alten Frau in ihren nichtsnutzigen Sohn an ihr Herz. Den Ausschlag, daß sie die Waffen streckte, gab jedoch die Überzeugung, daß der von Osugi vorgeschlagene Weg richtig war. »Wie wäre es«, sagte sie daher, »wenn ich mitkäme, um Euch bei der Suche nach Matahachi zu helfen?« »Würdest du das wirklich tun?« rief Osugi und ergriff Otsūs Hand.

»Ja. Ja, ich denke schon.«

»Schön, dann komm jetzt mit in meine Herberge. Autsch! Was ist denn das?« Sie fuhr kerzengerade in die Höhe, steckte die Hand hinten in den Kragen und angelte den Krebs heraus. »Wie ist der dorthin gekommen?« rief sie schaudernd, streckte die Hand aus und schüttelte den Krebs vom Finger. Hinter ihr konnte sich Jōtarō kaum halten vor Lachen. Mit blitzenden Augen fuhr sie herum. »Einer von deinen Streichen, was?« »Ich doch nicht! Nein!« Er lief den Damm hinauf, um sich in Sicherheit zu bringen, und rief: »Otsū, begleitet Ihr sie in ihre Herberge?« Ehe Otsū antworten konnte, sagte Osugi: »Ja, sie kommt mit mir. Ich wohne in einer Herberge am Fuß des Sannen-Hügels. Wir brauchen dich nicht. Geh du nur dorthin, wo du herkommst!«

»Na, schön, ich bin dann im Haus von Fürst Karasumaru. Und wenn Ihr fertig seid, kommt auch dorthin, Otsū!«

Plötzlich befiel Otsū Angst. »Warte, Jōtarō!« Rasch eilte sie den Damm hinauf; es widerstrebte ihr, ihn weggehen zu lassen. Osugi, die befürchtete, daß Otsū es sich anders überlegen und fliehen könnte, folgte ihr, so schnell sie konnte, doch für wenige Augenblicke waren Otsū und Jōtarō allein. »Ich finde, ich sollte mit ihr gehen«, sagte Otsū. »Aber ich werde bei Fürst Karasumaru vorsprechen, sobald sich eine Gelegenheit bietet. Erkläre ihnen alles und sieh zu, daß du dort wohnen kannst, bis ich mit dem, was ich zu erledigen habe, fertig bin.«

»Keine Sorge. Ich werde warten, so lange es nötig ist.« »Und halte einstweilen nach Musashi Ausschau, ja?«

»Ich sag's ja! Und wenn Ihr ihn dann endlich gefunden habt, versteckt Ihr Euch. Tut es Euch jetzt leid? Sagt nicht, ich hätte Euch nicht gewarnt!« »Es war sehr töricht von mir.«

Osugi stellte sich keuchend zwischen die beiden. Dann kehrten die drei zurück zur Brücke, und die alte Frau schickte ihre nadelgleichen Blicke immer wieder zu Otsū, der sie immer

noch nicht traute. Wiewohl Otsū nicht die geringste Ahnung von den Gefahren hatte, die ihr drohten, hatte sie dennoch das Gefühl, in eine Falle geraten zu ein.

Als sie wieder auf der Brücke waren, stand die Sonne hoch über den Weiden und Fichten, und auf den Straßen wimmelte es von Leuten, die das Neujahrsfest feierten. Vor dem Brett mit der Ankündigung, das an der Brücke befestigt war, hatte sich ein beträchtlicher Haufe versammelt. »Musashi? Wer ist das?«

»Kennt Ihr einen großen Schwertkämpfer dieses Namens?«
»Nie von ihm gehört.«

»Muß aber ein tüchtiger Kämpfer sein, wenn er es mit den Yoshioka-Leuten aufnimmt. Das sollte man sich ansehen.«

Otsū blieb stehen und starrte auf die Tafel. Auch Osugi und Jōtarō verharrten, schauten und lauschten dem allgemeinen Gemurmel. Den kleinen Wellenringen gleich, welche die Stichlinge im Wasser hervorriefen, verbreitete sich der Name Musashi unter der Menge.

Buch IV

Wind

Das verdorrte Feld

Die Schwertkämpfer der Yoshioka-Schule versammelten sich auf einem brachliegenden Feld oberhalb der Landstraße nach Tamba. Der grell leuchtende Schnee auf den Berggipfeln hinter den Bäumen, die das Feld säumten, blendete das Auge wie ein Blitz.

Einer der Männer schlug vor, ein Feuer zu machen, zumal die Schwerter in der Scheide die Kälte unmittelbar an die Körper heranführten. Das Frühjahr begann gerade; man schrieb den neunten Tag des neuen Jahres. Ein frostiger Wind fuhr vom Kinugasa herunter, und das Vogelgezwitscher klang noch verloren.

»Brennt schön, nicht wahr?«

»Mm. Aber wir sollten aufpassen, sonst bricht noch ein Buschfeuer aus.« Die knisternden Flammen wärmten ihnen Hände und Gesicht, doch dauerte es nicht lange, und Ueda Ryōhei vertrieb händewedelnd den Rauch vor seinem Gesicht und sagte: »Es wird zu heiß.« Blitzenden Auges sah er einen Mann an, der noch mehr Laub aufs Feuer werfen wollte, und sagte: »Das reicht! Laß das!«

Eine Stunde verstrich, und nichts geschah. »Es muß schon nach sechs sein.«

Gleichzeitig, ohne es sich vorgenommen zu haben, hoben alle die Augen zur Sonne.

»Wohl schon eher an die sieben.« »Der Meister sollte längst hiersein.« »Ach, er muß jeden Moment kommen.«

Mit angespannten Gesichtern beobachteten sie erwartungsvoll die Straße, die von der Stadt herausführte; einige schluckten schon nervös. Eine Kuh muhte und brach damit das Schweigen. Einst hatte das Feld als Weide für die Kühe des Kaisers gedient, und auch jetzt gab es noch frei weidende Rinder in der Gegend. Die Sonne stieg höher,

brachte Wärme und ließ den Geruch von Dung und Heu aufsteigen.

»Meint Ihr nicht, daß Musashi schon auf dem Gelände des Rendaiji ist?« »Das ist gut möglich.«

»Vielleicht sollte jemand hingehen und nachsehen. Es sind doch nur sechshundert Schritt von hier.«

Doch niemand hatte Lust. Sie verfielen wieder in Schweigen, und ihre Mienen verfinsterten sich im Schatten, den der Rauch warf.

»Ein Mißverständnis kann doch nicht vorliegen, oder?« »Nein. Ueda hat die Anweisungen gestern abend direkt vom Meister bekommen. Ein Versehen ist ausgeschlossen.«

Ryōhei bestätigte dies. »Das stimmt. Sollte mich nicht wundern, wenn Musashi schon da wäre. Aber vielleicht kommt der Meister auch absichtlich zu spät, um ihn nervös zu machen. Warten wir's ab! Machen wir etwas falsch und gewinnen die Leute den Eindruck, daß wir dem Meister zu Hilfe eilten, fällt das auf die ganze Schule zurück. Wir können nichts tun, bis er kommt. Wer ist dieser Musashi schon? Nichts weiter als ein Rōnin. So gut kann er auch wieder nicht sein!«

Die Schwertschüler, die Musashi im Dōjō der Yoshioka-Schule erlebt hatten, wußten es besser, doch selbst für sie war es undenkbar, daß Seijūrō verlor. Man war sich wortlos einig in der Überzeugung, daß der Meister eigentlich gewinnen müsse, es aber immer Unfälle geben könne. Da der Zweikampf öffentlich angekündigt worden war, würden viele Zuschauer dasein, deren Gegenwart nicht nur den Ruf der Schule vergrößerte, sondern auch das persönliche Ansehen ihres Lehrers erhöhte.

Trotz Seijūrōs eindringlichen Ermahnungen, ihm unter keinen Umständen zu helfen, hatten vierzig von ihnen sich hier versammelt, um sein Erscheinen zu erwarten und ihm einen erhebenden Empfang zu bereiten – aber auch, um für alle Fälle

zur Stelle zu sein.

Außer Ueda hatten sich weitere fünf der Zehn Schwertkämpfer des Hauses Yoshioka eingefunden. Es war jetzt nach sieben, und während die Gelassenheit, die Ryōhei ihnen empfohlen hatte, allmählich einem Gefühl der Langeweile wich, fingen sie an, leise zu murren.

Zuschauer auf dem Weg zur Kampfstätte erkundigten sich, ob sie einem Irrtum aufgesessen seien. »Wo ist Musashi?« »Wo ist der andere – Seijūrō?« »Wer sind all diese Samurai?«

»Die sind wahrscheinlich hier, um für die eine oder die andere Seite Zeugen zu spielen.«

»Schon eine merkwürdige Art, einen Zweikampf auszufechten. Die Beistände sind zur Stelle, die Kämpfer nicht.«

Zwar vergrößerte sich die Schar der Zuschauer zusehends, und ihr Stimmengewirr wurde lauter, doch hüteten sie sich, den Yoshioka-Schülern zu nahe zu kommen. Diese wiederum nahmen von den Köpfen keine Notiz, die durch das dürre Schilf spähten oder von Bäumen herabstarrten. Jōtarō drängte sich durch die Menge. Mit seinem Schwert, das immer noch länger war als er selbst, und Sandalen, die viel zu groß für ihn waren, ging er von Frau zu Frau und betrachtete forschend ihr Gesicht. »Nicht da, nicht da«, murmelte er. »Was ist denn bloß mit Otsū los? Sie weiß doch, daß der Kampf heute stattfindet.« Sie muß hiersein, dachte er. Musashi kann doch in Gefahr geraten. Was mag sie nur daran hindern herzukommen?

Doch seine Suche blieb erfolglos, obgleich er hin und her lief, bis er hundemüde war. Zu merkwürdig, dachte er. Ich habe sie seit dem Neujahrstag nicht mehr gesehen. Ob sie wohl krank ist ... Die alte Frau, mit der sie gegangen ist, hat zwar freundlich geredet, aber vielleicht war das alles nur geheuchelt. Vielleicht hat sie Otsū etwas Schlimmes angetan. Dieser Gedanke machte ihm sehr zu schaffen, mehr als das, was bei

dem Treffen zwischen Musashi und Seijūrō heute herauskommen würde. Unter den Hunderten in der Menge war wohl kaum einer, der nicht erwartete, daß Seijūrō gewann. Einzig Jōtarō glaubte unerschütterlich an Musashi. Im Geiste sah er immer noch seinen Lehrer auf der Hannyä-Ebene den Lanzen der Hōzōin-Priester entgegentreten.

Schließlich blieb er mitten auf dem Feld stehen. Noch etwas kann nicht stimmen, dachte er. Warum sind all die vielen Leute hier? Auf der Tafel hat gestanden, daß der Kampf auf dem Gelände des Rendaiji stattfindet. Er schien jedoch der einzige Mensch zu sein, den das verwirrte.

Aus der Menge ließ sich eine schroffe Stimme vernehmen:
»Du da, Junge! Schau mal her!«

Jōtarō erkannte den Mann, der am Neujahrmorgen beobachtet hatte, wie Musashi und Akemi auf der Brücke miteinander gesprochen hatten. »Was wollt Ihr, Herr?« fragte Jōtarō.

Sasaki Kojirō trat zu ihm, doch bevor er das Wort ergriff, musterte er ihn eingehend von Kopf bis Fuß. »Habe ich dich nicht neulich in der Gojō-Allee gesehen?«

»Dann erinnert Ihr Euch also?« »Du warst mit einer jungen Frau dort.« »Ja. Mit Otsū.«

»Heißt sie so? Sag mir, hat sie etwas mit Musashi zu tun?«
»Das kann man wohl sagen.« »Ist sie seine Base?« »Unh-unh.«
»Schwester?« »Unh-unh.« »Nun?« »Sie mag ihn.« »Sind sie ein Liebespaar?«

»Das weiß ich nicht. Ich bin bloß sein Schüler.« Jōtarō nickte stolz. »Deshalb bist du also hier. Schau, die Leute werden unruhig. Du mußt wissen, wo Musashi ist. Hat er seine Herberge verlassen?« »Warum fragt Ihr mich? Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen.« Etliche Männer drängten sich durch die Menge und traten zu Kojirō. Wie mit Habichtsaugen wandte er sich ihnen zu. »Ach, da seid Ihr ja,

Sasaki!« »Ach, Ihr seid's, Ryōhei.« »Wo habt Ihr die ganze Zeit über gesteckt?« wollte Ryōhei wissen und packte Kojirō bei der Hand, als wolle er ihn gefangennehmen. »Ihr habt Euch seit über zehn Tagen nicht mehr im Dōjō blicken lassen. Der Meister hätte gern mit Euch geübt.«

»Und wenn ich schon weggeblieben bin, heute bin ich hier.« Ryōhei und seine Begleiter nahmen Kojirō in die Mitte und führten ihn an ihr Feuer.

Unter denen, die Kojirōs langes Schwert und seine auffällige Aufmachung gesehen hatten, wurde Geflüster laut. »Das ist bestimmt Musashi.« »Das muß er sein.«

»Ziemlich rausgeputzt. Aber wie ein Schwächling sieht er nicht aus.« »Das ist doch nicht Musashi!« rief Jōtarō verächtlich. »So sieht Musashi wirklich nicht aus! Ihr würdet ihn nie aufgedonnert wie ein Kabuki-Schauspieler herumlaufen sehen!«

Schließlich bemerkten sogar diejenigen, die den Protest des Jungen nicht hören konnten, ihren Irrtum und fragten sich erneut, was hier eigentlich gespielt werde.

Kojirō stand bei den Yoshioka-Schülern und betrachtete sie mit unverhohlener Verachtung. Schweigend hörten sie ihm zu, doch machten sie ein finsternes Gesicht.

»Es entpuppt sich als Segen für das Haus Yoshioka, daß weder Seijūrō noch Musashi rechtzeitig beim Zweikampf waren«, sagte Kojirō. »Am besten teilt Ihr Euch in kleine Gruppen auf, geht Seijūrō entgegen und nehmt ihn mit nach Hause, ehe ihm etwas zustößt.«

Dieser feige Ratschlag erboste sie, doch er ließ sich nicht abhalten. »Was ich Euch rate, ist das Beste, was Ihr für Seijūrō tun könnt.« Dann fügte er im Ton der Endgültigkeit hinzu: »Um des Hauses Yoshioka willen hat der Himmel mich als Boten hierhergeschickt. Ich werde Euch vorhersagen, was geschehen wird: Wenn sie kämpfen, wird Seijūrō verlieren. Tut

mir leid, das sagen zu müssen, aber Musashi besiegt ihn bestimmt, wenn er ihn nicht gar tötet.«

Miike Jūrōzaemon schob seine Brust vor und pflanzte sich vor dem jüngeren Mann auf: »Das ist eine Beleidigung!« rief er. Den rechten Ellbogen zwischen seinem Gesicht und dem Kojirōs, war er drauf und dran, blankzuziehen und zuzuschlagen.

Kojirō blickte auf ihn herab und lächelte. »Was ich gesagt habe, scheint Euch mißfallen zu haben.« »Ugh!«

»Wenn das so ist, tut es mir leid«, sagte Kojirō munter. »Jedenfalls werde ich mich nicht weiterhin bemühen, behilflich zu sein.« »Niemand hat Euch um Hilfe gebeten.«

»Das stimmt nicht ganz. Wenn Ihr meine Hilfe nicht gebraucht habt, warum habt Ihr dann darauf bestanden, daß ich von Kema aus mit Euch in Euer Haus komme? Warum habt Ihr Euch so sehr bemüht, mich bei Laune zu halten, Ihr, Seijūrō, Ihr alle?«

»Wir haben uns nur bemüht, einem Gast gegenüber höflich zu sein. Ihr haltet große Stücke auf Euch, nicht wahr?«

»Ha, ha, ha! Laßt uns aufhören, sonst bin ich noch gezwungen, gegen Euch alle anzutreten. Aber laßt Euch warnen: Wenn Ihr nichts auf meine Prophezeiung gebt, werdet Ihr das noch bedauern! Ich habe die beiden mit eigenen Augen miteinander verglichen, und ich muß sagen, die Wahrscheinlichkeit, daß Seijūrō unterliegt, ist niederdrückend groß. Musashi war am Neujahrsmorgen bei der Brücke an der Gojō-Allee. Ich brauchte ihn nur zu sehen, da wußte ich schon, wie gefährlich er ist. In meinen Augen nimmt sich die Ankündigung, die Ihr an der Brücke angebracht habt, eher wie eine Traueranzeige für das Haus Yoshioka aus. Es ist zwar traurig, aber es scheint in der Welt nun mal so zu sein, daß die Menschen es nie erkennen, wenn sie am Ende sind.«

»Jetzt reicht's! Warum kommt Ihr überhaupt hierher, wenn

Ihr nur solche Reden führen wollt?»

Kojirōs Ton bekam etwas Schneidendes. »Auch scheint es typisch für Menschen zu sein, die auf dem absteigenden Ast sind, daß sie einen gutgemeinten Rat nicht als das nehmen können, als was er gedacht ist. Macht nur weiter! Glaubt, was Ihr wollt! Ihr braucht nicht einmal bis zum Ende des Tages zu warten. Schon in ein, zwei Stunden werdet Ihr wissen, wie sehr Ihr Euch irrt.«

»Yech!« Jūrōzaemon spuckte Kojirō an. Vierzig Männer rückten einen Schritt näher. Ihr Zorn verdunkelte das Feld.

Kojirō reagierte selbstsicher. Rasch machte er einen Sprung zur Seite, und seine Haltung ließ erkennen, daß er bereit sei, falls sie sich mit ihm anlegen wollten. Die Gutmütigkeit, die er zuvor bekundet hatte, schien nachträglich der reinste Hohn. Man hätte sich sehr wohl fragen können, ob er nicht die Menge aufstachelte, um eine Gelegenheit zu schaffen, Musashi und Seijūrō die Schau zu stehlen.

Erregung packte diejenigen, die in der Nähe standen. Das war zwar kein Kampf, wie sie ihn sich vorgestellt hatten, aber es sah recht vielversprechend aus.

Mitten in diese Hochspannung platzte ein Mädchen, hinter dem einem rollenden Ball gleich ein kleiner Affe gelaufen kam. Das Mädchen drängte sich zwischen Kojirō und die Schwertkämpfer des Hauses Yoshioka und rief gellend: »Kojirō! Wo ist Musashi? Ist er nicht hier?« Außer sich wandte Kojirō sich ihr zu. »Was soll das heißen?« »Akemi«, wunderte sich einer der Samurai, »was macht die denn hier?« »Warum seid Ihr hergekommen?« fragte Kojirō sie scharf. »Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt zu Hause bleiben?«

»Ich bin nicht Euer Eigentum! Warum sollte ich nicht hiersein?« »Haltet den Mund! Und macht, daß Ihr fortkommt von hier! Kehrt zurück ins ›Zuzuya‹«, rief Kojirō und stieß sie sanft voran. Akemi stand schwer atmend da und schüttelte

entschieden den Kopf. »Stoßt mich nicht herum! Ich bin zwar bei Euch geblieben, aber deshalb gehöre ich Euch noch lange nicht. Ich ...« Sie erstickte fast und schluchzte laut los. »Wie könnt Ihr mir nach dem, was Ihr mit mir gemacht habt, noch etwas befehlen? Nachdem Ihr mich gefesselt und im zweiten Stock der Herberge eingesperrt habt? Nachdem Ihr mich geplagt und gequält habt, weil ich sagte, ich hätte Angst um Musashi?«

Kojirō machte den Mund auf und wollte sprechen, doch Akemi gab ihm keine Gelegenheit dazu.

»Ein Nachbar hörte mich schreien und befreite mich. Ich bin hier, weil ich Musashi sehen will.«

»Habt Ihr den Verstand verloren? Seht Ihr denn nicht, was für Leute um uns herum stehen? Haltet den Mund!«

»Mitnichten werde ich das tun, gleichgültig, wer uns zuhört. Ihr habt gesagt, Musashi würde heute getötet – wenn Seijūrō nicht mit ihm fertig wird, werdet Ihr als sein Beistand Musashi den Garaus machen. Vielleicht bin ich verrückt, aber Musashi ist der einzige Mann, der meinem Herzen etwas bedeutet. Ich muß ihn sprechen. Wo ist er?«

Kojirō schnalzte mit der Zunge, blieb aber trotz ihres ätzenden Angriffs stumm.

Den Yoshioka-Leuten kam Akemi viel zu verwirrt vor, als daß sie ihr geglaubt hätten, aber vielleicht war doch etwas daran an dem, was sie sagte. Dann aber hatte Kojirō die Güte nur als Lockmittel benutzt und sich an Akemis Qual geweidet.

Kojirō war verlegen und starrte Akemi voller Haß an.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit aller abgelenkt, denn einer von Seijūrōs Adjutanten, ein junger Mann namens Tamihachi, kam, wie ein Wilder mit den Armen fuchtelnd, herbeigelaufen und rief: »Hilfe! Der Meister, er ist mit Musashi zusammengetroffen. Er ist verwundet! Ach, es ist furchtbar. Furchtbar!«

»Was redet Ihr da für einen Unsinn?« »Der Meister? Musashi?« »Wo? Und wann?«

»Tamihachi, sprichst du die Wahrheit?«

Es hagelte Fragen, und aus den Gesichtern war plötzlich alles Blut gewichen.

Tamihachi stieß weiter Unverständliches hervor und lief stolpernd zurück zu der Landstraße nach Tamba. Von Zweifeln geplagt, wußten die Yoshioka-Schüler nicht, was sie von alledem halten sollten, und so liefen Ueda, Jūrōzaemon und die anderen hinter ihm her wie Tiere, die über eine brennende Ebene rasen.

Nachdem sie etwa fünfhundert Schritt in nördlicher Richtung gelaufen waren, gelangten sie auf ein ödes, baumumstandenes Feld, das still in der Frühlingssonne badete, nach außen hin friedlich und heiter. Drosseln und Haubenwürger, die eben noch gezwitschert hatten, als ob nichts geschehen wäre, flogen hastig auf, als Tamihachi wild durch das Gras stürmte. Er stapfte einen Erdbuckel hinauf, der aussah wie ein alter Grabhügel, und fiel auf die Knie. Sich in den Boden verkrallend, stöhnte er und schrie: »Meister!« Die anderen holten ihn ein, blieben dann wie vom Donner gerührt stehen und starrten auf das, was sich ihren Augen darbot. Seijūrō, in einen blaugeblünten Kimono gekleidet, die Ärmel mit einem Lederriemen hochgebunden und ein weißes Band um die Stirn, lag, den Kopf im Gras, am Boden. »Meister!«

»Wir sind da. Was ist geschehen?«

Kein Tropfen Blut rötete das weiße Stirnband, und auch am Ärmel oder auf dem Boden ringsumher war nirgends Blut zu sehen; gleichwohl waren Stirn und Augen wie erstarrt in einem qualvollen Ausdruck des Schmerzes. Seijūrōs Lippen hatten die Farbe wilder Reben. »Atmet er noch?« »Kaum!«

»Rasch, hebt ihn auf!«

Einer kniete sich hin, nahm Seijūrōs rechten Arm und wollte

den Meister hochheben, doch Seijūrō schrie gequält auf. »Holt etwas, um ihn zu tragen! Irgend etwas.«

Drei oder vier Schüler, die wirr durcheinanderriefen, liefen die Straße hinunter zu einem Bauernhaus und kehrten mit einem Fensterladen zurück, auf den sie Seijūrō behutsam wälzten. Obwohl er sich etwas zu erholen schien, zuckte er unter Schmerzen zusammen. Um ihn stillzuhalten, nahmen mehrere Männer ihre Obis ab und banden ihn mit diesen am Fensterladen fest. Ein Mann an jeder Ecke, hoben sie den Laden hoch und marschierten dann still wie bei einem Begräbnis dahin.

Seijūrō strampelte heftig mit den Beinen, so daß der Fensterladen entzweizugehen drohte. »Musashi ... ist er fort? ... Ach, tut das weh! ... Der rechte Arm ... die Schulter. Der Knochen ... Auauaua! Ich kann es nicht aushalten. Schneidet ihn ab! ... Hört ihr nicht? Schneidet mir den Arm ab!« Entsetzt über seine Schmerzen, wandten die vier Schüler, welche die improvisierte Tragbahre trugen, die Augen ab. Dies war der Mann, den sie als ihren Lehrer verehrten; es wollte ihnen schamlos erscheinen, ihn in diesem Zustand zu sehen.

Sie blieben stehen und riefen nach Ueda und Jūrōzaemon. »Er leidet furchtbare Schmerzen und verlangt, daß wir ihm den Arm abschneiden. Wäre es nicht besser für ihn, wir täten ihm den Gefallen?«

»Redet doch keinen Unsinn!« brüllte Ryōhei. »Natürlich tut es schrecklich weh, aber er wird schon nicht daran sterben. Wenn wir ihm den Arm abtrennen und das Blut nicht stillen können, wäre das sein Ende. Wir werden ihn nach Hause bringen und untersuchen, wie schwer er verwundet ist. Wenn der Arm dann abgenommen werden muß, kann wenigstens dafür gesorgt werden, daß der Meister nicht verblutet. Ein paar von euch sollten vorausgehen und den Arzt in die Schule holen.«

Es waren immer noch eine Menge Leute da; schweigend standen sie hinter den Fichten, welche die Straße säumten. Ryōhei lief dunkelrot an und wandte sich wütend an die Schüler hinter ihm: »Verjagt das Gesindel!« befahl er. »Der Meister ist doch keine Jahrmarktsattraktion!«

Die Samurai waren froh, ihren aufgestauten Unmut loszuwerden. Sie schossen los und bedrohten die Zuschauer, worauf die Leute auseinanderstoben wie die Heuschrecken.

»Tamihachi, komm her!« rief Ryōhei aufgebracht, als könne er den Zeugen für das Unglück verantwortlich machen.

Der Jüngling, der tränenüberströmt neben der Tragbahre einhergegangen war, zuckte erschrocken zusammen. »W-w-a-s ist?« stammelte er. »Hast du den Meister begleitet, als er das Haus verließ?« »J-j-j-a-a.«

»Wo hat er sich auf den Kampf vorbereitet?« »Hier, nachdem wir das Feld erreicht hatten.«

»Er muß gewußt haben, wo wir warteten. Warum ist er nicht zuerst dorthin gegangen?« »Das weiß ich nicht.« »War Musashi schon hier?« »Ja.«

»War er allein?« »Ja.«

»Wie ist es gelaufen? Hast du einfach dagestanden und zugeesehen?« »Der Meister hat mich ernst angesehen und gesagt ... hat gesagt, falls er doch verlieren würde, solle ich seinen Leichnam nehmen und ihn zu Euerem Feld hinüberbringen. Er sagte, Ihr und die anderen würdet dort seit dem Morgengrauen warten, ich aber dürfe auf keinen Fall irgend jemand irgend etwas sagen, bis der Waffengang vorüber sei. Er sagte, es gebe Situationen, da einem Schwertkämpfer nichts anderes übrigbleibe, als eine Niederlage zu riskieren; jedenfalls wolle er nicht mit Hilfe unehrenhafter, feiger Mittel gewinnen. Danach ging er und stellte sich Musashi.« Tamihachi sprach rasch und war erleichtert, als er sich endlich alles von der Seele geredet hatte. »Und dann?«

»Ich konnte Musashis Gesicht sehen. Er schien zu lächeln. Die beiden tauschten eine Art Begrüßung aus, dann ... dann hörte ich einen Schrei. Dieser Schrei schien das Feld von einem Ende bis zum anderen zu durchschneiden. Ich sah das Holzsword des Meisters durch die Luft segeln –und dann stand nur noch Musashi da. Er trug ein orangefarbenes Stirnband, doch die Haare hingen ihm ins Gesicht.«

Die Neugierigen waren von der Straße vertrieben worden. Die Männer, welche schweigend den Fensterladen trugen, hielten Gleichschritt, um dem Verwundeten nicht noch zusätzliche Schmerzen zu bereiten. »Was ist das?« Sie blieben stehen, und einer faßte sich mit der freien Hand hinten an den Hals. Ein anderer sah in die Höhe. Dürre Fichtennadeln segelten auf SeiJūrō nieder. Auf einem Zweig zu ihren Häuptern hockte Kojirōs Äffchen, starrte sie an und vollführte obszöne Gebärden.

»Autsch!« rief einer der Männer, als ihn ein Fichtenzapfen traf. Fluchend riß er sein Messer aus dem Obi und warf es blitzend nach dem Affen, den es jedoch verfehlte.

Als es seinen Herrn pfeifen hörte, schoß das Äffchen kopfüber von der Fichte herunter und sprang Kojirō auf die Schulter, der neben Akemi im Schatten stand. Während die Yoshioka-Anhänger ihn mit wütenden Blicken bedachten, starrte Kojirō auf den auf dem Fensterladen liegenden SeiJūrō. Das überlegene Lächeln war aus seinem Gesicht gewichen und hatte einem Ausdruck der Hochachtung Platz gemacht. Als er SeiJūrōs Stöhnen und Ächzen hörte, verzog er das Gesicht. Die Lektion vor Augen, die Kojirō ihnen vorhin erteilt hatte, konnten die Samurai nur davon ausgehen, daß er gekommen war, um sich über sie lustig zu machen.

Ryōhei trieb die Bahrenträger zur Eile an und sagte: »Es ist doch nur ein Affe! Vergeßt ihn und geht weiter!«

»Wartet«, sagte Kojirō, trat zum Fensterladen und wandte

sich direkt an Seijūrō. »Was ist geschehen?« fragte er, wartete indes die Antwort gar nicht erst ab. »Musashi hat Euch überwunden, nicht wahr? Wo hat er Euch erwischt? An der rechten Schulter? ... Oh, das ist schlimm. Der Knochen ist zertrümmert. Euer Arm ist wie ein Sack Kies. Da solltet Ihr nicht auf dem Rücken liegen, hier auf dem Fensterladen sind die Erschütterungen viel zu heftig. Das Blut könnte sich im Hirn stauen.«

An die anderen gewandt, befahl er überheblich: »Setzt ihn ab! Macht schon, setzt ihn ab! ... Worauf wartet ihr noch?«

Seijūrō schien dem Tod nahe; dennoch forderte ihn Kojirō auf, sich zu erheben. »Ihr könnt, wenn Ihr es nur versucht. So schlimm ist die Wunde nicht. Es ist nur Euer rechter Arm. Wenn Ihr versucht zu gehen, könnt Ihr es auch. Ihr könnt ja immer noch Euren linken Arm gebrauchen. Vergeßt einmal die Schmerzen und denkt an Euren Vater. Ihr seid ihm mehr Achtung schuldig, als Ihr sie ihm jetzt beweist, viel mehr sogar. Durch die Straßen von Kyoto getragen zu werden – was für ein Bild Ihr da bieten würdet! Überlegt, welche Schande das für den guten Namen Eures Vaters wäre!« Die Augen weiß und blutlos, sah Seijūrō ihn an. Dann raffte er sich mit einer einzigen, energischen Bewegung ohne Hilfe in die Höhe. Sein außer Gefecht gesetzter rechter Arm schien um einen ganzen Fuß länger als der linke zu sein.

»Miike!« schrie Seijūrō. »Ja, Meister!« »Schneide ihn mir ab!« »Huh-h-h!«

»Steh nicht dumm da! Schlag ihn mir ab!« »Aber ...«

»Du hast keinen Mumm, Dummkopf! Hier, Ueda, schlag du ihn mir ab! Auf der Stelle!« »J-j-jaa, Herr!«

Doch ehe Ueda auch nur einen Schritt vorgetreten war, sagte Kojirō: »Ich mach's, wenn Ihr wollt.« »Bitte!« sagte Seijūrō.

Kojirō trat an seine Seite. Fest faßte er Seijūrōs Hand, hob den Arm in die Höhe und zog gleichzeitig sein kurzes Schwert

aus der Scheide. Nach einer blitzschnellen Bewegung fiel der Arm mit einem überraschenden Geräusch auf den Boden; Blut schoß aus dem Stumpf.

»Jetzt gehe ich auf meinen eigenen Beinen«, sagte Seijūrō. »Ich werde auf meinen beiden Beinen nach Hause gehen.« Mit wächsernem Gesicht machte er zehn Schritte. Das Blut, das ihm aus der Wunde quoll, sickerte schwarz in den Boden. »Meister, gebt acht!«

Seine Anhänger umringten ihn wie Reifen ein Faß. Sie redeten ihm gut zu, wurden aber nach und nach zornig.

Einer von ihnen verfluchte Kojirō und sagte: »Was hat dieser aufgeblasene Esel sich einzumischen? Ohne sein Zutun ginge es Euch besser.« Doch Seijūrō, den Kojirōs Worte beschämt hatten, sagte: »Ich will gehen, und ich werde auch gehen.« Nach einer kurzen Pause machte er nochmals zwanzig Schritte, wobei ihn vor allem seine Willenskraft trug, denn seine Beine drohten zu versagen. Lange konnte er jedoch nicht durchhalten; nach fünfzig, sechzig Schritten brach er zusammen. »Schnell! Wir müssen ihn zum Arzt bringen.«

Sie hoben ihn auf und eilten mit ihm in die Shijō-Allee. Seijūrō hatte nicht mehr die Kraft, sich dagegen zu wehren.

Eine Zeitlang blieb Kojirō unter einem Baum stehen und sah ihnen grimmig nach. Dann wandte er sich an Akemi und fragte sie mit grinsendem Gesicht: »Habt Ihr das gesehen? Ich nehme an, es hat Euch Genugtuung verschafft, oder?« Totenbleich und angewidert starrte Akemi in seine Grimasse, doch er fuhr fort: »Ihr habt doch ständig davon geredet, wie Ihr Euch an ihm rächen wollt. Seid Ihr jetzt zufrieden? Ist das Rache genug für Eure verlorene Jungfräulichkeit?«

Akemi war viel zu erschüttert, als daß sie hätte sprechen können. Kojirō schien ihr in diesem Augenblick erschreckender und hassenswerter, ja, böser zu sein als selbst Seijūrō. Wiewohl mit dem Schwertmeister ihr ganzes Elend

begonnen hatte, war er doch kein schlechter Mensch. Er hatte kein schwarzes Herz, er war kein abgefeimter Schurke. Kojirō hingegen war wirklich böse: nicht ein Sünder im landläufigen Sinn, sondern ein verquerer, widernatürlicher Unhold, der sein Glück nicht in der Freude anderer fand, sondern es genoß, danebenzustehen und zuzusehen, wenn sie litten. Nie würde er stehlen oder betrügen, und doch war er weit gefährlicher als jeder gewöhnliche Gauner.

»Gehen wir nach Hause!« sagte er und setzte sich das Äffchen auf die Schulter. Alles in Akemi drängte sie zu entfliehen, doch brachte sie den Mut dazu nicht auf. »Es tut Euch nicht gut, weiterhin nach Musashi zu suchen«, murmelte Kojirō, und es war, als spreche er eher zu sich als zu Akemi. »Nun hat er keinen Grund mehr, sich hier noch aufzuhalten.«

Akemi fragte sich, warum sie die Gelegenheit nicht beim Schopfe packte und das Weite und damit die Freiheit suchte, warum sie außerstande war, diesen gefühllosen Menschen zu verlassen. Doch so sehr sie ihre eigene Dummheit auch verfluchte, sie konnte nicht anders, sie mußte mit ihm gehen. Der Affe wandte ihr das Köpfchen zu, sah sie an, bleckte die weißen Zähne zu einer höhnischen Grimasse und schnatterte wild drauflos. Akemi wollte ihn ausschelten, brachte es jedoch nicht fertig, hatte sie doch das Gefühl, sie und der Affe seien durch dasselbe Schicksal aneinandergekettet. Sie mußte immer wieder daran denken, wie jämmerlich Seijūrō ausgesehen hatte, und wider Willen empfand sie tief im Herzen Mitleid mit ihm. Sie verachtete Männer wie Seijūrō und Kojirō, und doch wurde sie von ihnen angezogen wie die Motte von der glühendheißen Flamme.

Ein vielseitiger Mann

Ich habe gesiegt, dachte Musashi und verließ das Feld. Ich habe Yoshioka Seijūrō besiegt, sagte er sich, habe die Feste zu Fall gebracht, die den Kyoto-Stil verkörpert.

Dennoch war ihm klar: Mit dem Herzen war er nicht dabei. Er hatte die Augen gesenkt. Seine Füße schienen im Laub zu versinken. Ein kleiner Vogel, der sich auf ausgebreiteten Flügeln in die Höhe schwang und dabei die Unterseite sehen ließ, erinnerte ihn an einen Fisch.

Als er einen Blick zurück warf, konnte er die schlanken Fichten um den Erdbuckel erkennen, auf dem er mit Seijūrō gefochten hatte. Ich habe nur einmal zugeschlagen, dachte er. Vielleicht habe ich ihn nicht getötet. Eingehend betrachtete er sein Holzsword und stellte fest, daß kein Blut daran war. Eigentlich hatte er erwartet, daß Seijūrō mit einem Schwarm Schüler erscheinen würde, denen sehr wohl ein falsches Spiel zuzutrauen war. Infolgedessen hatte er offen der Möglichkeit ins Auge gesehen, getötet zu werden. Um bei seinem Ende nicht ungepflegt zu erscheinen, hatte er sich sorgsam mit Salz die Zähne geputzt und sich das Haar gewaschen.

Seijūrō entsprach überhaupt nicht dem Bild, das Musashi sich von ihm gemacht hatte. Er fragte sich, ob dies wirklich der Sohn von Yoshioka Kempō sein könne. Er wollte in dem weltgewandten und offensichtlich wohlerzogenen Seijūrō einfach nicht den führenden Meister des Kyoto-Stils sehen. Seijūrō war zu schlank, zu kultiviert und von zu vornehmer Lebensart, um ein wirklich bedeutender Schwertkämpfer zu sein.

Nachdem sie sich begrüßt hatten, dachte Musashi voller Unbehagen: Auf diesen Kampf hätte ich mich nie einlassen dürfen.

Sein Bedauern war aufrichtig, denn sein Ziel war ja, es immer mit Gegnern zu tun zu haben, die besser waren als er.

Ein Blick genügte: Um diesen Kampf zu bestehen, wäre es nicht nötig gewesen, sich ein ganzes Jahr lang vorzubereiten. Seijūrōs Augen verrieten einen gewissen Mangel an Selbstvertrauen. Im fehlte das nötige Feuer – nicht nur in den Augen, sondern im ganzen Körper.

Warum ist er hierhergekommen, fragte Musashi sich, wenn er so wenig Selbstvertrauen besitzt? Aber Musashi verstand die mißliche Lage seines Gegners und hatte Mitleid mit ihm. Seijūrō war einfach nicht in der Lage, den Kampf abzusagen, selbst wenn er gewollt hätte. Die Schüler, die er von seinem Vater übernommen hatte, sahen in ihm ihren neuen Anführer und Meister; es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als zu tun, was von ihm erwartet wurde. Während sie beide schon in Kampfhaltung dastanden, suchte Musashi noch fieberhaft nach einem Vorwand, die Begegnung abubrechen, doch sah er eine solche Möglichkeit nicht.

Jetzt, da alles vorüber war, dachte Musashi: Ein Jammer! Hätte ich es doch nur nicht tun müssen! Und im Herzen flehte er um Seijūrōs willen, daß die Wunde rasch heilen möge.

Doch das Tagewerk war verrichtet, und es zeichnete den reifen Kämpfer nicht aus, dazustehen und wegen dem, was geschehen war, Trübsal zu blasen.

Während er seine Schritte beschleunigte, tauchte plötzlich das erschrockene Gesicht einer älteren Frau über einem Grasbüschel auf. Sie hatte auf dem Boden herumgescharrt und offenbar nach etwas gesucht. Als sie seine Schritte gehört hatte, hatte sie erschrocken nach Luft geschnappt. In ihrem einfachen, hellen Kimono hätte man sie vom Gras kaum unterscheiden können, wäre nicht die violette Schnur gewesen, mit der sie ihre Kleidung zusammenhielt. Zwar trug sie ein weltliches Gewand, doch das Tuch, das ihren runden Kopf verbarg, war das einer Nonne. Sie war klein und von zierlichem Aussehen. Musashi war nicht minder überrascht als die Frau. Noch drei, vier Schritte, und er wäre auf sie getreten.

»Was sucht Ihr denn?« fragte er sie freundlich. Er sah, daß eine korallenrote Gebetsschnur aus ihrem Ärmel herausschaute und daß sie einen Korb mit zarten Wildkräutern in der Hand trug. Ihre Finger und die Gebetskugeln zitterten.

Um sie zu beruhigen, sagte Musashi liebenswürdig: »Mich wundert, daß alles schon so grün ist. Jetzt kommt der Frühling wohl mit Macht. Hmm, wie ich sehe, habt Ihr schöne Petersilie gefunden, und auch noch etwas Raps und Schönmalve. Habt Ihr das alles selbst gesammelt?«

Die alte Nonne ließ den Korb fallen, lief davon und rief: »Kōetsu' Kōetsu!«

Schmunzelnd sah Musashi die kleine Gestalt auf eine leichte Erhebung in dem sonst flachen Gelände zulaufen. Hinter dem Hügel stieg eine dünne Rauchfahne in den Himmel.

Da er meinte, es wäre ein Jammer, wenn sie jetzt der Kräuter verlustig ginge, die sie mit soviel Mühe gesammelt hatte, hob er den Korb auf und folgte ihr. Nach einer Weile sah er zwei Männer.

Sie hatten auf dem besonnten Südhang der kleinen Erhebung eine Matte ausgebreitet. Darauf standen etliche Gerätschaften, wie sie von den Anhängern der Teezeremonie gebraucht wurden. Ein eiserner Teekessel hing über dem Feuer, und daneben stand ein Krug mit Wasser. Die Leute betrachteten die natürliche Umgebung offensichtlich als ihren Garten und hatten ihren Teeraum gleichsam im Freien aufgeschlagen. Alles sah sehr stilvoll und elegant aus. Der eine Mann schien ein Diener zu sein, während die glatte, weiße Haut und das schön gemeißelte Antlitz des anderen an eine große Porzellanpuppe gemahnte, die einen Kyotoer Adligen darstellte. Letzterer hatte einen Bauch, der auf Zufriedenheit schließen ließ, und seine Wangen und seine Haltung spiegelten Selbstsicherheit.

Kōetsu – bei diesem Namen fiel Musashi etwas ein, denn

damals lebte ein hochberühmter Hon'ami Kōetsu in Kyoto. Gerüchteweise hieß es – und das erregte den Neid vieler –, diesem Kōetsu sei von dem reichen Fürsten Maeda Toshiie von Kaga ein Jahreseinkommen von tausend Scheffeln Reis bewilligt worden. Als gewöhnlicher Städter hätte er schon davon prächtig leben können, doch erfreute er sich darüber hinaus der besonderen Gunst von Tokugawa Ieyasu, und in den Häusern hochgestellter Adelliger war er häufig Gast. Die größten Krieger im Reich, so hieß es, fühlten sich genötigt, vom Pferd zu steigen und zu Fuß an seiner Werkstatt vorüberzugehen, um nicht den Eindruck zu erwecken, sie sähen auf ihn herab.

Der Name leitete sich von der Tatsache her, daß die Familie in der Hon'ami-Gasse ansässig war, und Kōetsus Beruf war das Reinigen, Schleifen und Schätzen von Schwertern. Ihren guten Ruf hatte die Familie bereits im vierzehnten Jahrhundert während des Ashikaga-Shōgunats errungen, und später hatten führende Daimyō wie Imagawa Yoshimoto, Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi die Hand über sie gehalten.

Kōetsu galt als vielseitig begabter Mann. Er malte, leistete Überraschendes als Töpfer sowie Lackkünstler und galt als großer Kunstkenner. Er selbst hielt die Kalligraphie für seine Stärke; auf diesem Gebiet wurde er für gewöhnlich in einem Atemzug mit den angesehensten Künstlern des berühmten Sammyakuin-Stils, der sich damals besonderer Beliebtheit erfreute, genannt.

Trotz seines Ruhms fühlte sich Kōetsu immer noch zuwenig gewürdigt, zumindest scheint das aus einer Anekdote hervorzugehen, die man sich erzählte. Dieser zufolge besuchte er des öfteren das Landhaus seines Freundes Konoe Nobutada, der nicht nur von Adel, sondern im Augenblick auch Minister in der kaiserlichen Regierung war. Während eines dieser Besuche kam das Gespräch auf die Schönschreibkunst, und Nobutada fragte: »Kōetsu, welche Männer würdet Ihr die drei

größten Kalligraphen im Reiche nennen?«

Ohne auch nur einen Moment zu zögern, antwortete Kōetsu:
»Der zweite seid Ihr, und der dritte ist wohl Shōkadō Shōjō.«

Ein wenig verwirrt, fragte Nobutada: »Ihr habt mit dem zweitbesten angefangen, aber wer ist der beste?«

Kōetsu lächelte nicht einmal, als er ihm offen in die Augen schaute und sagte: »Ich, selbstverständlich.«

Gedankenverloren blieb Musashi wenige Schritte vor der Gruppe stehen. Kōetsu hielt einen Pinsel in der Hand, und auf dem Schoß hatte er mehrere Bogen Papier liegen. Er war mit Fleiß dabei, das vorüberfließende Wasser in einem nahe gelegenen Fluß zu skizzieren. Die Zeichnung, an der er gerade arbeitete, enthielt wie die früheren Versuche, die verstreut ringsumher auf dem Boden lagen, ausschließlich verschwimmende Linien, wie sie für Musashis Begriffe jeder Anfänger hinbekommen mußte.

Kōetsu blickte auf und sagte gelassen: »Stimmt etwas nicht?« Dann musterte er ruhigen Auges die Szene: Musashi auf der einen Seite, auf der anderen seine Mutter, die sich zitternd hinter dem Diener versteckte. In der Gegenwart dieses Mannes empfand Musashi eine innere Ruhe. Zweifellos gehörte er zu einer Art Mensch, wie man sie nicht alle Tage kennenlernte. Irgendwie mochte er ihn. In Kōetsus Augen leuchtete ein tiefes Licht. Nach einem Moment lächelte er Musashi zu, als würden sie einander schon lange kennen.

»Willkommen, junger Mann! Hat meine Mutter irgend etwas Unrechtes getan? Ich bin achtundvierzig, also könnt Ihr Euch vorstellen, wie alt sie ist. Sie erfreut sich zwar bester Gesundheit, doch manchmal klagt sie über ihre Augen. Sollte sie etwas getan haben, was nicht recht war, nehmt Ihr hoffentlich meine Entschuldigung an.« Er legte Pinsel und Papier auf die kleine Matte, auf der er saß, legte die Hände auf den Boden und schickte sich an, sich tief zu verbeugen.

Musashi ließ sich eilends auf die Knie nieder und hielt Kōetsu davon ab, sich noch tiefer zu verneigen. »Ihr seid also ihr Sohn?« fragte er verwirrt. »Ja.«

»Dann bin ich es, der sich entschuldigen muß. Ich weiß wirklich nicht, wieso Eure Mutter es mit der Angst bekommen hat, doch sobald sie mich sah, ließ sie den Korb fallen und lief davon. Als ich erkannte, daß Kräuter darin waren, tat es mit leid, und so habe ich die Sachen hierhergebracht. Das ist alles. Kein Grund also, daß Ihr Euch vor mir verneigt.«

Kōetsu ließ ein angenehmes Lachen vernehmen, wandte sich an die Nonne und sagte: »Habt Ihr das gehört, Mutter? Ihr habt Euch gründlich getäuscht.«

Unendlich erleichtert, wagte sie sich hinter dem Rücken des Dieners hervor. »Soll das heißen, daß der Rōnin mir gar nichts antun wollte?« »Euch etwas antun? Nein, durchaus nicht. Schaut, er hat sogar Euren Korb gebracht. Ist das nicht sehr zuvorkommend von ihm?« »Ach, das tut mir leid«, sagte die Nonne und verneigte sich so tief, daß ihre Stirn die Gebetsschnur berührte, die sie am Handgelenk trug. Dann lachte sie heiter und wandte sich an ihren Sohn: »Ich schäme mich, aber als ich den jungen Mann sah, glaubte ich im ersten Augenblick, den Geruch von Blut in der Nase zu haben. Ach, hat mir das Angst gemacht! Ich habe richtig eine Gänsehaut bekommen! Aber jetzt erkenne ich, wie töricht ich gewesen bin.«

Der Scharfblick der alten Frau beeindruckte Musashi tief. Sie hatte ihn durchschaut und, ohne Genaues zu wissen, arglos gesagt, was sie gefühlt hatte. Bei dem Spürsinn, den diese Frau besaß, mußte er ihr in der Tat wie eine erschreckende, eine blutrünstige Erscheinung vorgekommen sein.

Auch Kōetsu mußte sein alles durchdringender Blick, sein verwegener Haarschopf und jenes gefährliche Element aufgefallen sein, welches verriet, daß er bereit war, beim

geringsten Anlaß zuzuschlagen. Gleichwohl schien Kōetsu geneigt, nur das Gute in ihm sehen zu wollen.

»Wenn Ihr es nicht eilig habt«, sagte er, »bleibt und ruht Euch eine Weile aus! Hier ist es so still und friedlich. Einfach dadurch, daß ich schweigend in dieser Umgebung sitze, komme ich mir frisch und rein vor.« »Wenn ich noch ein paar Kräuter suche, kann ich ein schönes Gemüse für Euch kochen«, sagte die Nonne. »Und Tee. Oder mögt Ihr keinen Tee?« In der Gesellschaft dieser Mutter und ihres Sohns hatte Musashi das Gefühl, im Frieden mit der Welt zu sein. Er konnte seinen kämpferischen Geist zurücknehmen, wie eine Katze die Krallen einzieht. In solch angenehmer Atmosphäre hielt er es kaum für möglich, unter wildfremden Menschen zu sein. Ehe er sich's versah, hatte er die Strohsandalen abgestreift und auf der Matte Platz genommen.

Er nahm sich die Freiheit, einige Fragen zu stellen, und erfuhr, daß die Mutter, deren Nonnenname Myōshū lautete, eine gute und getreue Ehefrau gewesen war, ehe sie das Gelübde abgelegt hatte, und daß es sich bei ihrem Sohn in der Tat um den gefeierten Ästheten und Künstler handelte. Unter Schwertkämpfern war keiner sein Salz wert, der den Namen Hon'ami nicht kannte – einen solchen Ruf genoß die Familie, wenn es darum ging, die Qualität eines Schwertes zu bewerten.

Musashi hatte Schwierigkeiten, Kōetsu und seine Mutter mit dem Bild in Einklang zu bringen, das er sich von berühmten Leuten bisher gemacht hatte. Für ihn waren sie gewöhnliche Menschen, die er zufällig auf einem öden Feld kennengelernt hatte. Und so wollte er es auch weiterhin halten, denn sonst hätte er sich womöglich verkrampft und den beiden den Ausflug verdorben.

Myōshū brachte den Teekessel und fragte ihren Sohn: »Wie alt, meinst du, ist dieser junge Mann?«

Mit einem Blick auf Musashi erwiderte er: »Fünf- oder

sechszwanzig Jahre, nehme ich an.«

Musashi schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin erst dreiundzwanzig.« »Erst dreiundzwanzig«, entfuhr es Myōshū, und dann stellte sie die üblichen Fragen: Wo er zu Hause sei, ob seine Eltern noch lebten, wer ihn die Schwertfechtkunst gelehrt und so weiter.

Sie gab sich ihm gegenüber sehr mütterlich, als ob er ihr Enkelsohn wäre, und das ließ in Musashi das Jungenhafte hervorbrechen. Seine Sprechweise bekam unversehens etwas jugendlich Unbekümmertes. Da er ausschließlich Zucht und hartes Üben kennengelernt hatte und es gewohnt war, sich selbst zu einer erlesenen stählernen Klinge zu schmieden, hatte er von der feineren Lebensart keine Ahnung. Da er nun die alte Nonne reden hörte, breitete sich wohlige Wärme in seinem ganzen wettergegerbten Körper aus. Myōshū, Kōetsu, das Gerät auf der Matte, selbst die Teeschale – all das ergab eine ganz bestimmte Atmosphäre und wurde Teil der Natur. Aber Musashi war ungeduldig, sein Körper war zu unruhig, um lange Zeit stillsitzen zu können. Zwar fand er das alles angenehm, solange sie plauderten, doch als Myōshū begann, schweigend den Teekessel anzustarren, und Kōetsu ihm den Rücken zukehrte, um weiter zu skizzieren, fing er an, sich zu langweilen. Was, fragte er sich, ist für sie so reizvoll daran, hier herauszukommen? Der Frühling hat doch erst angefangen, und es ist immer noch kalt. Wenn es ihnen um die Kräuter geht, warum warten sie nicht, bis es wärmer wird und mehr Menschen hier sind? Dann gibt es bestimmt noch mehr Blüten und frisches Grün. Und wenn sie die Teezeremonie genießen wollen, warum sich dann die Mühe machen, Kessel und Teeschalen bis hierher zu schleppen? Eine bekannte, wohlhabende Familie wie die Hon'ami hatte doch bestimmt einen eleganten Teeraum im eigenen Haus. Oder ging es ihnen ums Zeichnen?

Als er Kōetsus Rücken anstarrte, stellte er fest, daß er sich

nur ein wenig zur Seite zu neigen brauchte, um den sich bewegenden Pinsel sehen zu können. Der Künstler zeichnete nichts als die Linien fließenden Wassers und hielt dabei die Augen auf den schmalen Bach geheftet, der sich durch das trockene Gras wand. Er konzentrierte sich ausschließlich auf die Bewegung des Wassers und versuchte immer und immer wieder, das Fließen selbst aufs Papier zu bannen, doch der tatsächliche Bewegungsablauf schien sich ihm ständig zu entziehen. Unbeirrt fuhr er fort, die Linien wieder und wieder zu ziehen.

Hm, dachte Musashi, Zeichnen ist wohl doch nicht so leicht, wie es aussieht. Die Langeweile fiel einen Moment von ihm ab, und gebannt sah er zu, wie Kōetsu den Pinsel übers Papier führte. Kōetsu, dachte er, muß sich genauso vorkommen wie ich, wenn ich einem Gegner gegenüberstehe und unsere Schwerter aufeinander gerichtet sind. An irgendeinem Punkt steigt er über sich selbst hinaus und empfindet, daß er eins geworden ist mit der Natur –nein, das empfindet man nicht, denn in diesem Augenblick, wenn das Schwert den Gegner durchdringt, wird alles Empfinden ausgelöscht. Um was es da geht, ist einzig und allein der magische Augenblick des Sichselbst-Übertreffens, des Überschreitens der Grenzen des Bewußtseins. Kōetsu sieht im Wasser immer noch den Gegner, überlegte Musashi. Deshalb kann er es nicht zeichnen. Das wird ihm erst gelingen, wenn er eins damit wird.

Da er nichts zu tun hatte, glitt er von der Langeweile in die Lethargie. Er wollte aber nicht dahindösen und fing an, seine Sandalen wieder anzulegen.

»Ach, wollt Ihr schon so bald aufbrechen?« fragte Myōshū. Kōetsu wandte ruhig den Kopf und sagte: »Wollt Ihr nicht noch etwas bleiben? Meine Mutter wird jetzt den Tee bereiten. Ich nehme an, Ihr seid derjenige, der heute morgen den Zweikampf mit dem Meister des Hauses Yoshioka ausgetragen hat. Ein wenig Tee nach einem Kampf tut gut, zumindest sagte

Fürst Maeda das; und Ieyasu auch. Tee ist gut für den Geist. Ich glaube, daß es nichts Besseres gibt. Meiner Meinung nach wird Handeln aus Stille geboren. Bleibt und redet! Ich werde mich zu Euch gesellen.« Kōetsu hatte also von dem Kampf gewußt! Doch vielleicht war das gar nicht so befremdlich, schließlich war das Gelände des Rendaiji nicht weit. Viel interessanter war die Frage, warum er bisher kein Wort dazu gesagt hatte. Sollte es so sein, daß er derlei Angelegenheiten als einer Welt zugehörig betrachtete, die mit der seinen nichts zu tun hatte? Musashi faßte Mutter und Sohn noch einmal ins Auge, dann setzte er sich wieder. »Wenn Ihr meint«, sagte er.

»Wir haben zwar nicht viel anzubieten, aber wir genießen es, Euch bei uns zu haben«, sagte Kōetsu. Er schloß den Deckel seines Tuschkastens und legte diesen dann auf die Skizzenblätter, damit sie nicht davonflogen. Der Deckel schimmerte in seinen Händen wie eine Eidechse. Er schien dick mit einer Goldschicht überzogen zu sein und Einlegearbeiten aus Silber und Perlmutter aufzuweisen.

Musashi lehnte sich vor, um den Tuschkasten zu betrachten. Jetzt, wo er auf der Matte lag, schimmerte er längst nicht mehr so stark. Musashi sah, daß er überhaupt nichts Grelles an sich hatte, er hatte vielmehr den Schimmer von etwas sehr Altem, eine matte Patina, die an verblaßte Herrlichkeiten erinnerte. Eindringlich betrachtete Musashi das Kästchen, von dem etwas unendlich Tröstliches auszugehen schien.

»Ich habe es selbst gemacht«, sagte Kōetsu bescheiden. »Gefällt es Euch?« »Ach, Ihr versteht Euch auch auf Lackarbeiten?«

Kōetsu lächelte. Er sah diesen jungen Mann an, der künstlich von Menschen Geschaffenes mehr zu bewundern schien als die Schönheit der Natur, und dachte belustigt: »Nun ja, er kommt vom Lande.«

Musashi, der von Kōetsus überlegener Haltung nicht das

geringste merkte, erklärte mit großer Aufrichtigkeit: »Das Kästchen ist wirklich wunderschön.« Er konnte die Augen nicht davon lassen.

»Wie gesagt, ich habe es selbst gemacht, doch das Gedicht darauf stammt, offen gestanden, von Konoe Nobutada. Also sollte ich eher sagen, wir haben es beide gemeinsam gemacht.«

»Ist das die Familie Konoe, aus der die kaiserlichen Regenten stammen?« »Ja. Nobutada ist der Sohn des früheren Regenten.«

»Der Mann meiner Tante steht seit vielen Jahren im Dienst der Familie Konoe.«

»Und wie heißt er?« »Matsuo Kaname.«

»Ach, ich kenne Kaname gut. Wir sehen uns jedesmal, wenn ich dem Haus der Konoe einen Besuch abstatte, und manchmal kommt er, uns zu besuchen.«

»Was Ihr nicht sagt!«

»Mutter, wie ist die Welt doch klein, findet Ihr nicht? Seine Tante ist die Gattin von Matsuo Kaname.«

»Ist das die Möglichkeit!« rief Myoshu.

Sie kam vom Feuer herüber und stellte die Teeegerätschaften vor sie hin. Kein Zweifel, daß sie innig vertraut mit der Teezeremonie war. Ihre Bewegungen hatten bei aller Eleganz doch etwas Natürliches, ihre zarten Hände waren anmutig. Selbst mit siebzig schien sie der Inbegriff weiblicher Grazie und Schönheit zu sein.

Musashi, dem voller Unbehagen klar wurde, daß er sich auf einem ihm unvertrauten Boden bewegte, saß höflich auf den Schenkeln – wie er hoffte, genauso elegant wie Kōetsu. Das Teegebäck war ein einfaches, Manjū genanntes Backwerk, nahm sich jedoch äußerst hübsch aus auf dem grünen Blatt einer Pflanze, wie sie hier auf dem Felde nicht wuchs. Musashi wußte, daß beim Bereiten und Einschenken des Tees ganz

bestimmte Regeln beachtet werden mußten, nicht anders als beim Umgang mit dem Schwert, und während er Myōshū dabei beobachtete, bewunderte er, wie vollendet sie dieses Zeremoniell beherrschte. Auf die Schwertfechtkunst übertragen, dachte er bei sich, ist sie vollkommen. Sie gibt sich nicht die geringste Blöße. Myōshū rührte den Tee mit dem Bambusbesen um, und er spürte in ihr die gleiche unirdische Könnerschaft, die von einem Meister des Schwertkampfes ausging, wenn er im Begriff stand zuzuschlagen. Das ist »der Weg«, dachte er, die Art und Weise, das Wesen der Kunst. Wer in irgend etwas vollkommen sein will, muß ihn kennen.

Er wandte seine Aufmerksamkeit der vor ihm stehenden Teeschale zu. Es war das erste Mal, daß ihm das Getränk auf diese Weise gereicht wurde, und er hatte nicht die blasseste Ahnung, was er als nächstes tun sollte. Die Teeschale überraschte ihn, denn sie erinnerte ihn an etwas, was ein Kind geformt haben könnte, das im Sand spielt. Doch im Kontrast zur Farbe der Schale hatte der tief grüne Schimmer des Schaums auf dem Tee etwas Heitereres und Durchsichtigeres als der Himmel.

Hilflos sah er zu Kōetsu hinüber, der bereits sein Gebäck verzehrt hatte und die Teeschale liebevoll mit beiden Händen hielt, so wie man an einem kalten Abend gern die Finger an etwas Heißem wärmt. Dann trank er die Schale mit zwei, drei Schlucken aus.

»Meister«, hob Musashi zögernd an, »ich bin nur ein unwissender Bursche vom Lande, und ich habe keine Ahnung von der Teezeremonie. Ich weiß nicht einmal genau, wie man den Tee überhaupt trinkt.« Sanft beruhigte Myōshū ihn: »Bst, mein Lieber, das macht überhaupt nichts. Teetrinken sollte überhaupt nichts Gestelztes oder Geheimnisvolles haben. Wenn Ihr vom Lande stammt, dann trinkt ihn, wie man ihn auf dem Land trinken würde.«

»Macht es auch wirklich nichts?«

»Nein, wirklich nicht. Manieren haben nichts mit Regeln zu tun. Sie kommen aus dem Herzen. Genauso ist es mit der Kunst des Schwertfechtens, nicht wahr?« »Wenn Ihr es so ausdrückt – ja.«

»Wenn Ihr Hemmungen habt und meint, nicht zu wissen, wie man den Tee richtig trinkt, werdet Ihr ihn nicht genießen. Wenn Ihr mit dem Schwert umgeht, dürft Ihr auch nicht zulassen, daß der Körper sich zu sehr verkrampft. Das würde der Harmonie zwischen dem Schwert und Eurem Geist Abbruch tun. Habe ich recht?«

»Ja, das habt Ihr.« Musashi neigte unbewußt den Kopf und wartete, daß die alte Nonne ihre Lektion fortsetzte.

Sie strahlte und ließ dabei ein perlendes, leises Lachen ertönen. »Höre sich das einer an! Da rede ich von der Schwertfechtkunst, obwohl ich nicht die geringste Ahnung davon habe.«

»Dann werde ich meinen Tee jetzt trinken«, erklärte Musashi voll wiedergewonnenem Selbstvertrauen. Da seine Beine vom ungewohnten Sitzen auf den Schenkeln schmerzten, kreuzte er sie, um sich auf bequemere Art im Schneidersitz niederzulassen. Dann leerte er rasch die Teeschale und stellte sie wieder hin. Der Tee schmeckte sehr bitter. Nicht einmal aus Höflichkeit vermochte er es über sich zu bringen, zu sagen, er sei gut. »Wollt Ihr noch eine Schale?« »Nein, vielen Dank, das war durchaus genug.«

Was fanden diese Leute nur an diesem bitteren Getränk? Warum redeten sie nur immerfort von der »schlichten Reinheit« seines Geschmacks und so ähnlich? Wiewohl ihm das Verständnis abging, konnte er seine Gastgeber nur mit Bewunderung betrachten. Schließlich, so überlegte er, muß mehr am Tee und an der Teezeremonie sein, als ich herausbekommen habe, sonst wäre der Tee nicht Mittelpunkt einer ganzen Philosophie der Schönheit und des Lebens

geworden, und auch große Männer wie Hideyoshi und Ieyasu hätten nicht ein so großes Interesse daran bekundet.

Yagyū Sekishūsai, so fiel ihm ein, hatte seinen Lebensabend dem Teezeremoniell geweiht, und auch Takuan hatte von dessen Vorzügen und hohem Wert gesprochen. Während er auf die Teeschale und die Matte darunter blickte, stand ihm unversehens die weiße Päonie aus Sekishūsais Garten vor Augen, und abermals verspürte er die freudige Aufregung, in die sie ihn versetzt hatte. Jetzt löste die Teeschale unerklärlicherweise das gleiche machtvolle Gefühl in ihm aus. Einen Moment fragte er sich, ob er womöglich laut und vernehmlich die Luft eingesogen habe.

Er streckte die Hand aus, nahm die Schale liebevoll hoch und setzte sie sich behutsam aufs Knie. Seine Augen leuchteten, als er sie genau betrachtete; ihn packte eine Erregung, wie er sie nie zuvor erlebt hatte. Während er den Boden des Gefäßes genau in Augenschein nahm und die Spuren verfolgte, welche die Schiene des Töpfers hinterlassen hatte, ging ihm auf, daß diesen Linien die gleiche Eindeutigkeit innewohnte, wie sie die Schnittstelle von Sekishūsais Päonienstengel verraten hatte. Diese Linien ließen das Wirken des Geistes, die geheimnisvolle Erkenntnis erahnen.

Musashi konnte kaum atmen. Warum, wußte er nicht, aber er spürte die Kraft des meisterlichen Handwerkers, des Künstlers. Still und doch unmißverständlich eröffnete sie sich ihm, denn er war dieser schlummernden Kraft gegenüber aufgeschlossener, als die meisten Menschen es gewesen wären. Er fuhr mit dem Finger über die Teeschale, wollte die körperliche Berührung einfach nicht missen.

»Kōetsu«, sagte er, »ich habe von den Gerätschaften nicht mehr Ahnung als vom Tee selbst, meine aber, daß diese Schale von einem Töpfer gemacht worden sein muß, der wirklich etwas kann.«

»Warum sagt Ihr das?« Die Worte des Künstlers waren so sanft wie sein Gesicht mit den verständnisvollen Augen und dem wohlgeformten Mund. Seine Augenwinkel waren ein wenig nach unten gezogen und verliehen ihm ein überaus ernstes Aussehen, obwohl Lachfältchen sie umspielten. »Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber ich spüre das.« »Was genau fühlt Ihr denn? Sagt es mir!«

Musashi überlegte einen Augenblick. »Nun, ich kann es nicht besonders klar ausdrücken, aber es hat etwas Übermenschliches, wie scharf dieser Ton geschnitten wurde ...«

»Hm.« Kōetsu verhielt sich wie ein echter Künstler. Er ging nicht einen Augenblick davon aus, daß andere Menschen viel von seiner Kunst verstünden, und war sich ziemlich sicher, daß Musashi in dieser Beziehung keine Ausnahme bildete. Seine Lippen wurden schmal. »Was ist mit dem Schnitt, Musashi?«

»Er ist ungewöhnlich sauber.« »Ist das alles?«

»Nein, nein ... es ist viel komplizierter. Es muß etwas Großes und Tollkühnes an dem Mann sein, der diese Schale gemacht hat.« »Noch etwas?«

»Der Töpfer selbst besaß etwas, das man nur mit der Schärfe eines Schwertes aus Sagami vergleichen kann. Und dennoch hat er das Ganze in Schönheit eingehüllt. Diese Teeschale sieht sehr schlicht aus, und doch strahlt sie eine gewisse Überheblichkeit aus, etwas Königliches und Hoffärtiges, als ob ihr Schöpfer andere Menschen als nicht ganz ebenbürtig ansehen würde.« »Hm.«

»Als Person wäre der Mann, der sie gemacht hat, sehr schwer zu ergründen, meine ich. Aber wer es auch sein mag, ich wette, er ist berühmt. Wollt Ihr mir nicht verraten, wer es war?«

Kōetsus volle Lippen verzogen sich zu einem Lachen. »Er

heißt Kōetsu. Aber das ist etwas, was ich nur zum Spaß gemacht habe.«

Musashi, der nicht gewußt hatte, daß er auf die Probe gestellt wurde, war ehrlich überrascht und beeindruckt, daß Kōetsu seine eigenen Töpferwaren formen konnte. Was ihn noch mehr berührte als die künstlerische Vielseitigkeit des Mannes, war die menschliche Tiefe, die sich in dieser offensichtlich schlichten Teeschale verbarg. Es machte ihn ein wenig unruhig zu erkennen, wie tief Kōetsus geistige Quellen hinabreichten. Bisher gewohnt, Männer nach den Maßstäben der Schwertfechtkunst zu beurteilen, kam er plötzlich zu dem Schluß, daß diese Elle zu kurz war, um sie bei diesem Manne anzulegen. Die Einsicht machte ihn demütig; abermals gab es einen Mann, dem gegenüber er seine Unterlegenheit eingestehen mußte. Trotz seines Sieges vom Morgen war er jetzt nichts anderes als ein schüchterner Jüngling. »Euch gefallen solche Gefäße, nicht wahr?« sagte Kōetsu. »Ihr scheint ein gutes Auge dafür zu haben.«

»Daran zweifle ich«, erwiderte Musashi bescheiden. »Ich habe nur gesagt, was mir gerade in den Sinn kam. Bitte, verzeiht mir, wenn ich etwas Törichtes gesagt habe.«

»Nun, es stand ja nicht zu erwarten, daß Ihr viel von diesem Thema versteht, denn um eine einzige gute Teeschale zu formen, braucht man die Erfahrung eines ganzen Lebens. Aber Ihr besitzt einen Sinn für künstlerische Schönheit, oder vielmehr: Ihr erkennt sie unbewußt. Ich nehme an, die Bemühungen um die Schwertkunst haben Euer Auge in nicht geringem Maße ausgebildet.« Diese Bemerkung Kōetsus schien nahe an Bewunderung zu grenzen, doch als der ältere konnte er es unmöglich über sich bringen, den Jungen zu loben. Das wäre nicht nur seiner unwürdig gewesen, es hätte Musashi auch zu Kopf steigen können.

Es dauerte nicht lange, und der Diener kam mit zusätzlichen Wildkräutern zurück, aus denen Myōshū das Gemüse bereitete.

Während sie es auf kleine Teller häufte, die auch Kōetsu gemacht zu haben schien, wurde ein Krug mit duftendem Sake heiß gemacht, und das Essen im Freien begann. Das zur Teezeremonie passende Essen war für Musashis Geschmack zu leicht und zu fade. Seine Konstitution verlangte nach mehr und nach etwas, was einen ausgeprägteren Geschmack besaß. Trotzdem genoß er pflichtschuldig das flüchtige Aroma des Blattgemischs, denn eines mußte er einräumen: daß er von Kōetsu und dessen Mutter viel lernen konnte. Die Zeit verging, und Musashi fing an, nervös die Blicke über das Feld schweifen zu lassen. Schließlich wandte er sich seinem Gastgeber zu und sagte: »Es ist sehr schön gewesen, doch sollte ich jetzt gehen. Ich würde gern bleiben, aber ich fürchte, daß die Männer meines Gegners kommen und uns stören. Ich möchte nicht, daß Ihr in dergleichen hineingezogen werdet. Ich hoffe, es ergibt sich die Gelegenheit, Euch einmal wiederzusehen.« Myōshū erhob sich, um ihm Lebewohl zu sagen, und meinte: »Wenn Ihr je in die Nähe der Hon'ami-Gasse kommt, laßt Euch bitte bei uns sehen!« »Ja, bitte kommt und besucht uns! Dann können wir uns etwas ausführlicher unterhalten«, fügte Kōetsu hinzu.

Trotz Musashis Befürchtungen war von den Yoshioka-Schülern keine Spur zu sehen. Nachdem er sich verabschiedet hatte, blieb er kurz stehen und schaute sich noch einmal nach seinen beiden neuen Freunden dort auf der Matte um. Jawohl, ihre Welt hatte mit der seinen nichts zu tun. Sein langer und schmaler Weg würde ihn nie in Kōetsus Sphäre friedlicher Freuden führen. Schweigend und den Kopf nachdenklich gesenkt, entfernte er sich.

Ein Kojirō zuviel

Der Geruch von brennendem Holz und brutzelndem Essen erfüllte die kleine Schenke am Rande der Stadt. Eigentlich handelte es sich nur um einen Schuppen: gestampfte Erde, ein Brett, das als Tisch diente, und ein paar Hocker. Von außen sah das Haus im Widerschein des Sonnenuntergangs aus, als stünde in der Ferne ein Gebäude in Flammen. Krähen, welche die Tōji-Pagode umkreisten, nahmen sich aus wie Aschenteile, die sich von den Flammen erhoben.

Drei oder vier Ladenbesitzer und ein Wandermönch saßen am provisorisch aufgeschlagenen Tisch, und in einer Ecke spielten ein paar Arbeiter um Sake. Der Kreisel, den sie drehten, war eine Kupfermünze mit einem Loch in der Mitte, durch das man ein Hölzchen gesteckt hatte.

»Diesmal sitzt Yoshioka Seijūrō aber wirklich in der Tinte!« sagte einer der Ladenbesitzer. »Und was mich betrifft, gönne ich ihm das! Zum Wohl!« »Darauf trink' ich auch«, sagte ein anderer. »Der Sakekrug ist leer!« rief der dritte dem Wirt zu.

Die Ladenbesitzer leerten die Krüge in ziemlich rascher Folge. Nach und nach war das Schilfgeflecht an der Seitenwand nur noch in schwachen Konturen zu erkennen, und einer der Gäste meckerte: »Ich kann nicht mehr sehen, ob ich die Schale zum Mund oder zur Nase führe. Dazu ist es zu dunkel hier drin. Wie wär's mit einem Licht?«

»Zeit lassen, das haben wir gleich!« sagte der Besitzer der Schenke wenig bereitwillig.

Bald leckten Flammen aus dem offenen irdenen Ofen. Je dunkler es draußen wurde, desto intensiver färbten sich die Flammen.

»Mich packt jedesmal die Wut, wenn ich daran denke«, sagte derjenige, der zuerst gesprochen hatte. »Das Geld, das diese Leute mir für Fisch und Holzkohle schulden! Ein ganz hübsches Sümmchen, kann ich Euch sagen! Ihr braucht ja nur

mal zu überlegen, wie groß diese Schule ist. Ich hatte mir geschworen, es mir zum Jahresende zu holen, aber was geschah, als ich hinkam? Diese Muskelprotze von Yoshioka-Schwertkämpfern versperrten einfach den Eingang, plusterten sich auf und bedrohten alle und jeden. Die Stirn zu haben, jeden Gläubiger einfach rauszuschmeißen, ehrliche Ladenbesitzer, die ihnen über Jahre hinweg Kredit gegeben haben!« »Denen weint keiner eine Träne nach. Was geschehen ist, ist geschehen. Außerdem sind nach diesem Kampf sie es, die allen Grund haben zu weinen, wir doch nicht!«

»Oh, ich ärgere mich ja auch nicht mehr. Die haben bekommen, was sie verdienen.«

»Sich vorzustellen, daß Seijūrō zu Boden ging, ohne daß es zu einem richtigen Kampf gekommen war!« »Habt Ihr es gesehen?«

»Nein, aber ich habe es von jemand, der dabeigewesen ist. Musashi hat ihn mit einem einzigen Schwerthieb zu Boden gestreckt. Und dann auch noch mit einem Holzsword! Und jetzt bleibt Seijūrō bis an sein Lebensende ein Krüppel.«

»Was soll denn aus der Schule werden?«

»Das sieht nicht gut aus. Die Schüler und Anhänger wollen natürlich Musashis Blut sehen. Wenn sie ihn nicht töten, verlieren sie das Gesicht vollkommen. Der Name Yoshioka gilt dann gar nichts mehr. Dabei ist dieser Musashi so stark, daß alle meinen, der einzige, der ihn besiegen könnte, sei Denshichirō, der jüngere Bruder. Den suchen sie jetzt überall.« »Ich habe gar nicht gewußt, daß es da einen jüngeren Bruder gibt.« »Das wußte kaum jemand. Aber nach dem, was ich gehört habe, ist er der bessere Schwertkämpfer. Er ist das schwarze Schaf der Familie, läßt sich in der Schule nie blicken, nur dann, wenn er Geld braucht. Und bringt seine Zeit damit hin, überall auf Pump zu essen und zu trinken. Schnorrt bei Leuten, die seinen Vater geachtet haben.«

»Die beiden geben ein sauberes Paar ab. Wie kommt nur ein so hervorragender Mann wie Yoshioka Kempō zu solchen Söhnen?« »Das beweist nur wieder einmal, daß die Familie nicht alles ist.« Stumpfsinnig neben dem Ofen zusammengesunken, döste ein Rōnin dahin. Er hockte schon eine ganze Weile da, und der Wirt hatte ihn in Ruhe gelassen, doch jetzt weckte er ihn. »Herr, setzt Euch bitte ein wenig weiter hinten hin«, sagte er und legte Holz nach. »Sonst fängt Euer Kimono noch Feuer.« Matahachis sakegerötete Augen öffneten sich langsam. »Mm, mm. Ich weiß, ich weiß. Laßt mich doch in Ruhe!«

Diese Schenke war nicht der einzige Ort, an dem Matahachi von dem Schwertkampf auf dem Rendaiji-Gelände gehört hatte. Der Zweikampf war in aller Munde, und je berühmter Musashi wurde, desto elendiger wurde seinem aus der Art geschlagenen Freund zumute.

»Ist auch alles in Ordnung mit Euch, Herr? Euer Gesicht sieht schrecklich bleich aus.«

»Was geht Euch das an? Es ist schließlich mein Gesicht, oder?« Matahachi lehnte sich gegen die Wand und verschränkte die Arme. Eines Tages zeige ich es ihnen, dachte er. Die Kunst des Schwertfechtens ist nicht der einzige Weg, der zum Erfolg führt. Ob man nach oben kommt, weil man reich ist, oder einen Titel besitzt oder Anführer einer Räuberbande wird – solange man nur ganz oben ist, spielt das alles keine Rolle. Musashi und ich sind beide dreiundzwanzig. Es ist keineswegs gesagt, daß aus denjenigen, die sich schon in diesem Alter einen Namen machen, später auch wirklich etwas Bedeutendes wird. Wenn sie erst einmal dreißig sind, sind sie alt und tatterig: alternde Wunderkinder.

Auch in Osaka hatte sich die Kunde vom Zweikampf auf dem Gelände des Rendaiji verbreitet, und Matahachi war spornstreichs nach Kyoto geeilt. Wenn er auch nicht genau wußte, was er eigentlich vorhatte, lastete Musashis Triumph

doch so schwer auf seiner Seele, daß er sich selbst davon überzeugen mußte, was nun eigentlich los war. Er ist auf der Höhe des Erfolgs, dachte Matahachi feindselig, aber früher oder später wird der Absturz kommen. In der Yoshioka-Schule gibt es eine ganze Reihe hervorragender Männer: die Zehn Schwertkämpfer, Denshichirō, viele andere ... Er konnte den Tag kaum erwarten, da Musashi einen heilsamen Dämpfer aufgesetzt bekommen würde. Und sein Blatt würde sich bis dahin bestimmt wenden. »Ach, bin ich durstig«, sagte er laut. Mit dem Rücken die Wand hochgleitend, schaffte er es, sich aufzurichten und stehen zu bleiben. Aller Augen beobachteten ihn, als er sich über ein Wasserfaß in der Ecke beugte, den Kopf fast hineintauchte und aus einer Schöpfkelle ein paar riesige Schlucke zu sich nahm. Dann warf er die Kelle fort, stieß den Vorhang beiseite und wankte hinaus.

Der Wirt erholte sich rasch von seinem Erstaunen, klappte den Mund zu und lief hinter der unsicher dahintorkelnden Gestalt her. »Herr, Ihr habt nicht bezahlt!« rief er.

»Was soll das heißen?« Matahachi sprach so undeutlich, daß man ihn kaum verstehen konnte.

»Ich glaube, Ihr habt etwas vergessen.« »Nichts habe ich vergessen.« »Ich meine, das Geld für den Sake. Ha, ha!« »Tatsächlich?«

»Tut mir leid, Euch belästigen zu müssen.« »Ich habe kein Geld.« »Kein Geld?«

»Jawohl! Nicht die kleinste Münze. Bis vor ein paar Tagen hatte ich noch was, aber dann ...«

»Soll das heißen, Ihr habt dagesessen und getrunken ... Ihr... Ihr ...« »Halt's Maul!« Nachdem er in seinem Kimono herumgefischt hatte, brachte Matahachi das Pillenschächtelchen des kinnlosen Samurai zum Vorschein und warf es dem Wirt zu. »Hört jetzt auf, solches Geschrei zu machen! Ich bin ein Zwei-Schwerter-Samurai, das seht Ihr

doch, oder? Schließlich bin ich noch nicht so tief gesunken, mich davonzuschleichen, ohne den Sake zu bezahlen, den ich getrunken habe. Den Rest könnt Ihr behalten.« Das Pillenschächtelchen traf den Wirt mitten ins Gesicht. Er wimmerte vor Schmerz und bedeckte die Augen mit den Händen. Die anderen Gäste, die den Kopf durch die Öffnungen im Vorhang steckten, gaben sich empört. Wie so viele Betrunkene empörte es sie, daß einer ihresgleichen versuchte, sich ohne zu zahlen aus dem Staub zu machen.

»So ein Schuft!« »Elender Betrüger!« »Dem zeigen wir, was sich gehört!« Sie liefen hinaus und nahmen Matahachi in die Mitte. »Bezahlt, Schurke! So kommt Ihr uns nicht aus!«

»Galgenstrick! Wahrscheinlich versucht Ihr's überall mit dieser Masche. Wenn Ihr nicht bezahlen könnt, knüpfen wir Euch auf.« Matahachi legte die Hand ans Schwert, um ihnen Angst zu machen. »Bildet Ihr Euch ein, das könntet Ihr?« fauchte er. »Es soll mir ein Vergnügen sein. Versucht's nur! Wißt Ihr eigentlich, wer ich bin?« »Wir wissen, *was* Ihr seid: ein dreckiger Rōnin, Abschaum mit weniger Stolz als ein Bettler und einer Unverfrorenheit, wie kein gemeiner Dieb sie aufbringt.«

»Ihr habt es Euch selbst zuzuschreiben!« rief Matahachi und runzelte finster die Stirn. »Ihr würdet ganz anders sprechen, wenn Ihr wüßtet, wie ich heiße!«

»Wie Ihr heißt? Was soll schon Besonderes an Eurem Namen sein?« »Ich bin Sasaki Kojirō, Mitschüler von Itō Ittōsai, Schwertkämpfer des Chūjō-Stils. Ihr müßt von mir gehört haben!«

»Daß ich nicht lache! Laßt das hochtrabende Gerede; bezahlt lieber!« Einer der Männer streckte die Hand aus, um Matahachi zu packen, der aber schrie: »Wenn Euch die Pillenschachtel nicht genügt, sollt Ihr auch noch was von meinem Schwert bekommen!« Er zog rasch das Schwert, hieb auf die Hand des

Mannes ein und schnitt sie ihm glatt ab.

Als die anderen erkannten, daß sie ihren Gegner unterschätzt hatten, reagierten sie, als wäre es ihr Blut, das da vergossen wurde. Sie stoben auseinander und verschwanden im Dunkel.

Einen triumphierenden Ausdruck im Gesicht, reizte Matahachi sie trotzdem noch: »Kommt zurück, Gezücht! Ich zeige Euch, wie Kojirō sein Schwert gebraucht, wenn er es ernst meint. Kommt doch her, dann erleichtere ich Euch um Euren Kopf!«

Er hob die Augen zum Himmel und kicherte; seine weißen Zähne schimmerten in der Dunkelheit, als er über seinen Erfolg frohlockte. Dann, von einem Augenblick auf den anderen, schlug seine Stimmung um. Trauer spielte um seine Züge, und es sah aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Unbeholfen rammte er sein Schwert wieder in die Scheide und wankte davon. Das Pillenschächtelchen auf dem Boden funkelte unter den Sternen. Die schwarze Lackarbeit mit eingelegtem Perlmutter sah nicht besonders wertvoll aus; doch der bläuliche Schimmer des Perlmutter verlieh dem Schächtelchen etwas von der unaufdringlichen Schönheit eines kleinen Glühwürmchenschwarms.

Als er aus der Schenke trat, sah der Wandermönch das Pillenschächtelchen und hob es auf. Schon wollte er weitergehen, da machte er kehrt und trat zurück unter den Dachüberstand. In dem dämmerigen Licht, das durch einen Spalt in der Wand fiel, nahm er das Schächtelchen samt Schnurschließe genauer in Augenschein. Hm, dachte er, das gehört zweifellos dem Herrn. Er muß es bei sich gehabt haben, als er bei der Burg Fushimi ums Leben kam. Ja, hier unten am Boden steht auch sein Name: Tenki. Der Mönch eilte Matahachi nach. »Sasaki!« rief er. »Sasaki Kojirō!« Matahachi hörte den Namen, war aber diesmal so benebelt, daß er ihn nicht mit seiner Person in Verbindung brachte. Von der Kujō-Allee stolperte er weiter die Horikawa-Straße hinauf.

Der Mönch holte ihn ein und packte ihn an der Schwertscheide. »Wartet, Kojirō!« sagte er. »Wartet doch einen Moment!« »Eh?« Matahachi hatte einen Schluckauf. »Meint Ihr mich?« »Ihr seid doch Sasaki Kojirō, oder?« Streng leuchtete es in den Augen des Mönchs auf.

Matahachi wurde ein wenig nüchterner. »Ja, ich bin Kojirō. Was geht Euch das an?«

»Ich möchte Euch eine Frage stellen.« »Ja, und wie lautet sie?«

»Nur, woher Ihr dieses Pillenschächtelchen habt.« »Pillenschächtelchen?« wiederholte Matahachi, ohne zu begreifen. »Ja, wo habt Ihr es her? Weiter will ich nichts wissen. Wie ist es in Euren Besitz gekommen?« Der Mönch sprach recht förmlich. Er war noch jung, vielleicht sechszwanzig, und schien keiner von den stumpfsinnigen Bettelmönchen zu sein, die von Tempel zu Tempel wandern und von der Mildtätigkeit leben. Die eine Hand umschloß einen über sechs Fuß langen, runden Eichenstab.

»Wer seid Ihr überhaupt?« wollte Matahachi wissen, in dessen Gesicht sich allmählich Besorgnis malte.

»Das spielt keine Rolle. Warum sagt Ihr mir nicht einfach, woher Ihr es habt?«

»Ich habe es von nirgendwoher. Es gehört mir und hat immer mir gehört.« »Ihr lügt! Sagt mir die Wahrheit!« »Die habe ich Euch bereits gesagt.« »Ihr weigert Euch zu gestehen?« »Was soll ich gestehen?« fragte Matahachi arglos.

»Daß Ihr nicht Kojirō seid!« Im selben Augenblick zerteilte der Stab in der Hand des Mönchs die Luft.

Unbewußt wich Matahachi zurück, war jedoch immer noch zu benommen, um rasch zu reagieren. Der Stab traf ihn, und mit einem Schmerzensschrei stürzte Matahachi fünfzehn oder zwanzig Schritt rückwärts, ehe er auf dem Hinterteil landete. Er raffte sich wieder hoch und ergriff die Flucht. Der Mönch

lief hinterher und schleuderte nach wenigen Schritten den Eichenstab nach ihm. Matahachi hörte den Stab kommen und duckte den Kopf, so daß das Geschoß an seinem Ohr vorbeisauste. Von Entsetzen gepackt, verdoppelte er seine Geschwindigkeit.

Kaum war der Mönch bei seinem Eichenstab angelangt, hob er ihn auf, zielte sorgfältig und warf ihn nochmals nach Matahachi – doch der konnte abermals den Kopf rechtzeitig einziehen.

So schnell ihn seine Beine trugen, lief er eine ganze Meile, bis er sich der Gojō-Allee näherte. Hier endlich hatte er das Gefühl, seinen Verfolger abgeschüttelt zu haben, und er blieb stehen. Er schlug sich an die Brust und keuchte: »Dieser Stab – eine furchtbare Waffe! Man muß auf der Hut sein heutzutage!«

Stocknüchtern und von brennendem Durst geplagt, suchte er nach einem Brunnen. Schließlich fand er einen am Ende einer schmalen Gasse. Er zog den Eimer in die Höhe und trank nach Herzenslust, setzte den Behälter wieder ab und spritzte sich Wasser ins schweißüberströmte Gesicht. Wer mag das gewesen sein? fragte er sich. Und was mag er gewollt haben? Doch kaum hatte er sich etwas erholt, befahl ihn Niedergeschlagenheit. Er hatte das Bild des gepeinigten kinnlosen Toten auf der Baustelle von Fushimi vor Augen.

Daß er das Geld des Toten aufgebraucht hatte, lastete auf seinem Gewissen, und er dachte nicht zum erstenmal daran, für seine Missetat zu sühnen. Sobald ich Geld habe, nahm er sich vor, werde ich hingehen und zurückzahlen, was ich mir geborgt habe. Vielleicht stifte ich, wenn ich Erfolg gehabt habe, sogar einen Gedenkstein für ihn. Das Zeugnis ist alles, was geblieben ist. Vielleicht sollte ich versuchen, es loszuwerden. Falls ich damit an den Falschen komme, könnte das zu Unannehmlichkeiten führen. Matahachi griff in seinen Kimono und berührte die Rolle, die er immer im Leibbeutel unter seinem Obi versteckt bei sich trug, obwohl das recht unbequem

war. Selbst wenn nicht viel Geld mit der Urkunde herauszuschlagen war, vielleicht eröffnete sie ihm dennoch irgendwelche Möglichkeiten, führte sie ihn zu der ersten magischen Sprosse auf der Leiter zum Erfolg. Das unselige Erlebnis mit Akakabe Yasoma hatte ihn nicht davon geheilt, eiteln Träumen nachzuhängen.

Schon jetzt war ihm das Zeugnis hin und wieder zustatten gekommen. Er hatte nämlich entdeckt, daß es ihm in kleinen, unbedeutenden Dōjōs oder bei arglosen Städtern, die den Ehrgeiz hatten, die Schwertfechtkunst zu erlernen, nicht nur Hochachtung verschaffte, sondern daß es ihm auch zu einer kostenlosen Mahlzeit oder zu einem Nachtlager verhalf. Auf diese Weise hatte er die vergangenen sechs Monate sein Leben gefristet. Kein Grund also, es wegzuwerfen, beschloß er. Was ist denn bloß los mit mir? Ich scheine ja von Tag zu Tag kleinmütiger zu werden. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich in der Welt nicht vorankomme. So geht das nicht weiter mit mir! Ich muß groß und kühn sein wie Musashi. Ich werde es ihnen zeigen!

Er blickte sich nach den Hütten und Buden um, welche um den Brunnen standen. Die Menschen, die hier lebten, kamen ihm beneidenswert vor. Ihre Häuser schienen zwar erdrückt zu werden vom Gewicht des Lehms und des Unkrauts, das auf ihren Dächern wucherte, aber zumindest stellten sie ein Zuhause dar. Sehnsüchtig spähte er heimlich in einige Behausungen. In einer sah er Mann und Frau einander gegenüber sitzen, zwischen sich einen einzigen Topf, der ihr karges Abendessen enthielt. Nicht weit von ihnen sah er den Sohn und die Tochter, welche gemeinsam mit der Großmutter irgendeine Hausarbeit verrichteten.

Trotz des Mangels an weltlicher Habe gab es hier so etwas wie Familienzusammenhalt, einen Schatz, über den nicht einmal große Männer wie Hideyoshi und Ieyasu geboten. Je ärmer die Leute, überlegte Matahachi, desto mehr halten sie

zusammen. Auch die Armen kannten die Freuden des Menschseins.

Voll Scham erinnerte er sich an die Auseinandersetzung mit seiner Mutter, die in Sumiyoshi dazu geführt hatte, daß sie sich wütend trennten. Ich hätte ihr das nicht antun sollen, dachte er. Wer immer die Schuld daran trägt, nie wird es jemand geben, der mich so liebt, wie sie es tut. Im Laufe jener Woche, da sie zu seinem großen Verdruß von Schrein zu Tempel und von Tempel zu Schrein gepilgert waren, hatte Osugi ihm immer und immer wieder von den Wunderkräften des Kannon von Kiyomizudera gesprochen. »Kein Bodhisattva in der ganzen Welt wirkt größere Wunder«, hatte sie ihm versichert. »Keine drei Wochen, nachdem ich dorthin gegangen war, um zu beten, hat Kannon mir Takezō über den Weg geschickt. Ich weiß, du hältst nicht viel von der Religion, aber an diesen Kannon solltest du schon glauben!«

Jetzt fiel ihm auch ein, daß sie erwähnt hatte, nach Neujahr wolle sie zum Kiyomizudera pilgern und Kannons Schutz für die Familie Hon'iden erflehen. Dorthin sollte er gehen! Diese Nacht hatte er noch kein Dach überm Kopf; er würde sie auf der Veranda des Heiligtums verbringen; vielleicht sah er dann seine Mutter wieder.

Während er die dunklen Straßen in Richtung der Gojō-Allee hinuntereilte, fuhr ihm ein Rudel herrenloser Straßenköter bellend um die Beine. Aber er war es gewohnt, angebellt zu werden, und es machte ihm nichts aus, als die Hunde immer näher kamen, die Zähne bleckten und nach seinen Fersen schnappten.

Im Matsubara, einem Fichtenwäldchen neben der Gojō-Allee, traf er auf ein weiteres Rudel kläffender Köter. Seine Verfolger schlossen sich diesen an. Nun waren es mehr, als er zählen konnte. Unter einem Baum herrschte wilder Aufruhr; manche sprangen bis zu fünf, sechs Fuß am Stamm in die Höhe. Auf dem Baum schien jemand zu sitzen.

Er schüttelte die Faust und schrie, um die Hunde zu vertreiben. Als das nichts half, warf er mit Steinen nach ihnen, doch auch das zeigte keine Wirkung. Da fiel ihm ein, gehört zu haben, daß man Hunde damit verscheuchen konnte, indem man sich auf alle viere niederließ und laut bellte. Er versuchte auch das, aber es nützte nichts, möglicherweise, weil der Hunde so viele waren. Sie sprangen wie Fische im Netz, wedelten mit dem Schweif, kratzten an der Rinde und stießen ein erbärmliches Gejaul aus.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß auf dem Baum eine Frau sitzen könnte, die es als lächerlich ansehen würde, einen mit zwei Schwertern bewaffneten jungen Mann auf allen vieren herumkriechen und sich wie ein Tier aufführen zu sehen. Einen Fluch auf den Lippen, sprang er daher auf. Im nächsten Augenblick heulte einer der Hunde zum letztenmal auf und verendete. Als die anderen Matahachis blutiges Schwert und den Kadaver sahen, drängten sie sich zusammen, und ihre knöchigen Rücken hoben und senkten sich wie Meereswellen.

»Genügt euch das noch nicht, uh?«

Als sie die Bedrohung durch das Schwert spürten, liefen die Hunde in alle Richtungen auseinander.

»Ihr da oben!« rief er. »Ihr könnt jetzt herunterkommen.« Er vernahm ein liebliches Bimmeln zwischen den Fichtennadeln. »Das muß Akemi sein!« rief er fassungslos. »Akemi, bist du das?« In der Tat war es Akemis Stimme, die sich von oben herab vernehmen ließ und fragte: »Wer seid Ihr?«

»Matahachi. Kennst du meine Stimme nicht mehr?« »Das kann nicht sein. Habt Ihr gesagt: Matahachi?« »Was machst du da oben? Du hattest doch nie Angst vor Hunden.« »Ich bin auch nicht der Hunde wegen hier heroben.« »Nun, wovor du dich auch immer verbirgst – komm herunter!« Akemi spähte von dem Ast, auf dem sie saß, in das stille Dunkel ringsum. »Matahachi«, sagte sie eindringlich, »mach, daß du von hier

fortkommst. Ich glaube, er sucht nach mir.« »Er? Wer ist er?«

»Wir haben keine Zeit, darüber zu reden. Jemand hat mir Ende letzten Jahres versprochen, mir zu helfen, aber er ist ein Unmensch. Erst dachte ich, er wäre freundlich zu mir, doch dann hat er mir alle möglichen Grausamkeiten angetan. Und heute abend sah ich endlich eine Gelegenheit, ihm zu entweichen.«

»Es ist doch nicht Okō, die hinter dir her ist?« »O nein, nicht meine Mutter. Ein Mann.« »Gion Tōji vielleicht?«

»Sei doch nicht albern. Vor *dem* hab' ich doch keine Angst ... Oh, oh, dort drüben ist er. Wenn du hierbleibst, findet er mich. Und dir wird er auch Gräßliches antun. Versteck dich, rasch!« »Denkst du, ich laufe weg, bloß weil ein Mann auftaucht?« Unentschlossen blieb er stehen. Es reizte ihn, eine mutige Tat zu vollbringen. Schließlich war er ein Mann, der sich schützend vor eine Frau, die in Gefahr war, stellen konnte. Außerdem hätte er gern die Peinlichkeit wettgemacht, auf Händen und Knien versucht zu haben, die Hunde zu vertreiben. Je mehr Akemi ihn drängte, sich zu verstecken, desto mehr verlangte es ihn, seine Mannhaftigkeit unter Beweis zu stellen – vor ihr wie vor sich selbst. »Wer da?«

Diese beiden Worte sprachen Matahachi und Kojirō gleichzeitig aus. Kojirō bedachte Matahachis bluttriefendes Schwert mit einem zornigen Funkeln. »Wer seid Ihr?« wollte er streitsüchtig wissen.

Matahachi schwieg. Da er aus Akemis Stimme herausgehört hatte, in welcher Angst sie schwebte, war er innerlich ganz angespannt. Doch als er genauer hinsah, beruhigte er sich. Der Fremde war groß und wohlgewachsen, doch nicht älter als er selbst. Seiner jungenhaften Frisur und seinem ganzen Aufzug nach hielt Matahachi ihn für einen blutigen Anfänger im Waffenhandwerk, und Verachtung malte sich in seinen Augen. Der Mönch hatte ihm einen ganz schönen Schrecken eingejagt,

doch war er sicher, daß er diesem jungen Spund gegenüber nicht verlieren konnte.

Sollte dies der Unmensch sein, der Akemi gequält hat? überlegte er. Für meine Begriffe sieht er grün aus wie ein junger Kürbis. Zwar habe ich noch nicht begriffen, worum es eigentlich geht, aber wenn er ihr einen solchen Schrecken einjagt, muß ich ihn wohl mal Mores lehren.

»Wer seid Ihr?« fragte Kojirō nochmals, diesmal jedoch mit einer schneidenden Kälte, daß die Dunkelheit ringsum zurückzuweichen schien. »Ich?« fragte Matahachi hänselnd. »Ich bin nur ein Menschenwesen.« Mit Bedacht setzte er ein breites Grinsen auf.

Kojirō schoß das Blut zu Kopf. »Ihr habt also keinen Namen«, sagte er. »Oder könnte es sein, daß Ihr Euch Eures Namens schämt?«

Gereizt, jedoch unerschrocken, erwiderte Matahachi: »Ich sehe keinen Grund, meinen Namen einem Fremden zu nennen, der ihn vermutlich doch nicht kennt.«

»Hütet Eure Zunge!« versetzte Kojirō angriffslustig. »Doch vertagen wir den Kampf zwischen uns! Ich muß zuerst das Mädchen von dem Baum da herunterholen und dorthin bringen, wo es hingehört.«

»Redet kein dummes Zeug! Wie kommt Ihr darauf, daß ich es Euch so ohne weiteres überlasse?«

»Was hat das Mädchen mit Euch zu tun?«

»Die Mutter dieses Mädchens war einmal meine Frau, und ich lasse nicht zu, daß ihm ein Leid geschieht. Wenn Ihr ihm auch nur ein Haar krümmt, hacke ich Euch in Stücke.«

»Nun, das wird ja lustig! Ihr scheint Euch einzubilden, Ihr seid ein Samurai, doch muß ich sagen, ein solches Klappergestell von Samurai habe ich schon seit langem nicht gesehen. Eines immerhin solltet Ihr wissen. Die ›Trocken-

stange«, die ich auf dem Rücken trage, hat in letzter Zeit im Schlaf geweint, da sie kein einziges Mal, seit sie als Erbstück in meiner Familie von Generation zu Generation weitergegeben worden ist, so viel Blut getrunken hat, wie sie wollte. Auch wird sie ein wenig rostig, und so meine ich, ich sollte sie an Eurem verschrumpelten Kadaver etwas wetzen. Versucht ja nicht wegzulaufen!«

Matahachi hatte das Pech, immer noch nicht zu erkennen, daß hier nicht geblufft wurde, und so sagte er verächtlich: »Laßt diese Großmäuligkeit! Wenn Ihr es Euch noch mal überlegen wollt, tut es jetzt. Trollt Euch, solange Ihr noch sehen könnt, wohin Ihr geht! Ich schenke Euch das Leben.« »Umgekehrt auch. Aber hört zu, erlauchtes Menschenwesen: Ihr habt damit geprahlt, daß Euer Name zu gut wäre, jemand wie mir gegenüber genannt zu werden. Wie lautet denn Euer illustrierter Name? Es gehört zur Etikette des Kampfes, zu sagen, wer man ist. Oder wißt Ihr das nicht?« »Ich habe nichts dagegen, ihn zu nennen, aber erschreckt nicht, wenn Ihr ihn hört!«

»Gegen Überraschungen bin ich gewappnet. Doch zunächst sagt an, in welchem Stil beliebt Ihr zu kämpfen?«

Matahachi meinte, jemand, der so geschraubt daherredete, könne kein großer Schwertkämpfer sein; seine Geringschätzung des Gegners nahm sogar noch zu.

»Ich«, bedeutete er Kojirō, »besitze ein Zeugnis über den Chūjō-Stil, der sich aus dem Stil des Toda Seigen entwickelt hat.«

Kojirō wußte nicht, wie ihm geschah, und er versuchte, sich seine Verblüffung nicht anmerken zu lassen.

Matahachi, der sich im Vorteil wähnte, glaubte, es wäre töricht, diesen nicht auszunutzen, und so öffte er denjenigen, der ihn befragt hatte, nach und fragte seinerseits: »Würdet Ihr mir nun Euren Stil nennen? Das gehört zur Etikette des

Zweikampfes, wißt Ihr?« »Später. Sagt, von wem habt Ihr den Chūjō-Stil erlernt?« »Von Kanemaki Jisai, versteht sich«, antwortete Matahachi gewandt. »Von wem sonst?«

»Ach?« entfuhr es Kojirō, der jetzt wirklich nicht mehr wußte, woran er war. »Dann kennt Ihr auch Itō Ittōsai?«

»Natürlich!« In der Annahme, daß Kojirōs Fragen nichts anderes bewiesen, als daß seine Geschichte Wirkung zeigte, war Matahachi überzeugt, der junge Mann würde bald klein begeben. Deshalb trug er noch etwas dicker auf und sagte: »Warum sollte ich meine Verbindung mit Itō Ittōsai leugnen? Er war mein Vorgänger. Womit ich meine, daß wir beide Schüler von Kanemaki Jisai waren. Warum fragt Ihr das alles?«

Kojirō beachtete die Frage nicht. »Dürfte ich Euch dann fragen, wer Ihr seid?«

»Ich bin Sasaki Kojirō.« »Sagt das noch einmal!«

»Ich bin Sasaki Kojirō«, wiederholte Matahachi sehr höflich. Nachdem er einen Moment fassungslos geschwiegen hatte, ließ Kojirō ein dumpfes Grollen vernehmen, und er bekam seine Grübchen. Zornfunkelnd fuhr Matahachi ihn an: »Warum seht Ihr mich so belustigt an? Überrascht Euch mein Name?« »Das kann man wohl sagen!«

»Na schön, dann macht, daß Ihr fortkommt!« befahl Matahachi drohend und reckte das Kinn.

»Ha, ha, ha, ha, ha! Oh! Ha, ha, ha!« Kojirō hielt sich den Bauch, um vor Lachen nicht zu platzen. Als er sich endlich wieder in der Gewalt hatte, sagte er: »Ich habe auf meinen Reisen viel erlebt, doch nie etwas, was sich mit dem hier vergleichen ließe. Nun, Sasaki Kojirō, würdet Ihr wohl die Freundlichkeit besitzen, mir zu sagen, wer *ich* dann bin?« »Woher soll ich das wissen?«

»Aber das *müß*t Ihr wissen! Ich möchte ja nicht unhöflich erscheinen, aber bloß um ganz sicher zu sein, auch richtig

gehört zu haben – würdet Ihr mir Euren Namen noch einmal wiederholen?« »Habt Ihr denn keine Ohren? Ich bin Sasaki Kojirō.« »Und ich bin ...?«

»Auch ein Menschenwesen, nehme ich an.« »Das versteht sich von selbst. Aber mein Name, wie lautet der?« »Hört, Freundchen, macht Ihr Euch lustig über mich?« »Aber ich bitte Euch! Es ist mir durchaus ernst. Nie in meinem Leben ist es mir mit etwas ernster gewesen. Sagt mir, Kojirō, wie heiße ich?« »Warum dieser Unsinn? Beantwortet die Frage doch selbst!« »Schön, dann frage ich also, wie ich heiße, und – selbst auf die Gefahr hin, überheblich zu scheinen – ich werde es Euch sagen.« »Gut, nennt mir Euren Namen!« »Aber nicht erschrecken!« »Tropf!«

»Ich bin Sasaki Kojirō, auch Ganryū genannt.« »W-w-w-was?«

»Von alters her hat meine Familie in Iwakuni gelebt. Den Namen Kojirō haben meine Eltern mir gegeben, aber unter Schwertkämpfern bin ich auch als Ganryū bekannt. Könnt Ihr mir nun sagen, wie es dazu kommt, daß es zwei Sasaki Kojirō auf der Welt gibt?« »Dann ... dann seid ... Ihr also ...«

»Jawohl, und obwohl viele Männer reisend durchs Land ziehen, Ihr seid der erste, dem ich begegnet bin, der diesen Namen trägt. Der allererste. Ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, der uns da zusammengeführt hat?« In Matahachis Kopf jagten sich die Gedanken. »Was habt Ihr? Ihr zittert ja.« Matahachi wand sich.

Kojirō trat näher, schlug ihm auf die Schulter und sagte: »Laßt uns Freunde sein!«

Totenbleich im Gesicht, zuckte Matahachi zurück und stieß einen wimmernden Laut aus.

»Wenn Ihr weglauft, bring' ich Euch um.« Kojirōs Stimme traf Matahachi wie der Stoß einer Lanze.

Die »Trockenstange«, die über Kojirōs Schulter hinweg

zischend niederfuhr, glich einer Silberschlange. Nur ein einziger Hieb reichte, und Matahachi legte im Flug nahezu zehn Schritt zurück. Wie ein Insekt, das von einem Blatt heruntergeweht wird, drehte er sich dreimal um sich selbst und landete dann ausgestreckt besinnungslos auf dem Boden.

Kojirō würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. Das drei Fuß lange Schwert war frei von Blut und glitt zurück in die Scheide.

»Akemi!« rief Kojirō. »Kommt herunter! Ich werde Euch nichts mehr antun, kommt also zurück in die Herberge mit mir! Oh, ich habe Euren Freund zwar zu Boden gestreckt, aber richtig zuleide getan habe ich ihm nichts. Kommt jetzt herunter und kümmert Euch um ihn!«

Keine Antwort. Da Kojirō nichts erkennen konnte, kletterte er auf den Baum, fand sich aber allein. Wieder war ihm Akemi entkommen. Sanft wehte ein Lüftchen durch den Fichtenhain, als er still auf dem Ast saß und sich fragte, wohin der kleine Vogel wohl entfleucht sein mochte. Es war ihm einfach unerfindlich, warum sie sich vor ihm fürchtete. Hatte er ihr seine Liebe nicht eindringlich bewiesen? Er hätte vielleicht noch eingeräumt, daß seine Art, seine Zuneigung zu zeigen, ein wenig rauh war, doch begriff er nicht, wie sehr er sich in der Liebe von anderen unterschied. Vielleicht lag der Schlüssel in seinem Verhältnis zur Schwertfechtkunst. Als er im Kindesalter in Kanemaki Jisais Schule eingetreten war, hatte er überragende Fähigkeiten bewiesen und war wie ein Wunderkind behandelt worden. Wie er das Schwert handhabte, war ganz und gar ungewöhnlich. Aber noch ungewöhnlicher war seine Hartnäckigkeit. Er weigerte sich strikt, jemals aufzugeben. Stand er einem Gegner gegenüber, der stärker war als er, klammerte er sich um so mehr an ihn.

Zu jener Zeit war die Art und Weise, wie ein Kämpfer gewann, weit weniger wichtig als die Tatsache, daß er überhaupt siegte. Kein Mensch fragte sonderlich nach den

Methoden, und Kojirōs Neigung, sich mit Klauen und Krallen zu wehren und nicht abzulassen, bis er schließlich obsiegte, wurde nicht als schmutzige Kampfweise betrachtet. Doch beklagten sich seine Gegner darüber, daß er auch dann noch nicht von ihnen abließ, wenn andere eine Niederlage zugegeben hätten. Als unfair und eines Mannes nicht würdig betrachtete das aber keiner.

Einst, da er noch ein Junge gewesen war, hatte ihn eine Gruppe älterer Schüler, denen gegenüber er aus seiner Verachtung keinen Hehl machte, mit ihren Holzschwertern so lange traktiert, bis er bewußtlos geworden war. Einer der Angreifer hatte Mitleid mit ihm, reichte ihm Wasser und blieb bei ihm, bis er sich wieder erholt hatte, woraufhin Kojirō das Holzsword des Wohltäters ergriff und ihn erschlug.

Verlor er einen Waffengang, vergaß er das nie. Er lauerte seinem Gegner auf, bis dieser einmal nicht auf der Hut war – im Dunkeln, wenn er im Bett schlief, selbst auf dem Abort –, und griff ihn dann mit aller Macht an. Wer Kojirō schlug, hatte einen unversöhnlichen Feind.

Als er älter wurde, redete er von sich selbst als von einem Genie. Das war nicht nur Angeberei, denn schließlich hatten sowohl Jisai als auch Ittōsai ihn als ein solches bezeichnet. Auch war es nicht gelogen, wenn er behauptete, er könne mit dem Schwert Spatzen im Flug aus der Luft herunterholen und er habe seinen eigenen Schwertkampfstil entwickelt. Das führte dazu, daß ihn die Leute als einen Hexenmeister betrachteten, eine Anerkennung, die ihm wohl schmeckte.

Wie sich nun seine Hartnäckigkeit und seine Willenskraft äußerten, wenn Kojirō eine Frau liebte, wußte niemand. Es konnte jedoch kein Zweifel darüber herrschen, daß er seinen Willen bekam. Er selbst sah freilich keinen Zusammenhang zwischen seiner Schwertfechtkunst und seiner Art zu lieben. Er begriff einfach nicht, wieso Akemi ihn nicht mochte, wo er sie doch so sehr liebte.

Während er noch über seine Schwierigkeiten in der Liebe nachdachte, bemerkte er eine Gestalt, die sich zwischen den Bäumen bewegte und seine Anwesenheit offenbar überhaupt nicht wahrnahm.

»Ach, da liegt jemand« sagte der Fremde, beugte sich tiefer hinab und rief dann aus: »Das ist ja der Kerl aus der Schenke!« Es war der Wandermönch. Er nahm sein Bündel vom Rücken und sagte laut vor sich hin: »Verwundet scheint er nicht zu sein, und warm ist sein Körper auch noch.« Als er Matahachi abtastete, entdeckte er die Schnur unter dem Obi, nahm sie ihm ab und band ihm damit die Hände auf den Rücken. Dann kniete er sich auf Matahachis Kreuz und riß dessen Schultern hoch, wodurch ein beträchtlicher Druck auf das Sonnengeflecht ausgeübt wurde. Ein ersticktes Stöhnen entrang sich dem Gefesselten. Der Mönch trug ihn wie einen Sack Reis zu einem Baum und lehnte ihn gegen den Stamm.

»Steht auf!« befahl er dann scharf und unterstrich seine Forderung mit einem Fußtritt. »Auf mit Euch!«

Matahachi, der schon halb in der Hölle gewesen war, kam allmählich wieder zu sich, begriff aber noch nicht ganz, was eigentlich vor sich ging. Noch ganz benommen, rappelte er sich hoch, so daß er zumindest stand. »So ist's gut«, sagte der Mönch. »Bleibt jetzt so stehen!« Dann band er Matahachi um die Beine und die Brust an den Stamm.

Matahachi öffnete ein wenig die Augen und stieß einen Überraschungsschrei aus.

»Nun hört zu, Ihr Schwindler«, sagte sein Häsher, »Ihr habt mich ganz schön rumgehetzt, doch damit ist es jetzt aus.« Bedächtig versetzte er Matahachi einige Schläge, traf dabei ein paarmal die Stirn, wodurch dessen Hinterkopf jedesmal gegen den Baumstamm prallte. »Woher habt Ihr die Pillenschachtel?« wollte er wissen. »Sagt mir die Wahrheit! Auf der Stelle!« Matahachi blieb ihm die Antwort schuldig.

»Ihr bildet Euch also ein, Ihr kämet mit Euren Lügen durch, he?« Wütend nahm der Mönch wie mit einer Zange Matahachis Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und bewegte den Kopf vor und zurück. Matahachi schnappte nach Luft, und da er offenbar zu sprechen versuchte, ließ der Mönch seine Nase aus. »Ich werde es Euch sagen«, erklärte Matahachi verzweifelt. »Ich werde Euch alles erzählen.« Tränen schossen ihm aus den Augen. »Das war letzten Sommer ...« begann er, erzählte dann die ganze Geschichte und schloß mit der Bitte um Gnade. »Im Moment kann ich das Geld nicht zurückzahlen, aber ich verspreche, wenn Ihr mich am Leben laßt, werde ich hart arbeiten und die Schuld eines Tages begleichen. Ich werde Euch das schriftlich geben und hoch und heilig beschwören.«

Das Geständnis abzulegen war, als drücke er den Eiter aus einer schwärenden Wunde. Jetzt brauchte er nichts mehr zu verbergen, hatte er nichts mehr zu fürchten. Das jedenfalls bildete sich Matahachi ein. »Ist das die reine Wahrheit?« fragte der Mönch. »Ja.« Zerknirscht beugte Matahachi den Kopf.

Nachdem er eine Weile schweigend nachgedacht hatte, zog der Mönch sein Kurzsword und richtete es auf Matahachis Gesicht.

Dieser wandte rasch den Kopf beiseite und rief: »Wollt Ihr mich umbringen?«

»Ja, mir bleibt wohl nichts anderes übrig.«

»Ich habe Euch alles aufrichtig erzählt. Ich habe das Pillenschächtelchen zurückgegeben und werde Euch auch noch das Zeugnis geben. Und irgendwann werde ich auch das Geld zurückerstatten. Das schwöre ich. Wozu wollt Ihr mich noch töten?«

»Ich glaube Euch, aber ich bin in einer schwierigen Lage. Ich lebe in Shimonida in Kōzuke und gehörte zum Gefolge von Kusanagi Tenki. Er war jener Samurai, der auf der Baustelle der Burg Fushimi ums Leben kam. Wenn ich auch das Gewand

eines Mönchs trage, bin ich doch in Wirklichkeit Samurai. Ich heiße Ichinomiya Gempachi.«

Matahachi, der versuchte, sich aus dem Strick herauszuwinden und zu entkommen, bekam im Grunde von alledem nichts mit. »Ich bitte um Verzeihung«, sagte er unterwürfig. »Ich weiß, ich habe unrecht getan, aber ich hatte nicht die Absicht, irgend etwas zu stehlen. Ich wollte alles seiner Familie überbringen. Doch dann ging mir das Geld aus, nun ja, ich weiß, ich hätte es nicht tun sollen, aber da habe ich eben seines verbraucht. Ich bin bereit, so viel um Verzeihung zu bitten, wie Ihr wollt – nur bringt mich nicht um!« »Mir wäre lieber, Ihr würdet nicht um Verzeihung bitten«, sagte Gempachi, der einen inneren Kampf auszufechten schien. Traurig schüttelte er den Kopf und fuhr dann fort: »Ich bin in Fushimi gewesen, um der ganzen Sache nachzugehen. Alles paßt mit dem zusammen, was Ihr gesagt habt. Nur muß ich nun mal für Tenkis Familie etwas zum Trost mit nach Hause bringen, und damit meine ich kein Geld. Ich muß etwas heimbringen, das beweist, daß der Vergeltung Genüge getan worden ist. Nur: Es gibt nicht einen bestimmten Bösewicht, Tenki ist nicht von einem einzelnen umgebracht worden. Wie also soll ich der Familie den Kopf seines Mörders überbringen?« »Ich ... ich ... ich habe ihn nicht erschlagen! Daß Ihr da keinem Irrtum unterliegt!«

»Ich weiß, daß Ihr es nicht getan habt. Aber seine Familie und seine Freunde haben keine Ahnung, daß er von gewöhnlichen Arbeitern angegriffen und getötet wurde. Und zu Ruhm und Ehre würde ihm eine solche Geschichte auch nicht gereichen. Es wäre mir schrecklich, ihnen die Wahrheit erzählen zu müssen. Wenn Ihr mir auch leid tut, Ihr werdet nun einmal den Schuldigen abgeben müssen. Es würde mir alles erleichtern, wenn Ihr einverstanden wäret, daß ich Euch töte.«

Matahachi zerrte an seinem Strick und schrie: »Laßt mich los! Ich will nicht sterben!«

»Das ist nur allzu natürlich, aber betrachtet es doch mal von einer anderen Warte aus! Ihr habt Euren Sake nicht bezahlen können. Das bedeutet, Ihr seid nicht fähig, richtig für Euch selbst zu sorgen. Statt nun zu verhungern oder in dieser grausamen Welt ein Leben der Schande zu führen – wäre es da nicht besser, in Frieden in einer anderen zu ruhen? Wenn es Geld ist, das Euch Sorgen macht, ich habe welches bei mir. Es würde mir ein Vergnügen sein, es als Beitrag zur Beerdigung an Eure Eltern zu schicken. Oder, wenn Euch das lieber ist, als Erinnerungsgabe an den Ahnentempel Eurer Familie. Ich versichere Euch, daß es korrekt überbracht wird.« »Das ist Wahnsinn! Ich will kein Geld – ich will leben! Hilfe!« »Ich habe Euch alles genau erklärt. Ob Ihr nun einverstanden seid oder nicht, ich fürchte, Ihr müßt die Stelle dessen einnehmen, der meinen Herrn erschlagen hat. Gebt auf, mein Freund! Seht darin das Walten des Schicksals!« Er packte das Schwert und trat zurück, um Platz zum Ausholen zu haben. »Gempachi, wartet!« rief da Kojirō. Gempachi blickte hoch und rief: »Wer da?« »Sasaki Kojirō.«

Langsam und mißtrauisch wiederholte Gempachi den Namen. Stand da noch ein falscher Kojirō im Begriff, vom Himmel herunterzusteigen? Doch die Stimme aus dem Baum klang zu menschlich, als daß sie einem Geist hätte gehören können. Er machte einen Riesensprung weg vom Baum und reckte das Schwert hoch in die Luft.

»Das ist ja lächerlich«, sagte er und lachte. »Heutzutage scheinen sich alle Sasaki Kojirō zu nennen. Ich habe hier schon einen, und der macht ein sehr trauriges Gesicht. Ah, jetzt wird mir alles klar. Ihr seid ein Freund dieses Mannes, habe ich nicht recht?«

»Nein, ich bin Kojirō. Hört zu, Gempachi, Ihr seid bereit, mich in Stücke zu hacken, sobald ich herunterkomme, stimmt's?«

»Ja. Bringt nur so viele falsche Kojirōs herbei, wie Ihr wollt.

Ich werde einem nach dem anderen den Garaus machen.«

»Dagegen ist nichts zu sagen. Wenn Ihr mir den Garaus macht, wißt Ihr, daß ich ein falscher Kojirō war; wacht Ihr aber auf und seid tot, könnt Ihr sicher sein, daß ich der richtige Kojirō war. Ich komme jetzt hinunter, und ich warne Euch, wenn Ihr mich nicht gleichsam im Fluge durchschneidet, wird Euch die ›Trockenstange‹ spalten wie ein Stück Bambus.«

»Wartet, mir ist, als käme mir Eure Stimme bekannt vor. Und wenn Euer Schwert wirklich die berühmte ›Trockenstange‹ ist, müßt Ihr tatsächlich Kojirō sein.«

»Dann glaubt Ihr mir jetzt also?« »Ja. Aber sagt, was treibt Ihr da oben?« »Das erzähle ich Euch später.«

Kojirō landete hinter Gempachi in aufstiehenden Fichtennadeln. Sein verändertes Äußeres erstaunte Gempachi. Jener Kojirō, den er einst in Jisais Schule gesehen hatte, war ein dunkelhäutiger, plumper Junge gewesen, dessen einzige Aufgabe gewesen war, Wasser heraufzuholen. Entsprechend Jisais besonderer Vorliebe für Schlichtheit hatte er immer nur die einfachste Kleidung angehabt.

Kojirō ließ sich am Fuß des Baumes nieder und forderte Gempachi mit einer Handbewegung auf, das gleiche zu tun. Nun berichtete ihm Gempachi, man habe Tenki irrtümlicherweise für einen Spion aus Osaka gehalten und zu Tode gesteinigt; so sei das für ihn bestimmte Zeugnis in Matahachis Hand geraten. Kojirō amüsierte sich nicht nur köstlich darüber, wie er zu seinem Namensvetter gekommen war, sondern erklärte auch, es sei nichts damit gewonnen, einen Mann zum Tode zu befördern, der schlichtweg zuwenig Mumm habe, ihn zu verkörpern. Es gebe andere Möglichkeiten, Matahachi zu bestrafen. Falls Gempachi sich um Tenkis Familie oder Ruf Sorge, werde er, Kojirō, nach Kōzuke gehen und dafür sorgen, daß Kusanagi Tenki als mutiger und ehrenhafter Krieger anerkannt werde. Er sehe

keine Notwendigkeit, Matahachi zum Sündenbock zu machen.
»Meint Ihr nicht auch, Gempachi?« fragte er zum Schluß.
»Wenn Ihr es so sagt, muß es wohl so sein.«

»Schön, das hätten wir also. Ich muß jetzt fort, aber ich meine, Ihr solltet nach Kōzuke zurückkehren.«

»Das werde ich tun, und zwar auf schnellstem Weg.«

»Ehrlich gesagt, habe ich es ziemlich eilig. Ich bin hinter einem Mädchen her, das mir von einem Augenblick auf den anderen davongelaufen ist.« »Habt Ihr nicht etwas vergessen?«
»Nicht, daß ich wüßte.« »Das mit dem Zeugnis.« »Ach, das.«

Gempachi griff unter Matahachis Kimono und holte die zusammengerollte Urkunde hervor. Matahachi kam sich erleichtert vor. Jetzt, wo es so aussah, als solle ihm das Leben geschenkt werden, war er froh, das fremde Zeugnis los zu sein.

»Hmm«, sagte Gempachi. »Wenn ich jetzt darüber nachdenke, halte ich es für denkbar, daß unser Zusammentreffen heute abend von den Geistern Jisais und Tenkis in die Wege geleitet wurde, damit ich das Zeugnis finden und Euch übergeben kann.« »Ich will es nicht haben«, erklärte Kojirō.

»Wieso das?« fragte Gempachi ungläubig. »Ich brauche es nicht.« »Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe keine Verwendung für ein solches Stück Papier.«
»Wie könnt Ihr das nur sagen! Empfindet Ihr Eurem Lehrer gegenüber überhaupt keine Dankbarkeit? Jisai hat Jahre dazu gebraucht, bis er sich entschloß, Euch das Zeugnis auszustellen. Erst auf dem Sterbebett hat er sich dazu durchringen können. Er hat Tenki damit beauftragt, es Euch zu überbringen – und seht, was aus Tenki geworden ist! Ihr solltet Euch schämen!«

»Was Jisai getan hat, war seine Sache. Ich habe meinen eigenen Ehrgeiz.« »So redet man doch nicht!« »Mißversteht mich nicht!«

»Ihr wollt den Mann beleidigen, der Euer Lehrmeister gewesen ist?« »Natürlich nicht. Aber ich bin nicht nur mit größeren Gaben geboren worden als Jisai, ich habe auch noch vor, weiter zu kommen, als er es geschafft hat. Ein unbekannter Schwertkämpfer irgendwo auf dem Lande zu sein – nein, das ist nichts für mich.« »Meint Ihr das wirklich ernst?«

»Jedes Wort.« Kojirō kannte keine Hemmungen, seinen Ehrgeiz zuzugeben, mochte der für übliche Begriffe auch noch so ungeheuerlich sein. »Ich bin Jisai wirklich dankbar, aber mit dem Zeugnis einer wenig bekannten Schule auf dem Lande herumzurennen, würde mir mehr schaden als guttun. Itō Ittōsai hat seins angenommen, aber er hat den Chūjō-Stil auch nicht weitergeführt. Er hat einen neuen Stil entwickelt. Der Name Ganryū wird einmal sehr berühmt werden. Wie Ihr seht, bedeutet mir diese Urkunde daher nichts. Bringt sie zurück nach Kōzuke und bittet im dortigen Tempel, daß man sie mit den Geburts- und Totenregistern aufbewahrt.« Kojirōs kleine Ansprache verriet aber auch nicht die Spur von Bescheidenheit. Voller Groll starrte Gempachi ihn an.

»Bitte, übermittelt der Familie Kusanagi meine besten Grüße«, sagte Kojirō höflich. »Irgendwann einmal werde ich in den Osten kommen und sie besuchen, da könnt Ihr ganz sicher sein.« Mit einem breiten Lächeln entließ er sein Gegenüber.

Für Gempachi schmeckte dieser höfliche Schlenker am Schluß nach Gönnerhaftigkeit. Er dachte ernstlich daran, Kojirō für sein undankbares Verhalten Jisai gegenüber, das jeden Respekt vermissen ließ, zur Rechenschaft zu ziehen, doch als er einen Moment darüber nachdachte, erkannte er, daß das nur Zeitverschwendung wäre. Er ging daher zu seinem Gepäck, steckte das Zeugnis hinein, sagte kurz auf Wiedersehen und ging. Nachdem er fort war, schüttete Kojirō sich aus vor Lachen. »Meine Herren, war der wütend, was? Ha, ha!« Dann wandte er sich an Matahachi. »So, was hast du jetzt zu deiner Rechtfertigung zu sagen, du Hochstapler, du?«

Matahachi hatte selbstverständlich nichts zu sagen.

»Antworte mir! Du gibst zu, daß du versucht hast, in meine Haut zu schlüpfen?« »Ja.«

»Ich weiß, du heißt Matahachi. Aber wie lautet dein Familienname?« »Hon'iden Matahachi.« »Bist du ein Rōnin?« »Ja.«

»Dann laß dir dies von mir gesagt sein, du Esel ohne Rückgrat! Du hast gesehen, wie ich diese Urkunde zurückgegeben habe, nicht wahr? Wenn ein Mann nicht genug Stolz besitzt, so etwas zu tun, wird er nie selbst etwas auf die Beine stellen. Sieh doch dich an! Du trittst unter dem Namen eines anderen Mannes auf, stiehlt ihm sein Zeugnis und lebst von seinem Ruf. Ist etwas Verächtlicheres auch nur denkbar? Vielleicht lernst du aus dem, was du heute erlebt hast: Eine Hauskatze, die in das Fell eines Tigers schlüpft, bleibt immer eine Hauskatze.« »Ich werde in Zukunft sehr vorsichtig sein.«

»Ich verzichte darauf, dich umzubringen, wohl aber werde ich dich hier angebunden lassen, dann kannst du sehen, wie du freikomst.« Einer plötzlichen Eingebung folgend, zog Kojirō seinen Dolch aus der Scheide und schnitt über Matahachis Kopf die Borke vom Baum. Die Brocken fielen herunter und Matahachi in den Halsausschnitt. »Ich brauche etwas zum Schreiben«, murmelte Kojirō.

»In meinem Obi steckt ein Behälter mit Pinsel und Tuschstein«, sagte Matahachi beflissen.

»Gut, dann werde ich mir das kurz ausborgen.«

Kojirō ließ den Pinsel sich mit Tusche vollsaugen und schrieb dann auf die Stelle am Stamm, die er von der Rinde befreit hatte:

Dieser Mann ist ein Hochstapler, der unter meinem Namen durchs Land gezogen und viele unehrenhafte Taten begangen hat. Ich habe ihn gefangen und lasse ihn hier, damit alle Welt sich über ihn lustig machen kann. Mein Name und mein

Schwertname gehören mir und niemand sonst: Sasaki Kojirō, Ganryū.

»Das müßte eigentlich reichen«, sagte Kojirō zufrieden. Der Wind rauschte durch den dunklen Wald, und es hörte sich an wie die steigende Flut. Kojirō ging, den Kopf voller ehrgeiziger Pläne für die Zukunft, und wandte sich wieder dem zu, von dem er zuvor abgelassen hatte. In seinen Augen leuchtete es auf, als er wie ein Leopard in langen Fluchten zwischen den Bäumen hindurchsprang.

Der jüngere Bruder

Die Angehörigen der höchsten Klassen hatten sich von alters her in Sänften tragen lassen; den einfacheren Leuten stand erst seit neuester Zeit eine abgewandelte Form der Sänfte zur Verfügung. Dabei handelte es sich um wenig mehr als niedrigwandige Körbe, die an einer waagerecht getragenen Stange hingen, und damit die Reisenden nicht hinausfielen, mußten sie sich vorn und hinten an Riemen festhalten. Die Träger dieser Sänften, die einen rhythmischen Singsang von sich gaben, um den Schritt zu halten, neigten denn auch dazu, ihre Kunden wenig besser zu behandeln als irgendwelche Traglasten. Denjenigen, die diese Fortbewegungsart wählten, wurde angeraten, ihren Atem dem Rhythmus der Träger anzupassen, zumal wenn diese im Laufschrift dahineilten.

Die Sänfte, welche sich rasch dem Fichtenhain an der Gojō-Allee näherte, wurde von sieben oder acht Leuten begleitet. Sowohl die Träger als auch die anderen keuchten so, daß es sich anhörte, als würden sie gleich ihr Herz ausspucken.

»Wir sind an der Gojō-Allee!« »Ist dies hier denn schon das Matsubara?« »Bis dahin ist es nicht mehr weit.«

Wiewohl die Laternen, die sie hielten, ein Wappenzeichen

trugen, das zu Kurtisanen aus dem Freudenhausviertel von Osaka gehörte, handelte es sich bei dem, der in der Sänfte saß, nicht um eine Schöne der Nacht. »Denshichirō!« rief einer seiner Diener. »Hört, wir haben die Shijō-Allee schon fast erreicht.«

Denshichirō hörte nichts; er schlief, und sein Kopf hüpfte auf und ab wie der eines Papiertigers. Dann legte der Korb sich schief, und ein Träger streckte die Hand aus, um seinen Passagier am Hinausfallen zu hindern. Denshichirō schlug seine großen Augen auf und sagte: »Ich bin durstig. Gebt mir Sake!«

Dankbar, eine Ruhepause einlegen zu können, stellten die Träger die Sänfte auf dem Boden ab und wischten sich mit Tüchern den Schweiß vom Gesicht und von der behaarten Brust.

»Es ist kaum noch Sake da«, sagte ein Diener und reichte Denshichirō eine Bambusröhre.

Der leerte sie in einem Zug und beschwerte sich dann: »Auch noch kalt – da bekomme ich ja das Zähneklappern!« Immerhin war er nun so wach, daß er feststellen konnte: »Es ist noch dunkel. Also müssen wir sehr schnell vorangekommen sein.«

»Eurem Bruder aber muß die Zeit sehr lang vorgekommen sein. Er wünscht so sehnsüchtig, Euch zu sehen, daß ihm jede Minute wie ein Jahr erscheint.«

»Hoffentlich ist er noch am Leben.«

»Der Arzt sagt, das stehe zu erwarten. Allerdings ist er unruhig, und seine Wunde blutet immer wieder. Das könnte gefährlich werden.« Denshichirō hob die leere Bambusröhre an die Lippen und drehte sie dann um. »Dieser Musashi!« sagte er verächtlich und warf die Röhre fort. »Gehen wir!« brüllte er dann. »Beeilt euch!«

Denshichirō, ein harter Trinker und womöglich noch härterer

Schwertkämpfer, war ein Brausekopf und fast in allem das genaue Gegenteil seines Bruders. Es gab Männer, die noch zu Kempōs Lebzeiten den Mut hatten zu behaupten, Denshichirō sei fähiger als sein Vater. Der junge Mann teilte diese Einschätzung seiner Person. Zu Lebzeiten des Vaters hatten die beiden Brüder gemeinsam im Dōjō geübt und waren leidlich miteinander ausgekommen, doch kaum war Kempō tot gewesen, hatte Denshichirō aufgehört, an den Veranstaltungen der Schule teilzunehmen. Er war sogar so weit gegangen, Seijūrō ins Gesicht zu sagen, er solle sich zurückziehen und alles, was die Schwertfechtkunst betreffe, ihm überlassen.

Seit er im Vorjahr nach Ise aufgebrochen war, hatte es gerüchteweise geheißsen, er verbringe seine Zeit müßig in der Provinz Yamato. Erst nach der Katastrophe beim Rendaiji hatte man ausgeschickt, um ihn zu suchen. Denshichirō war trotz der Abneigung, die er Seijūrō gegenüber hegte, sofort einverstanden gewesen zurückzukehren.

Auf der überstürzten und ungeduldigen Heimreise nach Kyoto hatte er die Sänftenträger so sehr zur Eile angetrieben, daß sie drei- oder viermal ausgewechselt werden mußten. Trotzdem hatte er in jedem Rasthaus an der Landstraße Zeit gefunden, Sake zu kaufen. Vielleicht brauchte er den Alkohol, um seine Nerven zu beruhigen, denn er befand sich in der Tat in einem außerordentlich aufgeregten Zustand.

Als es nach der kurzen Rast weitergehen konnte, erregten kläffende Hunde die Aufmerksamkeit der Sänftenträger. »Was mag da wohl los sein?« »Ach, das ist nur ein Rudel Hunde.«

In der Stadt wimmelte es von herrenlosen Kötern, von denen eine große Zahl aus den weiter draußen liegenden Gebieten kamen, gab es doch keine Schlachten mehr, die sie mit Menschenfleisch versorgt hätten. Denshichirō schimpfte, sie sollten nicht trödeln, doch einer der Schwertschüler sagte: »Wartet! Irgend etwas stimmt da drüben nicht.« »Geht und seht nach!« befahl Denshichirō, der sich dann jedoch selbst an die

Spitze des Zuges stellte. Kojirō war zwar gegangen, aber die Hunde waren zurückgekehrt. Sie umringten Matahachi und vollführten einen ungeheuren Lärm. Wären Hunde höherer Gefühle fähig, hätte man meinen können, daß sie sich für den Tod eines der Ihren rächten. Weit wahrscheinlicher jedoch ist, daß sie nur ein Opfer quälten, von dem sie spürten, daß es in einer wenig angenehmen Lage war. Sie selbst waren hungrig wie die Wölfe, ihre Flanken waren eingefallen, ihr Rückgrat messerscharf und ihre Zähne so spitz, als wären sie zugefeilt. Matahachi hatte vor ihnen eine viel größere Angst als vor Kojirō und Gempachi. Unfähig, seine Arme und Beine zu bewegen, war er auf Gesicht und Stimme als Waffen angewiesen.

Nachdem er zuerst in aller Einfalt versucht hatte, vernünftig mit den Tieren zu reden, wechselte er die Taktik. Er heulte wie ein wildes Tier. Die Hunde waren furchtsam und zogen sich ein wenig zurück, doch als seine Nase anfang zu laufen, wurde alles verdorben.

Daraufhin riß er Mund und Augen so weit auf, wie er konnte. Er funkelte sie an und schaffte es irgendwie, dabei nicht zu blinzeln. Er verzerrte das Gesicht und streckte die Zunge so weit heraus, daß er die Nasenspitze erreichte, doch hielt er das nicht lange aus. Sich den Kopf zermarternd, kam er darauf zurück, so zu tun, als wäre er einer der Ihren, der nichts gegen die anderen hatte. Er bellte friedlich und bildete sich sogar ein, einen Schweif zu haben und damit zu wedeln.

Das Gejaul wurde jedoch immer lauter. Die Hunde, die am nächsten an ihn herangekommen waren, bleckten die Zähne und schnupperten hechelnd an seinen Füßen.

In der Hoffnung, sie durch Gesang zu besänftigen, schmetterte er eine berühmte Passage aus dem »Heike-Epos«, wobei er die Sänger nachmachte, welche diese Erzählung zum Klang einer Laute rezitierten.

*Dann wollte der eingeschlossene Kaiser
Im Frühling des zweiten Jahres
Das Landhaus Kenreimon'in
In den Bergen bei Ōhara aufsuchen.
Doch den ganzen zweiten und dritten Monat über
Blies heftiger Wind, wollte die Kälte nicht weichen
Und schmolz der Schnee nicht auf den Bergeshöhen.*

Mit geschlossenen Augen und schmerzlich verzerrtem Gesicht brüllte Matahachi diese Verse so laut hinaus, daß er selbst Gefahr lief, taub zu werden. Als Denshichirō und seine Gefährten anlangten und die Hunde sich verzogen, sang Matahachi immer noch, ließ dann aber jeden Anschein von Würde fahren und rief: »Hilfe! Rettet mich!«

»Den Kerl habe ich schon im ›Yomogi‹ gesehen«, sagte einer der Samurai. »Ja, das ist Okōs Mann.«

»Ihr Mann? Sie soll doch keinen Gatten haben.« »Das jedenfalls hat sie Tōji erzählt.«

Denshichirō, dem Matahachi leid tat, befahl ihnen, den Mund zu halten und den Mann zu befreien.

Auf ihre Fragen hin flunkerte Matahachi eine Geschichte zusammen, in der seine hervorragenden Fähigkeiten eine bestimmende Rolle spielten, seine Schwächen hingegen überhaupt nicht Erwähnung fanden. Er machte sich den Umstand zunutze, daß er es mit Gefolgsleuten der Yoshioka zu tun hatte, und brachte Musashis Namen ins Spiel. Sie seien Freunde seit Kindertagen gewesen, enthüllte er ihnen, bis Musashi seine Verlobte entführt und unaussprechliche Schande über die Familie gebracht habe. Seine tapfere Mutter habe geschworen, nicht nach Hause zurückzukehren; sowohl seine Mutter als auch er seien entschlossen, Musashi zu finden und zu vernichten. Übrigens, was die Meinung betreffe, er sei Okōs Gatte, so gehe das weit an der Wahrheit vorbei. Daß er so lange im »Yomogi«-Teehaus gelebt habe, hätte nichts mit

irgendeiner persönlichen Beziehung zur Besitzerin zu tun, was ja schon der Umstand beweise, wie sehr sie in Gion Tōji verliebt sei. Dann erklärte er, warum er an einen Baum gefesselt war. Das habe er einer Räuberbande zu verdanken, die ihm auch sein Geld abgeknöpft habe. Selbstredend habe er keinen Widerstand geleistet; er müsse schließlich achtgeben, daß ihm nichts zustoße, sonst könne er den Verpflichtungen seiner Mutter gegenüber nicht nachkommen.

In der Hoffnung, daß sie ihm alles abnähmen, sagte Matahachi: »Ich danke Euch. Irgendwie habe ich das Gefühl, das Schicksal hat uns hier zusammengebracht. Wir beide haben einen gemeinsamen Feind, einen Feind, mit dem wir nicht unter dem gleichen Himmel leben können. Heute Abend seid Ihr gerade im richtigen Augenblick vorbeigekommen. Ich bin Euch ewig dankbar. – Eurem Aussehen nach zu urteilen, würde ich sagen, Ihr seid Denshichirō, Herr. Ihr habt gewiß vor, Euch mit Musashi zu messen. Wer von uns beiden ihn als erster tötet, vermag ich nicht zu sagen, doch hoffe ich auf eine Gelegenheit, Euch wiederzusehen.«

Er wollte ihnen auf gar keinen Fall die Möglichkeit lassen, Fragen zu stellen, und so fuhr er eilends fort: »Osugi, meine Mutter, ist auf der Pilgerfahrt zum Kiyomizudera-Heiligtum, wo sie um Erfolg für unseren Kampf gegen Musashi beten will. Ich bin gleichfalls dorthin unterwegs, denn ich möchte mich mit ihr treffen. Ich werde nicht versäumen, mich bald in Eurem Haus an der Shijō-Allee zu melden und Euch dort meine Aufwartung zu machen. Bis dahin bitte ich um Verzeihung, Euch aufgehalten zu haben, wo Ihr es doch offensichtlich so eilig habt.«

Mit diesen Worten empfahl er sich, und seine Zuhörer fragten sich, wieviel von dem, was er gesagt hatte, wohl wahr sein mochte. »Wer um alles auf der Welt ist dieser Witzbold überhaupt?« schnaubte Denshichirō und schnalzte wegen der verlorenen Zeit mißbilligend mit der Zunge.

Wie der Arzt gesagt hatte, waren die ersten paar Tage die schlimmsten. Nun war der vierte Tag, und seit der vergangenen Nacht fühlte Seijūrō sich ein bißchen besser.

Langsam schlug er die Augen auf. Er fragte sich, ob nun Tag sei oder Nacht. Das Lämpchen mit dem Papierschirm neben seinem Kopfkissen war fast ausgegangen. Aus dem Nebenraum drang Schnarchen herüber: Die Männer, die bei ihm wachten, waren eingeschlafen.

Ich muß immer noch am Leben sein, dachte Seijūrō, am Leben und völlig in Schande versunken! Mit zittrigen Fingern zog er sich die Zudecke übers Gesicht. Wie soll ich nach dem, was vorgefallen ist, noch jemand unter die Augen treten? Er schluckte hart und drängte die Tränen zurück. »Es ist alles aus«, stöhnte er laut. »Dies ist mein Ende und das Ende des Hauses Yoshioka.«

Ein Hahn krächte, und knisternd erlosch die Lampe. Während das bleiche Morgenlicht ins Zimmer kroch, wurde er zurückversetzt an jenen Morgen auf dem Gelände des Rendaiji. Wie dieser Musashi ihn angesehen hatte! Ein Schauer überlief ihn, als er daran dachte. Er mußte zugeben, daß er für diesen Mann kein ebenbürtiger Gegner gewesen war. Warum hatte er nicht sein Holzsword hingeworfen, die Niederlage anerkannt und versucht, den Ruf der Familie zu retten?

»Ich hatte eine zu hohe Meinung von mir«, stöhnte er. »Außer daß ich der Sohn von Yoshioka Kempō bin – was habe ich jemals geleistet, um mich auszuzeichnen?«

Selbst ihm war allmählich klargeworden, daß das Haus Yoshioka früher oder später von der Zeit überholt worden wäre, hätte er ihm weiterhin vorgestanden. Wo alles sich veränderte, konnte die Schule nicht stetig weiterblühen. »Mein Kampf mit Musashi hat den Zusammenbruch nur beschleunigt. Warum ist es mir nicht vergönnt gewesen, dort zu sterben? Warum muß ich weiterleben?«

Er runzelte die Stirn. Schmerz pochte in seiner armlosen Schulter. Sekunden, nachdem das Haupttor zugeschlagen worden war, kam ein Mann, um die Samurai im Raum neben Seijūrō zu wecken. »Denshichirō?« rief eine erschrockene Stimme. »Ja. Er ist soeben eingetroffen.«

Zwei Männer eilten ihm entgegen, einer lief zu Seijūrō. »Meister! Gute Nachrichten: Denshichirō ist wieder da.« Die Fensterläden wurden aufgemacht, Holzkohle in das Glutbecken gehäuft und ein Sitzkissen auf dem Boden bereitgelegt. Nach einer Weile ließ sich hinter dem Shōji Denshichirōs Stimme vernehmen: »Ist mein Bruder dort drin?«

Wehmütig dachte Seijūrō: »Es ist lange her.« Wiewohl er darum gebeten hatte, nach Denshichirō zu schicken, fürchtete er, in diesem Zustand sogar von seinem Bruder – nein: ausgerechnet von seinem Bruder – gesehen zu werden. Als Denshichirō hereinkam, sah Seijūrō verzagt auf und versuchte zu lächeln – ohne Erfolg.

Denshichirō lachte und sagte mit Schwung: »Siehst du? Wenn's dir dreckig geht, kommt dein Nichtsnutz von Bruder zurück, um dir beizustehen. Ich habe alles stehen und liegen lassen und bin so schnell gekommen, wie es nur irgend ging. In Osaka haben wir Zwischenstation gemacht, weil wir Reiseproviant brauchten, aber dann ging's die ganze Nacht hindurch weiter. Jetzt bin ich hier, du brauchst dir also keine Sorgen mehr zu machen. Was auch geschieht, ich werde nicht zulassen, daß irgend jemand die Schule antastet ... Was soll das?« fuhr er dann einen Diener an, der Tee brachte. »Ich brauche keinen Tee! Geh und mach Sake heiß!« Dann rief er laut, jemand solle die Tür draußen zumachen. »Habt ihr denn alle den Verstand verloren? Seht ihr denn nicht, daß mein Bruder friert?«

Er nahm Platz, lehnte sich über die Glutpfanne und starrte dem Kranken schweigend ins Gesicht. »Sag, welche Stellung hast du bei diesem Kampf eigentlich zuerst eingenommen?«

fragte er. »Wieso hast du verloren? Schon möglich, daß dieser Miyamoto Musashi dabei ist, sich einen Namen zu machen, aber er ist schließlich ein blutiger Anfänger, oder? Wie hast du dich nur von einem Niemand wie ihm übertölpeln lassen können!« Vom Gang her rief einer der Schwertschüler Denshichirōs Namen. »Was gibt's?« rief er zurück. »Der Sake ist bereit.« »Bring ihn herein!«

»Ich habe in einem anderen Raum gedeckt. Ihr werdet zuerst ein Bad nehmen wollen, oder?«

»Ich will kein Bad. Bring den Sake herein!« »Direkt neben das Lager des Meisters?«

»Warum nicht? Ich habe ihn seit Monaten nicht mehr gesehen, und ich muß mit ihm reden. Wir haben zwar nicht immer auf bestem Fuß miteinander gestanden, aber wenn man Hilfe braucht, geht nichts über einen Bruder. Ich werde den Sake hier bei ihm trinken.«

Erst schenkte er sich eine Schale voll, dann noch eine und dann noch eine. »Ah, das tut gut! Wenn es dir besserginge, würde ich auch dir eine einschenken.«

Seijūrō ertrug das ein paar Minuten, dann hob er die Augen und sagte: »Würde es dir etwas ausmachen, nicht hier zu trinken?« »Uh?«

»Das weckt eine Menge unangenehmer Erinnerungen.« »Ach?«

»Ich muß an unseren Vater denken. Es hätte ihm nicht gefallen, wie du und ich uns oft aufgeführt haben. Und hat einer von uns beiden jemals etwas davon gehabt?«

»Was ist denn los mit dir?«

»Du kannst das vielleicht noch nicht sehen, doch während ich hier gelegen habe, hatte ich viel Zeit, über mein vertanes Leben nachzudenken.« Denshichirō lachte. »Sprich du für dich! Du bist immer einer von diesen nervösen, empfindsamen

Typen gewesen. Deshalb ist auch nie ein richtiger Schwertkämpfer aus dir geworden. Wenn du die Wahrheit wissen willst –ich meine, es war ein Fehler, daß du es mit Musashi hast aufnehmen wollen. Freilich macht es kaum einen Unterschied, ob es nun Musashi war oder irgend jemand sonst. Das Kämpfen liegt dir nun mal nicht im Blut. Du solltest dir diese Niederlage zur Lehre gereichen lassen und die ganze Schwertfechtkunst vergessen. Wie ich dir schon vor langer Zeit gesagt habe, solltest du dich zurückziehen. Von mir aus kannst du auch weiterhin dem Haus Yoshioka vorstehen. Wenn jemand dich unbedingt herausfordern will, so daß du nicht drum herumkommst, kämpfe eben ich an deiner Stelle. Den Dōjō überlaß von jetzt an mir! Ich werde beweisen, daß ich ihn um vieles erfolgreicher machen kann wie zu unseres Vaters Zeit. Laß doch endlich mal den Argwohn fahren, daß ich versuche, dir die Schule wegzunehmen! Dann zeige ich dir einmal, was ich kann.« Er goß sich den Rest des Sake in die Schale. »Denshichirō!« rief Seijūrō. Er versuchte, sich von seiner Schlafmatte zu erheben, brachte es jedoch nicht einmal fertig, auch nur die Zudecke beiseite zu schieben. Er ließ sich zurücksinken, streckte den Arm aus und packte seinen Bruder am Handgelenk.

»Paß doch auf!« versetzte Denshichirō ungehalten. »Sonst verschütte ich dies noch.« Mit diesen Worten nahm er die Schale in die andere Hand. »Denshichirō, ich überlasse dir mit Freuden die Schule; nur mußt du meine Stellung als Oberhaupt des Hauses Yoshioka gleichfalls übernehmen.« »Gut, wenn du unbedingt willst.«

»Du solltest dir das nicht unbedacht aufbürden. Denk erst einmal gründlich darüber nach! Lieber würde ich ... das Ganze schließen, als zulassen, daß du die gleichen Fehler machst wie ich und noch größere Schande über den Namen unseres Vaters bringst.«

»Mach dich doch nicht lächerlich! Ich bin schließlich anders

als du.« »Versprichst du mir, deinen Lebenswandel zu ändern?« »Nun mach aber mal einen Punkt! Ich werde trinken, wann ich will – falls es das ist, was du meinst.«

»Deine Trinkerei ist mir egal, Hauptsache, du übertreibst es nicht. Schließlich kamen die Fehler, die ich begangen habe, kaum vom Saketrinken.« »Ach, ich wette, der Haken bei dir sind die Frauen. Du hast sie schon immer zu gern gemocht. Weißt du, was du tun solltest, wenn du wieder gesund bist? Heiraten und einen Hausstand gründen.«

»Nein, ich gebe das Schwert zwar auf, aber es ist nicht der richtige Zeitpunkt, daran zu denken, eine Frau zu nehmen. Trotzdem: Es gibt einen Menschen, für den ich etwas tun muß. Wenn ich sicher sein kann, daß sie glücklich ist, verlange ich nichts mehr. Ich werde mich damit zufriedengeben, allein in einer Hütte im Wald zu leben.« »Um wen geht es?«

»Laß nur, das geht dich nichts an. Als Samurai muß ich festbleiben und versuchen, meine Fehler wiedergutzumachen. Meinen Stolz kann ich vergessen. Und du übernimmst die Schule.«

»Das werde ich tun. Das verspreche ich dir. Auch schwöre ich, daß ich früher oder später deine Ehre wiederherstellen werde. Wo steckt dieser Musashi denn augenblicklich?«

»Musashi?« Seijūrō brachte den Namen kaum über die Lippen. »Du denkst doch wohl nicht daran, gegen Musashi anzutreten? Ich habe dir doch gerade eben gesagt, du sollst nicht die gleichen Fehler machen wie ich.« »Woran sollte ich denn sonst denken? Hast du mich nicht deshalb kommen lassen? Wir müssen Musashi fassen, ehe er entkommt. Wenn es nicht darum ginge, wieso hätte ich sonst so Hals über Kopf zurückkommen sollen?« »Du weißt nicht, wovon du redest.« Seijūrō schüttelte den Kopf. »Ich verbiete dir, mit Musashi zu kämpfen.«

Denshichirōs Ton bekam etwas Widerborstiges. Befehle von

seinem älteren Bruder anzunehmen, hatte ihn schon immer geärgert. »Und warum nicht?«

Zartes Rot erblühte auf Seijūrōs bleichen Wangen. »Gegen Musashi kannst du nicht gewinnen«, sagte er barsch.

»Wer kann das nicht?« Denshichirōs Gesicht färbte sich rot. »Du. Nicht gegen Musashi.« »Und wieso kann ich das nicht?« »Dafür bist du nicht gut genug.«

»Unsinn!« Denshichirō brach mit vollem Bedacht in Gelächter aus, daß es ihn schüttelte. Er befreite seine Hand von Seijūrōs Zugriff und stellte den Sakekrug auf den Kopf. »Jemand möge Sake bringen!« brüllte er. »Es ist keiner mehr da.«

Als der Schwertschüler mit dem erwärmten Sake kam, war Denshichirō bereits aus dem Raum verschwunden. Seijūrō lag mit dem Gesicht nach unten unter der Zudecke. Als der Schüler ihn umdrehte, um seinen Kopf auf das Kissen zu betten, sagte Seijūrō leise: »Ruf ihn zurück! Ich muß ihm noch etwas sagen.«

Erleichtert, den Meister klar sprechen zu hören, lief der Mann hinaus, um Denshichirō zu suchen. Er fand ihn auf dem Boden des Dōjō sitzend zusammen mit Ueda Ryōhei, Miike Jūrōzaemon, Nampo Yoichibei, Otaguro Hyōsuke und noch ein paar anderen verdienten Gefolgsleuten. Einer fragte: »Habt Ihr mit dem Meister gesprochen?« »Mm. Komme gerade aus seinem Zimmer.« »Er muß sich gefreut haben, Euch zu sehen.«

»Allzu glücklich schien er nicht darüber. Bis ich zu ihm ging, war mir sehr viel daran gelegen gewesen, ihn zu sehen. Aber er war niedergeschlagen und unwirsch, und da habe ich nur gesagt, was gesagt werden mußte. Daraufhin haben wir Streit bekommen – wie üblich.«

»Ihr habt mit ihm gestritten? Das hättet Ihr nicht tun dürfen! Die Genesung fängt doch erst an.«

»Wartet, bis ich die ganze Geschichte erzählt habe.«

Denshichirō und die verdienten Gefolgsleute waren wie alte Kumpel. Er packte den vorwurfsvollen Ryōhei bei der Schulter und schüttelte ihn freundschaftlich.

»Hört Euch an, was mein Bruder gesagt hat«, fuhr er fort. »Er hat gesagt, ich solle nicht versuchen, seinen Namen reinzuwaschen, indem ich mit Musashi kämpfe. Ich könne ihn nicht besiegen! Und wenn ich unterliegen würde, wäre das Haus Yoshioka ruiniert. Er sagte, er werde sich zurückziehen und die Verantwortung für die Schande ganz allein auf sich nehmen. Er erwarte von mir nichts weiter, als daß ich die Schule weiterführe und alles daransetze, damit sie wieder auf die Beine kommt.« »Verstehe.«

»Was meint Ihr damit?« Ryōhei antwortete nicht.

Als sie schweigend dasaßen, kam der Schwertschüler und sagte zu Denshichirō: »Der Meister möchte, daß Ihr noch einmal zu ihm kommt.« Denshichirōs Gesicht verfinsterte sich. »Wo bleibt denn der Sake?« fuhr er den Schüler an.

»Den habe ich in Seijūrōs Raum gelassen.« »Nun, dann bring ihn her!« »Was ist mit Eurem Bruder?«

»Er scheint die Hose gestrichen voll zu haben. Tu, was ich gesagt habe!« Die Beteuerungen der anderen, sie wollten keinen Sake, dies sei nicht die Zeit, um zu trinken, ärgerten Denshichirō, und er ließ es sie spüren. »Was habt Ihr denn alle?« fuhr er sie an. »Habt Ihr auch Angst vor Musashi?« Schrecken, Schmerz und Verbitterung malten sich auf ihrem Gesicht. Bis an ihr Lebensende würden sie nie vergessen, wie ihr Meister mit einem einzigen Hieb, noch dazu dem eines Holzschwerts, zum Krüppel gemacht und die Schule entehrt wurde. Sie hatten sich bis jetzt noch nicht auf ein gemeinsames Vorgehen einigen können. Bei jedem Gespräch in den vergangenen drei Tagen waren sie in zwei Parteien zerfallen: Einige waren dafür, Musashi ein zweites Mal herauszufordern; die anderen meinten, man solle den Schaden nicht noch größer

machen, als er ohnehin schon sei. Jetzt sahen einige der älteren Männer Denshichirō wohlwollend an, während der Rest, darunter Ryōhei, eher dazu neigte, dem geschlagenen Meister recht zu geben. Wenn Seijūrō dafür war, die Niederlage einzustecken und die Dinge auf sich beruhen zu lassen, war das seine Sache; für die Anhänger des Hauses Yoshioka war es allerdings schwer, das gutzuheißen, zumal in Gegenwart dieses Hitzkopfes von jüngerem Bruder.

Denshichirō, dem ihr Zögern nicht entging, erklärte: »Selbst wenn mein Bruder verletzt worden ist, hat er nicht das Recht, sich wie ein Feigling aufzuführen. Als ob er eine Frau wäre! Wie kann man von mir erwarten, mir das anzuhören oder ihm gar zuzustimmen?«

Der Sake kam, und Denshichirō schenkte jedem ein. Jetzt, wo er hier das Sagen hatte, wollte er auch den Ton bestimmen, der hier zu herrschen hatte. Die Schule war etwas für echte Männer!

»Ich werde folgendes tun«, verkündete er. »Ich werde Musashi finden und ihn schlagen, egal, was mein Bruder sagt. Wenn er verlangt, wir sollen diesen Mann trotz allem, was er getan hat, laufenlassen, ist es kein Wunder, daß er geschlagen wurde. Es sollte keiner von Euch in den Fehler verfallen zu glauben, ich sei ein Hasenfuß wie mein Bruder.«

Nampo Yoichibei ergriff das Wort: »Kein Mensch bezweifelt Euer Können, in das haben wir alle hier Vertrauen, aber ...« »Aber was? Woran denkt Ihr?«

»Nun, Euer Bruder scheint der Meinung zu sein, daß Musashi nicht so wichtig ist. Damit hat er schließlich recht, oder? Denkt an das Risiko ...« »Risiko?« heulte Denshichirō auf.

»So hab' ich das nicht gemeint. Das nehme ich zurück«, stammelte Yoichibei.

Aber es war bereits zu spät. Denshichirō sprang auf, packte

ihn beim Nacken und stieß ihn heftig gegen die Wand. »Raus hier, Feigling!«

»Es ist mir nur so rausgerutscht. Ich wollte Euch nicht ...«
»Haltet den Mund! Hinaus! Mit Schwächlingen trinke ich nicht.« Yoichibei erbleichte, sank dann wortlos auf die Knie und sah die anderen an. »Ich danke Euch allen, daß Ihr mich so lange in Euren Reihen geduldet habt«, sagte er schlicht. Dann trat er vor den kleinen Shinto-Schrein an der Rückseite des Raums, verneigte sich und ging.

Ohne auch nur einen Blick in seine Richtung zu werfen, sagte Denshichirō: »Jetzt laßt uns alle zusammen trinken! Danach möchte ich, daß Ihr Musashi aufstöbert. Ich bezweifle, daß er Kyoto bereits verlassen hat. Wahrscheinlich stolziert er großspurig in der Stadt herum und prahlt mit seinem Sieg. Und noch etwas: Dieser Dōjō soll zu neuem Leben erweckt werden. Ich will, daß ein jeder von Euch übt und noch mal übt und dafür sorgt, daß die anderen Schüler das gleiche tun. Sobald ich mich ausgeruht habe, werde ich selbst auch wieder üben. Und vergeßt eines nicht: Ich bin nicht weich wie mein Bruder. Ich möchte, daß auch der Jüngste noch sein Bestes gibt.«

Genau eine Woche später kam einer der jüngeren Schwertschüler mit der Nachricht in den Dōjō gelaufen: »Wir haben ihn gefunden.« Seinem Versprechen getreu, hatte Denshichirō unermüdlich Tag für Tag geübt. Seine dem Anschein nach unerschöpfliche Energie überraschte seine Anhänger. Einige von ihnen sahen gerade zu, wie er Otaguro, einen der erfahrensten von ihnen, in die Enge trieb, als wäre dieser ein Kind. »Wir machen jetzt Schluß«, erklärte Denshichirō, steckte sein Schwert in die Scheide und nahm am Rand der Übungsfläche Platz. »Du sagst, du hast ihn gefunden?«

»Ja.« Der Schüler kam und kniete sich vor Denshichirō hin.
»Und wo?«

»Östlich von Jissōin, in der Hon'ami-Gasse. Musashi wohnt im Haus von Hon'ami Kōetsu. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Merkwürdig. Wie kommt so ein Bauerntölpel wie Musashi dazu, einen Mann wie Kōetsu zu kennen?« »Das weiß ich nicht. Jedenfalls wohnt er dort.«

»Schön, dann nichts wie hin! Und zwar sofort!« erklärte Denshichirō und ging, um seine Vorbereitungen zu treffen. Otaguro und Ueda folgten ihm und versuchten, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. »Wenn Ihr ihn überrascht, sieht es wie eine gewöhnliche Rauferei aus. Da würden die Leute die Nase rümpfen, selbst wenn wir die Oberhand behielten.«

»Papperlapapp! Die Etikette ist für den Dōjō. Im echten Kampf gewinnt, wer gewinnt.«

»Stimmt schon, aber so hat dieser Schuft nicht über Euren Bruder gesiegt. Meint Ihr nicht, es wäre für einen Schwertkämpfer geziemender, ihm einen Brief zu schreiben, ihm Ort und Zeit zu nennen und ihn dann nach allen Regeln der Kunst zu schlagen?«

»Hm. Vielleicht habt Ihr recht. Na schön, machen wir's so. Aber bis dahin möchte ich nicht, daß Ihr Euch von meinem Bruder beschwatzen laßt, Euch gegen mich zu stellen. Ich werde gegen Musashi kämpfen, gleichgültig, was Seijūrō oder sonstwer sagt.«

»Wir sind den Mann los, der anderer Meinung war als Ihr, und die Undankbaren, die nicht bleiben wollten, sind auch alle gegangen.« »Gut. Das macht uns um so stärker. Wir brauchen keine Gauner wie Gion Tōji oder Angsthasen wie Nampo Yoichibei.« »Sollen wir es Eurem Bruder sagen, ehe wir den Brief abschicken?« »Nein, Ihr nicht. Das übernehme ich selbst.«

Während er zu Seijūrōs Kammer ging, beteten die anderen, daß es nicht wieder zu einem Zwist kommen möge; keiner der Brüder hatte – was Musashi betraf – in seiner Haltung auch nur

einen Fuß breit nachgegeben. Als einige Zeit verging, ohne daß heftige Stimmen laut wurden, beratschlagten die Schwertschüler über den Ort und den Zeitpunkt des zweiten Treffens mit ihrem Todfeind.

Dann ließ sich Denshichirōs Stimme vernehmen: »Ueda! Miike! Otaguro ... alle! Kommt her!«

Mit umwölkter Stirn stand Denshichirō in der Mitte des Raums. Tränen standen in seinen Augen. Noch nie hatte einer von ihnen ihn so gesehen. »Seht Euch das hier an, alle!«

Er hielt einen sehr langen Brief in die Höhe und sagte mit wuterstickter Stimme: »Seht, was mein Idiot von Bruder jetzt wieder gemacht hat! Er hat mir nochmals seine Meinung sagen müssen, hat sich dann aber aus dem Staube gemacht ... Und nicht einmal gesagt, wohin er gegangen ist.«

Die Liebe einer Mutter

Otsū ließ ihre Näharbeit sinken und rief: »Wer ist da?« Sie schob das auf die Veranda hinausgehende Shōji auf, doch niemand war zu sehen. Sie war enttäuscht, hatte sie doch so gehofft, es möge Jōtarō sein. Sie brauchte ihn mehr denn je.

Wieder ein Tag, den sie mutterseelenallein verbrachte. Sie konnte sich einfach nicht auf ihre Näharbeit konzentrieren.

Hier, unterhalb des Kiyomizudera-Tempels am Fuße des Sannen-Hügels, waren die Straßen ungepflegt, doch hinter den Häusern und Läden dehnten sich Bambushaine und kleine Felder, blühten Kamelien, und die Pflaumenbäume ließen die ersten Blütenblätter fallen. Osugi mochte diese Herberge besonders gern, stieg immer hier ab, wenn sie in Kyoto weilte, und der Wirt gab ihr immer dieses kleine, ruhige Gartenhaus. Hinter diesem Haus wuchsen Bäume, die zum Nachbargarten gehörten. Davor dehnten sich Gemüsebeete, hinter denen

wiederum die Küche der Herberge lag, in der es immer geschäftig zuing.

»Otsū«, rief eine Stimme aus der Küche. »Es ist Zeit zum Mittagessen. Kann ich es bringen?«

»Mittagessen?« sagte Otsū. »Ich werde mit der alten Frau essen, wenn sie zurückkommt.«

»Sie hat gesagt, sie kommt erst spät. Wahrscheinlich werde sie nicht vor Abend zurück sein.« »Ich habe keinen Hunger.«

»Ich begreife nicht, wie Ihr von so wenig leben könnt.« Von den Brennöfen der Töpfer in der Nachbarschaft trieb Rauch in den Garten. An den Tagen, da sie befeuert wurden, kam immer Qualm herüber, doch sobald die Luft wieder frei war, strahlte der Vorfrühlingshimmel blauer denn je.

Von der Straße hörte man Hufgetrappel sowie die Schritte und Stimmen der Pilger, die auf dem Weg zum Tempel waren. Von den Vorüberziehenden hatte Otsū die Geschichte von Musashis Sieg über Seijūrō erfahren. Musashis Gesicht war wieder vor ihrem inneren Auge aufgetaucht. Jōtarō muß an jenem Tag auf dem Gelände des Rendaiji gewesen sein, dachte sie. Wäre er doch bloß gekommen, um mir davon zu berichten!

Sie konnte nicht glauben, daß der Junge nach ihr gesucht und sie nicht gefunden hatte. Zwanzig Tage waren vergangen, und er wußte, daß sie am Fuß des Sannen wohnte. Vielleicht war er krank, doch glaubte sie auch das nicht recht; Jōtarō wurde nicht so leicht krank. Wahrscheinlich läßt er irgendwo einen Drachen steigen und vergnügt sich, sagte sie sich, und dieser Gedanke ärgerte sie ein wenig.

Vielleicht wartete aber auch er auf sie. Sie war nicht wieder in Fürst Karasumarus Haus gewesen, obwohl sie versprochen hatte, bald dorthin zurückzukehren.

Sie konnte nirgendwohin, denn Osugi hatte ihr verboten, die Herberge ohne ihre Erlaubnis zu verlassen. Offensichtlich hatte Osugi dem Wirt und der Dienerschaft aufgetragen, Otsū nicht

aus den Augen zu lassen. Sobald diese auch nur einen Blick auf die Straße warf, fragte irgend jemand sie immer: »Wollt Ihr hinausgehen, Otsū?« Die Frage und der Ton, in dem sie gestellt wurde, klangen durchaus harmlos, doch sie begriff, was dahinterstand. Einen Brief konnte sie auch nur schicken, wenn sie ihn jemand von der Dienerschaft anvertraute, und diese wiederum war angewiesen worden, jede Botschaft zurückzuhalten.

Osugi war so etwas wie eine Berühmtheit in diesem Viertel, und die Leute taten gern, worum sie sie bat. Eine ganze Reihe von Ladenbesitzern, Sänftenträgern und Lastenschleppern hatten erlebt, wie sie einst Musashi im Kiyomizudera-Heiligtum herausgefordert hatte; man brachte ihr trotz ihrer Gereiztheit eine gewisse liebevolle Ehrfurcht entgegen. Als Otsū versuchte, Osugis Reiseanzug zusammenzunähen, der an den Säumen aufgetrennt worden war, damit man ihn waschen konnte, tauchte draußen ein Schatten auf, und sie hörte eine unbekannte Stimme sagen: »Ich wüßte gern, ob ich hier richtig bin.«

Eine junge Frau war von der Straße her durch den Garten gekommen und stand jetzt unter einem Pflaumenbaum zwischen zwei Lauchbeeten. Sie machte einen etwas abgehetzten Eindruck und schien verlegen, gleichwohl jedoch nicht willens, wieder umzukehren.

»Ist dies hier nicht die Herberge? Auf der Laterne draußen vor dem Durchgang steht es geschrieben«, sagte sie zu Otsū.

Otsū mochte ihren Augen kaum trauen, so schmerzlich war die plötzlich erwachte Erinnerung.

In der Annahme, einen Fehler gemacht zu haben, fragte Akemi schüchtern: »Welches Haus ist denn nun die Herberge?« Als sie sich umsah, erblickte sie die Pflaumenblüten, und sie rief entzückt: »Ach, sind sie nicht wunderschön?«

Otsū ließ sie nicht aus den Augen, antwortete jedoch nicht. Ein Bediensteter, der von einem Küchenmädchen gerufen worden war, kam um die Ecke gelaufen. »Sucht Ihr den Eingang?« fragte er. »Ja.«

»Der ist an der Ecke, gleich rechts neben dem Durchgang.« »Geht denn die Herberge direkt auf die Straße hinaus?« »Ja, das tut sie, aber die Räume sind ruhig.«

»Ich suche eine Unterkunft, wo ich kommen und gehen kann, ohne daß die Leute mich beobachten. Ich dachte, die Herberge liegt etwas abseits von der Straße. Gehört das kleine Gartenhaus nicht dazu?« »Doch.«

»Es macht einen hübschen, ruhigen Eindruck.« »Wir haben aber auch im Hauptgebäude sehr schöne Räume.« »Im Gartenhaus scheint zwar eine Frau zu wohnen, aber könnte ich nicht auch einziehen?«

»Nun, da ist noch eine andere Dame. Ich fürchte, sie ist alt und ziemlich gereizt.«

»Ach, mir macht das nichts aus. Wenn sie nichts dagegen hat ...?« »Ich müßte sie fragen, wenn sie zurückkommt. Sie ist im Augenblick nicht hier.«

»Könnte ich bis dahin einen Raum haben, um mich auszuruhen?« »Aber mit Vergnügen.«

Der Bedienstete führte Akemi zum Durchgang, und Otsū bedauerte, nicht die Gelegenheit ergriffen zu haben, ihr ein paar Fragen zu stellen. Wenn ich nur lernen könnte, etwas weniger empfindlich zu sein, dachte sie traurig. Um ihren Argwohn und ihre Eifersucht zu beschwichtigen, hatte sie sich immer wieder gesagt, daß Musashi kein Mann war, der mit Frauen spielte. Gleichwohl war sie seit jenem Tag recht mutlos gewesen. Sie hat mehr Gelegenheit als ich gehabt, in Musashis Nähe zu sein ... Wahrscheinlich ist sie viel klüger als ich ... und versteht es bestimmt viel besser als ich, das Herz eines Mannes zu gewinnen.

Bis zu jenem Tag an der Brücke war ihr die Möglichkeit, daß da noch eine andere Frau sein könnte, nie in den Sinn gekommen. Jetzt brütete sie über dem, was sie für ihre eigenen Schwächen hielt: Ich bin eben nicht schön ... und besonders gescheit bin ich auch nicht ... Ich habe weder Eltern noch Verwandte, die mir in der Ehe Rückhalt geben würden. Verglich sie sich mit anderen Frauen, erschien ihr die große Hoffnung ihres Lebens als etwas völlig Unerreichbares. Es kam ihr anmaßend vor, davon zu träumen, Musashi könne jemals ihr gehören. Sie war nicht mehr imstande, noch einmal jenen Mut und jene Tatkraft aufzubringen, die sie damals während des Gewitters die alte Zeder hinaufklettern ließen.

»Wenn mir nur Jōtarō helfen könnte!« rief sie seufzend. Sie bildete sich sogar ein, ihre Jugendlichkeit verloren zu haben. »Im Shippōji hatte ich jedenfalls noch etwas von der Unschuld, die Jōtarō heute auszeichnet. Deshalb habe ich auch Musashi befreien können.« Sie weinte über ihrer Näharbeit.

»Bist du da, Otsū?« fragte Osugi herrisch. »Wieso sitzt du im Dunkeln?« Die Dämmerung hatte sich niedergesenkt, ohne daß das Mädchen es bemerkt hätte. »Oh, ich zünde gleich eine Lampe an«, sagte sie in entschuldigendem Ton, stand auf und begab sich in einen kleinen, nach hinten hinaus gelegenen Raum.

Als sie wieder zurückkam, betrachtete Osugi Otsūs Rücken mit einem kalten Blick.

Otsū stellte die Lampe neben Osugi und verneigte sich. »Ihr müßt abgespannt sein«, sagte sie. »Was habt Ihr heute getan?« »Da fragst du noch?« »Soll ich Euch die Beine massieren?«

»Meinen Beinen geht's gar nicht mal so schlecht, aber die Schultern sind seit vier, fünf Tagen ganz verspannt. Wahrscheinlich das Wetter. Wenn du Lust hast, könntest du sie mir ja ein bißchen massieren.« Sie tröstete sich, daß sie es wohl nur noch kurze Zeit mit diesem schrecklichen Mädchen

aushalten müsse, so lange, bis sie Matahachi gefunden und ihn dazu gebracht hatte, alles wiedergutzumachen.

Otsū kniete sich hinter Osugi und begann, ihr die Schultern durchzukneten. »Sie sind wirklich ganz verspannt, ja. Da muß Euch ja das Atmen weh tun.« »Mir ist in der Tat, als habe sich was in meiner Brust festgesetzt. Aber ich bin schließlich alt; eines Tages bekomme ich bestimmt irgendeinen Anfall und sterbe.«

»Ach, das wird Euch nicht widerfahren. Ihr habt mehr Lebenskraft als die meisten jungen Leute.«

»Mag sein – aber denk an Onkel Gon! Der war quicklebendig, und dann war es im Handumdrehen aus mit ihm. Man weiß ja nicht, was einem so zustößt. Eines allerdings steht fest: Ich brauche nur an Musashi zu denken, schon bin ich ganz auf der Höhe.«

»Was Musashi betrifft, so irrt Ihr. Er ist kein böser Mensch.« »Jaja, schon gut«, wehrte sie ein wenig verächtlich ab. »Schließlich handelt es sich bei ihm um den Mann, den du so liebst, daß du um seinetwillen sogar meinem Sohn den Laufpaß gegeben hast. Ich sollte vor dir nicht schlecht über ihn reden.«

»Aber so ist das ganz und gar nicht.«

»Wirklich nicht? Schließlich liebst du Musashi mehr als Matahachi, nicht wahr? Warum gibst du es nicht zu?« Otsū sagte nichts, und die alte Frau fuhr fort: »Wenn wir Matahachi erst gefunden haben, werde ich mit ihm reden und alles so richten, wie du willst. Nur fürchte ich, du wirst danach spornstreichs zu Musashi laufen, und ihr redet dann beide den Rest eures Lebens schlecht über uns.«

»Wie kommt Ihr darauf? So ein Mensch bin ich durchaus nicht. Ich werde nie vergessen, was Ihr in der Vergangenheit für mich getan habt.« »Wie ihr jungen Mädchen heutzutage redet! Ich weiß nicht, wie ihr es fertigbringt, so zu reden, als könntet ihr wirklich kein Wässerchen trüben! Ich bin eine

aufrichtige Frau. Ich kann aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, und wenn ich noch so viele schöne Worte zur Hand hätte. Weißt du, daß du meine Feindin bist, wenn du Musashi heiratest? Ha, ha, das muß dich doch fuchsen, mir den Rücken zu massieren!« Otsū gab keine Antwort.

»Weswegen heulst du?« »Ich weine ja gar nicht.«

»Und was sind das für Tropfen, die mir auf den Rücken fallen?« »Es tut mir leid. Ich kann einfach nicht anders.«

»Hör auf! Man hat das Gefühl, daß einem bloß irgendein Käfer auf dem Rücken herumkrabbelt. Hör auf, dich nach Musashi zu verzehren! Leg lieber ein bißchen Kraft in deine Hände!«

Ein Licht tauchte im Garten auf. Otsū dachte, es sei das Mädchen, das um diese Zeit für gewöhnlich das Abendessen brachte, doch stellte sich heraus, daß es ein Priester war.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er, als er auf die Veranda trat. »Ist dies der Raum der Witwe Hon'iden? Ach, da seid Ihr ja!« Die Laterne, die er in der Hand hielt, trug die Aufschrift: »Kiyomizudera-Tempel«. »Laßt Euch erklären«, begann er. »Ich bin Priester am Shiandō oben am Berg.« Er setzte die Laterne ab und holte einen Brief aus dem Kimono. »Ich weiß nicht, wer es war, aber heute abend kurz vor Sonnenuntergang kam ein junger Rōnin zum Tempel und fragte, ob eine ältere Dame aus Mimasaka hier ihre Andachtübungen abhalte. Ich sagte nein, doch ein frommer Mann aus der Gemeinde antwortete, die Beschriebene komme gelegentlich. Daraufhin bat er um einen Pinsel und schrieb diesen Brief. Er wollte, daß ich ihn besagter Dame gebe, wenn sie das nächste Mal komme. Dann hörte ich, daß Ihr hier abgestiegen seid, und da ich gerade auf dem Weg zur Gojō-Allee war, bin ich vorbeigekommen, um den Brief gleich abzugeben.« »Das war sehr freundlich von Euch«, sagte Osugi leutselig und bot dem

Priester ein Kissen an, doch er empfahl sich gleich wieder. Osugi faltete den Brief auseinander und wechselte beim Lesen die Farbe. »Otsū!« rief sie.

»Ja, was ist?« rief die junge Frau aus dem Hinterzimmer. »Du brauchst keinen Tee mehr zu bereiten. Der Priester ist bereits wieder fort.«

»So? Warum trinkt Ihr ihn dann nicht?«

»Wie kannst du es wagen, mir Tee anzubieten, den du für ihn aufgebrüht hast? Ich bin doch kein Abfallkübel! Vergiß den Tee, und zieh dich an!« »Gehen wir aus?«

»Jawohl. Heute abend werden wir zu der Einigung kommen, auf die du gehofft hast.«

»Dann kommt der Brief also von Matahachi?« »Das geht dich nichts an.«

»Sehr wohl; dann werde ich bitten, daß uns das Abendessen jetzt gebracht wird.«

»Hast du denn noch nicht gegessen?« »Nein, ich habe auf Eure Rückkehr gewartet.«

»Immer machst du so törichte Dinge. Ich habe bereits gegessen, während ich aus war. Nun, iß etwas Reis und Eingelegtes! Aber beeile dich!«

Als Otsū sich anschickte, zur Küche zu gehen, sagte die alte Frau: »Es wird kalt sein in den Bergen. Bist du mit meinem Umhang fertig?« »Ich muß nur noch etwas am Kimono nähen.«

»Ich habe nicht Kimono gesagt, sondern Umhang. Den hatte ich dir doch auch hingelegt. Und hast du meine Socken gewaschen? Die Schnüre an meinen Sandalen sind auch locker. Sorg dafür, daß man neue bringt!« Die Befehle folgten einander in so rascher Folge, daß Otsū keine Zeit blieb, überhaupt etwas dazu zu sagen, geschweige denn, dagegen zu protestieren. Sie schien aus Angst vor der alten Frau förmlich

zu kriechen. Dabei auch noch zu essen, kam überhaupt nicht in Frage. Binnen weniger Minuten erklärte Osugi, sie sei fertig zum Ausgang.

Otsū stellte neue Sandalen auf die Veranda und sagte: »Geht Ihr nur schon voraus! Ich hole Euch dann ein.« »Hast du eine Laterne besorgt?« »Nein ...«

»Nichtsnutz! Hast du etwa erwartet, daß ich ohne Licht den Hang hinaufklettere? Geh und borg eine in der Herberge aus!« »Tut mir leid, daran hatte ich nicht gedacht.«

Otsū hätte gern gewußt, wohin sie gingen, fragte jedoch nicht, denn sie wußte, daß sie damit nur Osugi reizen würde. Sie ergriff die Laterne und ging schweigend den Sannen hinan voraus. Trotz der ständigen Quälerei war sie guten Mutes. Der Brief mußte von Matahachi stammen, und das bedeutete, die Sorge, die sie so viele Jahre bedrückt hatte, würde heute abend aus der Welt geschafft werden. Sobald wir uns über alles ausgesprochen haben, dachte Otsū, gehe ich zu Fürst Karasumaru. Ich muß unbedingt Jōtarō sprechen.

Der Aufstieg war alles andere als leicht. Sie mußten auf ihre Schritte achten und Steine und Löcher vermeiden. Im tiefen Schweigen der Nacht klang das Rauschen des Wasserfalls viel lauter als tagsüber.

Nach einiger Zeit sagte Osugi: »Ich bin sicher, dies ist der Ort, der dem Gott des Berges heilig ist. Ah, hier steht ein Schild: ›Kirschbaum des Berggottes.««

»Matahachi!« rief sie ins Dunkel hinein. »Matahachi! Hier bin ich.« Die vor Mutterliebe zitternde Stimme und das vor Zärtlichkeit überströmende Gesicht waren für Otsū wie eine Offenbarung. Nie zuvor hatte sie Osugi so erlebt.

»Laß die Laterne nicht ausgehen!« fuhr Osugi sie gleich darauf an. »Ich pass' schon auf«, sagte Otsū pflichtschuldigst.

»Er ist nicht hier«, murmelte die alte Frau. »Er ist wirklich nicht hier.« Sie hatte die Runde um die Tempelbezirke

gemacht, und jetzt ging sie das Gelände nochmals ab. »Im Brief hat er geschrieben, ich solle zur Halle des Berggottes kommen.«

»Hat er gesagt, heute abend?« »Weder heute, noch morgen, noch sonst an einem bestimmten Tag. Wird er denn nie erwachsen? Ich sehe nicht ein, wieso er nicht in die Herberge hat kommen können, aber vielleicht ist ihm das, was in Osaka geschehen ist, peinlich.«

Otsū schob den Ärmel hoch und machte: »Bst! Das könnte er sein. Jemand kommt den Hügel herauf.« »Sohn, bist du es?« rief Osugi.

Der Mann ging an ihnen vorüber, warf keinen Blick auf sie und begab sich direkt in den hinteren Teil des kleinen Tempels. Kurz darauf kam er wieder zum Vorschein, blieb vor ihnen stehen und starrte Otsū frech ins Gesicht. Als er zuerst vorbeigegangen war, hatte sie ihn nicht erkannt, doch jetzt wußte sie: Es war der Samurai, der am Neujahrstag an der Weide gelehnt hatte.

»Seid Ihr beide gerade den Hügel heraufgekommen?« fragte Kojirō. Die Frage kam so unerwartet, daß weder Otsū noch Osugi antworteten. Ihre Überraschung wurde noch größer, als sie bemerkten, wie auffällig Kojirō in grelle Farben gekleidet war.

Mit dem Finger auf Otsūs Gesicht zeigend, fuhr er fort: »Ich suche nach einem Mädchen. Es ist ungefähr so alt wie Ihr. Sie heißt Akemi. Sie ist ein wenig kleiner als Ihr und hat ein runderes Gesicht. Sie ist in einem Teehaus ausgebildet worden und gibt sich etwas altklug. Hat eine von Euch sie vielleicht irgendwo hier gesehen?« Schweigend schüttelten sie den Kopf.

»Sehr merkwürdig. Irgend jemand hat mir gesagt, sie sei hier in der Gegend gewesen. Ich war überzeugt, daß sie die Nacht in einer der Tempelhallen hier verbringen würde.« Bei aller Aufmerksamkeit, die er ihnen widmete, er hätte genausogut mit

sich selbst sprechen können. Er murmelte noch ein paar Worte und ging dann.

Osugi schnalzte mit der Zunge. »Noch so ein Tunichtgut! Er hat zwei Schwerter, also muß er wohl ein Samurai sein, aber hast du diese Aufmachung gesehen? Und dann um diese späte Stunde nach einer Frau suchen? Nun, er wird wohl gemerkt haben, daß wir es jedenfalls nicht waren.« Ohne sich Osugi anzuvertrauen, hatte Otsū den starken Verdacht, daß jenes Mädchen, das er suchte, dasjenige war, das am Nachmittag in die Herberge gekommen war. Was um alles in der Welt verband Musashi mit jenem Mädchen und das Mädchen wiederum mit diesem Mann? »Laß uns umkehren«, sagte Osugi enttäuscht und traurig. Vor dem Hogandō, wo Osugis Zusammentreffen mit Musashi stattgefunden hatte, begegneten sie Kojirō noch einmal. Er blickte sie an und sie ihn, doch Worte wechselten sie nicht. Osugi sah ihm nach, wie er zum Shiandō ging und dann abbog und geradewegs den Sannen hinunterschritt. »Der Mann hat einen Blick, der einem Angst machen kann«, murmelte Osugi, »wie Musashi.« Just als sie dies überlegte, bemerkte sie eine Bewegung im Dunkeln, und ihre gebeugten Schultern strafften sich. »Oooohhh!« Sie ließ einen dumpfen Schrei hören wie eine Eule. Hinter einem großen Zedernstamm hervor winkte eine Hand. »Matahachi!« murmelte Osugi und fand es rührend, daß er von niemand außer von ihr gesehen werden wollte.

»Geh schon weiter, Otsū«, rief sie hinter dieser her, die bereits fünfzig oder sechzig Schritt vor ihr war. »Aber nicht zu weit. Warte an der Stelle auf mich, die sie Chirimazuka nennen. In ein paar Minuten bin ich bei dir.« »Ist recht«, rief Otsū.

»Aber daß du mir nicht wegläufst! Ich behalte dich schon im Auge. Du brauchst gar nicht erst zu versuchen, davonzurennen.« Osugi eilte zu der Zeder. »Matahachi, du bist es doch, nicht wahr?« »Ja, Mutter.« Seine Hand kam aus der

Dunkelheit und klammerte sich an die ihre, als habe er seit Jahren darauf gewartet, sie zu treffen. »Was machst du hinter diesem Baum? Meine Güte, deine Hände sind ja eiskalt!« Ihre mütterliche Fürsorge rührte sie selbst fast zu Tränen. »Ich mußte mich verstecken«, sagte Matahachi und ließ die Augen gehetzt hin und her schießen. »Der Mann, der eben hier vorbeigekommen ist ... Du hast ihn doch gesehen, nicht wahr?« »Der Mann mit dem langen Schwert auf dem Rücken?« »Ja.«

»Du kennst ihn?«

»So kann man es auch sagen. Es ist Sasaki Kojirō.« »Was? Ich dachte, du bist Sasaki Kojirō.« »Huh?«

»In Osaka hast du mir ein Zeugnis gezeigt, das auf diesen Namen ausgestellt war. Und du hast gesagt, das sei der Name, den du angenommen hättest. Stimmt's etwa nicht?«

»Habe ich das getan? Uh, das war nicht wahr ... Heute, auf dem Weg hierher, sah ich ihn. Kojirō hat mir vor ein paar Tagen ziemlich übel mitgespielt, und deshalb verberge ich mich, um ihm aus dem Weg zu gehen. Wenn er zurückkommt, könnte ich in Teufels Küche kommen.«

Osugi war so überrascht, daß ihr ausnahmsweise die Worte fehlten. Da fiel ihr auf, daß Matahachi dünner war, als er es jemals gewesen war. Dies und die Aufregung, in der er sich befand, ließen sie ihn um so mehr lieben – zumindest im Moment.

Mit einem Blick, der ihm zu verstehen gab, er solle sie mit den Einzelheiten verschonen, sagte sie: »All das spielt keine Rolle. Sag mir, Sohn, weißt du überhaupt, daß Onkel Gon tot ist?« »Onkel Gon ...?«

»Ja, Onkel Gon. Er ist am Strand von Sumiyoshi gestorben, gleich, nachdem du uns verlassen hast.« »Das hatte ich noch nicht gehört.«

»Nun, es ist geschehen. Die Frage ist nur, ob du den Grund für seinen tragischen Tod verstehst – und den, daß ich diese

traurige Mission selbst in meinem Alter noch fortführe.«

»Doch, der ist seit jenem Abend, an dem du mir meine ... meine Verfehlungen klargemacht hast, in mein Bewußtsein gegraben.«

»Du erinnerst dich daran? Nun, ich habe Neuigkeiten für dich, Neuigkeiten, die dich glücklich machen werden.« »Und zwar?« »Es betrifft Otsū.«

»Oh! Dann war sie also die junge Frau bei dir.«

Matahachi schaute sich suchend um, doch Osugi versperrte ihm die Sicht und fragte vorwurfsvoll: »Wohin willst du denn?« »Wenn das Otsū war, möchte ich zu ihr. Es ist so lange her.« Osugi nickte. »Ich habe sie eigens hierhergebracht, damit du sie sehen kannst. Aber würdest du deiner Mutter bitte erzählen, was du vorhast?« »Ich möchte ihr sagen, daß es mir leid tut, sie so schlecht behandelt zu haben, und daß ich hoffe, sie verzeiht mir.« »Und dann?«

»Dann ... nun, dann möchte ich ihr sagen, daß ich *so* einen Fehler nie wieder machen werde. Mutter, sag du ihr das von mir!« »Und dann?«

»Dann wird alles wieder so sein wie vorher.« »Was wird so sein?«

»Das mit mir und Otsū. Ich möchte, daß sie mir wieder gut ist. Ich möchte sie heiraten. Ach, Mutter, meinst du, daß sie mich immer noch ...« »Du Tor!« Sie versetzte ihm eine Mauschelle, daß es weithin hallte. Er wankte, machte ein paar Schritt rückwärts und faßte sich an die brennende Backe. »A-a-aber Mutter, w-w-was ist denn?«

Osugi sah wütender aus, als er sie jemals erlebt hatte. Sie knurrte: »Gerade eben hast du mir versprochen, du würdest nie wieder vergessen, was ich in Osaka zu dir gesagt habe, stimmt's?« Er ließ den Kopf hängen.

»Habe ich je ein Wort davon gesagt, daß du dich bei dieser

unwürdigen Schlampe entschuldigen sollst? Wie willst du dich denn überhaupt bei ihr entschuldigen, nachdem sie dir den Laufpaß gegeben hat und mit einem anderen Mann durchgebrannt ist? Sehen kannst du sie, aber entschuldigen wirst du dich nicht bei ihr. Jetzt hör mir zu!« Osugi packte ihn mit beiden Händen am Kimonoaufschlag und schüttelte ihn durch. Matahachis Kopf hüpfte hin und her; mit geschlossenen Augen hörte er sich verzagt die vielen Vorwürfe an, die sie ihm zu machen hatte.

»Was soll das heißen?« fragte sie. »Du heulst? Liebst du diese Schlampe etwa so sehr, daß du ihr Tränen nachweinst? Wenn du das tust, bist du mein Sohn nicht mehr.« Mit diesen Worten stieß sie ihn zu Boden, dann brach auch sie zusammen.

Eine Weile saßen sie beide da und weinten.

Doch Osugis Verbitterung ließ sich nicht lange unterdrücken. Sie richtete sich auf und sagte: »Du bist an einem Punkt angelangt, wo du dich entscheiden mußt. Es ist möglich, daß ich nicht mehr lange lebe, und wenn ich tot bin, kannst du nicht mehr mit mir reden wie jetzt, selbst wenn du das möchtest. Überlege also, Matahachi! Otsū ist nicht die einzige Frau auf der Welt.« Ihre Stimme wurde ruhiger. »Du darfst einfach kein Gefühl der Zuneigung und der Anhänglichkeit in dir aufkommen lassen für jemand, der sich so benommen hat. Such dir ein Mädchen, das dir gefällt, und ich werde dafür sorgen, daß du sie bekommst – und wenn ich ihre Eltern hundertmal besuchen muß.«

Er blieb verstockt und schwieg.

»Vergiß Otsū, um der Ehre des Namens Hon'iden willen! Wie immer du zu ihr stehst, vom Standpunkt der Familie aus ist sie unannehmbar. Wenn du nicht ohne sie sein kannst, dann schlage mir meinen alten Kopf ab! Danach kannst du machen, was du willst. Aber solange ich lebe ...« »Mutter, hör auf!«

Die Schärfe, mit der er das sagte, erboste sie noch mehr.

»Wirst du wohl aufhören, mich anzuschreien?«

»Sag mir eines«, fuhr Matahachi fort. »Wird die Frau, die ich heirate, deine Gattin oder meine?!« »Was soll der Unsinn?«

»Warum darf ich sie mir dann nicht selbst aussuchen?«
»Nun hör mir mal gut zu! Du bist immer dickköpfig gewesen. Wie alt bist du eigentlich? Du bist schließlich kein Kind mehr, oder hast du das vergessen?«

»Aber ... nun, selbst wenn du meine Mutter bist – du verlangst einfach zu viel. Das ist ungerecht.«

»Ungerecht nennst du das?« zischte Osugi. »Wessen Sohn, meinst du, bist du überhaupt? Aus welchem Bauch, meinst du, kommst du?« »Es hat doch keinen Sinn, darüber zu reden. Ich möchte Otsū heiraten. Sie ist nun mal diejenige, die ich liebe.«
Unfähig, die finsternen Blicke seiner Mutter zu ertragen, richtete er die Worte gen Himmel.

»Sohn, meinst du das wirklich ernst?« Osugi zog ihr Kurzschwert und richtete die Schneide auf ihre Kehle. »Mutter, was tust du da?«

»Ich habe genug. Versuch nicht, mich aufzuhalten! Besitz nur den Anstand, mir den Todesstreich zu versetzen!«

»Das kannst du mir nicht antun! Ich kann nicht dastehen und zulassen, daß du so etwas tust.«

»Schön. Gibst du Otsū auf – in diesem Augenblick?«

»Wenn du das wolltest, warum hast du sie dann überhaupt hierhergebracht? Warum mich quälen, indem du sie mir vor Augen führst? Ich begreife dich nicht.«

»Nun, für mich wäre es das Einfachste in der Welt, sie umzubringen, aber du bist es schließlich, dem sie unrecht getan hat. Als deine Mutter habe ich gedacht, ich müßte die Bestrafung dir überlassen. Eigentlich solltest du mir dafür dankbar sein.«

»Du erwartest von mir, daß ich Otsū töte?«

»Ja. Willst du das etwa nicht? Wenn nicht, sag's! Aber entscheide dich!« »Aber ... aber Mutter ...«

»Du kannst sie also immer noch nicht vergessen, wie? Nun, dann bist du nicht mein Sohn, und ich bin nicht deine Mutter. Wenn du diese Dirne nicht um einen Kopf kürzer machen kannst, schlag mir wenigstens meinen ab! Den Todesstreich, bitte!«

Kinder, dachte Matahachi, machen ihren Eltern oft Kummer, doch gelegentlich ist es auch umgekehrt. Osugi schalt ihn nicht nur aus, sondern brachte ihn auch in die schwierigste Situation, die er sich vorstellen konnte. Die Art, wie sie ihn ansah, erschütterte ihn bis ins Mark.

»Mutter, aufhören! Tu das nicht! Schön, ich werde tun, was du verlangst. Ich werde Otsū vergessen.« »Ist das alles?«

»Ich werde sie bestrafen. Ich verspreche dir, daß ich sie mit meinen eigenen Händen bestrafen werde.« »Du wirst sie töten?« »Uh, ja, ich werde sie töten.«

Triumphierend brach Osugi in Freudentränen aus. Sie steckte ihr Schwert weg und packte die Hand ihres Sohnes. »Gratuliere! Jetzt hörst du dich an wie das künftige Oberhaupt des Hauses Hon'iden. Deine Ahnen werden stolz auf dich sein.« »Meinst du wirklich?«

»Gehe hin und tue es jetzt! Otsū wartet unten an der Chirimazuka. Beeile dich!« »Hmm.«

»Wir werden einen Brief schreiben, den wir zusammen mit ihrem Kopf an den Shippōji schicken. Dann weiß jeder im Dorf, daß unsere Schande zur Hälfte getilgt ist. Und wenn Musashi hört, daß sie tot ist, wird sein Stolz ihn zwingen, sich uns zu stellen. Wie herrlich ... Matahachi, beeile dich!« »Du wartest hier, nicht wahr?«

»Nein. Ich werde dir folgen, aber so, daß ihr mich nicht seht. Denn wenn Otsū mich sieht, wird sie jammern, ich solle mein Versprechen halten. Und das wäre peinlich ...«

»Sie ist doch nur eine Frau, die sich nicht wehren kann«, sagte Matahachi und erhob sich langsam. »Es wird nicht schwer sein, sie umzubringen. Warum wartest du nicht hier auf mich? Ich bringe dir dann ihren Kopf. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich lasse sie schon nicht entkommen.«

»Nun, du kannst nicht vorsichtig genug sein. Sie mag nur eine Frau sein, aber wenn sie die Klinge deines Schwertes sieht, wird sie kämpfen.« »Höre auf, dir Sorgen zu machen! Sie sind grundlos.«

Er raffte sich auf und ging den Hügel hinab. Seine Mutter folgte ihm mit besorgtem Gesicht. »Vergiß nicht«, sagte sie, »sei stets auf der Hut!«

»Kommst du doch hinter mir her?«

»Warum zauderst du?«

»Es geht um ein Menschenleben. Es ist nicht leicht, über sie herzufallen und dabei das Gefühl zu haben, ein unschuldiges Kätzchen umzubringen.«

»Ich verstehe, was du meinst. So treulos sie auch war, sie war deine Verlobte.

Na schön, wenn du nicht willst, daß ich zusehe, geh allein! Ich bleibe hier.«

Schweigend ging er.

Zuerst hatte Otsū daran gedacht fortzulaufen, doch dann wäre die ganze Geduld, die sie die letzten zwanzig Tage aufgebracht hatte, umsonst gewesen. Sie beschloß, noch ein wenig länger zu warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, dachte sie an Musashi und dann an Jōtarō. Die Liebe zu Musashi entzündete Millionen heller Sterne in ihrem Herzen. Wie in einem Traum ließ sie alle die Hoffnungen, die sie für die Zukunft hegte, an sich vorbeiziehen, und sie dachte an das, was er ihr gelobt hatte – damals am Nakayama-Paß und später auf der Hanada-Brücke. Mochten auch noch so viele Jahre

vergehen, im Herzen war sie überzeugt, daß er sie letzten Endes nicht im Stich lassen würde.

Dann verfolgte das Bild von Akemi sie, warf dunkle Schatten auf ihre Hoffnungen und bereitete ihr Unbehagen. Doch nur für wenige Augenblicke, denn ihre Befürchtungen in bezug auf Akemi waren unbedeutend im Vergleich zu dem unermeßlichen Vertrauen, das sie in Musashi setzte. Dann fiel ihr ein, daß Takuan gesagt hatte, sie sei zu bedauern, doch ergab das keinen Sinn. Wie hatte er ihre immerwährende Freude nur in einem solchen Licht sehen können?

Selbst jetzt, während sie hier im Dunkel wartete, machte ihr Traum vom Glück alles Leiden erträglich. »Otsū!«

»Wer ist da?« rief sie zurück. »Hon'iden Matahachi.« »Matahachi?« entfuhr es ihr. »Hast du meine Stimme vergessen?«

»Nein, jetzt erkenne ich sie. Hast du deine Mutter gesehen?« »Ja, sie wartet auf mich. Du hast dich nicht verändert, nicht wahr? Du siehst noch genauso aus wie in Mimasaka.« »Wo bist du? Es ist so dunkel, daß ich nichts sehen kann.« »Darf ich näher kommen? Ich habe hier gestanden und schäme mich zu sehr, dir unter die Augen zu treten. Woran hast du gedacht?« »Ach, an nichts; an nichts Besonderes.«

»Hast du an mich gedacht? Kein Tag ist vergangen, ohne daß ich an dich gedacht hätte.«

Als er langsam näher kam, befiel sie eine böse Ahnung. »Matahachi, hat deine Mutter dir alles erklärt?«

»Uh-hu.«

»Wenn du nun alles gehört hast«, sagte sie unendlich erleichtert, »verstehst du sicher auch meine Gefühle. Trotzdem möchte ich dich bitten, die Dinge von meinem Standpunkt zu sehen. Vergessen wir die Vergangenheit. Es hat nicht sollen sein.«

»Aber Otsū, sei doch nicht so!« Er schüttelte den Kopf. Wiewohl er keine Ahnung hatte, was seine Mutter Otsū gesagt haben könnte, war er sich ziemlich sicher, daß sie das Mädchen nur hatte täuschen wollen. »Es schmerzt mich, daß du die Vergangenheit erwähnst. Es fällt schwer, vor dir den Kopf nicht zu senken. Wenn es möglich wäre zu vergessen – der Himmel weiß, wie froh mich das machte. Aber aus irgendeinem Grunde ist mir der Gedanke, dich aufzugeben, unerträglich.«

»Matahachi, sei vernünftig! Nichts verbindet dein Herz mit meinem. Wir sind durch ein großes Tal getrennt.«

»Das stimmt. Und über fünf Jahre sind durch dieses Tal dahingeflossen.« »Richtig. Diese Jahre werden nie zurückkommen. Es gibt keine Möglichkeit, die Gefühle wiederzufinden, die wir einst gehabt haben.« »O nein! Wir können sie wiederfinden, und wir werden es tun.« »Nein, sie sind für immer dahin.«

Wie vor den Kopf geschlagen von dem kühlen Ausdruck auf ihrem Gesicht und der Endgültigkeit, mit der sie dies alles sagte, fragte er sich, ob dies noch jenes Mädchen war, das, wenn es einst seine Leidenschaften enthüllte, wie das blitzende Sonnenlicht im Frühling war? Er hatte das Gefühl, sich an einem Stück schneeweißen Alabasters zu stoßen. Wo hatte diese Härte früher gesteckt?

Er erinnerte sich an die Veranda des Shippōji, wo sie vollkommen gelöst oft den halben Tag und noch länger mit verträumten Augen dagesessen und in die Ferne geschaut hatte, als sehe sie in den Wolken Mutter und Vater, Brüder und Schwestern.

Er kam näher und flüsterte so behutsam, als gelte es, unter Dornen nach einer weißen Rosenknospe zu greifen: »Laß es uns noch einmal versuchen, Otsū! Fünf Jahre lassen sich nicht zurückholen, aber laß uns trotzdem noch einmal neu anfangen,

jetzt, auf der Stelle, nur wir beide!« »Matahachi«, sagte sie ohne jede Leidenschaft, »machst du dir nicht etwas vor? Ich habe nicht von der langen Zeit gesprochen, sondern von dem Abgrund, der unsere Herzen und unser Leben trennt.«

»Das weiß ich. Was ich meine, ist: Wenn wir jetzt einen neuen Anfang machen, werde ich deine Liebe zurückgewinnen. Vielleicht sollte ich es nicht sagen, aber ist nicht der Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht habe, ein Fehler, den jeder junge Mann machen könnte?«

»Rede, wenn es dir wohltut, nur – ich kann nie wieder ein Wort von dir ernst nehmen.«

»Aber Otsū, ach, ich weiß, daß ich unrecht hatte! Ich bin ein Mann, und doch stehe ich hier und bitte eine Frau um Verzeihung. Begreifst du denn nicht, wie schwierig das für mich ist?«

»Hör auf! Wenn du ein Mann bist, solltest du dich auch wie ein Mann benehmen.«

»Aber nichts auf der Welt ist mir wichtiger! Wenn du willst, falle ich auf die Knie vor dir und bitte dich um Verzeihung. Ich gebe dir mein Ehrenwort. Ich werde alles beschwören, was du willst.« »Es ist mir gleichgültig, was du tust.«

»Bitte, sei nicht böse! Schau, dies hier ist kein Ort, um sich auszusprechen. Laß uns woandershin gehen!« »Nein.«

»Ich möchte nicht, daß meine Mutter uns findet. Komm schon, laß uns gehen! Ich kann dich nicht umbringen. Es wäre mir unmöglich, dich zu töten.«

Er nahm sie bei der Hand, doch sie entriß sie ihm. »Rühr mich nicht an!« rief sie zornig. »Lieber möchte ich tot sein, als mein Leben mit dir verbringen.« »Du willst nicht mit mir kommen?« »Nein, nein und nochmals nein!« »Ist das dein letztes Wort?« »Ja.«

»Bedeutet das, daß du immer noch Musashi liebst?«

»Ja, ich liebe ihn. Ich werde ihn immer lieben, in diesem Leben und im nächsten.«

Er zitterte am ganzen Leib. »Das hättest du nicht sagen dürfen, Otsū.« »Deine Mutter weiß es. Sie hat gesagt, sie würde es dir sagen. Sie hat versprochen, wir könnten uns darüber aussprechen und einen Schlußstrich unter die Vergangenheit setzen.«

»Ich verstehe. Dann hat Musashi dir wohl befohlen, mich zu suchen und mir das zu sagen. Ist es so gewesen?«

»Nein. Musashi braucht mir nicht zu sagen, was ich zu tun habe.« »Auch ich besitze Stolz. Alle Männer besitzen Stolz. Wenn das die Gefühle sind, die du mir entgegenbringst ...« »Was machst du?« rief sie.

»Ich bin genauso ein Mann wie Musashi. Und wenn es mich mein ganzes Leben kostet, ich werde nicht zulassen, daß ihr zusammenkommt. Ich dulde es nicht, hörst du?«

»Und wer, meinst du, bist du, um mir etwas verbieten zu können?« »Ich erlaube nicht, daß du Musashi heiratest. Vergiß nicht, Otsū, es war nicht Musashi, mit dem du verlobt warst.« »Du hast gerade Grund, das zu sagen!«

»Und ob ich das habe! Du bist mir verlobt worden. Wenn ich nicht mein Einverständnis gebe, kannst du keinen anderen heiraten.« »Du bist ein Feigling, Matahachi! Du dauerst mich. Wie kannst du dich nur so erniedrigen? Ich habe schon vor langer Zeit einen Brief von dir erhalten und einen von einer Frau namens Okō, und darin hast du unser Verlöbnis aufgekündigt.«

»Davon weiß ich nichts. Ich habe keinen Brief geschrieben. Das muß Okō von sich aus getan haben.«

»Das stimmt nicht. Einer der Briefe trug deine Handschrift, und darin stand, ich solle dich vergessen und mir einen anderen Gatten suchen.« »Wo ist dieser Brief? Zeig ihn mir!«

»Ich habe ihn nicht mehr. Als Takuan ihn gelesen hatte, lachte er, schneuzte hinein und warf ihn fort.«

»Mit anderen Worten: Du hast keinen Beweis, folglich wird dir kein Mensch glauben. Jeder im Dorf weiß aber, daß du mit mir verlobt warst. Ich habe alle Beweise, und du hast keine. Überlege, Otsū: Du müßtest dich von allem lösen, um mit Musashi zusammenzusein, und dabei würdest du nie glücklich werden. Der Gedanke an Okō scheint dich zu beunruhigen, doch ich schwöre dir, daß ich nichts, aber auch gar nichts mehr mit ihr zu tun habe.« »Du vergeudest nur deine Zeit.«

»Du willst mir nicht zuhören, nicht einmal, wenn ich dich um Verzeihung bitte?«

»Matahachi, hast du nicht gerade eben groß damit getan, ein Mann zu sein? Warum handelst du nicht wie ein Mann? Keine Frau verliert ihr Herz an einen schwachen, schamlosen Lügenbold und Feigling. Frauen mögen Schwächlinge nicht.« »Halte deine Zunge im Zaum!« »Laß mich los! Du zerreißt mir den Ärmel.« »Du ... wankelmütige Hure!« »Hör auf!«

»Wenn du mir nicht zuhörst, ist es mir gleich, was passiert.« »Matahachi!«

»Wenn dir dein Leben lieb ist – schwöre, daß du Musashi aufgibst!« Er ließ ihren Ärmel fahren, um das Schwert zu ziehen. Als er es aus der Scheide herausgezogen hatte, schien die Waffe die Herrschaft über ihn zu gewinnen. Er war wie ein Besessener, und ein wildes Licht leuchtete in seinen Augen auf.

Otsū schrie, weniger angesichts der Waffe, als vielmehr seines Aussehens wegen.

»Du Hexe!« rief er, als sie sich abwandte, um zu fliehen. Sein Schwert zischte herab und streifte den Knoten ihres Obis. Ich darf sie nicht entkommen lassen! dachte er, rief über die Schulter hinweg nach seiner Mutter und lief hinter Otsū her.

Osugi kam den Hügel heruntergelaufen. Ob er wohl doch

alles verpatzt hat? fragte sie sich und zog ihr kurzes Schwert.

»Dort drüben ist sie! Fang sie, Mutter!« rief Matahachi. Dann jedoch kam er zurückgelaufen und blieb kurz vor der alten Frau stehen. Mit riesig geweiteten Augen fragte er: »Wo ist sie hin?« »Du hast sie nicht getötet?« »Nein, sie ist entwischt.«

»Trottel!«

»Schau, da unten ist sie. Das ist sie. Da drüben!«

Otsū, die eine steile Böschung hinuntersauste, mußte stehenbleiben, um ihren Ärmel von einem Zweig zu befreien, in dem er sich verfangen hatte. Sie wußte, daß sie in der Nähe des Wasserfalls war, denn das Tosen war sehr laut. Als sie weiterlief, während sie ihren zerrissenen Ärmel festhielt, kamen Osugi und Matahachi immer näher, und als Osugi rief: »Jetzt sitzt sie in der Falle«, erklangen die Worte unmittelbar hinter ihr.

Auf dem Boden der Schlucht umschloß die Dunkelheit Otsū wie eine Mauer.

»Matahachi, töte sie! Da ist sie – sie liegt dort auf dem Boden.« Matahachi überließ sich ganz und gar dem Schwert. Er machte einen Satz voran, nahm Ziel auf die dunkle Gestalt und ließ die Klinge furchtbar heruntersausen.

»Teufelin!« schrie er.

Zusammen mit dem Krachen von Zweigen und Ästen ertönte ein schriller Todesschrei.

»Nimm dies, und dies!« Dreimal, viermal schlug Matahachi zu – wieder und immer wieder, bis es so aussah, als würde das Schwert entzweibrochen. Er war bluttrunken, und seine Augen sprühten Feuer. Dann war es vorüber. Schweigen senkte sich über die Schlucht. Teilnahmslos, das blutige Schwert in der Hand, kam er langsam wieder zu sich; öde Leere malte sich auf seinem Gesicht. Er betrachtete seine Hände und sah Blut daran,

dann betastete er sein Gesicht, und auch das war voll Blut. Blut war überall an seiner Kleidung. Er erbleichte, Schwindel überkam ihn, und sein Magen verkrampfte sich bei dem Gedanken, daß all dies, Tropfen für Tropfen, Otsūs Blut war.

»Großartig, mein Sohn! Endlich hast du es getan!« Mehr vor innerem Überschwang keuchend als vor Anstrengung, stand Osugi hinter ihm, lehnte sich an seine Schulter und starrte hinab auf das zerrissene und zerschmetterte Laubwerk. »Wie glücklich ich bin, daß ich dies noch sehen durfte«, jubelte sie. »Wir haben es geschafft, mein Sohn. Die Hälfte der Last, die mir aufgebürdet wurde, ist von mir genommen. Jetzt kann ich den Kopf im Dorf wieder aufrecht tragen. Was ist mit dir? Schnell, schneide ihr den Kopf ab!« Als sie sein Unwohlsein bemerkte, lachte sie. »Du hast wirklich kein bißchen Mumm. Wenn du es nicht fertigbringst, ihr den Kopf abzuschlagen, tue ich es. Geh aus dem Weg!«

Er stand regungslos da, bis die alte Frau auf die zerfetzten Zweige zuing. Da hob er sein Schwert und drückte ihr den Knauf in die Schulter. »Was machst du!« rief Osugi und strauchelte. »Bist du noch bei Sinnen?« »Mutter!« »Was ist?«

Sonderbare Laute lösten sich gurgelnd aus Matahachis Kehle. Mit blutigen Händen wischte er sich die Augen. »Ich ... ich habe sie getötet. Ich habe Otsū ermordet.«

»Das war eine Tat, die höchstes Lob verdient. Was ist – du weinst ja.« »Ich kann nicht anders. Ach, du Törin, du wahnsinnige, fanatische alte Törin!«

»Bedauerst du es?«

»Ja ... ja! Wärest du nicht gewesen – und eigentlich solltest du jetzt tot sein –, hätte ich Otsū schon noch zurückgewonnen. Du mit deiner Familienehre!« »Hör auf mit dem Gejammer! Wenn sie dir so viel bedeutet hat, warum hast du dann nicht mich getötet und sie beschützt?«

»Das hätte ich nie fertiggebracht. Ich ... Gibt es

Schlimmeres, als eine verbockte Wahnsinnige zur Mutter zu haben?«

»Jetzt hör aber auf! Wie kannst du es wagen, so von mir zu reden!« »Von Stund an will ich mein Leben leben, wie ich es will. Und wenn ich es verpatze, dann geht das niemand etwas an außer mir.« »Das ist schon immer ein Fehler von dir gewesen, Matahachi. Du regst dich maßlos auf und machst Szenen, bloß um deiner Mutter Kummer zu bereiten.«

»Und ob ich dir Kummer bereiten werde, du Ungeheuer! Eine Hexe bist du! Ich hasse dich!«

»Oh, oh! Aus dem Weg da! Jetzt werde ich Otsū den Kopf abschneiden, und dann will ich dir ein paar Dinge sagen.« »Noch mehr reden? Ich höre nicht zu!«

»Ich möchte, daß du dir den Kopf dieses Mädchens gut ansiehst. Du sollst mal sehen, wie hübsch sie ist. Ich will, daß du mit eigenen Augen siehst, wie eine Frau aussieht, wenn sie tot ist: nichts außer Knochen. Ich will, daß du erkennst, wie töricht Leidenschaft ist.«

»Halt den Mund!« Wütend schüttelte Matahachi den Kopf. »Wenn ich's genau überlege, war Otsū alles, was ich mir jemals ersehnt habe. Als ich mir sagte, so könne es nicht weitergehen, und versuchte, einen Weg zu finden, daß doch noch etwas aus mir würde, da habe ich das alles nur getan, weil ich sie heiraten wollte; nicht um der Familienehre willen und nicht um einer schrecklichen alten Frau willen.«

»Wie lange willst du noch Reden schwingen über etwas, das doch bereits abgeschlossen ist? Du tätest besser daran, Sutras aufzusagen: Heil sei dir, Amida Buddha!«

Ihre Hände fuhrwerkten unter den zerbrochenen Zweigen und dem trockenen Gras herum, das reichlich mit Blut benetzt war. Dann bog sie etwas Gras zur Seite und kniete sich darauf. »Otsū«, sagte sie, »haß mich nicht! Jetzt, wo du tot bist, hege ich keinen Groll mehr gegen dich. Es hat einfach sein müssen.

Ruhe in Frieden!«

Mit der linken Hand tastete sie herum, bis sie einen Schöpf schwarzer Haare zu fassen bekam.

Takuan's Stimme hallte weithin: »Otsū!« Vom dunklen Wind den Hohlweg hinuntergetragen, klang sie, als würden die Bäume und die Sterne selbst rufen.

»Habt Ihr sie gefunden?« rief er, und seine Stimme klang seltsam gepreßt. »Nein, hier ist sie nicht.« Der Wirt der Herberge, in der Osugi und Otsū abgestiegen waren, wischte sich matt den Schweiß von der Stirn. »Seid Ihr auch sicher, daß Ihr alles richtig mitbekommen habt?« »Ganz sicher. Nachdem am Abend der Priester vom Kiyomizudera-Tempel gekommen war, ist die alte Frau plötzlich aufgebrochen und hat gesagt, sie wolle die Halle des Berggottes aufsuchen. Und die junge Frau hat sie begleitet.«

Nachdenklich verschränkten beide die Arme vor der Brust. »Vielleicht sind sie den Berg hinauf oder vom Hauptweg abgewichen«, sagte Takuan.

»Warum macht Ihr Euch solche Sorgen?« »Weil ich glaube, daß Otsū in eine Falle gelockt worden ist.« »Ist die alte Frau wirklich so böse?«

»Nein«, sagte Takuan rätselhaft, »sie ist eine sehr gute Frau.« »Aber nicht nach dem, was Ihr mir erzählt habt. Oh, da fällt mir übrigens etwas ein.« »Was denn?«

»Ich habe die junge Frau heute in ihrem Zimmer weinen sehen.« »Das will nicht viel heißen.«

»Die alte Frau hat mir gesagt, sie sei die Braut ihres Sohnes.« »Das klingt ganz nach Osugi.«

»Nach dem, was Ihr erzählt habt, sieht es so aus, als würde die alte Frau das Mädchen haßerfüllt quälen.«

»Schon, aber warum führt sie es dann in stockfinsterer Nacht den Berg hinauf? Ich fürchte, Osugi hat vor, Otsū zu

ermorden.« »Ermorden! Wie könnt Ihr dann noch sagen, sie ist eine gute Frau?« »Weil sie ganz ohne jeden Zweifel das ist, was die Welt gut nennt. Sie geht oft zum Kiyomizudera-Tempel, um dort ihre Andacht zu verrichten, stimmt's nicht? Und wenn sie, die Gebetsschnur in der Hand, vor Kannon sitzt, muß sie Kannon im Geiste sehr nahe sein.« »Soviel ich gehört habe, betet sie auch zum Buddha Amida.« »Buddhisten dieser Art, Gläubige, wie sie genannt werden, gibt es viele in dieser Welt. Sie tun etwas, was sie nicht hätten tun sollen, dann gehen sie in den Tempel und beten zu Amida. Sie ersinnen teuflische Werke, die Amida ihnen dann vergeben soll. Sie schlagen bedenkenlos einen Menschen tot und sind sich ganz sicher, wenn sie hinterher Amida anrufen, werden sie von ihren Sünden losgesprochen und gehen nach ihrem Tode ins Westliche Paradies ein. Diese guten Menschen bringen viel Übel in die Welt.«

Verärgert blickte sich Matahachi um. Woher die Stimme wohl gekommen sein mochte?

»Hast du das gehört, Mutter?« fragte er aufgeregt.

»Kennst du die Stimme?« Osugi hob den Kopf, ließ sich aber von der Unterbrechung nicht sonderlich stören. Ihre Hand umschloß immer noch den Haarschopf, und sie war bereit, mit dem erhobenen Schwert zuzuschlagen.

»Horch! Da ist sie wieder.«

»Merkwürdig. Wenn jemand nach Otsū sucht, dann müßte es eigentlich der junge Jōtarō sein.« »Aber dies ist eine Männerstimme.«

»Ja, ich höre es. Und ich meine, ich habe sie schon mal gehört.« »Das sieht böse aus, Mutter. Laß jetzt den Kopf! Nimm die Laterne! Irgend jemand kommt.« »Hierher?«

»Ja, zwei Männer. Komm, laß uns machen, daß wir fortkommen!« Die Gefahr versöhnte Mutter und Sohn im Handumdrehen; freilich konnte das Osugi nicht von ihrem

grausigen Vorhaben abbringen. »Nur einen Augenblick«, sagte sie. »Nachdem ich so weit gekommen bin, möchte ich nicht ohne den Kopf zurückkehren. Wenn ich ihn nicht habe, wie soll ich dann beweisen, daß ich an Otsū Rache genommen habe? Ich bin gleich fertig.«

»Oh!« stöhnte Matahachi angeekelt.

Ein Entsetzensschrei löste sich von Osugis Lippen. Sie ließ den Haarschopf aus, stand halb auf, wankte und stürzte dann zu Boden. »Sie ist es nicht!« stöhnte sie. Sie schlug mit den Armen um sich und versuchte aufzustehen, fiel aber wieder hin.

Matahachi sprang hinzu, um sich zu überzeugen, und stammelte: »W-w-wa-was?«

»Sieh doch! Es ist nicht Otsū. Es ist ein Mann, ein Bettler, ein Krüppel ...« »Das kann doch nicht sein!« rief Matahachi. »Diesen Mann kenne ich.« »Was? Ein Freund von dir?«

»O nein! Er hat mich überlistet, damit ich ihm all mein Geld gab«, entfuhr es ihm. »Was hat ein Betrüger wie Akakabe Yasoma hier so nahe einem Tempel zu suchen?«

»Wer da?« rief Takuan. »Otsū, seid Ihr das?« Plötzlich stand er unmittelbar hinter ihnen.

Matahachi war flinkfüßiger als seine Mutter. Während er außer Sichtweite geriet, holte Takuan Osugi ein und packte sie fest am Kragen. »Genau, wie ich es mir gedacht habe. Und ich bin überzeugt, das war Euer sauberer Sohn, der da entflohen ist ... Matahachi! Was soll das bedeuten, einfach wegzulaufen und deine Mutter zurückzulassen? Undankbarer Bengel! Komm sofort zurück!« Obwohl Osugi sich auf den Knien vor ihm wand, hatte sie nichts von ihrer Hitzköpfigkeit verloren. »Wer seid Ihr?« wollte sie zornig wissen. »Und was wollt Ihr?«

Takuan gab sie frei und sagte: »Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr, Großmutter? Ihr werdet doch noch nicht so vergeist sein!« »Takuan!«

»Überrascht Euch das?«

»Ich wüßte nicht, warum. Ein Bettler wie Ihr, der nach Herzenslust durch die Welt streicht. Früher oder später mußte es Euch ja nach Kyoto verschlagen.«

»Ihr habt recht«, pflichtete er ihr lächelnd bei. »Genauso war es, wie Ihr gesagt habt. Ich habe mich im KoYagyū-Tal aufgehalten und dann in der Provinz Izumi, aber nun bin ich doch in der Hauptstadt gelandet. Gestern abend hörte ich im Haus eines Freundes beunruhigende Nachrichten – da fand ich, daß es falsch wäre, die Hände in den Schoß zu legen und nichts zu unternehmen.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Ich dachte, Otsū wäre bei Euch, und nach der suche ich.«
»Hmph!« »Großmutter!« »Was?«

»Wo ist Otsū?« »Ich weiß es nicht.« »Ich glaube Euch nicht.«

»Herr«, sagte der Wirt. »Hier ist Blut vergossen worden. Es ist noch ganz frisch.« Er hob die Laterne näher an den Leichnam heran. Takuans Züge versteinerten sich. Osugi sprang auf und wollte das Weite suchen. Ohne eine Bewegung zu machen, rief der Priester: »Wartet! Ihr habt die Heimat verlassen, um Euren Namen reinzuwaschen, stimmt's? Wollt Ihr jetzt mit noch befleckterer Ehre dorthin zurückkehren? Ihr habt gesagt, Ihr würdet Euren Sohn lieben. Wollt Ihr ihn jetzt, wo Ihr ihn ins Elend gestürzt habt, im Stich lassen?« Die Kraft seiner dröhnenden Stimme sprang Osugi an, und sie blieb unvermittelt stehen.

Das Gesicht von trotzigem Falten entstellt, rief sie: »Den Namen meiner Familie befleckt, meinen Sohn unglücklich gemacht? Was meint Ihr damit?« »Genau das, was ich gesagt habe.«

»Narr!« Sie stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus. »Wer seid Ihr? Ihr seid immer unterwegs, eßt das Essen anderer

Leute, lebt in Tempeln, die Euch nicht gehören, verrichtet Eure Notdurft auf fremdem Feld. Was wißt Ihr schon von Familienehre? Was ahnt Ihr schon von der Liebe einer Mutter zu ihrem Sohn? Habt Ihr jemals die Mühsal gewöhnlicher Menschen zu ertragen gehabt? Ehe Ihr anderen vorschreibt, was sie tun sollen, solltet Ihr arbeiten und Euch Euren Lebensunterhalt verdienen wie jeder andere Mensch auch.«

»Ihr berührt da eine wunde Stelle, das spüre ich sehr wohl. Es gibt Priester, denen ich genau das manchmal selbst sagen möchte. Ich habe stets behauptet, bei einem Wortgefecht wäre ich kein Gegner für Euch, und ich sehe, Ihr habt immer noch Eure scharfe Zunge.«

»Und ich habe immer noch Wichtigeres in dieser Welt zu tun. Ihr braucht nicht zu meinen, daß ich nur reden kann.«

»Ihr habt Matahachi heute angestiftet, Otsū umzubringen, hab' ich recht? Ich fürchte, ihr beiden habt sie ermordet.«

Ihren runzligen Hals vorreckend, lachte Osugi laut und voller Verachtung auf. »Takuan, Ihr könnt mit einer Laterne durchs Leben gehen, nur nützt Euch das nichts, es sei denn, Ihr macht auch noch Eure Augen auf. Was sind das überhaupt, Eure Augen? Nichts als Löcher in Eurem Kopf!« Takuan, den ein leises Unbehagen beschlich, wandte sich jetzt endlich der Mordstätte zu.

Als er erleichtert aufsah, sagte die alte Frau nicht ohne Häme: »Wahrscheinlich freut es Euch, daß es nicht Otsū ist, aber glaubt nicht, ich hätte vergessen, daß Ihr der unselige Kuppler wart, der sie mit Musashi zusammengebracht und all das Elend hervorgerufen hat.«

»Wenn Ihr das meint – schön. Aber ich weiß, Ihr seid eine fromme Frau, und Ihr solltet jetzt nicht fortgehen und diesen Leichnam unbestattet lassen.« »Er muß hier ohnehin dem Tode nahe gelegen haben. Matahachi hat ihm den Rest gegeben, doch war das nicht Matahachis Schuld.« »Dieser Rōnin«, sagte

der Wirt, »war in der Tat ein wenig sonderbar im Kopf. Die letzten Tage ist er sabbernd durch die Stadt gewankt.« Osugi ließ erkennen, daß sie all dies in keiner Weise bekümmerte, und wandte sich zum Gehen. Takuan bat den Wirt der Herberge, sich des Leichnams anzunehmen, und folgte ihr. Doch als sie sich umdrehte, um ihr Gift wieder über ihn zu versprühen, rief Matahachi leise: »Mutter!« Glücklicherweise eilte sie seiner Stimme nach. Er war eben doch ein guter Sohn, der geblieben war, um sicherzugehen, daß seiner Mutter nichts geschah. Sie tauschten flüsternd ein paar Worte miteinander, dann kamen sie offensichtlich zu dem Schluß, daß sie von dem Priester nichts zu fürchten hätten. Sie liefen, so schnell sie konnten, den Hügel hinab.

»Es hat keinen Sinn«, murmelte Takuan. Denn im Moment galt es, Otsū zu finden. Irgendwie war es ihr also gelungen zu entkommen. Seine Stimmung besserte sich ein wenig, doch konnte er nicht eher Ruhe finden, bis er sich überzeugt hatte, daß sie sich tatsächlich in Sicherheit befand. Er beschloß daher, sie trotz der Dunkelheit weiter zu suchen.

Der Wirt war inzwischen den Hügel hinauf gestiegen. Jetzt kam er in Begleitung von sieben oder acht Männern mit Laternen zurück. Die Nachtwächter des Tempels hatten versprochen zu helfen und brachten Schaufeln und Spaten mit. Bald vernahm Takuan die nicht eben angenehmen Geräusche, die entstehen, wenn ein Grab geschaufelt wird. Als das Loch tief genug war, rief jemand: »Schaut! Hier liegt noch jemand, eine hübsche junge Frau.« Der Mann stand am Rand eines sumpfigen Tümpels, rund zehn Schritt vom Grab entfernt. »Ist sie tot?« »Nein, bloß bewußtlos.«

Künstler und Mann von Welt

Musashis Vater hatte seinen Sohn bis an sein Lebensende immer wieder daran erinnert, welch erlauchte Ahnen er habe. »Ich bin nur ein Landsamurai«, pflegte er zu sagen, »aber vergiß nie, daß die Sippe der Akamatsu einst berühmt und mächtig war. Aus dieser Gewißheit solltest du stets Kraft und Stolz ziehen.«

Da er nun einmal in Kyoto war, beschloß Musashi, den Rakanji genannten Tempel aufzusuchen, in dessen Nähe die Akamatsu einst ein Haus gehabt hatten. Die Sippe hatte längst ihren Niedergang erlebt, doch vielleicht war es möglich, im Tempel irgendein Zeugnis über seine Ahnen zu finden. Und selbst wenn das nicht gelang, konnte er dort zu ihrem frommen Gedenken Weihrauch verbrennen.

Als er die Rakan-Brücke erreichte, die über den Unteren Kogawa führte und in deren Nähe der Tempel liegen sollte, erkundigte er sich nach ihm in der Nachbarschaft, allerdings völlig ergebnislos. Kein Mensch hatte je von dem Tempel gehört.

Zur Brücke zurückgekehrt, stand er da und schaute in das klare, seichte Wasser hinab, das unter ihm dahinfloß. Wiewohl noch gar nicht so viele Jahre seit Munisais Tod vergangen waren, sah es ganz so aus, als sei der Tempel verlegt oder zerstört worden und weder eine Spur noch eine Erinnerung an ihn zurückgeblieben.

Müßig sah Musashi zu, wie ein weißlicher Strudel sich formte und verschwand, wieder formte und wieder verschwand. Da er von einer grasbewachsenen Stelle am linken Ufer Schlamm tropfen sah, schloß er, daß dieser aus der Werkstatt eines Schwertschleifers stammen müsse. »Musashi!«

Er blickte sich um und sah die alte Nonne Myōshū, die von einer Besorgung heimkehrte.

»Wie reizend von Euch zu kommen«, rief sie in der

Annahme, er wolle ihnen einen Besuch abstatten. »Kōetsu ist zu Hause und wird sich freuen, Euch begrüßen zu dürfen.« Sie führte ihn durch das Tor eines nahe gelegenen Hauses und schickte eine Dienerin nach ihrem Sohn.

Nachdem Kōetsu seinen Gast herzlich willkommen heißen hatte, sagte er: »Im Moment bin ich noch mit einer wichtigen Schleifarbeit beschäftigt, doch anschließend können wir uns ausgiebig unterhalten.« Es tat Musashi in der Seele wohl zu erleben, daß Mutter und Sohn sich genauso freundlich und ungezwungen gaben wie damals im Freien, als er sie kennengelernt hatte. Er verbrachte den Nachmittag und den Abend im Gespräch mit ihnen, und als sie ihn aufforderten, die Nacht bei ihnen zu verbringen, nahm er die Einladung an. Am nächsten Tag zeigte Kōetsu ihm die Werkstatt, und er erklärte ihm die Technik des Schwertschleifens; bei dieser Gelegenheit bot er Musashi an, so lange zu bleiben, wie er wolle. Das Haus mit dem bescheidenen Tor war ein Eckhaus, und in der Nachbarschaft standen noch mehrere Häuser, die Kōetsus Vettern und Neffen oder anderen Männern gehörten, die alle dasselbe Handwerk ausübten. Sämtliche Mitglieder der Familie Hon'ami lebten und arbeiteten hier, so wie es früher bei den großen Sippen in der Provinz allgemein üblich gewesen war. Die Hon'ami stammten von einer recht vornehmen Samuraifamilie ab und waren Lehnsleute der Ashikaga-Shōgune gewesen. In der gegenwärtigen Gesellschaftshierarchie gehörte die Familie der Klasse der Kunsthandwerker an, doch was Reichtum und Ansehen betraf, hätte man Kōetsu ohne weiteres für einen Samurai halten können. Er war eng befreundet mit hohen Hofbeamten und war bei Gelegenheit sogar auf der Burg von Fushimi Gast von Tokugawa Ieyasu gewesen.

Was diese Dinge betraf, standen die Hon'ami nicht allein da; die meisten wohlhabenden Künstler und Kaufleute der Zeit stammten von Samurai ab. Unter den Ashikaga-Shōgunen

waren ihre Ahnen auch mit privaten Unternehmungen betraut worden, und je lohnender diese wurden, desto weniger waren die ehemaligen Samurai auf Einkünfte aus irgendwelchen Lehen angewiesen. Wenn sie auch auf der gesellschaftlichen Leiter etwas absanken, waren sie doch sehr mächtig.

Ging es um Geschäfte, war die Tatsache, Samurai zu sein, eher hinderlich als hilfreich. Es war in mancher Beziehung durchaus von Vorteil, ein Bürgerlicher zu sein, wobei die Stabilität gewiß nicht am geringsten zu veranschlagen war. Brachen Kämpfe aus, wurden die großen Kaufleute von beiden Seiten begünstigt und geschützt. Gewiß wurden sie manchmal auch gezwungen, für wenig oder gar kein Entgelt Kriegsgerät zu liefern, doch wurde dies als eine Art Schutzgeld betrachtet, das man dafür zahlte, daß der Besitz in Kriegszeiten unversehrt blieb.

Ein Nebenarm des Arisugawa floß durch das Grundstück der Hon'ami, wand sich zuerst durch einen Gemüsegarten von etwa einem Viertel Morgen, verschwand dann in einem Gehölz und kam bei einem Brunnen in der Nähe des Vordereingangs des Haupthauses wieder zum Vorschein. Ein kleiner Seitenarm floß zum Küchenhaus, ein anderer zum Badehaus und noch ein dritter zu einem schlichten, ländlichen Teehaus. Der Fluß bildete auch die Wasserquelle für die Werkstatt, in der Klingen bekannter Meister poliert und geschliffen wurden. Da der Familie die Werkstatt heilig war, hing wie bei einem Shinto-Schrein über dem Eingang ein Seil.

Ehe Musashi sich's versah, waren vier Tage verstrichen, und er beschloß weiterzuziehen. Doch bevor er Gelegenheit hatte, das anzukündigen, sagte Kōetsu: »Wir tragen nicht viel zu Eurer Unterhaltung bei, aber wenn Ihr Euch nicht gerade langweilt, bleibt bitte, so lange es Euch gefällt! In meinem Arbeitszimmer findet Ihr alte Bücher und Gerätschaften. Wenn Ihr sie Euch gern ansehen möchtet, erlegt Euch keinen Zwang auf! In ein, zwei Tagen werde ich auch ein paar Teeschalen

und Teller brennen. Vielleicht wollt Ihr dabei zusehen. Ihr werdet feststellen, daß die Töpferei fast genauso interessant ist wie die Kunst des Schwertfechtens. Vielleicht möchtet Ihr sogar selbst das eine oder andere Stück formen.«

Gerührt von der Freundlichkeit, mit der die Einladung vorgebracht wurde, und angetan von der Versicherung seines Gastgebers, daß niemand beleidigt sei, sollte er von einem Augenblick auf den anderen beschließen fortzugehen, entschloß Musashi sich, zur Ruhe zu kommen und die entspannte Atmosphäre zu genießen. Von Langeweile konnte keine Rede sein. Das Arbeitszimmer barg chinesische wie japanische Bücher, Rollbilder aus der Kamakura-Zeit, Steinabreibungen kalligraphischer Inschriften alter chinesischer Meister und Dutzende anderer Dinge, in die Musashi sich mit Freuden tagelang hätte versenken können. Besonders angetan hatte es ihm ein Rollbild, das in der TOKōnoma hing. Es hieß »Kastanien« und stammte von dem Meister aus der chinesischen Song-Dynastie, Liangkai. Das Bild war klein, nur etwa zwei Fuß hoch und zweieinhalb Fuß breit; es war so alt, daß man unmöglich sagen konnte, auf welch eine Art Papier es gezeichnet war. Stundenlang saß Musashi davor und betrachtete es. Schließlich meinte er eines Tages zu Kōetsu: »Ich bin sicher, ein Laie könnte solche Bilder, wie Ihr sie malt, nicht malen; allerdings frage ich mich, ob jemand wie ich vielleicht etwas so Einfaches wie dieses ›Kastanien‹-Bild zeichnen kann.« »Es ist genau umgekehrt«, erklärte Kōetsu. »So gut wie ich kann jeder das Malen lernen, aber das Bild von Liangkai besitzt eine Tiefe und einen geistigen Adel, wie man sie nicht einfach durch das Studium der Malerei gewinnt.«

»Ist das wirklich so?« fragte Musashi überrascht, und Kōetsu versicherte ihm noch einmal, daß dem in der Tat so sei.

Auf dem Bild war nichts weiter zu sehen als ein Eichhörnchen, das zwei auf dem Boden liegende Kastanien bäugte, die eine aufgeplatzt, und die andere noch fest

geschlossen. Das Tier schien seiner Natur gemäß die Kastanien verzehren zu wollen, zögerte jedoch offensichtlich der Stacheln wegen. Da die Zeichnung sehr schwungvoll in schwarzer Tusche ausgeführt war, hatte Musashi sie für naiv gehalten. Je länger er sie jedoch nach dem Gespräch mit Kōetsu betrachtete, desto deutlicher wurde ihm, daß der Künstler recht hatte.

Eines Nachmittags trat Kōetsu ein und sagte: »Schaut Ihr Euch schon wieder das Bild von Liangkai an? Es scheint Euch ans Herz gewachsen zu sein. Wenn Ihr uns verläßt, rollt es auf und nehmt es mit! Ich möchte es Euch gern schenken.« Musashi wehrte ab. »Das kann ich unmöglich annehmen. Es ist schon schlimm genug, daß ich mich jetzt so lange in Eurem Hause aufhalte. Das Bild muß doch seit Generationen im Besitz Eurer Familie sein.« »Aber es gefällt Euch, nicht wahr?« Der Ältere lächelte nachsichtig. »Ihr könnt es gern haben. Ich brauche es wirklich nicht. Bilder sollten denen gehören, die sie wirklich lieben und verstehen. Ich bin sicher, das ist ganz im Sinne des Künstlers.«

»Wenn Ihr es so ausdrückt, dann gehöre ich nicht gerade zu jenen, denen es zustünde, ein solches Bild zu besitzen. Ehrlich gesagt, habe ich schon manches Mal gedacht, wie schön es sein müßte, es zu haben. Aber auch wenn es mir gehörte, was sollte ich damit anfangen? Ich bin nur ein Schwertschüler auf Wanderschaft. Ich bleibe nie lange an einem Ort.«

»Ich kann mir vorstellen, wie hinderlich es wäre, ein solches Bild überallhin mitzuschleppen. In Eurem Alter wollt Ihr vermutlich noch kein eigenes Haus haben; ich finde jedoch, jeder Mensch sollte einen Ort haben, den er als sein Zuhause betrachtet, und wenn es nur eine Hütte ist. Ohne ein Zuhause bleibt der Mensch immer einsam, und er kommt sich irgendwie verloren vor. Warum nehmt Ihr nicht ein paar Balken und baut Euch an irgendeiner stillen Stelle der Stadt eine Hütte?«

»Daran habe ich noch nie gedacht. Ich möchte noch viel kennenlernen und bis an das äußerste Ende der Insel Kyushu

wandern, um dort zu sehen, wie die Menschen in Nagasaki unter dem Einfluß der Ausländer leben. Außerdem möchte ich gern die neue Hauptstadt aufsuchen, die der Shōgun in Edo baut, und die hohen Berge und Flüsse im Norden Honshus. Vielleicht bin ich im tiefsten Herzensgrunde ein Landstreicher.«

»Da seid Ihr nicht der einzige, wahrhaftig nicht. Das ist ganz natürlich; aber hütet Euch vor der Versuchung zu glauben, Eure Träume ließen sich nur irgendwo in der Ferne verwirklichen. Wenn Ihr so denkt, überseht Ihr die in Eurer unmittelbaren Umgebung liegenden Möglichkeiten. Das tun die meisten jungen Leute, fürchte ich, und dann sind sie unzufrieden mit ihrem Leben.« Kōetsu lachte. »Aber ein Müßiggänger wie ich hat nicht das Recht, den jungen Leuten Vorhaltungen zu machen. Überhaupt bin ich nicht hergekommen, um darüber mit Euch zu reden. Ich wollte Euch für heute abend einladen. Seid Ihr je im Yanagimachi-Viertel gewesen?« »Im Geishaviertel?«

»Ja. Ich habe einen Freund namens Haiya Shōyū. Trotz seines Alters hat er immer irgendwelche Streiche im Kopf. Gerade eben habe ich eine Nachricht von ihm erhalten, ich möge mich heute abend in der Nähe der Rokujō-Allee mit ihm treffen, und da habe ich mich gefragt, ob Ihr nicht vielleicht Lust hättet mitzukommen.« »Nein, ich glaube nicht.«

»Wenn Ihr wirklich nicht mögt, will ich Euch selbstverständlich nicht drängen. Aber ich glaube, Ihr würdet es interessant finden.« Myōshū, die schweigend dazugekommen war und das Gespräch mit angehört hatte, meinte: »Ich finde, Ihr solltet hingehen, Musashi. Die Gelegenheit ist günstig, etwas zu sehen, was Ihr noch nie gesehen habt. Haiya Shōyū ist kein Mensch, vor dem Ihr Euch steif und förmlich geben müßt. Ich bin überzeugt, es würde ein Erlebnis für Euch sein. Ihr solltet unbedingt mitgehen.«

Die alte Frau trat an eine Kommode und holte einen Kimono

nebst einem Obi hervor. Für gewöhnlich waren ältere Menschen eher bemüht, junge Männer davon abzuhalten, ihre Zeit und ihr Geld in Geishahäusern zu verplempern. Myōshū schien jedoch so begeistert bei der Sache, als ob sie selbst sich bereit machte, auszugehen.

»Mal sehen, welcher von diesen Kimonos Euch gefällt«, sagte sie. »Und wie wär's mit diesem Obi?« Munter plaudernd suchte sie die Sachen für Musashi heraus, als wäre er ihr Sohn. Sie wählte eine Pillenschachtel aus Lackarbeit, ein formschönes Kurzsword und eine brokatene Geldbörse. Dann holte sie einige Goldstücke aus dem Geldkasten und steckte sie in die Börse. »Nun«, meinte Musashi, der jetzt kaum noch widerstrebte, »wenn Ihr unbedingt meint, dann gehe ich mit. Aber dieser Festtagsaufzug paßt nicht zu mir. Ich lasse einfach den alten Kimono an, den ich jetzt trage. Wenn ich unterwegs bin, schlafe ich sogar in ihm. Ich bin an ihn gewöhnt.« »Das werdet Ihr nicht tun!« erklärte Myōshū streng. »Ihr selbst habt es vielleicht gern so, aber Ihr müßt auch an die anderen Leute denken. Ihr würdet Euch ja wie ein schmutziger, alter Lumpen in diesen wunderhübschen Räumen ausnehmen. Als Mann geht man dorthin, um sich zu amüsieren und um seine Sorgen zu vergessen. Da ist man gern von schönen Dingen umgeben. Ihr dürft es nicht so sehen, als würdet Ihr Euch aufdonnern oder zu etwas machen, was Ihr gar nicht seid. Außerdem sind diese Kleider bei weitem nicht so auffällig wie das, was manche andere Männer tragen; sie sind ja nur adrett und sauber. Zieht sie doch mal an!« Musashi tat, wie ihm geheißen.

Als er fertig war, meinte Myōshū fröhlich: »Nun, Ihr seht wirklich recht flott aus.«

Als die beiden Männer im Begriff waren, das Haus zu verlassen, trat Kōetsu vor den buddhistischen Hausaltar und entzündete eine Kerze, denn er war wie seine Mutter ein frommer Anhänger der Nichiren-Sekte. Am Vordereingang hatte Myōshū zwei Paar Sandalen mit neuen Riemen

bereitgelegt. Während sie dabei waren, sie anzuziehen, flüsterte sie mit einem Diener, der bereitstand, um die Tür hinter ihnen zu schließen. Kōetsu sagte seiner Mutter auf Wiedersehen, doch sie sah rasch zu ihm hinauf und sagte: »Warte einen Moment.« Ihre gerunzelte Stirn verriet Sorgen.

»Was ist los?« fragte er.

»Der Diener hat mir gemeldet, drei roh aussehende Samurai seien hiergewesen und hätten sehr rüde dahergeredet. Meinst du, es handelt sich um etwas Ernstes?« Kōetsu warf Musashi einen fragenden Blick zu.

»Kein Grund zur Besorgnis«, sagte der. »Wahrscheinlich waren es Anhänger des Hauses Yoshioka. Es ist möglich, daß sie über mich herfallen, aber gegen Euch führen sie nichts im Schilde.«

»Einer von den Arbeitern sagte, vor ein paar Tagen sei das gleiche schon einmal geschehen. Da war es allerdings nur ein Samurai, doch der kam unaufgefordert durchs Tor und spähte über die Hecke am Teehauspfad zu jenem Teil des Gebäudes hinüber, in dem Ihr wohnt.« »Dann bin ich überzeugt, daß es Yoshioka-Leute sein müssen.« »Das glaube auch ich«, stimmte Kōetsu ihm zu und wandte sich an den zitternden Diener: »Was haben sie denn gesagt?«

»Die Arbeiter waren schon fort, und ich wollte gerade das Tor schließen, da nahmen mich die drei Samurai plötzlich in die Mitte. Einer von ihnen – er sah sehr gemein aus – zog einen Brief aus dem Kimono und befahl mir, ihn dem Gast zu überbringen, der hier wohne.« »Den Namen Musashi hat er nicht erwähnt?«

»Doch, später hat er von Miyamoto Musashi gesprochen. Und daß der schon seit einigen Tagen hiersei.« »Und was hast du gesagt?«

»Ihr hattet uns eingeschärft, niemand etwas von Musashi zu sagen, deshalb schüttelte ich den Kopf und sagte, jemand, der

so heiße, konnten wir nicht. Daraufhin wurde er wütend und nannte mich einen Lügner, doch einer von den anderen – ein etwas älterer Mann, der geziert lächelte – beruhigte ihn und sagte, sie würden schon Mittel und Wege finden, den Brief direkt abzuliefern. Ich weiß nicht recht, was sie damit meinten, aber es klang wie eine Drohung. Dann entfernten sie sich und gingen bis zu der Ecke dort hinten.«

»Ketsu, geht ein Stück vor mir!« sagte Musashi. »Ich möchte nicht, daß man Euch angreift und Ihr überhaupt durch mich irgendwelche Unannehmlichkeiten bekommt.«

Lachend erwiderte Ketsu: »Meinetwegen macht Euch nur keine Sorgen, zumal wenn es sich um Yoshioka-Leute handelt. Vor denen habe ich nicht die geringste Angst. Laßt uns aufbrechen!«

Als sie draußen waren, steckte Ketsu noch einmal den Kopf durch die kleine Tür im großen Tor und rief: »Mutter!« »Hast du etwas vergessen?« fragte Mysh.

»Nein, ich habe nur überlegt: Wenn Ihr Euch meiner wegen Sorgen macht, könnte ich ebensogut einen Boten zu Shy schicken und ihm bestellen, ich könne heute abend nicht kommen.«

»O nein. Ich mache mir viel mehr Sorgen um Musashi. Nur glaube ich nicht, daß er hierbliebe, wenn du versuchtest, ihn am Fortgehen zu hindern. Geht nur, und amüsiert euch gut!«

Ketsu holte Musashi bald ein, und als sie am Flußufer entlanggingen, sagte er: »Shys Haus steht dahinten, an der Ecke Ichij-Allee und Horikawa-Straße. Wahrscheinlich macht er sich gerade fertig. Holen wir ihn einfach ab! Das Haus liegt ohnehin auf dem Weg.«

Es war noch hell, und der Spaziergang am Flußlauf war angenehm, zumal sie mig dahinschlenderten zu einer Stunde, in der alle Welt sonst der Arbeit nachging.

Musashi meinte: »Ich habe Haiya Shys Namen zwar schon

gehört, weiß aber eigentlich nichts über ihn.«

»Es hätte mich überrascht, wenn Ihr noch nicht von ihm gehört hättet. Er ist ein bekannter Verfasser lyrischer Verse.«
»Ah, ein Dichter also.«

»Schon richtig, aber selbstverständlich lebt er nicht vom Gedichteschreiben. Er entstammt einer alten Kyotoer Kaufmannsfamilie.« »Und woher hat er den Namen Haiya?«
»Das ist der Name seines Berufs.« »Was ist er denn?«

»Sein Name bedeutet ›Aschenhändler‹, und genau das ist er: Er verkauft Asche.« »Asche?«

»Ja, die wird nämlich beim Tuchfärben gebraucht. Ein gutes Geschäft, er beliefert die Färbergilden im ganzen Land. Zu Beginn der Ashikaga-Zeit wurde der Aschenhandel von einem Beauftragten des Shōguns kontrolliert, bald jedoch an private Großhändler übertragen. In Kyoto gibt es heute drei Großhandelshäuser dieser Art, und eines davon gehört Shōyū. Er selbst braucht selbstverständlich nicht zu arbeiten, er hat sich von den Geschäften zurückgezogen und führt ein Leben in Muße und Beschaulichkeit. Seht dort drüben! Ihr könnt sein Haus sehen. Es ist dasjenige mit dem eleganten Tor.« Musashi hörte zu und nickte, doch wurde seine Aufmerksamkeit davon abgelenkt, wie sich seine Ärmel anfühlten. Während der rechte leicht im Wind wehte, bewegte sich der linke überhaupt nicht. Als er hineingriff, zog er etwas so weit heraus, bis er sehen konnte, was es war: eine weichgegerbte, violette Lederschlaufe, wie Krieger sie benutzen, um die Ärmel beim Kämpfen hochzubinden. Myōshū! dachte er. Nur sie kann sie hineingesteckt haben. Er warf einen Blick zurück und lächelte die Männer hinter sich an, die ihnen, wie er längst bemerkt hatte, in einiger Entfernung folgten, seit sie die Hon'ami-Gasse verlassen hatten.

Das Lächeln schien die drei Männer zu erleichtern. Sie flüsterten ein paar Worte miteinander und griffen dann weiter

aus.

Als sie das Haiya-Haus erreichten, betätigte Kōetsu den Klopfer am Tor, und ein Diener mit einem Besen in der Hand eilte herbei, um sie einzulassen. Kōetsu hatte das Tor durchschritten und stand schon im Vorgarten, ehe er merkte, daß Musashi nicht mehr bei ihm war. Sich umwendend, rief er: »Kommt herein, Musashi! Ihr braucht keine Hemmungen zu haben.« Nachdem sie auf Musashis Höhe waren, hatten die drei Samurai die Ellbogen angewinkelt und die Hände an den Schwertgriff gelegt. Kōetsu bekam weder mit, was sie zu Musashi sagten, noch was dieser entgegnete. Musashi bedeutete ihm nur, nicht zu warten, und Kōetsu antwortete völlig ruhig:

»Schön, ich bin dann im Haus. Kommt nach, sobald Ihr Eure Angelegenheit geregelt habt.«

»Wir sind nicht hier«, sagte einer der Männer, »um darüber zu streiten, ob Ihr fortlauft, Euch versteckt oder nicht. Ich bin Otaguro Hyōsuke, einer der Zehn Schwertkämpfer des Hauses Yoshioka. Ich bringe einen Brief von Seijūrōs jüngerem Bruder Denshichirō.« Er nahm den Brief und hielt ihn so, daß Musashi ihn sehen mußte. »Lest und gebt uns die Antwort sofort!« Ohne viel Aufhebens überflog Musashi das Schreiben und sagte: »Ich nehme an.«

Mißtrauisch sah Hyōsuke ihn an. »Seid Ihr ganz sicher?« Musashi nickte. »Ganz sicher.«

Die Beiläufigkeit, mit der Musashi das Ganze behandelte, hatten sie nicht erwartet.

»Wenn Ihr Euer Wort nicht haltet, könnt Ihr Euch in Kyoto nirgends mehr blicken lassen. Dafür werden wir sorgen.«

Musashi sah sie fest an und lächelte ein wenig, sagte jedoch nichts. »Seid Ihr einverstanden mit den Bedingungen? Es bleibt Euch nicht viel Zeit, Euch vorzubereiten.« »Ich bin bereit«, sagte Musashi gelassen. »Dann sehen wir uns später am

Abend.«

Als Musashi sich anschickte, durchs Tor zu gehen, kam Hyōsuke noch einmal zu ihm und fragte: »Bleibt Ihr bis zur verabredeten Zeit hier?« »Nein. Mein Gastgeber nimmt mich mit in das Yanagimachi-Viertel an der Rokujō-Allee.«

»Ins Geishaviertel?« Hyōsuke war überrascht. »Nun, ich nehme an, Ihr werdet entweder hier oder dort sein. Wenn Ihr Euch verspätet, werde ich jemand nach Euch schicken. Ich verlasse mich darauf, daß Ihr keine Tricks anwendet.«

Musashi hatte ihm bereits den Rücken zugekehrt und neben Kōetsu den Vorgarten betreten – ein Schritt, der ihn in eine andere Welt versetzte. Die unregelmäßig geformten und in unregelmäßigen Abständen ausgelegten Trittsteine des Gartenwegs wirkten, als lägen sie von Natur so hier. Zu beiden Seiten wuchsen saftige Büschel einer niedrigen, farnähnlichen Bambusart, zwischen denen hier und da auch längere Schößlinge aufragten, die freilich nicht dicker waren als ein Schreibpinsel. Als sie weitergingen, kam das Haupthaus in Sicht, dann der Vordereingang, ein kleines, für sich stehendes Haus und eine Gartenlaube, die alle gemeinsam das Gefühl von ehrwürdigem Alter und ungebrochener Tradition wachriefen. Hohe Fichten hinter den Gebäuden ließen auf Reichtum und Behagen schließen. Musashi hörte, daß Kemari gespielt wurde. Der leise, sporadische und dumpfe Aufschlag dieses Tretballspiels war häufig hinter den Mauern der Landhäuser des Hofadels zu hören. Ihn jetzt aus dem Anwesen eines Bürgerlichen zu vernehmen, verwunderte ihn. Im Haus selbst wurden sie in einen Raum gewiesen, der auf den Garten hinausging. Zwei Diener kamen mit Tee und Gebäck, und einer bestellte ihnen, daß der Hausherr bald kommen werde. Dem Betragen der Diener entnahm Musashi, daß sie tadellos ausgebildet waren.

Kōetsu murmelte: »Es ist ziemlich kalt, nicht wahr, jetzt, da die Sonne untergegangen ist?« Er wollte gern das Shōji

schließen lassen, bat jedoch nicht darum, weil Musashi den Blick auf die Pflaumenblüte zu genießen schien. Auch Kōetsu wandte sich diesem Bild zu. »Ich sehe, überm Berg Hiei stehen Wolken«, meinte er. »Vermutlich kommen sie aus dem Norden. Fröstelt Euch nicht?«

»Nein, nicht besonders«, antwortete Musashi arglos, weil er nicht verstand, was sein Gefährte hatte andeuten wollen.

Ein Diener brachte einen Wachsstock, und Kōetsu nahm die Gelegenheit wahr, das Shōji zu schließen. Musashi nahm die friedliche und wohltuende Atmosphäre des Hauses in sich auf. Entspannt lauschte er den lachenden Stimmen, die aus dem Inneren kamen. Was ihm auffiel, war das vollkommene Fehlen jeglicher Überladenheit. Es war, als wären Schmuck und Umgebung bewußt so schlicht wie möglich gestaltet worden. Wenn er wollte, konnte er sich vorstellen, im Gästeraum eines großen Bauernhauses auf dem Lande zu weilen.

Haiya Shōyū betrat den Raum und sagte: »Es tut mir leid, daß ich Euch so lange habe warten lassen.« Die Stimme klang offen, freundlich und jugendlich und war das genaue Gegenteil der leisen und gedehnten Sprechweise Kōetsus. Haiya war schlank wie ein Kranich. Obwohl er an die zehn Jahre älter war als sein Freund, gab er sich weit lustiger. Als Kōetsu erklärte, wer Musashi sei, sagte er: »Ach, dann seid Ihr ein Neffe von Matsuo Kaname? Den kenne ich recht gut.«

Shōyū muß über das adlige Haus Konoe mit seinem Onkel bekannt sein, überlegte Musashi und bekam eine erste Ahnung von den engen Bindungen zwischen den wohlhabenden Kaufleuten und den Adligen des Palastes. Ohne weitere Umstände sagte der muntere, alte Kaufmann: »Laßt uns gehen! Eigentlich hatte ich vor, noch bei Tageslicht loszuziehen, um einen Spaziergang hinüber zu machen. Aber da es bereits dunkel ist, sollte ich wohl besser Sänften kommen lassen. Dieser junge Mann kommt mit uns, nehme ich an.«

Es wurden Sänften bestellt, und die drei setzten sich in Bewegung, Shōyū und Kōetsu voraus, Musashi hinterher. Es war das erste Mal, daß er in einer Sänfte getragen wurde.

Als sie den Yanagi-Reitplatz erreichten, bildete sich bereits weißer Dampf vor dem Mund der Träger. »Ach, ist es kalt!« beklagte sich einer. »Der Wind geht einem durch und durch, nicht wahr?« »Und das soll Frühling sein!«

Ihre drei Laternen schaukelten hin und her und flackerten im Wind. Dunkle Wolken über der Stadt deuteten an, daß das Wetter noch schlimmer werden könne, ehe die Nacht vorbei war. Hinter dem Reitplatz erstrahlten die Lichter der Stadt im schönsten Glanz. Musashi wurde an einen Riesenschwarm Glühwürmchen erinnert, die fröhlich in der kalten, klaren Brise tanzten. »Musashi!« rief Kōetsu aus der mittleren Sänfte. »Dorthin wollen wir. Ist schon ein Erlebnis, so plötzlich davorzustehen, nicht wahr?« Er erklärte, bis vor drei Jahren habe das Vergnügungsviertel an der Nijō-Allee, also in der Nähe des Palastes, gelegen, doch dann habe der Magistrat es wegen der nächtlichen Singerei und dem Lärm verlegen lassen. Er erklärte Musashi, daß das Viertel blühe und gedeihe und alle neuen Moden zwischen diesen Lichtergirlanden entstünden.

»Man könnte fast sagen, daß hier eine ganze neue Kultur entstanden ist.« Er sprach nicht weiter, sondern lauschte angestrengt, ehe er noch hinzufügte: »Ihr könnt es gerade eben hören, nicht wahr? Die Saiteninstrumente und den Gesang?«

Es handelte sich um eine Musik, die Musashi noch nie gehört hatte. »Die Saiteninstrumente sind Shamisen, eigentlich die verbesserte Version eines von den Ryukyu-Inseln stammenden dreisaitigen Instruments. Es sind viele neue Stücke dafür komponiert worden, und zwar hier im Viertel; allerdings haben sie dann Verbreitung unter dem ganzen Volk gefunden. Ihr könnt also sehen, welchen Einfluß dieser Bezirk hat und weshalb ein gewisser Anstand gewahrt bleiben muß, obwohl das Viertel vom Rest der Stadt ziemlich abgeschnitten

ist.«

Sie bogen in eine der hell erleuchteten Straßen ein. Das Licht zahlloser heller Lampen und Laternen, die von den Weidenbäumen herabhingen, spiegelte sich in Musashis Augen. Als das Viertel verlegt worden war, hat es seinen alten Namen Yanagimachi, Stadt der Weiden, behalten; die Weiden wurden von alters her mit Trinken und Tändeln in Verbindung gebracht. Kōetsu und Shōyū waren in dem Haus, das sie nun betraten, wohlbekannt. Respektvoll, aber nicht ohne Spaß wurden sie begrüßt. Dabei stellte sich rasch heraus, daß man hier andere Namen, Spielnamen sozusagen, benutzte. Kōetsu zum Beispiel hieß Mizuochisama, Herr Fallende Wasser, wegen der Wasserläufe, die sein Anwesen durchzogen, und Shōyū nannten sie Funabashisama, Herr Bootsbrücke, nach einer solchen Brücke in der Nähe seines Hauses.

Sollte Musashi hier regelmäßig verkehren, würde bestimmt auch er bald einen solchen Namen weghaben, denn in diesem von der Wirklichkeit abgehobenen Reich benutzten nur wenige ihren richtigen Namen. Obwohl Hayashiya Yojibei schon das Pseudonym des Besitzers des Hauses war, das sie aufgesucht hatten, wurde er meistens nur »Ogiya« genannt, so wie das Etablissement hieß. Neben dem »Kikyōya« war es das bekannteste Haus im Viertel, ja, neben diesem das einzige, das im Ruf stand, wirklich erstklassig zu sein. Die bestimmende Schönheit des »Ogiya« war Yoshino Dayū, und ihr Gegenstück im »Kikyōya« hieß Murogimi Dayū. Beide Damen waren in der Stadt berühmt wie sonst höchstens die größten Daimyō.

Musashi bemühte sich, vor Staunen nicht Mund und Augen aufzureißen, denn die Eleganz der Einrichtung erinnerte an jene der üppigsten Paläste. Die netzförmig kassettierten Decken, reichgeschnitztes Gitterwerk, köstlich geschwungene Balustraden und außerordentlich gepflegte kleine Innengärten – alles war ein Augenschmaus. Versunken in die Betrachtung eines Bildes auf einer hölzernen Türfüllung, merkte er gar

nicht, daß seine Gefährten schon vorausgegangen waren, bis Kōetsu kam, um ihn zu holen. Die silberfarbenen Türen des Raums, den sie betraten, verschwammen duftig im Lampenlicht. Eine Seite ging auf einen Garten im Stil von Kōbori Enshū hinaus: sorgfältig gerechter Sand und Steinsetzungen, die an eine chinesische Berglandschaft erinnerten, wie man sie auf Bildern der Song-Zeit sehen konnte.

Shōyū beklagte sich über die Kälte, nahm auf einem Sitzkissen Platz und zog die Schultern hoch. Auch Kōetsu setzte sich und bedeutete Musashi, es ihm gleichzutun. Bald kamen Dienerinnen mit warmem Sake. Als er sah, daß die Schale, welche er Musashi angeboten hatte, abkühlte, wurde Shōyū ungeduldig. »Trinkt aus, junger Mann«, sagte er, »und nehmt noch eine heiße Schale!«

Nachdem sich dies zwei-, dreimal wiederholt hatte, wurde Shōyū fast ungehalten. »Kobosatsu!« wandte er sich an eines der Mädchen. »Sorgt dafür, daß er trinkt. Und Ihr, Musashi – was ist mit Euch los? Warum trinkt Ihr nicht?«

»Ich trinke ja«, verwahrte Musashi sich.

Der alte Mann war bereits ein wenig beschwipst. »Nun, davon merke ich nichts, Ihr kommt nicht in Schwung.« »Ich bin kein großer Trinker.«

»Womit Ihr wohl meint, Ihr seid auch kein großer Schwertkämpfer, hab' ich recht?«

»Vielleicht stimmt das«, sagte Musashi sanft und wehrte die Beleidigung lachend ab.

»Wenn Ihr Angst habt, daß das Trinken Eurer Ausbildung nicht bekommt oder Euch aus dem Gleichgewicht bringt, die Willenskraft schwächt und Euch daran hindert, Euch einen Namen zu machen, dann habt Ihr nicht das Zeug zu einem Kämpfer.«

»Ach, das ist es nicht. Es gibt da etwas anderes.« »Und

zwar?« »Es macht mich müde.«

»Nun, Ihr könnt Euch hier oder irgendwo sonst im Haus schlafen legen. Dagegen hat niemand etwas.« An die Mädchen gewandt, sagte er: »Der junge Mann fürchtet, müde zu werden, wenn er trinkt. Falls er schläfrig wird, bereitet ihm ein Lager!«

»Ach, das wird uns ein Vergnügen sein«, riefen die Mädchen im Chor und lächelten geziert.

»Und wenn er sich hinlegt, wird jemand ihn wärmen müssen. Kōetsu, welche soll das machen?«

»Sumigiku Dayū kann es nicht sein, sie ist meine kleine Frau. Und Ihr selbst möchtet nicht, daß es Kobosatsu Dayū ist. Bleibt noch Karakoto Dayū. Hm, und das geht auch nicht: Es ist zu schwierig, mit ihr zurechtzukommen.« »Will sich denn Yoshino Dayū gar nicht blicken lassen?« fragte Kōetsu. »Das ist es! Yoshino ist genau die Richtige. Mit ihr muß sogar unser zurückhaltender Gast glücklich werden. Warum sie wohl nicht hier ist? Jemand soll sie rufen. Ich möchte sie dem jungen Samurai hier vorstellen.« Sumigiku erhob Einwände. »Yoshino ist nicht wie wir. Sie hat viele Kunden und kommt nicht einfach gelaufen, wenn jemand mit dem Finger schnippt.«

»O doch, das wird sie – für mich! Sagt ihr, ich sei hier, und sie wird kommen, gleichgültig, mit wem sie gerade beisammen ist. Geht und ruft sie!« Shōyū reckte sich in die Höhe, blickte sich suchend um und rief den jungen Mädchen zu, welche die Geishas bedienten und jetzt im Nachbarraum spielten: »Ist Rin'ya da?« Rin'ya meldete sich.

»Komm doch mal einen Moment her! Du wartest doch Yoshino Dayū auf, nicht wahr? Warum ist sie nicht hier? Sag ihr, Funabashi sei da, und sie wird sofort kommen. Wenn du sie gleich herbringst, bekommst du ein Geschenk von mir.«

Rin'ya schien etwas verwirrt. Ihre Augen weiteten sich, doch nach einem Moment bekundete sie ihr Einverständnis. Sie ließ bereits erkennen, daß sie einmal zu einer großen Schönheit

heranwachsen würde, und es war fast sicher, daß sie die Nachfolgerin der berühmten Yoshino werden würde. Aber sie war erst elf Jahre alt. Kaum war sie auf den Gang hinausgetreten und hatte die Tür hinter sich zugeschoben, da klatschte sie in die Hände und rief laut: »Uneme, Tamami, Itonosuke! Schaut, was hier draußen ist!« Die drei Mädchen eilten hinaus, klatschten ebenfalls in die Hände und brachen in ein Freudengeschrei über den Schnee draußen aus. Die Männer schauten gleichfalls nach, um was es ging, und bis auf Shōyū freuten sich alle am Anblick der durcheinanderplappernden, kleinen Geishagehilfinnen. Aufgeregt versuchten diese, sich darüber klarzuwerden, ob der Schnee bis zum Morgen liegenbleiben würde. Rin'ya vergaß ihren Auftrag und eilte hinaus in den Garten, um im Schnee zu spielen. Ungeduldig schickte Shōyū daraufhin eine der Geishas nach Yoshino Dayū.

Als sie zurückkehrte, flüsterte sie ihm ins Ohr: »Yoshino läßt ausrichten, nichts würde sie lieber tun, als sich zu Euch gesellen, aber ihr Gast erlaubt das nicht.«

»Erlaubt es nicht? Aber das ist doch lächerlich! Andere Frauen hier mögen vielleicht gezwungen sein, jedem Wink ihrer Kunden zu gehorchen, aber Yoshino kann tun, was sie will. Oder läßt sie sich neuerdings für Geld kaufen?« »O nein! Aber der Gast, mit dem sie heute abend beisammen ist, scheint besonders eigensinnig zu sein. Jedesmal, wenn sie sagt, sie möchte gehen, besteht er noch unerbittlicher darauf, daß sie bleibt.«

»Hm. Ich glaube, keiner ihrer Kunden möchte je, daß sie geht. Mit wem ist sie denn heute zusammen?« »Mit Fürst Karasumaru.«

»Fürst Karasumaru?« wiederholte Shōyū mit einem ironischen Lächeln. »Ist er allein?« »Nein.«

»Dann ist er mit seinen üblichen alten Trinkkumpanen da.« Shōyū schlug sich aufs Knie. »Das könnte spannend werden.

Der Schnee ist gut, der Sake ist gut, und wenn auch noch Yoshino bei uns wäre, könnte es nicht besser sein. Kōetsu, schreiben wir Seiner Gnaden einen Brief! Und Ihr, junge Dame, bringt mir Pinsel und Tuschstein!«

Als das Mädchen die Schreibutensilien vor Kōetsu hinstellte, sagte er: »Und was soll ich schreiben?«

»Ein Gedicht wäre gut. Prosa ginge vielleicht auch, aber Verse wären besser. Fürst Karasumaru ist einer unserer gefeiertsten Dichter.« »Ich weiß nicht recht, wie ich das machen soll. Wir brauchen also ein Gedicht, das ihn bewegt, uns Yoshino zu überlassen, richtig?« »Ja.«

»Wenn das Gedicht nicht gut ist, entläßt er sie bestimmt nicht. Und gute Gedichte aus dem Stegreif zu verfassen, ist nicht leicht. Warum schreibt Ihr nicht die ersten Verse, und den Rest übernehme ich dann?« »Hmm. Mal sehen.« Shōyū nahm den Pinsel und schrieb:

Laßt in unsere bescheidene Hütte Einen Kirschbaum kommen — Einen Baum aus Yoshino.

»So weit, so gut«, sagte Kōetsu und schrieb:

Die Blüten in den Wolken über den Gipfeln Zittern vor Kälte.

Shōyū war hochzufrieden. »Wunderbar«, sagte er. »Damit hätten wir Seine Gnaden und seine adligen Gefährten auch untergebracht: die ›Leute über den Wolken‹.« Er faltete das Papier sorgfältig zusammen, reichte es Sumigiku und sagte ernst: »Die anderen Mädchen scheinen Euch an Würde unterlegen, deshalb ernenne ich Euch zu meinem Boten. Bringt das zu Fürst Kangan! Wenn ich mich nicht irre, ist das der Name, unter dem er hier bekannt ist.« Der Spielname ›Bergspitze in frostiger Höhe‹ bezog sich auf Fürst Karasumarus erhabenen Rang.

Sumigiku kam bald zurück. »Fürst Kangans Antwort, bitte«, sagte sie und legte ehrfürchtig eine überaus reich verzierte Briefschachtel vor Shōyū und Kōetsu. Die beiden betrachteten

zuerst die Schachtel, die auf große Förmlichkeit schließen ließ, und sahen sich dann an. Was als kleiner Scherz begonnen hatte, nahm jetzt ernstere Ausmaße an.

»Auf mein Wort«, erklärte Shōyū. »Das nächste Mal müssen wir besser aufpassen. Sie müssen überrascht gewesen sein. Sie können doch unmöglich gewußt haben, daß wir heute abend hier sind.«

Immer noch in der Hoffnung, bei diesem Geplänkel die bessere Figur zu machen, öffnete Shōyū die Schachtel und faltete die Antwort auseinander. Zu seinem nicht gelinden Schrecken sah er nichts weiter als ein Stück cremefarbenes, unbeschriebenes Reispapier vor sich.

In der Annahme, ein Begleitschreiben fallen gelassen zu haben, blickte er sich suchend nach einem zweiten Blatt um und warf dann noch einmal einen Blick in die Schachtel. »Sumigiku, was hat das zu bedeuten?«

»Ich habe keine Ahnung. Fürst Kangan reichte mir die Schachtel und trug mir auf, sie Euch zu überbringen.«

»Will er uns denn zum besten halten? Oder waren die Anspielungen in unserem Gedicht zu versteckt, und dies ist die weiße Fahne, mit der er aufgibt?« Shōyū, der sonst die Dinge stets so deutete, daß sie in sein Konzept paßten, war diesmal unsicher. Er reichte das leere Blatt Papier an Kōetsu weiter und fragte: »Was haltet Ihr davon?« »Ich würde sagen, er möchte, daß wir es lesen?« »Ein unbeschriebenes Blatt Papier lesen?« »Ich denke, irgendwie muß es eine Deutung geben.« »Wirklich? Was könnte es denn bedeuten?«

Kōetsu überlegte einen Moment. »Schnee ... Schnee, der alles zudeckt.« »Hm. Vielleicht habt Ihr recht.« »Als Antwort auf unsere Bitte um einen Kirschbaum aus Yoshino könnte es bedeuten:

So Ihr den Schnee betrachtet

Und Eure Schale mit Sake füllt, wird selbst ohne Blüten ...

Mit anderen Worten, er gibt uns zu verstehen, daß es heute abend schneit, wir deshalb die Liebe vergessen und statt dessen die Türen öffnen sollten und beim Sakegenuß den Schnee betrachten.«

»Wie ärgerlich!« rief Shōyū ungehalten laut. »Ich habe nicht die Absicht, auf so herzlose Weise zu trinken; und auch nicht schweigend hierzusitzen. So oder so, wir werden den Yoshino-Baum in diesen Raum verpflanzen und seine Blüten bewundern.« Erregt fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen, um sie anzufeuchten.

Kōetsu blieb nachsichtig und hoffte, daß sich sein Freund bald wieder beruhigen würde, doch Shōyū drängte die Mädchen weiter, Yoshino zu bringen. Er ließ nicht zu, daß über etwas anderes gesprochen wurde. Da seine Hartnäckigkeit nicht zur Erfüllung seines Wunsches führte, wurde es nachgerade komisch, und die Mädchen hatten eine Menge zu lachen. Still verließ Musashi seinen Platz. Er hatte den richtigen Augenblick gewählt. Niemand merkte, daß er fortging.

Spuren im Schnee

Musashi mied es, die hell erleuchteten, nach vorn hinausgehenden Salons für die Gäste zu betreten, und eilte durch viele Korridore, bis er in einen dunklen Raum gelangte, in dem Bettzeug aufbewahrt wurde. Die Wände schienen den appetitlichen Geruch von Essensvorbereitungen auszustrahlen; trotzdem konnte er die Küche nicht finden.

Eine Dienerin trat aus einem der Räume und streckte die Arme aus, um ihm den Weg zu versperren. »Gäste haben hier hinten nichts zu suchen, Herr«, sagte sie fest und ohne den geringsten Anflug von kindlichem Liebreiz, um den sie sich in

den vorderen Räumen gewiß bemüht hätte. »Ach? Hierher darf ich nicht?«

»Wirklich nicht.« Sie schob ihn in Richtung der Tür und folgte ihm. »Bist du nicht das Mädchen, das vorhin draußen in den Schnee gefallen ist? Rin'ya heißt du, stimmt's?«

»Ja, ich bin Rin'ya. Ich nehme an, Ihr habt den Abtritt gesucht und Euch dabei verlaufen. Ich werde Euch zeigen, wo er ist.« Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich.

»Nein, das stimmt nicht. Ich bin nicht betrunken. Aber du könntest mir einen Gefallen tun. Bring mich in ein leeres Gemach und gib mir etwas zu essen!«

»Zu essen? Wenn Ihr Hunger habt, bringe ich Euch im Salon etwas zu essen.«

»Nein, nicht dort. Alle vergnügen sich so gut. Man sollte sie jetzt nicht ans Essen erinnern.«

Rin'ya legte den Kopf auf die Seite. »Da habt Ihr wohl recht. Dann bringe ich Euch etwas hierher. Was hättet Ihr denn gern?« »Nichts Besonderes; zwei große Reisklöße reichen.«

Sie kehrte nach wenigen Augenblicken mit den Reisklößen zurück und servierte sie ihm in einem unbeleuchteten Raum.

Nachdem er gegessen hatte, sagte er: »Ich nehme an, durch den Innenhof dort komme ich auch nach draußen.« Ohne eine Antwort abzuwarten, stand er auf und trat auf die Veranda hinaus. »Wohin wollt Ihr, Herr?« »Keine Sorge. Ich bin bald wieder da.« »Aber warum durch die Hintertür?«

»Es gäbe bloß Unruhe, wenn ich vorn hinausginge. Und wenn meine Gastgeber mich sähen, würden sie gekränkt und ihr Abend verdorben sein.«

»Ich werde das Tor für Euch öffnen, aber kommt wirklich bald zurück, sonst wird man mir die Schuld geben.«

»Ich verstehe. Wenn Herr Fallende Wasser nach mir fragt, sage, ich sei zum Rengeōin-Tempel hinübergegangen, um

einen Bekannten zu treffen, und würde bald zurückkommen.«

»Ihr müßt aber wirklich bald zurückkommen. Eure Gefährtin für die Nacht soll nämlich Yoshino Dayū sein.« Sie öffnete den beschneiten hölzernen Torflügel und ließ ihn hinaus.

Direkt gegenüber dem Haupteingang zum Vergnügungsviertel war ein Teeladen. Musashi trat ein und bat um ein Paar Strohsandalen, doch hatten sie keine. Hier verkaufte man vor allem Strohüte an Männer, die nicht erkannt werden wollten, wenn sie das Viertel betraten.

Nachdem er eine Verkäuferin weggeschickt hatte, damit sie Sandalen für ihn kaufe, nahm er auf einem Schemel Platz, zog seinen Obi straff und stopfte die Schnüre darunter. Dann legte er den lockeren Umhang ab, legte ihn sorgsam zusammen, ließ sich Papier und Pinsel und schrieb eine kurze Nachricht, die er zusammenfaltete und in den Ärmel des Umhangs steckte. Dann rief er den alten Mann, der neben der Herdstelle im Zimmer hinter dem Laden hockte und von dem er annahm, daß er der Besitzer war. »Würdet Ihr bitte den Umhang hier für mich in Verwahrung nehmen? Sollte ich bis elf Uhr nicht zurück sein, tragt ihn bitte ins ›Ogiya‹ und übergebt ihn einem Mann namens Kōetsu. Eine Nachricht steckt im Ärmel.«

Der Mann sagte, es sei ihm ein Vergnügen, Musashi dienlich zu sein, und auf die Frage, wie spät es sei, antwortete er, um die sieben. Der Nachtwächter sei gerade vorbeigekommen und habe die Stunde ausgerufen. Als das Mädchen mit den Sandalen zurückkehrte, untersuchte Musashi eingehend die Bänder, um sicherzugehen, daß sie auch nicht zu straff geflochten waren; dann zog er sie über seine Ledersocken. Er reichte dem Ladenbesitzer mehr Geld als nötig, nahm dann einen neuen Strohhut und ging hinaus. Statt den Hut festzubinden, hielt er ihn sich über den Kopf, um den Schnee abzuhalten, der in leichten Flocken wie Kirschblüten herabrieselte.

Die Shijō-Allee entlang war das Flußufer lichtüberflutet, doch weiter im Osten, in den Waldungen von Gion, war es, wenn nicht Steinlaternen die Umgebung erhellten, stockfinster. Die Totenstille, die dort herrschte, wurde nur ab und zu von dem Geräusch unterbrochen, das entsteht, wenn eine Schneelast von den Zweigen rutscht.

Vor dem Tor eines Schreins knieten an die zwanzig Männer und beteten, dem verlassenen Gebäude zugewandt. Die Tempelglocken in den Hügeln ringsum hatten gerade fünfmal geschlagen und damit verkündet, daß es acht Uhr sei. Die lauten, klaren Glockenschläge schienen den Männern in dieser besonderen Nacht geradenwegs bis in die Magengrube zu fahren. »So, jetzt ist genug gebetet«, sagte Denshichirō. »Brechen wir auf!« Als sie sich in Bewegung setzten, fragte einer der Männer Denshichirō, ob die Bänder seiner Sandalen auch richtig säßen. »Wenn sie in einer so kalten Nacht zu stramm sitzen, reißen sie leicht.«

»Die halten. Wenn es so kalt ist wie heute, benutzt man am besten Stoffbänder und keine ledernen. Das solltet Ihr Euch merken.«

Am Schrein hatte Denshichirō seine Kampfvorbereitungen bis hin zum Anlegen des Stirnbands und der Ärmelschlaufe beendet. Von seinem finster blickenden Gefolge umringt, griff er im Schnee weit aus und atmete tief durch, so daß er weiße Dampfwolken ausstieß.

In der Herausforderung, die sie Musashi übergeben hatten, waren als Treffpunkt das Gelände hinter dem Rengeōin und als Zeit neun Uhr angegeben worden. Da sie fürchteten – oder zumindest behaupteten sie, es zu befürchten –, daß Musashi auf Nimmerwiedersehen entfliehen könnte, wenn sie ihm zuviel Zeit ließen, hatten die Anhänger des Hauses Yoshioka beschlossen, rasch zu handeln. Hyōsuke war in der Nähe des »Ogiya« zurückgeblieben, hatte jedoch zwei Kameraden geschickt, die über die Lage berichteten.

Als sie sich dem Rengeōin näherten, erblickten sie hinter dem Tempel ein Feuer.

»Wer ist das?« fragte Denshichirō. »Das sind wahrscheinlich Ryōhei und Jūrōzaemon.«

»Was, die sind auch hier?« fragte Denshichirō leicht verärgert. »Es sind zu viele von uns hier. Ich möchte nicht, daß die Leute später sagen, Musashi sei nur deshalb geschlagen worden, weil er einer Übermacht gegenübergestanden hatte.«

»Wenn es soweit ist, gehen wir fort.«

Das Hauptgebäude der Tempelanlage erstreckte sich über eine Länge von dreiunddreißig Säulenspannen, und hinter ihm dehnte sich ein großes offenes Feld aus, das sich ideal zum Bogenschießen eignete und lange Zeit für diesen Zweck benutzt worden war. Diese Verbindung des Tempels mit einer Waffenkunst war es, die Denshichirō auf den Gedanken gebracht hatte, den Rengeōin für sein Treffen mit Musashi auszuwählen. Denshichirō und seine Männer waren mit der Wahl sehr zufrieden. Hier standen zwar ein paar Fichten, welche die Landschaft davor bewahrten, allzu öde zu wirken, aber weder Schilf noch Kraut konnten während des Kampfes hinderlich werden. Ryōhei und Jūrōzaemon erhoben sich, um Denshichirō zu begrüßen, und Ryōhei sagte: »Euch ist auf dem Weg hierher vermutlich kalt geworden. Es ist noch früh. Setzt Euch, und wärmt Euch!«

Schweigend nahm Denshichirō Platz, streckte die Hände über den Flammen aus und ließ die Knöchel eines Fingers nach dem anderen knacken. »Ich bin wohl zu früh gekommen«, sagte er. Sein vom Feuer gerötetes Gesicht hatte bereits etwas Blutrünstiges. Stirnrunzelnd fragte er: »Sind wir nicht eben an einem Teehaus vorbeigekommen?« »Ja, aber es war geschlossen.«

»Einer von Euch soll Sake holen! Wenn Ihr lange genug klopft, machen sie schon auf.«

»Sake – jetzt?«

»Ja, jetzt. Mir ist kalt.« Denshichirō rückte noch näher ans Feuer; es sah aus, als wolle er es umarmen.

Da keiner sich erinnern konnte, daß Denshichirō je, ohne nach Sake zu riechen, im Dōjō erschienen wäre – wobei es gleichgültig blieb, ob dies morgens oder abends war –, nahm man seine Trinkerei für etwas Selbstverständliches. Wiewohl das Schicksal der gesamten Yoshioka-Schule auf dem Spiel stand, fragte der eine sich verwirrt, ob es nicht besser für Denshichirō wäre, sich mit etwas Sake aufzuwärmen, statt zu versuchen, das Schwert mit klammen Armen und Beinen zu führen, während der andere darauf hinwies, daß es gefährlich sei, ihm den Gehorsam zu verweigern, selbst wenn es zu seinem Besten wäre. So liefen ein paar zum Teehaus, und der Sake, den sie schließlich brachten, war glühendheiß.

»Gut«, sagte Denshichirō. »Mein bester Freund und Bundesgenosse.« Unruhig sahen sie ihm beim Trinken zu und beteten insgeheim, daß er nicht so viel trinken möge wie sonst. Denshichirō machte jedoch weit vor seinem normalen Quantum Schluß. Er gab sich zwar betont gleichmütig, wußte aber sehr gut, daß sein Leben auf der Waagschale lag. »Horch! Ob das wohl Musashi ist?« Alle spitzten die Ohren.

Während die Männer um das Feuer herum aufsprangen, kam eine dunkle Gestalt um die Gebäudeecke gelaufen, winkte und rief: »Keine Sorge, das bin bloß ich.«

Obwohl nach außen hin zum Kampf gerüstet und den Hakama gerafft, um besser laufen zu können, konnte der Ankömmling sein Alter nicht verhehlen. Sein Rücken war gekrümmt wie ein Flitzbogen. Als die Männer ihn deutlicher erkennen konnten, sagten sie einander, daß es sich nur um »den alten Mann aus Mibu« handle, und die Erregung legte sich. Der Alte war Yoshioka Genzaemon, Kempōs Bruder und Denshichirōs Onkel. »Nein, wenn das nicht Onkel Gen ist!

Was bringt dich denn hierher?« rief Denshichirō. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, seinen Onkel um Beistand zu ersuchen.

»Ah, Denshichirō«, sagte Genzaemon, »du bist also wirklich gewillt, es durchzustehen. Bin ich froh, daß du hier bist.«

»Ursprünglich hatte ich vorgehabt, die Angelegenheit mit dir durchzusprechen, aber ...«

»Durchzusprechen? Was gibt es da durchzusprechen? Der Name Yoshioka ist durch den Schmutz gezogen und dein Bruder zum Krüppel geschlagen worden! Wenn du nichts unternommen hättest, würdest du es mit mir zu tun bekommen haben.«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bekomme keine weichen Knie wie mein Bruder.«

»Das hoffe ich. Selbstverständlich wirst du gewinnen, doch hielt ich es für besser, herzukommen und dir ein wenig Mut zuzusprechen. Ich bin den ganzen Weg von Mibu bis hierher gelaufen. Denshichirō, laß dich von mir warnen: Nach allem, was ich höre, solltest du diesen Gegner nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Darüber bin ich mir durchaus im klaren.«

»Hab's nicht zu eilig zu gewinnen. Bewahre die Ruhe, und überlasse es den Göttern! Falls du unglücklicherweise doch getötet werden solltest, werde ich mich um deinen Leichnam kümmern.« »Ha, ha! Komm, Onkel Gen, wärme dich am Feuer!«

Schweigend trank der alte Mann eine Schale Sake, dann wandte er sich vorwurfsvoll an die anderen. »Was habt Ihr hier zu suchen? Ihr wollt ihm doch wohl nicht mit dem Schwert helfen, oder? Diesen Kampf bestreiten einzig und allein zwei Männer; es sieht irgendwie feige aus, so viele Anhänger dabeizuhaben. Es ist gleich Zeit. Kommt mit mir, Ihr alle! Wir werden uns entfernen, damit es nicht so aussieht, als wollten

wir geschlossen über ihn herfallen.«

Die Männer taten, wie ihnen geheißen, und ließen Denshichirō allein. Er saß dicht am Feuer und dachte: Als ich die Glocken hörte, war es acht Uhr. Inzwischen muß es neun sein. Musashi kommt zu spät.

Die einzigen Spuren, die seine Anhänger hinterlassen hatten, waren die dunklen Fußstapfen im Schnee; der einzige Laut, den er vernahm, das spröde Knacken, wenn Eiszapfen von der Dachtraufe des Tempels abbrechen. Einmal ächzte ein Ast unter der Last des Schnees. Bei jedem Geräusch fuhren Denshichirōs Augen hin und her wie die eines Falken. Und wie ein Falke kam ein Mann durch den Schnee geschossen. Keuchend und aufgeregt meldete Hyōsuke zwischen zwei Atemzügen: »Er kommt!«

Denshichirō wußte Bescheid, noch ehe Hyōsuke die beiden Worte ausgesprochen hatte. Er war bereits aufgesprungen. »Kommt er?« wiederholte er wie ein Papagei, zugleich traten seine Füße unwillkürlich die letzten Glutreste des Feuers aus.

Hyōsuke berichtete, Musashi habe sich, nachdem er das »Ogiya« verlassen hatte, Zeit gelassen, als mache ihm der heftige Schneefall nichts aus. »Vor wenigen Augenblicken ist er die Steinstufen zum Gion-Schrein hinaufgestiegen. Ich bin durch eine Hintergasse so schnell hierhergelaufen, wie ich konnte. Selbst wenn er sich viel Zeit nimmt, muß er gleich hiersein. Ich hoffe, Ihr seid bereit ...«

»Hmm, es ist also soweit ... Hyōsuke, verschwindet!« »Wo sind die anderen?«

»Das weiß ich nicht, aber ich möchte nicht, daß Ihr hier bleibt. Ihr lenkt mich ab.«

»Ja, Herr.« Hyōsukes Antwort klang nach Gehorsam, doch im Grunde wollte er nicht fort, er war entschlossen zu bleiben. Nachdem Denshichirō das Feuer ausgetreten und sich erwartungsvoll bebend dem Tor zugewandt hatte, duckte

Hyōsuke sich unter den Fußboden des Tempels und blieb im Dunkeln hocken. Der Wind, den er bisher kaum bemerkt hatte, fuhr ihm hier unter dem Gebäude eiskalt um die Ohren. Ihn fror erbärmlich, und er schlang die Arme um die Knie und redete sich ein, daß sein Zähneklappern und der schmerzliche Schauer, der ihm über den Rücken lief, ausschließlich etwas mit der Kälte und nichts mit Angst zu tun hätten.

Denshichirō stapfte etwa hundert Schritt vom Tempel fort und suchte sich einen festen Standplatz, wo er einen Fuß gegen die Wurzel einer hohen Fichte stemmen konnte. Dort wartete er mit spürbarer Ungeduld. Die wärmende Wirkung des Sake war längst verflogen, und er spürte, wie die Kälte sich langsam in sein Fleisch fraß. Daß er immer ungeduldiger wurde, merkte sogar Hyōsuke, der den Platz so gut überblicken konnte, als wäre heller Tag. Schnee rieselte und rutschte dann von einem Zweig herunter. Denshichirō fuhr zusammen.

Musashi war immer noch nicht da.

Schließlich konnte es Hyōsuke nicht mehr aushalten, kam aus seinem Versteck gekrochen und rief: »Was ist denn mit Musashi passiert?« »Seid Ihr immer noch da?« fauchte Denshichirō wütend, war aber genauso verwirrt wie Hyōsuke und befahl ihm daher nicht, zu verschwinden. Wie in schweigender Übereinkunft gingen die beiden aufeinander zu. Sie standen da, hielten nach allen Seiten hin Ausschau, und immer wieder sagte einer von ihnen: »Ich kann ihn nirgends entdecken«, wobei der Ton jedesmal erboster und argwöhnischer wurde.

»Dieser Hundsfoot – er ist davongelaufen!« entfuhr es Denshichirō schließlich.

»Das ist unmöglich«, erklärte Hyōsuke und wiederholte nochmals, was er gesehen hatte und warum er sicher war, daß Musashi noch kommen werde.

Denshichirō unterbrach ihn. »Was ist das?« fragte er und

spähte rasch zum Tempeltor hinüber.

Flackernd näherte sich vom Küchenhaus hinter dem Langbau eine Kerzenflamme. Getragen wurde sie von einem Priester, soviel war zu sehen, doch die Gestalt hinter ihm konnten die beiden nicht erkennen. Zwei Schatten und ein Lichtpunkt kamen die langgestreckte Veranda entlang. Mit gedämpfter Stimme sagte der Priester: »Nachts werden die Gebäude hier alle abgeschlossen, deshalb kann ich es nicht sagen. Heute abend waren ein paar Samurai da, die sich im Hof an einem Feuer wärmten. Vielleicht waren das die Leute, nach denen Ihr fragt. Aber die sind jetzt fort, das könnt Ihr selbst sehen.«

Der andere Mann sagte leise: »Es tut mir leid, daß ich Euch geweckt habe. Aber seht, stehen da nicht zwei Männer unter dem Baum? Vielleicht sind das diejenigen, die mich hier erwarten wollten.«

»Es kann ja nichts schaden, sie zu fragen und sich zu überzeugen.« »Das werde ich tun. Jetzt finde ich den Weg selbst; Ihr könnt Euch also ruhig wieder schlafen legen.«

»Kommt Ihr mit Euren Freunden zusammen, um den fallenden Schnee zu genießen?«

»Zu so etwas Ähnlichem«, sagte der Mann und lachte leise. Der Priester blies die Kerze aus und sagte: »Ich brauche das wohl nicht eigens zu betonen, aber wenn Ihr vorhabt, nahe beim Tempel ein Feuer zu entzünden, seid bitte vorsichtig und macht es aus, ehe Ihr fortgeht!« »Dafür werde ich ganz bestimmt sorgen.« »Nun gut. Dann entschuldigt mich jetzt bitte.«

Der Priester kehrte durchs Tor zurück und schloß es. Der Mann auf der Veranda rührte sich eine Weile nicht, faßte aber Denshichirō eindringlich ins Auge.

»Hyōsuke, wer ist das?«

»Das kann ich nicht sagen, aber er kam aus dem

Küchenhaus.« »Er scheint hier fremd im Tempel.«

Die beiden Männer gingen etwa zwanzig Schritt näher an das Gebäude heran. Der Unbekannte im Schatten begab sich ungefähr bis zur Mitte der Veranda, blieb stehen, schob den Ärmel hoch und band ihn mit der Schlaufe fest. Unwillkürlich kamen die beiden Männer im Hof so nahe, daß sie dies erkennen konnten, doch dann weigerten ihre Füße sich, noch weiter zu gehen.

Nach einer Pause von zwei oder drei Atemzügen rief Denshichirō: »Musashi!« Er war sich durchaus bewußt, daß jener Mann, der da etliche Fuß über ihm stand, sich in einer äußerst vorteilhaften Lage befand. Er war nicht nur von hinten vollkommen geschützt, auch wer ihn von der Seite her angreifen wollte, mußte erst zu ihm hinaufklettern. Er konnte daher seine ganze Aufmerksamkeit dem Gegner vor sich widmen.

Hinter Denshichirō erstreckte sich der offene, schneebedeckte Hof, und der Wind wehte. Denshichirō war überzeugt, daß Musashi niemand mitbringen würde, konnte es sich jedoch nicht leisten, den Raum hinter sich unbeachtet zu lassen. Er machte eine Bewegung, als wolle er etwas von seinem Kimono klopfen, und sagte drängend zu Hyōsuke: »Macht, daß Ihr fortkommt!« Hyōsuke zog sich bis an den äußersten Rand des Hofes zurück. »Seid Ihr bereit?« Musashi hatte die Frage ruhig, doch in schneidendem Ton gestellt. Sie war wie Eiswasser, das auf die fiebrige Erregung seines Gegners klatschte.

Zum erstenmal konnte Denshichirō jetzt Musashi gut sehen. Das also ist der Schuft! dachte er. Sein Haß kannte keine Grenzen: Er war empört, daß dieser Musashi seinen Bruder verstümmelt hatte, es fuchste ihn, daß er von den Leuten mit diesem Musashi verglichen wurde, und er brachte diesem Musashi die eingefleischte Verachtung für den Aufsteiger vom Lande entgegen, der sich in seinen Augen als Samurai

aufspielte.

»Was fällt Euch ein zu fragen, ob ich bereit bin? Es ist schließlich schon nach neun!« »Habe ich gesagt, ich wäre Punkt neun hier?«

»Macht jetzt keine Ausflüchte! Ich warte nun schon sehr lange. Und wie Ihr seht, bin ich vollkommen vorbereitet. Jetzt kommt herunter!« Er unterschätzte seinen Gegner nicht so weit, daß er ihn aus Tollkühnheit in seiner augenblicklichen Stellung angriff. »Gleich«, antwortete Musashi und lachte leise.

Die Vorstellungen, die Musashi und Denshichirō von den Kampfesvorbereitungen hatten, klafften weit auseinander. Denshichirō war zwar körperlich vorbereitet, doch innerlich hatte er gerade erst angefangen, sich zusammenzureißen; für Musashi hingegen hatte der Kampf längst begonnen, ehe er sich seinem Gegner stellte; für ihn trat der Kampf jetzt in seine zweite und entscheidende Phase. Beim Gion-Schrein hatte er die Fußspuren im Schnee gesehen, und in diesem Augenblick war sein Kampfgeist erwacht. Als er merkte, daß der Schatten des Mannes, der ihm folgte, nicht mehr da war, hatte er kühn das Haupttor des Rengeōin-Tempels durchschritten und war dann rasch zum Küchenhaus geeilt. Nachdem er den Priester geweckt und in ein Gespräch verwickelt hatte, bei dem er ihn behutsam danach ausfragte, was sich zuvor hier getan hatte, trank er ungeachtet der Tatsache, daß er ein wenig spät kam, etwas Tee, und er wärmte sich auf. Als er sich dann zeigte, hatte er das ziemlich unvermittelt und von der relativen Sicherheit der Veranda aus getan. Er war es, der die Initiative ergriffen hatte.

Sein zweiter Vorteil ergab sich, als Denshichirō versuchte, ihn zum Verlassen der Veranda zu bewegen. Eine Möglichkeit des Kampfes war nun, das zu akzeptieren; eine andere jedoch, die Aufforderung zu überhören und den ersten Schritt selbst zu bestimmen. Vorsicht war angebracht. In Fällen wie diesem

gleicht der Sieg dem Mond, der sich in einem See spiegelt. Springt man unbesonnen danach, kann man ertrinken.

Denshichirōs Erbitterung kannte keine Grenzen. »Ihr kommt nicht nur zu spät«, schrie er, »Ihr seid auch noch dazu nicht einmal vorbereitet. Glaubt Ihr, ich stehe hier zum Vergnügen?«

Musashi war immer noch vollkommen ruhig und sagte: »Ich komme schon. Nur noch einen Moment.«

Denshichirō wußte, daß Zorn zu einer Niederlage führen kann, doch angesichts dieser bewußten Versuche, ihn zu ärgern, konnte er sich nicht mehr zügeln. Alle Lektionen über Strategie waren vergessen. »Kommt herunter!« kreischte er. »Hier, in den Hof! Hört auf mit irgendwelchen Winkelzügen, und laßt uns tapfer kämpfen! Ich bin Yoshioka Denshichirō! Und ich habe nichts als Verachtung übrig für Finten und feige Annäherungsversuche. Wenn Ihr schon vor dem Kampf Angst habt, seid Ihr kein Gegner für mich. Kommt da herunter!«

Musashi grinste. »So, Yoshioka Denshichirō? Was habe ich von Euch zu befürchten? Ich habe Euch schon letztes Frühjahr in Stücke gehackt, und wenn ich das heute abend nochmals tue, dann wiederhole ich nur, was ich schon einmal getan habe.« »Wovon redet Ihr? Wo? Und wann?«

»Im ›Wataya‹ im Lehen KoYagyu.« »In KoYagyu?«

»Genau gesagt, im Badezuber der Herberge.« »Das seid Ihr gewesen?«

»Ja, das war ich. Selbstverständlich waren wir beide nackt, doch mit den Augen lotete ich aus, ob ich Euch bezwingen könne oder nicht. Und so habe ich Euch dort damals mit den Augen besiegt, und zwar auf wunderbare Weise, wenn ich das mal sagen darf. Ihr habt das vermutlich gar nicht bemerkt, denn Euer Leib trug keine Narben davon; aber Ihr wurdet besiegt, daran kann kein Zweifel herrschen. Andere Männer mögen sich anhören, wie Ihr mit Euren Fähigkeiten als Schwertkämpfer großtut, doch ich kann darüber nur lachen.«

»Ich war neugierig zu hören, wie Ihr redet, und jetzt weiß ich es: wie ein Schwachsinniger. Euer Gebrabbel rührt mich. Kommt von dort herunter, und ich werde Euch die hochmütigen Augen öffnen.« »Womit kämpft Ihr? Mit dem Schwert? Einem Holzsword?« »Warum diese Frage, wo Ihr doch kein Holzsword habt? Ihr kamt doch mit einem richtigen Schwert, nicht wahr?«

»In der Tat. Doch dachte ich, wenn Ihr mit einem Holzsword kämpfen wollt, würde ich das Eure nehmen und damit kämpfen.« »Ich habe keines, Tor, der Ihr seid! Schluß jetzt mit der Großmäuligkeit! Kämpft!« »Fertig?« »Nein!«

Denshichirōs Hacken hinterließen eine dunkle Linie von etwa neun Fuß Länge, als er den Platz freimachte, auf dem Musashi landen sollte. Musashi jedoch schoß zwanzig oder dreißig Fuß die Veranda entlang, ehe er hinuntersprang. Dann, nachdem sie, das Schwert noch immer in der Scheide, einander mißtrauisch beäugten, verlor Denshichirō den Kopf. Er zog unvermittelt blank und schlug zu. Sein Schwert war lang, gerade richtig für seine Körpergröße. Mit erstaunlicher Leichtigkeit fuhr es durch die Luft und rief nur einen leichten Pfeifton hervor. Es landete haargenau dort, wo Musashi gestanden hatte.

Musashi war schneller als das Schwert, noch größer freilich war die Schnelligkeit, mit der sein Schwert blitzend aus der Scheide sprang. Es sah aus, als stünden die beiden Kämpfer so nahe beieinander, daß keiner Schaden nehmen konnte, doch nachdem das Licht eine Weile auf den Schwertern getanzte hatte, machten beide ein paar Schritte rückwärts.

Einige spannungsgeladene Augenblicke vergingen. Schweigend und regungslos standen die beiden Widersacher da, die Schwerter starr in der Luft, Spitze gegen Spitze, wohl aber an die neun Fuß voneinander entfernt. Der Schnee, der sich auf Denshichirōs Braue gesammelt hatte, rutschte auf seine Lider. Um ihn abzuschütteln, verzerrte er das Gesicht, bis

seine Stirnmuskeln aussahen wie unzählige sich bewegende kleine Höcker. Seine vorquellenden Augäpfel glühten wie die Sichtfenster eines Schmelzofens, und seine tiefen gleichmäßigen Atemzüge kamen heiß und machtvoll wie aus einem Blasebalg.

Verzweifelte Gedanken packten ihn, denn er erkannte, wie schlecht seine Position war. Wieso halte ich mein Schwert in Augenhöhe, wo ich es zum Angriff sonst immer überm Kopf halte? fragte er sich. Das war kein Denken mehr, wie es sich normalerweise vollzieht. Selbst sein Blut, das sichtbar in seinen Adern pulsierte, sagte ihm das. Dabei war sein ganzer Körper bis hinunter zu den Zehennägeln auf die Aufgabe konzentriert, dem Gegner ein Bild der Grausamkeit und der Blutrünstigkeit zu bieten. Der Gedanke daran, daß die Schwerthaltung in Augenhöhe etwas war, worin nicht gerade seine Stärke lag, nagte an ihm. Immer und immer wieder war er versucht, die Ellbogen zu heben und das Schwert über seinen Kopf zu bringen, doch war das zu riskant. Musashi nämlich hielt nach genau jener Möglichkeit Ausschau, nach jenem Bruchteil einer Sekunde, da Denshichirōs Sicht vom Arm behindert würde.

Auch Musashi hielt das Schwert in Augenhöhe, doch waren seine Ellbogen unverkrampft. Er war flexibel und in der Lage, jede Bewegung in jede Richtung auszuführen. Denshichirōs Arme dagegen wurden bei dieser ungewohnten Kampfhaltung steif und verkrampft, seine Schwertführung wurde zunehmend unsicher. Musashi war die Regungslosigkeit in Person; Schnee sammelte sich auf dem schmalen Schwertrücken.

Während er wie ein Raubvogel nach dem kleinsten Fehlverhalten seines Gegners Ausschau hielt, zählte Musashi seine Atemzüge. Er wollte nicht nur siegen, er *mußte* siegen. Er war sich im höchsten Grade bewußt, wieder einmal an einer Grenze zu stehen: hüben das Leben, drüben der Tod. Er betrachtete Denshichirō als einen gewaltigen Felsen, als eine überwältigende Erscheinung. Der Name des Kriegsgottes,

Hachiman, schoß ihm durch den Kopf.

Seine Technik ist besser als meine, dachte Musashi unvoreingenommen. Das gleiche Minderwertigkeitsgefühl hatte ihn in der Burg von KoYagyū überfallen, als die vier führenden Schwertkämpfer der KoYagyū-Schule ihn umzingelt hatten. Das ging ihm immer so, wenn er es mit Schwertfechtern zu tun hatte, die an den traditionellen Schulen ausgebildet worden waren, denn seine eigene Technik war weder ausgefeilt, noch basierte sie auf Verstandesarbeit; im Grunde war sie nichts weiter als eine Methode, auf Leben und Tod zu kämpfen. Als er Denshichirō anstarrte, erkannte er, daß der Stil, den Yoshioka Kempō geschaffen und sein Leben lang vervollkommen hatte, schlicht war und doch verzwickte, auf Ordnung beruhte und auf Regeln, daß er jedenfalls etwas an sich hatte, das bestimmt nicht nur mit schierer Körperkraft oder mit Tollkühnheit überwunden werden konnte. Musashi hütete sich, irgendeine unnötige Bewegung zu machen. Seine primitiven Taktiken wollten ihm nicht zur Verfügung stehen. Seine Arme wehrten sich in einem Maße dagegen, ausgestreckt zu werden, daß er sich wunderte. Das Beste, was er tun konnte, war, eine hergebrachte Verteidigungshaltung einzunehmen und abzuwarten. Seine Augen röteten sich, so angestrengt hielt er nach einer Möglichkeit Ausschau, irgendwo ansetzen zu können. Er betete zu Hachiman um den Sieg.

Seine Erregung nahm zu, und sein Herz begann zu rasen. Wäre er ein gewöhnlicher Mann gewesen, er hätte sich in einen Strudel von Verwirrung hineinreißen lassen. Das wäre sein Untergang gewesen. Musashi jedoch bewahrte Ruhe, schüttelte das Gefühl, unebenbürtig zu sein, ab, als wäre es nur Schnee auf seinem Ärmel. Diese neugewonnene Fähigkeit zur Gelassenheit war das Ergebnis der Tatsache, daß er nun schon mehrere Male vom Tod gestreift worden war. Sein Geist war jetzt hellwach, als sei ihm ein Schleier von den Augen gerissen worden.

Todesschweigen. Schnee sammelte sich auf Musashis Haar, auf Denshichirōs Schultern.

Jetzt sah Musashi keinen großen Felsen mehr vor sich. Er selbst existierte nicht mehr als einzelne Person. Der Wille zu siegen war vergessen. Er sah die Weiße des Schnees, der zwischen ihm und dem anderen Mann niederrieselte, und das Wesen des Schnees war so leicht wie sein eigenes. Der Raum schien nur eine Erweiterung seines Körpers. Er war zum Universum geworden, und das Universum war er. Er war da und doch nicht da. Denshichirōs Füße schoben sich Zoll um Zoll vor. Die Spitze seines Schwertes bebte vor Willenskraft und Begierde, endlich eine Bewegung zu machen.

Dann wurden mit zwei Streichen eines einzigen Schwertes zwei Leben ausgelöscht. Als erstes griff Musashi nach rückwärts an, und Otaguro Hyōsukes Kopf oder zumindest ein Teil desselben segelte gleich einer riesigen, tiefroten Kirsche an Musashi vorbei, während der Leib leblos auf Denshichirō zuwankte. Der folgende Entsetzensschrei, Denshichirōs Angriffsschrei, wurde in der Mitte abgeschnitten; der abgebrochene Laut hing dünn im Raum. Musashi sprang so hoch, als hätte er bereits in Brusthöhe seines Widersachers zum Sprung angesetzt. Denshichirōs mächtiger Körper wirbelte nach hinten und stürzte, daß der weiße Schnee aufstäubte. Die Gliedmaßen erbarmungswürdig verrenkt und das Gesicht im Schnee vergraben, rief der Sterbende: »Wartet! Wartet!« Musashi war schon weg. »Habt Ihr gehört?« »Das war Denshichirō.« »Er ist verwundet.«

Die dunklen Gestalten Genzaemons und der Yoshioka-Anhänger ergossen sich wie eine Woge über den Hof. »Seht! Hyōsuke ist getötet worden.« »Denshichirō!« »*Denshichirō!*« Aber sie wußten, daß es keinen Sinn hatte zu rufen, keinen Zweck mehr hatte, an ärztliche Hilfe zu denken. Hyōsukes Kopf war vom rechten Ohr bis zur Mitte des Munds zerteilt worden, der Denshichirōs vom Scheitel bis zum rechten

Backenknochen. Und das binnen Sekunden.

»Das ... das ist der Grund, weshalb ich dich gewarnt hatte«, stammelte Genzaemon. »Deshalb hab' ich dich gewarnt, ihn nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Ach, Denshichirō, Denshichirō!« Der alte Mann preßte den Leichnam seines Neffen an sich, versuchte vergebens, ihn zu trösten. Genzaemon klammerte sich an Denshichirōs Leichnam, wurde aber zornig, als er sah, daß die anderen im blutgeröteten Schnee herumtrampelten. »Was ist mit Musashi?« donnerte er.

Einige hatten sich bereits auf die Suche nach ihm gemacht, doch von Musashi war nichts zu entdecken.

»Er ist nicht mehr hier«, kam die Antwort, stumpf und verzagt. »Er muß hier irgendwo sein«, krächzte Genzaemon. »Er hat schließlich keine Flügel. Wenn ich keine Rache nehmen kann, darf ich als Mitglied der Familie Yoshioka nie mehr den Kopf aufrecht tragen. Ihr müßt ihn finden!« Ein Mann schluckte und deutete mit dem Zeigefinger. Die anderen traten einen Schritt zurück und starrten in die angezeigte Richtung. »Das ist Musashi.« »Musashi?«

In dem Moment, in dem sie begriffen, verstummten sie, doch herrschte nicht die Stille wie an einer Stätte der Verehrung, sondern ein unheilvolles, teuflisches Schweigen, als hätten Ohren, Augen und Hirne aufgehört zu arbeiten.

Was immer der Mann gesehen haben mochte, es war nicht Musashi, denn Musashi stand unter der Dachtraufe des nächstgelegenen Gebäudes. Die Augen unverwandt auf die Yoshioka-Leute gerichtet, drückte er seinen Rücken gegen die Wand hinter sich und schob sich seitlich weiter, bis er die Südwestecke des Tempels erreicht hatte. Dort kletterte er auf die Veranda und kroch langsam und lautlos weiter.

»Werden sie mich verfolgen?« fragte er sich. Als sie keinerlei Anstalten dazu machten, schob er sich verstohlen weiter bis zur Nordseite des Gebäudes, um dann mit einem

Riesensatz in der Dunkelheit zu verschwinden.

Die elegante Welt

»Ich lasse mir von einem unverschämten Adligen nichts vorschreiben! Wenn er glaubt, er kann mich mit einem unbeschriebenen Blatt Papier abspeisen, muß ich wohl mal ein Wort mit ihm reden. Yoshino bringe ich mit – und sei es auch nur, um meinen Stolz zu befriedigen.«

Es heißt, man brauche nicht jung zu sein, um Gefallen an Spielen zu finden. Wenn Haiya Shōyū zechte, gab es für ihn kein Halten mehr. »Bringt mich zu ihnen!« befahl er Sumigiku und legte ihr die Hand auf die Schulter, um aufzustehen.

Vergebens ermahnte Kōetsu ihn, sich zu beruhigen.

»Nein! Ich werde Yoshino holen ... Standartenträger, ho! Euer General geht zum Angriff über! Wer Mut hat, der folge mir!«

Es ist ja meist so bei Betrunkenen, daß sie, selbst wenn sie ständig Gefahr laufen zu fallen oder noch Schlimmeres zu tun, für gewöhnlich keinerlei Schaden nehmen, sobald man sie allein läßt. Da Shōyū über viele Jahre Erfahrung verfügte, konnte er immer noch sehr fein unterscheiden, ob er sich selbst amüsierte oder ob er für andere der Spaßmacher war und sie unterhielt. Wenn sie ihn für beschwipst hielten und glaubten, leicht mit ihm umgehen zu können, schaffte er es für gewöhnlich, so schwierig zu sein wie nur möglich. Er wankte herum und torkelte, bis jemand ihm zu Hilfe kam und ihn rettete, woraufhin sich die Geister an der Grenze allgemeiner Trunkenheit trafen.

»Ihr werdet noch stürzen«, rief Sumigiku und eilte zu ihm. »Seid doch nicht albern. Ich mag ein bißchen wackelig auf den Beinen sein, aber im Kopf ist immer noch alles ganz klar.« Es

klang gereizt. »Versucht, allein zu gehen!« Sie ließ ihn los, woraufhin er sofort hinsackte. »Ich bin wohl ein bißchen müde. Jemand muß mich tragen.« Auf dem Weg zum Salon des Fürsten Kangan tat er, als habe er keine Ahnung, was vorging, doch war er sich in Wirklichkeit völlig im klaren über alles, obwohl er strauchelte und schwankte, weiche Knie bekam und überhaupt seine Gefährtin von einem Ende des langen Ganges bis zum anderen in Atem hielt.

Es ging darum, ob »unverschämte, halbgare Adlige«, wie er sie nannte, es sich leisten konnten, Yoshino Dayū ganz allein mit Beschlag zu belegen. Die großen Kaufleute, die zwar reich, aber bürgerlich waren, erstarrten keineswegs in Ehrfurcht vor den Höflingen des Kaisers. Gewiß, diese waren erstaunlich rangbewußt, doch hatte das wenig zu sagen, da sie ja kein Geld besaßen. Indem man genug Gold verteilte, um sie glücklich zu halten, indem man an ihren eleganten Vergnügungen teilnahm und so tat, als überbiete man einander an Ehrerbietung vor ihrem Status, und indem man ihnen ihren Stolz nicht nahm, war es möglich, sie nach der eigenen Pfeife tanzen zu lassen. Niemand wußte das besser als Shōyū. ‘

Das Licht spielte fröhlich auf den durchscheinenden Shōji des Vorraums von Fürst Karasumarus Salon, als Shōyū sich abmühte, sie aufzuschieben. Ganz unerwartet wurde das Shōji von innen geöffnet. »Aber nein, Shōyū, Ihr seid es!« rief Takuan Soho erstaunt.

Shōyūs Augen weiteten sich, zuerst vor Erstaunen, dann vor Vergnügen. »Werter Priester«, stotterte er, »was für eine angenehme Überraschung! Seid Ihr schon die ganze Zeit hier?«

»Und Ihr, werter Herr, seid Ihr auch schon die ganze Zeit über hier?« öffte Takuan ihn nach. Er legte Shōyū den Arm um den Hals, und die beiden umarmten sich trunken wie ein Liebespaar, Wange an stoppelbärtiger Wange. »Geht es Euch gut, alter Gauner?« »Jawohl, alter Betrüger. Und Euch?« »Ich hatte gehofft, Euch zu sehen.« »Ich auch.«

Zum Abschluß der rührseligen Begrüßung klopfen die beiden sich auf den Kopf und lecken sich die Nase.

Fürst Karasumaru wandte sich dem gegenüber sitzenden Fürsten Nobutada zu und sagte mit einem ironischen Lächeln: »Ha! Genau, wie ich es erwartet hatte. Der Lautstarke ist gekommen.«

Karasumaru Mitsuhiro war noch jung, vielleicht dreißig Jahre alt. Abgesehen von seiner makellosen Kleidung hatte er etwas Aristokratisches an sich, denn er war hübsch, hatte eine helle Haut, buschige Brauen, tiefroter Lippen und kluge Augen. Nach außen hin machte er den Eindruck eines sehr sanften Mannes, doch unter der geschliffenen Oberfläche lauerte ein ausgeprägter Charakter, der einen unterdrückten Groll gegen die Klasse der Krieger hegte. Wie oft hatte er nicht schon gesagt: »Warum mußte ich in dieser Zeit, in der nur Krieger als vollgültige Menschen angesehen werden, als Adliger geboren werden?«

Seiner Meinung nach sollten die Samurai sich ausschließlich mit dem Kriegshandwerk und der Waffentechnik beschäftigen, mit sonst aber nichts, und jeder junge Höfling, der sich gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht auflehnte, war in seinen Augen ein Narr. Daß die Krieger sich die Herrschaft über alles und jedes anmaßen, war eine Umkehrung des alten Prinzips, nach dem die Regierung unter Mithilfe der Samurai vom kaiserlichen Hof ausgeübt wurde. Die Samurai bemühten sich nicht mehr, harmonisch mit dem Adel auszukommen; sie beherrschten alles und behandelten Mitglieder des Hofstaats, als wären sie Zierpuppen. Nicht nur der aufwendige Kopffputz, den die Höflinge tragen durften, war bedeutungslos geworden, die Entscheidungen, die sie treffen durften, konnten wirklich ebensogut von Puppen getroffen werden.

Fürst Karasumaru hielt es für einen schweren Fehler der Götter, einen Mann wie ihn zum Adligen gemacht zu haben. Wiewohl ein Diener des Kaisers, sah er für sich nur zwei

Lebensmöglichkeiten: in ständigem Elend zu leben, oder aber seine Zeit mit Zechen hinzubringen. Wer vernünftig wählte, legte sein Haupt auf die Knie einer schönen Frau, bewunderte das blasse Licht des Mondes, betrachtete, wenn es an der Zeit war, die Kirschblüte und starb mit einer Schale Sake in der Hand.

Da er vom kaiserlichen Finanzminister zum stellvertretenden Minister der Rechte und dann zum kaiserlichen Ratgeber aufgestiegen war, nahm er in der machtlosen Bürokratie des Hofes eine überragende Stellung ein. Er verbrachte jedoch einen Großteil seiner Zeit im Vergnügungsviertel, wo ihn die Atmosphäre die Demütigungen vergessen ließ, die er ertragen mußte, wenn er sich um Amtsgeschäfte zu kümmern hatte. Zu seinen Gefährten gehörten etliche andere unzufriedene junge Adlige, einer wie der andere arm im Vergleich zu den Militärherrschern, aber sie waren dennoch in der Lage, das Geld für ihre nächtlichen Ausflüge ins »Ogiya« aufzutreiben – den einzigen Ort, wie sie behaupteten, wo sie sich als Menschen fühlen durften. Heute abend hatte Karasumaru einen Gast dabei, der aus anderem Holz geschnitzt war: den zehn Jahre älteren, wortkargen Konoe Nobutada, der für seine erlesenen Manieren bekannt war. Auch Nobutada sah man den Adligen an der Nasenspitze an. Er hatte ernst blickende Augen, ein volles Gesicht und buschige Augenbrauen, und wiewohl seine dunkle Gesichtshaut von flachen Pockennarben entstellt war, hatte man bei diesem so wohltuend bescheidenen Mann das Gefühl, daß dieser Makel irgendwie nicht störte. In Etablissements wie dem »Ogiya« wäre ein Außenstehender nie auf die Idee gekommen, einen der ranghöchsten Kyotoer Adligen vor sich zu haben, das Oberhaupt der Familie, aus welcher die kaiserlichen Regenten gewählt wurden.

Er saß neben Yoshino und lächelte liebenswürdig. »Das ist die Stimme von Herrn Bootsbrücke, nicht wahr?«

Sie biß sich auf die Lippen, die bereits geröteter waren als

Pflaumenblüten, und ihre Augen verrieten, daß die Peinlichkeit der Situation sie ungut berührte. »Was soll ich nur tun, wenn er hereinkommt?« fragte sie. Fürst Karasumaru befahl: »Erhebt Euch nicht!« und faßte sie am Saum ihres Kimonos.

»Takuan, was macht Ihr da draußen? Es wird kalt, wenn die Tür offensteht. Wenn ihr hinauswollt, geht hinaus, und wenn Ihr zurückwollt, kommt zurück, jedenfalls macht die Tür zu!«

Takuan schluckte den Köder, sagte zu Shōyū: »Kommt mit herein« und zog den alten Mann in den Raum. Shōyū ging hin und setzte sich direkt vor die beiden Adligen. »Ach, welch angenehme Überraschung!« rief Karasumaru und tat so, als wäre er überrascht.

Shōyū rutschte auf seinen knochigen Knien näher. Er streckte Nobutada die Hand entgegen und sagte: »Gebt mir Sake!« Nachdem ihm die Schale gereicht worden war, verneigte er sich übertrieben umständlich. »Wie schön, Euch zu sehen, alter Herr Bootsbrücke«, sagte Nobutada lächelnd. »Ihr scheint immer in Hochstimmung zu sein.« Shōyū leerte die Schale und reichte sie zurück. »Es wäre mir nicht im Traum eingefallen, daß Euer Gnaden den Fürsten Kangan begleitet.« Er gab immer noch vor, trunkener zu sein, als er in Wirklichkeit war. »Ha, ha! Ist es nicht so, Takuan?« Er schlang Takuan den Arm um den Hals, zog den Priester an sich und zeigte mit dem Finger auf die beiden Höflinge. »Takuan«, sagte er, »diejenigen, die mir auf der ganzen Welt am meisten leid tun, das sind die Adligen. Sie tragen wohlklingende Titel wie Berater oder Regent – nur, viel Ehre und sonst nichts. Selbst die Kaufleute sind besser daran, meint Ihr nicht auch?«

»Ja, der Meinung bin ich auch«, sagte Takuan und schaffte es, seinen Hals freizubekommen.

»Sagt«, meinte Shōyū und setzte seine Schale direkt vor des Priesters Nase ab, »von Euch habe ich bis jetzt noch nichts angeboten bekommen.« Takuan schenkte ihm Sake ein. Der

alte Mann trank.

»Ihr seid ein schlauer Kopf, Takuan. In der Welt, in der wir leben, sind Priester klug, Kaufleute gerieben, Krieger stark und Adlige dumm. Ha, ha! Ist es nicht so?«

»So ist es, so ist es«, stimmte Takuan ihm zu.

»Adlige können ihres Ranges wegen nicht tun, was sie wollen; sie sind von der Politik und von der Regierung ausgeschlossen. Das einzige, was ihnen bleibt, sind die Dichtung und die Kalligraphie. Hab' ich nicht recht?« Wieder lachte er.

Wiewohl Mitsuhiro und Nobutada genauso für Spaß zu haben waren wie Shōyū, war die Unverblümtheit, mit der er Hohn und Spott versprühte, peinlich. Sie setzten Shōyū ehernes Schweigen entgegen.

Dieser machte sich ihr Unbehagen zunutze und ging sogar noch weiter: »Yoshino, was meint Ihr? Gefallen Euch Adlige, oder sind Euch Kaufleute lieber?«

»Hi-hi«, kicherte Yoshino. »Aber Herr Bootsbrücke, was für eine sonderbare Frage!«

»Ich mache keine Witze, sondern versuche, tief in das Herz einer Frau zu blicken. Jetzt sehe ich, was darin steckt. Euch sind Kaufleute eben doch lieber, nicht wahr? Ich glaube, ich bringe Euch besser fort von hier. Kommt mit mir in meinen Salon!« Er nahm sie bei der Hand, machte ein pffiffiges Gesicht und stand auf.

Der erschrockene Mitsuhiro verschüttete ein wenig von seinem Sake. »Man kann einen Scherz auch zuweit treiben«, sagte er, riß Yoshinos Hand aus der Shōyūs und zog die Geisha zu sich.

Zwischen den beiden hin und her gerissen, lachte Yoshino und versuchte, das beste draus zu machen. Sie nahm daher Mitsuhiros Hand in ihre Rechte und die Shōyūs in ihre Linke,

setzte ein bekümmertes Gesicht auf und sagte: »Was soll ich nur mit Euch beiden machen?«

Wiewohl die zwei Männer weder eine Abneigung gegeneinander hegten noch Rivalen in der Liebe waren, mußte jeder von ihnen nach den Regeln dieses Spiels, auf das sie sich eingelassen hatten, versuchen, Yoshino Dayū in eine möglichst peinliche Lage zu bringen.

»Nun nun, werte Dame«, sagte Shōyū, »das müßt Ihr selbst entscheiden. Ihr müßt Euch darüber klarwerden, wessen Salon Ihr mit Eurer Anwesenheit beehren und wem Ihr Euer Herz schenken wollt.«

Jetzt mischte sich auch Takuan in die Auseinandersetzung ein: »Ein brennendes Problem, nicht wahr? Sagt an, Yoshino, auf wen fällt Eure Wahl?« Der einzige, der sich an der ganzen Sache nicht beteiligte, war Nobutada. Nach einiger Zeit ließ ihn sein Gefühl für Anstand sagen: »Aber, aber, Ihr seid Gäste hier; werdet nicht taktlos! So wie Ihr Euch aufführt, würde ich meinen, daß Yoshino froh wäre, Euch beide loszusein. Warum vergnügen wir uns nicht gemeinsam und hören auf, sie zu bedrängen? Kōetsu muß ja ganz allein sein. Eines von den Mädchen kann doch mal hingehen und ihn einladen, sich zu uns zu gesellen.«

Shōyū winkte ab. »Ihr braucht ihn nicht holen zu lassen. Ich kehre jetzt mit Yoshino zurück in meinen Salon.«

»Das werdet Ihr nicht tun«, sagte Mitsuhiro Karasumaru und legte den Arm um sie.

»Welche Stirn diese Adligen haben!« rief Shōyū. Mit strahlenden Augen bot er Mitsuhiro eine Schale an und sagte: »Laßt ein Wetttrinken entscheiden, wer sie bekommt – vor ihren Augen.«

»Aber natürlich; das macht sicher Spaß.« Mitsuhiro nahm eine große Schale und stellte sie auf einen niedrigen Tisch. »Seid Ihr auch noch jung genug, es durchzustehen?« fragte er

munter.

»Um mit einem Adligen, der nur noch Haut und Knochen ist, mitzuhalten, braucht man nicht jung zu sein.«

»Wie wird entschieden, wer an der Reihe ist? Den Sake einfach nur runterzuschütten, macht keinen Spaß. Warum spielen wir nicht irgendwas? Und wer verliert, muß eine Schale trinken. Was spielen wir?«

»Wir könnten versuchen, den anderen mit Blicken zum Wegsehen zu zwingen.«

»Da müßte ich mir ja Euer häßliches Pfeffersacksgesicht anschauen! Das ist kein Spiel, das ist eine Folter.«

»Keine Beleidigungen! Hm, wie wär's mit Schere-Stein-Papier?« »Gut.«

»Takuan, Ihr seid der Schiedsrichter.« »Wenn Ihr meint – mit Vergnügen.«

Ernsten Gesichts fingen sie an. Nach jeder Runde beklagte sich der Verlierer, weil er trinken mußte, und alle lachten.

Yoshino Dayū verschwand unauffällig aus dem Raum, ließ die Schleppe ihres langen Kimono anmutig über die Reisstrohmatten rascheln und bewegte sich gemessenen Schritts den Gang hinunter. Bald, nachdem sie gegangen war, sagte Konoe Nobutada: »Ich muß jetzt gehen« und verschwand unbemerkt. Takuan streckte sich ungeniert gähmend aus, sagte nicht einmal: »Ihr gestattet?« zu Sumigiku, sondern bettete den Kopf einfach auf ihr Knie. Zwar war es angenehm, hier zu dösen, doch nagte schlechtes Gewissen an ihm. Ich sollte nach Hause gehen, dachte er. Vermutlich fühlen sie sich ohne mich einsam. Er dachte an Jōtarō und Otsū, die in Fürst Karasumarus Haus wieder beisammen waren. Takuan hatte Otsū nach der schrecklichen Begegnung mit Matahachi und Osugi dorthin gebracht.

Takuan und Fürst Karasumaru waren alte Freunde und hatten

viele gemeinsame Interessen: Dichtung, Zen, Trinken, sogar Politik. Gegen Ende des alten Jahrs hatte Takuan einen Brief erhalten, in dem er eingeladen wurde, die Festtage um Neujahr in Kyoto zu verbringen.

Ihr scheint in Eurem kleinen Tempel auf dem Lande ganz eingesponnen. Habt Ihr kein Verlangen nach der Hauptstadt, nach gutem Nara-Sake und der Gesellschaft schöner Frauen und nach dem Anblick kleiner Regenpfeifer am Ufer des Kamo? Wenn Ihr gern schlaft, ist es wohl richtig, Eurem Zen auf dem Lande zu obliegen; geht es Euch jedoch um etwas Lebendigeres, kommt hierher und sucht wieder Gesellschaft auf. Habt Ihr auch nur im geringsten Sehnsucht nach der Hauptstadt, so besucht uns doch!

Kurz nach seiner Ankunft im neuen Jahr war Takuan angenehm überrascht, als er Jōtarō im Garten spielen sah. Von Mitsuhiro erfuhr er genauer, was der Junge hier machte, und von Jōtarō hörte er dann, daß dieser keine Nachricht mehr von Otsū hatte, seit sie Osugi am Neujahrstag in die Klauen geraten war.

Am Morgen, nachdem Takuan sie zurückgebracht hatte, war Otsū von Fieber befallen worden, und sie hütete immer noch das Bett. Jōtarō pflegte sie, saß den ganzen Tag neben ihrem Kopfkissen, kühlte ihr die Stirn mit feuchten Tüchern und maß ihr zu den entsprechenden Stunden die Arznei ab, die sie einnehmen mußte.

So gern Takuan auch aufgebrochen wäre, er konnte unmöglich vor seinem Gastgeber gehen, und Mitsuhiro schien mehr und mehr im Wetttrinken aufzugehen.

Beide Kontrahenten waren äußerst trinkfeste Männer, und so ging das Wetttrinken schließlich unentschieden aus. Sie tranken trotzdem weiter, saßen sich Knie gegen Knie gegenüber und unterhielten sich angeregt. Takuan vermochte nicht zu sagen, ob es um die Machtausübung durch die Klasse

der Samurai ging, um den Wert an sich, den es bedeutete, von Adel zu sein, oder um die Rolle der Kaufleute bei der Entwicklung des Handels mit dem Ausland; offensichtlich ging es jedoch um etwas sehr Ernstes. Takuan hob den Kopf von Sumigikus Knie, lehnte sich mit immer noch geschlossenen Augen gegen einen Pfeiler der TOKōnoma und verzog das Gesicht ab und zu, wenn er etwas von der Unterhaltung mitbekam, zu einem spöttischen Lächeln. Schließlich fragte Mitsuhiro aufgebracht: »Wo ist Nobutada? Ist er nach Hause gegangen?«

»Ach, laßt ihn doch. Aber wo ist Yoshino?« fragte Shōyū und wirkte unvermittelt ganz nüchtern.

Mitsuhiro trug Rin'ya auf, Yoshino zurückzuholen.

Als sie an dem Raum vorüberkam, in dem Shōyū und Kōetsu den Abend zuerst verbracht hatten, warf sie einen Blick hinein. Dort saß ganz allein Musashi, das Gesicht im weißen Licht der Lampe. »Ich hatte keine Ahnung, daß Ihr wieder zurück seid«, sagte Rin'ya. »Ich bin auch noch nicht lange wieder hier.« »Seid Ihr hinten wieder hereingekommen?« »Ja«

»Und wo wart Ihr?« »Hm, außerhalb des Viertels.«

»Da habt Ihr gewiß eine Verabredung mit einer schönen Frau gehabt. Schande über Euch! Schande! Das werde ich meiner Herrin erzählen!« erklärte sie schnippisch.

Musashi lachte. »Kein Mensch ist hier«, sagte er. »Was ist aus allen geworden?«

»Sie sind in einem anderen Salon und vergnügen sich gemeinsam mit Fürst Kangan und einem Priester.« »Auch Kōetsu?«

»Nein. Wo der ist, weiß ich nicht.«

»Vielleicht ist er nach Hause gegangen. Wenn er das getan hat, sollte ich auch gehen.«

»Das dürft Ihr nicht sagen. Wenn Ihr dieses Haus betretet,

dürft Ihr es ohne Yoshino Dayūs Einverständnis nicht verlassen. Wenn Ihr Euch einfach verdrückt, werden die Leute über Euch lachen. Und ich werde ausgeschimpft.«

Da Musashi sich mit Kurtisanen nicht auskannte, nahm er diese Nachricht mit ernster Miene entgegen und dachte: So also wird das hier gemacht. »Ihr dürft nicht gehen, bevor Ihr Euch nicht gebührend verabschiedet habt. Wartet nur hier, bis ich zurückkomme!«

Wenige Minuten später erschien Takuan. »Und wo kommst du denn her?« fragte er und klopfte dem Rōnin auf die Schulter.

»Was?« Musashi rang nach Luft. Er rutschte von seinem Kissen und verneigte sich tief. »Wie lange ist es her, daß ich Euch nicht gesehen habe!« Takuan hob Musashis Hände vom Boden und sagte: »Hier vergnügt und erholt man sich. Förmliche Begrüßungen können hier unterbleiben ... Man hat mir gesagt, auch Kōetsu sei hier, aber ich kann ihn nirgends finden.« »Wohin, meint Ihr wohl, könnte er gegangen sein?«

»Suchen wir ihn! Ich muß ohnehin über tausend Dinge mit dir reden. Doch das kann bis zu einer passenderen Gelegenheit warten.«

Takuan machte die Tür zum Nachbarraum auf. Dort, die Füße unter den mit der Decke verhüllten Kotatsu gesteckt und eine Zudecke über sich, lag Kōetsu hinter einem kleinen goldenen Wandschirm. Er schlief friedlich, und Takuan konnte es nicht über sich bringen, ihn zu wecken. Doch Kōetsu schlug die Augen von sich aus auf, starrte dem Priester einen Moment ins Gesicht und sah dann Musashi an; er wußte nicht recht, was er von alledem halten sollte.

Nachdem sie ihm die Situation erklärt hatten, sagte Kōetsu: »Wenn nur Ihr und Karasumaru Mitsuhiro in dem anderen Salon seid, habe ich nichts dagegen hinzugehen.«

Sie fanden Mitsuhiro und Shōyū, die ihre Unterhaltung

nunmehr beendet hatten, in Schwermut versunken vor. Die beiden hatten jenes Stadium erreicht, da der Sake anfängt, bitter zu schmecken, die Lippen spröde werden und ein Schluck Wasser den Gedanken an daheim weckt. Diesmal waren die Nachwirkungen schlimmer als sonst: Yoshino hatte sie verlassen. »Warum gehen wir nicht alle nach Hause?« schlug jemand vor. »Ja, warum eigentlich nicht?« stimmten die anderen zu. Wiewohl sie eigentlich keine Lust hatten zu gehen, fürchteten sie, daß, wenn sie jetzt noch länger blieben, nichts von der Schönheit des Abends bleiben würde. Doch als sie dastanden und sich gegenseitig verabschieden wollten, kam Rin'ya mit zwei jüngeren Mädchen in den Salon gelaufen. Rin'ya ergriff Fürst Karasumarus Hand und sagte: »Es tut uns leid, daß Ihr so lange habt warten müssen. Bitte, geht noch nicht. Yoshino Dayū ist bereit, Euch in ihrer Privatwohnung zu empfangen. Es ist spät am Abend, aber es ist hell draußen, da Schnee liegt, und bei dieser Kälte solltet Ihr Euch zumindest richtig aufwärmen, bevor Ihr in Eure Sänften steigt. Kommt mit uns!« Keiner von ihnen hatte noch Lust, sich zu vergnügen. Weil die Stimmung verfliegen war, war es schwierig, sie wiederzubeleben.

Da sie ihr Zögern merkte, sagte eine der Dienerinnen: »Yoshino sagte, sie sei überzeugt, Ihr hieltet sie für ungezogen, doch habe sie für sich keine andere Möglichkeit gesehen. Hätte sie sich für Fürst Kangan entschieden, wäre Herr Bootsbrücke beleidigt gewesen, und wäre sie mit Herrn Bootsbrücke fortgegangen, hätte Fürst Kangan sich einsam gefühlt. Sie wollte keinen kränken, und deshalb lädt sie Euch jetzt zu einem letzten Schluck ein. Bitte, habt Verständnis für ihr Handeln und bleibt noch eine Weile!«

Da sie spürten, daß eine Ablehnung unritterlich gewesen wäre, und da sie überdies ziemlich neugierig waren, die führende Kurtisane in ihren eigenen vier Wänden zu erleben, ließen sie sich überreden. Von den Mädchen geleitet, fanden

sie an der Treppe, die hinunterführte in den Garten, fünf Paar Strohsandalen. Die streiften sie über und überquerten dann lautlos den weichen Schnee. Musashi hatte keine Ahnung, was hier eigentlich vorging, doch die anderen meinten, sie sollten an einer Teezeremonie teilnehmen, denn es war allgemein bekannt, daß Yoshino eine begeisterte Anhängerin des Teekults war. Weil nach dem vielen Sake manches für eine schöne Schale Tee sprach, erhob keiner Einspruch, bis sie an dem Teehaus vorbei in einen kleinen verwilderten Garten geführt wurden.

»Wohin bringt ihr uns?« fragte Fürst Karasumaru in vorwurfsvollem Ton. »Das hier ist ja ein Maulbeerschlag!«

Die Mädchen kicherten, und Rin'ya beeilte sich zu erklären: »Aber nein. Das hier ist unser Päoniengarten. Im Frühsommer stellen wir Schemel heraus, und alle kommen hierher, um zu trinken und die Blüten zu betrachten.« »Maulbeerschlag oder Päoniengarten, im Schnee ist es hier draußen nicht sonderlich angenehm. Will Yoshino, daß wir uns einen Schnupfen holen?« »Tut mir leid. Nur noch ein kleines Stück.«

In der Ecke stand ein kleines, strohgedecktes Haus, dem Aussehen nach wahrscheinlich ein Bauernhaus, das schon hier stand, ehe das Viertel erbaut wurde; dahinter begann ein Gehölz. Der Hof war vom wohlgepflegten Park des »Ogiya« abgetrennt.

»Hier entlang«, baten die Mädchen und führten sie in einen Raum mit gestampftem Lehmfußboden und Wänden und Balken, die vom Ruß ganz schwarz waren.

Rin'ya meldete ihre Ankunft, und aus dem Inneren rief Yoshino Dayū: »Willkommen! Bitte, tretet näher!«

Das Feuer der Herdstelle warf einen warmen, roten Schimmer auf das Papier des Shōji. Man hatte das Gefühl, meilenweit von der Stadt entfernt zu sein. Als die Männer sich in der Küche umblickten und an der Wand ein paar

Regenumhänge aus Stroh sahen, fragten sie sich, was Yoshino sich wohl an Unterhaltung für sie ausgedacht haben mochte. Das Shōji glitt auf, und einer nach dem anderen traten sie in den Raum mit dem Herdfeuer. Yoshinos Kimono war von sattem Hellgelb, ihr Obi aus schwarzer Seide. Sie hatte nur wenig Puder aufgelegt und sich das Haar schlicht frisiert wie eine Hausfrau. Voller Bewunderung starrten ihre Gäste sie an. »Wie ungewöhnlich!« »Wie bezaubernd!«

In ihrer betont einfachen Kleidung, die vor den geschwärzten Wänden besonders lebhaft zur Geltung kam, war Yoshino hundertmal schöner als in den reichbestickten Kimonos im Momoyama-Stil, die sie sonst trug. Die bunte Kleidung, welche die Männer an ihr gewöhnt waren, das irisierende Lippenrot, die goldprangenden Wandschirme und silbernen Kerzenleuchter, das alles brauchte eine Frau ihres Gewerbes. Trotzdem: Angewiesen auf derlei Staffage war Yoshino nicht.

»Hmm«, sagte Shōyū, »das ist ja etwas ganz Besonderes.« Lob kam ihm sonst nicht so leicht über die Lippen, doch im Moment schien der alte Mann mit der spitzen Zunge nicht zu wissen, was er sagen solle. Ohne Sitzkissen auszuteilen, forderte Yoshino sie auf, an der Herdstelle Platz zu nehmen.

»Wie Ihr seht, wohne ich hier, und viel anzubieten habe ich Euch nicht; aber das Feuer verbreitet auf alle Fälle Behagen. Ich hoffe, Ihr seid gleich mir der Meinung, daß ein Feuer das Schönste ist, was man in einer verschneiten Nacht bieten kann – gleichgültig, ob Prinz oder Bettelmann. Holz zum Nachlegen ist genug vorhanden; selbst wenn wir die ganze Nacht hindurch plaudern, brauche ich die Kübelpflanzen nicht zu verfeuern. Bitte, macht es Euch bequem!«

Der Adlige, der Kaufmann, der Künstler und der Priester nahmen im Schneidersitz am Herdfeuer Platz und hielten die Hände übers Feuer. Kōetsu dachte an die Kälte auf dem Weg vom »Ogiya« hierher und sann über die Wohltat dieses fröhlichen Feuers nach. Ihr Zusammensein hatte in der Tat

etwas von einem Fest, das jede Einladung im Grunde sein sollte.

»Kommt doch auch heran ans Feuer«, sagte Yoshino, lächelte Musashi einladend an und rückte ein wenig beiseite, um ihm Platz zu machen. Musashi war überwältigt von der erlauchten Gesellschaft, in der er sich befand. Neben Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Ieyasu war Yoshino Dayū wahrscheinlich der berühmteste Mensch in ganz Japan. Gewiß, da gab es Okuni, den gefeierten Kabuki-Schauspieler, und Hideyoshis Mätresse Yodogimi, doch Yoshino, hieß es, besaß mehr Klasse als ersterer und mehr Witz, Schönheit und Herzensgüte als letztere. Die Männer, mit denen Yoshino es zu tun hatte, galten als »Kunden«, während sie selbst als »die Geisha« bekannt war. Jede Kurtisane der ersten Kategorie wurde Geisha genannt; wer jedoch von *der* Geisha sprach, meinte Yoshino und niemand sonst. Musashi hatte gehört, daß sie sieben Dienerinnen für das Bad hatte, und zwei, die ihr die Nägel schnitten.

Zum erstenmal in seinem Leben befand Musashi sich in Gesellschaft geschminkter Damen mit erlesenen Manieren, was zur Folge hatte, daß er sich ganz steif und sehr förmlich betrug. Das allerdings lag zum Teil daran, daß er nicht fassen konnte, was Männer so außerordentlich Besonderes an Yoshino fanden.

»Bitte, macht es Euch bequem«, sagte sie. »Setzt Euch hierher!« Nach der vierten oder fünften Aufforderung streckte er die Waffen. Er setzte sich neben sie und versuchte, es den anderen gleichzutun, indem er unbeholfen die Hände über das Feuer hielt.

Yoshino warf einen Blick auf seinen Ärmel; ein roter Fleck fiel ihr auf. Während die anderen sich unterhielten, nahm sie still ein Stück Papier aus ihrem Ärmel und wischte ihn fort.

»Oh, vielen Dank«, sagte Musashi. Hätte er nichts gesagt, niemand würde es bemerkt haben, aber nun waren alle Blicke

auf das leuchtend rot gefärbte Papier in Yoshinos Hand gerichtet.

Mit weitaufgerissenen Augen sagte Mitsuhiro: »Das ist Blut, nicht wahr?« Yoshino lächelte. »Nein, woher denn? Ein Blütenblatt von einer roten Päonie.«

Die zerbrochene Laute

Die vier, fünf Holzstücke auf der Herdstelle brannten gleichmäßig, verströmten einen angenehmen Duft und erhellten den Raum, als sei es Mittag. Der feine Rauch brannte nicht in den Augen; es wirkte vielmehr, als wiegten sich weiße Pänonienblüten sanft im Wind, zwischen denen hie und da ein goldvioletter und scharlachroter Schimmer aufblitzte. Sobald das Feuer auszugehen drohte, legte Yoshino fußlange Stücke aus der Holzkiste nach. Die Männer schwiegen lange, versunken in den Anblick der Flammen. Schließlich sagte Mitsuhiro: »Was für Holz benutzt Ihr? Fichte ist das nicht.«

»Nein«, erwiderte Yoshino. »Es ist Pänonienholz.«

Die Auskunft überraschte die Männer, denn die Pänoniensträucher mit ihren dünnen, buschigen Zweigen schienen kaum als Brennholz geeignet. Yoshino nahm einen Stengel, der nur leicht angekohlt war, und reichte ihn Mitsuhiro.

Die Strauchpäonien im Garten seien vor über hundert Jahren gepflanzt worden, berichtete sie. Zum Winteranfang lichteten die Gärtner sie aus und entfernten die verwurmtten oberen Teile. Der Abfall diene als Brennmaterial. Das sei zwar nicht viel, aber für sie, Yoshino, reiche es. »Die Pänonie«, fuhr Yoshino fort, »ist die Königin der Blumen. Vielleicht ist es da nur natürlich, daß selbst ihre verdorrten Zweige eine Qualität haben, wie man sie bei gewöhnlichem Holz nicht findet –

genau wie gewisse Menschen gute Eigenschaften haben, die anderen fehlen. Wie viele Menschen gibt es«, sinnierte sie, »deren Verdienste noch bleiben, nachdem die Blüten verblaßt und abgestorben sind?« Mit einem melancholischen Lächeln beantwortete sie ihre Frage selbst: »Wir Menschen blühen nur in der Jugend und werden zu vertrockneten, duftlosen Skeletten, lange bevor wir sterben.« Yoshino schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Es tut mir leid, daß ich Euch nur den Sake und das Feuer bieten kann, aber zumindest ist genug Holz vorhanden, um das Feuer bis zum Sonnenaufgang zu unterhalten.« »Ihr solltet Euch nicht entschuldigen. Ihr habt uns fürstlich empfangen.« Sosehr Shōyū an Luxus gewöhnt war, dieses Lob spendete er ganz aufrichtig. »Da ist freilich etwas, worum ich Euch bitten möchte«, sagte Yoshino. »Würdet Ihr ein paar Zeilen zur Erinnerung an diesen Abend aufschreiben?« Während sie den Tuschstein rieb, breiteten die Mädchen im Nebenraum eine Wollmatte aus und legten ein paar Bogen chinesischen Schreibpapiers zurecht. Dieses Gemisch aus Bambus und einem bestimmten Maulbeerbaumholz war fest und saugfähig zugleich, also besonders geeignet für Kalligraphie.

Mitsuhiro übernahm gleichsam die Rolle des Gastgebers und sagte zu Takuan: »Werter Priester, würdet Ihr der Dame den Wunsch erfüllen und etwas Passendes schreiben? Oder sollten wir vielleicht als ersten Kōetsu bitten?« Kōetsu ließ sich schweigend auf die Knie nieder, ergriff den Pinsel, überlegte einen Moment und skizzierte dann eine Päonienblüte. Darüber schrieb Takuan:

*Warum mich an ein Leben klammern,
Das fern von Schönheit ist
Und Leidenschaft?
Sieh, auch die liebliche Päonie
Wirft ihre Blütenblätter ab und stirbt.*

Takuan hatte seine Verse im japanischen Stil geschrieben.

Mitsuhiro wählte die chinesische Form und brachte Zeilen zu Papier, die einem alten Gedicht entnommen waren:

*Bin ich beschäftigt, schaut der Berg mich an. Pflege ich der
Muße, schaue ich den Berg an. Wiewohl es gleich scheint, ist
es nicht das gleiche, Denn Beschäftigtsein steht unter der
Muße.*

Yoshino schrieb unter Takuans Gedicht:

*Schon wenn sie blühen,
Schwebt ein Hauch von Trauer
Um die Blumen.
Ob sie wohl an die Zukunft denken,
Da der Wind ihre Blütenblätter verweht?*

Shōyū und Musashi sahen schweigend zu, der letztere erleichtert, weil niemand darauf bestand, daß auch er etwas schreibe.

Sie kehrten ans Feuer zurück und plauderten, bis Shōyū vor der TOKōnoma im Nebenraum eine Biwa, eine Art Laute, lehnen sah und Yoshino bat, ihnen etwas vorzuspielen. Die anderen schlossen sich seiner Bitte an. Yoshino nahm, ohne sich zu zieren, das Instrument zur Hand und setzte sich in die Mitte des dämmerigen Nebenraums. Sie gab sich weder als Virtuosin, die stolz auf ihr Können ist, noch war sie übertrieben bescheiden. Die Männer schüttelten alle Zufallsgedanken ab, um aufmerksam ihrem Vortrag einer Strophe aus dem »Heike-Epos« zu lauschen. Sanfte, weiche Töne wichen einer wirbelnden Passage, die in ein rhythmisches Stakkato mündete. Das Feuer brannte nieder, und die Dunkelheit senkte sich über den Raum. Regungslos saßen sie im Banne der Musik, bis knisterndes Funkenstieben sie in die Wirklichkeit zurückholte.

Als sie ihren Vortrag beendet hatte, sagte Yoshino mit leisem Lächeln: »Ich fürchte, besonders gut habe ich nicht gespielt.« Sie stellte die Laute fort und kehrte zum Feuer zurück. Die Männer erhoben sich, um sich zu verabschieden.

Musashi, froh, sich nicht weiter langweilen zu müssen, war als erster an der Tür. Yoshino sagte allen außer ihm auf Wiedersehen. Als er sich zum Gehen wandte, hielt sie ihn am Ärmel zurück.

»Musashi, bleibt heute nacht hier. Ich ... ich möchte nicht, daß Ihr nach Hause geht.«

Eine Jungfrau, die man unzünftig belästigte, hätte nicht glühender erröten können als Musashi. Er tat, als habe er ihre Bitte nicht gehört. Doch den anderen war klar, daß er zu verwirrt war, um Worte zu finden. Yoshino wandte sich an Shōyū: »Es ist Euch doch recht, wenn ich ihn hierbehalte?«

Musashi schüttelte ihre Hand von seinem Kimonoärmel ab. »Nein, ich gehe mit Kōetsu.«

Als er eilends zur Tür hinausschlüpfen wollte, hielt Kōetsu ihn zurück. »Seid doch nicht so barsch, Musashi. Warum bleibt Ihr heute nacht nicht hier? Ihr könnt morgen in mein Haus zurückkommen. Schließlich hat die Dame die Liebenswürdigkeit besessen, ihrem Interesse an Euch Ausdruck zu verleihen.« Absichtlich gesellte er sich dann zu den drei anderen. Musashi argwöhnte, sie versuchten ihn zum Bleiben zu überreden, um hinterher über ihn lachen zu können. Doch der Ernst in Yoshinos und Kōetsus Gesicht strafte den Verdacht, das Ganze sei nur ein Scherz, Lügen. Shōyū und Mitsuhiro, die sich köstlich über seine Verlegenheit amüsierten, ließen es sich nicht nehmen, ihn obendrein noch zu hänseln. »Ihr seid wahrhaftig der glücklichste Mann im Land«, sagte der eine von ihnen, während der andere sich erbot, an seiner Stelle hierzubleiben.

Das scherzhafte Geplänkel hörte schlagartig auf, als der Mann zurückkehrte, den Yoshino als Kundschafter ausgesickt hatte. Er atmete heftig, und die Zähne klapperten ihm vor Angst.

»Die anderen Herren können gehen«, sagte er, »doch

Musashi sollte sich nicht hinauswagen. Im Augenblick ist nur das Haupttor offen, und zu beiden Seiten, um das Amigasa-Teehaus und die Straße entlang, wimmelt es von bewaffneten Samurai, Angehörigen der Yoshioka-Schule, die in Gruppen umherstreifen. Die Händler haben aus Angst, etwas Furchtbares könne geschehen, ihre Läden frühzeitig geschlossen. Auf der anderen Seite des Viertels, bei der Reitbahn, sollen mindestens hundert Krieger stehen.« Die Männer waren beeindruckt, nicht nur von seinem Bericht, sondern auch von Yoshinos Vorsichtsmaßnahme. Nur Kōetsu hatte eine Ahnung gehabt, daß es zu einem Zwischenfall kommen könne.

Yoshino hatte erraten, daß etwas im Gange sei, als sie den Blutfleck auf Musashis Ärmel entdeckte.

»Musashi«, sagte sie, »jetzt, wo Ihr wißt, wie es draußen aussieht, könntet Ihr besonders darauf erpicht sein zu gehen, bloß um zu beweisen, daß Ihr keine Angst kennt. Aber ich bitte Euch, tut etwas so Unbesonnenes nicht. Wenn Eure Feinde Euch für einen Feigling halten, könnt Ihr ihnen morgen immer noch das Gegenteil beweisen. Heute abend seid Ihr zur Entspannung hierhergekommen, und ein echter Mann zeichnet sich dadurch aus, daß er auch imstande ist, sich nach Herzenslust zu amüsieren. Die Yoshioka wollen Euch umbringen. Es ist gewiß keine Schande, das zu verhindern zu suchen. Viele würden sogar meinen, es zeugte von wenig Verstand, ihnen geradewegs in die Falle zu laufen.

Gewiß, es geht um Eure persönliche Ehre, aber haltet ein und überlegt, welche Scherereien ein Kampf für die Leute im Viertel bedeuten würde. Außerdem würdet Ihr auch Eure Freunde in Gefahr bringen. Das einzig Kluge unter diesen Umständen wäre hierzubleiben.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, wandte sie sich den anderen Männern zu und sagte: »Ich glaube, Ihr habt nichts zu befürchten, wenn Ihr jetzt geht. Aber seid vorsichtig

unterwegs.«

Es war vier Uhr morgens. Die fernen Laute von Musik und Gesang waren erstorben. Wie ein einsamer Gefangener, der darauf wartet, daß es tagt, saß Musashi auf der Schwelle. Yoshino blieb am Feuer. »Ist Euch nicht kalt?« fragte sie. »Kommt doch hierher, wo's warm ist.« »Kümmert Euch nicht um mich. Legt Euch schlafen. Sobald die Sonne aufgeht, lasse ich mich selbst hinaus.«

Diesen Dialog hatten sie schon mehrmals geführt, doch dabei war es geblieben.

Trotz seines ungehobelten Wesens fühlte Yoshino sich von Musashi angezogen. Wiewohl man sagt, eine Frau, für die Männer Männer sind und keine Geldquellen, habe im Freudenviertel nichts zu suchen, ist das nichts weiter als ein Klischee, das von Bordellbesuchern tradiert wird, die nur gewöhnliche Prostituierte kennen und keinen Kontakt mit den großen Kurtisanen haben. Frauen von Yoshinos Bildung und Erziehung waren durchaus fähig, Leidenschaft zu entwickeln. Yoshino war nur ein Jahr älter als Musashi, doch wie unterschiedlich hatten sie die Liebe kennengelernt. Als sie sah, wie steif er dasaß, bemüht, seine Gefühle zu unterdrücken und ihrem Blick auszuweichen, so als fürchte er, davon zu erblinden, da fühlte sie sich wieder wie eine behütete Jungfrau, die zum erstenmal die Qualen der Liebe spürt. Die Dienerinnen hatten, ohne von den Spannungen der beiden etwas zu ahnen, im Nebenzimmer prächtige Schlafmatten ausgerollt, üppig wie für die Kinder eines Daimyō. Kleine Goldglöckchen schimmerten sanft an den Ecken der Kissenbezüge aus kostbarem Atlas.

Dumpf und schwer rutschte der Schnee vom Dach herunter, als spränge jemand vom Zaun in den Garten. Jedesmal, wenn er das hörte, sträubten sich Musashi die Haare wie einem Igel die Stacheln. Seine Nerven schienen bis in seine Haarspitzen zu reichen.

Yoshino erschauerte. Die Stunde vor der Dämmerung war der kälteste Teil der Nacht. Doch Yoshinos Unbehagen kam nicht von der Kälte, sondern wurde erregt durch den Anblick dieses hitzigen Mannes, der eine solch starke Anziehungskraft auf sie ausübte.

Der Kessel überm Feuer begann zu pfeifen, ein fröhlicher Laut, der sie beruhigte.

»Bald wird es hell sein. Trinkt eine Tasse Tee und wärmt Euch am Feuer.« »Vielen Dank«, sagte Musashi, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Der Tee ist fertig«, hob sie wieder an, versuchte es dann jedoch kein drittes Mal. Sie wollte ihm auf keinen Fall lästig sein. Doch es kränkte sie ein wenig, daß sie den Tee umsonst bereitet hatte. Als er zu kalt geworden war, um ihn zu genießen, goß sie ihn in einen eigens zu diesem Zweck bereitstehenden Kübel. Was hat es für einen Sinn, einem Bauerntölpel Tee anzubieten, dem die Feinheiten und Finessen der Zeremonie nichts bedeuten? Obgleich er ihr den Rücken zuwandte, merkte sie, daß sein Körper gespannt war wie eine Stahlfeder. Mitleid trat in ihre Augen. »Musashi?« »Ja?«

»Vor wem seid Ihr so sehr auf der Hut?«

»Vor niemand. Ich bemühe mich nur, mich nicht gehenzulassen.« »Wegen Eurer Feinde?« »Selbstverständlich.«

»In Eurem augenblicklichen Zustand würdet Ihr, wenn man mit Gewalt über Euch herfiele, schon bald ein toter Mann sein. Davon bin ich überzeugt, und es macht mich traurig.« Er gab keine Antwort.

»Eine Frau versteht nichts von Waffenkunst und Kriegshandwerk, doch als ich Euch heute nacht beobachtete, da hatte ich das beängstigende Gefühl, einen Mann vor mir zu haben, der dem Tode nahe ist. Sein Schatten schwebt über Euch. Ist Eure Haltung wirklich die eines Kriegers, der jeden Augenblick darauf gefaßt sein muß, sich Dutzenden von

Schwertern zu stellen? Kann ein solcher Mann erwarten zu siegen?»

Die Frage klang teilnahmsvoll, doch sie brachte ihn in Verlegenheit. Er fuhr herum, trat zur Feuerstelle und nahm ihr gegenüber Platz. »Wollt Ihr damit sagen, ich sei unreif?» »Habe ich Euch erzürnt?»

»Nichts, was eine Frau sagt, könnte mich zornig machen. Allerdings würde ich gern erfahren, warum Ihr mich für jemand haltet, der drauf und dran ist, getötet zu werden.«

Schmerzlich war er sich des feindlichen Walls aus Schwertern und Intrigen bewußt, den die Parteigänger der Yoshioka um ihn aufrichteten. Daß sie versuchen würden, sich zu rächen, hatte er vorausgesehen und daher im Hof des Rengeōin überlegt, ob er sich verstecken solle. Doch das wäre Kōetsu gegenüber ungehörig und Rin'ya gegenüber wortbrüchig gewesen. Für ihn entscheidender aber war, daß er sich nicht nachsagen lassen wollte, er sei aus Angst davongelaufen.

Bei seiner Rückkehr ins Ogiya glaubte er, sich bewundernswert zu beherrschen, doch jetzt lachte Yoshino über seine Unreife. Es hätte ihn nicht weiter beunruhigt, von ihr gehänselt zu werden, wie Kurtisanen das tun; aber ihre Worte klangen durchaus ernst gemeint.

Er behauptete zwar, nicht böse zu sein, doch seine Blicke durchbohrten sie wie Schwerter. Er sah ihr offen ins weißgepuderte Gesicht. »Erklärt mir, was Ihr gesagt habt.«

Als sie nicht sofort antwortete, meinte er hoffnungsvoll: »Vielleicht habt Ihr auch nur gescherzt?»

Die Grübchen, die für einen Moment verschwunden waren, erschienen wieder. »Wie könnt Ihr das sagen!« Lachend schüttelte sie den Kopf. »Denkt Ihr, ich würde mit einem Schwertkämpfer über so etwas Ernsthaftes scherzen?»

»Nun, was habt Ihr dann gemeint? Sagt es mir!«

»Schön. Wenn Euch soviel daran liegt, will ich versuchen, es zu erklären. Habt Ihr zugehört, als ich die Laute spielte?« »Was hat das damit zu tun?«

»Vielleicht war es töricht von mir, das zu fragen. Da Ihr unter einer so übergroßen inneren Spannung steht, werden Eure Ohren die feinen, zarten Töne kaum wahrgenommen haben.«

»Nein, das stimmt nicht. Ich habe sehr wohl zugehört.« »Habt Ihr Euch vielleicht gewundert, wie dieses vielfältige Geflecht von leisen und lauten Tönen, von schwachen und kräftigen Sätzen sich nur vier Saiten entlocken läßt?«

»Ich habe der Geschichte gelauscht. Was gab es sonst noch zu hören?« »Nun, ich würde gern einen Vergleich zwischen dem Instrument und einem Menschen ziehen. Statt mich über die Technik des Spiels auszulassen, würde ich Euch gern ein Gedicht von Bō Juyi vortragen, das Ihr gewiß kennt und in dem er die Klänge einer Laute beschreibt.«

Sie legte die Stirn in Falten und intonierte mit leiser Stimme im Sprechgesang die folgenden Verse.

*Die starken Saiten rauschten wie der Regen,
Die feinen wisperten ein Geheimnis,
Das Rauschen und Wispern vermischte sich miteinander
Als kullerten große und kleine Perlen auf einen Jadeteller.
Wir hörten einen Pirol schmelzend unter Blumen verborgen
trillern,
Hörten einen Bach bitterlich an einem sandigen Ufer
schluchzen ...
Der klagende Ton machte uns glauben, die Saite sei gerissen
Und könne nicht weiterschwingen.
Die ersterbenden Töne
Vergingen in tiefem Gram, und verborgene Klage
Verriet sich im Schweigen mehr als zuvor im Klang ...
Eine Silbervase zerbrach, aus der sich ein Wasserschwall
ergoß,*

*Und heraus sprangen gepanzerte Rosse und Rüstungen,
die klirrend aufeinanderschlugen.*

*Ehe sie das elfenbeinerne Plättchen beiseite legte,
endete sie mit einem stürmischen Akkord.*

Es klang, als risse ein seidener Vorhang entzwei.

»Ihr seht also«, erklärte Yoshino nach einer Weile, »daß eine schlichte Laute eine unendliche Vielfalt von Tönen hervorrufen kann. Seit meiner Lehrzeit habe ich mir darüber den Kopf zerbrochen. Einmal nahm ich eine Laute auseinander, um zu sehen, was darin sei. Später habe ich sogar versucht, selbst eine zu bauen. Nachdem ich alles mögliche unternommen hatte, begriff ich schließlich, daß das Geheimnis des Instruments in seinem Herzen zu finden ist.«

Sie brach ab, ging in den Nebenraum, holte die Laute und lehnte sie an ihre Knie.

»Erst wenn Ihr das Herz untersucht, versteht Ihr, warum die Klangunterschiede möglich sind.« Mit hurtiger Bewegung ergriff sie ein scharfes Messer und hieb drei-, viermal kräftig auf den birnenförmigen Klangkörper der Laute ein, und zwar mit solcher Kraft und Entschiedenheit, daß Musashi darauf gefaßt war, Blut aus dem Instrument spritzen zu sehen. Er verspürte einen fast körperlichen Schmerz, so als ob die Klinge sein eigenes Fleisch getroffen hätte. Yoshino legte das Messer weg und hielt die Laute so, daß er ihren Innenaufbau sehen konnte.

Sein Blick wanderte von ihrem Gesicht auf die zerbrochene Laute, und er fragte sich, ob die Gewalt, die sie gerade mit der Waffe geübt hatte, zu ihrem Wesen gehörte. Der brennende Schmerz, den die Messerstiche verursacht hatten, wollte nicht weichen.

»Wie Ihr seht«, sagte sie, »ist die Laute im Innern nahezu hohl. Die Klangvariationen beruhen auf diesem Querholz in der Mitte, das Knochen, Herz und Nieren des Instruments in

sich vereint. Wäre es starr und gerade, dann würde die Laute eintönig klingen. Aber wie Ihr seht, wurde es in geschwungener Form geschnitzt. Das allein würde freilich nicht ausreichen, um dem Instrument diesen Reichtum der Töne zu verleihen. Nun wurde aber dem Querholz an beiden Enden ein gewisser Spielraum gelassen, der ihm zu vibrieren erlaubt. Die Tonfülle beruht also auf einer fein abgestimmten Mischung aus Entspannung und Bewegungsfreiheit im Innern des Instruments. Nicht anders ist es mit den Menschen. Wir brauchen zum Leben Beweglichkeit. Unser Geist muß die Möglichkeit haben, sich frei entfalten zu können. Wer sich hinter Starrheit verschanzt, der wird reizbar und vermag sich nicht mehr auf andere einzustellen.«

Er ließ die Augen nicht von der Laute, aber er schwieg hartnäckig. »Das immerhin«, fuhr sie fort, »sollte jedem klar sein. Aber es ist nachgerade typisch für Menschen zu erstarren, nicht wahr? Mit dem Schlag dieses unscheinbaren Plättchens kann ich die vier Saiten meiner Laute dazu bringen, wie eine Lanze zu klingen oder wie ein Schwert, ja wie ein Donnern in den Bergen – und das nur, weil ausgewogene Harmonie zwischen Biegsamkeit und Härte des hölzernen Kerns besteht. Als ich Euch heute abend das erste Mal sah, da konnte ich an Euch nicht die Spur von Beweglichkeit erkennen –nur unbeugsame Starre. Wäre das Querholz gespannt wie Ihr, dann würde die Saite beim leisesten Zupfen reißen, vielleicht würde sogar der Resonanzboden springen. Es mag anmaßend von mir sein, Euch all das zu sagen, aber ich habe mir Sorgen um Euch gemacht. Ich wollte mich nicht über Euch lustig machen. Versteht Ihr das?«

In der Ferne krächte ein Hahn. Das Sonnenlicht wurde vom Schnee zurückgeworfen und drang durch die Ritzen in den Fensterläden. Musashi saß reglos da und starrte auf die verstümmelte Laute und die am Boden verstreuten Holzspäne. Das Krähen hörte er nicht. Das Sonnenlicht bemerkte er nicht.

»Oh«, sagte Yoshino, »es ist Tag.« Sie schien traurig, daß die Nacht vorüber war. Ihre Hand tastete nach dem Brennholz, doch dann fiel ihr ein, daß keines mehr da war.

Morgendliche Geräusche – klappernde Türen, Vogelgezwitscher – drangen in den Raum, doch Yoshino machte keine Anstalten, die Fensterläden zu öffnen. Obwohl das Feuer niedergebrannt war, strömte das Blut warm durch ihre Adern.

Die jungen Mädchen, die sie bedienten, hüteten sich wohl, die Tür des kleinen Hauses ohne ausdrückliche Anweisung zu öffnen.

Eine Krankheit des Herzens

Binnen zweier Tage war der Schnee geschmolzen, und eine linde Frühlingsluft ermunterte die frischen Knospen zu schwellen und zu schwellen. Die Sonne besaß schon so viel Kraft, daß selbst Baumwollkleidung unbequem wurde.

Ein junger Zen-Mönch, dessen Kimono hinten bis zur Hüfte hinauf mit Straßenschmutz bespritzt war, stand vor Fürst Karasumarus Haus. Da er auf sein wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt, ging er nach hinten zu den Dienerhäusern und stellte sich auf die Zehenspitzen, um durch ein Fenster zu spähen.

»Was wollt Ihr, Priester?« fragte Jōtarō.

Der Mönch fuhr herum, und die Kinnlade fiel ihm herunter. Es war ihm unerfindlich, was ein solch abgerissener Gassenjunge im Hof von Fürst Karasumarus Haus zu suchen hatte. »Wenn Ihr bettelt, müßt Ihr zur Küche gehen«, sagte Jōtarō.

»Ich bin nicht hier, um milde Gaben zu sammeln«, erwiderte

der Mönch. Er nahm eine Briefhülle aus dem Kimono. »Ich bin vom Nansōji in der Provinz Izumi. Dieser Brief ist für Takuan Soho bestimmt, und man hat mir gesagt, er wohne hier. Bist du einer der Botenjungen?« »Bestimmt nicht. Ich bin hier Gast wie Takuan.«

»Was du nicht sagst! Aber wenn dem so ist, würdest du bitte Takuan ausrichten, daß ich hier bin?« »Wartet hier! Ich werde ihn rufen.«

Als Jōtarō in die Eingangshalle sprang, stolperte er über den Fuß eines Wandschirms, und die Mandarinen, die er in seinem hochgerafften Kimono getragen hatte, kullerten über den Boden. Hastig hob er sie wieder auf und verschwand dann in den inneren Räumen.

Ein paar Minuten später kam er wieder zum Vorschein und teilte dem Mönch mit, Takuan sei außer Haus. »Es heißt, er ist drüben im Daitokuji.« »Weißt du, wann er wiederkommt?« »Sie haben gesagt, bald.«

»Kann ich hier irgendwo warten, wo ich niemand im Weg bin?« Jōtarō führte den Mönch geradewegs in die Scheune. »Hier könnt Ihr warten«, sagte er. »Hier stört Ihr niemand.«

Die Scheune war voll Stroh, Karrenräder, Kuhdung und vielen anderen Dingen, doch ehe der Priester irgend etwas sagen konnte, lief Jōtarō bereits quer durch den Garten zu einem kleinen Haus am Westende des Grundstücks.

»Otsū!« rief er. »Ich habe Euch Mandarinen gebracht.« Fürst Karasumarus Arzt hatte Otsū gesagt, sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Sie glaubte ihm, obwohl sie nur ihre Hand an die Wangen zu legen brauchte, um zu wissen, wie dünn sie geworden war. Das Fieber hielt an, und sie hatte immer noch keinen Appetit, doch an diesem Morgen hatte sie murmelnd zu Jōtarō gesagt, sie hätte gern eine Mandarine. Er verließ daraufhin seinen Posten an ihrem Lager und ging in die Küche, wo er erfuhr, es gebe keine Mandarinen im Haus. Da er auch

bei den Gemüsehändlern und in den anderen Läden keine fand, begab er sich auf den Marktplatz. Dort gab es alles mögliche – gesponnene Seide, Baumwolltuch, Lampenöl, Pelze und so weiter –, bloß Mandarinen fand er keine. Nachdem er den Markt verlassen hatte, stiegen seine Hoffnungen ein paarmal beim Anblick orangefarbener Früchte hinter den Mauern von Privatgärten; doch stellte sich bald heraus, daß es Bitterorangen und Quitten waren. Nachdem er fast die halbe Stadt abgeklappert hatte, wurde seine Beharrlichkeit belohnt – freilich wurde er dabei zum Dieb. Die Opfergaben vor einem Shinto-Schrein bestanden aus kleinen Häufchen von Erdäpfeln, Mohren und Mandarinen. Er stopfte sich die Früchte in den hochgeschlagenen Kimono und warf verstohlene Blicke nach links und rechts, um sich zu vergewissern, daß auch niemand zusah. Voller Angst, daß die erbosten Götter jeden Augenblick in Person vor ihm stehen könnten, betete er den ganzen Rückweg: »Bitte, bestraft mich nicht! Ich will sie ja nicht selber essen.« Er legte die Mandarinen in einer Reihe vor Otsū, bot ihr eine an und schälte sie für sie. Otsū wandte sich ab und wollte sie nicht anrühren. »Was ist los?«

Als er sich vorlehnte und ihr ins Gesicht sah, versteckte sie dieses nur tiefer im Kissen. »Nichts ist los«, schluchzte sie.

»Ihr habt wieder angefangen zu weinen, nicht wahr?« sagte Jōtarō und schnalzte mit der Zunge. »Es tut mir leid.«

»Entschuldigt Euch nicht! Eßt lieber eine von diesen!«
»Später.«

»Nun, eßt jedenfalls die eine, die ich geschält habe. Bitte!«
»Ja, danke für deine Fürsorge, aber im Moment kann ich einfach nichts essen.«

»Das liegt nur daran, daß Ihr so viel weint. Warum seid Ihr traurig?« »Ich weine, weil ich glücklich bin – daß du so gut zu mir bist.« »Ich sehe Euch aber nicht gern so. Dann ist mir, als müsse auch ich weinen.«

»Ich höre jetzt auf, das verspreche ich dir. Verzeihst du mir?« »Nur, wenn Ihr eine Mandarine eßt. Wenn Ihr nichts eßt, müßt Ihr sterben.«

»Später. Iß du sie jetzt.« »Oh, das kann ich nicht.« Er mußte hart schlucken und sah die zornigen Augen des Gottes vor sich. »Na schön, dann werden wir sie gemeinsam essen.«

Sie drehte sich um und zupfte mit zarten Fingern die weißen Fasern von der geschälten Frucht.

»Wo ist Takuan?« fragte sie leichthin. »Sie haben mir gesagt, er sei im Daitokuji.« »Stimmt es, daß er vorgestern nacht Musashi getroffen hat?« »Davon habt Ihr gehört?«

»Ja. Ich wüßte gern, ob er Musashi erzählt hat, daß ich hier bin.« »Das nehme ich doch an.«

»Takuan hat gesagt, er werde Musashi irgendwann einladen, hierherzukommen. Hat er mit dir darüber gesprochen?« »Nein.«

»Ob er es wohl vergessen hat?« »Soll ich ihn fragen?«

»Bitte, tu das«, sagte sie und lächelte zum erstenmal. »Aber nicht, wenn ich dabei bin.« »Warum nicht?«

»Takuan ist schrecklich. Er sagt immer wieder, ich hätte die Musashi-Krankheit.«

»Wenn Musashi käme, Ihr würdet doch im Handumdrehen wieder gesund sein, hab' ich recht?«

»Jetzt mußt auch du noch solche Sachen sagen!« Dennoch schien sie ehrlich glücklich zu sein.

»Ist Jōtarō da?« rief einer von Karasumarus Samurai. »Hier bin ich.«

»Takuan will dich sprechen. Komm mit!«

»Vergiß nicht, worüber wir gerade geredet haben«, drängte Otsū. »Bitte ihn, es zu tun, ja?« Ein rosiger Hauch belebte ihre bleichen Wangen, als sie die Zudecke hochzog und halb ihr Gesicht verdeckte.

Takuan saß im Wohnraum und unterhielt sich mit Fürst Mitsuhiro. Jōtarō schob schwungvoll das Shōji auf und sagte: »Ihr wolltet mich sehen?« »Ja. Komm herein!«

Mit einem nachsichtigen Lächeln betrachtete der Fürst den Jungen; sein ungeschliffenes Benehmen übersah er.

Jōtarō nahm Platz und sagte dann: »Vorhin ist ein Priester gekommen und hat nach Euch gefragt. Er sagte, er sei vom Nansōji. Soll ich ihn herholen?« »Laß nur. Ich weiß bereits, worum es geht. Übrigens hat er sich darüber beschwert, was für ein ungezogener Junge du bist.« »Ich?«

»Findest du es richtig, einen Gast in die Scheune zu führen und ihn dort allein zu lassen?«

»Er sagte, er wolle irgendwo warten, wo er niemand im Weg sein.« Der Fürst bebte vor Lachen, doch fing er sich gleich darauf wieder und fragte Takuan: »Geht Ihr direkt nach Tajima, ohne zuvor nach Izumi zurückzukehren?«

Der Priester nickte. »Der Brief beunruhigt mich ziemlich, es bleibt mir gar nichts anderes übrig. Ich brauche auch keine Vorbereitungen zu treffen. Ich reise noch heute ab.« »Ihr geht fort?« fragte Jōtarō. »Ja. Ich muß so schnell wie möglich nach Hause.« »Warum?«

»Ich habe gerade erfahren, daß es meiner Mutter sehr schlecht geht.« »Ihr habt eine Mutter?« Der Junge glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu können.

»Selbstverständlich.« »Und wann kommt Ihr zurück?«

»Das hängt vom Gesundheitszustand meiner Mutter ab.« »Und ... und was soll ich ohne Euch hier machen?« brummte Jōtarō. »Bedeutet das, daß wir Euch nicht mehr sehen?«

»Natürlich nicht. Wir werden uns bald wiedersehen. Ich habe dafür gesorgt, daß ihr beide weiterhin hierbleiben könnt, und ich verlasse mich darauf, daß du dich um Otsū kümmerst. Versuch, sie dazu zu bringen, das Grübeln aufzuhören und

wieder gesund zu werden. Arzneien helfen ihr wenig, sie braucht innerliche Stärke.«

»Aber ich bin doch selbst nicht stark genug«, sagte Jōtarō. »Sie wird nicht wieder gesund werden, es sei denn, sie sieht Musashi.« »Sie ist ein schwieriger Patient, das muß ich zugeben. Beneiden tue ich dich nicht um deine Reisegefährtin.«

»Takuan«, fragte Jōtarō, »wo habt Ihr Musashi getroffen?« »Hm ...« Takuan sah Fürst Mitsuhiro an und lachte verschwörerisch. »Wann kommt er denn? Ihr habt gesagt, Ihr bringt ihn her, und seit Ihr das versprochen habt, denkt Otsū an nichts anderes mehr.« »Musashi?« fragte Mitsuhiro beiläufig. »Ist das nicht der Rōnin, der zusammen mit uns im ›Ogiya‹ war?«

Zu Jōtarō gewandt, sagte Takuan: »Ich habe nicht vergessen, was ich zu Otsū gesagt habe. Auf meinem Rückweg vom Daitokuji habe ich in Kōetsus Haus vorgesprochen, um zu sehen, ob Musashi da sei. Kōetsu hat ihn nicht gesehen und meint, er müsse noch im ›Ogiya‹ sein. Er sagte, seine Mutter mache sich so große Sorgen um ihn, daß sie sogar einen Brief an Yoshino Dayū geschrieben und sie gebeten hat, Musashi ungesäumt heimzuschicken.«

»Ach?« rief Fürst Mitsuhiro und hob halb überrascht, halb neidisch die Augenbrauen. »Dann ist er also immer noch bei Yoshino?« »Musashi ist eben auch nur ein Mann wie jeder andere. Selbst wenn sie in der Jugend einen anderen Eindruck machen, zuletzt läuft es immer auf das gleiche hinaus.«

»Yoshino ist eine merkwürdige Frau. Was sieht sie nur in diesem linkischen Schwertkämpfer?«

»Ich will nicht behaupten, sie zu verstehen. Aber Otsū verstehe ich auch nicht. Letzten Endes läuft es darauf hinaus, daß ich Frauen ganz allgemein nicht verstehe. So wie ich die Dinge sehe, sind sie alle ein bißchen krank. Was Musashi

betrifft, bin ich der Meinung, daß es Zeit für ihn wird, den Frühling des Lebens kennenzulernen. Seine Ausbildung, könnte man sagen, beginnt erst jetzt. Hoffentlich wird er sich darüber klar, daß Frauen gefährlicher sind als Schwerter. Nur: Andere können die Aufgabe nicht für ihn lösen, das muß er schon selbst tun.«

Da es ihm ein wenig peinlich war, in Jōtarōs Gegenwart soviel gesagt zu haben, beeilte er sich, seinem Gastgeber Lebewohl zu sagen und ihn nochmals zu bitten, Otsū und Jōtarō noch etwas länger zu beherbergen. Von der Weisheit, daß Reisen morgens beginnen sollten, hielt Takuan nichts. Er wollte abreisen, und so brach er denn auf, obwohl die Sonne im Westen stand und die Dämmerung sich bereits ankündigte.

Jōtarō lief neben ihm her und zupfte ihn am Ärmel. »Bitte, bitte, kommt zurück und sprecht ein Wort mit Otsū. Sie hat wieder geweint, und mir gelingt es nicht, sie aufzuheitern.« »Habt ihr beide über Musashi gesprochen?«

»Sie hat mir aufgetragen, Euch zu fragen, wann er nun kommt. Wenn er nicht kommt, fürchte ich, stirbt sie.«

»Du brauchst keine Angst zu haben, daß sie stirbt. Laß sie einfach in Ruhe!«

»Takuan, wer ist Yoshino Dayū?« »Warum willst du das wissen?«

»Ihr habt doch gesagt, Musashi sei bei ihr, oder etwa nicht?« »Hm. Ich möchte nicht umkehren und versuchen, Otsū von ihrer Krankheit zu heilen, aber ich möchte, daß du ihr etwas von mir bestellst.« »Was denn?«

»Bestell ihr, sie soll anständig essen.« »Das hab' ich ihr schon hundertmal gesagt.«

»Das hast du getan? Nun, etwas Besseres hast du ihr gar nicht sagen können. Aber wenn sie nicht auf dich hören will, kannst du ihr ruhig auch die ganze Wahrheit einschenken.« »Und die wäre?«

»Daß Musashi von der Kurtisane Yoshino betört wurde und das Haus der Geisha seit zwei Nächten und zwei Tagen nicht verlassen hat. Sie ist eine Törin, wenn sie weiterhin einen Mann wie ihn liebt.«

»Das ist nicht wahr!« empörte sich Jōtarō. »Er ist mein Sensei. Er ist ein Samurai. Das macht er nicht. Wenn ich Otsū das sage, ist sie imstande, sich umzubringen. *Ihr* seid ein Tor, Takuan, ein großer, großer Tor!« »Ha, ha!«

»Ihr habt kein Recht, schlecht über Musashi zu reden oder zu behaupten, Otsū sei eine Törin.«

»Du bist ein guter Junge, Jōtarō«, sagte der Priester und strich ihm über den Kopf.

Jōtarō entzog sich seiner Hand. »Ich habe jetzt genug von Euch, Takuan. Ich werde Euch nie mehr um Hilfe bitten. Ich werde Musashi selber suchen und zu Otsū zurückbringen.« »Weißt du, wo das Haus ist?« »Nein, aber ich werde es finden.«

»Es wird nicht leicht für dich sein, Yoshinos Haus zu finden. Soll ich dir sagen, warum?«

»Die Mühe könnt Ihr Euch sparen.«

»Jōtarō, ich bin weder Otsūs Feind noch habe ich irgend etwas gegen Musashi; ganz im Gegenteil. Seit Jahren bete ich darum, daß sie beide endlich ihr Leben selbst in die Hand nehmen.« »Warum sagt Ihr dann immer so gemeine Sachen?«

»Hört sich das für dich so an? Vielleicht hast du recht. Doch im Augenblick sind sie beide einfach krank. Wenn man Musashi allein läßt, wird die Krankheit sich von selbst geben; doch Otsū braucht Hilfe. Als Priester habe ich versucht, ihr zu helfen. Man erwartet von uns, daß wir Krankheiten des Herzens heilen können, genauso wie Ärzte Krankheiten des Körpers kurieren. Leider habe ich bei ihr nichts ausrichten können, und deshalb gebe ich es auf. Wenn sie nicht begreift, daß ihre Liebe einseitig ist, so bleibt vernünftig zu essen der

beste Rat, den man ihr geben kann. Wenn du mir nicht glaubst, geh ins ›Ogiya‹ im Yanagimachi-Viertel und überzeuge dich selbst, was Musashi dort treibt. Und dann geh hin, und erzähle Otsū, was du gesehen hast! Eine Zeitlang wird sie dann an gebrochenem Herzen leiden, aber vielleicht gehen ihr schließlich die Augen auf.«

Jōtarō verstopfte sich die Ohren mit den Fingern. »Haltet den Mund, ihr eichelköpfiger Schwindler!«

Während Takuan weiterging und ihn einfach stehenließ, brach Jōtarō mitten auf der Straße in einen unflätigen Singsang aus wie Gassenjungen, wenn sie sich über Bettelpriester lustig machen. Doch kaum war Takuan außer Sicht, hatte er einen Kloß im Hals. Er brach in Tränen aus und weinte untröstlich. Schließlich beherrschte er sich, wischte sich die Tränen ab und machte sich wie ein junger Hund, dem plötzlich der Weg nach Hause wieder einfällt, auf die Suche nach dem »Ogiya«.

Der erste Mensch, dem er begegnete, war eine Frau. Den Kopf verschleiert, sah sie aus wie eine gewöhnliche Hausfrau. Jōtarō lief zu ihr und fragte: »Wie kommt man ins Yanagimachi-Viertel?« »Das ist das Viertel der roten Laternen, nicht wahr?« »Was ist denn das, ein Viertel der roten Laternen?« »Himmeldonnerwetter!« »Nun, sagt es mir doch – was tut man da?«

»Aber, aber ...!« Voller Abscheu funkelte sie ihn einen Moment an, und dann machte sie, daß sie weiterkam.

Unerschrocken ging Jōtarō weiter und fragte sich bei einem Passanten nach dem anderen nach dem »Ogiya« durch.

Der Duft von Aloeholz

Die Lichter in den Fenstern der Geishahäuser brannten hell, doch war es noch viel zu früh, und in den drei Hauptgassen des

Viertels sah man kaum Freier.

Im »Ogiya« warf ein Diener zufällig einen Blick zum Eingang. Die Augen, die dort durch ein Loch im Vorhang spähten, unter dem ein Paar schmutziger Strohsandalen und die Spitze eines Holzschwerts zu sehen waren, hatten etwas Sonderbares. Der junge Mann fuhr überrascht in die Höhe, doch ehe er den Mund aufmachen konnte, war Jōtarō eingetreten und erklärte, was er wollte.

»Miyamoto Musashi ist hier im Haus, nicht wahr? Er ist mein Lehrer. Würdet Ihr ihm bitte sagen, Jōtarō sei hier, und ihn bitten herauszukommen?« Die Überraschung im Gesicht des Dieners war bereits einem Stirnrunzeln gewichen. »Wer bist du, du kleiner Bettler?« fuhr er Jōtarō an. »Wir haben keinen Gast dieses Namens hier. Was denkst du dir eigentlich, dein dreckiges Gesicht ausgerechnet um eine Zeit hier reinzustecken, wo die Geschäfte angehen? Raus mit dir!« Mit diesen Worten packte er Jōtarō beim Kragen. Wütend wie ein aufgeblasener Kugelfisch zeterte Jōtarō: »Aufhören! Ich bin hergekommen, um meinen Lehrer zu sprechen.«

»Das ist mir schnuppe, warum du hier bist, du kleine Ratte. Als ob dieser Musashi nicht schon genug Scherereien gemacht hätte! Er ist nicht hier.« »Wenn er nicht hier ist, warum könnt Ihr mir das denn nicht einfach sagen? Nehmt Eure Pfoten weg!«

»Du siehst mir aus wie ein ganz Verschlagerener. Woher soll ich wissen, daß du nicht ein Spitzel der Yoshioka-Schule bist?«

»Damit habe ich nichts zu schaffen. Wann ist Musashi fortgegangen? Und wohin?«

»Erst kommandierst du mich rum; dann willst du mich auch noch ausfragen. Du solltest lernen, deine Zunge im Zaum zu halten und höflich zu sein. Woher soll ich wissen, wo er ist?«

»Wenn Ihr es nicht wißt – schön. Aber laßt jetzt meinen Kragen los!« »Gut.« Damit zwickte er Jōtarō ins Ohr, wirbelte

ihn herum und stieß ihn in Richtung Ausgang.

Jōtarō duckte sich, zog sein Holzschwert und schlug den Diener auf den Mund, so daß diesem ein Vorderzahn ausbrach.

Der junge Mann hielt eine Hand vor seinen blutigen Mund und schlug mit der anderen Jōtarō nieder.

»Hilfe! Mord!« zeterte Jōtarō.

Wie damals, als er in KoYagyū den Hund zur Strecke gebracht hatte, nahm er auch diesmal alle Kraft zusammen und ließ das Schwert auf den Schädel des Dieners niedersausen. Blut sprang dem jungen Mann aus der Nase, und mit einem kaum hörbaren Seufzer sackte er unter einem Weidenbaum zusammen.

Eine Prostituierte, die sich auf der gegenüber liegenden Straßenseite hinter einem Gitterfenster zur Schau stellte, rief: »Schaut! Könnt ihr es sehen? Der Junge mit dem Holzschwert dort drüben hat gerade einen der Männer vom ›Ogiya‹ erschlagen! Dort läuft er!«

Im Handumdrehen wimmelte es auf der Straße von durcheinanderlaufenden Menschen, und die Luft hallte wider von aufgeschreckten Rufen. »Wohin ist er denn?« »Wie hat er ausgesehen?«

So plötzlich, wie es angefangen hatte, legte sich die Aufregung, und als die Freier und Zecher kamen, war der Zwischenfall bereits kein Gegenstand der Unterhaltung mehr. Raufereien waren an der Tagesordnung im Viertel, und diejenigen, die hier wohnten oder arbeiteten, vertuschten die schlimmsten nach Möglichkeit, um das Einschreiten der Büttel zu vermeiden. Während die Hauptgassen strahlend erhellt waren, gab es Nebenwege und leere Plätze, wo vollkommene Dunkelheit herrschte. Jōtarō fand ein Versteck und vertauschte dieses bald gegen ein anderes. Arglos, wie er war, glaubte er, irgendwie entkommen zu können, doch das gesamte Viertel war von einem zehn Fuß hohen Zaun umgeben, der aus dicht

an dicht stehenden, geschwärzten und oben zugespitzten Holzpfehlen bestand. Als Jōtarō an diesen Zaun kam, tastete er sich daran entlang, konnte jedoch nicht die kleinste Lücke, geschweige denn einen Ausgang finden. Als er sich umwandte, erblickte er ein junges Mädchen. Als ihre Augen sich trafen, rief sie leise und winkte ihm mit zarter, weißer Hand.

»Rufst du *mich!*« fragte er, ganz auf der Hut. Er konnte jedoch keine böse Absicht in ihrem mit einer dicken Puderschicht bedeckten Gesicht erkennen, und so kam er ein wenig näher heran. »Was ist?«

»Bist du nicht der Junge, der ins ›Ogiya‹ kam und nach Miyamoto Musashi fragte?« »Ja.«

»Du heißt Jōtarō, nicht wahr?« »Ja.«

»Dann komm mit! Ich bringe dich zu Musashi.« »Wo ist er denn?« fragte Jōtarō gleich wieder mißtrauisch. Das Mädchen blieb stehen und erklärte, Yoshino Dayū, die sich wegen des Zwischenfalls mit dem Diener ernstlich Sorgen mache, habe sie geschickt, Jōtarō zu suchen und ihn zu Musashis Versteck zu bringen. Dankbar fragte er: »Und du bist Yoshino Dayūs Dienerin?« »Ja. Du brauchst jetzt keine Angst mehr zu haben. Wenn sie für dich eintritt, kann keiner im Viertel dir was anhaben.«

»Ist mein Lehrer wirklich da?«

»Warum sollte ich dir sonst den Weg zu ihm zeigen?« »Was macht er denn in einem Haus wie diesem?«

»Wenn du die Tür des kleinen Bauernhauses dort drüben aufmachst, wirst du das selbst sehen. Ich muß jetzt wieder an die Arbeit.« Sie verschwand leise hinterm Gebüsch im benachbarten Garten.

Das Bauernhaus war so bescheiden, daß es eigentlich nicht das Ziel seiner Suche sein konnte, aber er wollte sich trotzdem vergewissern. Um ein Seitenfenster zu erreichen, rollte er einen Stein an die Wand, stieg darauf und drückte die Nase gegen das

Bambusgitter.

»Er ist da!« sagte er ganz leise und hatte Mühe, sich nicht zu verraten. Alles in ihm verlangte danach, die Hand auszustrecken und seinen Meister zu berühren. Wie lange war es nun schon her, daß sie gemeinsam unterwegs waren?

Musashi schief neben der Feuerstelle und hatte den Kopf auf den Arm gelegt. Gekleidet war er in etwas, was Jōtarō noch nie an ihm gesehen hatte: in einen Seidenkimono mit großfigurigen Mustern, wie die eleganten jungen Lebemänner sie trugen. Auf dem Boden lag ein rotes Tuch ausgebreitet, und darauf wiederum lagen ein Malpinsel, ein Tuschkasten und mehrere Bogen Papier. Auf einem Blatt hatte Musashi eine Aubergine zu zeichnen versucht, auf einem anderen einen Hühnerkopf.

Jōtarō war betroffen. Wie kann er nur seine Zeit mit dem Zeichnen von Bildern vergeuden? dachte er zornig. Weiß er denn nicht, daß Otsū krank ist? Ein reichbesticktes Tuch bedeckte Musashis Schultern – ohne jeden Zweifel ein Frauengewand – und der auffällige Kimono: abscheulich! Jōtarō ahnte etwas von Weichheit und Wollust, und ihm war, als würde Böses dahinter lauern. Wie schon am Neujahrstag fühlte er bitteren Abscheu vor der Verderbtheit der Erwachsenen. Irgendwas stimmt nicht mit ihm, dachte er. Er ist nicht er selbst.

Als aus seiner Fassungslosigkeit langsam Erbitterung wurde, beschloß er, Musashi tüchtig zu erschrecken. Leise stieg er von seinem Stein. »Jōtarō!« rief da Musashi. »Wer hat dich hergebracht?« Der Junge hielt inne und spähte nochmals durch das Fenster. Musashi lag zwar immer noch, aber die Augen hatte er halb offen, und er lächelte. Im Nu war Jōtarō um das Hauseck und durch den Eingang gewetzt und schlang die Arme um Musashi. »Sensei!« murmelte er nun glücklich.

»Da bist du also!« Musashi rollte sich auf den Rücken,

streckte die Arme aus und drückte den schmutzigen Kopf des Jungen an die Brust. »Woher hast du gewußt, daß ich hier bin? Hat Takuan es dir gesagt?« Ohne den Jungen auszulassen, setzte Musashi sich auf. Jōtarō kuschelte sich an die warme Brust, ein Erlebnis, an das er sich kaum noch erinnern konnte, und nickte wie ein Pekinese zufrieden mit dem Kopf. Er schob den Kopf auf Musashis Knie und blieb still liegen. »Otsū ist krank. Ihr habt ja keine Ahnung, wie sehr sie sich danach sehnt, Euch zu sehen. Immer wieder sagt sie, alles wäre wieder in Ordnung, wenn sie nur Euch sehen könnte. Nur einmal, mehr will sie gar nicht.«

»Arme Otsū!«

»Am Neujahrstag hat sie Euch auf der Brücke gesehen, wie Ihr mit dem seltsamen Mädchen gesprochen habt. Daraufhin ist sie wütend geworden, und sie hat sich in sich selbst zurückgezogen wie eine Schnecke in ihr Schneckenhaus. Ich habe versucht, sie zur Brücke zu schleifen, aber sie wollte einfach nicht mitkommen.«

»Das kann ich ihr nicht verdenken. Akemi hat mich an diesem Tag ganz schön durcheinandergebracht.«

»Ihr müßt aber zu Otsū gehen. Sie ist im Haus von Fürst Karasumaru. Geht nur hin, damit sie Euch sehen kann. Dann ist sie gleich wieder gesund.« Musashi brummte gelegentlich und sagte zweimal: »Was du nicht sagst!« Doch aus Gründen, die dem Jungen unerfindlich bleiben mußten, erklärte er sich nicht rundheraus einverstanden, ihm den Gefallen zu tun, obwohl Jōtarō sehr bettelte. Bei aller Liebe zu seinem Lehrer empfand Jōtarō plötzlich eine Abneigung, und es reizte ihn, sich einmal richtig mit seinem Sensei zu streiten.

Seine Streitlust begann zu kochen und wurde schließlich nur noch von seiner Hochachtung vor Musashi in Schach gehalten. Er versank in Schweigen, und alle Mißbilligung stand ihm lebhaft ins Gesicht geschrieben; seine Augen hatten etwas

Schmollendes, und den Mund verzog er, als hätte er einen ganzen Becher Essig ausgetrunken.

Musashi nahm die Zeichenblätter und den Pinsel zur Hand und fügte einer seiner Skizzen noch ein paar Striche hinzu. Voller Verachtung starrte Jōtarō auf die Zeichnung der Aubergine und dachte: Wieso bildet er sich eigentlich ein, zeichnen zu können? Die Sachen sind doch schrecklich! Schließlich verlor Musashi das Interesse am Zeichnen, und er wusch den Pinsel aus. Schon wollte Jōtarō sich nochmals flehentlich für Otsū verwenden, da hörten sie draußen auf den Trittsteinen das Klappern von Getas. »Eure Sachen sind trocken«, ließ sich eine Mädchenstimme vernehmen. Die Dienerin, welche Jōtarō hergeführt hatte, trat mit einem Kimono und einem Umhang ein, beide fein säuberlich zusammengefaltet. Sie legte die Sachen vor Musashi und forderte ihn auf, sie anzusehen. »Vielen Dank«, sagte er. »Sie sehen wieder wie neu aus.« »Blutflecken gehen nicht so leicht heraus. Man muß reiben und immer wieder reiben.«

»Sie scheinen aber raus zu sein. Jedenfalls vielen Dank ... Wo ist Yoshino?«

»Oh, sie hat schrecklich viel zu tun und geht von einem Gast zum anderen. Man läßt ihr überhaupt keine Ruhe.«

»Es ist sehr schön gewesen hier, aber wenn ich noch länger bleibe, falle ich zur Last. Ich habe vor, mich unauffällig zu entfernen, sobald die Sonne aufgeht. Würdest du das Yoshino ausrichten und ihr sagen, daß ich ihr sehr, sehr dankbar bin?«

Jōtarō war erleichtert. Musashi mußte in der Tat vorhaben, Otsū aufzusuchen. So sollte sein Meister sein: ein guter, aufrechter Mann. Jōtarōs Gesicht verzog sich zu einem glücklichen Lächeln.

Kaum war das Mädchen gegangen, legte Musashi die Kleider vor Jōtarō und sagte: »Du kommst gerade im richtigen Augenblick. Diese müssen an die Frau zurückgegeben werden,

die sie mir geliehen hat. Ich möchte, daß du sie in das Haus von Hon'ami Kōetsu bringst, es liegt im Nordteil der Stadt, und mir dafür meinen eigenen Kimono zurückbringst. Willst du so nett sein und das für mich tun?«

»Gewiß!« sagte Jōtarō geschmeichelt. »Ich werde gleich losgehen.« Er wickelte die Kleidungsstücke mit einem Brief Musashis an Kōetsu in ein Tuch und schwang das Paket auf seinen Rücken.

Gerade in diesem Augenblick kehrte die Dienerin mit dem Abendessen zurück und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Was hast du vor?« rief sie, und als Musashi es ihr erklärte, rief sie: »Ach, Ihr könnt ihn nicht ziehen lassen!«, und sie berichtete, was Jōtarō angestellt hatte. Glücklicherweise hatte er nicht genau genug gezielt, und so war der Diener am Leben geblieben. Das Mädchen versicherte Musashi, da dies nur eine Rauferei von vielen gewesen sei, werde sie auch keine besonderen Folgen haben, zumal Yoshino den Besitzer und die jüngeren Leute im Haus bewogen hatte, den Mund zu halten. Dann wies sie darauf hin, daß Jōtarō, indem er sich arglos als Schüler von Miyamoto Musashi bekannt hätte, zu dem Gerücht beigetragen habe, Musashi sei immer noch im »Ogiya«. »Ich verstehe«, sagte Musashi. Fragend sah er Jōtarō an, der sich den Kopf kratzte, in eine Ecke zurückzog und so klein wie möglich machte. »Ich brauche Euch ja nicht zu sagen, was passieren würde, wenn er versucht, das Viertel zu verlassen«, fuhr das Mädchen fort. »Es wimmelt immer noch von Yoshioka-Leuten, die nur darauf warten, daß Ihr auftaucht. Für Yoshino und den Besitzer ist es schwierig, nachdem Kōetsu gebeten hat, gut für Euch zu sorgen. Hier im ›Ogiya‹ kann man Euch unmöglich den Yoshioka-Leuten geradewegs in die Arme laufen lassen. Yoshino ist entschlossen, Euch zu beschützen. Diese Samurai lassen nicht locker. Sie lassen das Haus nie aus den Augen und haben schon mehrere Male Leute hereingeschickt, die uns beschuldigen, Euch hier versteckt zu

halten. Wir sind sie zwar wieder losgeworden, aber überzeugt sind sie immer noch nicht. Ich begreife das eigentlich nicht recht. Sie führen sich auf, als gelte es, einen größeren Krieg zu führen. Draußen vor dem Eingangstor zum Viertel stehen drei oder vier Reihen von ihnen, außerdem gibt es überall Kundschafter, und bewaffnet sind sie allesamt bis an die Zähne. Yoshino meint, Ihr solltet noch vier oder fünf Tage bleiben – jedenfalls so lange, bis sie des Wartens müde werden.« Musashi dankte ihr für ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge, fügte jedoch geheimnisvoll hinzu: »Ich habe auch meinen Plan.«

Er erklärte sich augenblicklich einverstanden, einen Diener an Jōtarōs Statt zu Kōetsu zu schicken. Dieser Diener kehrte bald mit einer Nachricht zurück, die da lautete:

Wenn sich die Gelegenheit bietet, laßt uns wieder zusammenkommen! Mag das Leben auch lang erscheinen – in Wahrheit ist es allzu kurz. Ich bitte Euch inständig, wirklich gut auf Euch aufzupassen. Meine besten Empfehlungen aus der Ferne.

Obwohl es nur wenige Worte waren, so verrieten sie doch Herzenswärme und Charakterstärke.

»Eure Kleidung ist in diesem Paket«, sagte der Diener. »Kōetsus Mutter hat mich besonders gebeten, ihre besten Wünsche zu übermitteln.« Er verneigte sich und ging.

Musashi warf einen Blick auf seinen alten, abgetragenen Kimono, der so oft Tau und Regen ausgesetzt gewesen und mit Schweißflecken bedeckt war. Der würde sich bestimmt besser auf der Haut tragen als die feinen Seidenkimono, die man ihm im »Ogiya« geliehen hatte. Das war jedenfalls eine Kleidung, wie sie zu einem Mann paßte, der sich ernsthaft dem Weg des Schwertes widmete. Musashi brauchte nichts Besseres und wollte es auch nicht. Eigentlich hätte sein Kimono muffig riechen müssen, nachdem er ein paar Tage herumgelegen hatte,

doch als Musashi in die Ärmel fuhr, stellte er fest, daß der Kimono ganz frisch gewaschen war. Die Bügelfalten waren deutlich zu sehen. Da er glaubte, Myōshū habe ihn eigenhändig gewaschen, wünschte er sich, noch eine Mutter zu haben, und er dachte an das einsame Leben, das er vor sich hatte, ohne Verwandte mit Ausnahme seiner Schwester Ogin, die in den Bergen lebte, wohin er nicht zurückkehren konnte. Nachdenklich schaute er ins Feuer.

»Laß uns gehen«, sagte er dann. Er zog seinen Obi straff und steckte das geliebte Schwert zwischen diesen und seine Rippen. Während er das tat, fiel unversehens alle Einsamkeit genauso schnell wieder von ihm ab, wie sie sich eingestellt hatte. Mein Schwert, überlegte er, muß für mich Mutter und Vater, Bruder und Schwester sein. Das habe ich mir selbst vor Jahren geschworen, und so muß es bleiben.

Jōtarō war bereits draußen und schaute zu den Sternen hinauf. Auch wenn es schon spät ist, bis wir das Haus von Fürst Karasumaru erreichen, Otsū ist bestimmt noch wach, dachte er. Himmel, wird sie überrascht sein, sagte er zu sich selbst. Sie wird vom Glück so überwältigt sein, daß sie wahrscheinlich wieder anfängt zu weinen.

»Jōtarō«, sagte Musashi, »bist du durch das Holztor hinten gekommen?« »Ich weiß nicht, ob es hinten war. Jedenfalls durch das da drüben.« »Geh hin, und warte dort auf mich!« »Gehen wir denn nicht zusammen fort?«

»Doch, aber zuerst muß ich Yoshino Lebewohl sagen. Es dauert nicht lange.«

»Na schön, ich warte am Tor.« Der Gedanke, daß Musashi ihn nun auch nur für einige Augenblicke allein ließ, versetzte ihm einen Stich, doch in dieser Nacht hätte er alles getan, was sein Sensei von ihm verlangte. Das »Ogiya« war ein Zufluchtsort gewesen, angenehm, aber nicht für die Dauer. Es hatte Musashi gutgetan, eine Zeitlang von der Außenwelt

abgeschnitten gewesen zu sein, waren doch sein Leib und seine Seele bis dahin wie Eis gewesen, ein dicker, unempfindlicher Klotz, ohne jeden Sinn für die Schönheit des Mondes, ohne einen Blick für die Blumen und ohne ein Gefühl der Sonne gegenüber. Er hegte keinerlei Zweifel, was die Richtigkeit seines asketischen Lebens betraf, doch jetzt erkannte er, daß die Selbstverleugnung ihn auch engstirnig und eigensinnig machen konnte. Schon vor Jahren hatte Takuan ihm gesagt, seine Kraft unterscheide sich in keiner Weise von der eines wilden Tieres; der alte Abt Nikkan hatte ihn davor gewarnt, allzu stark zu sein. Nach dem Kampf mit Denshichirō waren sein Körper und seine Seele angespannt und völlig verkrampft gewesen. Nun hatte er sich ein paar Tage gehenlassen können, und sein Geist hatte weit die Flügel ausgebreitet. Musashi hatte ein wenig getrunken, gedöst, wenn ihm danach war, gelesen, ein bißchen gezeichnet, nach Herzenslust gegähnt und sich gestreckt. Sich einmal auszuruhen, war von einem nicht zu unterschätzenden Wert gewesen, und er beschloß, auch weiterhin gelegentlich zwei oder drei Tage nur der Muße zu pflegen.

Als er im Garten stand, dachte er: Ich muß Yoshino zumindest mit einem Wort wissen lassen, wie dankbar ich für alles bin, was sie für mich getan hat. Doch dann besann er sich eines Besseren. Er hatte das Zirpen der Shamisen im Ohr und das rauhe Lachen der Freier. Da gab es keine Möglichkeit, sich hineinzuschleichen und Yoshino zu sprechen. Er dankte ihr lieber im Herzen und hoffte, daß sie das verstand. Nachdem er sich vor der Fassade des Hauses verneigt hatte, machte er kehrt und ging.

Draußen winkte er Jōtarō zu sich heran. Als der Junge angelaufen kam, hörten sie Rin'ya kommen. Sie drückte Musashi eine schriftliche Nachricht von Yoshino in die Hand und ging dann ins Haus. Das Blatt Papier war klein und von wunderschöner Farbe. Als er es auseinanderfaltete, stieg ihm

der Duft von Aloeholz in die Nase. Yoshinos Nachricht lautete:

Denkwürdiger als die glücklosen Blumen, die Nacht für Nachtwelken und sich auflösen, ist ein flüchtiger Blick aufs Mondlicht, das durch Bäume fällt. Wenngleich man lacht, während meine Tränen in die Schale eines anderen fallen, schicke ich Euch diese Worte zur Erinnerung.

»Von wem ist das Blatt?« fragte Jōtarō.

»Von niemand Besonderem.«

»Von einer Frau?«

»Ist das so wichtig?«

»Was steht denn drauf?«

»Das brauchst du nicht zu wissen.« Musashi faltete das Papier zusammen.

Jōtarō beugte sich darüber und sagte: »Das riecht gut. Das ist Aloeholz.«

Das Tor

Die nächste Aufgabe, dachte Jōtarō, würde jetzt darin bestehen, das Viertel zu verlassen, ohne dabei entdeckt zu werden.

»Wenn wir hier hinuntergehen, kommen wir zum Haupttor«, sagte er. »Das wäre gefährlich.« »Mm.«

»Es muß doch noch eine andere Möglichkeit geben hinauszukommen.« »Werden nachts nicht alle Ausgänge bis auf den Haupteingang geschlossen?«

»Wir könnten über den Zaun klettern.«

»Das wäre aber feige. Wie du weißt, besitze ich Ehrgefühl, und außerdem muß ich an meinen Ruf denken. Ich werde geradewegs durch das Haupttor hinausgehen – und zwar genau

zum richtigen Zeitpunkt.« »Wollt Ihr das wirklich tun?« Wenn er sich dabei auch unbehaglich fühlte, der Junge erhob keine Einwände, denn er wußte sehr wohl, daß nach dem Ehrgesetz der Samurai ein Mann ohne Stolz nichts wert war. »Selbstverständlich«, sagte Musashi. »Aber du nicht. Du bist noch zu jung. Du mußt auf einem sichereren Weg hinaus.« »Und wie?« »Über den Zaun.« »Ganz allein?« »Ganz allein.« »Das kann ich nicht.« »Warum nicht?«

»Weil sie mich dann einen Feigling nennen.« »Sei kein Narr! Hinter mir sind sie her, nicht hinter dir.« »Aber wo treffen wir uns?« »Auf dem Reitplatz Yanagi.« »Kommt Ihr auch bestimmt?« »Ganz bestimmt.«

»Versprecht, daß Ihr nicht wieder weglauft!«

»Ich werde nicht weglaufen. Eines will ich dir auf keinen Fall beibringen: zu lügen. Ich habe gesagt, ich werde mich mit dir treffen, und das werde ich auch tun. Aber jetzt laß uns zum Zaun gehen, solange kein Mensch hier ist.« Vorsichtig blickte Jōtarō sich um, ehe er zum Zaun hinüberlief, wo er einfach stehenblieb und hilflos nach oben schaute. Der Zaun war mehr als doppelt so hoch wie er. Musashi, der sich inzwischen einen Sack Holzkohle auf den Rücken geladen hatte, trat zu ihm. Er ließ den Sack fallen und spähte durch eine Ritze im Zaun.

»Könnt Ihr da draußen jemand sehen?« fragte Jōtarō.

»Nein. Nur Röhricht. Aber vielleicht steht unten Wasser. Du mußt vorsichtig sein, wenn du unten ankommst.«

»Naß zu werden, macht mir nichts aus. Aber wie komme ich auf den Zaun hinauf?«

Musashi übergang die Frage. »Wir müssen davon ausgehen, daß an vielen Stellen Wachen lauern. Sieh dich also gut um, ehe du hinunterspringst. Sonst läufst du noch jemand ins Schwert.« »Ich verstehe.«

»Zur Probe werde ich diesen Sack Holzkohle hinüberwerfen. Wenn alles ruhig bleibt, kannst du hinüber.«

Er bückte sich, und Jōtarō sprang ihm auf den Rücken. »Stell dich auf meine Schultern.«

Jōtarō schob sich in die Höhe und richtete sich auf. »Kommst du rauf?« »Nein.«

»Schaffst du es mit einem Sprung?« »Das glaube ich nicht.«

»Gut, dann stelle dich auf meine Hände.« Musashi stemmte die Arme in die Höhe.

»Jetzt komm' ich rauf!« flüsterte Jōtarō.

Musashi nahm den Sack Holzkohle und warf ihn über den Zaun. Mit dumpfem Aufschlag landete er im Röhricht. Nichts geschah. »Wasser ist hier keins«, berichtete Jōtarō, nachdem er drüben hinuntergesprungen war. »Paß gut auf dich auf!«

Musashi drückte ein Auge an den Spalt, bis er Jōtarōs Schritte nicht mehr hörte, dann begab er sich rasch und beschwingt in diejenige Gasse, auf der das lebhafteste Treiben herrschte. Keiner der vielen Nachtschwärmer achtete auf ihn.

Neben den Wachen am Haupttor saßen Yoshioka-Leute um große Feuer; hier vertrieben sich die Sänfenträger die Wartezeit, und im Teehaus und in der Schenke auf der anderen Straßenseite saßen die Leute, welche die Wachen ablösen sollten. Ihrer aller Wachsamkeit hatte in keiner Weise nachgelassen. Man hob bienenkorbähnliche Strohhüte hoch und nahm die Gesichter darunter in Augenschein; Sänften wurden angehalten und die Insassen unter die Lupe genommen.

Mehr als einmal hatte man mit den Leuten vom »Ogiya« verhandelt, um das Haus zu durchsuchen, doch war daraus nie etwas geworden. Für die Leitung des Hauses war Musashi einfach nicht da, und die Yoshioka-Leute konnten unmöglich nur aufgrund des Gerüchts hin eingreifen, Yoshino Dayū lasse Musashi ihren Schutz zuteil werden. Sie stand nicht nur hier im Geishaviertel, sondern auch draußen in der Stadt in hohem Ansehen, und man konnte unmöglich gegen ihren Willen etwas unternehmen, ohne daß dies böse Folgen gehabt hätte.

Da sie sich gezwungen sahen, einen Wartekrieg zu führen, hatten die Yoshioka-Kämpfer das Viertel umzingelt. Sie hielten es nicht für ausgeschlossen, daß Musashi versuchen könne, über den Zaun zu entfliehen; vor allem aber erwarteten sie, daß er in Verkleidung oder in einer geschlossenen Sänfte hinausgelangen wolle. Die einzige Möglichkeit, die sie nicht in Betracht gezogen hatten, war diejenige, mit der sie jetzt konfrontiert wurden. Als Musashi durch das Haupttor ging, stießen die Yoshioka-Leute alle gleichzeitig die Luft aus, und aller Augen richteten sich auf ihn. Keiner machte jedoch Anstalten, sich Musashi in den Weg zu stellen, und er hielt beim Gehen auch nicht inne, um zuzugeben, daß er sie wahrgenommen hatte. Rund hundert Schritt machte er kühn voran, ehe ein Samurai rief: »Haltet ihn!« »Hinterher!«

Acht oder neun durcheinanderschreiende Männer drängten sich hinter Musashi auf der Straße und hefteten sich an seine Fersen. »Musashi, wartet!« rief eine zornige Stimme.

»Was gibt's denn?« Er ging augenblicklich darauf ein und erschreckte alle mit seiner Stimmgewalt.

Er trat auf die Seite der Straße und preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand eines Bretterschlags. Dieser gehörte zu einer Sägemühle, und eine Handvoll Mühlenarbeiter schliefen darin. Einer von ihnen machte die Tür einen Spalt weit auf, warf sie aber nach einem kurzen Blick hinaus zu und verriegelte sie von innen.

Klaffend und heulend wie eine Meute hungriger Hunde bildeten die Yoshioka-Leute schließlich einen dunklen Halbkreis um Musashi. Eindringlich sah er sie an, wägte ihre Kraft, erfaßte ihre Position, versuchte herauszufinden, von welcher Seite ein Angriff kommen könne. Die dreißig Männer dachten bald nicht mehr als Einzelwesen, und für Musashi war es nicht schwierig, zu ergründen, was in ihrem gemeinsamen Denken vorging. Wie er vorausgesehen hatte, trat keiner allein vor, um ihn zum Kampf herauszufordern. Sie schnatterten

durcheinander und warfen mit Beleidigungen um sich, doch unterschieden sie sich darin kaum von den Schimpfereien gewöhnlicher Strolche und Vagabunden. »Hundsfoth!« »Hasenfuß!« »Feigling!«

Dabei merkten sie nicht, daß sie nur prahlten und protzten und somit ihre Schwäche offenlegten. Solange die Horde sich nicht einigermaßen verständlich äußerte, hatte Musashi ohnehin die Oberhand. Er musterte jedes einzelne Gesicht, merkte sich diejenigen, die ihm gefährlich werden konnten, erfaßte die schwachen Punkte in ihrer Aufstellung und stellte sich auf den Kampf ein.

Er nahm sich Zeit, und nachdem er gemächlich in ihren Gesichtern gelesen hatte, erklärte er: »Ich bin Musashi. Wer hat gerufen, daß ich warten soll?« »Wir. Wir alle.«

»Dann nehme ich an, daß Ihr von der Yoshioka-Schule seid.« »Richtig.«

»Was wollt Ihr von mir?« »Das wißt Ihr ganz genau. Seid Ihr bereit?«

»Bereit?« Musashis Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er entblößte seine weißen Zähne, und sein Lachen war wie eine kalte Dusche für ihre Erregung. »Ein richtiger Samurai ist stets bereit. Tretet vor, wenn Ihr wollt! Falls Ihr auf eine sinnlose Rauferei aus seid – wozu dann sich bemühen, wie Menschen zu reden, oder die Regeln des Schwertes beachten? Aber sagt mir eines: Geht es Euch nur darum, mich tot zu sehen? Oder wollt Ihr kämpfen wie Männer?« Keine Antwort.

»Seid Ihr hier, um Euren Groll auszulassen und Euer Mütchen zu kühlen, oder wollt Ihr mir die Herausforderung zu einem Rückkampf zukommen lassen?«

Hätte Musashi ihnen durch eine falsche Bewegung auch nur die geringste Handhabe geboten, ihre Schwerter wären auf ihn zugezischt wie der Luftstrom in einen luftleeren Raum. Doch seine Haltung war tadellos. Keiner regte sich. Alle standen still

und stumm aufgereiht da wie die Perlen einer Gebetsschnur.

Aus dem verwirrten Schweigen löste sich ein lauter Ruf:
»Ihr solltet die Antwort kennen, ohne erst zu fragen.«

Musashi warf einen raschen Blick auf den Sprecher, Miike Jūrōzaemon, und schätzte, daß dies dem Aussehen nach ein Samurai war, der Yoshioka Kempōs Ruf aufrechterhalten konnte. Er allein schien bereit, den toten Punkt zu überwinden und den ersten Schwertstreich zu führen. Gleitend und tastend schoben seine Füße sich vor.

»Ihr habt unseren Meister Seijūrō zum Krüppel gemacht und seinen Bruder Denshichirō getötet. Wie sollen wir je den Kopf erheben, wenn wir zulassen, daß Ihr am Leben bleibt? Hunderte von uns, die unserem Meister treu ergeben sind, haben geschworen, den Urheber dieser Demütigung zu beseitigen und den guten Namen der Yoshioka-Schule wiederherzustellen. Es geht uns nicht um Wut und Gewalttätigkeit, sondern wir sind entschlossen, unseren Meister zu rächen und den Geist seines erschlagenen Bruders zu versöhnen. Ich beneide Euch nicht um die Lage, in der Ihr seid, aber es wird Euch den Kopf kosten. Seid also auf der Hut!«

»Eure Herausforderung ist eines Samurai würdig«, entgegnete Musashi. »Wenn es wirklich das ist, was Ihr wollt, kann es sein, daß ich mein Leben im Kampf gegen Euch verliere. Aber Ihr sprecht davon, Eure Pflicht zu tun, und Ihr sprecht von Rache im Sinne des Wegs des Schwertes. Nun, warum schickt Ihr mir dann nicht eine förmliche Herausforderung, wie Seijūrō und Denshichirō es getan haben? Warum geht Ihr in solcher Überzahl auf mich los?«

»Ihr wart es, der sich versteckt hat.«

»Unsinn! Ihr beweist nur wieder einmal, daß ein Feigling anderen vorwirft, feige zu sein. Stehe ich nicht hier vor Euch?«

»Das tut Ihr nur, weil Ihr Angst hattet, beim Versuch zu

fliehen erwischt zu werden.«

»Mitnichten! Ich hätte schon hundertmal entkommen können.« »Und meint Ihr, wir Yoshioka-Leute hätten das zugelassen?« »Ich nahm an, daß Ihr mir so oder so begegnen würdet. Aber ist es nicht entwürdigend für uns beide und für unsere ganze Klasse, uns hier zu zanken? Sollen wir wirklich die Leute hier verstören wie eine Horde wilder Tiere oder gemeiner Streuner und Vagabunden? Ihr sprecht von der Verpflichtung Eurem Meister gegenüber – aber würde ein Kampf hier nicht noch viel größere Schande über die Yoshioka-Schule bringen? Wenn Ihr entschlossen seid, das Werk Eures Meisters zu vernichten, die Schule aufzulösen und dem Weg des Schwertes Lebewohl zu sagen, dann habe ich nichts mehr zu sagen außer: Musashi wird kämpfen, solange seine Glieder noch zusammenhalten.« »Bringt ihn um!« rief der Mann, der neben Jūrōzaemon stand, und riß sein Schwert aus der Scheide.

Eine ferne Stimme ließ sich vernehmen: »Aufgepaßt! Das ist Itakura!« Als Stadtverwalter von Kyoto war Itakura Katsushige ein mächtiger Mann, und wenn er auch gut regierte, tat er es doch mit eiserner Faust. Als sein Name genannt wurde, wandten die Samurai den Blick von Musashi ab. Itakuras Leute patrouillierten regelmäßig im Viertel, und jeder machte einen großen Bogen um sie.

Ein junger Mann drängte sich auf den offenen Kreis vor Musashi. »Wartet!« rief er mit der gleichen weithin dröhnenden Stimme, die sie soeben an Musashi so erschreckt hatte.

Geziert lächelnd, sagte Kojirō: »Ich stieg gerade aus meiner Sänfte, da hörte ich, daß ein Kampf ausbrechen soll. Ich hatte das schon seit geraumer Zeit befürchtet, aber es erschreckt mich, daß dies hier und jetzt geschehen soll. Ich bin kein Anhänger der Yoshioka-Schule und noch weniger jemand, der Musashi unterstützt. Gleichviel, als Samurai und als

Wanderschwertkämpfer halte ich es für berechtigt, im Hinblick auf den Ehrenkodex der Samurai und der Klasse der Samurai insgesamt einen Appell an Euch zu richten.« Er sprach mit großem Nachdruck und sehr beredt, gleichwohl jedoch in herablassendem Ton und mit einer Arroganz, die nichts zu wünschen übrigließ. »Ich möchte Euch fragen, was Ihr zu tun gedenkt, wenn die Büttel hier eintreffen. Würdet Ihr Euch nicht schämen, bei einer gewöhnlichen Straßenrauferei ertappt zu werden? Wenn Ihr die Behörden zwingt, Notiz von Euch zu nehmen, würde das bestimmt nicht wie eine gewöhnliche Auseinandersetzung zwischen Bürgern der Stadt behandelt werden. Ort und Zeit sind schlecht gewählt. Es gereicht der gesamten Samurai-Klasse zur Schande, die öffentliche Ordnung zu stören. Als einer von Euch fordere ich mit größtem Nachdruck, dieses ungehörige Verhalten sofort einzustellen. Wenn Ihr die Schwerter kreuzen müßt, um Eure Auseinandersetzungen beizulegen, dann haltet Euch im Namen der Götter an die Regeln der Schwertfechtkunst. Einigt Euch auf einen Ort und auf einen Zeitpunkt!«

»Das ist nur recht und billig«, erklärte Jūrōzaemon. »Aber wenn wir uns auf einen Zeitpunkt und auf einen Ort einigen, könnt Ihr dafür bürgen, daß Musashi erscheint?« »Dazu wäre ich bereit, doch ...« »Könnt Ihr Euch verbürgen?«

»Was soll ich sagen? Musashi kann für sich selbst sprechen.« »Vielleicht habt Ihr vor, ihm bei der Flucht zu helfen.«

»Seid nicht albern! Wollte ich parteiisch sein, würdet Ihr anderen mich doch herausfordern. Er ist nicht mein Freund. Es gibt keinen Grund für mich, ihn zu beschützen. Und wenn er Kyoto verläßt, braucht Ihr ja nur in der ganzen Stadt Tafeln anzubringen und sein feiges Verhalten bloßzustellen.« »Das reicht aber nicht. Wir werden heute abend hier nicht weggehen, wenn Ihr nicht Euer Wort gebt, bis zum Kampf gut auf ihn aufzupassen.« Kojirō fuhr herum. Mit geschwellter Brust

marschierte er zu Musashi, der bis jetzt starr seinen Rücken angeblickt hatte. Ihre Blicke verkrallten sich ineinander wie bei wilden Tieren, die sich nicht aus den Augen lassen. Die Art, wie sich jeder mit seinem jugendlichen Gegenüber maß, hatte etwas Unerbittliches. Es war ein Abschätzen der Fähigkeiten des anderen, hinter dem sich vielleicht sogar ein Quentchen Angst barg.

»Seid Ihr einverstanden, Musashi, Euch zu verabreden, wie ich es vorgeschlagen habe?« »Ich nehme an.« »Gut.«

»Nur, daß Ihr Euch einmischt, lehne ich ab.« »Ihr wollt Euch also nicht in meinen Gewahrsam begeben?« »Allein die Vorstellung lehne ich ab. Ich habe bei meinen Kämpfen mit Seijūrō und Denshichirō nichts getan, was man als feige bezeichnen könnte. Wieso kommen deren Gefolgsleute darauf, ich könne mich einer Herausforderung durch Flucht entziehen?«

»Gut gesprochen, Musashi. Das werde ich nicht vergessen. Verzichtet also auf meine Bürgschaft und nennt jetzt Ort und Zeit!« »Mir ist jeder Zeitpunkt und jeder Ort recht.«

»Auch das ist eine hochherzige Antwort. Wo werdet Ihr Euch bis zum Kampf aufhalten?«

»Ich habe keinen festen Platz.«

»Wenn Eure Gegner nicht wissen, wo Ihr seid, wie sollen sie Euch eine schriftliche Herausforderung schicken?«

»Sie sollen sich jetzt über Zeit und Ort einigen. Ich werde dort sein.« Kojirō nickte. Nachdem er sich mit Jūrōzaemon und einigen anderen beraten hatte, kam er noch einmal zu Musashi zurück und sagte: »Sie möchten, daß der Zweikampf um fünf Uhr in der Frühe stattfindet, und zwar übermorgen.«

»Ich nehme an.«

»Und Ort des Treffens soll eine weit ausladende Tanne beim Dorf Ichijōji sein, an der Straße zum Berg Hiei. Offiziell soll

Genjirō, der älteste Sohn des Onkels von Seijūrō und Denshichirō, Yoshioka Genzaemon, das Haus Yoshioka vertreten. Da Genjirō das neue Oberhaupt des Hauses ist, soll das Treffen in seinem Namen durchgeführt werden. Aber er ist noch ein Kind, und so wurde vereinbart, daß eine Reihe von Yoshioka-Schülern ihn vertreten. Ich sage Euch dies, um alle Mißverständnisse auszuschließen.« Nachdem förmlich die Versprechen ausgetauscht worden waren, klopfte Kojirō an die Tür des Bretterverschlags. Zaghaft ging sie auf, und die Sägemühlenarbeiter schauten heraus.

»Es muß hier ein wenig Holz geben, das ihr nicht unbedingt braucht«, sagte Kojirō barsch. »Ich möchte ein Schild aufstellen. Sucht mir ein passendes Brett heraus, und nagelt es an eine etwa sechs Fuß lange Stange!« Während das Brett glattgehobelt wurde, schickte Kojirō nach Pinsel und Tusche aus. Nachdem sie besorgt waren, schrieb er Zeitpunkt, Ort und andere Einzelheiten auf das Brett.

Musashi sah zu, wie die Yoshioka-Anhänger das Schild an einem sehr auffälligen Ort aufstellten. Gleichmütig wandte er sich dann ab und eilte zum Reitplatz Yanagi.

Ganz allein auf dem dunklen Reitplatz, war Jōtarō ziemlich zappelig. Er hielt die Augen offen und die Ohren gespitzt, sah aber nur gelegentlich das Licht einer Sänfte und vernahm ab und an den Widerhall der Lieder, welche Männer auf dem Weg nach Hause sangen. Gepeinigt von der Angst, daß Musashi verwundet oder getötet worden sein könnte, verlor er schließlich die Geduld und lief los in Richtung des Yanagimachi-Viertels. Er hatte noch keine hundert Schritte zurückgelegt, da drang Musashis Stimme durch die Dunkelheit. »He! Was soll das?«

»Ach, da seid Ihr ja«, entfuhr es dem Jungen. »Es hat so lange gedauert, und da wollte ich mal nachsehen.«

»Das war äußerst unbesonnen. Schließlich hätten wir

aneinander vorbeilaufen können.«

»Sind vor dem Tor viele Yoshioka-Leute gewesen?« »Hm, einige schon.«

»Haben sie denn nicht versucht, Euch zu fangen?« Fragend blickte Jōtarō zu Musashi auf. »Ist überhaupt nichts passiert?« »Nein, nichts.«

»Wohin wollt Ihr? Zum Haus von Fürst Karasumaru geht's hier entlang. Ich wette, Ihr brennt darauf, Otsū zu sehen, hab' ich recht?«

»Ich würde sie sehr, sehr gern sehen.«

»Um diese nachtschlafene Zeit ist sie bestimmt überrascht ...« Verlegenes Schweigen machte sich breit.

»Jōtarō, Erinnerst du dich noch an die kleine Herberge, wo wir uns das erste Mal gesehen haben? Wie hieß das Dorf doch gleich?« »Fürst Karasumarus Haus ist viel schöner als die alte Herberge.« »Das eine ist wohl mit dem anderen nicht zu vergleichen.« »Es ist zwar nachts alles abgeschlossen, aber wenn wir an den rückwärtigen Dienstboteneingang gehen, werden sie uns einlassen. Und wenn sie erst mal merken, wen ich da mitgebracht habe – wer weiß, vielleicht kommt dann sogar der Fürst persönlich, um Euch zu begrüßen. Ach, was ich übrigens noch fragen wollte: Was ist eigentlich mit dem verrückten Mönch Takuan los? Er war so gemein, daß er mich ganz krank gemacht hat. Das beste wäre, ich sagte mich von Euch los, hat er gesagt. Und außerdem wollte er mir nicht sagen, wo Ihr wart, obwohl er das ganz genau wußte.« Musashi schwieg, und Jōtarō plapperte weiter.

»Hier ist es«, sagte er und zeigte auf das nach hinten hinausgehende Tor. Musashi blieb stehen, sagte aber kein Wort. »Seht Ihr das Licht überm Zaun? Das ist der Nordflügel, wo Otsū wohnt. Sie ist bestimmt wach und wartet auf mich.«

Als Jōtarō in Richtung des Tors losschießen wollte, packte Musashi ihn fest am Arm und sagte: »Nicht jetzt. Ich werde

nicht ins Haus gehen. Ich möchte, daß du Otsū etwas von mir ausrichtest.«

»Nicht ins Haus gehen? Seid Ihr nicht deshalb mitgekommen?« »Nein. Ich wollte bloß sichergehen, daß du heil herkommst.« »Aber Ihr müßt mit hereinkommen. Ihr könnt doch nicht jetzt wieder gehen!« Erregt zupfte er an Musashis Ärmel. »Leise!« sagte Musashi. »Und hör mir zu!«

»Ich will aber nichts hören! Das werde ich nicht tun! Ihr habt versprochen mitzukommen.«

»Das habe ich doch auch getan, oder?«

»Ich habe Euch nicht aufgefordert, das Tor zu bewundern, sondern Otsū zu besuchen.«

»Beruhige dich ... Nach allem, was ich weiß, kann es sein, daß ich bald tot bin.«

»Das ist nichts Neues. Ihr sagt immer, ein Samurai müsse jederzeit bereit sein zu sterben.«

»Das stimmt auch, und ich glaube, es soll mir eine Lehre sein, daß du diese Worte jetzt vor mir wiederholst. Aber diesmal ist es anders als sonst. Ich weiß schon jetzt, meine Aussichten, mit dem Leben davonzukommen, stehen zehn zu eins. Und das ist der Grund, warum ich meine, es ist besser, Otsū jetzt nicht zu besuchen.« »Das ergibt aber keinen Sinn.«

»Du würdest es doch nicht verstehen, auch wenn ich es dir jetzt erklärte. Aber wenn du älter bist, verstehst du es bestimmt.«

»Sprecht Ihr die Wahrheit? Glaubt Ihr wirklich, Ihr werdet sterben?« »Ja. Aber das darfst du Otsū nicht erzählen, schließlich ist sie krank. Sag ihr, sie soll die Kraft aufbringen, einen Weg zu finden, der zu ihrem künftigen Glück führt. Das ist die Botschaft, die ich dich bitte, ihr auszurichten. Und kein Wort darüber, daß ich vielleicht getötet werden könnte.« »Ich werde es ihr sagen. Ich werde ihr alles sagen. Wie sollte ich

Otsū anlügen? Ach, bitte, bitte, kommt doch mit!« Musashi stieß ihn von sich. »Du hörst ja nicht zu!«

Jōtarō konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. »Aber ... aber sie tut mir so leid. Wenn ich ihr sage, daß Ihr Euch geweigert habt, zu ihr zu kommen, wird es ihr noch schlechter gehen. Ich weiß, daß es so kommen wird.« »Eben deshalb mußt du ihr nur ausrichten, was ich dir aufgetragen habe. Sag ihr, es würde weder ihr noch mir guttun, wenn wir uns sehen, solange ich noch kein fertiger Schwertkämpfer bin. Der Weg, den ich gewählt habe, ist ein Weg der Zucht. Er verlangt von mir, daß ich meine Gefühle überwinde, ein gleichmütiges Leben führe und mich schwersten Prüfungen unterziehe. Tue ich das nicht, wird sich mir das Licht, nach dem ich suche, entziehen. Überlege, Jōtarō! Auch du wirst diesen Weg eines Tages gehen müssen, sonst wird nie ein Samurai aus dir, der Achtung vor sich selbst hat.« Der Junge verstummte, nur sein Weinen konnte er nicht ganz unterdrücken. Musashi legte ihm den Arm um die Schultern und drückte ihn an sich. »Der Weg des Schwertes – man weiß nie, wann er zu Ende ist. Sollte ich tot sein, mußt du dir einen guten Lehrer suchen. Ich kann jetzt nicht zu Otsū, weil ich weiß, daß sie auf lange Sicht glücklicher sein wird, wenn wir uns nicht sehen. Und wenn sie das Glück findet, wird sie begreifen, wie mir jetzt zumute ist. Das Licht dort – bist du sicher, daß es aus ihrem Zimmer kommt? Sie muß sich einsam fühlen. Du mußt jetzt hineingehen und etwas schlafen.«

Jōtarō verstand allmählich, in welcher Zwickmühle Musashi sich befand. Trotzdem hatte die Haltung des Jungen etwas Verbocktes, wie er dastand und seinem Lehrer den Rücken zukehrte. Ihm war klargeworden, daß er Musashi nicht mehr bedrängen konnte.

Er hob das tränenüberströmte Gesicht empor, und sich an den letzten Hoffnungsschimmer klammernd, fragte er: »Wenn Ihr Euren Weg abgeschlossen habt, werdet Ihr dann zu Otsū

kommen und Euch mit ihr aussprechen? Das werdet Ihr doch tun, oder, wenn Ihr meint, Ihr habt genug gelernt?« »Ja, wenn der Tag kommt.« »Wann wird das sein?« »Das ist schwer zu sagen.« »In zwei Jahren vielleicht?« Musashi blieb die Antwort schuldig. »Oder in drei?«

»Der Weg der Selbstzucht kennt kein Ende.« »Werdet Ihr Otsū dann nie wiedersehen, Euer ganzes Leben lang nicht?«

»Wenn die Gaben, mit denen ich geboren wurde, die richtigen sind, könnte ich mein Ziel eines Tages erreichen. Wenn nicht, kann es sein, daß ich so dumm durchs Leben gehe, wie ich es heute bin. Aber im Augenblick muß ich auf die Möglichkeit gefaßt sein, sehr bald zu sterben. Wie soll ein Mann mit diesen Aussichten einer Frau, die so jung ist wie Otsū, ein Versprechen für die Zukunft geben?«

Er hatte mehr gesagt, als er vorgehabt hatte. Jōtarō machte ein erschrockenes Gesicht, sagte dann jedoch triumphierend: »Ihr braucht Otsū gar nichts zu versprechen. Ich verlange ja bloß, daß Ihr sie besucht.« »So einfach ist das nicht. Otsū ist eine junge Frau. Ich bin ein junger Mann. Es widerstrebt mir zwar, es dir gegenüber zuzugeben, aber ich fürchte, wenn ich ihr jetzt gegenüberträte, würden ihre Tränen mich besiegen. Es wäre mir dann unmöglich, bei meinem Entschluß zu bleiben.«

Musashi war nicht mehr der ungestüme Jüngling, der Otsū an der Hanada-Brücke verlassen hatte. Es drehte sich bei ihm nicht mehr alles ausschließlich um ihn selbst; er war geduldiger geworden und viel zartfühlender. Yoshinos Reize hätten das Feuer der Leidenschaft in ihm entzünden können, hätte er die Liebe nicht genauso zurückgewiesen, wie Feuer Wasser abstößt. Wenn es sich jedoch um Otsū handelte, war er sich nicht mehr so sicher, ob er die nötige Selbstbeherrschung aufbringen würde. Er wußte, daß er nicht an sie denken durfte, ohne gleichzeitig zu überlegen, welche Folgen das für ihr Leben haben könnte.

Jōtarō hörte Musashis Stimme ganz nahe an seinem Ohr.
»Verstehst du mich jetzt?«

Der Junge wischte sich die Tränen aus den Augen, doch als er die Hand vom Gesicht nahm und sich umblickte, sah er nichts weiter als dicken, schwarzen Nebel.

»Sensei!« rief er.

Selbst als er bis an die Ecke der langen Lehm-mauer lief, wußte er, daß seine Rufe Musashi nicht zurückholen würden. Er drückte das Gesicht gegen die Mauer, und wieder rannen die Tränen. Er fühlte sich restlos besiegt – wieder vom folgerichtigen Erwachsenendenken. Er weinte, bis es ihm die Kehle zuschnürte und sich kein Laut mehr seiner Brust entrang, aber seine Schultern wurden weiterhin krampfhaft geschüttelt.

Als er eine Frau draußen vor dem Dienstboteneingang sah, meinte er, es müsse eines der Küchenmädchen sein, das von einer späten Besorgung heimkehrte, und er fragte sich, ob sie ihn wohl hatte weinen hören. Die Gestalt im Nebel hob den Schleier und kam langsam auf ihn zu. »Jōtarō? Jōtarō, bist du das?«

»Otsū! Was macht Ihr hier draußen? Ihr seid doch krank!«
»Ich hatte mir Sorgen um dich gemacht. Warum bist du fortgegangen, ohne irgend jemand etwas zu sagen? Wo hast du die ganze Zeit über gesteckt? Ich kann dir gar nicht sagen, was für eine Angst ich gehabt habe.« »Das ist ja heller Wahnsinn! Stellt Euch vor, wenn das Fieber wieder in die Höhe geht! Legt Euch wieder hin, auf der Stelle!«

»Warum hast du geweint?«

»Das erzähle ich Euch später.«

»Ich will es aber jetzt wissen. Da muß etwas gewesen sein, was dich völlig durcheinandergebracht hat. Du bist doch hinter Takuan hergelaufen, nicht wahr?«

»Hmm. Ja.«

»Hast du herausgefunden, wo Musashi ist?«

»Takuan ist böse. Ich hasse ihn.«

»Er hat es dir nicht gesagt?«

»Uh, nein.«

»Du verschweigst mir doch etwas.«

»Ach, Ihr seid beide unmöglich!« rief Jōtarō klagend. »Ihr und mein dummer Lehrer! Ich kann Euch überhaupt nichts sagen, ehe Ihr Euch nicht hinlegt und ich Euch einen kalten Umschlag auf die Stirn legen kann. Und wenn Ihr jetzt nicht freiwillig ins Haus geht, werde ich Euch hineinschleifen.«

Er packte sie mit der einen Hand am Unterarm, hämmerte mit der anderen gegen das Tor und rief wütend: »Aufmachen! Diese kranke Frau ist hier draußen. Wenn Ihr Euch nicht beeilt, erfriert sie noch!«

Ein Trinkspruch auf die Zukunft

Matahachi blieb auf dem Kiesweg stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war den ganzen Weg von der Gojō-Allee bis zum Sannen-Hügel gelaufen. Sein Gesicht war gerötet, doch das lag mehr an dem Sake, den er getrunken hatte, als an der ungewohnten körperlichen Anstrengung. Er schlüpfte durch das halbverfallene Tor und trabte durch den Gemüsegarten zu der kleinen Herberge.

»Mutter!« rief er dringlich, warf einen Blick ins Haus und murmelte: »Ob sie schon wieder schläft?«

Er blieb am Brunnen stehen, wusch sich die Hände und betrat das Haus. Osugi hörte auf zu schnarchen, blinzelte und setzte sich auf. »Warum machst du solchen Lärm?« fragte sie verdrießlich. »Ach, du bist also wach?« »Was soll das heißen?«

»Wenn ich auch nur eine Minute stillsitze, fängst du an, an mir herumzunörgeln, daß ich faul bin und daß ich doch endlich Musashi suchen soll.« »Entschuldige vielmals«, sagte Osugi voll Verachtung, »daß ich schon alt bin. Ich brauche meinen Schlaf, aber sonst bin ich geistig noch ganz in Ordnung. Seit der Stunde, da Otsū auf und davon ist, habe ich mich nicht mehr richtig wohl gefühlt. Mein Handgelenk tut immer noch weh von Takuans Griff.«

»Wie kommt es nur, daß du dich jedesmal, wenn es mir gutgeht, über irgend etwas beschwerst?«

Osugi funkelte ihn an. »Du erlebst es nicht oft, daß ich mich beklage – trotz meines Alters. Hast du was über Otsū oder Musashi in Erfahrung bringen können?«

»Die einzigen in der Stadt, die es noch nicht gehört haben, sind alte Frauen, die den ganzen Tag verschlafen.«

»Gehört, was gehört?« Osugi raffte sich auf und rutschte auf Knien zu ihrem Sohn.

»Musashi tritt zum dritten Schwertkampf mit der Yoshioka-Schule an.« »Wann? Wo?«

»In Yanagimachi haben sie ein Schild errichtet, auf dem stehen all die Einzelheiten. Stattfinden soll der Kampf morgen in aller Frühe in Ichijōji.« »Yanagimachi? Das ist doch das Geisha-Viertel.« Osugis Augen verengten sich. »Was treibst du dich am hellichten Tag dort herum?«

»Ich habe mich nicht rumgetrieben«, verwahrte sich Matahachi. »Immer bekommst du alles in den falschen Hals. Ich war nur dort, weil man nirgendwo sonst so viele Neuigkeiten zu hören bekommt.«

»Na, lassen wir das. Ich wollte dich ja nur aufziehen. Wie froh bin ich, daß du dich endlich gefangen und das verworfene Leben aufgegeben hast. Aber habe ich recht gehört? Sagtest du, morgen früh?« »Ja, um fünf.«

Osugi überlegte. »Hast du nicht gesagt, du kennst Mitglieder der Yoshioka-Schule?«

»Ja, aber ich habe sie unter ziemlich ungünstigen Umständen kennengelernt. Wieso?«

»Ich möchte, daß du mich zu der Schule bringst, und zwar auf der Stelle. Mach dich fertig.«

Matahachi war verblüfft über das Ungestüm der Alten. Ohne sich zu rühren, bemerkte er kühl: »Warum sich aufregen? Man könnte ja meinen, das Haus brennt. Was erwartest du denn von einem Besuch in der Yoshioka-Schule?«

»Ich will denen unsere Dienste anbieten.« »Huh?«

»Morgen wollen sie Musashi erschlagen. Da werde ich sie bitten, uns mitzunehmen. Wir sind ihnen wahrscheinlich keine große Hilfe, aber vielleicht können wir wenigstens einen guten Hieb landen.« »Mutter, du machst Witze!« Matahachi lachte. »Was findest du denn so komisch daran?« »Du stellst dir immer alles so einfach vor.«

»Wie kannst du es wagen, so mit mir zu sprechen! Und überhaupt, du bist doch der Einfaltspinsel von uns beiden!«

»Statt mit mir zu streiten, solltest du lieber hinausgehen und dich mal umsehen. Die Yoshioka wollen Blut sehen, es ist ihre letzte Chance. Einen Dreck werden sie sich um Kampf regeln kümmern! Sie können das Haus Yoshioka nur retten, wenn sie Musashi töten, um jeden Preis. Es ist kein Geheimnis, daß sie ihn mit großer Übermacht angreifen werden.«

»Wenn das so ist« schnurrte Osugi, »dann werden sie Musashi doch auch umbringen, nicht wahr?«

»Ich bin mir nicht so sicher. Vielleicht bringt ja auch er Hilfe mit. Und wenn er das tut – Himmel, wird das ein Kampf werden! Viele glauben, daß es so kommen wird.«

»Vielleicht haben die Leute recht. Trotzdem können wir doch nicht einfach dasitzen, die Hände in den Schoß legen und

zulassen, daß jemand anders ihn umbringt – wo wir die ganze Zeit hinter ihm her waren!« »Da muß ich dir recht geben. Ich habe auch schon einen Plan«, rief Matahachi aufgeregt. »Wenn wir da sind, ehe der Kampf losgeht, können wir uns den Yoshioka vorstellen und ihnen erklären, warum wir Musashi verfolgen. Sie werden uns bestimmt einen Schlag auf die Leiche führen lassen. Dann schneiden wir ihm ein paar Locken ab oder einen Ärmel, und daheim zeigen wir's zum Beweis dafür vor, daß wir ihn getötet haben. Damit wäre unser Ansehen doch wiederhergestellt, nicht?«

»Das ist ein guter Plan, mein Sohn. Ich bezweifle, daß es eine bessere Möglichkeit gibt.« Offenbar hatte sie vergessen, daß sie ihm diesen Vorschlag als erste gemacht hatte. Stolz richtete sie sich auf und straffte die Schultern. »Damit wird nicht nur unser Name wieder reingewaschen, sondern wenn Musashi tot ist, sitzt auch Otsū wie ein Fisch auf dem Trockenen.« Matahachi fiel ein Stein von der Seele, weil seine Mutter sich wieder beruhigt hatte, aber auch sein Durst meldete sich gleich wieder. »Nun, das wäre erledigt. Wir müssen nur noch ein paar Stunden Geduld haben. Meinst du nicht, wir sollten vorm Abendessen noch einen Sake nehmen?« »Hmm, einverstanden. Laß Sake bringen. Ich werde selbst ein Schälchen mittrinken, um unseren bevorstehenden Sieg zu feiern.«

Er legte die Hände auf die Knie und wollte aufstehen. Als er zufällig zur Seite sah, blinzelte er verwundert und riß dann entsetzt die Augen auf. »Akemi!« Aufgeregt lief er an das kleine Fenster.

Wie eine schuldbewußte Katze, die man beim Mäusen ertappt, drückte sie sich unter einem Baum unweit des Fensters auf den Boden. Fassungslos starrte sie ihn an: »Bist du das, Matahachi?« »Was führt dich denn hierher?« »Oh, ich wohne schon eine ganze Weile hier.« »Davon hatte ich ja keine Ahnung. Bist du mit deiner Mutter hier?« »Nein.«

»Wohnst du denn nicht mehr bei ihr?« »Nein. Du kennst doch Gion Tōji, nicht wahr?« »Ich habe von ihm gehört.«

»Mit dem ist Mutter auf und davon.« Ihr Glöckchen klingelte, als sie sich mit dem Ärmel verstohlen eine Träne abwischte.

Das Licht schimmerte bläulich durch die Baumkronen. Akemi stand im Schatten. Ihr Nacken, ihre zarte Hand, ihre ganze Erscheinung wirkten anders als die Akemi, die er in Erinnerung hatte. Der mädchenhafte Schimmer, der ihn am Fuße des Ibuki bezaubert und ihm im »Yomogi« seinen Kummer ein wenig vertrieben hatte, war verfliegen. »Matahachi«, rief Osugi mißtrauisch, »mit wem redest du da?« »Mit dem Mädchen, von dem ich dir erzählt habe. Okōs Tochter.« »Die? Hast du sie beim Lauschen erwischt?«

Matahachi fuhr herum und erwiderte hitzig: »Warum mußt du immer gleich was Böses denken? Sie wohnt hier, genau wie du, und ist zufällig vorbeigekommen. Stimmt's, Akemi?«

»Ja. Dich hätte ich nicht im Traum hier erwartet. Allerdings habe ich diese Otsū einmal hier gesehen.« »Hast du mit ihr gesprochen?«

»Nur flüchtig. Später allerdings habe ich mich gefragt ... Ist sie nicht das Mädchen, mit dem du mal verlobt warst?«

»Ja.«

»Das dachte ich mir. Meine Mutter hat dir das Leben recht schwer gemacht, nicht wahr?«

Matahachi übergang die Frage. »Bist du noch unverheiratet? Du siehst so verändert aus.«

»Mutter hat mir das Leben zur Hölle gemacht, seit du fort bist. Solange ich konnte, habe ich es ertragen, denn immerhin ist sie meine Mutter. Aber voriges Jahr, als wir in Sumiyoshi waren, bin ich fortgelaufen.« »Sie hat unser beider Leben kaputtgemacht, nicht wahr? Aber warte nur! Am Ende wird sie

bekommen, was sie verdient.«

»Ach, mir ist das inzwischen egal. Ich wünschte nur, ich wüßte, was ich jetzt anfangen soll.«

»Ich auch! Rosig sieht die Zukunft nicht gerade aus. Ich würde es Okō ja gern heimzahlen, aber ich fürchte, über das Wunschdenken werde ich nicht hinauskommen.«

Während sie sich gegenseitig ihre Schwierigkeiten klagten, hatte Osugi sich emsig in die Reisevorbereitungen gestürzt. Jetzt schnalzte sie ungeduldig mit der Zunge und rief: »Matahachi, steh nicht herum und tuschle mit Leuten, die uns nichts angehen! Komm, hilf mir beim Packen.« »Ja, Mutter.«

»Auf Wiedersehen, Matahachi. Bis bald.« Niedergeschlagen und verzagt eilte Akemi davon.

Bald wurde eine Lampe angezündet, und das Mädchen brachte auf einem Tablett das Abendessen und den Sake. Mutter und Sohn tranken einander zu. Die Rechnung, die zwischen ihnen auf dem Tablett lag, übersahen sie geflissentlich. Den Dienern, die einer nach dem anderen kamen, um sich zu verabschieden, folgte schließlich der Wirt persönlich.

»Ihr wollt heute abend fort?« fragte er. »Es war uns ein Vergnügen, Euch solange bei uns zu haben. Tut mir leid, daß wir Euch nicht die besondere Aufmerksamkeit zuwenden konnten, die Euch gebührt. Wir hoffen, Euch wiederzusehen, wenn Euer Weg das nächste Mal nach Kyoto führt.« »Vielen Dank«, erwiderte Osugi. »Kann gut sein, daß ich wiederkomme. Mal sehen, es sind jetzt drei Monate, nicht wahr, seit Neujahr?« »Ja, ungefähr. Wir werden Euch vermissen.« »Wollt Ihr nicht ein Schälchen Sake mit uns trinken?«

»Sehr liebenswürdig von Euch. Es ist ungewöhnlich, am späten Abend abzureisen. Was hat Euch dazu bewegen?«

»Offen gestanden rufen dringende Geschäfte uns fort. Habt

Ihr übrigens einen Plan vom Dorfe Ichijōji?»

»Das ist doch der kleine Weiler auf halber Höhe des Hiei-Berges. Ich meine, Ihr solltet nicht nachts dorthin gehen. Das Gelände ist sehr einsam, und ...« »Das spielt keine Rolle«, fiel Osugi ihm ins Wort. »Würdet Ihr bitte einen Plan zeichnen?« »Mit Vergnügen. Einer meiner Diensthofen stammt aus dem Dorf. Er kann mir die nötigen Anweisungen geben. Ichijōji ist ziemlich weit auseinandergezogen, wißt Ihr.«

Matahachi, der schon ein wenig betrunken war, sagte barsch: »Kümmert Euch nicht darum! Wir wollen von Euch bloß wissen, wie wir hinkommen.«

»Oh, verzeiht. Laßt Euch mit den Vorbereitungen nur Zeit.« Unterwürfig die Hände reibend, verneigte er sich mehrere Male und ging rückwärts auf die Veranda hinaus.

Als er sich anschickte, in den Garten hinunterzusteigen, kamen ein paar Diensthofen angelaufen, und der vorderste fragte aufgeregt: »Ist sie hier vorbeigekommen?« »Wer?«

»Das Mädchen, das in der Kammer hintenraus wohnte.« »Ja, was ist denn mit ihr?«

»Ich bin sicher, daß ich sie am frühen Abend gesehen habe, doch als ich vorhin einen Blick in ihren Raum warf ...« »Komm schon, raus mit der Sprache!« »Wir können sie nicht finden.«

»Du Tropf!« schrie der Wirt, dessen empörtes Gesicht keine Spur von der öligen Unterwürfigkeit mehr zeigte, die er noch vor wenigen Augenblicken bekundet hatte. »Was hat es für einen Sinn zu lamentieren, nachdem sie fort ist? Du hättest doch schon viel früher darauf kommen müssen, daß mit ihr was nicht stimmt. Eine ganze Woche hast du verstreichen lassen, ohne festzustellen, ob sie auch Geld hat! Wie soll ich mein Geschäft führen, wenn du solche Dummheiten begehst?«

»Verzeihung, Herr, aber sie hat einen anständigen Eindruck gemacht.« »Nun, jetzt ist es zu spät. Seht nach, ob in den

Zimmern der anderen Gäste was fehlt. Ach, Ihr Schwachköpfe!« Händeringend stürmte er ins Haus. Osugi und Matahachi tranken noch ein wenig Sake, dann ging die alte Frau zu Tee über und riet ihrem Sohn, es ihr gleichzutun.

»Ich trinke nur den Rest aus«, erwiderte er und schenkte sich noch ein Schälchen Sake ein. »Ich habe keinen Hunger.«

»Es wäre aber gut für dich, ein bißchen zu essen. Nimm doch ein wenig Reis und etwas Eingelegtes.«

Diener und Dienerinnen schwenkten ihre Laternen im Garten und auf den Korridoren.

»Sie scheinen sie nicht erwischt zu haben«, sagte Osugi. »Ich habe vor dem Wirt den Mund gehalten, weil ich mich nicht hineinziehen lassen wollte, aber meinst du nicht auch, das Mädchen, das sie suchen, ist die, mit der du dich vorhin unterhalten hast?« »Das würde mich nicht überraschen.«

»Tja, was kann man schon von einer erwarten, die eine solche Mutter hat. Warum bist du nur so nett zu ihr gewesen?«

»Sie tut mir irgendwie leid. Sie hat ein schweres Leben.« »Nun, nimm dich in acht, und laß niemand merken, daß du sie kennst. Sonst verlangt der Wirt noch, daß wir ihre Rechnung bezahlen.« Matahachi hörte gar nicht zu. Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf, legte sich zurück und brummte: »Umbringen könnte ich die Hure! Ich habe ihr Gesicht genau vor mir. Nicht Musashi ist es gewesen, der mich in die Irre geführt hat. Nein, es war Okō.«

Osugi wies ihn scharf zurecht: »Sei doch kein Narr! Angenommen, du bringst Okō um, was nützte das deinem Ruf? Keiner im Dorf kennt sie; sie ist allen vollkommen gleichgültig.«

Um zwei Uhr erschien der Wirt mit einer Laterne auf der Veranda. Matahachi streckte sich und fragte: »Habt Ihr das Mädchen gefaßt?« »Nein, keine Spur von ihr.« Er seufzte. »Da sie hübsch war, dachten wir, sie würde ihre Rechnung schon

reinwirtschaften, selbst wenn sie kein Geld hätte. Wir hofften, sie für eine Weile hierzubehalten ... na, Ihr wißt schon, was ich meine. Leider war sie ein bißchen zu schnell für uns.« Matahachi saß auf den Stufen der Veranda und schnürte seine Sandalen. Er wartete eine Weile, dann rief er zornig: »Mutter, was machst du da drin? Ständig treibst du mich zur Eile an, aber du selbst wirst nie fertig!« »Nur noch einen Moment, Matahachi. Habe ich dir die Börse aus meinem Reisegepäck gegeben? Die Rechnung habe ich mit dem Kleingeld aus dem Brustbeutel bezahlt. Aber unser Reisegeld war in jener Börse.« »Ich habe sie nicht gesehen.«

»Komm doch mal her! Hier liegt ein Briefchen, an dich adressiert. Was? ... Nein, diese Frechheit! Sie schreibt ... sie schreibt, ihr kennt euch so lange, daß sie hofft, du verzeihst ihr, daß sie sich von dir Geld geborgt hat. Geborgt ... geborgt ...!« »Das ist Akemis Handschrift.«

Osugi wandte sich an den Wirt. »Hört mal! Wenn einem Gast etwas gestohlen wird, seid Ihr dafür verantwortlich. Ihr habt für den Schaden aufzukommen.«

»So, meint Ihr?« Ein breites Grinsen erhellte sein Gesicht. »Für gewöhnlich wäre das wohl so, doch da Ihr das Mädchen anscheinend kennt, muß ich Euch leider bitten, erst einmal ihre Rechnung zu bezahlen.« Wütend blitzte Osugi ihn an und stotterte: »W-wo-wovon redet Ihr: Ich habe diese diebische Elster nie in meinem Leben gesehen. Matahachi! Steh da nicht so herum. Wir müssen aufbrechen! Gleich kräht der Hahn.«

Die Todesfalle

Der Mond am frühmorgendlichen Himmel stand noch hoch. Riesenhafte Schatten geisterten über die weiße Bergwand. Den Männern, die schweigend aufstiegen, war unheimlich zumute.

»So habe ich mir das nicht vorgestellt«, sagte einer.

»Ich auch nicht. Außerdem fehlen so viele. Ich war überzeugt, daß wir mindestens hundertfünfzig Mann stark sein würden.« »Hm. Sieht aus, als wären's nicht mal halb so viele.«

»Ich nehme an, wenn Genzaemon und seine Männer zu uns stoßen, werden wir wohl an die siebzig sein.«

»Ein Jammer. Das Haus Yoshioka ist wahrhaftig nicht mehr das, was es war.«

Ein anderer rief herüber: »Was gehen uns die an, die heute nicht hier sind? Wenn der Dōjō geschlossen ist, muß ein Mann anderswo seinen Lebensunterhalt verdienen. Die stolzesten und treuesten Anhänger der Schule sind hier. Das ist wichtiger als eine schnöde Zahl.«

»Richtig! Wären hundert oder gar zweihundert hier, würden wir uns nur gegenseitig auf die Füße treten.«

»Ha, ha! Das nenne ich das Maul aufreißen! Denkt nur ans Rengeōin. Zwanzig Mann waren wir da stark, und doch ist Musashi entkommen!« Der Hiei schlief inmitten der majestätischen Gipfel unter einer dichten Wolkendecke. Die Männer hatten sich an einer Weggabelung versammelt. Ein Pfad führte hinauf zum Gipfel des Hiei, der andere zweigte nach Ichijōji ab. Unwegsam, voller Felsbrocken und tief durchfurcht von Regenrinnen führte der Weg auf eine auffällige Landmarke zu: eine riesige Schirmtanne, deren Äste mächtig ausgriffen. Darunter saß eine Gruppe älterer Schwertschüler.

»Es fragt sich, welche Richtung Musashi nehmen wird. Am besten wäre es wohl, die Männer in verschiedenen Abteilungen an den Zufahrtswegen Aufstellung nehmen zu lassen. Genjirō und sein Vater könnten dann mit etwa zehn unserer stärksten Männer hierbleiben, ich denke etwa an Miike und Ueda.«

»Nein, das Gelände ist viel zu zerklüftet, um eine große Anzahl von Männern an einem Punkt zusammenzuziehen. Wir

sollten sie gleichmäßig entlang der Zufahrtswege postieren. Sie müssen sich so lange verborgen halten, bis Musashi auf halber Höhe ist. Dann können sie ihn von vorn und hinten gleichzeitig angreifen.«

Zwischen den beiden Gruppen herrschte viel Kommen und Gehen. Schatten tauchten auf, schienen von Lanzen aufgespießt oder von langen Schwertern durchbohrt. Die Männer neigten zwar alle dazu, ihren Feind zu unterschätzen, doch Feiglinge gab es keine unter ihnen. »Er kommt!« rief ein Wächter vom äußeren Ring.

Die Schatten verharrten reglos. Den Samurai gefror das Blut in den Adern. »Ach was! Das ist doch bloß Genjirō.« »Aber er kommt ja in einer Sänfte.« »So was, wo er doch noch ein Kind ist!«

Die im kalten Wind hin- und herschaukelnden Laternen näherten sich langsam. Ihr Schein wirkte stumpf und matt im kalten Mondlicht. Wenige Minuten später kletterte Genzaemon aus seiner Sänfte. »Ich nehme an, wir sind jetzt alle hier?«

Der nächsten Sänfte entstieg Genjirō, ein Knabe von dreizehn Jahren. Vater und Sohn hatten weiße Stirnbänder fest um den Kopf geschlungen und den Hakama gerafft.

Genzaemon wies seinen Sohn an, sich unter der Tanne zu postieren. Der Junge nickte wortlos. Sein Vater gab ihm einen ermunternden Klaps auf den Kopf. »Der Kampf wird in deinem Namen ausgetragen«, sagte er. »Aber kämpfen werden die Schwertschüler. Da du noch zu jung bist, um teilzunehmen, brauchst du nur dazustehen und zuzusehen.«

Genjirō lief geradewegs zu der mächtigen Tanne, nahm Haltung an und stand steif und würdig da wie eine Samurairuppe beim Knabenfest. »Wir haben noch ein wenig Zeit«, sagte Genzaemon. »Es wird noch eine Weile dauern, bis die Sonne aufgeht.« Er tastete in seine Hüfttasche nach einer langen Pfeife mit auffallend großem Kopf. »Hat jemand

Feuer?« fragte er gleichmütig, um zu zeigen, daß er vollständig Herr über sich und seine Gefühle sei.

Ein Mann trat vor. »Herr, sollten wir nicht, ehe Ihr Euch niederlaßt und raucht, entscheiden, wie die Leute aufgeteilt werden?« »Ja, das sollten wir wohl tun. Postieren wir sie rasch, dann sind wir vorbereitet. Habt Ihr Vorschläge?«

»Die Hauptstreitmacht sollte hier bei der Schirmtanne bleiben. Die übrigen verstecken sich in jeweils zwanzig Schritt Entfernung zu beiden Seiten der Wege.«

»Und wer bleibt hier?«

»Ihr und ich mit zehn meiner Kameraden. So können wir Genjirō schützen und sind bereit loszuschlagen, sobald Musashi auftaucht.« »Moment.« Genzaemon überdachte den Schlachtplan noch einmal sehr sorgfältig. »Wenn die Männer so weit auseinandergezogen Stellung beziehen, sind zu Beginn höchstens zwanzig in der Lage, ihn anzugreifen.« »Richtig, aber er wird umzingelt.«

»Nicht unbedingt. Ihr könnt sicher sein, daß er Hilfe mitbringt. Und vergeßt nicht, er versteht es großartig, sich aus einer brenzligen Situation zu befreien. Denkt an das Rengeoin! Er könnte zu einem Zeitpunkt losschlagen, wo unsere Leute noch weit auseinandergezogen sind, drei oder vier von ihnen verwunden und sich dann aus dem Staub machen. Später geht er rum und prahlt, er hätte es mit über siebzig Yoshioka aufgenommen und sei Sieger geblieben.«

»Das werden wir verhindern.«

»Nun, unser Wort stünde gegen seines. Selbst wenn er Hilfe mitbringt, werden die Leute den Kampf als Auseinandersetzung zwischen ihm persönlich und der gesamten Yoshioka-Schule betrachten. Ihre Sympathie gilt in dem Falle selbstverständlich dem einsamen Schwertkämpfer.« »Ich meine«, sagte Miike Jūrōzaemon, »es versteht sich von selbst, daß wir nicht noch einmal die Schande erleben dürfen,

ihn entkommen zu lassen. Wir sind hier, um Musashi den Garaus zu machen, in der Wahl der Mittel dürfen wir nicht zimperlich sein. Tote reden nicht.«

Jūrōzaemon rief vier Mann aus der ihm am nächsten stehenden Gruppe zu sich. Drei von ihnen waren mit Bogen bewaffnet, der vierte trug eine Muskete. Er ließ sie vor Genzaemon Aufstellung nehmen. »Vielleicht legt Ihr Wert darauf zu sehen, welche Vorsichtsmaßnahmen wir ergriffen haben?« »Ah, Schußwaffen.«

»Wir können die Schützen an hochgelegener Stelle oder in Baumkronen postieren.«

»Wird man uns nicht nachsagen, wir bedienen uns unredlicher Mittel?« »Es geht uns weniger darum, was die Leute sagen, als um die Gewähr, daß Musashi nicht mit dem Leben davonkommt.«

»Schön. Wenn Ihr bereit seid, die Kritik auf Euch zu nehmen, habe ich dem nichts mehr hinzuzufügen«, sagte der alte Mann demütig. »Selbst wenn Musashi fünf oder sechs Mann mitbringt, wird er kaum gegen Pfeil und Bogen, ja sogar eine Feuerwaffe ankommen. Aber wir sollten nicht weiter hier herumstehen, sonst werden wir noch überrascht. Die Aufteilung der Leute überlasse ich Euch, aber sorgt dafür, daß sie gleich Posten beziehen.« Die schwarzen Schatten stoben auseinander wie Wildgänse im Moor. Etliche verschwanden im Bambushain, andere tauchten hinter Baumstämmen unter oder duckten sich hinter den Dämmen zwischen den Reisfeldern. Die drei Bogenschützen stiegen auf einen Vorsprung, von dem aus sie das Gelände weit überblicken konnten. Der Mann mit der Muskete kletterte auf die majestätische Tanne. Als er auf einem Ast herumrutschte, um sich möglichst gut zu verstecken, rieselten Nadeln und Rindenstücke auf Genjirō hinunter. Genzaemon sah, wie der Junge sich wand und schüttelte. »Du hast doch nicht etwa Angst, oder?« fragte er vorwurfsvoll. »Sei doch kein Hasenfuß.«

»Bin ich ja gar nicht. Mir sind nur Tannennadeln in den Nacken gefallen.« »Halt still und ertrag's! Das ist eine gute Übung für dich! Paß gut auf, wenn der Kampf richtig losgeht.«

Von dem Zugang im Osten ertönte lautes Geschrei: »Aufhören, du verrückter Narr!«

Im Bambus raschelte es so laut, daß nur ein Tauber nicht gehört hätte, wie viele Männer sich längs der Straße verbargen.

Genjirō schrie: »Ich fürchte mich!« und klammerte sich an seinen Vater. Jūrōzaemon lief unverzüglich zu dem Tumult im Bambus hinüber, obgleich er das Gefühl hatte, es sei falscher Alarm.

Sasaki Kojirō herrschte hier einen Yoshioka-Mann an: »Habt Ihr denn keine Augen im Kopf! Wie könnt Ihr mich mit Musashi verwechseln? Ich komme als Zeuge, und Ihr rennt mit einer Lanze auf mich zu. Was seid Ihr doch für Esel!«

Die Yoshioka freilich waren ihrerseits wütend. Einige argwöhnten sogar, er wolle sie ausspionieren. Sie griffen ihn zwar nicht an, versperrten ihm aber den Weg.

Als Jūrōzaemon den Kreis derer, die Kojirō umringten, durchbrach, stieß er mit diesem zusammen. »Ich bin hergekommen, um Zeuge des Kampfes zu sein, und Eure Männer behandeln mich wie einen Feind. Sollten sie auf Eure Anweisung so handeln – ich würde es mit Freuden mit Euch aufnehmen, auch wenn ich als Schwertkämpfer noch so ungeschickt bin. Ich habe keinen Grund, Musashi zu helfen, aber ich muß an meine Ehre denken. Außerdem wäre das eine willkommene Gelegenheit für mich, meine ›Trockenstange‹ mit frischem Blut anzufeuchten, was ich schon seit geraumer Zeit sträflich vernachlässigt habe.« Er war wie ein feuerspeiender Tiger. Die Yoshioka-Leute, die sich von seiner stutzerhaften Aufmachung hatten täuschen lassen, waren jetzt voller Achtung vor dem Mut, mit dem er auftrat. Jūrōzaemon lachte, entschlossen, sich von Kojirō nicht einschüchtern zu

lassen. »Ha, ha! Ihr seid ja fuchsteufelswild, nicht wahr? Aber wer hat Euch denn gebeten, hier den Zeugen zu spielen? Ich kann mich nicht erinnern, daß jemand von uns Euch dazu aufgefordert hätte. Hat das vielleicht Musashi getan?«

»Redet doch keinen Unsinn! Als wir das Schild in Yanagimachi aufstellten, habe ich beiden Parteien angekündigt, ich würde als Zeuge zugegen sein.« »Verstehe. *Ihr habt* das gesagt. Mit anderen Worten: Weder Musashi noch wir haben Euch darum gebeten. Nun, die Welt ist voll von Menschen, die ihre Nase in Angelegenheiten stecken, die sie nichts angehen.« »Das ist eine Beleidigung!« fauchte Kojirō.

Jūrōzaemon geiferte: »Macht, daß Ihr fortkommt! Wir führen hier kein Schauspiel auf.«

Kojirō lief blau an vor Zorn, riß sich von der Gruppe los und trat ein paar Schritte zurück. »Achtung, Ihr Schufte!« schrie er und wollte zum Angriff übergehen.

Genzaemon aber, der Jūrōzaemon gefolgt war, rief: »Wartet, junger Mann!«

»Mit Euch habe ich nichts zu schaffen«, schrie Kojirō. »Aber ich will Euch lehren, was es heißt, mich zu beleidigen.« Der alte Mann lief beschwörend auf ihn zu. »Aber, aber, Ihr nehmt das zu ernst! Unsere Leute sind im höchsten Maße angespannt und aufgeregt. Ich bin Sejūrōs Onkel und weiß von ihm, daß Ihr ein hervorragender Schwertkämpfer seid. Ich bin sicher, es liegt ein Mißverständnis vor. Ich möchte mich persönlich bei Euch für das Betragen unserer Männer entschuldigen.«

»Ich bin Euch sehr verbunden für diese Worte. Ich habe mit SeiJūrō auf gutem Fuß gestanden und wünsche dem Haus Yoshioka nur Gutes, auch wenn ich meine, ich sollte bei dem Kampf neutral bleiben. Trotzdem – Eure Leute hatten keinen Grund, mich zu beleidigen.«

Genzaemon neigte in aller Form das Knie. »Ihr habt ganz

recht. Ich hoffe, Ihr vergeßt den Vorfall um Seijūrōs und Denshichirōs willen.« Der alte Mann wählte seine Worte mit größter Umsicht. Denn er befürchtete, daß Kojirō, wenn er sich beleidigt fühlte, überall herausposaunen könnte, welch feiger Mittel sie sich bedienten.

Kojirōs Zorn verebbte. »Steht auf, Herr. Es macht mich verlegen, einen älteren vor mir knien zu sehen.« Mit unbekümmerter Raffinesse setzte der wortgewaltige Schwinger der »Trockenstange« seine Zunge ein, um die Yoshioka zu ermutigen und Musashi zu schmähen. »Ich bin seit geraumer Zeit mit Seijūrō befreundet, habe aber keinerlei Beziehung zu Musashi. Es ist also nur natürlich, daß ich auf Seiten des Hauses Yoshioka stehe. Ich habe viele Auseinandersetzungen unter Samurai gesehen, bin jedoch niemals Zeuge einer solchen Tragödie geworden, wie sie Euch widerfahren ist. Es ist unerhört, daß Euer Haus, welches die Ashikaga-Shōgune in der Schwertfechtkunst unterwiesen hat, durch einen hergelaufenen Bauerntölpel in Verruf geraten soll.«

Seine Worte wurden begeistert aufgenommen. Auf Jūrōzaemons Gesicht spiegelte sich Bedauern darüber, einen Mann so rüde behandelt zu haben, der dem Haus Yoshioka nur Gutes wünschte.

Die Verblendung der Krieger steigerte Kojirōs Beredsamkeit nur noch. »Ich habe vor, selbst einmal eine Schwertkampfschule ins Leben zu rufen. Reine Neugier ist es also nicht, die mich treibt, bei Zweikämpfen zuzusehen und die Taktik anderer Meister zu studieren. Das gehört vielmehr zu meiner Ausbildung. Allerdings habe ich nie einen Zweikampf gesehen oder von einem gehört, der mich mehr erbost hätte als Eure beiden Treffen mit Musashi. Wie ist es nur möglich, wo Eurer am Rengeōin und auch zuvor am Rendaiji so viele waren, daß Ihr Musashi habt entkommen lassen und er in den Straßen von Kyoto mit seinen Taten prahlen konnte? Ich kann das nicht verstehen.«

Er leckte sich die trockenen Lippen und fuhr fort: »Kein Zweifel, Musashi ist ein erstaunlich zäher Kämpfer, wenn man ihn mit anderen wandernden Schwertkämpfern vergleicht. Ich weiß das, weil ich ihn selbst ein paarmal gesehen habe. Selbst auf die Gefahr hin, den Eindruck zu erwecken, ich wolle mich einmischen – erlaubt mir, Euch zu sagen, was ich über Musashi herausgefunden habe.« Ohne Akemis Namen zu nennen, fuhr er fort: »Die ersten Berichte stammen von einer Frau, die ihn kennt, seit er siebzehn war. Wenn ich das, was ich von ihr erfuhr, durch die Auskünfte anderer ergänze, so kann ich einen ziemlich vollständigen Überblick seines Lebens skizzieren. Geboren wurde er als Sohn eines Land-Samurai in Mimasaka. Er lief von zu Hause fort, um an der Schlacht von Sekigahara teilzunehmen, und beging nach seiner Heimkehr so viele Niederträchtigkeiten, daß er endgültig aus seinem Geburtsort vertrieben wurde. Nun zieht er ruhelos durch die Lande. Wenngleich er charakterlich nichts taugt, so ist ihm doch ein gewisses Talent im Umgang mit dem Schwert nicht abzusprechen. Auch besitzt er ungeheure Körperkräfte. Außerdem bangt er im Kampf nicht um das eigene Leben. All dieser Eigenschaften wegen bleiben orthodoxe Methoden der Schwertfechtkunst ihm gegenüber wirkungslos, so wie ja auch Vernunft nichts gegen Wahnsinn ausrichtet. Entweder, Ihr laßt ihn wie ein heimtückisches Raubtier in die Falle laufen, oder aber Ihr habt das Nachsehen. Bedenkt also, mit was für einem Gegner Ihr es zu tun habt, und richtet Eure Pläne danach aus!« Genzaemon bedankte sich umständlich bei Kojirō und schilderte ihm dann ausführlich, welche Vorsichtsmaßnahmen sie getroffen hatten. Kojirō nickte beifällig. »Wenn Ihr so gründlich gewesen seid, hat er kaum eine Chance, mit dem Leben davonzukommen. Trotzdem – ich meine, Ihr könntet noch wirkungsvoller vorgehen.«

»So?« meinte Genzaemon gedehnt und faßte Kojirōs blasiertes Gesicht nicht mehr ganz so bewundernd ins Auge.

»Vielen Dank, aber ich glaube, wir haben bereits genug getan.«

»Nein, mein Freund, das habt Ihr mitnichten! Wenn Musashi offen und redlich hier heraufkommt, gibt es für ihn wahrscheinlich kein Entrinnen. Aber was geschieht, wenn er Euren Plan durchschaut und wegbleibt? Dann waren doch all Eure Anstrengungen umsonst, oder?«

»Wenn er sich drückt, brauchen wir nur überall in der Stadt Schilder aufzustellen, um ihn in ganz Kyoto der Lächerlichkeit preiszugeben.« »Damit würde wahrscheinlich Euer geschädigter Ruf einigermaßen wiederhergestellt, gewiß. Aber vergeßt nicht, daß Musashi immer noch frei herumlaufen und behaupten könnte, Ihr hättet ein falsches Spiel getrieben. Wenn das geschieht, hättet Ihr den Namen Eures Meisters nicht von aller Schmach reingewaschen. Eure Vorbereitungen sind sinnlos, es sei denn, Ihr macht Musashi wirklich den Garaus. Um dieses Ziel sicher zu erreichen, müßt Ihr Schritte unternehmen, die gewährleisten, daß er wirklich herkommt und in die Todesfalle tappt, die Ihr für ihn errichtet habt.« »Seht Ihr denn eine Möglichkeit dafür?« »Gewiß. Mir fallen dabei sogar mehrere Möglichkeiten ein.« Kojirōs Stimme verriet ungebrochenes Selbstvertrauen. Er beugte sich hinunter und flüsterte mit einer so freundlichen Miene, wie man sie nur selten auf seinem stolzen Gesicht wahrnahm, ein paar Sätze in Genzaemons Ohr. »Was haltet Ihr von diesem Plan?« fragte er schließlich laut. »Hmm. Ich verstehe, was Ihr meint.« Der Alte nickte beifällig. Dann wandte er sich Jūrōzaemon zu und weihte ihn flüsternd in Kojirōs ränkevolle Machenschaften ein.

Begegnung im Mondschein

Es war schon nach Mitternacht, als Musashi die kleine Schenke nördlich von Kitano erreichte, wo er Jōtarō

kennengelernt hatte. Der erstaunte Wirt hieß ihn herzlich willkommen und bereitete ihm rasch eine Lagerstatt. Am nächsten Morgen verließ Musashi früh das Haus. Als er spätabends zurückkam, brachte er dem alten Mann einen Sack Kurama-Süßkartoffeln mit. Ferner übergab er ihm einen Ballen gebleichter Nara-Baumwolle, den er in einem Laden in der Nähe erstanden hatte, mit der Bitte, daraus ein Unterhemd, eine Leibbinde und ein Lendentuch anfertigen zu lassen. Der gern gefällige Wirt trug den Stoff zu einer Näherin in der Nachbarschaft. Auf dem Rückweg kaufte er einen Krug Sake. Er bereitete einen schmackhaften Eintopf aus den Kartoffeln, plauderte beim Essen mit Musashi und saß bis Mitternacht beim Sake mit ihm zusammen. Noch in der Nacht brachte die Näherin die neuen Kleidungsstücke. Musashi legte sie sorgfältig zusammengefaltet neben sein Kissen und begab sich zur Ruhe. Lange vor Morgengrauen weckte den Alten munteres Plätschern. Als er aus dem Fenster blickte, sah er, daß Musashi im klaren Brunnenwasser gebadet hatte, im Mondlicht seine neue Unterwäsche anzog und seinen alten Kimono darüberband.

Musashi erklärte ihm, er sei Kyotos ein wenig überdrüssig und habe beschlossen, nach Edo zu ziehen. Er versprach dem Alten, wieder in seiner Herberge abzusteigen, wenn er in drei, vier Jahren zurückkäme. Nachdem der Wirt ihm den Obi im Rücken festgeschnürt hatte, machte Musashi sich rasch auf den Weg. Er schlug den schmalen Pfad ein, der durch die Felder zur Landstraße nach Kitano führte. Vorsichtig bahnte er sich einen Weg zwischen den hochaufgetürmten Misthaufen. Traurig sah der alte Mann ihm nach, bis die Dunkelheit ihn verschlang.

Musashis Geist war so klar wie der Himmel über ihm. Sein Körper war vom Schlaf erfrischt und schien mit jedem Schritt schwungvoller zu werden. »Kein Grund zur Eile«, sagte er laut vor sich hin und verlangsamte seinen Schritt. »Wahrscheinlich

ist heute mein letzter Tag im Reich der Lebenden«, murmelte er. Es war keineswegs eine Klage, sondern lediglich eine Feststellung, die ihm unwillkürlich über die Lippen kam. Musashi kannte das Gefühl noch nicht, mit dem der Mensch dem Tod ins Antlitz blickt. Den gestrigen Tag hatte er damit verbracht, unter einer Fichte im Tempelbezirk von Kurama zu meditieren. Er hoffte, jenen Zustand seliger Entrückung zu erreichen, in dem Körper und Seele sich auflösen. Als er jetzt merkte, daß er den Gedanken an den Tod nicht abzuschütteln vermochte, schämte er sich, seine Zeit mit Meditieren verschwendet zu haben.

Die Nachtluft hatte etwas Belebendes. Die rechte Menge Sake, der kurze, aber erholsame Schlaf, das erfrischende Brunnenwasser, die neue Kleidung – alles hatte dazu beigetragen, daß er sich kräftig und lebensvoll fühlte und nicht wie jemand, dem der Tod bevorsteht. Er rief sich jene Winternacht in Erinnerung, als er sich gezwungen hatte, den Gipfel des Adlerbergs zu besteigen. Auch damals hatten die Sterne gefunktelt. Doch die Eiszapfen, die zu jener Zeit an den Bäumen hingen, waren inzwischen Blütenknospen gewichen.

Seine Gedanken schweiften immer wieder ab, und *es* war ihm unmöglich, sich auf das lebenswichtige Problem zu konzentrieren, das vor ihm lag. Was hilft es, dachte er traurig, wenn ich mir jetzt den Kopf über Fragen zerbreche, die sich in hundert Jahren nicht klären lassen: die Frage nach dem Sinn des Todes, dem Schmerz des Sterbens und die nach dem Leben, das dem irdischen folgt?

Die Gegend war von Adligen und ihren Lehensleuten bewohnt. Musashi vernahm das langgezogene Klagen einer Schnabelflöte, begleitet von der getragenen Weise einer Hirtenflöte. Vor seinem geistigen Auge sah er Trauernde um einen Sarg versammelt, die das Morgengrauen erwarteten. Hatte die Trauermusik sein Ohr früher erreicht als sein Bewußtsein? Dann hatte wohl sie die Erinnerung an die

Tanzenden Jungfrauen von Ise und an sein Erlebnis auf dem Adlerberg geweckt. Zweifel nagte an seinem Herzen. Als er innehielt, um seine Empfindungen zu überdenken, fiel ihm auf, daß er schon am Shōkokuji vorübergekommen und jetzt etwa hundert Schritt vom silbrig glänzenden Flußlauf des Kamo entfernt war. Das Mondlicht fiel auf eine Lehmmauer, und Musashi erkannte eine reglose dunkle Gestalt, die am Boden kauerte. Als der Mann sich erhob und auf ihn zukam, folgte ihm ein kleiner Hund an einer Leine. Die Gegenwart des Tiers verriet Musashi, daß er es nicht mit einem Feind zu tun hatte.

Er wollte schon vorübergehen, da machte der andere ein paar Schritte auf ihn zu und fragte: »Dürfte ich Euch um eine Auskunft bitten, Herr?« »Mich?«

»Ja, wenn Ihr erlaubt.« Seine Mütze und der Hakama wiesen den Mann als Handwerker aus.

»Was gibt es denn?« fragte Musashi.

»Verzeiht mir eine sonderbare Frage. Habt Ihr an der Straße ein hellerleuchtetes Haus gesehen?«

»Ich habe zwar nicht darauf geachtet, aber ich glaube nicht, nein.« »Dann muß ich mich wohl wieder in der Straße geirrt haben.« »Wonach sucht Ihr denn?«

»Nach einem Haus, in dem gerade jemand gestorben ist.« »An ein Haus kann ich mich zwar nicht erinnern, aber ich hörte Trauermusik – vor etwa hundert Schritten.«

»Das muß das Haus sein. Vermutlich ist der Shinto-Priester vor mir eingetroffen und hat schon mit der Totenwache begonnen.« »Nehmt Ihr daran teil?«

»Eigentlich nicht. Ich bin Sargtischler aus Toribe. Man hat mich zum Haus der Matsuo bestellt, und da bin ich zum Yoshida-Hügel gegangen. Aber die Familie lebt dort nicht mehr.« »Die Familie Matsuo vom Yoshida-Hügel?«

»Ja, ich hatte keine Ahnung, daß sie fortgezogen sind. So

habe ich den langen Weg ganz umsonst gemacht. Vielen Dank.«

»Wartet noch«, sagte Musashi. »Sprecht Ihr von Matsuo Kanami, der im Dienste des Fürsten Konoe steht?«

»Ganz recht. Er ist nach zehntägiger Krankheit gestorben.« Musashi wandte sich um und ging davon. Der Sargtischler schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Mein Onkel ist tot, dachte Musashi nüchtern. Er erinnerte sich, wie sein Onkel gedarbt und gespart hatte, um ein bescheidenes Kapital anzusammeln. Er dachte an die Reiskuchen, die seine Tante ihm geschenkt und die er am Neujahrsmorgen am Ufer des zugefrorenen Flusses verzehrt hatte. Wie die Tante jetzt wohl allein zurechtkommt? überlegte er müßig.

Er stand am Ufer des Oberen Kamo, vor sich das Panorama der sechsunddreißig Gipfel der Higashiyama-Kette. Jeder Berg schien ihn drohend und feindselig anzustarren. Musashi lief hinunter zur Schiffsbrücke. Vom Norden der Stadt mußte man sie überqueren, um die Straße zum Berg Hiei und den Paß zu erreichen, der zur Provinz Omi führte.

Als er mitten auf der Brücke stand, hörte er eine laute, aber undeutliche Stimme. Er blieb stehen und lauschte. Das Wasser gurgelte fröhlich, und ein kalter Wind fegte ins Tal herunter. Er konnte nicht feststellen, woher der Ruf kam, doch nach ein paar Schritten hörte er die Stimme abermals. Er eilte hinüber ans andere Ufer und entdeckte einen Mann, der mit erhobenen Armen auf ihn zugelaufen kam. Die Gestalt kam ihm bekannt vor. Es war Sasaki Kojirō, der allgegenwärtige Ränkeschmied.

Er kam näher und begrüßte Musashi mit überströmender Freundlichkeit. Nach einem Blick zur Brücke hin fragte er: »Seid Ihr allein?« »Ja, selbstverständlich.«

»Ich hoffe, Ihr verzeiht mir, was neulich geschehen ist«, sagte Kojirō. »Habt Dank, daß Ihr meine Einmischung

geduldet habt.«

»Oh, ich bin es, der Euch zu danken hat«, erwiderte Musashi nicht minder höflich.

»Seid Ihr unterwegs zum Kampf?« »Ja.«

»Ganz allein?« fragte Kojirō. »Ja, natürlich.«

»Hmm. Ich frage mich, Musashi, ob Ihr das Schild, das wir in Yanagimachi aufstellten, vielleicht falsch verstanden habt.«

»Das glaube ich nicht.«

»Seid Ihr Euch über die Bedingungen völlig im klaren? Hier handelt es sich nicht um einen Zweikampf wie den zwischen Euch und Seijūrō oder Denshichirō.«

»Das weiß ich.«

»Wenn der Kampf auch im Namen von Genjirō ausgetragen wird – führen werden ihn Angehörige der Yoshioka-Schule. Ist Euch klar, daß sich dahinter zehn, hundert oder gar tausend Mann verbergen können?« »Ja. Warum fragt Ihr?«

»Die schwächeren Männer haben die Schule verlassen, aber die starken und mutigen sind alle zur mächtigen Tanne hinauf. Sie haben ihre Leute auf dem Hügel verteilt und erwarten Euch in großer Übermacht.« »Habt Ihr das selbst gesehen?«

»Ja, und da hielt ich es für ratsam, Euch zu warnen. Da ich wußte, daß Ihr über diese Brücke kommen würdet, habe ich hier auf Euch gewartet. Das betrachte ich als meine Pflicht, da ich es war, der das Schild geschrieben hat.« »Das ist sehr aufmerksam.«

»Nun wißt Ihr also, was Euch bevorsteht. Wollt Ihr wirklich allein gehen oder habt Ihr Helfer, die auf anderem Weg zum Kampfplatz kommen?« »Einen Gefährten werde ich haben.« »Was Ihr nicht sagt! Und wo ist der?«

»Hier!« Musashi lachte, und seine blendendweißen Zähne blitzten im Mondlicht auf. Mit der Rechten zeigte er auf seinen Schatten. Kojirō fuhr zornig auf. »Über so etwas lacht man

nicht.« »Das war kein Witz.«

»So? Es hörte sich an, als machtet Ihr Euch lustig über meinen Rat.« Musashi nahm eine noch feierlichere Haltung an als Kojirō und hielt ihm entgegen: »Denkt Ihr etwa, Shinran, der große Heilige, habe gescherzt, als er sagte, ein Gläubiger habe die Kraft von zweien, denn Buddha Amida stehe ihm bei?«

Kojirō blieb ihm die Antwort schuldig.

»Es hat den Anschein, als hätten die Yoshioka die Oberhand. Sie sind zahlreich aufmarschiert, ich hingegen komme allein. Doch ich bitte Euch, macht Euch meiner wegen keine Sorgen. Wenn ich annähme, sie kämen mit zehn Mann, und auch ich brächte zehn Helfer mit, was würde dann geschehen? Sie würden zwanzig Leute mitnehmen statt zehn. Wenn ich mit zwanzig käme, würden sie dreißig oder vierzig zusammentrommeln, und der Kampf würde viele Tote und Verwundete fordern. Damit würde ich gegen das Gesetz verstoßen, für die Schwertfechtkunst aber wäre nichts gewonnen.« »Das mag stimmen, aber es steht nicht im Einklang mit der ›Kunst des Krieges‹, sich einem Kampf zu stellen, den man mit Sicherheit verlieren wird.« »Es gibt leider Fälle, in denen man die Regeln mißachten muß.« »Nein! Nicht, was die ›Kunst des Krieges‹ betrifft.«

»Mag sein, daß meine Handlungsweise nicht im Einklang steht mit der ›Kunst des Krieges‹, aber ich weiß, was für mich wichtig ist.«

»Damit brecht Ihr alle Regeln.« Musashi lachte.

»Wenn Ihr unbedingt wider alle Regeln verstoßen wollt«, gab Kojirō zu bedenken, »warum wählt Ihr dann nicht zumindest einen Weg, der Euch die Chance bietet, mit dem Leben davonzukommen?« »Ich folge dem Pfad, der mir ein erfüllteres Leben verspricht.« »Ihr könnt von Glück sagen, wenn Euch der nicht geradewegs in die Hölle führt.«

»Ach, wißt Ihr, dieser Fluß mag wohl der dreiarmlige Höllenfluß sein, diese Straße diejenige, die geradewegs ins Verderben führt, und der Berg, den ich hinaufsteige, der Berg der Felsnadeln, auf denen die Verdammten gepfählt sind – und doch ist dies der einzige Pfad zum wahren Leben.« »Wenn man Euch so reden hört, könnte man meinen, daß der Gott des Todes Euch bereits in den Klauen hat.«

»Denkt, was Ihr wollt. Es gibt Menschen, die sterben, obwohl sie am Leben bleiben, und andere, die das Leben gewinnen, indem sie sterben.« »Armer Tor!« sagte Kojirō höhnisch. »Sagt mir, Kojirō, wohin führt diese Straße?«

»Ins Dorf Hananoki und weiter zur Tanne von Ichijōji, wo Ihr dem Tode in die Arme laufen werdet.« »Wie weit ist es dorthin?«

»Nur etwa zwei Meilen. Ihr habt also noch viel Zeit.«

»Vielen Dank. Wir sehen uns wohl noch«, sagte Musashi, drehte sich eilig um und schritt einen Seitenpfad hinunter. »Das ist aber nicht der richtige Weg.« »Ich weiß.«

Er ging unbekümmert weiter. Jenseits des Baumstreifens dehnten sich terrassenartig angelegte Reisfelder, und in der Ferne erkannte man ein paar strohgedeckte Bauernhütten. Kojirō sah, wie Musashi stehenblieb, zum Mond hinaufblickte und eine Weile reglos verharrte.

Als ihm aufging, daß Musashi urinierte, brach Kojirō in schallendes Gelächter aus. Er sah zum Mond hinauf und sann darüber nach, wie viele Männer den Tod finden würden, ehe er untergegangen war.

Musashi kam nicht zurück. Kojirō setzte sich auf eine Baumwurzel und dachte fast verzückt an den bevorstehenden Kampf. »Musashi strahlt eine Ruhe aus, als habe er sich bereits mit dem Sterben abgefunden«, murmelte er vor sich hin. »Trotzdem wird er einen ungeheuren Kampf führen. Je mehr Krieger er mit in den Tod zieht, desto mehr Spaß wird es

machen zuzusehen. Aber ach, die Yoshioka haben Schußwaffen. Wird er davon getroffen, ist das Schauspiel augenblicklich zu Ende. Dann wäre alles verdorben. Ich glaube, ich sollte ihn warnen.«

Leichter Dunst hing in der Luft, und ein kalter Luftzug kündete die Morgendämmerung an. Kojirō erhob sich und rief: »Musashi! Was macht Ihr da?«

Er befürchtete, daß etwas nicht mit rechten Dingen zugehe, und marschierte rasch den Hang hinunter. Wieder rief er nach Musashi. Aber er erhielt keine Antwort, sondern hörte nur das Rad einer Wasserpumpe, das sich knarrend im Wind drehte. »Dieser dämliche Schafskopf!«

Er rannte zur Hauptstraße zurück und blickte sich nach allen Richtungen um. Aber er sah nur die Tempeldächer im Mondlicht schimmern und die Waldungen, die sich an den Hängen des Higashiyama hinaufzogen. Da kam Kojirō der Verdacht, Musashi sei davongelaufen, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe, weil er den Grund für seine auffallende Gelassenheit nicht durchschaut hatte. Wie auf Flügeln eilte er nach Ichijōji. Dort, wo eben noch Kojirō gestanden hatte, trat Musashi lächelnd hinter einem Baum hervor. Er war froh, den Übereifrigen loszusein. Er konnte nichts anfangen mit einem Mann, für den der Tod ein Schauspiel war und der ungerührt dabeistand, während andere ihr Leben aufs Spiel setzten. Kojirō war kein unschuldiger Zuschauer, den der Wunsch zu lernen auf den Kampfplatz trieb. Er war vielmehr ein verschlagener Ränkeschmied, der sich ungebeten überall einmischte und sich bei beiden Seiten beliebt zu machen trachtete. Unablässig versuchte er sich als fabelhafter Bursche darzustellen, der jedem helfen will.

Wahrscheinlich meinte Kojirō, wenn er mir die Stärke des Feindes verrät, werde ich mich auf Hände und Knie niederlassen und ihn bitten, mir beizustehen, dachte Musashi. Wäre es sein Ziel gewesen, zuvörderst sein eigenes Leben zu

schützen, so hätte er möglicherweise Hilfe willkommen geheißen. Doch schon ehe Kojirō ihm seine Botschaft überbrachte, hatte Musashi genügend Hinweise aufgeschnappt um darauf gefaßt zu sein, daß er es mit hundert Mann würde aufnehmen müssen.

Er hatte Takuans Lehre keineswegs vergessen: Wahrhaft mutig ist nur derjenige, der das Leben liebt und hütet wie einen Schatz, den man – hat man ihn einmal verloren – nie zurückgewinnen kann. Er wußte sehr wohl, daß Leben mehr bedeutete als nur Überleben. Des Menschen Aufgabe bestand ja darin, seinem Leben Sinn zu geben und dafür zu sorgen, daß es einen hellen Lichtstrahl in die Zukunft warf, selbst dann, wenn er es für ein Ideal oder eine Überzeugung hingeben mußte. Wem das gelang, für den spielte es kaum eine Rolle, ob er zwanzig Jahre lebte oder ein Alter von siebzig erreichte. Ein Menschenleben war nur ein unbedeutender Abschnitt im endlosen Fluß der Zeit.

In Musashis Denken waren die Lebensart gewöhnlicher Menschen und die der Krieger grundverschieden. Für ihn war es wesentlich, ja notwendig, wie ein Samurai zu leben und auch wie einer zu sterben. Es gab kein Zurück vom einmal eingeschlagenen Weg. Selbst wenn er in Stücke gehackt wurde, vermochte der Gegner nichts gegen die Tatsache, daß er sich der Herausforderung unerschrocken und aufrichtig gestellt hatte. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Möglichkeiten, den Kampfplatz zu erreichen. Den kürzesten und zugleich breitesten und unbeschwerlichsten Weg hatte Kojirō eingeschlagen. Ein anderer, nicht ganz so direkter, führte am Takano, einem Nebenfluß des Kamo, entlang bis zur Straße nach Ohara und am kaiserlichen Landhaus Shugakuin vorbei nach Ichijōji. Der dritte Weg führte eine kurze Strecke nach Osten, dann bis zu den Hügeln des Uryū in nördlicher Richtung und schließlich über einen Pfad ins Dorf hinein.

Alle drei Wege trafen bei der Schirmtanne zusammen. Die

Entfernungsunterschiede waren unerheblich. Doch die Entscheidung, welchen er wählen solle, war für Musashi, der eine zahlenmäßig weit überlegene Streitmacht angreifen wollte, von größter Wichtigkeit. Diese Wahl konnte über Sieg oder Niederlage entscheiden.

Nach kurzer Überlegung setzte Musashi sich in die Richtung in Trab, die der nach Ichijōji nahezu entgegengesetzt war. Er überquerte den Kagura Hügel, ging am Grabmal des Kaisers Go-Ichijō vorbei, durcheilte ein dichtes Bambusgehölz und gelangte im Nordwesten an einen Bergbach, der durch ein Dorf floß. Drohend ragte die Nordwand des Daimonji über ihm auf. Durch die Bäume zu seiner Rechten sah er eine Gartenmauer. Fast direkt unter ihm schimmerte der Spiegel des gingkoblattförmigen Teichs. Als er höher stieg, verlor sich der Teich zwischen den Bäumen, und der munter plätschernde Kamo-Fluß geriet ins Blickfeld.

Er blieb einen Moment stehen, um sich über seine Position zu vergewissern. Er ließ den Blick über die Berghänge schweifen und entdeckte einen Punkt oberhalb der Schirmtanne, von dem aus man die Position des Gegners gleichsam aus der Vogelperspektive überblicken konnte. Wie Oda Nobunaga in der Schlacht von Okehazama hatte er den üblichen Zugang zugunsten eines schwierigen Umwegs verworfen. »Wer ist da?«

Musashi erstarrte. Schritte näherten sich. Er erblickte einen Mann, der gekleidet war wie ein Samurai im Dienst eines Adligen, und schloß daraus, daß er einen Angehörigen der Yoshioka-Schule vor sich habe. Die Nase des Mannes war vom Ruß seiner Fackel geschwärzt, sein Kimono feucht und dreckbespritzt. Er stieß einen Überraschungsschrei aus. Mißtrauisch sah Musashi ihn an.

»Seid Ihr nicht Miyamoto Musashi?« fragte der Mann unter einer tiefen Verbeugung, mit Furcht in den Augen. Musashis Augen blitzten im Schein der Fackel auf.

»Seid Ihr Miyamoto Musashi?« wiederholte der Samurai erschrocken. Er schien auf den Beinen zu wanken. Die lodernde Wildheit in Musashis Blick begegnete einem nicht bei vielen Menschen. »Wer seid Ihr?« fragte Musashi barsch. »Ich ... hm ... ich ...« »Hört auf zu stottern. Wer seid Ihr?« »Ich ... ich gehöre zum Hause des Fürsten Karasumaru Mitsuhiro.«

»Ich bin Miyamoto Musashi, doch was tut ein Lehnsmann des Fürsten Karasumaru in der Nacht hier draußen?«

»Ihr seid also wirklich Musashi?« Er seufzte erleichtert auf und lief in halsbrecherischem Tempo den Berg hinunter, und der Schein seiner Fackel tanzte übermütig hinter ihm her. Musashi wandte sich ab und setzte seinen Weg fort.

Als der Samurai in die Nähe des Ginkakuji kam, rief er: »Kura, wo bist du?«

»Hier sind wir.« Doch es war nicht die Stimme Kuras, eines anderen Gefolgsmanns des Fürsten Karasumaru, sondern die Jōtarōs. »Jōtarō! Bist du das?« »Ja!«

»Komm rasch herauf!« »Das geht nicht. Otsū kann nicht weiter.«

Der Samurai fluchte leise und schrie dann aufgeregt: »Kommt schnell! Ich habe Musashi gefunden! Mu-sa-shi! Wenn Ihr Euch nicht beeilt, verlieren wir ihn wieder!«

Jōtarō und Otsū befanden sich etwa zweihundert Schritt weiter abwärts. Ihrer beider Schatten, die wie ein einziger wirkten, krochen langsam auf den Samurai zu. Er schwenkte seine Fackel, um sie zur Eile anzutreiben, und bald hörte er Otsūs schweren Atem. Ihr Gesicht schien weißer als der Mond; in der schweren Reisekleidung machte die zierliche Gestalt einen zerbrechlichen Eindruck. Doch als das Licht auf sie fiel, waren ihre Wangen rosig überhaucht.

»Ist es wirklich wahr?« fragte sie keuchend.

»Ja, ich habe ihn selbst gesehen.« In drängendem Ton fuhr er

fort: »Wenn Ihr Euch beeilt, müßtet Ihr ihn noch einholen. Aber wenn Ihr trödelt ...« »In welche Richtung müssen wir denn?« fragte Jōtarō. Verzweifelt blickte er von dem erregten Mann zu der kränkelnden Frau.

Otsūs Gesundheitszustand hatte sich keineswegs gebessert, doch als Jōtarō ihr die Nachricht von Musashis bevorstehendem Kampf brachte, hielt es sie nicht länger auf ihrem Lager. Sie schob alle Bedenken beiseite, band sich das Haar hoch, schnürte ihre Strohsandalen und verließ Fürst Karasumarus Haus. Als dem Fürsten klar wurde, daß sie sich nicht zurückhalten ließ, versuchte Karasumaru mit aller Macht, ihr zu helfen. Er nahm das Unternehmen selbst in die Hand, und während Otsū sich zum Ginkakuji schleppte, schickte er seine Männer aus, um die verschiedenen Wege, die nach Ichijōji führten, auszukundschaften. Seine Gefolgsleute liefen sich die Füße wund und waren schon schon drauf und dran aufzugeben, als sie endlich eine Spur fanden.

Der Samurai zeigte auf den Gipfel, und entschlossen begann Otsū den Aufstieg.

Jōtarō fürchtete, sie könne zusammenbrechen, und fragte alle paar Schritte: »Ist alles in Ordnung? Schafft Ihr es?«

Sie gab keine Antwort, ja sie hörte ihn nicht einmal. Ihre schwachen Kräfte konzentrierten sich einzig auf das Bedürfnis, Musashi zu erreichen. Ihr Mund war völlig ausgetrocknet, doch über ihre aschfahle Stirn rann kalter Schweiß.

»Das muß der richtige Weg sein«, sagte Jōtarō in der Hoffnung, ihr Mut zuzusprechen. »Dieser Pfad führt auf den Hiei. Von jetzt an ist der Weg eben. Ihr braucht nicht mehr zu klettern. Wollt Ihr nicht eine Weile rasten?« Schweigend schüttelte sie den Kopf und klammerte sich fest an den Knüttel, auf den sie sich beide stützten. Sie rang nach Atem, als seien alle Mühen ihres Lebens in diesen einen Gang zusammengepreßt.

Nachdem sie fast eine Meile zurückgelegt hatten, rief Jōtarō:
»Musashi! Sen-sei!«

Seine kräftige Stimme machte Otsū Mut, doch dann erlosch plötzlich ihre Kraft. »Jō – Jōtarō!« flüsterte sie, ließ den Knüttel fahren und sank am Wegrand ins Gras. Das Gesicht zu Boden gerichtet, führte sie ihre zarten Finger zum Mund. Ihre Schultern zuckten krampfhaft.

»Otsū! Das ist Blut! Ihr spuckt Blut! Ach, Otsū!« Den Tränen nahe, legte er ihr den Arm um die Taille und richtete sie auf. Langsam schüttelte sie den Kopf. Da er nicht wußte, was er sonst tun sollte, klopfte Jōtarō ihr sanft auf den Rücken.
»Was kann ich für Euch tun?« fragte er. Sie antwortete nicht.

»Ich weiß! Wasser! Möchtet Ihr was trinken?« Sie nickte schwach. »Wartet! Ich hole Wasser.«

Er stand auf, sah sich um, lauschte und lief dann zu einer nahe gelegenen Schlucht, in der er Wasser plätschern hörte. Er fand auch bald einen Quell, der zwischen den Felsen hervorsprudelte. Als er sich niederbeugte, um mit den hohlen Händen Wasser zu schöpfen, da bannten die winzigen Krebse am Boden des kristallklaren Gewässers seinen Blick. Obwohl der Mond nicht direkt auf die Wasseroberfläche schien, spiegelte sich der nächtliche Himmel schöner darin, als die silbernen Wolken in Wirklichkeit waren. Jōtarō beschloß, selbst einen Schluck zu trinken, ehe er Otsū Wasser brachte. Auf den Knien liegend beugte er sich vor und reckte den Hals. Als sehe er eine Erscheinung, schnappte er vernehmlich nach Luft, und die Haare sträubten sich ihm. Ein Halbdutzend Bäume auf dem anderen Ufer spiegelte sich im Wasser, und unmittelbar daneben: Musashi.

Jōtarō meinte, seine Phantasie spiele ihm einen Streich, und die Erscheinung müsse sich jeden Augenblick auflösen. Doch das Bild verschwand nicht, und er hob zögernd den Blick.

»Ihr seid da!« rief er. »Ihr seid wirklich da!« Das klare

Spiegelbild des Himmels verschwand im aufgewühlten Schlamm, als Jōtarō aufgeregt ans andere Ufer watete. Sein Kimono wurde bis zu den Schultern naß. »Ihr seid da!« Er umklammerte Musashis Beine mit den Armen. »Nicht so laut!« flüsterte Musashi. »Es ist gefährlich, du mußt hier weg. Komm später wieder.«

»Nein! Ich habe Euch gefunden, und jetzt bleibe ich auch bei Euch!« »Leise! Ich habe deine Stimme gehört und mit Absicht hier gewartet. Jetzt geh und bring Otsū Wasser.« »Nun ist es verschlammt.«

»Da drüben ist noch ein Bach. Siehst du ihn? Hier, nimm das mit!« Damit reichte er ihm ein Bambusrohr hin.

Jōtarō hob den Blick und sagte: »Nein! Bringt Ihr es ihr!« So standen sie ein paar Sekunden, dann nickte Musashi und machte kehrt. Nachdem er das Rohr gefüllt hatte, trug er es zu Otsū. Sanft legte er den Arm um sie und hielt ihr das Rohr an die Lippen.

Jōtarō stand neben ihnen. »Schaut, Otsū! Es ist Musashi. Begreift Ihr denn nicht? Musashi!«

Nachdem Otsū von dem kühlen Wasser getrunken hatte, ging ihr Atem leichter. Doch sie blieb kraftlos in Musashis Armen liegen. Ihr Blick ging starr in die Ferne.

»Seht Ihr denn nicht, Otsū? Nicht mich, Musashi! Musashi ist es, der den Arm um Euch gelegt hat, nicht ich.«

Heiße Tränen quollen in ihren Augen auf und ließen sie schimmern wie kostbares Glas. Zwei leuchtenden Bächen gleich liefen sie ihr über die Wangen. Sie nickte.

Jōtarō war außer sich vor Freude. »Jetzt seid Ihr glücklich, nicht wahr? Das ist es doch, was Ihr gewollt habt, oder?« Und dann fuhr er zu Musashi gewandt fort: »Das hat sie immer und immer wieder gesagt: Was auch geschehe, sie müsse Euch unbedingt sehen. Auf keinen wollte sie hören. Bitte, sagt ihr, daß sie stirbt, wenn sie so weitermacht. Auf mich hört sie ja

nicht. Vielleicht tut sie, was Ihr sagt.«

»Es ist ja alles meine Schuld«, murmelte Musashi. »Ich werde sie um Verzeihung bitten und ihr sagen, sie soll besser auf sich achtgeben. Jōtarō ...« »Ja?«

»Würdest du uns wohl allein lassen – nur für einen Augenblick?« »Warum? Warum kann ich nicht hierbleiben?«

»Sei doch nicht widerborstig, Jōtarō«, bat Otsū. »Geh nur für ein paar Minuten. Bitte!«

»Na, schön.« Er konnte Otsū nichts abschlagen, selbst wenn er nicht begriff, um was es ging. »Ich geh rauf zum Gipfel. Ruft mich, wenn Ihr fertig seid.«

Otsūs Schüchternheit wurde durch Krankheit und Schwäche noch verstärkt, und sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Verlegen wandte Musashi sich ab. Ihm den Rücken zukehrend, starrte sie zu Boden, während er hinauf in den Himmel blickte.

Er fühlte instinktiv, daß es keine Worte gebe, um ihr zu sagen, wie es in seinem Herzen aussah. Alles, was geschehen war, seit sie ihn aus der Zeder befreit hatte, ging ihm durch den Kopf, und er erkannte die Reinheit der Liebe, die sie fünf Jahre lang nach ihm hatte suchen lassen.

Wer war stärker, wer hatte mehr gelitten? Otsū, in der eine Liebe brannte, die sie nicht verheimlichen konnte? Oder er, der seine Gefühle hinter einem steinernen Gesicht und die Glut seiner Leidenschaft unter einer schroffen Gebärde verbarg? Früher hatte Musashi gedacht, sein Weg sei der schmerzlichere, und zu dieser Meinung neigte er auch jetzt wieder. Und doch zeugte Otsūs Beständigkeit von Kraft und Unerschrockenheit. Den meisten Männern wäre die Last, die diese Frau trug, zu schwer gewesen. Sie muß sich nicht mehr lange so quälen, dachte Musashi. Der Mond stand tief am Himmel und verbreitete ein milchiges Licht. Die Dämmerung war nicht mehr fern. Bald würde der Mond untergehen, und

ihn, Musashi, würde der Berg des Todes verschlingen. In der kurzen Zeit, die ihm noch blieb, mußte er Otsū die Wahrheit sagen. Das war er ihr schuldig. Doch die Worte wollten ihm einfach nicht über die Lippen. Hilflos sah er zum Himmel hinauf, als erwarte er von dort Beistand.

Otsū sah starr zu Boden und weinte. In ihrem Herzen brannte eine Liebe, die so stark war, daß sie alle anderen Empfindungen verdrängt hatte. Grundsätze, Religion, Sorge um das eigene Wohlergehen, Stolz – alles verblaßte vor dieser allesverzehrenden Leidenschaft. Sie hatte gemeint, ihre Liebe müsse Musashis Widerstand überwinden. Aber jetzt, wo sie bei ihm war, fühlte sie sich hilflos. Sie konnte ihm nicht beschreiben, wie schmerzlich es war, fern von ihm zu sein, allein durchs Leben zu gehen, Todesqualen zu erleiden, weil er nichts für sie empfand. Hätte ich doch wenigstens eine Mutter, der ich all meinen Kummer anvertrauen könnte, dachte sie. Das Schweigen wurde unterbrochen von einem heiseren Schrei. Ein Gänseschwarm erhob sich und flog über die Berge hinweg.

»Die Gänse fliegen gen Norden«, sagte Musashi und empfand seine eigene Rede als belanglos. »Musashi ...«

Ihre Blicke trafen sich in der gemeinsamen Erinnerung an die Jahre im Dorf, da jeden Frühling und jeden Herbst die Gänse hoch über ihnen dahingeflogen waren.

Wie einfach damals alles gewesen ist, dachte Otsū. Matahachi brachte ich freundschaftliche Gefühle entgegen, für Musashi empfand ich Abneigung wegen seiner Ungeschlachtheit. Nie jedoch hatte ich Angst, ihm die Meinung zu sagen, wenn er mich kränkte. Beide dachten sie jetzt an den Berg, auf dem der Shippōji-Tempel stand, hoch über dem Ufer des Yoshino. Sie wußten beide, daß sie köstliche Augenblicke verschwendeten – Augenblicke, die nie wiederkehren würden. »Jōtarō hat gesagt, du bist krank. Ist es sehr schlimm?« »Nein, nichts Ernstes.« »Fühlst du dich schon besser?«

»Ja. Aber das ist unwichtig. Meinst du wirklich, du wirst heute getötet?« »Ich fürchte, ja.« »Wenn du stirbst, kann ich nicht weiterleben.«

Ein klares Licht trat in ihre Augen und ließ ihn spüren, wie schwach er war im Vergleich zu ihr. Um auch nur ein gewisses Maß an Selbstbeherrschung zu erreichen, hatte er jahrelang über die Frage nach Leben und Tod nachdenken, sich zur Ordnung rufen und zwingen müssen, die Härte der Erziehung zum Samurai auf sich zu nehmen. Otsū hingegen war ohne Übung und Selbstbeherrschung fähig, selbst dem Tod ins Auge zu sehen, wenn er ihn ereilte. Ihr Gesicht drückte ungetrübte Heiterkeit aus, ihre Augen verrieten ihm, daß sie weder die Unwahrheit sprach, noch einer Regung des Augenblicks nachgab. Sie schien geradezu glücklich über die Aussicht, ihm in den Tod folgen zu können. Beschämt fragte er sich, woher Frauen soviel Stärke schöpften.

»Sei nicht töricht, Otsū!« entfuhr es ihm. »Du hast nicht den geringsten Grund zu sterben.« Die Kraft seiner Stimme und die Tiefe seines Gefühls überraschten auch ihn selbst. »Mein Tod im Kampf gegen die Yoshioka wäre etwas ganz anderes. Für einen Mann, der vom Schwert lebt, ist es recht, durchs Schwert umzukommen. Außerdem habe ich die Pflicht, diese Feiglinge an den Weg des Samurai zu erinnern. Deine Bereitschaft, mir in den Tod zu folgen, rührt mich tief, doch was wäre damit bewirkt? Nicht mehr als durch den jämmerlichen Tod eines Wurms.«

Sie brach wieder in Tränen aus, und er bedauerte seine harten Worte. »Ich weiß jetzt, daß ich uns beiden all die Jahre über etwas vorgemacht habe. Ich wollte dich nicht hintergehen, als wir aus dem Dorf flohen oder als ich dich an der Hanada-Brücke widersah, und doch habe ich es getan, indem ich dir gegenüber den Kalten und Gleichgültigen spielte. Aber das waren nicht meine wahren Empfindungen. Bald werde ich tot sein. Laß mich dir jetzt die Wahrheit sagen. Ich liebe dich,

Otsū. Ich würde alles in den Wind schlagen und bis ans Ende meiner Tage gern mit dir zusammenleben, wenn nur ...«

Nach kurzem Innehalten fuhr er feurig fort: »Du mußt jedes Wort glauben, das ich dir jetzt sage. Ich spreche weder aus Stolz noch aus Verstellung so. Es hat Tage gegeben, da konnte ich meine Gedanken nicht sammeln, weil ich zu sehr mit dir beschäftigt war. Es gab Nächte, da ich nicht schlafen konnte, weil ich von dir träumte; heiße, leidenschaftliche Träume, Otsū – Träume, die mich fast wahnsinnig machten. Wie oft habe ich meine Decke umarmt, als wärest du es! Doch wenn mir ganz elend zumute war, habe ich mein Schwert aus der Scheide gezogen und es betrachtet; dann verflüchtigte sich der Wahnsinn, und mein erhitztes Blut kühlte sich ab.«

Otsū wandte ihm ihr Gesicht zu. Es war tränenüberströmt und strahlte doch hell wie die aufgehende Sonne. Sie wollte sprechen, doch als sie die Glut in seinen Augen sah, blickte sie verschämt zu Boden.

»Das Schwert ist meine Zuflucht. Jedesmal, wenn die Leidenschaft mich zu übermannen droht, zwingt mich die Gewalt zurück in die Welt der Schwertfechtkunst. Das ist mein Schicksal, Otsū. Ich werde zwischen Liebe und Selbstzucht zerrissen. Mir ist, als bewegte ich mich auf zwei Pfaden zugleich. Doch wenn sie zu weit auseinanderklaffen, schaffe ich es immer wieder, auf dem rechten Weg zu bleiben. Ich kenne mich besser, als jeder andere das vermöchte. Ich bin weder ein besonders begabter Mensch noch ein großer Mann.«

Er verstummte. Er wollte seine Gefühle aufrichtig zum Ausdruck bringen, doch ihm war, als verhüllten die Worte nur die Wahrheit. »Was soll ich dir noch sagen? Ich denke an mein Schwert, und du verschwindest in einem dunklen Winkel meines Geistes. Dann bin ich für einen Augenblick glücklich und zufrieden. Verstehst du das? Du hast gelitten für einen Mann, hast Leib und Seele für einen aufs Spiel gesetzt, der sein Schwert mehr liebt als dich. Und so sehr ich vor dir auf die

Knie fallen und dich um Verzeihung bitten möchte, ich kann es nicht.«

Ihre feinen Finger schlossen sich um sein Handgelenk. Er brach auf. Sie hielt ihn am Ärmel fest und rief: »Musashi, warte, nur noch einen Augenblick!« Es gab so viel, das sie ihm sagen wollte. Es machte ihr nichts aus, daß er sie vergaß, wenn er nicht bei ihr war; sie hatte sich keine Illusionen über sein Wesen gemacht, als sie sich in ihn verliebte. Ihre Augen suchten die seinen, bemüht, diesen letzten Augenblick zu verlängern.

Ihr stummes Flehen quälte ihn. Selbst in der Schwäche, die sie am Sprechen hinderte, lag Schönheit. Er fühlte sich wie ein Baum mit brüchigen Wurzeln, den ein wütender Sturmwind umtost.

Um das Schweigen zu brechen, fragte er: »Verstehst du mich?« »Ja«, hauchte sie schwach. »Vollkommen. Aber wenn du stirbst, werde auch ich sterben. Für mich bedeutet mein Tod genausoviel wie für dich der deine. Wenn du dem Ende gelassen entgegensehen kannst, kann ich das auch. Mich zertritt man nicht wie einen Wurm, und ich ertränke mich auch nicht aus Kummer. Ich muß über Leben und Sterben selbst entscheiden. Das kann kein Mensch mir abnehmen, nicht einmal du.«

Mit großer Kraft und Gelassenheit fuhr sie fort: »Wenn du mich in deinem Herzen als deine Braut betrachtetest, ist das genug. Es bedeutet Freude und Segen für mich ganz allein, ein Kleinod, das keine Frau auf der Welt besitzt außer mir. Du hast gesagt, du willst mich nicht unglücklich machen. Ich kann dir versichern, daß ich nicht am Unglück sterben werde. Es gibt Menschen, die mich für unglücklich halten, doch ich komme mir nicht im geringsten so vor. Mit Freuden harre ich des Tages, an dem ich sterben werde. Er wird kommen wie ein herrlicher Morgen, an dem die Vögel singen. Ich werde meinem Tode so glücklich entgegengehen, als wäre es meine

Traung.« Atemlos verschränkte sie die Arme vor der Brust und hob den Blick zum Himmel auf, eingesponnen in einen wunderbaren Traum. Der Mond verblaßte. Der Tag war noch nicht angebrochen, doch feiner Nebel stieg aus den Bäumen.

Ein grauenregender Schrei zerriß die Stille. Es klang wie der Ruf eines unheimlichen Vogels. Er kam von der Klippe, auf die Jōtarō gestiegen war. Aus ihrem Traum gerissen, richtete Otsū den Blick hinauf.

Musashi nutzte den Augenblick, um sich loszureißen. Mit einem erstickten Schrei lief Otsū ein paar Schritte hinter ihm her. Musashi stürmte weiter, doch dann drehte er sich noch einmal um und sagte : »Ich verstehe deine Gefühle, Otsū, doch bitte, stirb nicht als Feigling. Versinke nicht aus Kummer im Tal des Todes. Werde erst gesund, und dann geh mit dir zu Rate. Ich werfe mein Leben ja auch nicht nutzlos fort. Ich habe mich durchgerungen zu sterben, weil ich so das ewige Leben erringen kann. Bedenke stets das eine: Mein Körper mag zu Staub werden, dennoch werde ich leben.«

Er holte tief Atem und setzte warnend hinzu: »Hörst du mich? Wenn du versuchst, mir in den Tod zu folgen, könnte es sein, daß du allein sterben mußt. Du hältst dann im Jenseits vielleicht Ausschau nach mir, um festzustellen, daß ich nicht dort bin. Ich habe beschlossen, hundert oder gar tausend Jahre zu leben – im Herzen meiner Landsleute, in der Geschichte der japanischen Schwertfechtkunst.«

Er war außer Hörweite, als sie ihre Stimme wiederfand. Ihr war, als hätte ihre Seele sie verlassen, doch empfand sie das nicht als einen Abschied für immer, sondern so, als würden sie beide von einer mächtigen Woge des Lebens und des Todes verschlungen.

Erde und Steine prasselten von der Klippe zu ihr herunter. Gleich darauf tauchte Jōtarō auf, die groteske Maske vorm Gesicht, die er von der Witwe in Nara bekommen hatte.

Er warf die Arme hoch und rief: »So überrascht hat mich noch nichts im Leben!«

»Was ist geschehen?« flüsterte Otsū, die sich nur mühsam von dem Schock erholte, ihn mit der Maske zu sehen.

»Habt Ihr es denn nicht gehört? Ich weiß nicht, warum, aber plötzlich ertönte dieser furchtbare Schrei.«

»Wo warst du denn da? Hast du die Maske aufgehabt?« »Ich war oben auf der Klippe. Es führt ein Pfad hinauf, ungefähr so breit wie der hier vor Euch. Nachdem ich ein bißchen herumgeklettert war, fand ich einen schönen großen Felsen, setzte mich drauf und betrachtete den Mond.«

»Die Maske – hast du die aufgehabt?«

»Ja. Ich hörte Füchse heulen, und in meiner Nähe raschelten Dachse. Ich dachte, die Maske würde ihnen Angst einjagen und sie vertreiben. Dann hörte ich diesen grauenhaften Schrei, als käme er geradewegs aus der Hölle.«

Eine verirrte Hindin

»Warte auf mich, Matahachi. Warum mußt du so schnell laufen?« Osugi war völlig ausgepumpt und weit zurückgeblieben; sie konnte kaum noch japsen und hatte Geduld und Stolz längst aufgegeben.

Matahachi brummte, aber laut genug, daß man es hören konnte: »Erst kann sie die Herberge nicht schnell genug verlassen, und jetzt höre man sie sich an! jetzt kann sie besser reden als laufen.«

Bis zum Fuß des Daimonji waren sie auf ihrem Weg nach Ichijōji vorangekommen, doch jetzt, tief in den Bergen, waren sie verloren. Osugi wollte nicht aufgeben. »Wenn man hört, wie du auf mir herumhackst«, sagte sie mit einer Stimme wie

ein Reibeisen, »sollte man denken, du hegst einen furchtbaren Groll gegen deine eigene Mutter.« Als sie sich den Schweiß von der verrunzelten Stirn gewischt hatte, war Matahachi schon wieder weg.

»Warum läßt du dir nicht ein bißchen Zeit?« rief sie. »Laß uns hier ein wenig niedersitzen und ausruhen!«

»Wenn du alle zehn Schritte eine Rast einlegst, sind wir nicht vor Sonnenaufgang da.«

»Bis zum Sonnenaufgang ist noch lange hin. Für gewöhnlich habe ich mit einem Bergweg wie diesem keine Schwierigkeiten, aber ich merke, daß ich eine Erkältung bekomme.«

»Daß du im Unrecht bist, würdest du nie zugeben, stimmt's? Als ich in der Herberge den Wirt weckte, damit du nichts zu tun brauchtest, wolltest du keine Minute stillsitzen. Nicht mal trinken wolltest du etwas, vielmehr drängtest du und sagtest, daß wir ohnehin schon zu spät daran seien. Ich habe nicht einmal zwei Schluck trinken können, da hast du mich schon wieder hochgescheucht. Ich weiß, du bist meine Mutter – trotzdem ist es verflixt schwer, mit dir zurechtzukommen.«

»Ha! Immer noch wütend, weil ich nicht zulassen wollte, daß du dich sinnlos betrinkst? Ist es das? Warum legst du dir nicht ein bißchen Zurückhaltung auf? Wir haben Wichtiges vor heute.«

»Ach was! Schließlich haben wir nicht vor, das Schwert zu ziehen und die Sache selbst zu erledigen. Wir brauchen doch nichts weiter zu tun, als eine Locke von Musashi zu ergattern oder irgendwas von seinem Körper. Das ist doch nicht weiter schwer!« »Denk, was du willst! Was sollen wir darüber streiten? Gehen wir!«

Als sie wieder weitermarschierten, nahm Matahachi sein mürrisches Selbstgespräch wieder auf. »Das Ganze ist blanker Unsinn. Da holen wir uns eine Haarsträhne, um sie zu Hause

vorzuweisen als Beweis dafür, daß wir die große Mission unseres Lebens erfüllt haben. Die Strohköpfe daheim sind nie in den Bergen gewesen, folglich wird es sie tief beeindrucken. Ach, wie ich dieses Miyamoto hasse!«

Er hatte weder seine Vorliebe für den guten Sake aus Nara verloren noch für die hübschen Kyotoer Mädchen und eine Reihe anderer Dinge. Er war immer noch davon überzeugt, daß er sein Glück und seinen großen Aufstieg in der Stadt machen werde. Wer wollte etwa behaupten, daß er nicht doch eines Tages aufwachte und alles besaß, was er sich gewünscht hatte? Nie kehre ich in das unbedeutende Kaff zurück! gelobte er sich schweigend. Osugi, die wieder weit zurückgefallen war, ließ jetzt alle Würde fahren. »Matahachi!« rief sie quengelig-schmeichelnd. »Trag mich auf dem Rücken, ja? Bitte, nur eine kurze Strecke!«

Er runzelte die Stirn, sagte nichts, blieb aber stehen, damit sie nachkommen konnte. Just als sie bei ihm anlangte, erreichte ihr Ohr ein grauenhafter Schrei, der auch Jōtarō hatte hochfahren lassen. Mit fassungslosen Gesichtern standen sie regungslos da und lauschten angestrengt. Als Matahachi spornstreichs zum Rand der Klippe lief, rief Osugi ärgerlich: »Wo willst du hin?«

»Es muß von da unten kommen«, sagte er und verschwand hinter einem Felsen. »Bleib da! Ich sehe nach, wer es ist.«

Osugi hatte sich sehr schnell wieder gefaßt. »Du Tor!« rief sie. »Komm zurück! Komm auf der Stelle wieder her!«

Matachi gab nicht auf sie acht, sondern balancierte von einer Baumwurzel zur anderen, bis er den Grund der kleinen Schlucht erreicht hatte. »Du Narr! Du Hohlschädel!« schrie sie. Aber sie hätte genausogut den Mond anbellern können.

Matahachi rief ihr nochmals zu, sie solle bleiben, wo sie sei, doch war er schon so weit weg, daß Osugi ihn kaum noch hörte. Obwohl der Mondschein nicht durch das Laub drang,

gewöhnten sich seine Augen allmählich an das Dunkel. Er war auf einen der vielen Abkürzungswege gelangt, welche die Berge östlich von Kyoto kreuz und quer durchzogen. Als er einen Wildbach mit vielen kleinen Wasserfällen und Stromschnellen entlangging, stieß er auf eine Hütte, die vermutlich als Unterstand für Männer diente, die hier heraufkamen, um mit dem Speer Bergforellen zu fangen. Die Hütte war zu klein, als daß sie mehr als einem Menschen hätte Schutz bieten können, und offensichtlich war sie leer, doch dahinter entdeckte er eine sich duckende Gestalt, deren Gesicht und deren Hände leuchtend weiß waren. Es ist eine Frau, dachte er angenehm berührt und verbarg sich hinter einem großen Felsen.

Nach ein paar Minuten kroch die Frau hinter der Hütte hervor, trat an den Rand des Baches und schöpfte mit der Hand Wasser zum Trinken. Matahachi trat einen Schritt vor. Wie von einem tierischen Instinkt gewarnt, drehte sie sich verstohlen um und wollte entfliehen.

»Akemi!«

Sie schluckte das Wasser, das sie bereits im Mund hatte, hinunter und seufzte tief auf. »Ach, hast du mich erschreckt!« Dennoch klang es, als fiele ihr ein Stein vom Herzen.

Nachdem er sie von Kopf bis Fuß gemustert hatte, fragte Matahachi: »Was ist denn los? Was treibst du denn hier mitten in der Nacht und auch noch in Reisekleidung?« »Wo ist deine Mutter?«

»Da oben.« Er machte eine unbestimmte Handbewegung. »Sie ist bestimmt stinkwütend.« »Wegen des Geldes?«

»Ja, tut mir auch wirklich leid, Matahachi. Aber ich mußte in aller Eile fort und hatte nicht genug Geld, um meine Rechnung zu bezahlen – und auch nichts für die Reise. Ich weiß, es war nicht richtig, aber ich bin einfach in Panik geraten. Bitte, verzeih mir! Zwing mich nicht mitzukommen! Ich verspreche

dir, irgendwann gebe ich euch das Geld zurück.« Sie zerfloß in Tränen. »Wozu all diese Entschuldigungen? Ach, mir geht ein Licht auf: Du glaubst, wir sind hergekommen, um dich zu fangen!«

»Oh, ich mache euch ja keinen Vorwurf. Selbst wenn es nur der Einfall eines dummen Augenblicks war, ich bin mit dem Geld durchgebrannt. Und wenn ihr mich jetzt fangt und wie eine gemeine Diebin behandelt, habe ich es wohl nicht besser verdient.«

»Genauso würde meine Mutter es sehen, aber ich bin anders. Außerdem war es nicht viel. Wenn du es wirklich gebraucht hast – ich hätte es dir mit Freuden gegeben. Ich bin nicht wütend. Ich möchte nur wissen, warum du so überstürzt davon bist und was du hier oben machst.«

»Ich habe gelauscht, als du dich heute abend mit deiner Mutter unterhalten hast.«

»Ach? Über Musashi?« »Ja.«

»Und daraufhin hast du von einem Augenblick zum anderen beschlossen, nach Ichijōji zu gehen?« Sie antwortete nicht.

»Ach, das habe ich ja ganz vergessen!« rief er, als ihm einfiel, warum er eigentlich in die Schlucht heruntergestiegen war. »Bist du das gewesen, der vor wenigen Augenblicken so geschrien hat?«

Sie nickte und warf dann rasch einen ängstlichen Blick zum Hang über ihnen. Froh, daß dieser leer war, erzählte sie ihm, sie habe den Bach überquert und sei einen steilen Felsen hinaufgekllettert. Als sie aufblickte, habe ein unfäßlich böse aussehender Geist auf einer hochragenden Klippe gesessen, der den Mond angestarrt habe. Der Körper sei der eines Kobolds gewesen, doch das Gesicht das einer Frau, von unheimlicher Farbe, weißer als weiß, und mit einem Mund, der auf der einen Seite bis zum Ohr hin aufgerissen gewesen sei. Das Gesicht habe so grotesk über sie gelacht und habe sie so erschreckt, daß

sie drauf und dran gewesen sei, den Verstand zu verlieren. Sie sei erst wieder zu sich gekommen, als sie wieder am Grunde der Schlucht angekommen war.

Die Geschichte klang zwar widersinnig, doch sie erzählte sie todernst. Matahachi bemühte sich, höflich zuzuhören, doch bald konnte er sich vor Lachen nicht mehr halten.

»Ha, ha! Das hast du dir alles nur eingebildet. Wahrscheinlich hast du den Geist zu Tode erschreckt. Nein, du hast doch früher die Schlachtfelder durchstreift und nicht mal abgewartet, bis die Geister der Toten verschwunden waren, wenn du anfangst, die Leichen zu fleddern.« »Damals war ich doch noch ein Kind. Da habe ich noch nicht genug gewußt, um Angst zu haben.«

»Na, so jung warst du nun auch wieder nicht ... Ich nehme an, du verzehrst dich immer noch nach Musashi.« Nein ... Er war meine erste Liebe, aber ...« »Warum willst du dann nach Ichijōji?«

»Das weiß ich eigentlich selbst nicht. Ich dachte einfach, wenn ich hingeh, kann ich ihn sehen.«

»Du verschwendest nur deine Zeit«, sagte er mit Nachdruck, und er erklärte ihr dann, Musashi habe so gut wie keine Chance, lebend von diesem Treffen zurückzukommen.

Nach dem, was ihr Seijūrō und Kojirō angetan hatten, war der Gedanke an Musashi nicht mehr dazu angetan, Bilder jener Glückseligkeit zu beschwören, die sie einst mit ihm hatte teilen wollen. Da sie weder hatte sterben dürfen noch ein Leben gefunden hatte, das ihr zusagte, kam sie sich vor wie eine Seele in der Vorhölle – eine Hindin, die vom Rudel abgekommen ist und sich verlaufen hat.

Während er sie von der Seite betrachtete, fiel Matahachi betroffen die Ähnlichkeit ihrer beider Lagen auf. Akemi und er waren von ihren Grundfesten losgerissen worden. Irgend etwas in ihrem gepuderten Gesicht sagte ihm, daß sie einen Gefährten

suchte.

Er legte den Arm um sie, rieb die Wange an der ihren und flüsterte: »Akemi, laß uns nach Edo gehen!«

»Nach ... nach Edo? Du machst wohl Scherze«, sagte sie; gleichwohl riß die Vorstellung sie aus ihrer Trance.

Er faßte ihre Schultern fester und sagte: »Es muß nicht unbedingt Edo sein, aber alle Welt sagt, dies sei die Stadt der Zukunft. Osaka und Kyoto sind alt. Vielleicht ist das der Grund, weshalb der Shōgun im Osten eine neue Hauptstadt baut. Wenn wir jetzt dorthin gehen, müßte es eigentlich eine Menge guter Gelegenheiten geben, selbst für zwei verlorene Seelen, wie wir es sind. Komm, Akemi, sag, daß du mitkommst!« Das in ihrem Gesicht aufleuchtende Interesse ermutigte ihn, noch feuriger zu werden: »Wir könnten es uns schönmachen, Akemi. Wir könnten die Dinge tun, die wir tun wollen. Wozu leben, wenn man das nicht tun kann? Wir sind jung. Wir müssen lernen, unerschrocken und gewitzt zu sein. Keiner von uns wird es zu etwas bringen, wenn wir wie Schwächlinge handeln. Je mehr Mühe du dir gibst, gut und ehrlich und gewissenhaft zu sein, desto härter schlägt das Schicksal dir in die Zähne und lacht dich aus. Am Schluß weinst du dir das Herz aus dem Leib, und was bringt dir das ein? Schau, so ist es doch bei dir immer gewesen, hab' ich nicht recht? Du hast nichts weiter getan, als dich von deiner Mutter und ein paar brutalen Männern auffressen lassen. Von Stund an sollst *du* diejenige sein, die ißt, statt dich einfach verschlingen zu lassen.« Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Teehaus ihrer Mutter war ein Käfig gewesen, dem sie beide entflohen waren. Seither hatte die Welt sich ihr nur von der grausamen Seite gezeigt. Sie spürte, daß Matahachi stärker war und besser imstande, mit dem Leben fertigzuwerden, als sie. »Kommst du mit?« fragte er sie.

Obwohl sie wußte, daß es gewesen wäre, als wolle man ein niedergebranntes Haus mit der Asche wieder aufbauen, fiel es

ihr schwer, ihr Phantasiebild, ihren hinreißenden Wunschtraum aufzugeben, in dem Musashi ihr gehörte, ihr ganz allein. Schließlich nickte sie wortlos. »Dann ist es abgemacht. Laß uns gleich aufbrechen!« »Und was ist mit deiner Mutter?«

»Ach, die?« Verächtlich rümpfte er die Nase und warf einen Blick zur Klippe hinauf. »Wenn sie es schafft, irgend etwas in die Hand zu bekommen, das beweist, daß Musashi tot ist, wird sie nach Miyamoto zurückkehren. Sobald sie merkt, daß ich nicht mehr da bin, wird sie zweifellos wütend wie eine Hornisse. Ich höre schon jetzt, wie sie jedem, der es hören will, erzählt, daß ich sie am Berg zurückgelassen habe, damit sie stirbt, so wie man früher in einigen Landesteilen die alten Frauen weggeschickt hat. Aber wenn ich es im Leben zu etwas bringe, wiegt das alles auf. Wie dem auch sei, wir haben unseren Entschluß gefaßt. Gehen wir!« Er schritt aus, doch sie zögerte noch. »Matahachi, nicht in diese Richtung.« »Wieso?«

»Da müssen wir wieder an dem Felsen vorüber.«

»Ha, ha! Und den Kobold mit dem Frauengesicht sehen? Vergiß ihn! Jetzt bin ich bei dir. Oh, horch! Ist das nicht meine Mutter, die da ruft? Beeile dich, ehe sie kommt und nach mir sucht. Ich sage dir, sie kann wesentlich ungemütlicher werden als ein kleiner Geist mit einem furchterregenden Gesicht.«

Die Schirmtanne

Seufzend fuhr der Wind durch den Bambus. Obwohl es noch früh am Tag war, waren die Vögel schon wach und zwitscherten.

»Nicht angreifen! Ich bin's, Kojirō!« Nachdem er wie ein Dämon über eine Meile gerannt war, ging sein Atem jetzt keuchend, als er zu der Schirmtanne mit ihren weit ausladenden Ästen kam.

Die Gesichter der Männer, die aus ihrem Versteck kamen und ihn umringten, sahen vom Warten schon ganz stumpfsinnig aus. »Habt Ihr ihn nicht gefunden?« fragte Genzaemon ungeduldig. »Freilich habe ich ihn gefunden«, erwiderte Kojirō in einem Ton, daß sich die Augen aller auf ihn richteten. Er sah sich kühl um und sagte: »Ich habe ihn gefunden, und gemeinsam sind wir dann ein gutes Stück in Richtung Kamo gegangen, doch dann ...«

»... ist er weggelaufen!« rief Miike Jūrōzaemon.

»Nein!« erklärte Kojirō mit Nachdruck. »Seine Ruhe und das, was er gesagt hat, sprechen nicht dafür. Zuerst habe ich das auch geglaubt, doch dann bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß er nur versucht hat, mich loszuwerden. Wahrscheinlich hat er irgendeine List ersonnen, die er vor mir geheimhalten wollte. Ihr solltet in Eurer Wachsamkeit nicht nachlassen!« »Eine List? Was für eine List?«

Sie drängten sich näher heran, damit ihnen auch kein Wort entging. »Ich nehme an, er hat sich ein paar Leute zur Hilfe geholt. Wahrscheinlich war er gerade unterwegs, um sich mit ihnen zu treffen. Sie könnten jeden Augenblick hier angreifen.«

»Uh«, stöhnte Genzaemon. »Das klingt einleuchtend. Auf jeden Fall bedeutet das, daß es nicht mehr lange dauert, und sie sind hier.« Jūrōzaemon löste sich von der Gruppe und befahl, daß die Männer wieder ihre Posten bezogen. »Wenn Musashi angreift, während wir hier herumstehen«, warnte er sie, »haben wir das erste Scharmützel verloren. Wir wissen nicht, wie viele Männer er dabei hat, aber viele können es nicht sein. Es bleibt also bei unserem ursprünglichen Plan.« »Er hat recht. Wir dürfen uns nicht überrumpeln lassen.« »Wenn man des Wartens müde ist, macht man leicht einen Fehler. Seht Euch also vor!«

»Auf Euren Posten!«

Nach und nach verstreuten sie sich. Der Musketenschütze

ließ sich wieder auf einem der oberen Äste der Tanne nieder.

Kojirō, der bemerkte, daß Genjiro steif mit dem Rücken zum Stamm dastand, fragte ihn: »Müde?« »Nein!« erwiderte der Junge tapfer.

Kojirō gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Kopf. »Deine Lippen sind ganz blau. Du frierst ja. Als Vertreter des Hauses Yoshioka mußt du tapfer und stark sein. Gedulde dich noch ein wenig, und du wirst sehen, daß sich hier aufregende Dinge tun.« Und im Weggehen fügte er noch hinzu: »Jetzt muß auch ich eine gute Stelle finden.«

Der Mond hatte Musashi, seit er Otsū zurückgelassen hatte, begleitet. Jetzt versank er zwischen den Bergen, während die Wolken, die auf dem sechsenddreißigköpfigen Hügel ruhten, allmählich hochstiegen und darauf hindeuteten, daß der Tag bald anbrechen würde.

Musashi beschleunigte die Schritte. Unter ihm tauchte ein Tempeldach auf. Jetzt ist es nicht mehr weit, dachte er. Er hob den Blick und überlegte, daß vielleicht schon nach wenigen Atemzügen sein Geist sich den Wolken auf ihrem Weg nach oben anschließen würde. Für das Universum konnte das Ableben eines Menschen kaum mehr bedeuten als der Tod eines Schmetterlings, doch unter den Menschen war es möglich, daß es sich vielfältig auswirkte – im guten und im schlechten Sinn. Musashi aber ging es jetzt nur darum, wenn, dann einen heldenhaften Tod zu sterben. Der Laut rinnenden Wassers drang an sein Ohr. Er blieb stehen und kniete sich unter einem hochragenden Felsen hin, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser vom Bach und trank gierig. Die Zunge schmerzte, so frisch war das Wasser; er hoffte, dies sei ein Zeichen dafür, daß sein Gemüt ruhig und gefaßt war und sein Mut ihn nicht im Stich lassen würde. Er ruhte einen Moment aus und meinte, Stimmen zu hören, die ihn riefen. Otsū? Jōtarō? Daß Otsū es nicht sein konnte, wußte er; sie war nicht jemand, der die Beherrschung verlor und in einem

entscheidenden Augenblick wie diesem hinter ihm herjagte. Trotzdem hatte er den Eindruck, gerufen oder herbeigewunken zu werden. Er blickte sich mehrere Male um. Der Gedanke, daß er unter Einbildungen litt, hatte etwas Beunruhigendes. Aber er konnte es sich nicht leisten, noch mehr Zeit zu verschwenden. Wenn er zu spät kam, bedeutete dies nicht nur, daß er sein Versprechen nicht hielt, es würde sich vielmehr beträchtlich zu seinem Nachteil auswirken. Für einen einsamen Krieger, der versucht, es mit einer ganzen Horde aufzunehmen, so sagte er sich, ist die ideale Angriffszeit der kurze Zeitraum zwischen dem Verschwinden des Mondes und dem eigentlichen Hellwerden. Er erinnerte sich an die alte Weisheit: »Einen Feind draußen zu zerschmettern ist leicht, einen Feind im Inneren zu besiegen ist unmöglich.« Er hatte sich geschworen, Otsū aus seinen Gedanken zu verbannen, hatte ihr das sogar rundheraus gesagt, als sie sich vorhin an seinen Ärmel klammerte. Und doch wollte es ihm nicht gelingen, den Klang ihrer Stimme aus dem Ohr zu bekommen.

Er fluchte leise. »Ich führe mich auf wie eine Frau. Ein Mann, der Männerarbeit zu verrichten hat, darf nicht an so etwas Leichtfertiges wie Liebe denken.«

Er spornte sich selbst an und lief, so schnell er konnte. Dann plötzlich sah er unter sich ein weißes Band, das sich vom Fuß des Berges durch Bambus, Bäume und Äcker heraufwand: eine der Straßen nach Ichijōji. Er war nicht weiter als vierhundert Schritt von jener Stelle entfernt, wo die drei Straßen aufeinandertrafen. Durch den milchigen Dunst konnte er die weit ausladenden Äste der Tanne erkennen.

Jede Sehne angespannt, ging er in die Knie. Selbst die Bäume ringsumher schienen plötzlich in mögliche Gegner verwandelt zu sein. Flink wie eine Eidechse bog er vom Weg ab und strebte einer Stelle direkt oberhalb der Schirmtanne zu. Ein kalter Wind fuhr vom Berggipfel herunter und trieb den Nebel einer riesigen rollenden Woge gleich über Bäume und

Bambus hinweg. Die Zweige der Schirmtanne zitterten, als gelte es, die Welt vor einer dräuenden Gefahr zu warnen.

Mit zusammengekniffenen Augen konnte er gerade die Gestalten von zehn Männern erkennen, die regungslos und mit erhobenen Lanzen um die Fichte herum standen. Daß noch andere am Berghang lauerten, fühlte er, wenn er sie auch nicht sehen konnte. Musashi wußte, daß er die Schwelle zum Reich des Todes überschritten hatte. Schrecken und Ehrfurcht jagten ihm bis über den Handrücken eine Gänsehaut, und trotzdem ging sein Atem tief und regelmäßig. Bis zu den Zehenspitzen war er darauf eingestellt zu handeln. Während er langsam vorankroch, gruben sich seine Zehen mit der Kraft und der Sicherheit von Fingern in den Boden.

Ein Steinwall, der einst zu einer Festungsanlage gehört haben mochte, ragte in der Nähe auf. Einer plötzlichen Eingebung folgend, bahnte er sich zwischen den Felsen einen Weg zu der Erhebung, auf welcher die Festung gestanden hatte. Dort fand er ein Torii, ein steinernes Tempeltor, von dem aus man geradewegs auf die Schirmtanne hinunterblicken konnte. Hinter dem Torii stand in einem von immergrünen Bäumen geschützten Tempelbezirk das Gebäude eines Schreins.

Er hatte zwar keine Ahnung, welche Gottheit hier verehrt wurde, doch eilte er durch den Hain zum Eingang des Schreins und kniete davor nieder. Jetzt, da der Tod so nahe war, bebte sein Herz bei dem Gedanken an die Gegenwart der Gottheit. Der Schrein war bis auf eine heilige Lampe, die im Wind schwankte und auszugehen drohte, dunkel. Die Inschrift über der Tür lautete: »Hachiman-Schrein«.

Musashi zog Trost aus der Vorstellung, einen mächtigen Verbündeten zu haben. Wenn er nun den Berg hinunterstürmte, hatte er den Gott des Krieges hinter sich. Die Götter, das wußte er, unterstützten immer jene, die im Recht waren. Die Entdeckung dieser heiligen Stätte hatte in der Tat etwas

Glückverheißendes. Gleich hinter dem Eingang zum Schrein befand sich ein Steinbassin, in dem Bittsteller sich vor dem Beten waschen konnten. Er spülte sich den Mund und nahm dann noch einen Mundvoll, um Wasser auf seinen Schwertgriff und die Schnüre seiner Sandalen zu sprühen. Dergestalt gereinigt, schob er die Kimonoärmel hoch und befestigte sie mit Hilfe einer Lederschleife; dann legte er sich ein baumwollenes Stirnband um. Er ließ beim Gehen die Beinmuskeln spielen und legte die Hand an das Seil, das vom Gong über dem Eingang herunterhing. Wie es seit alters her Sitte war, wollte er den Gong anschlagen und ein Gebet zur Gottheit sprechen. Gerade noch rechtzeitig zuckte er mit der Hand zurück. Was mache ich nur? dachte er erschreckt. Das aus roter und weißer Baumwollschnur geflochtene Seil schien ihn einzuladen, es zu ergreifen, den Gong anzuschlagen und sein Bittgebet zu sprechen. Er starrte es an. Worum wollte ich denn bitten? fragte er sich. Wieso bin ich auf die Hilfe der Götter angewiesen? Bin ich nicht schon eins mit dem Universum? Habe ich nicht immer behauptet, ich müsse jederzeit bereit sein, mich dem Tod zu stellen? Habe ich mich nicht darin geübt, dem Tod gelassen und zuversichtlich gegenüberzutreten? Ohne zu überlegen, und trotz der Jahre des Übens und der Selbstzucht war er drauf und dran gewesen, um übernatürlichen Beistand zu bitten. Irgend etwas stimmte nicht, denn tief in seinem Inneren wußte er, daß die wahren Verbündeten des Samurai nicht die Götter waren, sondern der Tod. Gestern abend und heute am frühen Morgen war er fest davon überzeugt gewesen, sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt zu haben. Und doch war er nahe daran gewesen, alles zu vergessen, was er jemals gelernt hatte, und Hilfe von einer Gottheit zu erflehen. Voller Scham senkte er den Kopf und stand unbeweglich da wie ein Fels.

Was für ein Narr bin ich doch! Da habe ich mir eingebildet, Reinheit und Erleuchtung errungen zu haben, und trotzdem ist

immer noch etwas in mir, das danach verlangt weiterzuleben. Irgendein Wahn, der Gedanken an Otsū oder an meine Schwester in mir wach werden läßt. Irgendeine falsche Hoffnung, die mich dazu verleitet, mich an einen Strohalm zu klammern. Ein teuflisches Sehnen und Verlangen, das mich dazu bringt, mich selbst zu vergessen, und mich verleitet, mich hilfesuchend an die Götter zu wenden. Er war angewidert, entsetzt über seine Unfähigkeit, den Weg des Schwertes zu meistern. Die Tränen, die er in Otsūs Gegenwart hatte zurückhalten können, liefen ihm jetzt über die Wangen.

Das Ganze war unwillkürlich. Ich hatte nicht die Absicht zu beten, hatte ja nicht einmal gewußt, worum ich bitten sollte. Und doch – wenn ich Dinge unwillkürlich tue, dann ist es nur um so schlimmer.

Von Zweifeln geplagt, kam er sich töricht und klein vor. Hatte er denn jemals die Fähigkeiten besessen, ein Krieger zu werden? Hätte er wirklich jenen Zustand der Ruhe erreicht, nach dem es ihn verlangte, es hätte keine Notwendigkeit bestanden, zu beten und etwas zu erflehen – auch nicht unwillkürlich. In einem erschütternden Augenblick, unmittelbar vor dem Kampf, hatte er in seinem Herzen die Saat entdeckt, aus der Niederlagen erwachsen. Jetzt war es ihm unmöglich, den bevorstehenden Tod als den Höhepunkt im Leben eines Samurai zu betrachten.

Im nächsten Augenblick erfaßte ihn eine Welle der Dankbarkeit. Gegenwart und Großmut der Gottheit umgaben ihn. Noch hatte der Kampf nicht begonnen; die eigentliche Probe stand noch aus. Er war rechtzeitig gewarnt worden. Indem er seinen Fehler einsah, hatte er ihn überwunden. Der Zweifel verflog; die Gottheit hatte ihn zu diesem Schrein geführt, um ihn dies zu lehren.

Zwar glaubte er aufrichtig an die Götter, doch gehörte es für ihn nicht zum Weg des Schwertes, sich ihrer Hilfe zu versichern. Der Weg war eine letzte Wahrheit jenseits der

Götter und Buddhas. Er trat einen Schritt zurück, legte die Hände zusammen, und statt die Götter um Schutz zu bitten, dankte er ihnen für ihre Hilfe, die ihm gerade im richtigen Augenblick zuteil geworden war.

Nach einer raschen Verneigung eilte er aus dem Tempelbezirk den schmalen steilen Pfad hinunter. Es war ein Weg, den ein heftiger Regen innerhalb kürzester Zeit in einen reißenden Wildbach verwandeln konnte. Kiesel und Lehmbrocken stieben unter seinen Füßen davon, sonst war nichts zu hören. Als die Schirmtanne mit der weit ausladenden Krone wiederauftauchte, sprang er vom Pfad und kroch zwischen den Büschen weiter. Vom Tau waren seine Knie und seine Brust bald klitschnaß. Die Tanne stand nun nicht mehr als vierzig oder fünfzig Schritt unter ihm. Er konnte den Mann mit der Muskete in der Krone sehen.

Zorn wallte in ihm auf. »Feiglinge!« sagte er laut, daß man es fast hätte hören können. »All dies gegen einen einzigen Mann!«

In gewisser Weise tat ihm der Gegner, der zu solch verzweifelten Mitteln griff, sogar leid. Immerhin hatte er mit so etwas gerechnet. Da die anderen wohl davon ausgingen, daß er nicht allein kam, gebot ihnen die Klugheit, zumindest eine Schießwaffe dabeizuhaben, wahrscheinlich hatten sie sogar mehrere. Wenn sie auch noch Kurzbogen dabeihatten, versteckten die Bogenschützen sich vermutlich hinter den Felsen weiter unten. Einen großen Vorteil hatte Musashi: Sowohl der Schütze oben im Baum als auch die Männer unter der Schirmtanne wandten ihm den Rücken zu. Er bückte sich so tief, daß der Griff seines Schwertes über seinen Kopf hinausragte, und kroch, ja wand sich förmlich weiter. Dann lief er rund zwanzig Schritt ungedeckt.

Der Musketenschütze wandte den Kopf und rief: »Da ist er!« Musashi schoß weitere zehn Schritt voran, denn er wußte: Der Mann mußte sich erst umdrehen und zielen, dann erst konnte er

feuern. »Wo?« schrien die anderen unter der Tanne. »Hinter Euch ...« Die Antwort brach plötzlich ab.

Der Musketenschütze hatte mit seiner Waffe auf Musashis Kopf gehalten. Während die Funken von der Lunte sprühten, hatte Musashis Arm einen Bogen in der Luft beschrieben. Der Stein, den er schleuderte, traf die Lunte genau und mit ungeheurer Kraft. Der Schrei des Musketenschützen vermischte sich mit dem Lärm der brechenden Äste, als er herunterstürzte. Jetzt war Musashis Name auf aller Lippen. Keiner hatte sich die Mühe gemacht, die Lage zu durchdenken und sich vorzustellen, daß Musashi Mittel und Wege ersinnen könnte, ihren Kern als erstes anzugreifen. Die Verwirrung war entsprechend groß. In ihrer Hast, sich neu zu orientieren, rempelten die Männer sich gegenseitig an, sie verhedderten sich mit ihren Waffen, stolperten über des anderen Lanze und boten das Bild eines vollkommenen Durcheinanders. Dabei schrien sie wild durcheinander, und sie forderten sich gegenseitig auf, Musashi nicht entkommen zu lassen. Als sie sich endlich einigermaßen gefaßt hatten, daß sie einen Halbkreis bilden konnten, kam die Herausforderung: »Ich bin Miyamoto Musashi, Sohn des Shimmen Munisai aus der Provinz Mimasaka. Ich bin aufgrund der Abmachung hier, die wir vorgestern vor dem Tor zum Yanagimachi-Viertel getroffen haben. Genjirō, seid Ihr da? Ich bitte Euch, seid nicht so sorglos wie Seijūrō und Denshichirō vor Euch. Ich weiß, weil Ihr so jung seid, habt Ihr mehrere Männer zu Eurer Unterstützung bei Euch. Ich, Musashi, bin allein gekommen. Eure Männer können einzeln oder gemeinsam angreifen, ganz wie es ihnen beliebt. Und jetzt: Kämpft!«

Wieder eine Überraschung, wie sie größer nicht hätte sein können. Nicht einer von den Yoshioka-Leuten hatte erwartet, daß Musashi sie in aller Form herausfordern würde.

»Musashi, Ihr kommt reichlich spät!« ließ eine heisere Stimme sich vernehmen.

Viele machte Musashis Erklärung, allein gekommen zu sein, mutiger, doch Genzaemon und Jūrōzaemon, die das für einen Trick hielten, sahen sich suchend nach seinen eventuellen Helfern um.

Dem lauten Schwirren von einer Seite folgte unmittelbar darauf auf Musashis Seite das Aufblitzen seines Schwerts, das die Luft durchschnitt. Der Pfeil, mit dem ein Schütze auf sein Gesicht gezielt hatte, wurde in zwei Stücke zerschnitten: Eines fiel hinter ihm zu Boden, das andere landete neben seiner gesenkten Schwertspitze.

Oder vielmehr dort, wo diese eben noch gewesen war, denn Musashi fuhr los wie ein Wirbelwind. Sein Haar flatterte wie eine Löwenmähne, als er auf die schattenhafte Gestalt hinter der Schirmtanne zusprang. Genjirō schlang die Arme um den Stamm und schrie: »Helft mir! Ich habe Angst!«

Genzaemon sprang hinzu und heulte auf, als habe der Schwerthieb ihn getroffen. Aber es war bereits zu spät. Musashis Schwert riß ein zwei Fuß langes Stück Rinde vom Stamm, das mit Genjirōs blutigem Kopf zu Boden fiel.

Es war die Tat eines wütenden Dämons. Ohne sich um die anderen zu kümmern, war Musashi geradewegs auf den Knaben losgegangen. Und es schien, als habe er eben dies von Anfang an vorgehabt und nichts anderes.

Der Überfall war von einer unvorstellbaren Wildheit. Genjiros Tod verringerte die Kampffähigkeit der Yoshioka-Leute nicht im geringsten. Was bisher nervliche Erregung gewesen war, wurde zu mörderischer Raserei. »Ungeheuer!« schrie Genzaemon, das Gesicht leichenblaß vor Gram und Wut. Er stürzte auf Musashi los und schwang sein Schwert, das freilich für einen Mann seines Alters ein bißchen zu schwer war. Musashi machte mit dem rechten Bein einen Schritt zurück, beugte sich zur Seite und schlug nach oben, so daß er Genzaemons Ellbogen und Gesicht mit seiner Schwertspitze

traf. Es war unmöglich zu sagen, wer aufheulte, denn genau in diesem Augenblick kam ein Mann, der Musashi mit einer Lanze von hinten angegriffen hatte, vorgetaumelt und brach über dem alten Mann zusammen. Schon im nächsten Moment wurde ein von vorn kommender Schwertkämpfer von der Schulter bis zum Nabel gespalten. Sein Kopf sackte herunter, und die Arme erschlafften, während die Beine den leblosen Körper noch ein paar Schritt weitertrugen.

Die anderen Männer unter der Tanne schrien sich die Lungen aus dem Leib, doch ihre Hilferufe verloren sich im Wind und in den Bäumen. Ihre Kameraden waren zu weit entfernt, um sie zu hören, und sie hatten nicht gesehen, was geschehen war, da sie die Straße im Auge behielten. Die Schirmtanne mit der weit ausladenden Krone hatte seit Hunderten von Jahren dort gestanden. Sie war Zeuge gewesen, wie im zwölften Jahrhundert die geschlagenen Taira-Truppen von Kyoto nach Omi zogen. Ungezählte Male hatte sie erlebt, wie die Kriegerpriester vom Berge Hiei zur Hauptstadt hinunterritten, um Druck auf den Kaiserhof auszuüben. Ob aus Dankbarkeit für das frische Blut, das zu ihren Wurzeln hinuntersickerte, oder aber aus Schmerz über diese Schlächtereier – die Äste der Tanne regten sich im Wind, und Tautropfen rieselten auf die Männer unter der Krone. Der Wind entfachte eine Vielfalt von Lauten, denn nicht nur die Äste, auch der schwankende Bambus und das sich im nebligen Dunst wiegende hohe Gras ächzten und rauschten.

Mit dem Rücken gegen den Baumstamm, den zwei Männer mit ausgestreckten Armen nicht hätten umspannen können, nahm Musashi Kampfstellung ein. Obwohl der Baum einen idealen Rückenschutz bot, schien es Musashi für gefährlich zu halten, länger dort stehenzubleiben. Während er den Blick von der Spitze seines Schwertes abwandte und auf seine Gegner heftete, suchte er in Gedanken das Gelände fieberhaft nach einem besseren Standort ab.

»Schnell zur Schirmtanne! Zur Tanne! Dort findet der Kampf statt!« Sasaki Kojirō rief es auf der Erhebung, von der aus er das Schauspiel verfolgte. Seiner Aufforderung folgte ein ohrenbetäubender Knall aus der Muskete, und auch der letzte Samurai aus dem Hause Yoshioka begriff, was sich abspielte. Wie ausschwärmende Bienen verließen sie ihre Verstecke, um zur Wegkreuzung zu eilen. Kraftvoll sprang Musashi zur Seite. Nur wenige Fingerbreit von seinem Kopf entfernt bohrte die Kugel sich in den Baumstamm. In geschlossener Reihe schoben sich die sieben Mann, denen er gegenüberstand, ein paar Schritt zur Seite, um seiner veränderten Stellung Rechnung zu tragen. Ohne jede Vorwarnung stürzte Musashi sich, das Schwert in Augenhöhe, auf den äußersten Mann zu seiner Linken. Dieser – einer der Zehn Schwertkämpfer des Hauses Yoshioka – war völlig überrumpelt. Mit einem tiefen Entsetzensschrei fuhr er auf einem Fuß herum, jedoch nicht schnell genug, und auch er entging dem Schwerthieb nicht. Mit vorgestrecktem Schwert rannte Musashi weiter. »Laßt ihn nicht durch!«

Die anderen sechs hefteten sich an seine Fersen. Wieder hatte sie ein Überraschungsangriff in größte Verwirrung gestürzt. Wie der Blitz fuhr Musashi herum, schlug nun, von der Seite kommend, auf den nächststehenden Mann ein. Miike Jūrōzaemon, der erfahrene Schwertkämpfer, hatte dies erwartet und sich etwas Spielraum verschafft, so daß er schnell zurückspringen konnte. Die Spitze von Musashis Schwert streifte nur seine Brust. Die Art und Weise, wie Musashi seine Waffe gebrauchte, unterschied sich stark von der zu seiner Zeit üblichen Methode. Traf der Schlag nicht auf Anhieb, verpufften Schwung und Kraft des Schwertes üblicherweise gleichsam in der Luft, und der Schwertkämpfer mußte vor dem nächsten Schlag die Waffe wieder in die Ausgangslage bringen. Das jedoch war Musashi zu zeitraubend. Wann immer er seitlich zuschlug, geschah das Zurückholen der Waffe mit

einem zweiten, sich unmittelbar anschließenden Hieb. Einem Schlag nach rechts folgte so gleichsam noch mit demselben Schwung und im selben Bewegungsablauf ein Schlag nach links. An seiner Klinge blinkte dann das Licht zweimal auf, und die gekreuzten Lichtbahnen ähnelten zwei Kiefernadeln, die an einem Ende zusammenhängen.

Der unerwartete zweite Hieb durchschneidet, von unten kommend, Jūrōzaemons Gesicht und verwandelt seinen Kopf in eine große blutende Tomate.

Daß Musashi nie einen festen Lehrer gehabt hatte, schlug gelegentlich zu seinem Nachteil aus, doch gab es auch Situationen, in denen er von diesem Umstand profitierte. Eine seiner Stärken bestand darin, nie in die Gußform einer bestimmten Schule gepreßt worden zu sein. Vom traditionellen Standpunkt gesehen, besaß sein Stil keine erkennbare Form; er folgte weder Regeln noch geheimen Techniken. Da er ihn nach seiner eigenen Vorstellung geschaffen und nach seinen persönlichen Bedürfnissen ausgefeilt hatte, war sein Stil schwer zu erkennen und in bestimmte Kategorien einzuordnen. Mit konventionellen Methoden konnte man sich nur bis zu einem gewissen Grade wirksam gegen ihn verteidigen, allerdings mußte sein Gegner dann schon ein überaus geschickter Kämpfer sein. Jūrōzaemon hatte Musashis Kampfweise nicht erwartet. Jeder, der im Stil der Yoshioka-Schule kämpfte, ja wohl überhaupt jeder Kämpfer, der an einer Kyotoer Schule ausgebildet worden war, wäre ähnlich überrascht gewesen.

Hätte Musashi sich unmittelbar nach dem verheerenden Hieb, der Jūrōzaemon traf, auf die bunt zusammengewürfelte Gruppe gestürzt, die um die Schirmtanne versammelt war, er hätte gewiß in kurzer Zeit noch manchen von ihnen getötet. Statt dessen lief er in Richtung der Straßenkreuzung; als sie bereits glaubten, er wolle fliehen, fuhr er plötzlich herum und griff von neuem an. Bis sie sich von ihrer Überraschung erholt

und wieder zu einer Kampfgruppe aufgestellt hatten, war er abermals fort. »Musashi!« »Feigling!«

»Kämpft wie ein Mann!« »Noch sind wir nicht mit Euch fertig!«

Schmährufe gellten durch die Luft, und wütende Blicke drohten Musashi zu durchdringen. Die Männer waren vom Anblick und vom Geruch des Blutes berauscht; es war, als hätten sie ein ganzes Vorratshaus Sake leergetrunken. Der Anblick von Blut, der einen Mutigen besonnen macht, wirkt auf Feiglinge oft umgekehrt, und die Yoshioka-Leute schienen aus einem Meer von Blut aufzutauchen.

Musashi achtete nicht auf die Flüche. Er erreichte die Straßenkreuzung und stürmte augenblicklich den schmälsten der drei Wege entlang, der nach Shugakuin führte. Völlig ungeordnet zogen ihm die Männer entgegen, die an dieser Strecke lauerten. Musashi hatte noch keine vierzig Schritte zurückgelegt, da tauchten vor ihm die ersten auf. Allen Naturgesetzen entsprechend, wäre er nun bald zwischen diesen Leuten und seinen Verfolgern eingekeilt gewesen. Doch als die beiden Gruppen aufeinanderprallten, war er nicht mehr da.

»Musashi! Wo steckt Ihr!«

»Er ist hier entlang gekommen! Ich habe ihn gesehen.« »Er muß ja hier entlang gekommen sein!« »Er ist aber nicht hier!«

Musashis Stimme übertönte das verwirrte Gestammel. »Hier bin ich!« Aus dem Schatten eines Felsens sprang er hinter den Samurai auf die Mitte des Weges, so daß er jetzt alle Gegner vor und keinen hinter sich hatte. Wie vor den Kopf geschlagen von diesem blitzschnellen Stellungswechsel fuhren die Yoshioka-Kämpfer schnell herum und gingen auf ihn los, jedoch vermochten sie ihre Kraft auf dem engen Weg nicht gemeinsam und konzentriert einzusetzen. Bedenkt man, wieviel Raum ein Kämpfer braucht, um sein Schwert zu schwingen, wäre es sehr gefährlich gewesen, zu zweit

nebeneinander vorwärts zu stürmen.

Der erste Mann, der auf Musashi prallte, wankte zurück und drängte den ihm Folgenden rückwärts auf die anderen. Eine Weile stolperten sie hilflos hin und her, und sie verhedderten sich mit den Beinen. Obwohl sie von Musashis Schnelligkeit und Wildheit eingeschüchtert waren, faßten die Männer dank ihres Gemeinschaftsgefühls rasch wieder Zutrauen. Mit schrecklichem Gebrüll kamen sie langsam auf ihn zu, waren sie doch überzeugt, daß ein einzelner gegen sie nichts ausrichten konnte.

Musashi kämpfte wie ein Schwimmer, der sich mit gigantischen Wogen herumschlagen muß. Nach jedem Schlag ein oder zwei Schritte zurückweichend, konzentrierte er sich mehr auf die Verteidigung als auf den Angriff. Er verzichtete sogar darauf, mit seinem Schwert auf Männer einzuschlagen, die in seiner Nähe strauchelten und daher leichte Beute gewesen wären; denn dadurch hätte er nur wenig gewonnen, und hätte er das Opfer verfehlt, wäre er leicht den Lanzen seiner Gegner preisgegeben gewesen. Die Reichweite eines Schwertes konnte er genau abschätzen, die einer Lanze jedoch nicht.

Langsam zog er sich zurück, doch die Yoshioka-Leute setzten ihm erbittert nach. Sein Gesicht war jetzt bläulich-weiß; unvorstellbar, daß er noch normal atmete. Die anderen hofften, daß er einmal ausrutschen, daß er über eine Baumwurzel oder einen Stein stolpern würde. Gleichzeitig waren sie darauf erpicht, nicht zu nahe an diesen Mann heranzukommen, der gnadenlos um sein Leben kämpfte. Diejenigen, die ihm mit ihren Schwertern und Lanzen direkt gegenüberstanden, hielten sich immer zwei oder drei Handbreit zu weit von ihm entfernt.

Das Wiehern eines Packpferdes mischte sich in den Kampflärm. Im nahe gelegenen Weiler waren inzwischen die Menschen auf und kamen angerannt. Es war auch die Stunde, da die Frühaufsteher unter den Priestern mit stolz gestrafften

Schultern auf den Getas mit den hohen Stegen vom Berg Hiei herabkamen und vorüberklapperten. Während der Kampf weiter wogte, gesellten sich Holzfäller und Bauern zu den Priestern und Dorfbewohnern auf der Straße, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Eine weitere Schar von Zaungästen versammelte sich um den Schrein, wo Musashi sich auf den Kampf vorbereitet hatte. Der Wind hatte sich gelegt, und der Nebel hatte sich wie ein dichter weißer Schleier herabgesenkt. Doch unversehens hob er sich wieder und gestattete den Zuschauern einen klaren Überblick über das Kampfgeschehen.

Innerhalb der wenigen Minuten des Kampfes schien Musashis Aussehen sich vollkommen verändert zu haben. Das Haar klebte ihm am Kopf, es war blutbespritzt, und mit Blut vermischter Schweiß färbte sein Stirnband rosa. Er sah wie ein Dämon aus, der geradewegs aus dem Rachen der Hölle hervorstürmte. Er atmete mit dem ganzen Körper, und seine Brust, breit wie ein Schild, hob und senkte sich einem Vulkan gleich. Ein Riß in seinem Hakama entblößte eine Wunde am linken Knie. Die durchtrennten weißen Bänder, die tief in der klaffenden Wunde sichtbar wurden, waren wie die Samen eines aufgeschnittenen Granatapfels. Auch am Unterarm hatte Musashi eine Wunde davongetragen. Sie war zwar nicht gefährlich, doch tropfte Blut auf das Kurzsword, welches in seinem Obi steckte. Sein ganzer Kimono sah aus, als wäre er tief rot gemustert. Die Zuschauer, die ihn gut sehen konnten, schlugen vor Entsetzen die Hände vors Gesicht.

Viel grauenvoller freilich war der Anblick der Toten und Verwundeten, die er hinter sich ließ. Er setzte seinen taktischen Rückzug den Pfad hinan fort und erreichte schließlich ein Stück offenes Land, wo seine Verfolger vorschossen und zum gemeinsamen Angriff übergingen. Binnen weniger Sekunden hatte er vier oder fünf Männer niedergemacht. Sie lagen verstreut da, ein mahnendes Beispiel für die Schnelligkeit, mit

der Musashi zuschlug und weiterstürmte. Überall schien er zugleich zu sein.

Obwohl er sich stets behende wegduckte und obwohl er federnd hin und her sprang, hielt er sich dennoch an eine grundlegende Strategie: Nie griff er eine Gruppe von vorn oder direkt von der Seite an – immer nur schräg seitlich eine ungedeckte Ecke. Jedesmal, wenn mehrere Samurai geradewegs auf ihn zugestürmt kamen, schaffte er es, blitzschnell eine Ecke ihrer Formation anzuspringen, so daß er immer nur einen oder zwei Gegner gleichzeitig vor sich hatte. Auf diese Weise schaffte er es, sie immer in der annähernd gleichen Position zu halten. Irgendwann jedoch mußte auch seine Kraft erlahmen. Und zuletzt, fürchtete er, würden wohl auch seine Gegner eine Möglichkeit finden, dieser Art des Angriffs einen Riegel vorzuschieben. Sie brauchten sich nur in zwei größere Rotten aufzuteilen, um ihn gleichsam in die Zange zu nehmen. Das hätte für ihn höchste Gefahr bedeutet, und um dergleichen zu verhüten, mußte er alle Findigkeit aufbieten, deren er fähig war.

Plötzlich zog Musashi sein Kurzsword und kämpfte nun mit beiden Händen. Während das lange Schwert in seiner Rechten bis ans Heft mit Blut beschmiert war, glänzte das kurze in seiner Linken noch frisch. Und auch als es beim ersten Zuschlagen ein Stück Fleisch wegfraß, blitzte es weiterhin blutdürstend. Musashi selbst war sich noch gar nicht ganz im klaren, daß er es gezogen hatte, wiewohl er es genauso schlagkräftig führte wie das Langsword.

Zwischen den Schlägen streckte er das Schwert in der Linken gerade von sich, so daß die Spitze dem Gegner direkt ins Auge zielte. Das Langsword in der Rechten dagegen hielt er so, daß es mit dem Ellbogen und der Schulter einen weitgespannten Bogen bildete und fast ganz außerhalb des Gesichtskreises seines Gegners war. Schob sich ein Gegner rechts von ihm heran, konnte er mit dem langen Schwert in der

Rechten zuschlagen, bewegte ein Angreifer sich jedoch nach links, konnte Musashi mit dem Kurzsword eine Seitwärtsbewegung vollführen, und der Gegner saß zwischen beiden Schwertern in der Falle. Frontal konnte er einen Kämpfer mit der kürzeren Waffe in Schach halten und – ehe der andere Zeit hatte auszuweichen – mit dem Langsword angreifen. In späteren Jahren erhielt diese Kampfweise allgemein den Namen »Zwei-Schwerter-Technik bei zahlenmäßig überlegenen Gegnern«, doch im Augenblick kämpfte Musashi unwillkürlich aus innerem Antrieb heraus auf diese Weise.

Den Yoshioka-Leuten dagegen – von den Zehn Schwertkämpfern bis hinunter zu den jüngsten Schwertschülern – waren die Theorien der Acht Kyotoer Stilrichtungen gründlich eingetrichtert worden. Einige waren sogar einen Schritt weitergegangen und hatten eigene stilistische Variationen hinzuentwickelt. Obwohl es sich bei ihnen um vorzüglich ausgebildete und zuchtvolle Kämpfer handelte, gelang es ihnen nicht, einen Schwertkämpfer wie Musashi auszuloten, der sein Leben als Asket in den Bergen zugebracht und sich den Gefahren und Widrigkeiten der Natur genauso ausgesetzt hatte wie den Bedrohungen, die von den Menschen ausgehen. Für die Yoshioka-Leute war es unfassbar, daß Musashi trotz des stoßweise gehenden Atems, trotz seines aschgrauen Gesichts, seiner tränenden Augen und des über und über mit Blut bespritzten Körpers immer noch in der Lage war, seine beiden Schwerter so gekonnt zu handhaben. Musashi kämpfte weiter wie ein Gott des Feuers und der Raserei. Die anderen waren zu Tode erschöpft, und ihre Versuche, diesem blutigen Dämon die Klinge in den Leib zu rammen, muteten allmählich aberwitzig an.

Von einem Augenblick zum anderen steigerten sich das Getöse und Getümmel des Kampfes. »Lauft!« schrien hundert Stimmen. »Ihr, die Ihr da ganz alleine kämpft, lauft!« »Lauft,

solange Ihr noch könnt!«

Die Zurufe schienen von den Bergen, von den Bäumen und den weißen Wolken droben zu kommen. Die Zuschauer sahen bangend, wie die Yoshioka-Leute Musashi von allen Seiten immer näher auf den Leib rückten. Die ihm drohende Gefahr ließ sie Partei ergreifen; sie wollten ihm beistehen, und sei es nur mit ihrer Stimme.

Doch ihre Warnungen machten keinen Eindruck auf Musashi. Er hätte es auch nicht gemerkt, wenn die Erde sich aufgetan oder der Himmel Blitze niedergeschleudert hätte. Das Kampfgetöse hatte seinen Höhepunkt erreicht, und die sechsendreißigköpfige Hügelkette wurde erschüttert wie bei einem Erdbeben.

Endlich schoß Musashi den Berghang hinauf wie ein wilder Eber. Im Handumdrehen hefteten sich fünf, sechs Männer an seine Fersen und versuchten verzweifelt, einen Hieb zu landen.

Mit böartigem Heulen fuhr Musashi plötzlich herum und ließ das Schwert in Schienbeinhöhe über den Boden schwirren. Wie vom Donner gerührt blieben die Samurai stehen. Ein Mann ließ seine Lanze niedersausen, mußte aber erleben, wie sie von einem mächtigen Gegenschlag mit dem Schwert in die Luft gewirbelt wurde. Die Yoshioka-Leute wichen zurück, Musashi schwenkte schreckenverkündend das Kurzsword mit der Linken und das Langsword mit der Rechten. Feuer und Wasser schienen sich zu vermischen, als er seinen Feinden hinter sich Einhalt gebot. Sie taumelten, duckten sich, strauchelten und wankten.

Dann war er wieder fort. Er hatte das offene Gelände, über das hinweg der Kampf getobt hatte, verlassen und war in ein grünes Gerstenfeld gesprungen. »Halt!« »Kommt zurück und stellt Euch!«

Die beiden Männer, die ihm nachgesetzt hatten, sprangen blindlings hinter ihm her. Eine Sekunde später gellten zwei

gräßliche Todesschreie zum Himmel, zwei Lanzen flogen durch die Luft und bohrten sich aufrecht mitten ins Feld. Wie eine riesige Schlammkugel arbeitete sich Musashi weiter hinten durch die Gerste. Schon jetzt war er hundert Schritt voraus, und es gelang ihm bald, den Abstand zu seinen Verfolgern zu vergrößern. »Er läuft zum Dorf.« »Er läuft zur Hauptstraße.«

In Wahrheit war Musashi am Ende des Feldes rasch die Böschung hinaufgekrochen, und er verbarg sich jetzt oben im Wald. Er beobachtete, wie seine Verfolger Abteilungen bildeten, um die Jagd in mehrere Richtungen fortzusetzen.

Es war ein sonniger Morgen, ein heller Tag, der sich kaum von einem anderen unterscheiden ließ.

Eine Opfergabe für die Toten

Als Oda Nobunaga angesichts der politischen Machenschaften der Priester die Geduld verlor, war er über das uralte buddhistische Heiligtum auf dem Berge Hiei hergefallen. In einer einzigen furchtbaren Nacht hatte er mit wenigen Ausnahmen dreitausend Tempel und Schreine in Flammen aufgehen lassen. Seither waren vier Jahrzehnte vergangen, und die Haupthalle sowie eine Anzahl kleiner Tempel auf dem Hiei hatte man wieder aufgebaut, doch die Erinnerung an diese Nacht hing wie ein Leichentuch über dem Berg. Das Heiligtum war seiner weltlichen Macht beraubt, und die Priester widmeten sich wieder ihren religiösen Obliegenheiten.

Auf dem südlichsten Gipfel mit dem Blick auf die anderen Heiligtümer und auf die Stadt Kyoto lag ein kleiner, abgeschiedener Tempel, der Mudōji hieß. Nur selten wurde hier die Stille von einem Laut durchbrochen, der weniger friedlich war als das Rauschen eines Bachs oder das

Gezwitscher der Vögel-Aus dem Tempelinneren drang eine Männerstimme. Sie rezitierte die Worte Kannons, der Göttin der Barmherzigkeit, die im Lotus Sutra überliefert sind. Gelegentlich verließ die Stimme den eintönigen Singsang, gleichsam als erinnere der Sänger sich plötzlich an das, was er tat, dann glitt sie unvermittelt wieder in die Gleichförmigkeit.

Über den lackschwarzen Boden des Korridors schritt ein weißgewandeter Priesterschüler und trug in Augenhöhe ein Tablett, auf dem das karge, fleischlose Essen stand, wie es für gewöhnlich in Klöstern gereicht wurde. Er betrat den Raum, aus welchem die Stimme kam, stellte das Tablett in eine Ecke, kniete höflich nieder und sagte: »Seid begrüßt, Herr!« Leicht vorgeneigt und ganz der Andacht hingegeben, hörte der Gast die Begrüßung des Jungen nicht.

»Herr«, sagte der Priesterschüler und hob die Stimme leicht an, »ich habe Euch das Mittagessen gebracht. Wenn es Euch recht ist, lasse ich es in der Ecke stehen.«

»Oh, vielen Dank«, erwiderte Musashi und richtete sich auf. »Das ist sehr freundlich von dir.« Er drehte sich um und verneigte sich. »Möchtet Ihr jetzt essen?« »Ja.«

»Dann werde ich Euch den Reis vorlegen.« Musashi nahm die Schale Reis in Empfang und aß. Der Priesterschüler starrte erst auf den Holzklotz neben Musashi und dann auf das kleine Messer daneben. Späne und Schnitzel von duftendem, weißen Sandelholz lagen umher.

»Was schnitzt Ihr?« fragte der Priesterschüler. »Es soll ein heiliges Bildnis werden.« »Ein Standbild des Buddha Amida?«

»Nein, ein Bild der Kannon. Leider verstehe ich nichts vom Schnitzen. Es sieht ganz so aus, als schnitte ich mich vor allem selbst.« Zum Beweis streckte er seine mit Schnittwunden übersäten Finger aus, doch den Jungen schien der weiße Verband an Musashis Vorderarm mehr zu interessieren. »Was machen Eure Wunden?« erkundigte er sich.

»Dank der guten Behandlung, die mir hier zuteil geworden ist, sind sie so gut wie verheilt. Bitte, richte dem Oberpriester aus, daß ich sehr dankbar bin.«

»Wenn Ihr ein Bildnis der Kannon schnitzt, solltet Ihr die Haupthalle aufsuchen. Dort steht eine Kannon-Statue von einem berühmten Bildhauer. Wenn Ihr wollt, führe ich Euch hin. Es ist nicht weit – höchstens eine halbe Meile oder so.«

Erfreut über das Angebot, beendete Musashi seine Mahlzeit, und dann machten die beiden sich auf den Weg zur Haupthalle. Musashi war in den zehn Tagen, die vergangen waren, seit er blutbedeckt und das Schwert als Krückstock benutzend hier eingetroffen war, nicht außer Haus gewesen. Kaum machte er jetzt die ersten Schritte, da entdeckte er, daß seine Wunden doch noch nicht so gut verheilt waren, wie er gedacht hatte. Sein linkes Knie schmerzte, und obwohl die Brise lind und angenehm kühl war, schien sie sich in die Fleischwunde am Arm hineinfressen zu wollen. Trotzdem war es angenehm im Freien. Die Blütenblätter, die von den sich sanft wiegenden Kirschbäumen herunterfielen, tanzten schneeflockengleich in der Luft. Der Himmel zeigte zwischen den Wolken das Azurblau des Frühsommers. Musashis Muskeln begannen zu schwellen, als wären sie Knospen, die aufbrechen wollten.

»Herr, Ihr erlernt die Kunst des Schwertfechtens, nicht wahr?« »Ja, das stimmt.«

»Warum schnitzt Ihr dann ein Kannon-Bildnis?« Musashi antwortete nicht sofort.

»Statt zu schnitzen, wäre es da nicht besser, Eure Zeit mit Fechtübungen zu verbringen?«

Die Frage schmerzte Musashi mehr als seine Wunden. Der Priesterschüler war etwa in Genjirōs Alter und ungefähr so groß wie der getötete Yoshioka-Sproß.

Wie viele Männer hatte er an diesem schicksalhaften Tag getötet oder verwundet? Er konnte nur raten. Er konnte sich

nicht einmal mehr klar entsinnen, wie er sich aus dem Kampf gelöst hatte und wie es ihm gelungen war, ein Versteck zu finden. Das einzige, woran er sich deutlich erinnerte und was ihn auch des Nachts noch nicht in Ruhe ließ, waren Genjirōs Entsetzensschrei und der Anblick seiner verstümmelten Leiche.

Und wieder, wie schon so oft in den vergangenen Tagen, dachte er an den Entschluß, den er in seinem Notizbuch festgehalten hatte: Nichts zu tun, was er später bedauern würde. Ging er davon aus, daß das, was er getan hatte, unabdingbar zum Weg des Schwertes gehörte, einer Dornenranke gleich, die auf dem erwählten Pfad lag, konnte er sicher sein, daß seine Zukunft trostlos und unmenschlich aussah.

In der friedlichen Atmosphäre des Tempels hatte sein Geist sich geklärt, und nachdem die Erinnerung an das vergossene Blut verblaßt war, wurde er vom Kummer um den Jungen überwältigt, den er erschlagen hatte. Er kam zurück zur Frage des Priesterschülers und sagte: »Stimmt es denn nicht, daß große Priester viele Buddha- und Bodhisattva-Statuen geschnitzt haben? Soviel ich weiß, sind eine ganze Menge davon hier auf dem Hiei von Priestern gefertigt worden. Was hältst du davon?«

Der Junge legte den Kopf schief und sagte unsicher: »Ich weiß es nicht genau, aber die Priester malen und schnitzen wirklich fromme Bilder.« »Laß dir erklären, warum. Wer einen Buddha schnitzt oder malt, kommt ihm näher. Ein Schwertkämpfer kann seinen Geist auf dieselbe Art reinigen. Wir Menschen sehen alle zum selben Mond auf – es gibt nur verschiedene Wege, um den ihm am nächsten gelegenen Gipfel zu erreichen. Manchmal, wenn wir von unserem Weg abirren, betreten wir den eines anderen, aber das letzte Ziel ist es, Erfüllung im Leben zu finden.«

Musashi hielt inne, als hätte er noch mehr zu sagen, doch der Priesterschüler lief voraus und zeigte auf einen nahezu vom

Gras verborgenen Stein. »Seht«, sagte er. »Diese Inschrift hier stammt von Jichin. Das war ein Priester – ein berühmter.« Musashi las die in den moosbedeckten Stein eingegrabene Inschrift:

Das Wasser des Gesetzes

Wird irgendwann seicht werden.

Bis eines Tages

Kalte, rauhe Winde

Die öden Gipfel des Hiei umstreichen werden.

Musashi war beeindruckt von der Prophetengabe des Verfassers. Die Winde um den Hiei waren seit Nobunagas erbarmungslosem Überfall in der Tat kalt und rauh gewesen. Es gingen Gerüchte um, daß manche unter den Geistlichen sich nach der alten Zeit zurücksehnten und von einem mächtigen Heer, von politischem Einfluß und besonderen Privilegien träumten. Tatsächlich wählten sie nie einen neuen Abt, ohne daß dabei viele Ränke geschmiedet und häßliche innere Zwiste ausgetragen wurden. Zwar war der heilige Berg für die Rettung der Sünder bestimmt, doch in der Wirklichkeit hing er, was das eigene Überleben betraf, von den Almosen und Schenkungen eben dieser Sünder ab. Alles in allem kein besonders glücklicher Zustand, überlegte Musashi.

»Gehen wir?« fragte der Junge ungeduldig.

Als sie weiterwandern wollten, kam einer der Priester vom Mudōji hinter ihnen hergelaufen. »Seinen!« rief er den Jungen. »Wohin gehst du?« »Zur Haupthalle. Der verehrte Gast wünscht die Statue der Kannon zu sehen.«

»Könntest du ihn nicht ein andermal hinbringen?«

»Verzeiht, daß ich den Jungen mitgenommen habe, obwohl er vermutlich zu tun hat«, sagte Musashi. »Nehmt ihn nur wieder mit zurück. Ich kann jederzeit allein zur Haupthalle gehen.«

»Ich bin nicht seinetwegen gekommen. Ich möchte, daß Ihr

mit zurückkommt, wenn Ihr nichts dagegen habt.« »Ich?«

»Ja. Es tut mir leid, Euch zu bemühen, aber ...«

»Werde ich von jemand gesucht?« fragte Musashi keineswegs überrascht. »Hm, na ja. Ich habe gesagt, Ihr wäret nicht da, doch sie sagten, sie hätten Euch gerade noch mit Seinen gesehen. Sie wollten unbedingt, daß ich Euch hole.«

Auf dem Rückweg zum Mudōji fragte Musashi den Priester, wer denn gekommen sei, und er erfuhr, daß die Besucher von einem anderen Untertempel waren.

Es waren etwa zehn Priester, in schwarze Gewänder gekleidet und mit braunen Bändern um die Stirn. Ihre zornigen Gesichter hätten ohne weiteres den gefürchteten Kriegerpriestern der Vergangenheit gehören können, jenen hochmütigen und böartigen Kraftprotzen in Geistlichenkleidern, deren Flügel man zwar gestutzt hatte, die aber gleichwohl inzwischen ihr Nest wieder aufgebaut hatten. Diejenigen, die Nobunagas Lektion nicht gelernt hatten, stolzierten mit geschwellter Brust und mit Schwertern an der Seite umher und spielten sich anderen gegenüber als Herren auf. Sie nannten sich Anhänger des buddhistischen Gesetzes, waren aber in Wirklichkeit gerissene Schurken.

»Da ist er!« sagte einer. »Der da?« fragte ein anderer verächtlich. Sie starrten Musashi unverhohlen feindselig an.

Ein stämmiger Priester winkte Musashis Begleitern mit der Lanze und sagte: »Ihr werdet nicht mehr gebraucht. Geht in den Tempel!« Und dann, äußerst barsch: »Seid Ihr Miyamoto Musashi?«

Seine Worte verrieten nicht einmal ein Mindestmaß an Höflichkeit. Ohne sich zu verneigen, antwortete Musashi daher äußerst wortkarg. Ein anderer Priester, der hinter dem ersten hervortrat, leierte eine Rede herunter, als lese er einen Text ab: »Ich werde Euch den Entschluß übermitteln, den das Tribunal des Enryakuji gefaßt hat. Er lautet folgendermaßen: ›Der Berg

Hiei ist ein reiner und heiliger Bezirk, der Menschen, die Groll und Feindseligkeiten gegen andere hegen, nicht als Zufluchtsstätte dienen soll. Desgleichen soll er auch kein Hort für niedriggesonnene Menschen sein, die sich auf unehrenhafte Auseinandersetzungen eingelassen haben. Das Mudōji ist angewiesen worden, Euch auf der Stelle des Berges zu verweisen. Mißachtet Ihr dieses Gebot, werdet Ihr im Einklang mit den Gesetzen des Klosters bestraft.«

»Ich werde tun, was das Kloster verlangt«, erwiderte Musashi sanft. »Da Mittag jedoch bereits vorüber ist und ich keinerlei Vorbereitungen getroffen habe, möchte ich um die Erlaubnis bitten, noch bis morgen früh bleiben zu dürfen. Des weiteren wüßte ich gern, ob diese Anweisung von den weltlichen Behörden kommt oder von der Geistlichkeit. Das Mudōji hat meine Ankunft gemeldet. Mir wurde gesagt, es bestünden keine Einwände dagegen, daß ich bliebe. Ich begreife nicht, wieso sich das plötzlich geändert hat.«

»Wenn Ihr das wirklich wissen wollt«, erwiderte der stämmige Priester, der zuerst gesprochen hatte, »werde ich es Euch sagen. Anfangs haben wir Euch gern unsere Gastfreundschaft zuteil werden lassen, weil Ihr ganz auf Euch allein gestellt gegen eine große Übermacht gekämpft habt. Später erreichten uns jedoch höchst nachteilige Berichte über Euch, die uns zwangen, unsere Entscheidung noch einmal zu überdenken. Jedenfalls sind wir zu dem Schluß gekommen, daß wir es uns nicht leisten können, Euch weiterhin Zuflucht zu gewähren.«

Nachteilige Berichte? dachte Musashi zornig. Das hätte er erwarten können. Er brauchte seine Phantasie nicht über Gebühr zu bemühen, um zu erraten, daß die Yoshioka-Schule ihn in ganz Kyoto verunglimpfte. Allerdings schien es ihm sinnlos zu sein, sich zu verteidigen. »Sehr wohl«, sagte er daher kalt. »Ich reise morgen früh ab. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.« Als er zum Tempeltor ging, fingen die Priester an,

über ihn zu munkeln. »Seht ihn Euch an, diesen Bösewicht.«
»Ein Ungeheuer!«

»Ungeheuer? Ein Einfaltspinsel – das ist er!«

Musashi drehte sich um und funkelte die Männer an. In scharfem Ton fragte er: »Was habt Ihr gesagt?« »Ach, Ihr habt es also gehört, nicht wahr?«

»Ja. Eines solltet Ihr wissen. Ich füge mich den Wünschen der Priesterschaft, aber ich lasse mich nicht von Euresgleichen verunglimpfen. Seid Ihr auf einen Streit aus?«

»Als Diener des Buddha suchen wir keinen Streit«, kam salbungsvoll die Antwort.

»Ich habe nur den Mund aufgemacht«, sagte einer, »und die Worte kamen ganz von allein.«

»Das muß die Stimme des Himmels gewesen sein«, sagte ein anderer. Im Handumdrehen hatten sie Musashi umringt, schimpften, hänselten ihn und spuckten ihn sogar an. Er war sich nicht sicher, wie lange er sich würde beherrschen können. Mochten die Kriegerpriester auch ihrer Macht verlustig gegangen sein, von ihrer Hochnäsigkeit hatten diese Nachfahren nichts eingeübt.

»Schaut ihn Euch an!« sagte einer der Priester hämisch. »Nach dem, was die Leute aus dem Dorf gesagt haben, hätte ich ihn für einen Samurai gehalten, der weiß, was er sich selbst schuldig ist. Jetzt sehe ich, daß er nichts weiter ist als ein hirnloser Flegel! Er wird nicht einmal wütend! Er bringt es nicht einmal fertig, für sich selbst zu sprechen.«

Je länger Musashi Schweigen bewahrte, desto bösartiger zerrissen sich die Priester das Maul. Schließlich stieg ihm doch die Röte ins Gesicht, und er sagte: »Habt Ihr nicht eben gesagt, die Stimme des Himmels könne aus einem Menschen sprechen?« »Ja. Was soll damit sein?«

»Wollt Ihr damit sagen, der Himmel habe gegen mich

gesprochen?« »Ihr habt unseren Beschluß vernommen. Habt Ihr immer noch nicht begriffen?« »Nein.«

»Was soll man von Euch schon erwarten! Hirnlos, wie Ihr seid, verdient Ihr unser Mitleid. Ich bin jedoch überzeugt, im nächsten Leben werdet Ihr zur Vernunft kommen.«

Als Musashi nicht darauf einging, fuhr der Priester fort: »Wenn Ihr den Berg verlaßt, solltet Ihr Euch vorsehen. Ihr habt nicht gerade Grund, auf Euren Ruf stolz zu sein.«

»Was spielt es für eine Rolle, was die Leute reden?« »Hört ihn Euch an! Er glaubt immer noch, im Recht zu sein.« »Was ich getan habe, war recht! Ich habe mich im Kampf gegen die Yoshioka-Leute keiner Niedrigkeit oder Feigheit schuldig gemacht.« »Was Ihr da redet, ist Unsinn.«

»Habe ich irgend etwas getan, dessen ich mich schämen müßte? Nennt mir auch nur ein Vergehen!« »Ihr besitzt die Stirn, das zu sagen?«

»Ich warne Euch. Über vieles kann ich hinwegsehen, aber ich lasse nicht zu, daß irgend jemand abträglich von meinem Schwert redet.« »Wohlan denn – sagt, ob Ihr mir eine Frage beantworten könnt! Wir wissen, daß Ihr tapfer gegen eine große Übermacht gekämpft habt. Wir bewundern Eure schiere Kraft. Wir preisen Euren Mut, es mit so vielen Männern aufgenommen zu haben. Aber warum habt Ihr einen Jungen ermordet, der erst dreizehn Jahre alt war? Wie konntet Ihr etwas so Unmenschliches tun, ein Kind abzuschlachten?«

Musashi erbleichte. Plötzlich zitterten seine Knie.

Der Priester fuhr fort: »Seijūrō ist Priester geworden, nachdem er seinen Arm verloren hat. Denshichirō habt Ihr gleich getötet. Genjirō war der einzige, der ihnen nachfolgen konnte. Indem Ihr ihn umgebracht habt, habt Ihr das Ende des Hauses Yoshioka besiegelt. Selbst wenn Ihr das im Namen des Wegs des Schwerts getan habt, es war grausam und unedel. Wollte man Euch als Ungeheuer oder Dämon beschreiben, man

täte Euch zuviel Ehre an. Haltet Ihr Euch etwa für einen Menschen? Bildet Ihr Euch ein, Ihr könntet gar als Samurai gelten? Gehört Ihr überhaupt in dieses große Land der Kirschblüte? Nein. Und das ist der Grund, warum die Priesterschaft Euch ausweist. Unter welchen Umständen auch immer – ein Kind zu erschlagen, ist unverzeihlich. Je stärker ein Samurai ist, desto sanfter und rücksichtsvoller ist er Schwachen gegenüber. Ein Samurai weiß, was Mitleid ist, und handelt danach. Und jetzt hebt Euch fort von hier, Miyamoto Musashi! So schnell Ihr könnt! Der heilige Berg Hiei weist Euch zurück.« Nun war ihr Zorn verraucht, und die Priester zogen geschlossen ab. Wiewohl Musashi den Schwall von Verwünschungen schweigend über sich hatte ergehen lassen, fühlte er sich nicht schuldig. Sie können sagen, was sie wollen, ich war im Recht, dachte er. Ich habe das einzig Mögliche getan, um meine Überzeugungen zu bewahren, und darin irre ich mich nicht. Er glaubte aufrichtig an die Gültigkeit seiner Grundsätze und die Notwendigkeit, ihnen treu zu bleiben. Nachdem die Yoshioka-Leute Genjirō zu ihrem Oberhaupt erkoren hatten, war ihm nichts anderes übriggeblieben, als Genjirō zu töten. Genjirō war ihr Anführer gewesen. Solange er am Leben blieb, war die Yoshioka-Schule unbesiegt. Musashi hätte zehn, zwanzig oder auch dreißig Kämpfer töten können – solange Genjirō nicht auch tot war, würden die Überlebenden immer behaupten, Sieger geblieben zu sein. Dadurch, daß er als ersten den Jungen getötet hatte, war Musashi Sieger geblieben. Er wäre es sogar auch dann geblieben, wenn er im Kampf das Leben gelassen hätte.

Nach den Gesetzen der Schwertfechtkunst war an seiner Logik nichts auszusetzen, und für Musashi galten diese Gesetze absolut. Gleichwohl beunruhigte ihn die Erinnerung an Genjirō zutiefst; sie nährte Zweifel, Kummer und Schmerz. Die Grausamkeit dessen, was er getan hatte, war abstoßend. Soll ich mein Schwert fortwerfen und leben wie ein

gewöhnlicher Mensch? fragte er sich nicht zum erstenmal. Die weißen Blütenblätter von den Kirschbäumen schaukelten in der klaren Luft des frühen Abends vereinzelt hernieder, und die Bäume sahen so verletzlich aus, wie er sich fühlte. Plötzlich war er Zweifeln gegenüber zugänglich, ob seine Lebensweise die richtige war. Wenn ich das Schwert aufgebe, könnte ich mit Otsū leben, dachte er. Doch dann erinnerte er sich an die Unbeschwertheit und Leichtlebigkeit der städtischen Bürger und an die Welt, in der Kōetsu und Shōyū lebten. »Das ist nicht meine Art zu leben«, sagte er laut und entschieden. Als er wieder in seinem Raum war, setzte er sich neben die Lampe und nahm die halbfertige Arbeit wieder auf. Es erschien ihm lebensnotwendig und von größter Wichtigkeit, das Bildnis der Kannon fertigzustellen. Ob es künstlerisch gelang oder nicht, war ihm einerlei; ihm war nur verzweifelt daran gelegen, hier etwas zurückzulassen, das den Geist des getöteten Genjirō trösten konnte. Die Lampe wurde schwächer. Musashi putzte den Docht. In der Totenstille des Abends war nichts zu hören außer dem Laut der winzigen Späne, die auf das Tatami fielen. Musashis Konzentration war vollkommen, sein ganzes Sein war ausschließlich auf das Holz gerichtet. Hatte er sich etwas vorgenommen, lag es in seiner Natur, sich in die Aufgabe zu versenken, bis sie vollendet war, egal, ob sie langweilte oder ermüdete. Die Töne des Lotus Sutra schwellen an und verebten. Jedesmal wenn er den Docht geputzt hatte, nahm er seine Arbeit von neuem mit Hingabe und Verehrung auf wie die alten Bildhauer, von denen es hieß, sie hätten sich dreimal vor Buddha verneigt, ehe sie ihr Stechisen ergriffen, um ein Bildnis zu schnitzen. Seine Kannon-Statue sollte ein Gebet sein um Genjirōs Wohlergehen in der nächsten Welt und in gewisser Weise eine demütige Rechtfertigung vor dem eigenen Gewissen.

Schließlich murmelte er vor sich hin: »Ich glaube, so geht es.« Als er sich streckte und die Statue noch einmal kritisch

musterte, schlug die Glocke in der östlichen Pagode die zweite Nachtstunde. Es war höchste Zeit, sich beim Oberpriester zu verabschieden und ihm die Statue anzuvertrauen. Sie war zwar sehr grob geschnitzt, aber er hatte seine Seele in das Bildnis gelegt, als er Tränen der Reue im Gedenken an den toten Jungen vergoß. Kaum hatte er den Raum verlassen, kam Seinen hereingeschlüpft, um den Boden aufzufegen. Als er damit fertig war, legte er Musashis Schlafmatte zurecht und schlenderte, den Besen geschultert, zurück in die Küche. Ohne daß es Musashi gemerkt hatte, war, während er noch schnitzte, katzengleich eine Gestalt in den Mudōji geschlüpft durch Türen, die nie verriegelt wurden. Sie wartete auf der Veranda, und nachdem Seinen außer Sicht war, wurde das Shōji lautlos auf und genauso lautlos wieder zugeschoben. Musashi kehrte mit seinen Abschiedsgeschenken zurück, einem Strohhut und einem Paar Strohsandalen. Er legte sie neben sein Kopfkissen, löschte die Lampe und kroch auf sein Lager. Die Außentüren standen offen, so daß ein leichter Luftzug durch die Korridore ging. Der Mond gab gerade so viel Licht, daß das weiße Papier des Shōji als matte graue Fläche zu erkennen war. Darüber schwankten die Schatten der Bäume wie sanfte Wogen auf einem ruhigen See.

Musashi schnarchte leise, und je tiefer er im Schlaf versank, desto gleichmäßiger ging sein Atem. Langsam bewegte sich der Flügel eines Wandschirms in der Ecke, und eine dunkle Gestalt kroch heimlich auf Händen und Knien herbei. Das Schnarchen verstummte, und die schwarze Gestalt drückte sich augenblicklich flach auf den Boden. Als der Atem wieder regelmäßig ging, kam sie Fingerbreit um Fingerbreit näher und paßte sich mit jeder Bewegung geduldig und vorsichtig dem Rhythmus des Atmens an. Völlig unvermittelt erhob sich der Schatten wie eine Wolke aus schwarzer Seide und stürzte sich mit dem Ruf: »Jetzt werde ich es dir zeigen!« auf Musashi. Ein Kurzschwert fuhr auf Musashis Hals zu, doch die Waffe flog

klirrend zur Seite und die schwarze Gestalt sauste durch die Luft. Mit Krachen landete sie am Shōji. Der Eindringling stieß einen lauten, klagenden Schrei aus, ehe er zusammen mit dem Shōji draußen ins Dunkel kollerte.

Im selben Augenblick, da Musashi die Gestalt von sich stieß, durchzuckte ihn der Gedanke, daß sie leicht wie ein Kätzchen war. Wiewohl der Kopf mit Tüchern verhüllt war, meinte er, flüchtig schlohweißes Haar gesehen zu haben. Er packte sein Schwert und lief auf die Veranda hinaus. »Halt!« rief er. »Da Ihr Euch die Mühe gemacht habt, eigens hierherzukommen, gebt mir die Möglichkeit, Euch gebührend zu begrüßen.« Er sprang auf die Erde hinunter und lief dem Geräusch der sich eilends entfernenden Schritte nach. Aber so ganz ernst nahm er die Angelegenheit nicht. Nach ein paar Sekunden blieb er stehen und beobachtete lachend, wie ein paar Priester im Dunkel verschwanden.

Osugi war hart auf dem Boden gelandet und stöhnte vor Schmerz. »Aber Großmutter, Ihr seid es!« rief er. Seine Überraschung, daß es sich bei demjenigen, der ihn überfallen hatte, weder um einen Yoshioka-Schüler noch um einen der erzürnten Priester handelte, war groß. Er legte ihr den Arm um die Hüfte, um ihr aufzuhelfen.

»Jetzt geht mir ein Licht auf!« sagte er. »Ihr wart es, die den Priestern so viele schlimme Dinge über mich erzählt hat, nicht wahr? Und da die Geschichte von einer wehrhaften, rechtschaffenen alten Dame kam, glaubten sie jedes Wort; das kann ich mir lebhaft vorstellen.«

»Ach, wie mich der Rücken schmerzt!« Osugi ging auf seine Vorwürfe nicht ein. Sie rutschte verlegen hin und her, besaß aber nicht die Kraft, sich erfolgreich zu wehren. Mit schwacher Stimme sagte sie: »Musashi, da es nun mal soweit gekommen ist, hat es keinen Sinn, sich über Recht und Unrecht zu streiten. Das Haus Hon'idon hat kein Glück gehabt. Schlag mir jetzt einfach den Kopf ab!«

Musashi hatte nicht den Eindruck, daß sie übertrieb. Ihre Aufforderung klang durchaus wie das Wort einer Frau, die alles versucht hat, was in ihrer Macht steht, jetzt aber der ganzen Angelegenheit ein Ende setzen wollte. »Habt Ihr Schmerzen?« fragte er sie, da er sich weigerte, Osugis Aufforderung ernst zu nehmen. »Wo tut es denn weh? Heute nacht könnt Ihr hier bleiben, Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen.« Er hob sie hoch, trug sie ins Gebäude und legte sie auf seine Lagerstatt. Dann setzte er sich neben sie und wachte bei ihr die ganze Nacht. Als es hell wurde, brachte Seinen die Wegzehrung, um die Musashi gebeten hatte, sowie eine Nachricht vom Oberpriester, der sich für die rüde Verstoßung zwar entschuldigte, Musashi aber andererseits drängte, so schnell wie möglich aufzubrechen. Musashi ließ ihm ausrichten, er müsse sich jetzt noch um eine kranke alte Frau kümmern. Da die Priester Osugi nicht im Tempel behalten wollten, machte ihr Oberhaupt einen Vorschlag: Ein Kaufmann aus Horikawa bei Kyoto war mit einer Kuh zum Tempel gekommen und hatte diese dem Oberpriester anvertraut, da er noch etwas anderes zu erledigen hatte. Der Oberpriester bot Musashi jetzt das Tier an und sagte, er könne die Frau den Berg hinunter auf der Kuh reiten lassen. In Kyoto könne er die Kuh dann in einem Lagerhaus oder in einem Geschäft für den Kaufmann abgeben. Musashi nahm das Angebot dankbar an.

Der Milchkrug

Die Straße führte über eine Flanke des Hiei in die Provinz Omi hinunter. Musashi zog die Kuh an einem Strick hinter sich her und sagte freundlich über die Schulter: »Wenn Ihr wollt, können wir rasten. Es hat ja keiner von uns Eile.« Immerhin sind wir unterwegs, dachte Musashi. Osugi, die das Reiten auf Kühen nicht gewohnt war, hatte sich zuerst strikt geweigert,

das Tier zu besteigen. Es hatte seines ganzen Einfallsreichtums bedurft, sie zu überreden. Schließlich hatte er es mit folgendem Argument geschafft: Sie könne nicht auf ewig unter den nach strengen Regeln lebenden Mönchen bleiben.

Osugi hatte das Gesicht auf den Hals des Tieres gelegt, stöhnte vor Schmerz und rutschte unruhig hin und her. Jedesmal, wenn Musashi Besorgnis zeigte, erinnerte sie sich an ihren Haß und drückte ihm schweigend ihre Verachtung dafür aus, daß er, ihr Todfeind, sich um sie kümmerte. Er war sich sehr wohl bewußt, daß sie ihr Lebensziel darin sah, Rache an ihm zu nehmen, und doch war es ihm unmöglich, sie als Feindin zu sehen. Niemand – nicht einmal Gegner, die viel stärker waren als sie – hatten ihm jemals solche Schwierigkeiten bereitet. Ihre Ränke hatten ihn in seinem Heimatort an den Rand des Ruins gebracht; ihretwegen hatte man ihn im Kiyomizudera verhöhnt und mit Spott überschüttet; immer wieder hatte sie ihn zu Fall gebracht und seine Pläne vereitelt. Es hatte oft Augenblicke gegeben wie den in der vergangenen Nacht, da er sie verflucht hatte und nahe daran gewesen war, sie zu töten.

Doch er konnte es nicht über sich bringen, Hand an sie zu legen, vor allem jetzt nicht, wo sie kränkelte und ihr Feuer erloschen schien. Merkwürdigerweise bedrückte ihn ihr Schweigen, und er wünschte sich, sie möge wieder gesund werden, selbst wenn sie ihm dann noch größere Scherereien machen sollte.

»So zu reiten muß ziemlich unbequem sein«, sagte er. »Ertragt es nur noch ein wenig. Sobald wir in die Stadt kommen, werde ich mir was einfallen lassen.«

Nach Nordosten zu bot sich ein prachtvoller Blick. Heiter dehnte sich der Biwa-See unter ihnen, dahinter ragte der Ibuki auf, und vom Horizont grüßten die Gipfel der Provinz Echizen.

»Laßt uns eine Rast einlegen«, drängte Musashi wieder. »Es

wird Euch gleich bessergehen, wenn Ihr absteigt und Euch ein paar Minuten hinlegt.« Er band die Kuh an einen Baum und hob Osugi herunter.

Sie preßte das Gesicht auf den Boden, stieß seine Hände fort und stöhnte. Ihr Kopf glühte fiebrig, und das Haar war verklebt.

»Möchtet Ihr nicht einen Schluck Wasser?« fragte Musashi und rieb ihr den Rücken. »Ihr solltet auch etwas essen.« Eigensinnig schüttelte sie den Kopf. »Ihr habt seit gestern abend keinen Tropfen Wasser mehr getrunken«, erinnerte er sie. »Wenn Ihr so weitermacht, werdet Ihr noch kränker. Ich würde Euch ja gern Medizin holen, aber es sind keine Häuser in der Nähe. Warum nehmt Ihr nicht die Hälfte von meiner Wegzehrung?« »Wie abscheulich!« »Huh?«

»Lieber möchte ich auf dem Acker sterben und von den Vögeln gefressen werden, ehe ich so tief sinke, von meinem Feind Nahrung anzunehmen!« Sie schüttelte seine Hand ab und krallte sich im Gras fest.

Ob sie wohl je begreifen wird, daß alles nur ein Mißverständnis ist? dachte Musashi. Er behandelte sie so liebevoll, als wäre sie seine Mutter. Geduldig bemühte er sich, sie zu beruhigen, während sie unablässig stichelte und giftete.

»Aber Großmutter, Ihr wißt doch genau, daß Ihr nicht wirklich sterben wollt. Ihr müßt leben! Möchtet Ihr denn nicht dabeisein, wenn Matahachi endlich was aus sich macht?«

Sie bleckte die Zähne und fauchte: »Was geht dich das an? Matahachi wird es ohne deine Hilfe zu was bringen!«

»Davon bin ich überzeugt. Aber Ihr müßt wieder gesund werden, damit Ihr ihm Mut zusprechen könnt.«

»Du Heuchler!« schrie die alte Frau. »Du verschwendest nur deine Zeit, wenn du meinst, du könntest mir so lange schmeicheln, bis ich vergesse, wie sehr ich dich hasse.«

Musashi erkannte, daß sie jedes seiner Worte falsch auslegen würde. Daher erhob er sich und ging davon. Er setzte sich hinter einen Felsen und aß von den mit dunkler, süßlicher Sojabohnenpaste gefüllten, einzeln in Eichenblätter eingewickelten Reisbällchen. Die Hälfte ließ er übrig. Er hörte Stimmen, lugte um den Felsen und sah eine Frau vom Lande mit Osugi reden. Sie trug einen Hakama im Stil derer aus Ohara, und das Haar hing ihr offen auf die Schultern. Mit lauter, tragender Stimme sagte sie: »Ich habe eine Kranke im Haus. Es geht ihr zwar schon besser, aber sie würde noch schneller gesund werden, wenn ich ihr Milch zu trinken geben könnte. Darf ich die Kuh melken?«

Osugi hob den Kopf und blickte die Frau fragend an. »Wo ich herkomme, haben wir keine Kühe. Könnt Ihr wirklich Milch von dem Tier bekommen?«

Die beiden wechselten noch ein paar Worte, dann hockte die Frau sich hin, molk die Kuh und ließ die Milch in einen Sakekrug fließen. Als er voll war, stand sie auf, nahm den Krug fest unter den Arm und bedankte sich. »Ich werde mich jetzt auf den Weg machen«, sagte sie.

»Wartet!« Osugis Stimme klang wie ein Reibeisen. Sie streckte die Arme aus und blickte umher, um sich zu vergewissern, daß Musashi nicht hersehe. »Gebt mir ein wenig von der Milch. Nur einen Schluck, das genügt schon.«

Erstaunt sah die Frau zu, wie Osugi den Krug an die Lippen setzte, die Augen schloß und gierig trank, bis ihr die Tropfen übers Kinn rannen. Als Osugi den Krug absetzte, durchlief sie ein Schauer, und sie verzerrte das Gesicht, als müsse sie sich übergeben. »Was für ein abscheulicher Geschmack!« stieß sie hervor. »Aber vielleicht stärkt mich der Trunk. Trotzdem, diese Milch schmeckt scheußlich – schlimmer als Medizin.« »Stimmt etwas nicht? Seid Ihr krank?«

»Nichts Ernstes. Erkältet und ein bißchen Fieber.« Munter,

als ob alle Leiden von ihr abgefallen wären, stand sie auf, vergewisserte sich noch einmal, daß Musashi nicht hersah, trat näher an die Frau heran und fragte leise: »Wenn ich auf dieser Straße weitergehe – wohin komme ich dann?« »Nun, geradewegs hinunter in die Stadt.«

»Also nach Kyoto, nicht wahr? Gibt es denn keinen anderen Weg?« »Doch, schon – aber wohin wollt Ihr?«

»Das ist mir egal. Hauptsache, ich komme fort von diesem Bösewicht.« »Etwa tausend Schritt weiter zweigt in nördlicher Richtung ein Pfad ab. Schlagt den ein, und Ihr könnt die Stadt umgehen.«

»Wenn Ihr einem Mann begegnet, der nach mir sucht«, flüsterte Osugi verstohlen, »dann sagt ihm nicht, daß Ihr mich gesehen habt.« Sie schlurfte davon wie eine lahme Gottesanbeterin und stolperte unbeholfen an der Frau vorüber.

Musashi lächelte und kam hinter dem Felsen hervor. »Ich nehme an, Ihr wohnt hier in der Gegend«, sagte er freundlich. »Ist Euer Mann Bauer oder Holzfäller?«

Die Frau blickte ihn ängstlich an, doch schließlich antwortete sie: »O nein, ich komme von der Herberge oben am Paß.«

»Um so besser. Wenn ich Euch etwas Geld gebe – könntet Ihr dann eine Besorgung für mich machen?«

»Das könnte ich schon, aber ich habe eine Kranke im Haus zu pflegen.« »Und wenn ich die Milch hinbringe und dort auf Euch warte? Was meint Ihr dazu? Wenn Ihr jetzt gleich aufbrecht, seid Ihr vor Dunkelwerden wieder zurück.«

»Ja, das würde wohl gehen, aber ...«

»Keine Sorge. Ich bin nicht der Bösewicht, als den die alte Frau mich hingestellt hat. Ich habe nur versucht, ihr zu helfen. Wenn sie allein weiterkommt, habe ich keinen Grund, mir um sie Sorgen zu machen. Ich schreibe jetzt eine kurze Nachricht.

Die bringt Ihr zum Fürsten Karasumaru Mitsuhiro. Sein Haus liegt in Horikawa, im Norden von Kyoto.«

Er wählte einen Pinsel aus seinem Schreibkästchen und schrieb rasch die Worte auf, die es ihn seit seiner Genesung im Mudōji-Tempel Otsū zu sagen drängte. Nachdem er der Frau diesen Brief anvertraut hatte, bestieg er die Kuh und trottete davon. In Gedanken wiederholte er immer wieder, was er Otsū geschrieben hatte, und versuchte sich auszumalen, mit welchen Empfindungen sie seinen Brief lesen würde. »Und dabei dachte ich, ich würde dich nie wiedersehen«, murmelte er vor sich hin. Plötzlich kam Leben in ihn.

Wenn man bedenkt, wie schwach sie war, sann er weiter, dann könnte sie wieder das Lager hüten. Aber wenn sie meinen Brief erhält, wird sie aufstehen und zu mir kommen, so schnell sie kann; zusammen mit Jōtarō. Er trieb die Kuh nicht zur Eile an; das Tier blieb ab und zu stehen und fraß ein wenig Gras. Musashis Brief an Otsū war sehr schlicht, doch er war äußerst zufrieden damit: »An der Hanada-Brücke warst Du es, die auf mich gewartet hat. Laß es diesmal umgekehrt sein. Ich bin vorausgeeilt. In Seta werde ich auf Dich warten, und zwar an der Kara-Brücke. Sobald wir wieder vereint sind, werden wir über vieles sprechen.« Er lächelte vor sich hin und sann über all das nach, was er mit Otsū zu bereden hatte. Bei der Herberge angelangt, stieg er ab, nahm den Milchkrug fest in beide Hände und rief: »Ist jemand zu Hause?«

Musashi blickte sich um. Es war eine typische Landherberge mit einer offenen Freifläche unterm Dachüberstand für Reisende, die nur einen Tee trinken oder eine leichte Mahlzeit zu sich nehmen wollten. Im Innern befand sich ein Teeraum, von dem die Küche abgetrennt war. Die Gästezimmer lagen nach hinten hinaus. Eine alte Frau schichtete Holz in einen Lehmofen, auf dem ein irdener Wasserzuber stand.

Musashi nahm draußen auf einer Bank Platz. Die Alte schenkte ihm einen Becher lauwarmen Tee ein. Er erklärte ihr

seinen Auftrag und übergab ihr den Krug mit der Milch.

»Was soll das?« fragte sie und sah ihn mißtrauisch an.

Er meinte, sie sei vielleicht taub, und wiederholte noch einmal langsam, was er gesagt hatte.

»Milch, sagt Ihr? Milch? Wofür?« Verwirrt drehte sie sich um und rief ins Haus hinein: »Herr, könnt Ihr einen Augenblick herkommen? Ich weiß nicht, was die Botschaft dieses Fremden zu bedeuten hat.« Ein Mann kam gemächlich um die Hausecke. »Was gibt es denn?« Die Alte drückte ihm den Krug in die Hand, doch er beachtete sie gar nicht. Er hatte die Augen fest auf Musashi geheftet und starrte ihn fassungslos an.

Musashi war nicht minder überrascht. »Matahachi!« rief er. »Takezō!«

Die beiden liefen aufeinander zu und wären ums Haar zusammengestoßen. Musashi breitete die Arme aus, Matahachi tat das gleiche, und der Krug fiel in tausend Scherben zu Boden. »Wie viele Jahre haben wir uns nicht gesehen?« »Seit Sekigahara nicht mehr.«

»Fünf Jahre also!«

Sie schlossen einander in die Arme, der Milchduft umhüllte sie und weckte Erinnerungen an die Zeit, da sie als Kinder im heimatlichen Dorf von einem Krieger- und Heldenleben geträumt hatten.

»Du bist berühmt geworden, Takezō. Aber ich sollte dich wohl nicht mehr so nennen, sondern dich wie alle anderen als Musashi ansprechen. Ich habe allerlei Geschichten über deinen Sieg bei der Schirmtanne gehört – und auch über manchen Kampf, den du davor bestanden hast.«

»Bring mich nicht in Verlegenheit. Ich bin immer noch Anfänger. Nur scheint die Welt voll von Menschen zu sein, die weniger gut ausgebildet sind als ich. Sag, wohnst du hier?«

»Ja, seit ungefähr zehn Tagen. Ich bin von Kyoto fort und wollte nach Edo, doch es ist was dazwischengekommen.«

»Man hat mir erzählt, hier sei ein Kranker. O weh, der Krug! Ich hatte die Milch extra für den Kranken gebracht.« »Krank? O ja ... meine Reisebegleitung ...«

»Das tut mir leid. Aber es ist eine Freude, dich zu sehen. Die letzte Nachricht, die ich von dir erhielt, überbrachte mir Jōtarō, als ich nach Nara unterwegs war.«

Matahachi ließ den Kopf hängen und hoffte, Musashi würde die Prahlereien nicht erwähnen, mit denen er sich damals gebrüstet hatte. Musashi legte Matahachi die Hand auf die Schulter und fragte arglos: »Mit wem reist du denn?«

»Ach, niemand, der dich interessieren würde. Es ist nur ...« »Spielt keine Rolle. Laß uns irgendwohin gehen, wo wir uns unterhalten können.«

Als sie von der Herberge wegschlenderten, fragte Musashi: »Wovon lebst du jetzt eigentlich?« »Du meinst, was ich arbeite?« »Ja.«

»Ich besitze weder besondere Talente noch Fähigkeiten, und daher ist es schwierig, bei einem Daimyō eine Stellung zu bekommen. Ich mache eigentlich nichts Bestimmtes.«

»Soll das heißen, daß du die ganzen Jahre im Müßiggang verthan hast?« fragte Musashi, der nichts Gutes ahnte.

»Hör auf! Du weckst unangenehme Erinnerungen in mir.« Matahachi dachte zurück an die Tage am Ibuki. »Der größte Fehler, den ich je gemacht habe, war der, mich mit Okō einzulassen.«

»Setzen wir uns«, sagte Musashi, kreuzte die Beine und ließ sich ins Gras fallen. Zorn stieg in ihm auf. Warum mußte Matahachi sich ständig als minderwertig und unterlegen darstellen? Und warum suchte er die Schuld für sein Versagen bei anderen? »Geziemt es sich für einen Erwachsenen, so zu

reden?« fragte er streng. »Kein Mensch kann dir ein ehrbares Leben schaffen, das mußt du schon selbst tun.«

»Ich gebe zu, das war unrecht von mir, aber ... wie soll ich es ausdrücken? Es will mir nicht gelingen, mein Schicksal zu ändern.«

»Wenn du so denkst, kommst du nie weiter. Geh nach Edo, wenn du willst. Aber du wirst dort Menschen aus dem ganzen Reich finden, die alle gierig auf Geld und auf einen Posten sind. Du wirst dir niemals einen Namen machen, wenn du nur das tust, was auch die anderen tun. Du mußt einen Weg finden, dich auszuzeichnen – und von den anderen abzuheben.« »Ich hätte mich der Schwertfechtkunst verschreiben sollen, solange ich jung genug war.«

»Ich weiß nicht recht, ob das der richtige Beruf für dich wäre. Aber du stehst ja erst am Anfang. Vielleicht solltest du versuchen, Gelehrter zu werden. Ich nehme an, das wäre der beste Weg, um eine Stellung bei einem Daimyō zu bekommen.«

»Keine Sorge. Ich werde schon etwas finden.« Matahachi riß einen Grashalm aus und schob ihn zwischen die Zähne. Seine Scham bedrückte ihn sehr. Die Erkenntnis, daß er fünf Jahre im Müßiggang vertan hatte, war demütigend. Wenn er Geschichten über Musashis Ruhm gehört hatte, war es ihm meist leichtgefallen, sie abzutun. Doch als er ihm jetzt leibhaftig gegenüber saß, da spürte er die Kluft zwischen ihnen beiden. Angesichts der Würde Musashis fiel es Matahachi schwer zu glauben, daß sie einmal enge Freunde gewesen waren. Neidvoll erkannte Matahachi, daß er ihm einfach nicht das Wasser reichen konnte.

»Kopf hoch!« tröstete Musashi und schlug dem alten Freund auf die Schulter. Er spürte dessen Schwäche. »Was geschehen ist, ist geschehen. Vergiß die Vergangenheit«, riet er eindringlich. »Wenn du fünf Jahre versäumt hast, bedeutet das

doch nur, daß du fünf Jahre später anfängst. Außerdem sind diese fünf Jahre vielleicht eine bedeutende Lehre für dich gewesen.« »Ich empfand sie als großes Elend.«

»Ach, beinahe hätte ich's vergessen! Ich habe gerade deine Mutter verlassen.«

»Du hast Mutter gesprochen?«

»Ja. Ich muß schon sagen, ich begreife nicht, wieso du nicht mehr von ihrer Kraft und Zähigkeit geerbt hast.« Und bei sich dachte er, wie rätselhaft es doch sei, daß Osugi einen solch verweichlichten Sohn habe, der in Selbstmitleid bade. Am liebsten hätte er ihm tüchtig die Meinung gesagt und ihm klargemacht, daß er von Glück sagen könne, überhaupt noch eine Mutter zu haben. Er fragte sich, wie Osugis Zorn beschwichtigt werden könne, und blitzartig fand er die Antwort: Matahachi mußte etwas aus sich machen! »Matahachi«, sagte er feierlich. »Du hast so eine gute Mutter – warum versuchst du nicht, etwas zu tun, was sie glücklich macht? Ich habe keine Eltern mehr, aber ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß du deiner Mutter nicht so dankbar bist, wie du es sein solltest. Wenn ich eine Mutter hätte wie die deine, so würde ich alles daransetzen, mich ihrer würdig zu erweisen und etwas Bedeutendes zu schaffen. Ich stelle es mir herrlich vor, wenn jemand da wäre, um mein Glück mit mir zu teilen. Kein Mensch freut sich über die Leistungen eines Menschen so sehr wie dessen Eltern. Vielleicht hört sich das jetzt so an, als wollte ich dir Moral predigen. Aber das stimmt nicht. Ich bin ein Vagabund, und ich kann dir gar nicht sagen, wie einsam ich mich fühle, wenn ich etwas Wunderschönes sehe und mir plötzlich bewußt werde, daß niemand da ist, der zusammen mit mir den Anblick genießt.« Musashi hielt inne und ergriff die Hand seines Freundes. »Du weißt selbst, daß ich recht habe. Du weißt, ich spreche als dein Freund. Laß uns doch versuchen, den Geist wiederzubeleben, der uns beflügelte, als wir nach Sekigahara zogen. Zwar befinden wir uns jetzt

nicht im Krieg, aber das Ringen ums Überleben in einer friedlichen Welt ist nicht minder schwierig. Man muß kämpfen; man muß einen Plan haben. Wenn du es nur versuchen wolltest –ich würde alles tun, um dir zu helfen.«

Matahachis Tränen tropften auf die Hand seines Freundes, die die seine umfaßt hielt. Obgleich Musashis Worte den Predigten seiner Mutter ähnelten, deren er überdrüssig war, rührten ihn die Anteilnahme und Sorge des früheren Gefährten tief.

»Du hast recht«, sagte er und wischte sich die Tränen fort. »Danke. Ich will tun, was du sagst. Ich werde einen neuen Menschen aus mir machen. Als Schwertkämpfer hätte ich wohl wirklich keinen Erfolg. Ich will nach Edo gehen und mir dort einen Lehrer suchen. Und dann werde ich fleißig studieren. Ich schwöre es dir.«

»Ich werde mich nach einem guten Lehrer für dich umsehen und auch nach einem guten Herrn, für den du arbeiten kannst. Warum willst du nicht gleichzeitig studieren und arbeiten?«

»Das wäre ein richtiger Neubeginn. Aber da ist noch etwas, das mich quält.«

»Was denn? Ich sagte dir doch, ich tue alles, um dir zu helfen. Das ist das wenigste, womit ich versuchen kann wiedergutzumachen, daß ich deine Mutter so erzürnt habe.«

»Es ist mir peinlich, aber weißt du, meine Reisebegleitung ist eine Frau ... Und zwar nicht irgendeine Frau. Es ist ... ach, ich kann es dir nicht sagen.«

»Komm, sei ein Mann!«

»Aber nicht böse werden! Es ist jemand, den du kennst.«
»Wer?« »Akemi.«

Betroffen dachte Musashi: Mußte er denn ausgerechnet auf sie verfallen? Aber er beherrschte sich und schwieg.

Akemi war gewiß nicht so verderbt wie ihre Mutter,

zumindest noch nicht, aber sie schwebte gefährlich nahe am Abgrund – ein Vogel, der auf seinem Flug die Fackel der Zerstörung im Schnabel hielt. Abgesehen von dem Unglück mit Seijūrō hegte Musashi den Verdacht, daß Akemi eine intime Beziehung mit Kojirō hatte. Er fragte sich, welch widernatürliches Schicksal Matahachi Frauen wie Okō und Akemi in die Arme trieb.

Matahachi schloß aus Musashis Schweigen, daß Musashi eifersüchtig sei. »Bist du wütend? Ich habe dir ehrlich geantwortet, weil ich meine, ich sollte dir das nicht verheimlichen.«

»Du Einfaltspinsel – *du* bist es, um den ich mir Sorgen mache. Verfolgt dich seit deiner Geburt ein Fluch, oder suchst du das Unglück? Ich dachte, du hättest aus der Geschichte mit Okō gelernt.«

Daraufhin erzählte Matahachi ihm, wie ihn der Zufall mit Akemi zusammengebracht habe. »Vielleicht werde ich dafür bestraft, daß ich Mutter verlassen habe«, schloß er. »Akemi hat sich das Bein verletzt, als sie in die Schlucht fiel. Ihr Zustand verschlimmerte sich und ...« »Ach, da seid Ihr ja, Herr!« rief die alte Frau in breitem Dialekt. Sie legte die Hände auf den Rücken und schaute zum Himmel hinauf, als wolle sie nach dem Wetter sehen. »Die Kranke ist nicht bei Euch«, setzte sie nach einer Weile hinzu, und bei ihrer farblosen Sprechweise blieb es unklar, ob sie eine Frage stellte oder eine Feststellung machte.

Errötend fragte Matahachi: »Akemi? Ist ihr etwas zugestoßen?« »Sie ist nicht in ihrem Zimmer.« »Seid Ihr sicher?«

»Vor einer Weile war sie noch da, doch nun ist sie fort.« Sein sechster Sinn verriet Musashi, was geschehen war, doch sagte er nur: »Wir gehen besser nachsehen.«

Akemis Schlafmatte lag auf dem Boden ausgerollt, doch der

Raum war leer.

Matahachi fluchte und suchte vergeblich das Zimmer ab. Mit zornrotem Gesicht sagte er schließlich: »Kein Obi, kein Geld! Nicht mal ein Kamm oder eine Haarspange! Sie muß verrückt sein! Warum läßt sie mich denn einfach allein?«

Die alte Frau stand auf der Schwelle. »Schrecklich, so was zu tun«, murmelte sie vor sich hin. »Diese Frau – vielleicht sollte ich es nicht sagen – aber sie war nicht krank. Nur so getan hat sie, damit sie im Bett bleiben konnte. Ich mag zwar alt sein, aber so eine durchschaue ich allemal noch!« Matahachi lief ins Freie und starrte die staubige Straße hinunter, die sich den Berghang entlangzog. Die Kuh hatte sich unter einem Pfirsichbaum niedergelegt, dessen Blüten schon welk waren und abfielen. Mit einem langen, müde klingenden Muhen durchbrach sie das Schweigen. »Matahachi«, flehte Musashi eindringlich, »was nützt es, dazustehen und Trübsal zu blasen? Laß uns für sie beten, damit sie einen Ort findet, wo sie sich niederlassen und ein friedliches Leben führen kann.« Ein gelber Schmetterling wurde von einer kühlen Brise hoch in die Luft gewirbelt und taumelte über einen Felskamm.

»Was du mir versprochen hast, macht mich sehr glücklich«, sagte Musashi. »Es ist an der Zeit, alle Kraft aufzubieten und wirklich etwas aus dir zu machen.«

»Ja, das muß ich wohl«, murmelte Matahachi ohne große Begeisterung und biß sich auf die Unterlippe, um sein Zittern zu bezwingen.

»Höre«, sagte Musashi fröhlich, »für dich hat sich der Weg von selbst ergeben. Wohin immer Akemi sich wendet, du hast ein anderes Ziel. Geh jetzt, ehe es zu spät ist. Nimm den Weg dort unten zwischen den Tannen. Dann wirst du deine Mutter vor Dunkelwerden einholen. Und wenn du sie gefunden hast, laß sie nie wieder aus den Augen.«

Er brachte Matahachis Sandalen und Beinlinge heraus,

kehrte nochmals in die Herberge zurück und kam bald darauf mit seinen restlichen Sachen wieder.

»Hast du Geld?« fragte er. »Viel habe ich selbst nicht, aber ein wenig kann ich dir abgeben. Wenn du meinst, in Edo kannst du dein Glück finden, dann werde ich mit dir dorthin gehen. Heute abend muß ich an der Kara-Brücke in Seta sein. Halte dort nach mir Ausschau, sobald du deine Mutter gefunden hast. Ich verlasse mich darauf, daß du sie mitbringst.«

Nachdem Matahachi gegangen war, ließ Musashi sich im Teeraum nieder und wartete auf die Rückkehr der Frau, die den Brief zu Otsū trug. Er streckte sich auf einer Bank aus, schloß die Augen und begann zu träumen. Er sah zwei Schmetterlinge, die sich vom Wind treiben ließen und durch die verschlungenen Zweige einer Pinie gaukelten. Einen von beiden erkannte er ... Otsū. Als er erwachte, erleuchteten die schrägen Strahlen der Sonne die Rückwand des Teeraums. Er hörte eine prahlende Männerstimme: »Man mag es drehen und wenden, wie man will, es war eine kümmerliche Leistung.« »Ihr sprecht von den Yoshioka?« »Richtig.«

»Kempōs Ruf hat der Schule ohnehin ein zu hohes Ansehen gebracht. Es sieht so aus, als ob immer nur die erste Generation etwas taugt. Die zweite ist farblos, und in der dritten bricht alles auseinander. Man erlebt es nur selten, daß das Oberhaupt der vierten Generation an der Seite des Familiengründers begraben wird.«

»Ich möchte jedenfalls direkt neben meinem Urgroßvater bestattet werden.«

»Ihr seid auch nichts weiter als ein Steinmetz. Da mag das möglich sein. Ich hingegen spreche von berühmten Leuten. Wenn Ihr meint, daß ich unrecht habe, dann seht Euch an, was aus Hideyoshis Erben geworden ist.« Die Steinmetzen arbeiteten im Tal und kamen jeden Nachmittag gegen drei in

die Herberge, um eine Schale Tee zu trinken. Gerade hatte einer von ihnen, der in der Nähe von Ichijōji lebte, behauptet, er habe den Kampf bei der Schirmtanne von Anfang bis Ende gesehen. Da er die Geschichte schon ein dutzendmal zum besten gegeben hatte, konnte er sie jetzt mit anregender Beredsamkeit vortragen, Einzelheiten ausschmücken und Musashis Bewegungen treffend nachmachen.

Während die Steinmetzen hingerissen seinem Bericht lauschten, hatten draußen vier Neuankömmlinge Platz genommen: Sasaki Kojirō und drei Samurai vom Berg Hiei. Ihre finsternen Gesichter verunsicherten die Arbeiter, und ihr Gespräch sank zu einem Flüstern herab. Doch als immer häufiger Musashis Name fiel, wurden sie kecker, fingen an zu lachen und taten begeistert ihre Meinung kund.

»Was geht denn da vor? Du!« wandte Kojirō sich an einen Mann und deutete mit seinem Fächer auf ihn. »Du redest, als ob du große Ahnung hättest. Komm her! Ihr anderen auch! Ich tue euch schon nichts.« Als sie widerwillig näher kamen, fuhr er fort: »Ich habe gehört, wie ihr das Loblied von Miyamoto Musashi gesungen habt, und das hat mir gereicht. Was ihr da erzählt, ist Unsinn.«

Fragende Blicke und verwirrtes Gemurmel antworteten ihm. »Warum haltet ihr Musashi für einen so überragenden Schwertfechter? Du –du hast gesagt, du hättest ihn neulich kämpfen sehen. Aber laß dir versichern, ich, Sasaki Kojirō, habe ihn gleichfalls gesehen. Als offizieller Zeuge habe ich jede Einzelheit beobachtet. Später habe ich auf dem Hiei vor Priesterschülern einen Vortrag über den Kampf gehalten. Auch habe ich auf Einladung bedeutender Gelehrter verschiedene kleinere Tempel besucht und dort über den Kampf gesprochen. Im Gegensatz zu mir habt ihr keine Ahnung von der Schwertfechtkunst.« Kojirōs Stimme wurde herablassend. »Ihr habt nur gesehen, wer gewonnen und wer verloren hat, und jetzt schließt ihr euch der Herde derer an, die Miyamoto

Musashi loben, als sei er der größte Schwertkämpfer aller Zeiten. Für gewöhnlich würde ich mir nicht die Mühe machen, das dumme Gerede von Leuten, die nichts davon verstehen, zu korrigieren, aber diesmal habe ich das Gefühl, es tun zu müssen, weil mir scheint, eure irrigen Auffassungen könnten in der Gesellschaft Schaden anrichten. Außerdem möchte ich eure Irrtümer zurechtrücken zum Wohle dieser erlauchten Gelehrten, die mich heute begleiten. Macht also eure Ohren sauber und hört gut zu! Ich werde euch erzählen, was unter der Schirmtanne wirklich geschah und was für ein Mensch Musashi ist.« Zustimmendes Gemurmel kam von der Zuhörerschaft. »Zunächst einmal«, verkündete Kojirō großspurig, »wollen wir bedenken, um was es Musashi wirklich ging, was sein eigentliches Ziel war. Nach der Art zu urteilen, wie er dieses Gefecht herausforderte, kann ich nur sagen, daß er verzweifelt versuchte, seinen Namen hochzuspielen, sich einen Ruf zu schaffen. Dafür suchte er sich das Haus Yoshioka aus, die berühmteste Schule der Schwertfechtkunst in Kyoto, und brach geschickt einen Streit mit der Familie vom Zaun. Die Yoshioka-Schule fiel auf diesen Trick herein und wurde dadurch zu Musashis Sprungbrett zu Ruhm und Erfolg. Was er tat, war unredlich. Es war allgemein bekannt, daß die Glanzzeit von Yoshioka Kempō vorüber ist und es mit der Schule bergab ging. Sie war zuletzt wie ein halb vermoderter Baum, wie ein Leidender, der dem Tode nahe ist. Musashi brauchte nichts weiter zu tun, als einer leeren Hülle den letzten Stoß zu versetzen. Jeder andere hätte das auch vollbringen können, nur hat es niemand getan. Warum? Weil diejenigen, welche ›Die Kunst des Krieges‹ kennen, wußten, daß die Schule inzwischen machtlos war, weil sie Kempōs geehrten Namen nicht besudeln wollten. Musashi jedoch ließ es sich angelegen sein, einen Streit zu entfachen, Schilder mit der Herausforderung in den Straßen von Kyoto aufzustellen, Gerüchte in Umlauf zu setzen und schließlich ein

Riesenspektakel aus einem Sieg zu machen, den jeder einigermaßen begabte Schwertkämpfer auch hätte erringen können. Ich weiß nicht, womit ich anfangen soll, wenn es gilt, die billigen, feigen Listen aufzuzählen, auf die er zurückgriff. Denkt doch nur daran, daß er zweimal zu spät kam – sowohl zu seinem Kampf mit Yoshioka Seijūrō als auch zu dem mit Denshichirō. Statt sich seinen Gegnern standhaft bei der Schirmtanne zu stellen, kam er über Umwege und bediente sich der niedrigsten Kriegslisten. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß er als einzelner gegen viele gekämpft hat. Das stimmt zwar, gehört aber zu seinem teuflischen Plan, seinen Namen bekannt zu machen. Er war sich darüber im klaren, daß die Öffentlichkeit ihm Sympathie entgegenbringen würde, wenn er sich einem zahlenmäßig überlegenen Gegner stellte. Der Kampf selbst war kaum mehr als ein Kinderspiel. Musashi schaffte es mit seinen gerissenen Listen, sich eine Zeitlang zu behaupten, doch als sich die Gelegenheit zur Flucht bot, nahm er die Beine in die Hand. Gewiß, ich muß zugeben, daß er eine Art roher Kraft bewies. Aber das macht ihn noch lange nicht zum erlesenen Schwertkämpfer. Keineswegs. Den größten Ruhm hat Musashi sich durch seine schnelle Flucht erworben. Wenn es darum geht, das Weite zu suchen, kommt ihm so leicht keiner gleich.«

Die Worte quollen Kojirō aus dem Mund wie Wasser über einen Damm. »Leute, die sich nicht auskennen, meinen, es sei schwierig für einen einzelnen Schwertkämpfer, gegen eine große Zahl von Gegnern zu kämpfen, doch zehn Mann sind nicht notwendigerweise stärker als einer. Für den Geschulten kommt es nicht immer auf die Zahlen an.« Dann lieferte Kojirō eine gelehrte Kritik der Schlacht. Es war nicht schwer, Musashis Heldentat zu schmälern und herabzusetzen, denn bei all seinem Kampfesmut hätte jeder Beobachter, der etwas davon verstand, Schwächen in seiner Kampfweise aufzeigen können. Als er auf Genjirō zu sprechen kam, nahm Kojirōs

Stimme einen schneidenden Ton an. Er nannte den Mord an dem Jungen eine Ungeheuerlichkeit, einen Verstoß gegen das Ethos der Schwertfechtkunst, der in keiner Weise zu verzeihen sei, egal, von welcher Warte aus man ihn betrachtete.

»Noch ein Wort zu Musashis Wesen«, rief er schließlich empört und berichtete, er habe vor ein paar Tagen Osugi auf dem Hiei getroffen und von ihr die Wahrheit über Musashis Tücke und Hinterlist erfahren. Er ließ keine Einzelheit unerwähnt und zählte alle Kränkungen und jedes Unrecht auf, welche »die bezaubernde alte Frau« angeblich durch Musashi hatte erleiden müssen.

Zum Schluß sagte er: »Mich schaudert bei der Vorstellung, daß es Menschen gibt, die diesen Unhold preisen und loben. Es ist nicht auszudenken, wie sich das auf die öffentliche Moral auswirkt. Das ist der Grund, warum ich so ausführlich zu euch gesprochen habe. Ich stehe in keiner Verbindung mit dem Hause Yoshioka und hege auch keinen persönlichen Groll gegen Musashi. Ich habe gerecht und unparteiisch gesprochen, als jemand, der sich dem Weg des Schwertes verschrieben hat und entschlossen ist, diesen Weg redlich zu gehen. Ich habe euch die Wahrheit gesagt. Vergeßt das nie!« Er schwieg, trank eine Schale Tee und wandte sich dann besonnen an seine Gefährten: »Ah, die Sonne steht bereits tief. Wenn Ihr nicht bald aufbrecht, wird es dunkel sein, ehe Ihr Euer Ziel erreicht.« Die Samurai erhoben sich und nahmen Abschied. »Gebt gut auf Euch acht«, sagte einer zu Kojirō.

»Wir würden uns freuen, Euch wiederzusehen, wenn Ihr nach Kyoto zurückkehrt.«

Die Steinmetzen hasteten wie Gefangene, die befreit werden, zurück ins Tal, das jetzt in violette Schatten gehüllt war und vom Gesang der Nachtigallen widerhallte.

Kojirō sah ihnen nach, dann rief er in die Herberge hinein: »Das Geld für den Tee lege ich auf den Tisch. Ach, habt Ihr

zufällig Musketenlunten?« Die alte Frau hockte vor dem Lehmofen und bereitete das Abendessen. »Lunten?« fragte sie. »Es hängt ein Bündel drüben in der Ecke. Nehmt soviel Ihr wollt!«

Er trat in die Ecke. Während er ein paar Zündschnüre aus dem Bündel zog, fiel der Rest auf die Bank hinunter. Als er sie aufheben wollte, bemerkte er die ausgestreckte Gestalt. Langsam wanderte sein Blick von den Beinen über den Körper zum Gesicht. Der Schock traf ihn wie ein Schlag ins Sonnengeflecht.

Musashi starrte ihn unbeweglich an. Kojirō sprang einen Schritt zurück.

»Nun, nun«, rief Musashi und verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. Dann stand er langsam auf, trat zu Kojirō und blieb schweigend, einen amüsierten Ausdruck im Gesicht, vor ihm stehen.

Kojirō bemühte sich, das Lächeln zu erwidern, doch seine Muskeln gehorchten ihm nicht. Er begriff augenblicklich, daß Musashi jedes Wort, das er gesagt hatte, mit angehört haben mußte. Seine Verlegenheit war um so größer, da er das Gefühl hatte, Musashi lache über ihn. Doch gleich darauf hatte er sich wieder gefaßt.

»Musashi! Euch habe ich hier nicht erwartet.« »Freut mich, Euch wiederzusehen.«

»Ja, ja, mich ebenso.« Er bedauerte seine nächsten Worte, noch während er sie aussprach, und doch konnte er sich nicht zurückhalten: »Ich muß sagen, Ihr habt Euch wirklich ausgezeichnet, seit ich Euch das letzte Mal sah. Laßt Euch gratulieren. Ihr scheint ganz unversehrt aus dem Kampf hervorgegangen zu sein.«

Immer noch ein leises Lächeln auf den Lippen, erwiderte Musashi übertrieben höflich: »Ich danke Euch, daß Ihr Euch am Tag meines Kampfes als Zeuge zur Verfügung gestellt

habt. Und Dank auch für die Kritik, die Ihr gerade eben an meiner Leistung geübt habt. Es ist uns nicht oft vergönnt, uns mit den Augen anderer zu sehen. Ich bin Euch für Eure Ausführungen zu größtem Dank verpflichtet. Ich versichere Euch, daß ich sie nie vergessen werde.«

Trotz des ruhigen Tons jagten seine letzten Worte Kojirō einen Schauer über den Rücken. Er erkannte sie als das, was sie waren: eine Herausforderung, der er sich in der Zukunft würde stellen müssen. Diese beiden Männer – gleichermaßen stolz, eigenwillig und von ihrer eigenen Rechtschaffenheit überzeugt – mußten früher oder später aufeinanderprallen. Musashi war bereit zu warten. Er betrachtete seinen letzten Sieg bereits als Meilenstein in seiner Laufbahn als Schwertkämpfer, als einen großen Triumph im Kampf um die Vervollkommnung. Kojirōs Verleumdungen würden nicht ewig ungesühnt bleiben.

Wenn Kojirō seine Rede auch ausgeschmückt hatte, um seine Zuhörer mitzureißen, er sah die Vorgänge auch in Wirklichkeit so, wie er sie beschrieben hatte. Seine Überzeugung unterschied sich nicht grundsätzlich von dem, was er öffentlich behauptet hatte. Er hielt seine Einschätzung Musashis für zutreffend.

»Freut mich, daß Ihr an meine Worte denken werdet«, sagte Kojirō. »Ich möchte auch gar nicht, daß Ihr sie vergeßt. Ich werde es nämlich auch nicht tun.« Musashi lächelte weiter und nickte zustimmend.

Verschlungene Zweige

»Otsū, da bin ich wieder«, rief Jōtarō und kam durch das ländliche Tor gesprungen.

Otsū saß auf der Veranda, hatte die Arme auf das niedrige

Schreibtischchen gestützt und sah zum Himmel hinauf, wie sie es schon den ganzen Vormittag über getan hatte. Unterm Giebel hing ein Holzbrett mit weißen Schriftzeichen: »Einsiedelei zum Bergmond«. Die bescheidene Hütte gehörte einem Beamten vom Ginkakuji, der sie auf Ersuchen von Fürst Karasumaru Otsū überlassen hatte.

Jōtarō ließ sich in schwellende Büschel blühender Veilchen plumpsen und wusch die Füße im Bach, um den Schlamm abzuspuhlen. Das Wasser, das geradenwegs aus dem Garten des Ginkakuji herabfloß, war reiner als frischgefallener Schnee. »Der Bach ist eiskalt«, meinte Jōtarō stirnrunzelnd, doch die Erde war warm, und er war glücklich, auf diesem wunderschönen Fleck Erde sein zu können. Die Schwalben zwitscherten, als wollten sie bekunden, daß auch sie mit dem Tag zufrieden waren.

Jōtarō stand auf, wischte sich die Füße im Gras ab und trottete zur Veranda. »Langweilt Ihr Euch denn nicht allmählich?« fragte er. »Nein, es gibt so vieles, worüber ich nachdenken möchte.« »Wollt Ihr vielleicht ein paar gute Nachrichten hören?« »Was für Nachrichten?«

»Über Musashi. Ich habe gehört, daß er gar nicht weit von hier ist.« »Wo?«

»Ich bin seit Tagen unterwegs und frage jeden, ob er weiß, wo er steckt, und heute habe ich nun erfahren, daß er auf dem Berg Hiei ist, im Mudōji-Tempel.«

»Dann geht es ihm sicher gut.«

»Wahrscheinlich. Aber wir sollten zum Hiei gehen, ehe er wieder weiterzieht. Ich habe Hunger. Warum macht Ihr Euch nicht reisefertig, während ich etwas esse?«

»Da sind noch in Blätter eingewickelte Reisklöße in dem dreigeteilten Kistchen dort drüben. Nimm dir nur!«

Als Jōtarō mit den Reisklößen fertig war, hatte Otsū sich noch immer nicht vom Fleck gerührt.

»Was ist denn los?« fragte er und betrachtete sie mißtrauisch. »Ich glaube, wir sollten nicht hingehen.«

»Jetzt hört aber alles auf! Eben noch seid Ihr fast gestorben vor Sehnsucht, Musashi zu sehen, und jetzt tut Ihr so, als wolltet Ihr nicht hin.« »Das verstehst du nicht. Er weiß, welche Gefühle mich bewegen. An dem Abend, als wir uns auf dem Berg trafen, habe ich ihm mein Herz ausgeschüttet und ihm alles gesagt, was es zu sagen gab. Wir glaubten ja, wir würden uns in diesem Leben nie wiedersehen.«

»Aber Ihr könnt ihn wiedersehen. Worauf wartet Ihr also noch?« »Was er denkt, weiß ich nicht. Ich habe keine Ahnung, ob er zufrieden ist über seinen Sieg oder ob er sich bloß aus irgendwelchen Gefahren heraushält. Als er von mir fortging, habe ich mich damit abgefunden, ihn in diesem Leben nie wiederzusehen. Ich glaube, es ist besser, nicht zu ihm zu gehen –es sei denn, er läßt mich rufen.« »Und was ist, wenn das jahrelang nicht eintrifft?« »Dann werde ich weiterhin tun, was ich jetzt ohnedies tue.« »Dasitzen und zum Himmel hinaufsehen?« »Das verstehst du nicht. Aber es macht nichts.« »Was verstehe ich nicht?«

»Was in Musashi vorgeht. Ich habe jetzt wirklich das Gefühl, ihm vertrauen zu können. Geliebt habe ich ihn mit Leib und Seele, aber ich glaube, ganz vertraut habe ich auf ihn nicht. Jetzt tue ich das. Alles ist anders. Wir sind einander näher als die Zweige eines Baumes. Selbst wenn wir getrennt sind, sogar wenn wir sterben – wir bleiben immer zusammen. Deshalb kann mich auch nichts mehr unglücklich und einsam machen. Jetzt bete ich nur noch darum, daß er den Weg findet, den er sucht.« Jōtarō platzte vor Ärger. »Ihr lügt!« rief er. »Können Frauen denn einfach nicht die Wahrheit sagen? Tut, was Ihr wollt, aber kommt mir nie wieder und jammert mir vor, wie sehr Ihr Euch nach Musashi seht! Weint Euch die Augen aus! Mir ist das alles gleich.« Er hatte sich so große Mühe gegeben herauszufinden, wo sich nach dem Kampf an der Schirmtanne

Musashi verborgen hatte – und jetzt dies! Er behandelte Otsū wie Luft und sprach für den Rest des Tages kein Wort mehr mit ihr.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit näherte sich das rötliche Licht einer Fackel der Einsiedelei, und einer von Fürst Karasumarus Samurai pochte an die Tür. Er übergab Jōtarō einen Brief und sagte: »Er ist von Musashi und für Otsū bestimmt. Seine Gnaden läßt bestellen, Otsū solle gut auf sich aufpassen.« Damit machte er kehrt und ging.

»Kein Zweifel, es ist Musashis Handschrift«, sagte Jōtarō. »Er muß also am Leben sein.« Mit einer Spur Verärgerung fügte er hinzu: »Er ist an Otsū gerichtet und nicht an mich.«

Otsū kam aus der Hütte und sagte: »Der Samurai hat einen Brief von Musashi gebracht, stimmt's?«

»Ja, aber das interessiert Euch ja wohl nicht weiter«, meinte Jōtarō schmollend und verbarg den Brief hinter dem Rücken. »Ach, hör auf damit, Jōtarō! Gib ihn mir!« bat Otsū.

Er hielt sie eine Weile hin, doch beim ersten Anzeichen, daß sie in Tränen ausbrechen würde, hielt er ihr den Umschlag hin. »Ha!« meinte er hämisch. »Da tut Ihr so, als wolltet Ihr ihn nicht sehen, dabei könnt Ihr es nicht einmal abwarten, seinen Brief zu lesen.«

Als sie sich neben die Lampe setzte und das Papier in ihren weißen Fingern zitterte, flackerte das Flämmchen besonders lustig – fast hätte man meinen können: glückverheißend.

Die Tusche schillerte wie ein Regenbogen, die Tränen an ihren Wimpern glitzerten wie Edelsteine. Otsū, die sich plötzlich in eine Welt versetzt fühlte, von der sie kaum zu hoffen gewagt hatte, daß es sie gebe, mußte unwillkürlich an eine ekstatische Stelle in einem Gedicht Bō Juyis denken, in welchem die verlassene Geliebte über einen Liebesgruß von ihrem Kaiser jubelt. Sie las die kurze Nachricht und las sie dann noch einmal. Er muß warten, aber ich sollte mich beeilen.

Sie meinte, die Worte laut ausgesprochen zu haben, doch war kein Ton zu hören gewesen.

Sie fing an, fieberhaft aufzuräumen, und setzte Dankschreiben an den Besitzer der Hütte, die Priester des Ginkakuji und alle jene auf, die während ihres Aufenthalts hier freundlich zu ihr gewesen waren. Dann suchte sie ihre Sachen zusammen, band die Riemen ihrer Sandalen zu und stand draußen im Garten, ehe sie merkte, daß Jōtarō immer noch drinnen hockte und den Beleidigten spielte. »Komm, Jōtarō! Beeile dich!« »Wollt Ihr weg?« »Bist du immer noch wütend?«

»Wäret Ihr das denn nicht? Ihr denkt immer nur an Euch, nie an die anderen. Steht denn etwas so Geheimes in Musashis Brief, daß Ihr ihn mir nicht einmal zeigen könnt?«

»Es tut mir leid«, sagte sie entschuldigend. »Es gibt keinen Grund, warum du ihn nicht sehen dürftest.« »Zu spät! Jetzt will ich es nicht mehr wissen.«

»Hab dich nicht so! Ich möchte, daß du ihn liest. Es ist ein wunderbarer Brief, der erste, den er mir je geschrieben hat. Und es ist auch das erste Mal, daß er mich auffordert, zu ihm zu kommen. Ich bin ja noch nie so glücklich gewesen. Hör auf, diesen Schmollmund zu machen, und komm mit mir nach Seta! Bitte!«

Unterwegs bewahrte Jōtarō lange sein mürrisches Schweigen, doch schließlich riß er ein Blatt ab, blies darauf und sumnte ein paar bekannte Weisen in der nächtlichen Stille.

Schließlich wollte auch Otsū ein Friedensangebot machen, und so sagte sie: »Es sind noch ein paar Süßigkeiten in dem Kistchen, das Fürst Karasumaru uns vorgestern geschickt hat.«

Es dauerte aber, bis der Morgen graute und die Wolken hinter dem Paß sich rosa färbten, ehe Jōtarō endlich wieder so war wie früher. »Geht es Euch auch gut, Otsū? Seid Ihr nicht müde?«

»Ein bißchen schon, schließlich ist es die ganze Zeit über

bergauf gegangen.«

»Von jetzt an geht es leichter. Schaut, man kann den See sehen.« »Ja, den Biwa-See. Und wo liegt Seta?«

»Dort drüben. Aber so früh ist Musashi bestimmt noch nicht da, oder?« »Das weiß ich wirklich nicht. Wir werden ja selbst noch einen halben Tag brauchen, bis wir dort sind. Legen wir eine Rast ein?«

»Einverstanden«, erwiderte er. Seine gute Laune war wiederhergestellt. »Setzen wir uns unter die beiden großen Bäume dort!«

Der Rauch von den frühmorgendlichen Kochfeuern stieg in dünnen Fäden hoch wie die Rauchschwaden von einem Schlachtfeld. Durch den Dunst über dem See tauchten die Straßen nach Seta auf. Musashi fuhr sich mit der Hand über die Stirn, blickte sich um und war froh, wieder unter Menschen zu sein.

Anfangs hatte er sich ausgemalt, wie es wohl wäre, wenn er Otsū unterwegs begegnen würde, doch dann war er zu dem Schluß gekommen, daß dies kaum wahrscheinlich war. Die Frau, die den Brief nach Kyoto gebracht hatte, hatte ihm mitgeteilt, Otsū wohne zwar nicht mehr im Haus des Fürsten Karasumaru, doch werde ihr seine Nachricht sicher überbracht. Da sie den Brief nicht vor dem späten Abend erhalten haben konnte und gewiß noch manches zu tun hatte, war es naheliegend, daß sie erst am Morgen aufbrechen würde.

Als er an einem Tempel mit schönen alten Kirschbäumen vorüberkam, die wegen ihrer Blüte im Frühling bestimmt berühmt waren, fiel ihm auf einem Erdbuckel ein Steinmonument auf. Wiewohl er nur flüchtig die Inschrift darauf mitbekommen hatte, mußte er ein paar hundert Schritt weiter immer noch an sie denken. Sie stammte aus dem »Taiheiki«, der Chronik des Großen Friedens. Das auf dem Monument eingravierte Gedicht gehörte zu einer Erzählung,

die er einst auswendig gelernt hatte, und er sagte sie sich langsam laut auf:

Ein ehrwürdiger Priester des Shiga-Tempels, der sich auf einen sechs Fuß langen Stab stützte und so alt war, daß seine weißen Augenbrauen auf der Stirn zu einem eisigen Gipfel zusammenwuchsen, sann über die Schönheit Kannons im Wasser des Sees nach, da erblickte er zufällig eine kaiserliche Konkubine aus Kuōgoku. Sie war auf dem Heimweg vom Shiga-Tempel und stand am Rand einer großen Wiese mit Blumen, und als er sie erblickte, befiel ihn die Leidenschaft. Die Tugend, welche er sich im Laufe der Jahre so glühend erworben, verließ ihn. Er war eingeschlossen in das brennende Haus der Begierde und ...

Verflixt, wie ging es doch gleich weiter? Offenbar habe ich einen Teil vergessen. Ah!

... und er kehrte in seine Hütte aus geflochtenen Reisern zurück und betete vor dem Buddha-Bildnis, doch das Bild der Frau vor dem geistigen Auge wollte nicht weichen. Wiewohl er den Namen Buddhas anrief, klang seine eigene Stimme wie eine Täuschung. In der Dämmerung vermeinte er in den Wolken über den Bergen die Kämme in ihrem Haar zu sehen. Das machte ihn traurig. Als er den Blick zum einsamen Mond erhob, war es ihr Gesicht, das ihn anlächelte. Er war verwirrt und schämte sich.

Da er fürchtete, derlei Gedanken könnten ihn davon abhalten, bei seinem Tode ins Paradies einzugehen, beschloß er, sich mit der Dame zu treffen und ihr seine Gefühle zu offenbaren. Auf diese Weise hoffte er, einen friedlichen Tod zu sterben. Er begab sich also in den Kaiserpalast, pflanzte seinen Stab fest auf den Boden und wartete im Hof einen ganzen Tag und eine ganze Nacht ...

»Verzeiht, Herr! Ihr da, auf der Kuh.«

Der Mann, der Musashi ansprach, schien einer der

Tagelöhner zu sein, denen man in Handelssiedlungen des öfteren begegnete. Er trat vor das Tier, klopfte ihm liebevoll auf die Nase und schaute zum Reiter hinauf. »Ihr müßt vom Mudōji-Tempel kommen«, sagte er. »Das tue ich in der Tat. Woher wißt Ihr das?«

»Ich habe einem Kaufmann diese Kuh geliehen, und er hat sie dort gelassen. Ich vermiete sie, und deshalb muß ich Euch bitten, für den Weg vom Tempel hierher zu bezahlen.«

»Das werde ich gern tun. Aber sagt mir, kann ich sie noch für ein Stück Wegs haben?«

»Solange Ihr bezahlt, könnt Ihr mit ihr reiten, wohin Ihr wollt. Ihr braucht sie dann nur einem der Händler in jener Stadt abzuliefern, die in der Nähe Eures Zieles liegt. Dort wird sie jemand anders mieten, und auf diese Weise kommt sie früher oder später hierher zurück.« »Wieviel würde es kosten, wenn ich auf ihr bis Edo reite?« »Da müßte ich im Kontor nachfragen. Wenn Ihr die Kuh zu diesem Zweck mieten wollt, braucht Ihr im Kontor nur Euren Namen zu hinterlassen.« Die Handelssiedlung lag in der Nähe einer Furt. Da hier viele Reisende durchkamen, wollte Musashi sich etwas erholen und ein paar Sachen kaufen, die er brauchte.

Nachdem er die Angelegenheit mit der Kuh erledigt hatte, frühstückte er in aller Gemächlichkeit und brach dann nach Seta auf. Er freute sich darauf, Otsū wiederzusehen. Bedenken plagten ihn ihretwegen nicht mehr. Bis zu dem Treffen auf dem Berg hatte er immer gewisse Befürchtungen in bezug auf Otsū gehabt, doch diesmal war es anders: Die Reinheit, die Klugheit und die Treue, die sie ihm an jenem entscheidenden Abend offenbart hatte, ließen sein Vertrauen in sie fast noch mehr wachsen als seine Liebe. Aber nicht nur er vertraute ihr – er wußte, daß auch sie ihm vertraute. Er hatte sich gelobt, ihr nichts abzuschlagen, wenn sie wieder zusammen wären, vorausgesetzt, dies alles hielt ihn nicht davon ab, den Weg des Schwertes zu gehen. Früher hatte er stets befürchtet, ihre Liebe

würde sein Schwert stumpf machen und er könne wie der alte Priester im »Taiheiki« vom Weg abkommen. Daß sie sich aber zu beherrschen verstand, war jetzt offensichtlich; nie würde sie ein Hemmschuh für ihn werden oder eine Fessel, die ihn zurückhielt. Es galt jetzt nur dafür zu sorgen, daß er selbst nicht im tiefen Wasser der Liebe ertrank.

Wenn wir in Edo sind, dachte er, werde ich zusehen, daß sie jene Bildung erhält, die eine Frau braucht. Während sie lernt, werde ich Jōtarō zu mir nehmen, und gemeinsam werden wir uns dann um eine höhere Stufe der Selbstzucht bemühen. Dann, eines Tages, wenn die Zeit gekommen ist ... Licht, das von der Oberfläche des Wassers zurückgeworfen wurde, erhellte sein Gesicht und tanzte als sanfter Schimmer um seine Züge.

Die beiden Abschnitte der Kara-Brücke – einer sechsundneunzig Pfeilerspannen lang, der andere dreiundzwanzig – trafen sich auf einer kleinen Insel. Auf dieser wuchs eine uralte Weide, eine Landmarke für die Reisenden, und die Brücke wurde deshalb häufig auch Weidenbrücke genannt. »Er kommt!« rief Jōtarō und schoß aus dem Teehaus auf den kürzeren Brückenabschnitt, wo er stehenblieb und Musashi mit einer Hand zuwinkte, während er mit der anderen zum Teehaus wies. »Da ist er, Otsū! Seht Ihr? Er reitet auf einer Kuh.« Jōtarō führte einen Freudentanz auf. Bald stand Otsū neben ihm und winkte auch. Ein freudiges Lächeln erhellte Musashis Gesicht, als er näher kam.

Er band die Kuh an der Weide fest, dann betraten sie zu dritt das Teehaus. Als Musashi am Ende der Brücke aufgetaucht war, hatte Otsū ihm noch laut zugerufen, doch jetzt, da er neben ihr stand, brachte sie kein Wort mehr heraus. Glückstrahlend überließ sie das Reden Jōtarō.

»Eure Wunde ist ja geheilt«, sagte der Junge, und es klang erleichtert. »Als ich Euch auf der Kuh sitzen sah, befürchtete ich schon, Ihr könntet nicht gehen. Trotzdem: wir haben es

geschafft, als erste hierzusein, nicht wahr, Otsū? Als Otsū Euren Brief erhalten hat, wollte sie sofort aufbrechen.« Musashi lächelte und nickte, doch daß Jōtarō vor all den Fremden so offen von Otsū und ihrer Zuneigung redete, berührte ihn peinlich. Auf sein Drängen hin begaben sie sich auf eine kleine, rückwärtige Veranda, die von einer dichtrankenden Glyzinie beschattet wurde. Otsū war immer noch zu verschämt, um etwas zu sagen, und auch Musashi wurde schweigsam. Jōtarō kümmerte das wenig; sein raschzüngiges Geplapper vermischte sich mit dem Summen der Bienen und dem Schwirren der Bremsen. Er wurde erst von der Stimme des Teehausbesitzers unterbrochen, der sagte: »Ihr kommt besser herein. Ein Gewitter braut sich zusammen. Seht, wie dunkel der Himmel dort drüben schon ist.« Geschäftig eilte er hin und her, nahm Strohmatten ab und befestigte Schutzläden aus Holz vor der Veranda. Der Fluß hatte eine graue Farbe angenommen, heftige Windstöße fuhren in die lavendelfarbenen Blüentrauben der Glyzinie. Plötzlich zuckte ein Blitz über den Himmel, und es begann, wie aus Kübeln zu schütten.

»Ein Gewitter!« rief Jōtarō. »Das erste des Jahres. Kommt, laßt uns hineingehen, Otsū! Ihr werdet sonst pitschnaß. Und Ihr auch, Sensei! Ach, der Regen kommt gerade im richtigen Augenblick. Es paßt wunderbar.« Mochte der Schauer Jōtarō auch »wunderbar« gelegen kommen, Musashi und Otsū empfanden das Gegenteil. Wenn sie gemeinsam ins Innere des Hauses zurückgekehrt wären, hätten sie das Gefühl gehabt, ein verliebtes Paar zu sein. Musashi machte keine Anstalten hineinzugehen, und die errötende Otsū stand am Rand der Veranda, vor den Unbilden der Elemente ebensowenig geschützt wie die Glyzinienblüten.

Der Mann, der mit einem Stück Strohmatten über dem Kopf durch den Regen rannte, sah aus wie ein wandernder Regenschirm. Er flüchtete unter das Dach eines Tempeltors,

strich sich das nasse, durcheinander geratene Haar glatt und warf einen Blick hinauf zu den rasch dahintreibenden Wolken. »Wie im Hochsommer«, brummte er. Außer dem Prasseln des Regens war nichts zu hören, doch als es blitzte, hielt er unwillkürlich die Hände vor die Ohren. Angstvoll kauerte Matahachi in der Nähe einer Statue des Donnergottes, die neben dem Tor stand.

So plötzlich, wie der Regen eingesetzt hatte, hörte er auch wieder auf. Die schwarzen Wolken rissen auf, die Sonnenstrahlen zwängten sich hindurch, und bald lag die Straße wieder so da wie zuvor. Irgendwo in der Ferne vernahm Matahachi das Zirpen eines Shamisen. Während er zügig weiterwanderte, kam eine Frau über die Straße, die gekleidet war wie eine Geisha, und trat ihm in den Weg.

»Ihr heißt Matahachi, nicht wahr?« fragte sie. »Das stimmt«, erklärte er argwöhnisch. »Woher wißt Ihr das?« »Ein Freund von Euch wohnt gerade bei uns. Er sah Euch von weitem und hat mir aufgetragen, Euch zu holen.«

Matahachi blickte sich um und erkannte, daß er in die Nachbarschaft mehrerer Bordelle geraten war. Er zögerte, doch die Frau ermunterte ihn mitzugehen. »Wenn Ihr noch etwas vorhabt, braucht Ihr ja nicht lange zu bleiben«, sagte sie.

Als sie das Bordell betraten, fielen die Mädchen buchstäblich über Matahachi her, sie reinigten seine Füße, befreiten ihn von dem nassen Kimono und bestanden darauf, daß er in den im ersten Stock gelegenen Salon hinaufgehe. Auf die Frage, welcher Freund denn hiersei, lachten sie und sagten, das werde er früh genug herausfinden.

»Nun«, sagte Matahachi, »da ich im Regen so naß geworden bin, will ich bleiben, bis meine Kleider trocken sind. Aber versucht nicht, mich länger aufzuhalten. Auf der Kara-Brücke in Seta wartet ein Mann auf mich.« Kichernd versprachen die Frauen, daß er bestimmt rechtzeitig fortkomme, stießen ihn

aber gleichzeitig förmlich die Treppe hinauf. Auf der Schwelle zum Salon wurde er von einer Männerstimme begrüßt: »Ich sage es ja, ich sage es ja – wenn das nicht mein Freund Inugami ist!«

Im ersten Moment dachte Matahachi, es müsse sich um eine Verwechslung handeln, doch als er in den Raum hineinspähte, kam ihm das Gesicht des Sprechenden irgendwie bekannt vor. »Wer seid Ihr?« fragte er. »Habt Ihr Sasaki Kojirō bereits vergessen?«

»Nein«, erwiderte Matahachi geschwind. »Aber warum nennt Ihr mich Inugami? Ich heiße Hon'iden, Hon'iden Matahachi.«

»Ich weiß, aber wenn ich Euch sehe, muß ich immer daran denken, wie Ihr an jenem Abend in der Nähe der Gojō-Allee ausgesehen habt, als Ihr vor einem Rudel streunender Hunde Fratzen zogt. Ich finde, Inugami, Gott der Hunde, ist ein passender Name für Euch.«

»Hört auf damit! Darüber macht man keine Witze. Das war eine schreckliche Nacht für mich – und die habe ich nur Euch zu verdanken.« »Das bezweifle ich nicht. Übrigens habe ich heute nach Euch geschickt, weil ich Euch zur Abwechslung einmal etwas Gutes antun möchte. Tretet ein, und nehmt Platz! Mädchen, gebt dem Mann Sake!«

»Ich kann nicht bleiben. Ich bin in Seta verabredet. Ich kann es mir heute nicht leisten, mich zu betrinken.« »Mit wem seid Ihr denn verabredet?«

»Mit einem Mann namens Miyamoto. Er ist ein Freund aus der Kinderzeit und ...«

»Miyamoto Musashi? Habt Ihr Euch mit ihm verabredet, als Ihr in der Herberge am Paß wart?« »Woher wißt Ihr das?«

»Ach, ich habe alles über Euch erfahren, und über Musashi auch. Ich habe Eure Mutter getroffen – Osugi heißt sie, nicht wahr? – in der Haupthalle auf dem Hiei. Sie hat mir von ihrem

ganzen Mißgeschick erzählt.« »Ihr habt mit meiner Mutter gesprochen?«

»Ja. Eine herrliche Frau. Ich bewundere sie, und darin ergeht es mir nicht anders als den Priestern auf dem Hiei. Ich habe versucht, ihr ein bißchen Mut zu machen.« Nachdem er seine Schale in frischem Wasser ausgespült hatte, reichte er sie Matahachi und fuhr dann fort: »Hier, laßt uns zusammen trinken und die alte Feindschaft fortspülen! Wegen Musashi braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen, solange Ihr Sasaki Kojirō an Eurer Seite habt.« Matahachi lehnte die Schale ab. »Warum trinkt Ihr nicht?« »Ich kann nicht. Ich muß weiter.«

Als Matahachi sich erheben wollte, packte ihn Kojirō fest am Handgelenk und sagte: »Hiergeblieben, hingesezt!« »Aber Musashi wartet.«

»Seid kein Esel! Wenn Ihr Musashi allein angreift, seid Ihr augenblicklich des Todes.«

»Ihr versteht alles falsch. Er hat mir versprochen, mir zu helfen. Ich will mit ihm nach Edo, um ein neues Leben anzufangen.«

»Soll das heißen, daß Ihr Euch auf einen Mann wie Musashi verlaßt?« »Ach, ich weiß, viele Leute lassen kein gutes Haar an ihm. Aber das liegt nur daran, daß meine Mutter herumgeht und ihn überall schlechtmacht. Aber sie hat alles in den falschen Hals bekommen, von Anfang an. Jetzt, nachdem ich mit ihm geredet habe, weiß ich es genau. Er ist mein Freund, und ich will von ihm lernen, damit auch aus mir eines Tages etwas wird. Selbst wenn es für mich schon ein bißchen spät ist.«

Kojirō hieb mit der flachen Hand auf das Tatami und brüllte vor Lachen. »Wie habt Ihr nur so einfältig sein können! Eure Mutter hat mir zwar erzählt, Ihr wäret ungewöhnlich leichtgläubig, aber sich einfach einwickeln zu lassen von einem ...«

»Das stimmt nicht! Musashi ist kein ...«

»Nun seid mal still, und hört zu! Zunächst einmal: Wie konntet Ihr es nur fertigbringen, Eure eigene Mutter zu hintergehen und Euch mit ihrem Erzfeind zu verbünden? Das ist unmenschlich. Selbst ich, der sie überhaupt nicht kannte, war tief von der tapferen alten Dame beeindruckt. Ich schwor, ihr jede Unterstützung zuteil werden zu lassen.«

»Was Ihr denkt, ist mir gleichgültig. Ich werde mich mit Musashi treffen, und versucht ja nicht, mich davon abzuhalten. Mädchen, bringt mir meinen Kimono! Er müßte inzwischen trocken sein.«

Mit vom Trinken geröteten Augen befahl Kojirō: »Laßt ihn liegen, wo er liegt, bis ich es Euch sage! Und jetzt hört zu, Matahachi! Wenn Ihr wirklich vorhabt, mit Musashi loszuziehen, solltet Ihr zumindest zuerst mit Eurer Mutter reden.«

»Ich werde mit Musashi nach Edo gehen. Wenn dort etwas aus mir wird, löst sich der ganze Zwist von selbst.«

»Das könnte Musashi gesagt haben. Ja, ich bin überzeugt, er hat Euch diese Worte in den Mund gelegt. Aber gleichviel, wartet bis morgen, und ich werde mit Euch nach Eurer Mutter suchen. Ehe Ihr etwas unternimmt, müßt Ihr Euch ihre Meinung anhören. Bis dahin laßt uns das Leben genießen! Ob es Euch gefällt oder nicht, Ihr werdet hierbleiben und mit mir trinken.« Da sie in einem Bordell waren und Kojirō zahlte, eilten ihm all die Frauen zu Hilfe. Matahachis Kimono tauchte nicht wieder auf, und nach ein paar Schalen Sake hörte er auch auf, nach ihm zu fragen.

Nüchtern war Matahachi Wachs in den Händen Kojirōs, betrunken hingegen konnte er unangenehm werden. Als das Tageslicht schwand, wollte er allen Anwesenden beweisen, wieviel er trinken konnte. Er verlangte nach mehr Sake und sagte alles, was er nicht sagen sollte, kurz: er machte all seinem

Groll Luft und benahm sich ungezogen. Der Morgen graute, ehe er umfiel, und es wurde Mittag, ehe er wieder zu sich kam.

Draußen schien die Sonne, und Matahachi erinnerte sich an die Worte Musashis und hätte sich am liebsten übergeben und jeden Tropfen, den er getrunken hatte, wieder ausgespuckt. Kojirō schlief glücklicherweise noch in einem anderen Raum. Matahachi schlich sich nach unten, ließ sich von den Frauen seinen Kimono geben und beeilte sich, nach Seta zu kommen.

Das schlammig-trübe Wasser unter der Brücke war reichlich mit Blättern der Kirschblüten gesprenkelt. Der Sturm hatte die Glyzinienranken heruntergerissen und überall gelbe Ranunkelblüten verstreut.

Nach langem Suchen fragte Matahachi im Teehaus nach Musashi. Er erfuhr, der Mann mit der Kuh habe gewartet, bis man zugemacht habe, und sei dann in eine Herberge gegangen. Am Morgen sei er noch einmal dagewesen, doch nachdem er seinen Freund wieder nicht vorgefunden habe, habe er an der Weide eine Nachricht hinterlassen.

Das Blatt mit der Nachricht, das geknifft war wie ein großer, weißer Falter, enthielt folgende Zeilen: »Konnte leider nicht länger warten. Hole mich unterwegs ein. Werde Ausschau nach Dir halten!«

Matahachi kam auf der Landstraße, die über Kiso nach Edo führte, rasch voran, hatte Musashi allerdings immer noch nicht eingeholt, als er Kusatsu erreichte. Nachdem er zwei weitere Ortschaften passiert hatte, fing er an zu argwöhnen, daß er Musashi unterwegs verpaßt habe. Er wartete deshalb am Suribachi-Paß einen halben Tag und ließ die Straße die ganze Zeit über nicht aus den Augen.

Als er schließlich die Straße nach Mino erreichte, fielen ihm Kojirōs Worte wieder ein.

Ob mich Musashi wohl doch hereingelegt hat? fragte er sich. Hat er vielleicht doch nicht die Absicht gehabt, mich

mitzunehmen? Nachdem er auch die Seitenstraßen abgesucht hatte, entdeckte er Musashi schließlich kurz vor der Stadt Nakatsugawa. Zuerst freute er sich, doch als er näher herankam und erkannte, daß die Frau auf der Kuh Otsū war, packte ihn die Eifersucht und ließ ihn nicht mehr los.

»Was für ein Narr ich gewesen bin!« stöhnte er laut. »Von dem Tag an, da der Schuft mich beschwatzt hat, mit nach Sekigahara zu gehen, bis heute! Nun, so kann er nicht ewig mit mir umspringen. Ich werde es ihm zurückzahlen –und zwar bald.«

Der männliche und der weibliche Wasserfall

»Meine Güte, ist das heiß!« rief Jōtarō. »So wie heute habe ich noch nie auf einer Bergstraße geschwitzt. Wo sind wir denn?«

»Kurz vor dem Magome-Paß«, sagte Musashi. »Dies hier soll der schwierigste Abschnitt der Strecke sein.«

»Wären wir doch bloß schon in Edo! Dort gibt es viele Menschen, nicht wahr, Otsū?«

»Man sagt es, aber mir eilt es nicht, dorthin zu kommen. Ich reise lieber auf einsamen Landstraßen wie dieser.«

»Das liegt nur daran, daß Ihr reitet. Wenn Ihr zu Fuß gehen müßtet, würdet Ihr nicht so reden. Schaut! Dort drüben ist ein Wasserfall!« »Machen wir Rast«, schlug Musashi vor.

Die drei folgten einem schmalen Pfad, der von Wildblumen gesäumt war. Vom Morgentau waren die Blütenkelche noch ganz feucht. Als sie auf eine verlassene Hütte stießen, die auf einem Felsen stand und einen guten Blick auf den Wasserfall bot, machten sie halt. Jōtarō half Otsū von der Kuh herunter und band das geduldige Tier an einen Baum.

»Schau, Musashi!« sagte Otsū und zeigte auf ein Schild mit der Aufschrift: »Meoto no Taki«. Der Name bedeutete »Männlicher und weiblicher Wasserfall«, was leicht einzusehen war, denn die Wassermassen wurden von einem Felsen in zwei Stränge geteilt: einen größeren, der kraftvoll und männlich herunterdonnerte, und einen kleinen, zarten, der lieblich plätscherte. Das aufgewühlte Wasser sowie die Stromschnellen zu Füßen der Wasserfälle ließen Jōtarō schnell seine Müdigkeit vergessen. Er sprang das steile Ufer hinab und rief aufgeregt: »Hier unten gibt es Fische!«

Wenige Minuten später meldete er: »Ich kann sie fangen. Ich habe einen mit einem Stein getroffen, und jetzt treibt er bauchoben.«

Es dauerte nicht lange, und seine Stimme, die über dem Rauschen der Wasserfälle kaum zu hören war, ertönte schon wieder aus einer anderen Richtung.

Im Schatten der kleinen Hütte saßen Musashi und Otsū inmitten zahlloser winziger Regenbogen, die entstanden, da die Sonne auf das nasse Gras schien.

»Wohin mag der Junge nur gegangen sein?« fragte sie und setzte noch hinzu: »Er ist schon sehr anstrengend.« »Findest du? Ich war in seinem Alter viel schlimmer als er. Matahachi dagegen ganz das Gegenteil: ein wirklich braver Junge. Ich würde gern wissen, wo er steckt. Um ihn mache ich mir viel mehr Sorgen als um Jōtarō.« »Ich bin froh, daß er nicht hier ist. Ich müßte mich ja verstecken.« »Warum das? Ich glaube, er würde alles verstehen, wenn wir es ihm erklärten.«

»Das bezweifle ich. Er und seine Mutter sind nicht so wie andere Leute.« »Otsū, bist du dir auch ganz sicher, daß du es dir nicht noch einmal anders überlegst?« »Was denn?«

»Ich meine, vielleicht möchtest du doch lieber Matahachi heiraten.« Sie war wie vor den Kopf geschlagen, und in ihrem Gesicht zuckte es. »Auf gar keinen Fall!« erwiderte sie

entrüstet. Ihre Augen verfärbten sich orchideenrosa, und sie schlug die Hände vors Gesicht, doch das leise Zittern ihres weißen Kragens war wie ein lauter Aufschrei: Ich bin dein und gehöre nur dir!

Musashi bedauerte seine Worte und sah sie an. Seit einigen Tagen hatte er nun das Spiel des Lichtes auf ihrem Körper beobachtet, des Nachts das einer flackernden Lampe und tagsüber das der warmen Sonnenstrahlen. Sah er Schweiß auf ihrer Haut glänzen, dachte er an die Lotosblüte. Wenn ihn nur ein dünner Wandschirm von ihrer Schlafmatte trennte, atmete er den feinen Duft ihrer schwarzen Flechten ein. Das Rauschen des Wasserfalls wurde plötzlich eins mit dem seines Blutes, und er hatte das Gefühl, von einem machtvollen Verlangen verschlungen zu werden.

Er stand schnell auf und ging zu einem Fleck in der Sonne, wo das Wintergras noch hoch stand. Dort ließ er sich schwer nieder und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Otsū kam und kniete sich neben ihn, schlang die Arme um seine Knie und blickte von unten in sein schweigendes, angstvolles Gesicht. »Was hast du denn?« fragte sie. »Habe ich irgend etwas gesagt, das dich ärgert? Verzeih mir, es tut mir leid.«

Je mehr er sich verschloß und je abweisender der Ausdruck in seinen Augen wurde, desto inniger schmiegte sie sich an ihn. Dann umarmte sie ihn unvermittelt. Ihr Duft und die Wärme ihres Körpers überwältigten ihn. »Otsū!« rief er ungestüm, packte sie mit seinen kräftigen Armen und drückte sie rücklings ins Gras.

Die Gewalt seiner Umarmung raubte ihr den Atem. Sie befreite sich von ihm und kauerte sich neben ihn.

»Das darfst du nicht! Das darfst du nicht!« rief sie heiser. »Wie kannst du nur? Du, ausgerechnet du ...« Sie schluchzte.

Nachdem die lodernde Leidenschaft in ihm plötzlich von

dem Schmerz und dem Entsetzen in ihren Augen gedämpft war, kam Musashi schnell wieder zur Besinnung. »Wieso?« rief er. »Wieso?« Von Scham und Wut überwältigt, war er selbst drauf und dran, in Tränen auszubrechen. Dann lief sie fort. Nur ein Duftkissen blieb zurück, das sich von ihrem Kimono gelöst hatte. Musashi starrte es an, ohne es recht wahrzunehmen, stöhnte, warf sich auf den Boden und ließ Tränen des Schmerzes und der Enttäuschung ins welke Gras fallen.

Er hatte das Gefühl, daß sie ihn zum Narren gemacht, ihn betrogen, geschlagen, gequält und mit Schande übergossen hatte. Hatten nicht ihre Worte, ihre Lippen, ihre Augen, ihr Haar, ihr Körper nach ihm geschrien? Hatte sie nicht ein Feuer in seinem Herzen entfacht, und war sie nicht ausgerechnet in dem Augenblick, da die Flammen hervorbrachen, entsetzt entflohen? Irgendwie wollte es ihm scheinen, als wären alle seine Bemühungen, ein besserer Mensch zu werden, zunichte gemacht worden, all seine Kämpfe und seine Entbehrungen völlig bedeutungslos. Sein Gesicht brannte im Gras. Obwohl er sich sagte, er habe nichts Unrechtes getan, wollte sein Gewissen keine Ruhe geben.

Was die Jungfräulichkeit für ein Mädchen bedeutete – wie kostbar und süß sie ihm war – diese Frage war Musashi nie in den Sinn gekommen. Während er den Geruch der Erde einatmete, erlangte er allmählich wieder seine Beherrschung, und als er sich schließlich hochraffte, war das rasende Feuer aus seinen Augen verschwunden und sein Gesicht ohne jede Leidenschaft. Er trat das Duftkissen in den Schmutz und starrte vor sich hin. Die dichten, schwarzen Brauen hatte er zusammengezogen – wie damals, als er sich unter der Schirmtanne in den Kampf stürzte.

Die Sonne verschwand hinter einer Wolke, und der schrille Schrei eines Vogels zerriß die Luft. Als der Wind umschlug, veränderte sich auch das Rauschen der herabstürzenden

Wassermassen.

Otsū, deren Herz flatterte wie ein verängstigter kleiner Sperling, verfolgte, hinter einer Birke verborgen, Musashis Schmerz und Qual. Als sie einsah, wie tief sie ihn verletzt hatte, sehnte sie sich, wieder an seiner Seite zu sein, doch so sehr es sie auch danach verlangte, zu ihm zu laufen und ihn um Verzeihung zu bitten, die Beine wollten ihr nicht gehorchen. Zum erstenmal ging ihr auf, daß der Geliebte, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, nicht jener Inbegriff männlicher Tugenden war, für den sie ihn gehalten hatte. Trauer und Angst befahlen sie, da sie das nackte Raubtier in ihm entdeckt hatte, das Fleisch und das Blut und die Leidenschaft.

Zwar war sie von ihm fortgelaufen, doch schon nach zwanzig Schritten hatte ihre Liebe sie eingeholt und festgehalten. Jetzt, da sie ein wenig ruhiger geworden war, ging ihr allmählich auf, daß Musashis Begierde sich von der anderer Männer unterschied. Mehr als alles andere auf der Welt wollte sie sich entschuldigen und ihm versichern, daß sie ihn das, was er getan, nicht übelnahm.

Er ist immer noch wütend, dachte sie ängstlich und merkte plötzlich, daß sie ihn nicht mehr sah. Ach, was soll ich nur tun?

Unruhig kehrte sie zurück zu der kleinen Hütte, doch hier schlugen ihr nur kalter Nebel und das Brausen des Wassers entgegen. »Otsū! Wie schrecklich! Musashi hat sich ins Wasser gestürzt!« Jōtarōs Entsetzensschrei kam von einem kleinen Bergvorsprung über dem Wasserbecken; im selben Augenblick packte er die Ranke einer Glyzinie und kletterte an ihr hinunter wie ein Affe.

Wenn sie auch die einzelnen Worte nicht mitbekommen hatte, das Drängende in seiner Stimme war ihr nicht entgangen. Erschrocken kletterte sie den steilen Pfad hinunter, rutschte auf Moos aus und hielt sich an Gestein fest. Die Gestalt, die durch den Nebel und die Gischt gerade noch zu erkennen war,

ähnelte einem hochragenden Felsen, war aber in Wirklichkeit Musashis nackter Körper. Die Hände vor der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt, wurde er zum Zwerg unter der fünfzig Fuß hohen Wassersäule, die sich auf ihn herabstürzte.

Auf halbem Weg zum Ufer blieb Otsū stehen und schaute entsetzt zu. Auf der anderen Seite der Wasserfälle stand Jōtarō, auch er vor Entsetzen erstarrt.

»Sensei!« rief er. »Musashi!«

Aber die Rufe drangen nicht an Musashis Ohr. Es war, als ob tausend Silberdrachen nach seinem Kopf und seinen Schultern schnappten und die Augen von tausend Wasserdämonen um ihn herum platzten. Tückische Strudel zerrten an seinen Beinen und wollten ihn in den Tod reißen. Ein falscher Atemzug, ein Zaudern – und seine Füße würden ihren Halt auf dem algenüberzogenen Fels verlieren, sein Körper würde von der heftigen Strömung verschlungen. Seine Lungen und sein Herz schienen unter der ungeheueren Last, die sich auf ihn stürzte, zu bersten; es war, als würde das Gewicht des gesamten Magome-Massivs über ihn hereinbrechen.

Sein Verlangen nach Otsū starb einen langsamen Tod. Es war eng verwandt mit jener Heißblütigkeit, ohne die er nie in die Schlacht von Sekigahara gezogen wäre oder seine außergewöhnlichen Taten vollbracht hätte. Doch die eigentliche Gefahr lag darin, daß ab einem bestimmten Punkt sein gesamtes jahrelanges Bemühen nichts mehr gegen dieses Verlangen auszurichten vermochte und er wieder auf die Ebene eines wilden, hirnlosen Tieres herabsank. Gegen diesen gestaltlosen und heimlichen Gegner war sein Schwert machtlos. Bestürzt und fassungslos über die vernichtende Niederlage, die er hatte einstecken müssen, betete er, daß die brodelnden Wassermassen ihn zurückführen möchten auf seinen Weg der Selbstzucht. »Sensei! Sensei!« Jōtarōs Rufe waren zu weinerlichen Klageschreien geworden. »Ihr dürft nicht sterben! Bitte, nicht!« Auch er hatte die Hände vor der

Brust verschränkt und ein verzerrtes Gesicht, als müsse er die Last des Wassers tragen helfen, die Stiche, den Schmerz und die Kälte. Als Jōtarō zum anderen Ufer hinüberblickte, war ihm plötzlich, als versagten ihm die Beine den Dienst.

Was Musashi tat, konnte er überhaupt nicht begreifen; offenbar war sein Lehrer entschlossen, unter dieser Sturzflut auszuharren, bis er starb, aber jetzt wollte auch Otsū ... Wo blieb sie? Er war überzeugt, daß auch sie sich todessüchtig in die Wassermassen gestürzt hatte.

Dann vernahm er plötzlich durch das Tosen des Wassers hindurch Musashis Stimme. Er mochte eine Sutra aufsagen, aber vielleicht waren es auch Flüche und Selbstvorwürfe.

Aber die Stimme klang kraftvoll und lebendig. Musashis breite Schultern und sein muskulöser Körper strahlten Jugend und Kraft aus, als wäre seine Seele gereinigt und bereit, das Leben neu zu beginnen. Jōtarō ahnte, daß, was immer da passiert sein mochte, vorüber war. Während die Strahlen der Abendsonne einen Regenbogen über den beiden Wasserfällen entstehen ließen, rief er: »Otsū!« Er hoffte nun, sie habe den Felsen nur verlassen, weil sie überzeugt war, daß Musashi nicht wirklich in Gefahr schwebte. Wenn Otsū so zuversichtlich ist, ist alles mit ihm in Ordnung, dachte Jōtarō. Dann brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen. Sie kennt ihn besser als ich, sie kennt ihn bis auf den Grund seines Herzens. Leichtfüßig hüpfte er zum Ufer hinunter, fand eine schmale Stelle, sprang hinüber und kletterte auf der anderen Seite wieder hinauf. Leise näherte er sich der Hütte, in der Otsū auf dem Boden lag und Musashis Kimono und seine Schwerter an den Busen drückte.

Jōtarō spürte, daß ihre Tränen, denen sie freien Lauf gab, keine gewöhnlichen Tränen waren. Und ohne ganz zu begreifen, was eigentlich geschehen war, wußte er, daß dies für Otsū größte Bedeutung hatte. Schnell stahl er sich zu der Kuh, die im Gras weidete, hinüber und streckte sich neben ihr aus.

»Wenn wir so weitermachen«, sagte er laut, »kommen wir nie nach Edo.«

Buch V

Himmel

Die Entführung

Auf der anderen Seite des Passes sah man die Schneekristalle auf dem Gipfel des Koma leuchten wie Lanzenspitzen. Auf dem Ontake schimmerten die Knospen der Bäume schon rötlich, und nur hie und da war noch ein Schneefeld zu sehen. Ein hellgrüner Schleier wehte als Herold der Zeit des Wachstums über Landstraße und Felder.

Otsū hing Tagträumen nach. Jōtarō war wie eine junge Pflanze – eigensinnig und robust. Er schoß in die Höhe wie ein Bambussproßling, und gelegentlich meinte Otsū, schon einen flüchtigen Blick von dem Mann zu erhaschen, der er eines Tages sein würde.

Die Grenze zwischen Ausgelassenheit und Unverschämtheit überschritt er manchmal sträflich, selbst wenn man seine mangelnde Erziehung in Rechnung stellte. Otsū war bisweilen über sein Verhalten verzweifelt. Seine Forderungen – vor allem, was das Essen betraf – schienen ihr geradezu maßlos. Jedesmal, wenn sie an einer Garküche oder einem Laden vorüberkamen, blieb er stehen und rührte sich nicht von der Stelle, bis sie etwas gekauft hatte.

In Suhara kaufte sie ihm röches Reisgebäck und schwor dabei: »Das ist das letzte Mal.« Doch kaum hatten sie eine Meile zurückgelegt, da war das Gebäck vertilgt, und er behauptete, halb verhungert zu sein. In Nezame machten sie in einer Schenke halt und nahmen ein frühes Mittagessen ein. Als sie den nächsten Paß überquert hatten, war er schon wieder hungrig wie ein Wolf. »Schaut, Otsū! In dem Geschäft gibt es getrocknete Kakipflaumen. Sollten wir nicht welche kaufen, um einen Vorrat zu haben?« Otsū tat, als höre sie ihn nicht, und ritt weiter.

Als sie Fukushima in der Provinz Shinano erreichten, einen Ort, der berühmt ist für die Fülle und Vielfalt seiner Gerichte,

war es später Nachmittag, die Zeit also, um die sie gewöhnlich eine Stärkung zu sich nahmen. »Laßt uns Rast machen«, bettelte Jōtarō, »bitte!« Sie achtete nicht auf ihn.

»Nun kommt, Otsū! Kaufen wir ein paar von diesen Reisküchlein mit der Sojamehlkruste. Die sind im ganzen Land berühmt. Möchtet Ihr denn keine?« Er packte den Strick der Kuh, und Otsū sah ein, daß es schwierig sein würde, an diesem Laden vorbeizukommen.

»Hast du denn noch nicht genug gegessen?« fragte sie ärgerlich. Wie in heimlichem Einverständnis mit Jōtarō blieb die Kuh stehen und graste am Straßenrand.

»Na schön«, sagte Otsū bissig. »Wenn du dich weiterhin so benehmen willst, gehe ich jetzt vor und erzähle es Musashi.« Als sie Anstalten machte abzusteigen, brach Jōtarō in helles Lachen aus. Er wußte ganz genau, daß sie ihre Drohung nicht wahr machen würde. Otsū sah sich durchschaut und ließ sich widerwillig unter das Vordach des Ladens schleppen. Jōtarō bestellte zwei Portionen und ging zurück, um die Kuh anzubinden.

Als er wiederkam, sagte Otsū: »Für mich hättest du nichts bestellen sollen. Ich bin nicht hungrig.« »Ihr wollt nichts essen?«

»Nein. Leute, die zuviel essen, werden zu dummen Schweinen.« »Ah, dann muß ich wohl Eure Portion mitessen.« »Du schämst dich wohl überhaupt nicht!«

Er hatte den Mund zu voll, um ihr antworten zu können. Er hielt einen Moment im Kauen inne, um sein Holzschwert auf den Rücken zu schieben, damit es ihn beim Essen nicht störe. Doch unvermittelt stopfte er sich einen letzten Reiskuchen in den Mund und schoß zum Ausgang. »Schon fertig?« fragte Otsū hinter ihm her. Sie legte Geld auf den Tisch und wollte ihm folgen, doch da kam er angesaust und schob sie hastig in den Raum zurück.

»Wartet!« zischte er aufgeregt. »Ich habe Matahachi gesehen.« »Das ist doch nicht möglich!« Sie erblaßte. »Was macht er denn hier?« »Keine Ahnung. Habt Ihr ihn nicht gesehen? Er hatte einen Strohhut auf und starrte Euch genau ins Gesicht.« »Das glaube ich nicht.«

»Soll ich ihn herbringen und es Euch beweisen?« »Das wirst du nicht tun!«

»Ah, keine Sorge. Wenn was passiert, hole ich Musashi!« Otsūs Puls flog, doch als sie begriff, daß Musashis Vorsprung immer größer wurde, je länger sie trödelten, bestieg sie wieder ihre Kuh. Als sie sich in Bewegung setzten, sagte Jōtarō: »Ich begreife das überhaupt nicht. Bis wir zum Wasserfall am Magome-Paß kamen, war alles eitel Freude. Doch seither habt Ihr und Musashi kaum ein Wort gewechselt.« Sie blieb ihm die Antwort schuldig, und er fuhr fort: »Wieso geht er denn zu Fuß voraus? Und warum schlafen wir plötzlich in verschiedenen Räumen? Habt Ihr Euch gestritten?«

Otsū brachte es nicht über sich, ihm aufrichtig zu antworten. Ob alle Männer sind wie Musashi und den Frauen ihre Liebe gewaltsam aufzwingen? grübelte sie. Warum habe ich ihn aber gar so heftig zurückgewiesen? Ihr Kummer und ihre Verwirrung trafen sie schmerzlicher als die Krankheit, von der sie sich gerade erst erholt hatte. Der Quell der Liebe, der jahrelang ihr Trost gewesen war, hatte sich plötzlich in einen tosenden Wasserfall verwandelt. Sie fragte sich, ob das für immer so weitergehen und sie einander nie verstehen würden. Wiewohl sie sich aus Verlegenheit voneinander fernhielten und möglichst wenig miteinander redeten, schien Musashi sein Versprechen, mit ihr nach Edo zu gehen, halten zu wollen. Am Kōzenji schlugen sie eine andere Richtung ein. Sie erklommen einen Hügel und standen vor einer Straßensperre. Otsū hatte gehört, daß die Regierung seit der Schlacht von Sekigahara Reisende in diesem Gebiet, insbesondere Frauen, gründlich überprüfte. Aber ein Schreiben des Fürsten Karasumaru, das

Otsū bei sich führte, wirkte wie ein Zauberstab, und sie durften unbehelligt passieren. Als sie die Schenke auf der anderen Seite der Sperre erreichten, fragte Jōtarō: »Otsū, was ist eigentlich Fugen?« »Fugen?«

»Ja. Vorhin hat ein Priester auf Euch gezeigt und gesagt, Ihr sähet aus wie Fugen auf einer Kuh. Was bedeutet das?« »Ich nehme an, er hat Bodhisattva Fugen gemeint.«

»Das ist doch die Gottheit, die auf einem Elefanten reitet, nicht wahr? Dann muß ich der Bodhisattva Monju sein. Die beiden sind doch immer zusammen.«

»Aber ein sehr gefräßiger Monju, würde ich sagen.« »Immer noch besser als ein Heulsusen-Fugen.« »Wie kannst du nur so was sagen!«

»Warum sind Fugen und Monju immer zusammen? Sie sind schließlich nicht Mann und Frau.«

Mit dieser Bemerkung rührte Jōtarō an eine wunde Stelle. Da Otsū im Shippōji-Tempel ausführlich in Religionsgeschichte unterrichtet worden war, hätte sie ihm diese Frage ausführlich beantworten können, aber sie sagte nur: »Monju ist die Weisheit, Fugen die Ergebenheit.« »Halt!« ertönte hinter ihnen Matahachis Stimme.

Voller Abneigung dachte Otsū: Der Feigling, der elende! Sie wandte sich um und bedachte ihn mit einem eisigen Blick.

Matahachi funkelte sie an. Seine Gefühle waren verwirrter denn je. In Nakatsugawa war er nur eifersüchtig gewesen. Er hatte Musashi und Otsū weiterhin nachspioniert, und als er sah, daß sie sich getrennt voneinander hielten, betrachtete er das als Versuch der beiden, ihrer Umwelt etwas vorzumachen, und malte sich alle möglichen Schändlichkeiten aus, die sich zwischen ihnen abspielten, wenn sie allein waren. »Steig ab!« befahl er.

Außerstande, ein Wort hervorzubringen, starrte Otsū vor sich hin. Ihre Gefühle für Matahachi waren zu Haß und Verachtung

erstarrt. »Komm schon – steig ab!« kommandierte Matahachi.

Wiewohl sie vor Empörung bebte, sprach sie kalt und scheinbar gefaßt: »Warum? Ich habe nichts mit dir zu schaffen.«

»Ist das so?« knurrte er drohend und packte sie am Arm. »Vielleicht hast du nichts mit mir zu schaffen, ich aber sehr viel mit dir. Steig jetzt ab!« Jōtarō ließ den Strick fahren und rief: »Laßt sie in Ruhe! Wenn sie nicht absteigen will, warum sollte sie?« Er stieß Matahachi vor die Brust. »Was bildest du dir eigentlich ein, du kleiner Mistkäfer?« Matahachi reckte sich. »Dein häßliches Gesicht habe ich doch schon irgendwo gesehen. Du bist der Schelm aus der Schenke in Kitano, stimmt's?«

»Ja, und jetzt weiß ich auch, warum Ihr Euch um den Verstand getrunken habt. Ihr lebtet mit dieser alten Hexe zusammen und hattet nicht den Mut, Euch gegen sie zu behaupten. War es nicht so?«

Jōtarō hatte Matahachi an seiner wundesten Stelle getroffen.

»Du rotznasiger Zwerg!« Matahachi faßte nach seinem Kragen, doch Jōtarō duckte sich geschickt und kroch unter dem Bauch der Kuh hindurch.

»Wenn ich ein rotznasiger Zwerg bin, dann seid Ihr ein rotznasiger Flegel! Ein Einfaltspinsel, der vor einer Frau Angst hat!«

Matahachi setzte ihm nach, doch abermals kroch Jōtarō unter dem Bauch des geduldigen Tieres hindurch und tauchte auf der anderen Seite wieder auf.

Das geschah noch viele Male, ehe es Matahachi schließlich gelang, Jōtarō zu erwischen.

»So, jetzt sag das noch einmal!«

»Rotznasiger Flegel! Einfaltspinsel, der vor einer Frau Angst hat!«

Jōtarō wollte sein Holzsword ziehen, doch da hatte Matahachi ihn schon fest gepackt und wie ein Kleiderbündel durch die Luft gewirbelt. Er landete auf dem Rücken in einem Bächlein. Benommen und verwirrt kroch er zur Straße zurück.

Doch es war zu spät. Matahachi führte die Kuh mit Otsū auf dem Rücken die Straße entlang. »Hundsfoth!« stöhnte Jōtarō hilflos. Zu verwirrt, um etwas zu unternehmen, wütete und fluchte er ohnmächtig vor sich hin.

Etwa eine Meile weiter ruhte Musashi auf einem Hügel und sann verträumt darüber nach, ob die Wolken wanderten oder, wie es schien, für immer zwischen dem Koma-Berg und den vorgelagerten Hügeln hingen. Plötzlich schrak er hoch, als habe ihn eine Warnung erreicht. In Gedanken war er bei Otsū, und je mehr er nachdachte, desto wütender wurde er. Scham und Groll hatte er im schäumenden Becken unter den Wasserfällen fortgespült, doch mit der Zeit stellten sich die Zweifel wieder ein. War es falsch gewesen, sich ihr zu offenbaren? Warum hatte sie ihn zurückgestoßen, war vor ihm zurückgewichen, als verachte sie ihn? »Laß sie zurück!« befahl er sich laut. Doch er wußte, daß er dazu nicht in der Lage war. Er hatte ihr geraten, sobald sie Edo erreichten, solle sie versuchen herauszufinden, was für sie das beste sei, während er seiner Wege ginge. Darin hatte ein unausgesprochenes Versprechen für die Zukunft gelegen. Er hatte Kyoto mit ihr verlassen. Er war für sie verantwortlich. Was soll nur aus mir werden? Wenn wir zusammen bleiben, was wird dann aus meinem Schwert? Er hob den Blick zum Gipfel und biß sich auf die Zunge. Er schämte sich seiner Kleinmütigkeit. Warum kommen sie denn nicht? dachte er verwundert. Der Waldweg unter ihm war menschenleer. Ob man sie bei der Straßensperre festhält?

Plötzlich überfiel ihn Angst. Irgend etwas mußte passiert sein. Rasch entschlossen rannte er den Berg so schnell hinunter, daß die Tiere auf den Feldern nach allen

Himmelsrichtungen auseinanderstoben.

Der Krieger von Kiso

Musashi war noch nicht weit gekommen, da wurde er von einem Reisenden angehalten: »He, seid Ihr nicht vorhin mit einer Frau und einem Jungen zusammengewesen?«

Musashi blieb unvermittelt stehen. »Ja«, antwortete er, und sein Herz klopfte ängstlich. »Ist ihnen was zugestoßen?«

Offenbar war er der einzige, zu dem die Geschichte, die auf der Landstraße von Mund zu Mund ging, noch nicht gedrungen war. Ein Mann habe die junge Frau entführt. Man habe gesehen, wie er auf die Kuh einschlug, um sie zur Eile anzutreiben. Er sei bei der Straßensperre abgebogen. Der Reisende war mit seiner Geschichte kaum zu Ende, da stürmte Musashi schon davon.

Obwohl er aus Leibeskräften rannte, dauerte es noch eine volle Stunde, bis er die Straßensperre erreichte. Doch man hatte sie, genau wie die Schenken links und rechts des Weges, bereits um sechs Uhr geschlossen. Musashi trat zu einem Mann, der vor seinem Laden Schemel aufeinanderstapelte. »Was ist denn, Herr? Was vergessen?«

»Nein, ich suche nach einer Frau und einem Jungen, die vor ein paar Stunden hier vorbeigekommen sind.«

»Doch nicht etwa die junge Frau, die auf einer Kuh ritt?«
»Genau die meine ich«, erklärte Musashi aufgeregt. »Ich hörte, ein Rōnin habe sie entführt. Wißt Ihr vielleicht, wohin sie gingen?« »Ich selbst habe zwar nichts gesehen, doch es heißt, der Entführer habe die Hauptstraße bei dem Hügel da drüben verlassen und den Weg zum Nobu-Teich eingeschlagen.«

Musashi konnte sich nicht vorstellen, wer Otsū entführt

haben mochte und warum. Auf Matahachi wäre er jedenfalls nicht gekommen. Er hatte einen der heruntergekommenen Rōnin in Verdacht, wie er sie in Nara gesehen hatte. Oder vielleicht war es einer von den Strauchrittern, die sich angeblich hier in den Wäldern herumdrückten. Er hoffte inständig, Otsū möge einem kleinen Gauner in die Hände gefallen sein und nicht einem skrupellosen Verbrecher, der seinen Lebensunterhalt damit verdiente, Frauen zu entführen und zu verkaufen. Denn so einer, dachte Musashi verzweifelt, wäre brutal und gemein.

Er lief atemlos weiter auf der Suche nach dem Nobu-Teich. Die Sonne war untergegangen, und er konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Die Straße wand sich aufwärts, und er nahm an, daß er die Vorberge des Koma erreicht habe.

Da er weit und breit keinen Teich entdecken konnte, fürchtete er, sich verlaufen zu haben. Er spähte suchend umher und entdeckte ein einsames Bauernhaus, flankiert von einer Baumzeile als Windschutz und überragt von den dunkel drohenden Bergen.

Als er näher kam, sah er, daß das Haus stabil gebaut war. Auf dem Dach freilich wucherte Moos, und das Stroh faulte. In der Küche brannte ein Licht, und in der Nähe entdeckte er eine gefleckte Kuh. Musashi war sicher, daß es die war, die er gemietet hatte.

Er schlich sich näher und hielt sich im Schatten. Als er einen Blick in die Küche werfen konnte, hörte er eine Männerstimme aus dem Schuppen, der hinter ein paar Ballen Stroh und einem Stapel Feuerholz stand. »Packt Eure Arbeit zusammen, Mutter«, sagte der Mann. »Ihr klagt immer. Eure Augen seien nicht mehr gut, aber trotzdem hört Ihr nicht auf, noch bei Dunkelheit zu spinnen.«

Im Küchenherd brannte ein Feuer, und Musashi hörte das Surren eines Spinnrads. Plötzlich wurde es still, und dann ging

jemand hin und her. Der Mann trat aus dem Schuppen und schloß die Tür hinter sich. »Ich komme rein, sobald ich mir die Füße gewaschen habe«, rief er zum Haus hinüber. »Ihr könnt schon das Abendessen auftragen.«

Er stellte seine Sandalen auf einen Felsblock am Bach, der hinter der Küche plätscherte. Als er sich ans Ufer setzte und die Füße im Wasser baumeln ließ, reckte die Kuh den Kopf und berührte seine Schulter. Er rieb ihr das Maul und rief: »Mutter, kommt doch einen Augenblick her! Heute ist mir wirklich ein Schatz in den Schoß gefallen. Ratet, was es ist. Eine Kuh! Und zwar eine wirklich gute.«

Leise huschte Musashi an der Vordertür des Hauses vorbei. Er kauerte sich auf einen Stein unter dem Küchenfenster und blickte hinein. Das erste, was ihm ins Auge fiel, war eine Lanze, die auf einem schwarzen Gestell an der Wand lag, eine vorzügliche Waffe, die sehr gepflegt wirkte. Matt schimmerten goldene Zeichen auf dem Leder der Scheide. Musashi wußte nicht, was er davon halten sollte. Solche Kleinodien fand man gewöhnlich nicht in einem Bauernhaus. Selbst wenn sie sich welche leisten konnten, war den Bauern der Waffenbesitz verboten.

Für einen Moment tauchte der Mann im Feuerschein auf. Musashi erkannte sofort, daß er es nicht mit einem gewöhnlichen Bauern zu tun hatte. Seine Augen waren zu wach und leuchteten zu hell. Er trug einen knielangen Arbeitskimono und verschmutzte Beinlinge. Er hatte ein volles Gesicht, und das struppige Haar war mit ein paar Strohbindern zusammengebunden. Er war untersetzt, nicht größer als fünf oder sechs Fuß, besaß aber einen mächtigen Brustkorb und war kräftig gebaut. Er bewegte sich mit festen, entschlossenen Schritten. Rauch quoll aus dem Fenster. Musashi hob den Ärmel, um sein Gesicht zu schützen, doch war es zu spät. Er atmete den Qualm ein und mußte husten.

»Wer ist da?« rief die alte Frau aus der Küche. Sie trat vor

die Tür und fragte: »Gonnosuke, hast du den Schuppen zugemacht? Ein Hirsedieb scheint hier rumzuschleichen. Ich habe ihn husten hören.«

Musashi zog sich vom Fenster zurück und verbarg sich zwischen den Bäumen.

»Wo?« schrie Gonnosuke und kam raschen Schrittes hinterm Haus hervor. Die alte Frau antwortete: »Er muß ganz in der Nähe sein. Ich habe ihn husten hören.«

»Seid Ihr sicher, daß Ihr Euch nicht getäuscht habt?«

»Mit meinen Ohren ist alles in Ordnung. Außerdem habe ich ein Gesicht am Fenster gesehen. Der Rauch muß ihn zum Husten gebracht haben.« Langsam und argwöhnisch schlich Gonnosuke fünfzehn, zwanzig Schritte weiter und spähte vorsichtig nach links und rechts wie eine Schildwache auf einer Festung. »Kann sein, daß Ihr recht habt«, sagte er. »Ich glaube, ich rieche einen Menschen.«

Musashi versuchte, in Gonnosukes Augen zu lesen. Die Haltung des Mannes riet zu äußerster Vorsicht. Er beugte sich aus der Hüfte vor, und als er sich umdrehte, erkannte Musashi, daß der Mann einen vier Fuß langen Stock hinterm Rücken versteckt hielt. Es war kein gewöhnlicher Stock, er besaß vielmehr die Aura einer vielbenutzten Waffe und schien mit dem Körper des Mannes verwachsen. Für Musashi war es keine Frage, daß er diesen Stock wohl zu gebrauchen verstand.

Musashi trat vor und rief: »Ihr da! Wer immer Ihr seid, ich komme, um meine Gefährten zu holen.« Wortlos funkelte Gonnosuke ihn an.

»Gebt mir die Frau und den Jungen zurück, die Ihr auf der Landstraße entführt habt. Ist ihnen kein Leid geschehen, will ich es auf sich beruhen lassen. Wurde ihnen aber auch nur ein Haar gekrümmt, dann habt Ihr Schlimmes zu erwarten. Gebt sie heraus! Auf der Stelle!« Musashis Stimme war schärfer als der Wind, der die Schneeschmelze gebracht hatte.

Gonnosuke schwang seinen Stock. Die Haare sträubten sich ihm wie die Stacheln eines Igels, er richtete sich zu seiner vollen Größe auf und schrie: »Schurke! Wen nennt Ihr einen Entführer?«

»Euch! Ihr müßt gemerkt haben, daß die Frau und der Junge schutzlos waren. Da habt Ihr sie entführt und hierher geschleppt. Gebt sie heraus!« Der Stock sauste blitzschnell durch die Luft.

Musashi sprang beiseite. »Tut nichts, was Ihr hinterher bedauern könntet«, warnte er.

»Für wen haltet Ihr Euch eigentlich?« Gonnosuke schien entschlossen, Musashi keinen Augenblick Ruhe zu gönnen. Als der beiseite sprang, setzte ihm Gonnosuke eilig nach. Zweimal schickte Musashi sich an, die Rechte an den Schwertgriff zu heben, führte die Bewegung jedoch beide Male nicht aus. In dem Augenblick, in dem er das Schwert ergreifen würde, wäre sein Ellbogen ungedeckt. Musashi war die Schnelligkeit, mit der Gonnosukes Stock herniederfahren konnte, nicht entgangen. Er erkannte, daß er in größte Schwierigkeiten käme, wenn er seinen vierschrötigen Gegner unterschätzte. Wenn er nicht die Ruhe bewahrte, konnte selbst ein falscher Atemzug ihn in Gefahr bringen. Sein Gegner bot mit Beinen und Oberkörper ein Musterbeispiel jener Kampfstellung, die »Unzerstörbar-Vollkommen« genannt wird. Musashi begriff bereits, daß dieser vermeintliche Bauer über einen Kampfstil gebot, der allem überlegen war, was er bisher an überragender Schwertfechtkunst gesehen hatte. Ein Blick in die Augen seines Gegners überzeugte ihn, daß dieser bereits den Weg gemeistert hatte, nach dem Musashi noch immer suchte. Schlag folgte auf Schlag, während ein Fluch nach dem anderen sich von Gonnosukes Lippen löste. Manchmal schlug er beidhändig zu, manchmal nur mit einer Hand. Er führte mit fließender Eleganz den »Über-den-Kopf-Schlag«, den Seitenhieb sowie Stoß und Handwechsel aus. Ein Schwert, das deutlich zwischen

Griff und Schneide trennt, besitzt nur eine Spitze; bei einem Stock hingegen können beide Enden tödlich wirken. Gonnosuke handhabte seine Waffe mit der gleichen Geschicklichkeit, mit der ein Bonbonsieder mit der Karamelcreme umgeht: einmal schien sie lang, dann wieder kurz, einmal unsichtbar, mal oben und mal unten, dann wieder überall zugleich. Vom Fenster her riet die alte Frau ihrem Sohn zur Vorsicht. »Gonnosuke! Er sieht nicht aus wie ein gewöhnlicher Samurai!« Sie schien genauso am Kampf beteiligt wie er.

»Keine Sorge!« Das Bewußtsein, daß sie zusah, schien Gonnosukes Kampfmutter nur zu steigern.

In diesem Augenblick duckte Musashi sich unter einem auf seine Schulter gerichteten Hieb weg, glitt aber gleichzeitig nahe an Gonnosuke heran und packte ihn beim Handgelenk. Im nächsten Augenblick lag der Bauer rücklings auf dem Boden und strampelte mit den Beinen in der Luft. »Wartet!« schrie die Mutter. Das Haar stand ihr vor Aufregung zu Berge. Sie schien wie vom Donner gerührt, ihren Sohn am Boden liegen zu sehen. Der panische Schrecken auf ihrem Gesicht hielt Musashi davon ab, das Schwert aus der Scheide zu reißen und Gonnosuke den Garaus zu machen. »Na schön. Dann warte ich eben«, rief er, setzte sich Gonnosuke rittlings auf die Brust und preßte ihn zu Boden.

Gonnosuke wehrte sich tapfer und versuchte, sich zu befreien. Seine Beine, über die Musashi keine Gewalt hatte, strampelten in der Luft und rammten sich in den Boden, während er den Rücken durchdrückte. Die Mutter kam herangeschossen und stieß einen Schwall von Flüchen aus. »Sieh dich an! Wie hast du nur in eine so schändliche Lage kommen können! – Gib nicht auf«, setzte sie hinzu. »Ich bin hier, um dir zu helfen.« Da sie Musashi um Einhalt gebeten hatte, erwartete er, daß sie auf die Knie vor ihm niedersinken und ihn anflehen werde, ihren Sohn nicht zu töten.

Doch ein Blick überzeugte ihn davon, daß er sich irrte. Sie hielt die Lanze hinter ihrem Rücken versteckt, aber er sah die Klinge blitzen. »Dreckiger Rōnin!« schrie sie. »Einen raffinierten Wurf machen, ja, das kannst du! Du denkst wohl, wir sind nichts weiter als dumme Bauern?« Musashi konnte sich nicht umdrehen, um den Angriff von hinten abzuwehren, denn Gonnosuke wand sich unter ihm und versuchte, ihn in eine Lage zu bringen, die seiner Mutter Vorteil brächte.

»Keine Sorge, Mutter!« keuchte er. »Ich schaffe es schon. Kommt nicht zu nahe!«

»Bleib ruhig!« riet sie ihm. »Gegen den da darfst du nicht verlieren. Denk an deine Ahnen! In deinen Adern rinnt das Blut des großen Kakumyō, der Seite an Seite mit dem großen General aus Kiso gekämpft hat!« »Ich vergesse es nicht!« schrie Gonnosuke gellend. Kaum hatte er diese Worte ausgestoßen, gelang es ihm, den Kopf zu heben und Musashi die Zähne in den Schenkel zu graben. Dann ließ er seinen Stock fahren und schlug mit beiden Händen auf Musashi ein. Die alte Frau wählte diesen Augenblick, um mit der Lanze auf Musashis Rücken zu zielen. »Wartet!« rief Musashi.

Es schien, als könne der Kampf nur durch den Tod eines der beiden Männer entschieden werden. Wäre Musashi sich absolut sicher gewesen, daß er Otsū und Jōtarō befreien könnte, hätte er den Sieg erzwungen. Aber die Klugheit schien zu gebieten, den Kampf auszusetzen und mit dem vermeintlichen Entführer zu reden. Er wandte sich also zu der Alten und sagte ihr, sie solle die Lanze absetzen. »Was soll ich tun, Sohn?«

Gonnosuke wurde immer noch am Boden festgehalten, aber auch ihm kamen Bedenken. Vielleicht hatte dieser Rōnin Grund zu der Annahme, daß seine Gefährten hier seien. Es hatte keinen Sinn, für ein Mißverständnis das Leben zu riskieren.

Nachdem sich die Kämpfer getrennt hatten, bedurfte es nur

weniger Minuten, um einander klarzumachen, was vorgefallen war.

Die drei begaben sich ins Haus ans hell brennende Feuer. Am Herd kniend, sagte die Mutter: »Höchst gefährlich. Wenn man sich vorstellt, daß überhaupt kein Grund vorhanden war zu kämpfen.«

Als Gonnosuke sich anschickte, neben ihr Platz zu nehmen, schüttelte sie den Kopf. »Ehe du dich hinsetzt«, sagte sie, »führe den Samurai durch das ganze Haus, damit er weiß, daß seine Freunde nicht hier sind.« Zu Musashi gewandt, setzte sie hinzu: »Ich möchte, daß Ihr sorgfältig nachseht und Euch mit eigenen Augen von unserer Unschuld überzeugt.« »Das ist ein guter Vorschlag«, stimmte Gonnosuke zu. »Kommt mit mir, Herr. Durchsucht das Haus von oben bis unten. Ich habe es nicht gern, als Entführer verdächtigt zu werden.«

Musashi aber lehnte ab. »Das ist nicht nötig. Nach dem, was Ihr mir erzähltet, bin ich überzeugt, daß Ihr mit der Entführung nichts zu tun habt. Verzeiht mir, Euch beschuldigt zu haben.«

»Daran hatte ich selbst schuld«, sagte Gonnosuke kleinlaut. »Ich hätte herausfinden sollen, wovon Ihr sprach, ehe ich die Beherrschung verlor.« Dann fragte Musashi zögernd nach der Kuh und erklärte, er sei ganz sicher, daß er eben diese Gefleckte in Seta gemietet habe.

»Die habe ich zufällig gefunden«, erwiderte Gonnosuke. »Ich war heute abend am Nobu-Teich Schmerlen fangen, und auf dem Heimweg stieß ich auf die Kuh, die schon mit einem Bein im Morast versunken war. Hier unten ist es nämlich stellenweise sumpfig. Je mehr sie strampelte, um herauszukommen, desto tiefer sank sie ein. Sie machte einen jämmerlichen Spektakel. Da habe ich sie herausgezogen und in der Nachbarschaft herumgefragt, doch sie schien niemand zu gehören. Nun dachte ich, ein Dieb habe sie irgendwo gestohlen und später wieder laufenlassen. Eine Kuh ist auf einem

Bauernhof halb soviel wert wie ein Mann, und diese ist ein junges Tier mit einem prächtigen Euter.« Gonnosuke lachte. »Irgendwie habe ich mir gedacht, die Kuh müsse mir der Himmel geschickt haben, denn ich bin arm und kann ohne ein bißchen übernatürliche Hilfe nichts für meine Mutter tun. Ich will die Kuh ja gern ihrem Besitzer zurückgeben, aber ich weiß nicht, wer das ist.«

Musashi dachte, Gonnosuke erzähle seine Geschichte mit der schlichten Redlichkeit eines Menschen, der auf dem Lande geboren und aufgewachsen ist.

Die Mutter gab sich auf einmal sehr verständnisvoll. »Der Rōnin macht sich bestimmt große Sorgen um seine Gefährten«, sagte sie. »Iß zu Abend und hilf ihm dann suchen. Ich hoffe nur, daß sie in der Nähe des Teiches sind. Die Berge sind nichts für Fremde. Dort wimmelt es von Banditen, die alles stehlen – Pferde, Gemüse, einfach alles!«

Die Brise begann wie ein Geflüster, blähte sich dann zu einem heftigen Windstoß, raste heulend durch die Bäume und richtete unter den kleineren Pflanzen große Verwüstung an.

Während einer Flaute, die das düstere Schweigen der Sterne auf unheimliche Weise unterstrich, erhob Gonnosuke die Fackel und sah sich suchend nach Musashi um.

»Tut mir leid«, sagte er, als der ihn eingeholt hatte. »Aber kein Mensch scheint etwas von Euren Freunden zu wissen. Jetzt liegt nur noch ein Haus zwischen uns und dem Teich, gleich hinter der Waldung drüben. Der Besitzer ist Bauer und Jäger. Wenn der uns nicht helfen kann, weiß ich auch nicht, wo wir noch suchen sollen.«

»Vielen Dank, daß Ihr Euch all diese Mühe gemacht habt. Wir haben jetzt schon über zehn Häuser abgeklappert, und mir scheint nicht mehr viel Hoffnung darauf zu bestehen, daß sie sich hier aufhalten. Wenn wir in diesem Haus auch nichts erfahren, kehren wir um und geben auf.« Mitternacht war

vorüber. Musashi hatte gehofft, zumindest von Jōtarō eine Spur zu finden, doch niemand hatte ihn gesehen. Die Beschreibung Otsūs hatte nur verständnislose Blicke und langes, betretenes Schweigen zur Folge-

»Die Lauferei macht mir nichts aus. Ich könnte noch die ganze Nacht auf den Beinen bleiben. Sind die Frau und der Junge Diener von Euch? Oder Verwandte?«

»Es sind die Menschen, die mir am nächsten stehen.«

Musashi hätte ihn gern nach seinem Leben gefragt. Doch Gonnosuke wirkte seltsam verschlossen und ging immer ein, zwei Schritt voraus, als er Musashi einen schmalen Pfad zum Nobu-Teich hinunterführte. Musashi war neugierig zu erfahren, wo Gonnosuke seine Fertigkeit im Stockfechten erworben hatte, doch hielt sein Schicklichkeitsgefühl ihn davon ab zu fragen. Er dachte, daß das Zusammentreffen mit diesem Mann zwar auf einem unseligen Zufall und auf seiner eigenen Unbesonnenheit beruhte, war aber trotzdem sehr dankbar dafür. Wie unendlich schade wäre es, wenn mir die großartige Kunst dieses Stockkämpfers unbekannt geblieben wäre!

Gonnosuke blieb stehen und sagte: »Ihr wartet besser hier. Die Leute schlafen vermutlich schon, und ich möchte sie nicht erschrecken. Ich gehe allein hinein und versuche, etwas herauszufinden.«

Er zeigte Musashi das Haus, dessen strohgedecktes Dach fast unter Bäumen verschwand. Bambusgeraschel begleitete seine Schritte. Schließlich hörte Musashi ihn laut an die Tür klopfen.

Er kehrte wenige Minuten später mit einer Geschichte zurück, die Musashi den ersten brauchbaren Anhaltspunkt bot. Es hatte eine Weile gedauert, ehe der Bauer und seine Frau verstanden, worum es ging, doch schließlich hatte die Frau ihm etwas erzählt, was ihr am Nachmittag widerfahren war. Kurz vor Sonnenuntergang hatte sie auf dem Heimweg einen Jungen in Richtung Yabuhara laufen sehen. Hände und Gesicht seien

mit Schmutz bedeckt gewesen, und ein langes Holzsword habe in seinem Obi gesteckt. Als sie ihn aufgehalten habe und gefragt, was geschehen sei, habe er sich nach dem Amt des Bevollmächtigten des Shōguns erkundigt. Dann habe er ihr erklärt, ein böser Mann habe die Frau verschleppt, mit der er unterwegs gewesen sei. Sie habe ihm geantwortet, damit verschwende er nur seine Zeit. Die Beamten des Shōgun würden nie eine Suche nach einer unwichtigen Person unternehmen. Handelte es sich allerdings um eine bekannte Persönlichkeit, oder bekamen sie Order von oben, so würden sie jeden Pferdeapfel umkehren und kein Körnchen Sand unberührt lassen. Im übrigen sei es hier nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau entführt oder ein Reisender von Straßenräubern um seine Habe erleichtert würde.

Sie habe dem Jungen gesagt, er solle über Yabuhara nach Narai gehen. Dort werde er an einer Straßenkreuzung einen großen Kräuterladen sehen. Der gehöre einem Mann namens Daizō, der sich seine Geschichte gewiß anhören und ihm helfen würde. Im Gegensatz zu den Beamten sympathisiere Daizō nicht nur mit den Schwachen, sondern nehme alle Mühen auf sich, um ihnen zu helfen.

Gonnosuke schloß mit den Worten: »Mir klang das so, als sei der Junge Jōtarō gewesen. Was meint Ihr?«

»Da bin ich mir ganz sicher«, bestätigte Musashi. »Das beste wäre wohl, so schnell wie möglich nach Narai zu gehen und sich an diesen Daizō zu wenden. Dank Euch! Jetzt weiß ich jedenfalls, was ich tun kann.« »Warum verbringt Ihr nicht den Rest der Nacht in meinem Hause? Dann könnt Ihr morgen nach dem Frühstück aufbrechen.« »Dürfte ich das?«

»Aber gewiß doch. Wenn wir über den Nobu-Teich fahren, sind wir in der halben Zeit zu Hause. Ich habe den Mann um Erlaubnis gefragt, wir können sein Boot nehmen.«

Der Teich sah aus wie das Fell einer riesigen Trommel. Von

violett schimmernden Weidenbäumen umrahmt, maß er etwa zwölfhundert Schritt im Durchmesser. Der dunkle Schatten des Koma spiegelte sich mit dem bestirnten Himmel im Wasser.

Während Musashi die Fackel hielt und Gonnosuke ruderte, glitten sie lautlos über den Teich. Rötter als die Fackel wirkte ihr Spiegelbild auf der glatten Wasseroberfläche.

Giftzähne

Aus der Ferne erinnerten die Fackel und ihr Spiegelbild im Wasser an ein Feuervogelpaar, das über die heitere Fläche des Nobu-Teichs dahinschwamm.

»Da kommt ein Boot!« flüsterte Matahachi. »Gut, gehen wir hier entlang«, sagte er und zog an dem Strick, mit dem er Otsū gefesselt hatte. »Komm!« »Ich werde nirgendwohin gehen«, protestierte Otsū und stemmte die Fersen haltsuchend in den Boden. »Steh auf!«

Mit dem Ende des Stricks zog er ihr eins über den Rücken und schlug dann mehrmals zu. Doch jeder Schlag verstärkte nur ihren Widerstand. Matahachi schwand der Mut. »Nun komm doch«, bettelte er. »Bitte, setz dich in Bewegung!«

Als sie sich immer noch weigerte aufzustehen, geriet er wieder in Wut und packte sie beim Kragen. »Du kommst jetzt mit, ob es dir gefällt oder nicht.«

Otsū versuchte, zum Teich zu gelangen und zu schreien, doch er knebelte sie rasch mit einem Waschtuch. Schließlich gelang es ihm, sie zu einem zwischen den Weiden verborgenen Schrein zu schleifen.

Otsū wartete nur darauf, die Hände freizubekommen, um ihren Entführer angreifen zu können. Wie herrlich müßte es doch sein, eine Schlange zu sein, dachte sie, als sie ein Schild

sah, auf das eine Schlange gemalt war; diese hatte sich um eine Weide geringelt und zischte einen Mann an, der sie mit einem Fluch belegte.

»Glück gehabt!« Matahachi atmete erleichtert auf, stieß Otsū ins Innere des Schreins und lehnte sich von außen gegen die Gittertür. Aufmerksam verfolgte er von hier, wie das kleine Boot etwa vierhundert Schritt weiter in eine kleine Bucht hineinglitt.

Der Tag war höchst anstrengend für ihn gewesen. Als er rohe Gewalt anwenden wollte, um Otsū zu nehmen, hatte sie ihm klargemacht, daß sie lieber stürbe, als das zu erleiden. Sie hatte sogar damit gedroht, sich die Zunge abzubeißen, und Matahachi kannte sie gut genug, um zu wissen, daß dies keine leere Drohung war. Seine Enttäuschung trieb ihn so weit, daß er ums Haar zum Mörder geworden wäre, doch der Gedanke daran machte ihn ganz krank und ließ seine Begierde abkühlen. Es war ihm unerfindlich, weshalb sie Musashi liebte und nicht ihn, da es doch zuvor lange Zeit hindurch genau umgekehrt gewesen war. Frauen zogen ihn doch seinem alten Freund ganz allgemein vor. War das nicht immer so gewesen? Hatte Okō sich nicht zuerst zu ihm hingezogen gefühlt? Selbstverständlich war das so gewesen. Es gab nur eine Erklärung: Musashi machte ihn hinter seinem Rücken schlecht. Während er darüber nachdachte, wie er betrogen worden sein mußte, steigerte Matahachi sich in eine immer größere Wut hinein.

Was für ein dummer, leichtgläubiger Esel ich doch bin! Wie habe ich mich nur so zum Narren halten lassen? Wenn ich daran denke, daß ich geweint habe, als ich ihn von ewiger Freundschaft reden hörte! Ha! Er machte sich Vorwürfe, Sasaki Kojirōs Warnung in den Wind geschlagen zu haben, die er noch im Ohr hatte. »Verlaßt Euch nur auf diesen Schelm Musashi, und Ihr werdet es bereuen.«

Bis zum heutigen Tag hatte er zwischen Zuneigung und Ablehnung geschwankt, wenn es um seinen Freund aus der

Kinderzeit ging; jetzt aber verabscheute er ihn gründlich. Und wiewohl er es nicht über sich brachte, ihn laut auszusprechen – ein feierlicher Fluch auf Musashi nahm in seinem Herzen Gestalt an.

Er war nun überzeugt, daß Musashi sein Feind war, geboren, um ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden und ihn schließlich zu vernichten. Dieser elende Heuchler! dachte er. Da treffen wir uns nach einer so langen Zeit, und er fängt an und predigt mir, man müsse ein rechter Mensch sein, sagt mir, ich soll Mut fassen, von nun an würden wir Hand in Hand weitermachen und Freunde fürs Leben sein. Ich erinnere mich an jedes einzelne Wort – sehe geradezu vor mir, wie er es ausspricht, aufrichtig, als könne er kein Wasserlein trüben. Es macht mich ganz krank, daran zu denken. Wahrscheinlich hat er sich die ganze Zeit über ins Fäustchen gelacht.

Ich glaube, alle diese »Guten« in dieser Welt sind windige Burschen wie Musashi, redete er sich ein. Nun, jedenfalls durchschaue ich sie jetzt. Mir kann keiner mehr etwas vormachen. Einen Haufen dummer Bücher durchzuackern und alle möglichen Strapazen auf sich zu nehmen, bloß um so ein Heuchler zu werden, ist doch Unsinn. Sie können mir gestohlen bleiben. Und wenn ich zu üblen Mitteln greifen muß, ich werde verhindern, daß dieser Schurke sich einen Namen macht. Für den Rest seines Lebens werde ich ihm immer wieder in die Quere kommen.

Er drehte sich um und stieß die Gittertür mit dem Fuß auf. Dann nahm er Otsū den Knebel aus dem Mund und sagte kalt: »Du heulst immer noch, was?« Sie würdigte ihn keiner Antwort. »Antworte mir auf die Frage, die ich dir gestellt habe!« Außer sich vor Wut über ihr Schweigen, trat er nach der dunklen Gestalt auf dem Boden. Sie wich zurück und sagte: »Ich habe dir nichts zu sagen. Wenn du mich umbringen willst, dann tu es jedenfalls wie ein Mann!« »Red nicht solchen Unsinn! Ich weiß, was ich will. Du und Musashi, ihr habt mir

mein ganzes Leben kaputtgemacht, und jetzt zahl' ich es euch heim, gleichgültig, wie lange es dauert.«

»Das ist Unsinn. Niemand hat dich in die Irre geführt, das hast du selbst getan. Möglich vielleicht, daß diese Okō dir ein bißchen dabei geholfen hat.« »Paß auf, was du sagst!«

»Ach, du und deine Mutter! Was ist mit eurer Familie eigentlich los? Wieso braucht ihr immer jemand, den ihr mit eurem Haß verfolgen könnt?« »Du redest zuviel. Was ich wissen will, ist: Heiratest du mich oder nicht?« »Die Frage kann ich dir leicht beantworten.« »Nun, dann beantworte sie.«

»In diesem Leben und auch danach, in der Zukunft der Ewigkeit, gehört mein Herz einem Mann, Miyamoto Musashi. Wie sollte ich mir jemals etwas aus einem anderen machen können – und dann auch noch aus einem Jämmerling wie dir? Ich hasse dich!«

Ein Zittern durchlief ihn. Er lachte grausam auf und sagte: »Du haßt mich also, ja? Nun, zu dumm, denn ob du mich magst oder nicht, von heute nacht an gehört dein Körper mir.« Otsū bebte vor Zorn. »Willst du dich immer noch zieren?«

»Ich bin in einem Tempel aufgewachsen. Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt. Der Tod schreckt mich nicht im geringsten.«

»Machst du Witze?« knurrte er, ließ sich auf den Boden neben sie nieder und preßte das Gesicht an sie. »Wer hat vom Tod gesprochen? Dich umzubringen, würde mir keine Befriedigung verschaffen. Das ist es, was ich dir antun werde!« Mit diesen Worten packte er sie bei der Schulter und an ihrem linken Handgelenk und grub seine Zähne durch den Ärmel fest in ihren Oberarm.

Schreiend und sich windend versuchte sich Otsū zu befreien, was jedoch nur zur Folge hatte, daß er noch fester zubiß. Er ließ sie nicht los, auch als Blut über ihr Handgelenk lief, das er gepackt hatte.

Kreideweiß im Gesicht, schwanden ihr die Sinne. Als Matahachi spürte, daß ihr Körper erschlaffte, ließ er sie los und zwängte hastig ihren Mund auf, um sicherzugehen, daß sie sich nicht doch die Zunge abgebissen hatte. Ihr Gesicht war schweißgebadet.

»Otsū«, rief er kläglich. »Verzeih mir!« Er schüttelte sie, bis sie wieder zu sich kam.

Kaum konnte sie wieder sprechen, streckte sie sich aus und stöhnte völlig außer sich: »Ach, wie das schmerzt! Es tut so weh! Jōtarō, hilf mir!« Bleich und keuchend sagte Matahachi: »Tut es weh? Schade! Auch wenn die Narben verheilt sind, werden die Spuren meiner Zähne noch sehr, sehr lange zu sehen sein. Was die Leute wohl sagen, wenn sie sie sehen? Was wird Musashi denken? Ich habe sie dir aufgedrückt wie ein Brandzeichen, damit jeder weiß: Eines Tages gehörst du mir. Wenn du weglaufen willst, tu es – aber die Narben werden dich ewig an mich erinnern.«

Das Schweigen in dem dunklen, staubverhangenen Schrein wurde nur von Otsūs Schluchzen unterbrochen.

»Hör auf mit dem Geflenne! Das geht mir auf die Nerven. Ich rühr' dich ja nicht an, halt also den Mund. Soll ich dir etwas Wasser bringen?« Er nahm eine irdene Schale vom Altar und ging hinaus.

Er war überrascht, als er draußen einen Mann stehen sah, der hineingespäht hatte. Als der Mann das Weite suchte, sprang Matahachi ihm nach und hielt ihn fest.

Der Mann, ein Bauer auf dem Weg zum Markt am Shiojiri-Paß, der sein Pferd mit etlichen Säcken Reis beladen hatte, fiel Matahachi zu Füßen und zitterte vor Angst. »Ich wollte nichts tun. Ich hörte nur eine Frau weinen und wollte nachsehen, was los sei.«

»Stimmt das auch? Seid Ihr Euch ganz sicher?« Matahachi gab sich streng wie ein Verwaltungsbeamter. »Ja, das schwöre

ich.«

»In dem Fall schenke ich Euch Euer Leben. Ladet die Säcke vom Pferd ab und bindet die Frau darauf! Und dann bleibt Ihr bei uns, bis ich mit Euch fertig bin.« Seine Finger spielten bedrohlich am Schwertgriff. Der Bauer hatte viel zu große Angst, als daß er nicht gehorcht hätte. Er tat, wie ihm geheißen, und die drei machten sich auf den Weg. Matahachi suchte sich eine Bambusgerte, die ihm als Peitsche dienen sollte. »Wir gehen nach Edo, und ich will keine Gesellschaft. Haltet Euch also an Nebenstraßen«, befahl er dem Bauern. »Wählt am besten eine Straße, auf der wir niemand begegnen.« »Das ist sehr schwierig.«

»Wie schwierig das ist, ist mir gleichgültig. Nehmt eine Nebenstraße!« »Aber das bedeutet, daß wir eine sehr steile Gebirgsstraße benutzen müssen.«

»Gut, dann fangt schon mal an zu klettern! Und keine faulen Sachen, sonst spalte ich Euch den Schädel. Ich bin nicht sonderlich auf Euch angewiesen. Eigentlich will ich nur das Pferd. Ihr solltet dankbar sein, daß ich Euch überhaupt mitnehme.«

Der dunkle Pfad wurde von Schritt zu Schritt steiler. Als sie etwa die halbe Höhe des Gebirgszugs erreicht hatten, waren Pferd wie Menschen zum Umfallen erschöpft. Unter ihnen wogten die Wolken wie Wellen, und ein heller Schimmer zeigte, wo der östliche Horizont war.

Otsū war die ganze Nacht über geritten, ohne ein Wort zu sagen. Doch als sie die ersten Strahlen der Sonne sah, sagte sie leise: »Matahachi, bitte, laß den Mann laufen. Gib ihm sein Pferd zurück. Ich verspreche, daß ich nicht fortlaufe.«

Matahachi willigte nicht sogleich ein, doch wiederholte sie ihre Bitte einige Male, bis er nachgab. Als der Bauer sich entfernte, sagte Matahachi zu Otsū: »Jetzt sei still und komm mit! Und versuche bloß nicht wegzulaufen!« Sie legte die

Hand über den Arm mit der Bißwunde, preßte die Lippen aufeinander und sagte: »Das tu ich bestimmt nicht. Du glaubst doch nicht etwa, ich möchte, daß jemand die Male deiner Giftzähne sieht, oder?«

Eine mütterliche Warnung

»Mutter«, sagte Gonnosuke, »Ihr geht zu weit. Seht Ihr denn nicht, daß ich selbst völlig durcheinander bin?« Er weinte, und die Wörter kamen stoßweise.

»Schschsch! Du weckst ihn noch auf!« Die Stimme der Mutter war leise, aber streng, als hätte sie ein dreijähriges Kinde gescholten. »Wenn dir so hundeelend zumute ist, gibt es nur eines: Du mußt dich zusammenreißen und aus ganzem Herzen dem Weg des Samurai folgen. Heulen nützt hier gar nichts. Außerdem macht es häßlich. Wisch dir das Gesicht ab!« »Versprecht mir erst, daß Ihr mir mein beschämend schlechtes Auftreten von gestern verzeiht.«

»Nun, eigentlich müßte man dich gründlich schelten, aber es ist letztlich wohl doch eine Sache der Erfahrung. Es heißt, je länger ein Mann sich keiner Herausforderung stellt, desto schwächer wird er. Es ist also ganz natürlich, daß du verloren hast.«

»Das von Euch zu hören, macht alles nur noch schlimmer. Ich habe schließlich trotz aller Ermutigung durch Euch verloren. Ich erkenne jetzt, daß ich einfach nicht die Gaben und den Geist besitze, die den richtigen Krieger ausmachen. Ich werde die Fechtkunst aufgeben und mich damit zufriedengeben müssen, Bauer zu sein. Mit der Hacke kann ich mehr für Euch tun als mit dem Stock.«

Musashi war bereits wach. Erstaunt vernahm er, daß der junge Mann und seine Mutter den Kampf so ernst genommen

hatten, und er setzte sich kerzengerade auf. Er selbst hatte das Ganze bereits als seinen und Gonnosukes Fehler abgetan. »Was für ein Ehrgefühl!« murmelte er, als er leise in den Nebenraum ging. Dort schaute er durch den Spalt zwischen den Schiebetüren.

Vom Licht der aufgehenden Sonne schwach erhellt, saß Gonnosukes Mutter mit dem Rücken zum buddhistischen Hausaltar, während ihr Sohn demütig vor ihr kniete, die Augen niedergeschlagen und das Gesicht voller Tränenspuren.

Da packte sie ihn beim Kragen und sagte heftig: »Was hast du gesagt? Was höre ich da? Du willst dein Leben als Bauer verbringen?« Sie zog ihn näher zu sich heran, bis sein Kopf auf ihren Knien lag, und fuhr in einem Ton, der verriet, daß sie außer sich war, fort: »Nur eines hat mich all die Jahre nicht den Mut verlieren lassen: die Hoffnung, einen Samurai aus dir zu machen und den guten Namen unserer Familie wiederherzustellen. Deshalb habe ich dich all die vielen Bücher lesen und den Umgang mit der Waffe lernen lassen. Nur deshalb habe ich es die letzten Jahre hindurch geschafft, von so wenig zu leben. Und jetzt ... und jetzt sagst du, du willst das alles hinwerfen?«

Auch sie brach in Tränen aus. »Da du so ungeschickt warst, dich besiegen zu lassen, mußt du sehen, wie du dich rächst. Noch ist er hier. Sobald er aufwacht, forderst du ihn noch einmal zum Kampf heraus. Das ist die einzige Möglichkeit, daß du dein Selbstvertrauen zurückgewinnst.« Gonnosuke hob den Kopf und sagte traurig: »Wenn ich das könnte, Mutter, wäre mir jetzt nicht so elend zumute.«

»Was ist denn los mit dir? Du bist doch sonst nicht so! Wo bleibt dein Kampfgeist?«

»Gestern abend, als ich mit ihm zum Teich ging, hielt ich ständig nach einer Gelegenheit Ausschau, ihn anzugreifen, brachte es dann jedoch nicht über mich. Immer wieder habe ich

mir gesagt: Er ist bloß ein namenloser Rōnin. Und doch, wenn ich ihn mir genau ansah, versagte mein Arm mir den Dienst.«

»Das liegt nur daran, weil du wie ein Feigling denkst.« »Und wennschon! Schaut! Ich weiß, ich habe das Blut eines Kiso-Samurai in den Adern. Und ich habe auch nicht vergessen, wie ich einundzwanzig Tage lang vor dem Ontake-Gott gebetet habe.«

»Hast du nicht vor dem Ontake-Gott geschworen, daß du deinen Stock benutzen wirst, um deine eigene Schule zu gründen?«

»Ja, da bin ich aber wohl zu selbstgefällig gewesen. Ich habe nicht daran gedacht, daß auch andere Männer kämpfen können. Wenn ich wirklich so unfertig bin, wie ich mich gestern gezeigt habe, wie sollte ich dann meine eigene Schule gründen? Statt in Armut zu leben und Euch hungern zu sehen, wäre es besser, meinen Stock zu zerbrechen und das Ganze zu vergessen.«

»Du hast noch nie verloren, obwohl du schon eine ganze Reihe von Zweikämpfen ausgefochten hast. Vielleicht wollte der Ontake-Gott, daß dir die Niederlage gestern zur Lehre gereicht. Vielleicht bist du bestraft worden, weil du zu zuversichtlich warst. Den Stock wegzwerfen, damit du dich besser um mich kümmern kannst? Damit machst du mich nicht glücklich. Sobald dieser Rōnin aufwacht, fordere ihn heraus! Verlierst du abermals, ist es vielleicht richtig, den Stock zu zerbrechen und das, wovon du geträumt hast, zu vergessen.«

Musashi kehrte zurück in seinen Schlafraum, um über das Gehörte nachzudenken. Wenn Gonnosuke ihn herausforderte, mußte er sich stellen. Und wenn er sich stellte, das wußte er, würde er auch gewinnen. Gonnosuke würde also vernichtet werden und seiner Mutter das Herz brechen. So kam er zu dem Schluß: Es gibt keine andere Möglichkeit – ich muß einer Herausforderung aus dem Weg gehen. Lautlos schob er das Shōji zur Veranda auf und trat hinaus. Die Morgensonne ergoß ihr weißliches Licht durch die Bäume. In der Hofecke nahe

einer Scheune stand die Kuh, dankbar für den neuen Tag und das Gras, das vor ihren Hufen wuchs. Schweigend sagte Musashi dem Tier Lebewohl, dann ging er durch die Baumzeile gegen den Wind an und folgte einem Weg, der sich durch die Felder wand.

Der Berg Koma war heute vom Gipfel bis zum Fuße zu sehen. Zahllose Wölkchen, klein wie Wattebüsche und eine jede von anderer Gestalt, tummelten sich in der Brise.

Jōtarō ist jung, und Otsū ist zart, sagte sich Musashi, aber es gibt Menschen, die sich aus Herzensgüte der Jungen und der Zarten annehmen. Irgendeine Macht im Universum wird darüber entscheiden, ob ich sie finde oder nicht. An einem Morgen wie diesem ausschließlich an Otsū und Jōtarō zu denken, erschien ihm einseitig, gleichgültig, wie wichtig sie für ihn waren. Er mußte sich auf jenen Weg konzentrieren, dem er sein Leben lang und auch noch im nächsten Leben folgen wollte.

Narai, das er kurz nach Mittag erreichte, war eine blühende Gemeinde. Vor einem Laden wurden verschiedene Pelze feilgeboten, in einem anderen führte man vor allem Kiso-Kämme.

Mit der Absicht, sich durchzufragen, steckte er den Kopf zu einem Geschäft hinein, in dem Arznei verkauft wurde, die aus der Galle von Bären hergestellt wurde. Über der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift »Großer Bär«, und neben dem Eingang hockte in einem Käfig ein riesiges Exemplar dieser Tierart.

Der Ladenbesitzer, der ihm den Rücken zukehrte, schenkte sich gerade eine Schale Tee ein und fragte dann: »Womit kann ich dienen?« »Könntet Ihr mir wohl sagen, wo ich den Laden finde, der einem Mann namens Daizō gehört?«

»Daizō? An der nächsten Kreuzung.« Der Mann trat auf die Straße hinaus, hielt die Schale Tee in der einen Hand und

zeigte mit der anderen die Straße entlang. Als er einen Lehrburschen von einem Botengang heimkehren sah, rief er: »Heda! Dieser Herr möchte zu Daizōs Laden. Bringst du ihn hin?« Der Lehrbursche, dem man den Kopf dergestalt geschoren hatte, daß nur vorn und hinten ein Schöpf stehengeblieben war, zog mit Musashi im Schlepptau ab. Dieser freute sich über die Zuvorkommenheit und überlegte, daß Daizō offensichtlich die Achtung seiner Mitbürger genoß. »Dort drüben«, sagte der Junge. Er zeigte auf ein Haus linker Hand und verabschiedete sich sofort.

Musashi, der einen kleinen Laden erwartet hatte, in dem vornehmlich an Reisende verkauft wurde, war überrascht. Das mit einem Bambusgitter versehene Schaufenster war achtzehn Fuß lang, und hinter dem Laden erhoben sich zwei Lagerhäuser. Das große Haus hatte ein eindrucksvolles Tor, das geschlossen war.

Mit einem gewissen Zögern machte Musashi die Tür auf und rief: »Guten Tag!« Der große, dämmerige Raum erinnerte ihn an eine Sakebrauerei. Dank des gestampften Lehmbodens war die Luft angenehm kühl.

Ein Mann stand vor einem Aktenregal im Kontor, einem mit Tatami bedeckten Podest.

Musashi schloß die Tür hinter sich und erklärte, was er wollte. Ehe er fertig war, nickte der Schreiber bereits und sagte: »Soso, Ihr seid also wegen des Jungen gekommen.« Er verneigte sich und bot Musashi ein Kissen an »So leid es mir tut, aber Ihr habt ihn gerade verpaßt. Er tauchte um Mitternacht hier auf, und wir waren gerade dabei, die Reise unseres Herrn vorzubereiten. Offenbar wurde die Frau, mit welcher der Junge unterwegs war, entführt und er wollte nun, daß unser Herr ihm hilft, sie zu finden. Unser Herr sagte, das würde er gern tun, nur wisse er nicht, ob es einen Sinn hat. Hätte ein Strauchritter oder Bandit hier aus der Gegend sich ihrer bemächtigt, wäre es weiter kein Problem. Aber offenbar handelte es sich um einen

anderen Reisenden, und der werde sich selbstverständlich hüten, ausgerechnet auf der Hauptstraße weiterzuziehen.

Heute morgen hat unser Herr Leute ausgeschickt, die sich umsehen und umhören sollten, aber sie haben nichts entdecken können. Der Junge war außer sich, und so schlug unser Herr ihm vor, er solle ihn begleiten, dann könnten sie unterwegs gemeinsam nach dem Entführer fahnden, ja, vielleicht laufe er ihnen sogar in die Arme. Ich würde sagen, daß sie vor ungefähr vier Stunden aufgebrochen sind. Welch ein Jammer, daß Ihr ihn verpaßt habt!« Musashi war enttäuscht, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es immer ein Morgen gab. »Wohin will Daizō denn?« fragte er.

»Das ist schwer zu sagen. Das hier ist keiner der üblichen Läden. Die Kräuter werden in den Bergen gesammelt und hierhergebracht. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, füllen die Verkäufer ihr Lager auf und ziehen dann über die Straßen. Da unser Herr sonst nicht viel um die Ohren hat, unternimmt er häufig Reisen. Er besucht manchmal Tempel und Schreine oder auch Orte mit heißen Quellen, gelegentlich auch Plätze, die ihrer schönen Umgebung wegen berühmt sind. Diesmal, vermute ich, wird er den Zenkōji-Tempel aufsuchen, sich dann eine Weile in Echigo aufhalten und schließlich nach Edo gehen. Allerdings ist das reine Mutmaßung, denn er hat nie erwähnt, wohin die Reise geht ... Möchtet Ihr vielleicht einen Tee?« Ungeduldig und voller Unbehagen angesichts einer solchen Umgebung wartete Musashi, bis der frische Tee aus der Küche gebracht wurde. Als er da war, erkundigte er sich, wie Daizō aussehe.

»Ach, wenn Ihr ihn seht, werdet Ihr ihn sofort erkennen. Er ist zweiundfünfzig Jahre alt, recht kräftig und untersetzt, hat ein rötliches Gesicht und ein paar Pockennarben, und an der rechten Schläfe hat er einen unbehaarten Fleck.«

»Und wie gekleidet?«

»Da Ihr es erwähnt, muß ich sagen, daß man ihn an seiner Kleidung vielleicht noch am besten erkennen kann. Er trägt einen gestreiften chinesischen Baumwollkimono, den er eigens für diese Reise hat kommen lassen. Es handelt sich um ein höchst ungewöhnliches Gewebe. Ich bezweifle, daß sonst noch ein Mensch so etwas trägt.«

Musashi machte sich ein Bild vom Wesen und vom Aussehen des Mannes. Aus Höflichkeit blieb er, bis er den Tee ausgetrunken hatte. Vor Sonnenuntergang konnte er die beiden ohnehin nicht einholen, doch hoffte er, wenn er nachts weiterwanderte, würde er gegen Morgengrauen am Shiojiri-Paß sein. Dort wollte er auf sie warten.

Als er am Eingang zur Paßstraße ankam, war die Sonne bereits verschwunden, und abendlicher Nebel legte sich leicht über das Land. Es war spätes Frühjahr, und die Lichter in den vereinzelt Häusern an der Straße betonten die Einsamkeit der Bergwelt. Bis zum eigentlichen Paß waren es noch fünf Meilen. Musashi marschierte weiter und machte keine Pause, bis er in Inojieahara war, einem direkt in Paßhöhe gelegenen Ort. Dort legte er sich unter den Sternen nieder, und er ließ seinen Geist frei schweifen. Es dauert nicht lange, bis er fest eingeschlafen war.

Der winzige Sengen-Schrein wirkte wie eine Nadelspitze auf der felsigen Erhebung, die einer Beule gleich aus der Hochebene aufragte. Es war der höchste Punkt im ganzen Shiojiri-Gebiet.

Menschliche Stimmen ließen Musashi aus dem Schlaf hochfahren. »Kommt hierherauf!« rief ein Mann. »Von hier aus könnt Ihr den Fujiyama sehen.« Musashi setzte sich auf und blickte um sich, freilich ohne eine Menschenseele zu sehen.

Das Morgenlicht blendete. Und dort, wie auf einem Meer von Wolken treibend und immer noch in seinen Wintermantel

aus Schnee gehüllt, erhob sich der rote Kegel des Fuji. Sein Anblick entlockte Musashis Lippen einen kindlichen Schrei des Entzückens. Er hatte Bilder des berühmten Berges gesehen und hatte eine Vorstellung von ihm im Kopf, doch sah er ihn jetzt zum erstenmal leibhaftig vor sich. Der Berg war zwar an die hundert Meilen entfernt, schien jedoch auf gleicher Höhe mit ihm zu sein. »Prachtvoll«, rief Musashi und vergaß, die Tränen aus seinen staunenden Augen zu wischen.

Ehrfurcht ergriff ihn, so klein kam er sich vor, und der Gedanke, wie unbedeutend er in der Unendlichkeit des Universums war, stimmte ihn traurig. Seit seinem Sieg unter der Schirmtanke hatte er insgeheim daran zu denken gewagt, daß es nur wenige Männer gab, die gleich ihm als bedeutende Schwertkämpfer bezeichnet werden konnten. Sein eigenes Erdenleben war kurz, ihm waren Grenzen gesetzt; die Schönheit und der Glanz des Fuji hingegen waren ewig. Bedrückt fragte er sich, wie er sich eigentlich unterstehen konnte, seinen Umgang mit dem Schwert in irgendeiner Weise wichtig zu nehmen.

Die Art, wie dieser Berg streng und erhaben vor ihm aufragte, hatte etwas so Verständliches. Es lag in der Ordnung der Dinge, daß er ein gutes Stück darunter bleiben mußte. Er fiel vor dem Berg in die Knie, hoffte, daß seine Vermessenheit ihm verziehen würde, legte die Hände in Andacht zusammen und betete um die ewige Ruhe seiner Mutter und um Otsūs und Jōtarōs Sicherheit. Dann bat er, daß es ihm gestattet sei, groß zu werden, selbst wenn er an die Größe der Natur nicht heranreichen würde. Doch noch während er kniete, gingen ihm andere Gedanken durch den Kopf. Warum meinte er, der Mensch sei klein? War nicht die Natur nur deshalb groß, weil sie sich im menschlichen Auge spiegelte? Erwachten selbst die Götter nicht erst dann wirklich zum Sein, wenn sie mit den Herzen der Sterblichen Zwiesprache hielten? Die Menschen – lebende Geister, nicht toter Fels – waren es, welche die größten

Leistungen hervorbrachten. Das Geplauder einiger Kaufleute, die heraufgestiegen waren und jetzt in der Nähe standen, störte ihn in seiner Betrachtung. Auch sie hatten den Blick zum Berg gewandt.

»Ihr hattet recht. Man kann ihn in der Tat sehen.«

»Aber es kommt nicht oft vor, daß man sich hier vor dem heiligen Berg verneigen kann.«

Wie Ameisen bewegten sich die Ströme der Reisenden, die mit buntem Gepäck beladen waren, in beide Richtungen. Früher oder später mußten Daizō und Jōtarō die Paßstraße heraufkommen. Sollte der Zufall es wollen, daß er sie unter den anderen Reisenden nicht entdeckte, würden sie gewiß die Tafel bemerken, die er am Fuß des Felsens aufgestellt hatte:

Für Daizō aus Narai.

Ich möchte Euch sprechen, wenn Ihr hier vorüberkommt. Ich werde oben beim Sengen-Schrein auf Euch warten. Musashi, der Lehrer von Jōtarō.

Die Sonne stand bereits hoch. Musashi hatte einem Falken gleich die Straße nicht aus den Augen gelassen, doch von Daizō war nichts zu sehen. Auf der anderen Seite des Passes teilte sich die Straße in drei Wege: Einer führte über Kōshū geradewegs nach Edo. Der andere, der am meisten begangene, machte einen Umweg über den Usui-Paß und erreichte Edo von Norden. Der dritte bog ab in die Nordprovinzen. Ob Daizō nun gen Norden zum Zenkōji-Tempel zog oder in das östlich gelegene Edo, er mußte auf jeden Fall über diesen Paß. Aber Musashi wußte: Die Menschen gehen nicht immer dorthin, wo man meint, daß sie hinwollen. Der Kräuterhändler konnte ebensogut ein Ziel abseits der großen Straßen haben; vielleicht verbrachte er eine zweite Nacht vor dem Eingang zur Paßstraße. Musashi kam zu dem Schluß, daß es vielleicht ratsam war, noch einmal umzukehren und sich nach Daizō zu erkundigen.

Als er den in den Felsen geschlagenen Pfad hinunterstieg, hörte er eine vertraute, rauhe Stimme rufen: »Da ist er! Dort oben!« Augenblicklich stand ihm der Fechtstock vor Augen, der vorgestern abend seinen Leib gestreift hatte.

»Kommt herunter von dort oben!« fuhr Gonnosuke fort. Den Stock in der Hand, funkelte er Musashi an. »Ihr seid davongelaufen! Ihr habt befürchtet, daß ich Euch noch einmal herausfordere, und da seid Ihr entwischt. Kommt herunter, und kämpft wieder mit mir!«

Musashi blieb zwischen zwei Felsen stehen, lehnte sich gegen den einen und starrte Gonnosuke schweigend an.

Da Gonnosuke dachte, Musashi wolle nicht kommen, sagte er zu seiner Mutter: »Wartet hier! Ich klettere hinauf und werfe ihn herunter. Seht Ihr nur zu!«

»Halt!« schalt seine Mutter, die rittlings auf der Kuh hockte. »Das ist eben das Schlimme mit dir: Du bist ungeduldig. Du mußt lernen, die Gedanken deines Gegners zu lesen, ehe du dich in einen Kampf stürzt. Angenommen, er wirft jetzt einen großen Stein auf dich herunter – was dann?« Musashi konnte ihre Stimme hören, doch der Sinn ihrer Worte wurde ihm nicht ganz klar. Aber er hatte ohnedies bereits gewonnen; er verstand schon, wie Gonnosuke mit seinem Fechtstock umging. Was ihn verwirrte, war die Verbitterung der beiden und ihr Wunsch nach Rache. Wenn Gonnosuke wieder verlor, würde ihr Groll sich nur noch steigern. Seit seiner Erfahrung mit dem Haus Yoshioka wußte er, wie töricht solche Zweikämpfe waren, die nur zu noch größeren Feindseligkeiten führten. Und dann war da noch die Mutter dieses Mannes, in der Musashi eine zweite Osugi sah, eine Frau, die ihren Sohn blind liebte und jedem auf ewig gram war, der ihm etwas zuleide tat.

Er drehte sich um und fing an, wieder hochzuklettern. »Wartet!«

Von der Stimmgewalt der alten Frau zurückgehalten, hielt

Musashi inne und wandte sich um.

Sie stieg von der Kuh und trat an den Fuß des Felsens. Als sie sicher war, daß er sie sah, kniete sie nieder, legte beide Hände mit den Handflächen auf den Boden und verneigte sich tief.

Musashi hatte nichts getan, was sie veranlassen konnte, sich vor ihm zu demütigen; gleichwohl erwiderte er die Verneigungen auf dem Felspfad, so gut er konnte. Er streckte die Hand aus, als wollte er ihr aufhelfen. »Werter Samurai!« rief sie. »Es ist eine Schande für mich, so vor Euch hintreten zu müssen. Ich bin überzeugt, Ihr habt nichts als Verachtung für meine Verbohrtheit übrig. Doch handle ich nicht aus Haß, Trotz oder Boshaftigkeit. Ich bitte Euch, habt Mitleid mit meinem Sohn. Zehn Jahre lang hat er sich ganz auf sich allein gestellt geübt, ohne Lehrer, ohne Freunde, ohne wirklich ebenbürtige Gegner. Ich bitte Euch, erteilt ihm noch eine Lektion in der Kunst des Kämpfens.« Schweigend hörte Musashi sie an.

»Es wäre mir schrecklich, wenn wir so auseinandergingen«, fuhr sie voller Gefühlsüberschwang fort. »Das, was mein Sohn vor zwei Tagen gezeigt hat, war kümmerlich. Wenn er es nicht schafft, sein Können unter Beweis zu stellen, können weder er noch ich je unseren Ahnen gegenübertreten. Im Moment ist er nichts weiter als ein Bauer, der einen Kampf verloren hat. Da er jedoch das Glück hatte, einem Kämpfer von Eurem Format zu begegnen, wäre es eine Schande, wenn er von dieser Erfahrung nicht profitieren würde. Deshalb habe ich ihn hierhergebracht. Ich ersuche Euch inständig, Euch meiner Bitte nicht zu verschließen und diese Herausforderung anzunehmen.« Nachdem sie mit ihrer Rede fertig war, verneigte sie sich nochmals, und es sah aus, als bete sie zu Musashis Füßen.

Er stieg vom Hügel herab, nahm ihre Hand und half ihr wieder auf die Kuh. »Gonnosuke«, sagte er, »nehmt den Strick.

Laßt uns weitergehen, dabei können wir uns über die Sache unterhalten. Ich werde darüber nachdenken, ob ich noch einmal gegen Euch antrete.«

Musashi ging ein Stück vor Mutter und Sohn her. Obwohl er vorgeschlagen hatte, über die Sache zu reden, sagte er nun kein Wort. Gonnosuke ließ mißtrauisch Musashis Rücken nicht aus den Augen und versetzte nur ab und zu wie abwesend der Kuh einen leichten Hieb mit der Gerte. Seine Mutter machte ein besorgtes und beunruhigtes Gesicht.

Nachdem sie etwa eine Meile zurückgelegt hatten, stieß Musashi einen brummenden Laut aus, drehte sich um und sagte: »Ich werde gegen Euch kämpfen.«

Gonnosuke ließ den Strick los und sagte: »Seid Ihr jetzt bereit?« Dann blickte er sich um und wollte sich vergewissern, wie seine Ausgangsposition war. Offenbar schien er bereit, den Kampf hier und jetzt auszutragen. Ohne auf sein Benehmen einzugehen, wandte Musashi sich an die Mutter: »Seid Ihr auf das Schlimmste gefaßt? Es besteht nicht der geringste Unterschied zwischen einem Zweikampf wie diesem und einem Kampf auf Leben und Tod, selbst wenn die Waffen nicht die gleichen sind.« Zum erstenmal lachte die alte Frau. »Das braucht Ihr mir nicht zu sagen. Verliert er gegen einen jungen Mann wie Euch, kann er die Schwertfechtkunst gleich aufgeben. Und tut er das, hat das Leben ohnehin keinen Sinn mehr. Sollte es sich so ergeben, werde ich keinen Groll auf Euch haben.« »Wenn Ihr so darüber denkt, schön.« Musashi hob den Strick, den Gonnosuke hatte fallen lassen, auf. »Wenn wir hier auf der Straße bleiben, werden Leute dazukommen und uns stören. Laßt uns die Kuh anbinden, dann kämpfe ich, solange Ihr wollt!«

In der Mitte eines flachen, öden Feldes wuchs eine riesige Lärche. Musashi zeigte auf sie und führte Mutter und Sohn zu dem Baum. »Treffet Eure Vorbereitungen, Gonnosuke«, sagte er ruhig. Gonnosuke bedurfte dieser Aufforderung nicht mehr.

Gleich darauf stand er, den Kampfstock auf den Boden gerichtet, vor Musashi. Mit lockeren Armen und Schultern stand Musashi mit leeren Händen da. »Wollt Ihr Euch nicht vorbereiten?« fragte Gonnosuke. »Wozu?«

Jetzt loderte Zorn in Gonnosukes Blick auf. »Sucht Euch etwas, womit Ihr kämpfen könnt!«

»Ich bin bereit.« »Ohne Waffe?«

»Ich habe meine Waffe hier«, erwiderte Musashi und hob die Linke an den Schwertgriff.

»Ihr kämpft mit dem Schwert?«

Musashis Antwort bestand lediglich in einem verächtlichen Lächeln mit den Mundwinkeln. Die Gegenüberstellung war bereits in jenes Stadium eingetreten, wo er es sich nicht mehr leisten konnte, durch Reden Atem zu verschwenden.

Unter der Lärche saß Gonnosukes Mutter; sie glich einem Stein-Buddha. »Kämpft noch nicht! Wartet!« sagte sie.

Die beiden Männer starrten einander an und rührten sich nicht. Keiner schien zu hören. Gonnosukes Stock wartete in seiner Hand auf die Gelegenheit zuzuschlagen. Es war, als hätte Gonnosuke die ganze Luft der Ebene eingesogen und stehe im Begriff, sie mit einem einzigen, ohrenzerreißenden Pfeifen wieder herauszulassen. Musashi stand, die Hand förmlich am Schwertgriff festgeklebt, da. Er schien Gonnosukes Körper mit den Augen zu durchbohren. Innerlich hatte der Kampf längst begonnen, denn ein Blick kann einem Mann schlimmeren Schaden zufügen als Schwert oder Fechtstock. Ist der Kampf einmal mit dem Auge eröffnet, treten Schwert oder Stock wie von selbst in Aktion. »Wartet!« rief die Mutter nochmals.

»Was ist?« fragte Musashi und sprang vier oder fünf Schritte zurück in eine sichere Position.

»Ihr kämpft mit einem richtigen Schwert?«

»So wie ich kämpfe, macht es keinen Unterschied, ob ich ein Holzsword benutze oder ein richtiges.« »Ich will Euch auch nicht davon abhalten.«

»Mir liegt daran, daß Ihr mich wirklich versteht: Das Schwert, ob aus Holz oder aus Stahl, ist etwas Endgültiges. Bei einem echten Treffen gibt es keine halben Sachen. Die einzige Möglichkeit, dem Risiko zu entgehen, besteht darin, wegzulaufen.«

»Ihr habt völlig recht. Ich fand nur, bei einem Zweikampf, der so wichtig ist wie dieser, solltet Ihr Euch in aller Form vorstellen. Ihr steht beide einem Gegner gegenüber, wie er Euch nur selten begegnen wird. Wenn der Kampf vorüber ist, ist es für eine Vorstellung zu spät.« »Richtig.«

»Gonnosuke, sag du zuerst an, wer du bist!«

Gonnosuke verneigte sich in aller Form vor Musashi. »Unser ferner Ahne soll Kakumyō gewesen sein, der unter dem Banner des großen Generals aus Kiso, Minamoto no Yoshinaka gekämpft hat. Nach Yoshinakas Tod wurde Kakumyō ein Jünger des heiligen Honen. Unsere Ahnen haben über die Jahrhunderte in dieser Gegend gelebt, doch in der Generation meines Vaters erlitten wir eine Schmach, über die ich mich nicht auslassen will; jedenfalls kostete sie uns unsere Ehre. In meiner Verzweiflung begab ich mich mit meiner Mutter zum Ontake-Schrein und gelobte schriftlich, ich würde unseren guten Namen wieder reinwaschen, indem ich dem Weg des Schwertes folge. Vor dem Gott des Ontake-Schreins eignete ich mir meine Technik des Stockfechtens an. Ich nenne sie den Musō-Stil, das heißt Stil der Vision, denn er wurde mir im Schrein durch eine Offenbarung zuteil. Die Leute nennen mich daher Musō Gonnosuke.«

Musashi erwiderte Gonnosukes Verneigung. »Meine Familie stammt von Hirata Shōgen ab, dessen Haus ein Zweig der Akamatsu aus der Provinz Harima ist. Ich bin der einzige Sohn

von Shimmen Munisai, der in dem Dorf Miyamoto in Mimasaka lebte. Man hat mir den Namen Miyamoto Musashi gegeben. Ich besitze keine nahen männlichen Verwandten und habe mein Leben dem Weg des Schwertes geweiht. Sollte ich durch Euren Stock zu Tode kommen, braucht Ihr Euch um meine sterbliche Hülle keine Gedanken zu machen.« Dann nahm er wieder Kampfhaltung ein und rief: »Achtung!« »Achtung!«

Die alte Frau schien kaum zu atmen. Anstatt ihren Sohn aus der Gefahr herauszuhalten, hatte sie alles getan, diese Gefahr zu suchen, und sie hatte ihn mit Bedacht Musashis schimmerndem Schwert gegenübergestellt. Für eine gewöhnliche Mutter war eine solche Haltung undenkbar, sie jedoch war felsenfest davon überzeugt, genau das Richtige getan zu haben. Sie saß in der traditionellen Haltung da, hatte die Schultern leicht vorgebeugt und die Hände auf den Knien übereinandergelegt, wie es sich gehörte. Sie machte einen kleinen, verhutzelten Eindruck, und man mochte kaum glauben, daß sie mehrere Kinder geboren, alle, bis auf diesen einen Sohn, begraben und unendliche Mühen auf sich genommen hatte, um aus diesem einzigen Überlebenden einen Krieger zu machen.

Ihre Augen schickten zuckende Blitze aus, als hätten sich alle Götter und Bodhisattvas des Kosmos in ihrer Person vereinigt, um Zeugen dieses Zweikampfes zu werden.

In dem Augenblick, da Musashi das Schwert aus der Scheide zog, überlief Gonnosuke ein eisiger Schauer. Er spürte instinktiv, daß nun sein Schicksal bereits entschieden war, denn in diesem Augenblick sah er einen Mann vor sich, den er bisher nicht gesehen hatte. Vor zwei Tagen hatte er Musashi in einer lockeren, einer federnden Gemütsverfassung beobachtet; da war sein Gegner ein Mann, den man mit glatten, fließenden Schriftzügen vergleichen konnte.

Auf den Mann, der ihm jetzt gegenüberstand, war er nicht

vorbereitet, denn dieser war die wandelnde Strenge in Person, vergleichbar einem kantigen, makellos getuschten Schriftzeichen, bei dem jede Linie und jeder Punkt genau saß.

Da er erkannte, daß er seinen Gegner falsch eingeschätzt hatte, war er nicht in der Lage, einen seiner üblichen Gewaltangriffe zu landen. Sein Stock verharnte schlagbereit, aber kraftlos über seinem Kopf.

Während die beiden Männer einander schweigend gegenüberstanden, hatten sich die letzten Schwaden des Morgennebels verflüchtigt. Träge flog ein Vogel vor den dunstverhangenen Bergen in der Ferne dahin. Dann zerriß unvermittelt ein lautes Pfeifen die Luft, als wäre der Vogel tot zur Erde gefallen. Es war unmöglich zu entscheiden, ob der Laut vom Schwert herrührte oder vom Fechtstock. Er hatte etwas Unwirkliches – wie das Klatschen einer Hand, von dem die Zen-Anhänger sprechen.

Gleichzeitig veränderten die Kämpfer in vollkommenem Einklang mit ihren Waffen die Position. Das Ganze vollzog sich schneller, als ein Bild braucht, um vom Auge ans Hirn übermittelt zu werden. Gonnosukes Schlag war danebengegangen. Musashi hatte abwehrend den Unterarm gewendet und das Schwert hochgerissen, wobei er ums Haar Gonnosukes rechte Schulter und die Schläfe getroffen hätte. Dann teilte Musashi seinen meisterhaften Widerschlag aus, mit dem er bisher allen Gegnern schwer zu schaffen gemacht hatte. Doch Gonnosuke packte seinen Stock an beiden Enden und wehrte das Schwert über dem Kopf ab.

Wäre die Schwertklinge nicht schräg aufgetroffen, Gonnosukes Waffe wäre ohne Zweifel in zwei Teile zerschlagen worden. Beim Stellungswechsel schob er den linken Ellbogen vor, den rechten hob er an, um Musashi einen Schlag ins Sonnengeflecht zu geben, doch in dem Augenblick, da er ihn hätte treffen sollen, war das Ende des Stocks noch einen Fingerbreit von Musashis Körper entfernt.

Da sich nun Schwert und Stab über Gonnosukes Kopf kreuzten, gab es für die beiden Kämpfer kein Vor und kein Zurück mehr. Beide wußten, daß eine falsche Bewegung ihren Tod bedeutet hätte. Wiewohl diese Position große Ähnlichkeit mit der doppelten Klingenbindung hatte, war Musashi sich des bedeutenden Unterschieds zwischen Schwert und Fechtstock bewußt. Ein Stock wies weder Stichblatt noch Griff auf und hatte weder Schneide noch Spitze. Infolgedessen war er wesentlich vielseitiger einsetzbar als ein Schwert und konnte auch als Speiß benutzt werden.

Außerstande, Gonnosukes Reaktion vorherzusehen, konnte auch Musashi seine Waffe nicht zurückziehen. Gonnosuke wiederum befand sich in einer noch gefährlicheren Lage: Sein Stock spielte bei dieser Art Klingenbindung die passive Rolle und blockierte Musashis Schwert. War er auch nur einen Moment unachtsam, würde das Schwert ihm den Schädel spalten. Gonnosukes Gesicht wurde weiß. Er biß sich auf die Unterlippe, und öliger Schweiß glänzte um die nach oben gerichteten Augenwinkel. Als die gekreuzten Waffen anfangen zu zittern, ging sein Atem schwerer. »Gonnosuke!« rief seine Mutter, deren Gesicht fast noch bleicher war als das seine. Sie richtete den Oberkörper auf und schlug sich auf die Hüfte. »Du hältst die Hüfte zu hoch!« tadelte sie ihn und ließ sich dann wieder leicht nach vorn sacken. Ihre Sinne schienen zu schwinden, und ihre Stimme hatte geklungen, als spucke sie Blut. Hatte es zunächst so ausgesehen, als würden Schwert und Stock gekreuzt bleiben, bis die Kämpfer zu Stein wurden, fuhren die beiden beim Schrei der alten Frau mit einer Kraft auseinander, die noch erschreckender war als jene, mit der sie zusammengeprallt waren.

Musashi pflanzte die Fersen in den Boden und sprang volle sieben Fuß zurück. Gonnosuke und sein Stock überbrückten jedoch diese Strecke blitzschnell. Musashi schaffte es kaum, beiseite zu springen. Als Gonnosuke beim nächsten Vorstoß,

bei dem er alles auf eine Karte setzte, gleichsam ins Leere lief, verlor er das Gleichgewicht; dabei blieb sein Rücken ungedeckt. Musashi stieß mit der Schnelligkeit eines Wanderfalken vor, und ein kurzes Aufblitzen zeigte, daß sein Schwert mit den Rückenmuskeln des Gegners in Berührung gekommen war. Dieser schrie wie ein zu Tode erschrockenes Kalb, strauchelte und fiel mit dem Gesicht ins dürre Gras. Mit einem dumpfen Laut ließ Musashi sich auf ein Grasbüschel plumpsen und hielt sich den Bauch mit der Hand. »Ich gebe auf!« rief er.

Von Gonnosuke kam kein Laut. Seine Mutter war so benommen, daß sie unfähig war zu sprechen. Sie starrte fassungslos auf die hingestreckte Gestalt ihres Sohnes.

»Ich habe mit der stumpfen Seite zugeschlagen«, sagte Musashi und wandte sich ihr zu. Da sie ihn nicht zu verstehen schien, sagte er: »Bringt ihm Wasser! Er ist nicht schlimm verletzt.«

»Wirklich?« rief sie ungläubig. Da sie sah, daß den Körper ihres Sohnes kein Blut bedeckte, wankte sie an seine Seite und schlang die Arme um ihn. Sie rief seinen Namen, brachte ihm dann Wasser und schüttelte ihn, bis er wieder zu sich kam.

Ohne zu begreifen, starrte Gonnosuke Musashi ein paar Minuten an, dann trat er vor ihn und verneigte sich so tief, daß seine Stirn den Boden berührte. »Es tut mir leid«, sagte er dann schlicht. »Ihr seid zu gut für mich.« Musashi, der wie aus einer Trance zu erwachen schien, packte Gonnosukes Hand und sagte: »Warum sagt Ihr das? Ihr habt nicht verloren; *ich* bin der Geschlagene.« Er machte den Kimono vorn auf. »Seht Euch dies an!« Er zeigte auf eine Wunde, wo der Stab ihn getroffen hatte. »Ein bißchen mehr, und ich wäre des Todes gewesen.« Seine Stimme zitterte, denn es beunruhigte ihn, daß er noch nicht dahintergekommen war, wann oder wie er sich diese Verletzung zugezogen hatte.

Gonnosuke und seine Mutter starrten das rote Mal an, sagten aber nichts. Als er den Kimono wieder zuzog, fragte Musashi die Mutter, warum sie ihren Sohn wegen seiner Hüfte getadelt und ob sie etwas Fehlerhaftes oder Gefährliches an seiner Haltung entdeckt habe.

»Nun, ich bin nicht erfahren in diesen Dingen, doch als ich sah, wie er alle Kraft aufbot, um Euer Schwert abzuwehren, war mir, als verpasse er eine Gelegenheit. Er konnte weder vor noch zurück und war zu aufgeregt. Aber ich sah, daß, wenn er nur die Hüfte herabnahm und die Hände weiterhin so hielt, wie er es tat, das Ende des Stocks von selber Eure Brust treffen mußte. All das geschah von einem Augenblick auf den anderen, und mir war im Moment gar nicht klar, was ich sagte.«

Musashi nickte und empfand es als großes Glück, eine solch nützliche Lehre erteilt bekommen zu haben, ohne sie mit dem Leben bezahlen zu müssen. Auch Gonnosuke lauschte ehrfürchtig; zweifellos hatte auch er eine neue Erkenntnis gewonnen. Seine Mutter hatte unwillkürlich wahrgenommen, daß er am Rand des Abgrunds stand, und sie hatte ihm eine Lehre im Überleben erteilt.

Jahre später, als Gonnosuke seinen eigenen Stil weiterentwickelt hatte und im ganzen Land bekannt geworden war, zeichnete er die Technik auf, welche seine Mutter bei dieser Gelegenheit entdeckt hatte. Wiewohl er recht ausführlich über die Hingabe seiner Mutter und über seinen Kampf mit Musashi schrieb, verzichtete er darauf zu erwähnen, daß er gewonnen hatte. Im Gegenteil: Den Rest seines Lebens erzählte er den Leuten, er habe damals verloren, und die Niederlage sei eine unschätzbare Lehre für ihn gewesen. Nachdem Musashi der Mutter und dem Sohn alles Gute gewünscht hatte, eilte er weiter nach Kamisuwa, ohne zu merken, daß ihm ein Samurai folgte, der sich bei sämtlichen Pferdeburgen der Herberge an der Strecke und bei anderen

Reisenden erkundigte, ob sie Musashi unterwegs gesehen hätten.

Die Entscheidung einer Nacht

Die Wunde schmerzte Musashi sehr, und so begab er sich, statt in Kamisuwa Nachforschungen über den Verbleib von Otsū und Jōtarō anzustellen, zu den heißen Quellen von Shimosuwa. Diese Stadt am Suwa-See war recht groß. Sie besaß allein über tausend gewöhnliche Stadthäuser. In der Herberge für die Daimyō gab es ein überdachtes Bad. Die übrigen Badeanstalten, die sich an der Straße entlangreiheten, waren himmelwärts offen und standen jedermann zur Verfügung.

Musashi hängte Kleider und Schwerter an einen Baum und ließ sich in das dampfende Wasser gleiten. Während er sich die Schwellung um die Wunde massierte, lehnte er den Kopf gegen einen Stein am Beckenrand, schloß die Augen und genoß das Wohlbehagen verdienter Erschöpfung. Die Sonne sank, und über dem See, dessen silbrige Fläche zwischen den Fischerhütten am Ufer hindurchschimmerte, stieg rosig angehauchter Nebel auf. Zwischen dem Heißwasserbecken und der Straße, auf der Menschen und Pferde Lärm und Getriebe veranstalteten, erstreckten sich ein paar Gemüsebeete. In einem Gemischtwarenladen kaufte ein Samurai gerade neue Strohsandalen. Nachdem er sich ein passendes Paar ausgesucht hatte, nahm er auf einem Schemel Platz, zog die alten Sandalen aus und band sich die neuen zu.

»Ihr müßt davon gehört haben«, beschwor er den Ladenbesitzer eindringlich. »Abgespielt hat es sich unter der großen Schirmtanne von Ichijōji, nicht weit von Kyoto. Der Rōnin nahm es ganz allein mit dem gesamten Hause Yoshioka

auf und kämpfte mit einem Heldenmut, wie man ihm heutzutage nur noch selten begegnet. Ich bin überzeugt davon, daß der Mann hier vorübergekommen ist. Habt Ihr ihn wirklich nicht gesehen?«

Sosehr ihm an der Suche gelegen zu sein schien, der Samurai wußte offenbar nur wenig von dem Mann, dem er nachjagte – weder wie alt noch wie er gekleidet war. Enttäuscht beugte er sich über seine neuen Sandalen und wiederholte zwei- oder dreimal: »Ich muß ihn finden!«

Der Samurai, ein Mann von über vierzig Jahren, war gut gekleidet und sonnengebräunt. An seinen Schläfen quollen dichte Haarbüschel unter den Bändern seines Strohhuts hervor, und sein entschiedener Gesichtsausdruck entsprach ganz seinem männlichen Wuchs. Sein gestählter Körper schien daran gewöhnt, eine Rüstung zu tragen. »Ich kann mich nicht erinnern, ihn schon einmal gesehen zu haben«, dachte Musashi. »Aber wenn er umherzieht und über die Yoshioka-Schule spricht, ist er vielleicht selbst ein Yoshioka. Die Schule hatte ja so viele Schüler. Ein paar davon könnten durchaus Rückgrat besitzen. Wer weiß, vielleicht hecken sie einen neuen Racheplan aus!« Nachdem der Mann bezahlt hatte und gegangen war, trocknete Musashi sich ab und zog sich wieder an. Doch als er im Glauben, die Luft sei rein, auf die Landstraße zurückkehrte, wäre er fast mit dem Samurai zusammengestoßen.

Der Fremde verneigte sich, blickte ihm aufmerksam ins Gesicht und fragte: »Seid Ihr nicht Miyamoto Musashi?«

Musashi nickte. Der Samurai schien das Mißtrauen, das Musashi ins Gesicht geschrieben stand, nicht zu bemerken. Unbekümmert fuhr er fort: »Ich hab' es ja gewußt!« Nach einem kurzen Lobgesang auf seine eigene Scharfsichtigkeit fuhr er in vertraulichem Ton fort: »Ihr glaubt ja nicht, wie froh ich bin, Euch endlich zu begegnen. Ich hatte es im Gefühl! Irgendwo unterwegs mußte ich Euch in die Arme laufen.«

Ohne Musashi Gelegenheit zu einer Antwort zu geben, forderte er ihn auf, die Nacht mit ihm in derselben Herberge zu verbringen. »Seid versichert, Ihr braucht meinetwegen keine Bedenken zu haben. Für gewöhnlich – verzeiht, daß ich das so offen sage – verlangt meine Stellung, daß ich mit einem Dutzend Bediensteten und Pferden zum Wechseln reise. Ich bin Gefolgsmann von Date Masamune, dem Herrn der Burg von Aoba in Mutsu. Mein Name ist Ishimoda Geki.« Als Musashi die Einladung ohne Einwände annahm, entschied Geki, daß sie in der Daimyō-Herberge absteigen würden, und führte ihn dorthin. »Wie wäre es mit einem Bad?« fragte er. »Ach nein, verzeiht, Ihr habt ja gerade eines genommen! Also macht es Euch bequem, während ich bade. Ich bin gleich wieder da.« Er entledigte sich seiner Reisekleidung, nahm ein Handtuch um die Hüften und verließ den Raum.

Der Mann hatte etwas durchaus Gewinnendes, doch Musashis Kopf war voller Fragen. Warum hielt dieser hochgestellte Krieger Ausschau nach ihm? Warum begegnete er ihm mit so ausgesuchter Freundlichkeit? »Möchtet Ihr nicht etwas Bequemerer anziehen?« fragte eine Dienerin und bot ihm einen der wattierten Kimonos an, wie man sie für die Gäste des Hauses bereithielt.

»Nein, vielen Dank. Ich bin mir noch nicht sicher, ob ich überhaupt bleibe.«

Musashi trat auf die Veranda hinaus. Hinter sich hörte er das Mädchen die Tablett mit dem Essen hereintragen. Während er zuschaute, wie die leichten Wellen auf dem See sich erst tiefblau und dann schwarz färbten, trat ihm Otsū mit ihrem traurigen Blick vor Augen. »Wahrscheinlich suche ich am falschen Ort«, dachte er. »Jemand, der eine Frau entführt hat, wird wohl Städte instinktiv meiden.« Ihm war, als höre er Otsū um Hilfe rufen. War es wirklich richtig, sich in sein Schicksal zu ergeben, als sei es ihm vom Himmel bestimmt? Dazustehen und nichts zu tun, ließ Schuldgefühle in ihm aufkeimen.

Ishimoda Geki kam aus dem Bad zurück, entschuldigte sich, ihn solange allein gelassen zu haben, und nahm vor seinem Tablett Platz. Als er sah, daß Musashi immer noch seinen eigenen Kimono trug, fragte er: »Warum kleidet Ihr Euch nicht um?«

»Ich fühle mich wohl in dem, was ich an habe. Das trage ich immer – unterwegs, im Haus, wenn ich im Freien unter den Bäumen übernachtete.« Geki war beeindruckt. »Das hätte ich mir denken können«, sagte er. »Ihr wollt jederzeit kampfbereit sein, gleichgültig, wo Ihr seid. Fürst Date würde das bewundern.« Mit unverhohlener Faszination starrte er Musashi ins Gesicht, das von der Lampe beschienen wurde. Nach einer Weile besann er sich auf seine Gastgeberpflichten, und er sagte: »Kommt. Nehmt Platz und trinkt einen Schluck Sake.« Er spülte eine Schale in einem Wasserbecken und bot sie Musashi an.

Musashi setzte sich und verneigte sich. Die Hände auf den Knien, bat er: »Würdet Ihr mir bitte sagen, Herr, warum Ihr Euch so freundlich um mich bemüht? Und auch, warum Ihr Euch auf der Landstraße nach mir erkundigt habt?«

»Es ist wohl nicht verwunderlich, daß das Eure Neugier weckt, obwohl das leicht zu erklären ist. Am besten sage ich Euch rundheraus, daß ich in Euch vernarrt bin.« Er machte eine Pause, lachte und fuhr fort: »Jawohl, es handelt sich um Leidenschaft, um den Fall eines Mannes, der sich von einem anderen angezogen fühlt.«

Geki schien diese Erklärung ausreichend. Musashi hingegen war womöglich noch verwirrter als zuvor. Zwar war es nicht ausgeschlossen, daß ein Mann sich in einen anderen verliebte, doch er selbst hatte eine solche Zuneigung noch nie empfunden. Takuan war viel zu streng, um solche Gefühle aufkommen zu lassen. Kōetsu lebte in einer völlig anderen Welt. Sekishūsai stand so hoch über Musashi, daß persönliche Empfindungen nicht in Frage kamen. Falls Geki ihm

schmeichelte, so mußte er gewärtig sein, der Unaufrichtigkeit geziehen zu werden. Doch Musashi bezweifelte, daß dieser Samurai ein gewöhnlicher Schmeichler sei. Dagegen sprach seine aufrechte, männliche Erscheinung.

»Was meint Ihr genau?« fragte Musashi nüchtern, »wenn Ihr sagt, Ihr fühlt Euch von mir angezogen?«

»Vielleicht klingt es vermessen, doch als ich von Eurem Sieg in Ichijōji hörte, spürte ich, daß Ihr ein Mann sein müßtet, den ich mag, sogar sehr mag.« »Wart Ihr damals in Kyoto?«

»Ja, ich traf im ersten Monat des Jahres dort ein und wohnte beim Fürsten Date in der Sanjō-Allee. Als ich am Tag nach dem Kampf zufällig Fürst Karasumaru Mitsuhiro traf, da erzählte er mir eine ganze Menge über Euch; wie er Euch kennenlernte, wie jung Ihr noch wäret und was Ihr zuvor gemacht hättet. Da ich mich so außerordentlich zu Euch hingezogen fühlte, wollte ich zumindest versuchen, Euch kennenzulernen. Auf meinem Weg von Kyoto sah ich dann das Schild, das Ihr am Shiojiri-Paß aufgestellt habt.«

»Ach, das habt Ihr gesehen?« Welche Ironie, dachte Musashi, daß – statt ihm Jōtarō zu bringen – dieses Schild ihm jemanden zuführte, von dessen Existenz er keine Ahnung gehabt hatte.

Doch je mehr er darüber nachdachte, desto weniger fühlte er sich jener Hochachtung würdig, die Geki ihm entgegenbrachte. Da er sich seiner Fehler und seines Versagens schmerzlich bewußt war, empfand er Gekis Bewunderung als peinlich.

Aufrichtig sagte er: »Ich glaube, Ihr schätzt mich zu hoch ein.« »Es gibt eine Reihe von überragenden Samurai, die Fürst Date dienen. Sein Lehen bringt ein Einkommen von fünf Millionen Scheffel Reis. Ich habe durch ihn im Laufe der Zeit schon so manchen trefflichen Schwertkämpfer kennengelernt. Doch nach allem, was ich gehört habe, gibt es wohl nur wenige, die sich mit Euch vergleichen können. Das ist

vermutlich der Grund dafür, daß Ihr mir so ausnehmend gut gefällt. Doch wie dem auch sei – jetzt, wo ich Euch gefunden habe, laßt uns Freunde sein. Trinkt eine Schale Sake mit mir und laßt uns reden, über was Euch Freude macht.« Musashi nahm gutwillig an und tat seinem Gastgeber Schale um Schale Bescheid. Es dauerte nicht lange, und sein Gesicht glühte. Geki, der dem Sake noch tüchtiger zusprach als sein Gast, sagte: »Wir Samurai aus dem Norden vertragen eine Menge. Wir trinken, weil es uns warm hält. Fürst Date ist trinkfester als ein jeder von uns. Mit einem so tüchtigen Anführer an der Spitze ist es ratsam, daß die Truppen nicht zu weit hinterherhinken.«

Das Mädchen brachte immer wieder Sake. Sie hatte den Lampendocht schon mehrere Male geputzt, doch Geki ließ noch nicht erkennen, daß er aufhören wolle. »Laßt uns die ganze Nacht trinken«, schlug er vor. »Dann können wir bis zum Morgen reden.«

»Schön«, stimmte Musashi zu. Und mit einem Lächeln sagte er: »Ihr habt erwähnt, Ihr hättet mit Fürst Karasumaru geredet. Kennt Ihr ihn gut?« »Ich würde nicht sagen, daß wir eng befreundet sind. Aber im Lauf der Jahre bin ich schon häufig in seinem Haus gewesen, wenn ich in der Gegend zu tun hatte. Er ist nämlich sehr gastfreundlich.«

»Ja, ich habe ihn durch Hon'ami Kōetsu kennengelernt. Für einen Adligen schien er mir sehr lebenssprühend.«

Ein wenig unzufrieden, fragte Geki: »Ist das der einzige Eindruck, den Ihr von ihm gewonnen habt? Wenn Ihr mehr als zwei Worte mit ihm wechseltet, müßten doch seine Klugheit und Aufrichtigkeit Eindruck auf Euch gemacht haben.«

»Nun, wir haben uns im Geisha-Viertel kennengelernt.« »Dann hat er wohl davon Abstand genommen, sein wahres Selbst zu enthüllen.«

»Wie ist er denn wirklich?«

Geki richtete sich würdevoll auf und sagte in ernstem Ton: »Er ist bekümmert, von Sorgen bedrückt. Die Eigenmächtigkeit und das diktatorische Verhalten des Shōgunats beunruhigen ihn sehr.«

Musashi vernahm das Plätschern des Sees und sah die vom weißen Lampenlicht geworfenen Schatten.

Unvermittelt fragte Geki: »Musashi, mein Freund, um wessen Sache willen bemüht Ihr Euch um Vervollkommen in der Schwertfechtkunst?« Da er darüber nie nachgedacht hatte, antwortete Musashi mit argloser Aufrichtigkeit: »Um meiner eigenen willen.«

»Schon recht – aber für wen versucht Ihr, Euch zu vervollkommen? Es geht Euch bestimmt nicht nur um persönlichen Ruhm und Ehre. Das dürfte einem Mann Eures Zuschnitts doch kaum genügen.« Ob durch Zufall oder absichtlich, sei dahingestellt – jedenfalls war Geki jetzt bei dem Thema angekommen, über das er wirklich reden wollte. »Seit das gesamte Land von Ieyasu beherrscht wird«, erklärte er, »sieht es überall nach Frieden und Wohlstand aus. Aber ist beides echt? Kann das Volk unter dem gegenwärtigen System wirklich glücklich werden? Über Jahrhunderte haben wir unter den Hōjō, den Ashikaga, Oda Nobunaga und Hideyoshi gelitten – eine lange Reihe von Militärmachthabern, die nicht nur das Volk, sondern auch den Kaiser und seinen Hof unterdrückten. Man hat die kaiserliche Regierung ausgenutzt und das Volk erbarmungslos ausgebeutet. Der Nutzen daraus ist ausschließlich der Kriegerkaste zugute gekommen. Das geht nun schon seit Minamoto no Yoritomo so, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Nobunaga scheint zumindest geahnt zu haben, welche Ungerechtigkeit damit verbunden ist; er hat dem Kaiser jedenfalls einen neuen Palast gebaut. Hideyoshi hat Kaiser Go-Yōzei nicht nur dadurch geehrt, daß er von sämtlichen Daimyō verlangte, ihm zu huldigen; er hat auch versucht, das gemeine Volk glücklich zu machen und ihm ein

gewisses Maß an Wohlstand zuteil werden zu lassen. Aber Ieyasu? Man kann es drehen und wenden, wie man will, das einzige, was ihn interessiert, ist das Wohlergehen seiner eigenen Sippe. Also werden wieder das Glück des Volkes und das Wohlergehen der kaiserlichen Familie geopfert, um Wohlstand und Macht für eine Militärdiktatur zu schaffen. Wir stehen an der Schwelle zu einem neuen Zeitalter der Tyrannei. Niemand ist besorgter über die augenblickliche Entwicklung als Fürst Date Masamune und Fürst Karasumaru.«

Geki machte eine Pause und wartete auf eine Antwort, doch Musashi nickte nur stumm sein Einverständnis.

Wie jeder andere war sich auch Musashi der einschneidenden politischen Veränderungen bewußt, die sich seit der Schlacht von Sekigahara vollzogen hatten. Doch er hatte sich um die Machenschaften der Daimyō der Osaka-Partei und die Ziele, die die Tokugawa verfolgten, sowie um die Stellung mächtiger Herren wie Date und Shimazu, die keiner dieser Gruppen zuzurechnen waren, nie gekümmert. Das einzige, was er von Date wußte, war, daß sein Lehen offiziell ein Jahreseinkommen von drei Millionen Scheffel Reis garantierte, er in Wirklichkeit aber fünf Millionen einnahm, wie Geki ja auch gerade gesagt hatte. »Fürst Date schickt zweimal im Jahr Erträge aus unserem Lehen an Fürst Konoe nach Kyoto, damit der sie dem Kaiser übergibt«, fuhr er fort. »Das hat er nie versäumt, nicht einmal in Kriegszeiten. Aus diesem Grunde war ich in Kyoto. Die Burg von Aoba ist im ganzen Reich die einzige, in der ein besonderer Raum für den Kaiser reserviert ist. Zwar ist es unwahrscheinlich, daß er je benutzt wird, aber Fürst Date hält ihn trotzdem für diesen Zweck bereit. Er hat ihn aus Holz erbaut, das dem alten Kaiserpalast entnommen wurde, als man diesen neu aufbaute. Er hat das Holz per Schiff von Kyoto nach Sendai schaffen lassen. Und laßt mich auch über den Krieg in Korea ein Wort verlieren. Bei den dortigen Feldzügen haben Katō, Konishi und

andere Generale um persönlichen Ruhm und Ehre miteinander gewetteifert. Nicht so Fürst Date. Statt seines eigenen Familienwappens trug er das der ›Aufgehenden Sonne‹ und erzählte allen, er hätte seine Leute niemals für die Ehre seiner eigenen Familie oder für die von Hideyoshi nach Korea geführt. Er sei aus Liebe zu Japan hingegangen.«

Musashi lauschte hingeeben, Geki ging ganz in seinem Monolog auf, beschrieb seinen Herrn und Meister in glühenden Farben und versicherte Musashi, in seiner Hingabe an das Land und den Kaiser werde Fürst Date von keinem übertroffen.

Eine Zeitlang vergaß er sogar zu trinken, doch plötzlich blickte er nieder und sagte: »Der Sake ist kalt.« Er klatschte in die Hände, um das Mädchen zu rufen und frischen Sake kommen zu lassen.

Aber Musashi kam ihm zuvor: »Ich habe mehr als genug getrunken. Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich jetzt lieber Reis und Tee nehmen.« »Schon?« murmelte Geki. Er war offensichtlich enttäuscht, trug jedoch aus Hochachtung seinem Gast gegenüber dem Mädchen auf, das Gewünschte zu bringen.

Beim Essen nahm Geki seine Erzählung wieder auf. Musashi gewann den Eindruck, daß unter den Samurai im Lehen des Fürsten Date ein Geist herrsche, der sie als Einzelpersönlichkeiten wie als Gruppe dazu bewegte, den Weg des Samurai als ihr höchstes Ziel zu betrachten und all ihre Kraft auf die im Einklang mit diesem Weg stehende Selbstzucht zu verwenden. Diesen Weg gab es seit alters her, solange es eine Kriegerkaste gab, doch waren die damit verbundenen geistigen Werte und Verpflichtungen heute nichts weiter als eine unbestimmte Erinnerung. Im Laufe der inneren Auseinandersetzungen des Landes im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war die Ethik des Kriegers verzerrt worden, ja zum Teil ganz verloren gegangen. Heutzutage galt fast jeder, der mit einem Schwert umgehen oder einen Pfeil von der Bogensehne abschießen konnte, als Samurai,

gleichgültig, welche Bedeutung er dem Weg des Schwertes schenkte oder nicht. Die selbstgeklärten Samurai waren oft Männer, die moralisch unter den gewöhnlichen Bauern oder Bürgern standen. Da sie sich den Respekt ihrer Untergebenen mit nichts als Technik und roher Muskelkraft verschafften, würden sie auf lange Sicht zugrunde gehen. Nur wenige Daimyō erkannten das, und nur eine Handvoll der höheren Vasallen der Tokugawa und der Toyotomi dachten daran, einen neuen Weg des Samurai ins Leben zu rufen, der das Reich dauerhaft zu Kraft und Wohlstand führen konnte. Musashis Gedanken kehrten zu den Jahren zurück, da er in der Burg von Himeji gefangen gesessen hatte. Takuan, dem damals einfiel, daß Fürst Ikeda in seiner Bibliothek ein handschriftliches Manuskript des »Nichiyo Shushinkan« von Fushikian besaß, hatte es für Musashi ausgeliehen. Fushikian war der Literatename des berühmten Generals Uesugi Kenshin. In seinem Buch beschrieb er zur Anleitung seiner Vasallen die täglichen ethischen Übungen. Musashi hatte bei seiner Lektüre nicht nur viel über Kenshins persönliche Taten erfahren, sondern auch verstanden, warum Kenshins Leben in Echigo im ganzen Land des Wohlstands und der militärischen Tapferkeit seines Herrn wegen bekannt geworden war.

Gekis begeisterte Beschreibungen weckten in Musashi das Gefühl, daß Fürst Date Kenshin nicht nur an Integrität gleichkam, sondern in seinem Einflußbereich auch eine Atmosphäre hatte entstehen lassen, in der Samurai ermutigt wurden, einen neuen Weg zu beschreiten und sich – falls das notwendig werden sollte – sogar dem Shōgunat zu widersetzen.

»Ihr müßt mir verzeihen, daß ich mich so ausführlich über Dinge auslasse, die mich ganz persönlich interessieren«, sagte Geki. »Was meint Ihr, Musashi? Würdet Ihr nicht gern mit nach Sendai kommen und Euch selbst überzeugen? Seine Gnaden sind aufrichtig und redlich. Wenn Ihr Euch um den Weg bemüht, ist ihm Euer Stand unwichtig. Ihr könnt frei und

offen mit ihm reden.

Es herrscht ein großer Mangel an Samurai, die bereit sind, ihr Leben dem Lande zu weihen. Es würde mich überaus glücklich machen, Euch empfehlen zu dürfen. Wenn Ihr einverstanden seid, könnten wir gemeinsam nach Sendai reisen.«

Mittlerweile waren die Tablett mit dem Essen fortgeräumt worden. Beeindruckt, aber immer noch äußerst vorsichtig, erwiderte Musashi: »Ich muß erst darüber nachdenken, ehe ich Euch meine Antwort geben kann.« Sie wünschten einander eine gute Nacht, und Musashi begab sich in sein Zimmer. Hellwach lag er mit glänzenden Augen im Dunkeln. Der Weg des Samurai. Er konzentrierte sich ganz darauf, wie dieses Konzept sich auf ihn persönlich und auf sein Schwert auswirkte. Plötzlich erkannte er die Wahrheit: Die Techniken des Schwertkämpfers waren nicht sein Ziel; was er suchte, war ein allumfassender Weg des Schwertes. Das Schwert hat weit mehr zu sein als eine Waffe, dachte er. Es muß die Antwort auf die Fragen des Lebens geben. Die Wege von Uesugi Kenshin und Date Masamune sind zu eng auf militärischen Erfolg zugeschnitten, sie sind nicht vielfältig genug. An mir liegt es, das Menschliche zu vertiefen und dem Weg wahren Adel zu verleihen.

Zum erstenmal stellte sich ihm die Frage, ob es einem unbedeutenden Menschen möglich sei, eins zu werden mit dem Universum.

Ein Geldgeschenk

Musashis erste Gedanken beim Aufwachen galten Otsū und Jōtarō. Obwohl Geki und er beim Frühstück wieder angeregt miteinander plauderten, bedrückte ihn das Problem, wie er die

beiden finden sollte. Nach Verlassen der Herberge musterte er jedes Gesicht, dem er auf der Landstraße begegnete. Ein- oder zweimal meinte er, Otsū vor sich zu sehen, doch es stellte sich jedesmal als Irrtum heraus.

»Ihr scheint nach jemand Ausschau zu halten?« fragte Geki. »Das tue ich auch. Meine Reisegefährten sind unterwegs von mir getrennt worden, und ich mache mir Sorgen um sie. Ich glaube, ich werde nicht zusammen mit Euch nach Sendai gehen, sondern meine Suche fortsetzen.« Enttäuscht sagte Geki: »Zu schade. Ich hatte mich schon so darauf gefreut, mit Euch zu reisen. Ich hoffe, daß ich gestern abend so viel geredet habe, hält Euch nicht davon ab, einmal nach Sendai zu kommen.« Gekis offene und männliche Art gefiel Musashi. »Das ist sehr freundlich von Euch«, sagte er. »Ich hoffe, ich habe irgendwann einmal Gelegenheit dazu.«

»Mir liegt daran, daß Ihr selbst seht, wie unsere Samurai leben. Falls Euch das nicht interessiert, so betrachtet den Besuch als eine Bildungsreise. Ihr könnt Euch die Lieder unserer Bauern anhören und Matsushima besuchen, dessen landschaftliche Schönheit gerühmt wird.« Damit verabschiedete Geki sich und marschierte rüstig auf den Wada-Paß zu.

Musashi machte kehrt und eilte zurück zu der Stelle, wo die Landstraße von Kōshū von der nach Nakasendō abzweigte. Während er dort stand und sich überlegte, wie er weiter vorgehen solle, kam ihm eine Gruppe von Tagelöhnern aus Suwa entgegen. Ihre Kleidung ließ vermuten, daß es sich um Last- oder Sänfenträger, vielleicht auch um Pferdeburken handelte. Die Arme vor der Brust verschränkt, näherten sie sich langsam wie ein Heer von Krebsen.

Sie musterten ihn neugierig, und einer von ihnen sagte: »Herr, Ihr scheint nach jemand zu suchen. Ist es eine schöne Dame oder bloß ein Diener?« Musashi schüttelte den Kopf, forderte sie mit einer abweisenden Handbewegung auf

weiterzugehen und wandte sich ab. Er war unschlüssig, ob er nach Osten oder nach Westen sollte, beschloß dann jedoch, für einen Tag die Umgebung zu erkunden. Sollten seine Nachforschungen zu nichts führen, dann konnte er reinen Gewissens zur Hauptstadt des Shōguns weiterziehen.

Einer der Tagelöhner unterbrach seine Gedanken. »Wenn Ihr jemand sucht, könnten wir Euch helfen«, sagte er. »Das ist besser, als in der heißen Sonne herumzustehen. Wie sieht denn der aus, nach dem Ihr sucht?« Ein anderer setzte hinzu: »Wir bestimmen nicht einmal den Preis für unsere Dienste. Das überlassen wir ganz Euch.«

Musashi gab so weit nach, Otsū und Jōtarō bis ins einzelne zu beschreiben.

Nachdem er sich mit seinen Gefährten besprochen hatte, sagte der Wortführer der Tagelöhner: »Wir haben Eure Gefährten nicht gesehen, aber wenn wir uns aufteilen und einzeln suchen, finden wir sie bestimmt. Die Entführer müssen eine der drei Straßen zwischen Suwa und Shiojiri benutzt haben.« Ohne große Zuversicht auf den Erfolg einer Suche in so schwierigem Gelände, sagte Musashi mutlos: »Gut, seht, ob Ihr sie finden könnt.« »Abgemacht«, riefen die Männer.

Sie steckten die Köpfe zusammen und bestimmten, wer welches Gebiet absuchen solle. Dann trat ihr Sprecher noch einmal vor, rieb sich unterwürfig die Hände und sagte: »Da ist nur eine Kleinigkeit, Herr. Versteht Ihr ... es ist mir peinlich, es zu erwähnen, aber wir sind nur mittellose Tagelöhner, und bis jetzt hat noch keiner von uns einen Happen zu essen gehabt. Wir wollten fragen, ob Ihr uns nicht den halben Tagelohn vorstrecken könntet, oder vielleicht noch ein wenig mehr? Ich verspreche Euch, daß wir Eure Gefährten noch vor Sonnenuntergang finden werden.« »Selbstverständlich hatte ich vor, Euch etwas zu zahlen.« Der Mann nannte eine Summe, doch als Musashi seine Barschaft zählte, stellte er fest, daß er nicht soviel bei sich hatte. Er kannte zwar durchaus den Wert

des Geldes, aber da er unabhängig war und niemand zu unterhalten brauchte, war es ihm gleichgültig. Freunde und Bewunderer schenkten ihm bisweilen Reisegeld, und es gab Tempel, in denen er übernachten durfte, ohne etwas zu bezahlen. Fand er keinen, so schlief er im Freien. Oft verzichtete er auch auf eine warme Mahlzeit. Irgendwie hatte er es immer geschafft durchzukommen.

Auf dieser Reise hatte er die Verwaltung des Geldes Otsū überlassen, die von Fürst Karasumaru eine beträchtliche Summe für unterwegs erhalten hatte. Otsū hatte die Rechnungen bezahlt und ihm jeden Morgen einen bestimmten Betrag zum Ausgeben zugesteckt, so wie es jede gewissenhafte Hausfrau tat.

Er behielt nur wenig für sich und verteilte den Rest des Geldes unter die Männer. Obwohl sie mehr erwartet hatten, versprachen sie, sich ihm zuliebe auch für den kleinen Betrag auf die Suche zu begeben. »Wartet am zweigeschossigen Tor zum Suwa Myōjin-Schrein auf uns«, sagte der Sprecher der Gruppe. »Gegen Abend bringen wir Euch bestimmt Neuigkeiten.« Dann zogen sie in verschiedene Richtungen davon. Statt den Tag mit Nichtstun zu vertrödeln, sah Musashi sich die Burg von Takashima und die Stadt Shimosuwa an und verweilte hier und dort, um sich Notizen über Besonderheiten der Landschaft zu machen, die ihm später vielleicht einmal zugute kommen konnten. Außerdem interessierte er sich für die Bewässerungsmethoden. Er fragte mehrere Male nach überragenden Kämpfern in der Gegend, doch brachte er nichts Erwähnenswertes in Erfahrung.

Als die Sonne unterging, begab er sich zu dem Schrein und setzte sich auf die steinerne Treppe, die zu dem zweigeschossigen Tor hinaufführte. Er war müde und verzagt. Da niemand sich blicken ließ, unternahm er einen Rundgang durch den ausgedehnten Tempelbezirk. Als er zum Tor zurückkehrte, war immer noch niemand da.

Das Getrappel der Pferde unten im Hof war zwar nicht laut, aber es störte Musashi in seinen Gedanken. Als er die Treppe hinunterstieg, stieß er auf einen unter Bäumen versteckten Schuppen, in dem ein alter Pferdepfleger den heiligen Schimmel des Schreins fütterte.

Er blickte Musashi vorwurfsvoll an. »Was kann ich für Euch tun?« fragte er barsch. »Was habt Ihr hier zu schaffen?«

Als er erfuhr, warum Musashi im Tempel war, brach er in hemmungsloses Gelächter aus. Musashi, der seine Lage ganz und gar nicht komisch fand, runzelte mißbilligend die Stirn. Doch ehe er etwas sagen konnte, meinte der alte Mann begütigend: »Ihr solltet wirklich nicht allein über die Landstraße ziehen. Dazu seid Ihr einfach zu einfältig. Glaubt Ihr wirklich, dieses Gesindel würde den ganzen Tag nach Euren Freunden suchen? Wenn Ihr sie im voraus bezahlt habt, werdet Ihr sie nie wiedersehen.«

»Ihr meint, sie haben mir nur was vorgemacht, als sie sich aufteilten und auseinandergingen?«

Der Pferdepfleger setzte ein mitleidiges Gesicht auf. »Man hat Euch bestohlen«, sagte er. »Ich habe gehört, daß etwa zehn Landstreicher heute den ganzen Tag in einem Hain auf der anderen Seite des Berges gezecht und gespielt haben. Höchstwahrscheinlich sind das Eure Männer. So was kommt hier alle Tage vor.« Er wußte gleich noch ein paar Geschichten über Reisende zu erzählen, die von gewissenlosen Tagelöhnern um ihr Geld gebracht worden waren, schloß dann jedoch milde: »So ist die Welt nun mal. Nur solltet Ihr in Zukunft besser aufpassen.«

Mit diesem weisen Ratschlag nahm er seine leeren Eimer und ging; Musashi blieb betreten zurück. »Es ist zu spät, jetzt etwas zu unternehmen«, seufzte er. »Da bin ich stolz auf meine Fähigkeit, dem Gegner keine Blöße zum Angriff zu bieten, und lass' mich von einer Bande ungeschlachter Strolche übers Ohr

hauen.« Die Erkenntnis seiner Leichtgläubigkeit traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Derlei Fehler konnten seine Ausübung des Waffenhandwerks empfindlich beeinträchtigen. Wie sollte jemand, der sich von niederen Kreaturen hintergehen ließ, ein Heer führen? Während er langsam wieder zum Tor hinaufstieg, nahm er sich vor, in Zukunft besser auf das achtzugeben, was um ihn herum geschah.

Einer der Tagelöhner spähte auf der Treppe umher. Sobald er Musashi erblickte, rief er ihn an und eilte ihm entgegen.

»Ich bin froh, Euch gefunden zu haben, Herr«, rief er. »Über einen Eurer Begleiter habe ich etwas erfahren.«

»So?« Musashi, der sich gerade wegen seiner Einfalt Vorwürfe gemacht hatte, stellte voller Genugtuung fest, daß nicht jeder in der Welt ein Schwindler sei. »Wen meint Ihr – die Frau oder den Jungen?«

»Den Jungen. Er ist mit Daizō aus Narai zusammen, und ich habe herausgefunden, wo Daizō sich aufhält oder zumindest, wohin er will.« »Nun! So redet doch!«

»Ich habe nicht geglaubt, daß die Bande, mit der ich heute morgen zusammen war, tun würde, was sie angekündigt hatte. Sie haben sich einen schönen Tag gemacht und gespielt, aber Ihr tatet mir leid. Deshalb bin ich von Shiojiri nach Seba gezogen und habe mich bei jedem, dem ich begegnete, erkundigt. Von der jungen Frau wußte keiner was, aber von einem Mädchen in der Schenke, in der ich aß, hörte ich, daß Daizō gegen Mittag auf dem Weg zum Wada-Paß durch Suwa gekommen sei. Das Mädchen sagte, er habe einen Jungen bei sich gehabt.«

Verlegen sagte Musashi: »Es war nett von Euch, mich das wissen zu lassen.« Dann zog er seine Geldbörse, von der er wußte, daß sie nur noch das Geld für seine Abendmahlzeit enthielt. Er zögerte einen Moment, doch dann entschied er, Ehrlichkeit solle nicht unbelohnt bleiben, und gab dem

Tagelöhner die letzte Münze.

Erfreut über die Belohnung hob der Mann die Münze dankend an die Stirn und ging dann glücklich seines Weges.

Musashi meinte, er habe sein Geld für einen besseren Zweck ausgegeben als den, sich den Magen zu füllen. Vielleicht würde der Tagelöhner, nachdem er erfahren hatte, daß Redlichkeit sich bezahlt machte, morgen wieder etwas Ehrliches tun und einem anderen Reisenden helfen.

Es war bereits dunkel, doch statt unter der Dachtraufe eines Bauernhauses zu schlafen, beschloß er, noch in dieser Nacht über den Wada-Paß zu gehen. Wenn er die ganze Nacht marschierte, müßte es ihm möglich sein, Daizō einzuholen. Er machte sich auf den Weg und genoß es, die Straße ganz für sich allein zu haben. Er zählte seine Schritte oder lauschte der flüsternden Stimme des Windes. So konnte er all seine Sorgen vergessen und sich über das Leben freuen. War er von vielen geschäftigen Leuten umgeben, dann kam er sich oft traurig und vereinsamt vor, doch jetzt war er voller Leben und Tatendrang. Er konnte seine eigene Person kühl und besonnen einschätzen wie die eines Fremden.

Kurz nach Mitternacht wurde er durch ein Licht in der Ferne aus seinen Gedanken gerissen. Seit er die Brücke über den Ochiai überquert hatte, war der Weg stetig bergauf gegangen. Einen Paß hatte er hinter sich gebracht, und der von Wada lag vor ihm in der bestirnten Nacht, überragt von dem noch höheren bei Daimon. Der Lichtschein kam aus einer Senke, die parallel zu den beiden Höhenzügen verlief. »Es sieht aus wie ein Lagerfeuer«, dachte er und verspürte zum erstenmal seit Stunden ein nagendes Hungergefühl. »Vielleicht gestatten sie mir, meine Ärmel zu trocknen, und geben mir etwas Grütze.«

Als er näher kam, erkannte er jedoch, daß es sich nicht um ein Feuer im Freien handelte. Vielmehr drang das Licht aus einem kleinen Teehaus an der Landstraße. Vier oder fünf

Pfosten zum Anbinden von Pferden ragten einsam vor der Veranda auf. Es schien ihm unwahrscheinlich, daß um diese Stunde noch jemand im Teehaus saß, doch vernahm er rauhe Stimmen, die sich über das Knistern des Feuers erhoben. Zögernd stand er ein paar Minuten unter dem Dachvorsprung. Hätte es sich um die Hütte eines Bauern oder eines Holzfällers gehandelt, dann wären ihm keinerlei Bedenken gekommen, um Unterkunft und ein paar Essensreste zu bitten; doch vor dieser Schenke, die zahlende Gäste gewohnt war, schreckte er zurück. Der Essensgeruch machte ihn noch hungriger. Warmer Rauch hüllte ihn ein, und er konnte sich nicht losreißen. »Nun, wenn ich ihnen meine Lage schildere, nehmen sie vielleicht die Statue als Bezahlung an.« Er dachte dabei an das kleine Bildnis der Kannon, das er aus duftendem weißen Sandelholz geschnitzt und das der Oberpriester im Tempel am Hiei zurückgewiesen hatte.

Als er die Schankstube betrat, unterbrachen die überraschten Gäste das Gespräch. In dem schlichten Raum mit gestampftem Lehmfußboden hockten drei Männer auf Schemeln um die Herdstelle in der Mitte herum. In einem Topf schmort ein Wildschweingericht mit einem Riesenrettich. Ein Sakekrug stand zum Wärmen in der Asche. Der Besitzer schnitt eingelegtes Gemüse klein und plauderte gutmütig mit den Gästen.

»Was wollt Ihr?« fragte ein Mann mit stechenden Augen und gewaltigem Backenbart.

Zu hungrig, um richtig zuzuhören, ging Musashi an den Männern vorüber, setzte sich auf einen Schemel und sagte zum Wirt: »Gebt mir etwas zu essen. Reis und eingelegtes Gemüse genügen. Aber macht schnell.« Der Mann löffelte eine Kelle voll Eintopf über eine Schale mit kaltem Reis und setzte die vor ihn hin. »Habt Ihr vor, den Paß heute nacht noch zu überqueren?« fragte er.

»Hm«, murmelte Musashi, der bereits nach Eßstäbchen

gegriffen hatte und sich mit Heißhunger über das Gericht hermachte. Nach dem zweiten Bissen erkundigte er sich: »Ist ein Mann namens Daizō – er kommt aus Narai – heute nachmittag auf dem Weg zum Paß hier vorübergekommen? Er hatte einen Jungen bei sich.«

»Tut mir leid, aber da kann ich Euch nicht helfen.« Dann wandte der Wirt sich zu den anderen: »Tōji, habt Ihr oder Eure Freunde einen Mann gesehen, der mit einem Jungen unterwegs war?«

Nach einigem Geflüster schüttelten sie einmütig den Kopf. Als Musashi satt war und sich gewärmt hatte, fiel ihm die fällige Rechnung wieder ein. Er zögerte zwar, vor den anderen Gästen mit dem Wirt darüber zu reden, doch er hatte keinen Augenblick das Gefühl zu betteln. Es war unumgänglich gewesen, zunächst einmal die Bedürfnisse seines Bauches zu befriedigen. Jetzt beschloß er dem Wirt, falls der die Statue ablehnte, seinen Dolch anzubieten.

»Es tut mir leid, Euch das zu sagen«, begann er, »aber ich habe überhaupt kein Geld. Ich bitte nicht um eine kostenlose Mahlzeit, sondern möchte Euch etwas anderes anstelle von Geld als Bezahlung anbieten.« Unerwartet lebenswürdig erwiderte der Wirt: »Das wird sich schon machen lassen. Um was handelt es sich denn?« »Um ein Bildnis der Kannon.« »Um eine richtige Statue?«

»O nein, es ist nicht das Werk eines berühmten Meisters – ich habe es selbst geschnitzt. Vielleicht ist es nicht einmal eine Schale Reis wert, aber seht es Euch doch an.«

Als er die Verschnürung seines Ledersacks aufnestelte, mit dem er schon seit Jahren reiste, ließen die drei Männer ihren Sake stehen und starrten gebannt auf seine Hände. Außer der kleinen Statue enthielt der Sack eine Garnitur Unterwäsche zum Wechseln und ein Schreibkästchen. Beim Auspacken fiel dumpf klirrend etwas auf den Boden. Die Gäste sperrten Mund

und Nase auf, denn zu Musashis Füßen lag eine Geldbörse, aus der etliche Gold- und Silbermünzen herausgerollt waren. Sprachlos vor Staunen starrte auch Musashi auf das Geld.

Woher mag das stammen? wunderte er sich. Die Männer reckten die Hälse, um den Schatz zu betrachten. Musashi kramte ratlos im Sack und zog schließlich einen Brief heraus. Die Nachricht bestand aus einer einzigen Zeile: »Damit sollten Eure Reisekosten fürs erste gedeckt sein. Geki.«

Musashi glaubte zu wissen, was das bedeutete: Geki machte den Versuch, seine Dienste für Fürst Date Masamune von Sendai, den Herrn der Burg von Aoba, zu *erkaufen*. Die Wahrscheinlichkeit, daß es zwischen den Tokugawa und den Toyotomi zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommen könnte, wurde immer größer und zwang die großen Daimyō, ansehnliche Truppen fähiger Kämpfer zu unterhalten. Bei dem halsabschneiderischen Wettbewerb um die wenigen wirklich außergewöhnlichen Samurai bediente man sich vorzugsweise des Mittels, sie zu Schuldnern zu machen. Wenn sie nicht zahlen konnten, gelangte man dann zu einem stillschweigenden Übereinkommen, in Zukunft Seite an Seite zu kämpfen.

Es war allgemein bekannt, daß Toyotomi Hideyori erkleckliche Summen für Goto Matabei und Sanada Yukimura zur Verfügung stellte. Obwohl Yukimura sich dem Vernehmen nach auf den Kudo zurückgezogen hatte, wurde ihm aus der Burg von Osaka so viel Gold und Silber geschickt, daß Ieyasu die ganze Angelegenheit gründlich zu untersuchen begann. Da die persönlichen Bedürfnisse eines einstigen Feldherrn, der in einer Einsiedelei lebte, gewiß recht bescheiden waren, lag es auf der Hand, daß das Geld an etliche tausend bedürftige Rōnin weitergegeben wurde, die in den umliegenden Ortschaften herumlungerten und nur auf den Ausbruch der Feindseligkeiten warteten.

Fand ein Lehnsmann einen fähigen Krieger, was Geki bei der Begegnung mit Musashi geglaubt hatte, so konnte er

seinem Herrn keinen besseren Dienst erweisen, als zu versuchen, diesen Krieger für seine Dienste zu verpflichten. Aus diesem Grund wollte Musashi Gekis Geld nicht. Gab er es aus, dann ging er damit eine Verpflichtung ein, die ihm verhaßt wäre. Deshalb beschloß Musashi rasch, das Geschenk als nichtig zu betrachten und so zu tun, als wäre es nicht vorhanden.

Wortlos streckte er die Hand aus, hob die Börse auf und steckte sie wieder in seinen Reisesack. Dann wandte er sich, als sei nichts geschehen, an den Wirt und sagte: »Gut, dann lasse ich also die Statue als Bezahlung hier.« Doch davon wollte der Wirt plötzlich nichts mehr wissen. »Das kann ich nun nicht mehr annehmen, Herr.«

»Stimmt was nicht mit der Statue? Ich behaupte ja nicht, ein Bildhauer zu sein, aber ...«

»Oh, sie ist gar nicht mal so schlecht, und ich hätte sie auch genommen, wenn Ihr wirklich kein Geld hättet. Doch ich sehe, Ihr habt sogar sehr viel. Warum verstreut Ihr Euer Geld, damit die Leute es sehen, wenn Ihr doch wollt, daß sie Euch für einen armen Bettler halten?«

Die anderen Gäste, vom Anblick des Goldes geblendet und gebannt, nickten und pflichteten ihm eifrig bei. Musashi, der einsah, daß es keinen Zweck hatte, dem Mann seine Beweggründe zu erklären, nahm eine Silbermünze und reichte sie dem Wirt.

»Das ist viel zuviel, Herr«, wandte der ein. »Habt Ihr keine kleineren Münzen?«

Eine flüchtige Suche enthüllte, daß der Beutel keine Münzen von geringerem Wert enthielt. »Wenn Ihr nicht herausgeben könnt, so macht das nichts«, sagte Musashi. »Behaltet den Rest.«

Da Musashi nun nicht mehr verhehlen konnte, daß er das Geld besaß, steckte er die Börse aus Sicherheitsgründen in

seine Leibbinde. Dann schulterte er trotz dringlicher Aufforderung, die Nacht hier zu verbringen, seinen Ledersack und trat hinaus in die Nacht. Da er gegessen hatte und wieder bei Kräften war, glaubte er, bis Sonnenaufgang den Daimonpaß zu erreichen. Am Tage hätte er ringsumher eine Fülle von Gebirgsblumen gesehen – Rhododendren, Enzian und wilde Chrysanthemen –, doch jetzt ging er durch ein unendliches Meer der Dunkelheit und nahm nur einen watteähnlichen Nebel wahr, der sich dicht an die Erde schmiegte. Er hatte die Schenke etwa zwei Meilen hinter sich gelassen, da hörte er hinter sich einen der Männer rufen, die er dort gesehen hatte. »Wartet! Ihr habt etwas vergessen.« Der Mann holte Musashi ein und schnaufte wie ein Blasebalg. »Meiner Treu, habt Ihr einen Schritt! Nachdem Ihr fort wart, fand ich diese Münze. Sie muß Euch gehören, und deshalb bringe ich sie Euch.« Er hielt ein großes Silberstück in die Höhe, doch Musashi wies es zurück. Der Mann ließ nicht locker und beharrte auf seiner Meinung. »Es muß in eine Ecke gerollt sein, als Ihr die Geldbörse fallen ließt.«

Da Musashi das Geld nicht gezählt hatte, war er nicht in der Lage, dem Mann zu beweisen, daß er sich irre. Also bedankte er sich und steckte die Silbermünze in seinen Kimonoärmel. Doch dieser Ehrlichkeitsbeweis ließ ihn recht ungerührt.

Obwohl der Mann erreicht hatte, was er wollte, hielt er mit Musashi Schritt und fing an zu plaudern.

»Vielleicht sollte ich das nicht fragen, aber studiert Ihr die Schwertfechtkunst unter einem bekannten Meister?« »Nein, ich fechte nach meinem eigenen Stil.«

Die nichtssagende Antwort entmutigte den Mann jedoch nicht; er erklärte vielmehr, auch er sei Samurai, und fügte hinzu: »Doch im Moment lebe ich zurückgezogen hier in den Bergen.« »Ach, tatsächlich?«

»Hm. Und die beiden im Teehaus unten auch. Wir sind alle

Samurai. Aber jetzt fristen wir unser Leben damit, Bäume zu fällen und Kräuter zu suchen. Wir sind wie der sprichwörtliche Drache, der seine Zeit in einem Teich abwartet. Ich will nicht behaupten, Sano Genzaemon zu sein, aber wenn es soweit ist, werde ich mein altes Schwert hervorholen, meine klapprige Rüstung anlegen und für einen berühmten Daimyō kämpfen. Ich warte nur darauf, daß dieser Tag anbricht!« »Seid Ihr für Osaka oder für Edo?«

»Das spielt keine Rolle. Hauptsache, man steht auf jemandes Seite; sonst vertue ich mein Leben nutzlos, indem ich hier herumsitze.« Musashi lachte höflich. »Vielen Dank, daß Ihr mir das Geld gebracht habt.«

Danach versuchte er mit schnellen, weit ausgreifenden Schritten, den Mann abzuhängen, doch der hielt mit und wich nicht von seiner Seite. Er bedrängte Musashi sogar zunehmend auf der linken Seite, was einen erfahrenen Schwertkämpfer mit größtem Mißtrauen erfüllen mußte. Statt jedoch zu erkennen zu geben, daß er auf der Hut war, tat Musashi nichts, um seine Linke zu schützen, und gab sich scheinbar jede nur erdenkliche Blöße. Der Mann wurde immer freundlicher und vertraulicher. »Dürfte ich einen Vorschlag machen? Wenn Ihr möchtet, verbringt die Nacht doch bei uns. Nach dem Wada-Paß müßtet Ihr noch den Daimon überwinden. Ihr könntet es bis zum Morgen schaffen, aber es geht ziemlich steil bergauf – eine schwierige Strecke für jemand, der die Gegend nicht kennt.« »Danke, ich glaube, ich nehme Euer Angebot an.«

»Das solltet Ihr wirklich. Nur leider können wir Euch keine besonderen Speisen oder Unterhaltung bieten.«

»Ich wäre schon froh über einen Platz zum Schlafen. Wo ist Euer Haus denn?«

»Etwa eine halbe Meile nach links, ein wenig höher gelegen.« »Ihr sitzt aber wirklich tief in den Bergen, was?« »Wie ich schon sagte, bis der richtige Zeitpunkt kommt, rühren

wir uns nicht, sondern sammeln Kräuter und gehen auf die Jagd. Ich teile das Haus mit den beiden anderen Männern, die Ihr im Teehaus gesehen habt.« »Da Ihr sie erwähnt – was ist denn aus ihnen geworden?« »Die trinken vermutlich immer noch. Jedesmal, wenn wir hingehen, betrinken sie sich, und ich habe hinterher die Last, sie nach Hause zu schaffen. Heute abend habe ich sie einfach allein gelassen. Aufgepaßt! Hier geht es steil hinunter, und unten fließt ein ziemlich reißender Fluß. Es ist gefährlich hier.«

»Müssen wir über den Fluß hinüber?«

»Ja. Er ist hier ziemlich schmal, und ein Baumstamm verbindet beide Ufer, gerade unter uns. Wenn wir drüben sind, steigen wir nach rechts hinauf.« Musashi spürte, daß der Mann stehengeblieben war, doch er drehte sich nicht um. Er fand den Baumstamm und schickte sich an hinüberzugehen. Da sprang der Mann vor, hob das eine Ende des Stammes und versuchte, Musashi ins Wasser zu werfen. »Was habt Ihr vor?«

Der Ruf kam von unten, doch der Mann fuhr mit dem Kopf überrascht in die Höhe. Musashi, der seine Heimtücke geahnt hatte, war bereits vom Baumstamm hinuntergesprungen und behende wie eine Bachstelze auf einem großen Felsen gelandet. Sein erschrockener Gegner ließ den Stamm ins Wasser fallen. Das hoch aufspritzende Wasser hatte das Flußbett noch nicht wieder erreicht, da war Musashi schon ans Ufer zurückgesprungen, hatte das Schwert aus der Scheide gerissen und den Mann niedergemacht. Alles war so schnell geschehen, daß sein Gegner nicht einmal bemerkte, wie Musashi zog.

Der Leichnam zuckte eine Weile und blieb dann reglos liegen. Musashi würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. Er war in Erwartung eines weiteren Angreifers bereits wieder in Kampfstellung gegangen. Während er sich gegen einen neuerlichen Angriff wappnete, sträubten sich ihm die Haare wie die Kopffedern eines Adlers.

Ein Knall durchbrach die Stille, so laut, daß die Schlucht zu bersten schien. Musashi bückte sich, die wohlgezielte Kugel fuhr zischend durch die Luft und bohrte sich in die Böschung hinter ihm. Als sei er verwundet, ließ Musashi sich fallen und spähte zum anderen Ufer hinüber, wo rote Funken wie Glühwürmchen durch die Luft tanzten. Er konnte mit Mühe zwei Gestalten erkennen, die vorsichtig herankrochen.

Ein reinigendes Feuer

Der Mann biß auf die sprühende Zündschnur und schickte sich an, seine Muskete ein zweites Mal abzufeuern. Sein Bundesgenosse kauerte sich nieder, spähte ins Dunkel und flüsterte: »Meinst du, du hast ihn?« »Ich bin sicher, daß ich ihn mit dem ersten Schuß erwischt habe«, kam die zuversichtliche Antwort.

Vorsichtig krochen die beiden weiter, doch kaum erreichten sie den Ufersaum, sprang Musashi auf. Der Musketenschütze holte vernehmlich Atem und feuerte, verlor jedoch das Gleichgewicht, und so zischte die Kugel nutzlos in den Himmel. Das Echo des Schusses hallte in der Schlucht wider, und die beiden Männer, die aus dem Teehaus nachgeschlichen waren, machten, daß sie den Pfad hinaufkamen.

Plötzlich blieb der eine stehen und brüllte: »Warte! Warum laufen wir eigentlich weg? Wir sind schließlich zu zweit, und er ist nur allein. Ich greife ihn jetzt an, und du gibst mir Rückendeckung.«

»Einverstanden!« rief der Musketenschütze, warf die Zündschnur weg und holte mit dem Kolben aus, um Musashi zu treffen.

Ganz ohne Zweifel waren sie eine Klasse besser als gewöhnliche Wegelagerer. Der Mann, den Musashi für den

Anführer hielt, handhabte sein Schwert mit sehr viel Geschick; trotzdem war er kein Gegner für Musashi. Der ließ beide mit einem einzigen Schwertstreich durch die Luft fliegen. Der Musketenschütze fiel, von der Schulter bis zur Hüfte aufgeschlitzt, tot zu Boden, und sein Oberkörper hing wie ein Sack über das Ufer. Der andere Mann hielt sich den verwundeten Unterarm und hastete den Hang hinauf. Musashi folgte ihm auf den Fersen. Erde und Geröll spritzten hinter ihm auf. Die Schlucht wurde Buna-Tal genannt und lag mittwegs zwischen den Pässen Wada und Daimon. Sie hatte ihren Namen von den Buchen, die sie ganz auszufüllen schienen. Oben am Hang stand eine ungewöhnlich große, von Bäumen umstandene und roh aus Buchenstämmen gefügte Berghütte. Der Bandit rannte auf die niedrig brennende Fackel zu und rief: »Lösch die Lichter!«

Die Flamme hinter dem Ärmel verbergend, rief eine Frau: »Wieso du ... Oh! Du bist ja voll Blut!«

»Halt den Mund, Törin! Und lösche die Lichter – die drinnen auch!« Er mußte so schnaufen, daß er die Worte kaum hervorbrachte, warf noch einen Blick zurück und schoß an der Frau vorbei. Sie löschte die Fackel und eilte hinter ihm her.

Als Musashi zur Hütte kam, war alles stockdunkel.

»Aufmachen!« polterte er. Er war verärgert, nicht, weil man ihn hinters Licht geführt und feige überfallen hatte, sondern weil Halunken wie diese täglich unschuldigen Reisenden großen Schaden zufügten. »Aufmachen!«

Da er keine Antwort erhielt, hob er den größten Stein, der gerade in Reichweite lag, und schleuderte ihn gegen die Fensterläden. Er traf genau die Fuge zwischen zwei Brettern, und der Mann und die Frau flüchteten tiefer ins Haus. Ein Schwert blitzte auf, und dann sah Musashi einen Mann auf den Knien herankriechen. Musashi schoß vor und bekam ihn am Kragen seines Kimonos zu fassen.

»Tötet mich nicht! Es tut mir leid!« flehte Gion Tōji wimmernd wie ein kleiner Gauner.

Er war bald wieder auf den Beinen und versuchte, Musashis Schwachstelle ausfindig zu machen, doch der parierte jeden Schlag. Als er sich ernstlich von Musashi bedrängt sah, raffte Tōji alle Kraft zusammen, riß sein Kurzsword heraus und stieß machtvoll zu. Musashi duckte sich geschickt, stemmte Tōji mit den Armen in die Höhe und schleuderte ihn mit einem verächtlichen Schrei in den angrenzenden Raum. Dort prallte Tōji gegen die Aufhängevorrichtung für die Töpfe. Der Bambusstab, an dem diese befestigt war, barst mit lautem Krachen, und weiße Asche wölkte vom Herd auf wie von einem Vulkan.

Ein Trommelfeuer von Geschossen, die durch den Rauch und die Asche gesegelt kamen, hielt Musashi in Schach. Als sich die Asche gesenkt hatte, sah er, daß sein Gegner nicht mehr der Anführer der Banditen war, denn dieser lag rücklings an der Wand, vielmehr feuerte dessen Frau fluchend alles, was ihr in die Hände geriet, auf ihn: Topfdeckel, Reisig, Feuerholz, metallene Eßstäbchen und Teeschalen.

Musashi sprang vor und drückte die Frau auf den Boden, doch es gelang ihr, eine Haarnadel aus der Frisur zu ziehen und mit ihr nach ihm zu stechen. Als er ihr den Fuß auf das Handgelenk setzte, knirschte sie mit den Zähnen, schrie dann vor Wut und aus Verachtung für den besinnungslos am Boden liegenden Tōji: »Hast du denn keinen Stolz? Wie kannst du nur einem Nichts wie diesem gegenüber verlieren?«

Als Musashi ihre Stimme vernahm, schnappte er nach Luft und ließ die Frau los. Sie sprang auf, nahm Tōjis Kurzsword und stürzte sich auf Musashi. »Laßt das!« sagte der.

Der merkwürdig höfliche Ton verwirrte sie, und sie hielt inne. Mit großen Augen blickte sie Musashi an. »Aber, aber das ist ja ... es ist Takezō!« Seine Ahnung hatte ihn nicht

getrogen. Außer Osugi war die einzige Frau, die ihn noch bei seinem früheren Namen rufen würde, Okō. »Es ist *wirklich* Takezō«, rief sie, und ihre Stimme wurde honigsüß. »Ihr werdet jetzt Musashi genannt, nicht wahr? Und seid ein berühmter Schwertkämpfer geworden, oder?«

»Was macht Ihr denn an einem solch weltabgeschiedenen Ort?« »Ich schäme mich, es zu sagen.« »Ist der Mann, der dort liegt, Euer Gatte?«

»Ihr müßt ihn kennen. Vor Euch liegt, was von Gion Tōji übriggeblieben ist.«

»Das soll Tōji sein?« murmelte Musashi. Er hatte in Kyoto gehört, was für ein verkommener Mensch Tōji war und daß er das von ihm gesammelte Geld für die Yoshioka-Schule eingesteckt hatte und mit Okō auf und davon gegangen war. Doch als er jetzt das menschliche Wrack am Boden liegen sah, konnte er nur Mitleid mit ihm empfinden. »Ihr solltet Euch um ihn kümmern«, sagte er. »Hätte ich gewußt, daß er Euer Gatte ist, ich wäre weniger rauh mit ihm umgesprungen.«

»Ach, ich könnte mich in ein Loch verkriechen und verstecken«, wimmerte Okō.

Sie kniete sich neben Tōji, reichte ihm etwas Wasser, verband ihm die Wunden, und nachdem er wieder zu sich gekommen war, erzählte sie ihm, wer Musashi war.

»Was?« krächzte Tōji. »Miyamoto Musashi? Derjenige, der ... Ach, das ist ja furchtbar!« Er schlug die Hände vors Gesicht und krümmte sich vor Verlegenheit.

Musashi schluckte seinen Ärger hinunter und ertrug, daß sie ihn wie einen geehrten Gast behandelten. Okō räumte auf, brachte die Herdstelle in Ordnung, wischte den Boden, schichtete neues Feuerholz und machte ein wenig Sake heiß.

Als sie ihm die Schale reichte, sprach sie die traditionelle Formel: »Wir haben nichts, was wir Euch anbieten könnten, doch ...«

»Ich habe im Teehaus ausreichend gegessen«, erklärte Musashi höflich. »Bitte, macht keine Umstände.«

»Aber ich hoffe, Ihr könnt noch von dem Essen kosten, das ich vorbereitet habe ... Es ist alles so lange her.« Nachdem sie einen Topf mit dem Essen übers Feuer gehängt hatte, nahm sie neben Musashi Platz und schenkte ihm den Sake ein.

»Das erinnert mich an die alten Zeiten am Fuße des Ibuki«, sagte Musashi liebenswürdig.

Ein starker Wind war aufgekommen, und obgleich sie die Fensterläden wieder befestigt hatten, drang er doch durch die Ritzen und spielte mit dem Rauch, der vom Herdfeuer zur Decke aufstieg.

»Bitte, erinnert mich nicht daran!« sagte Okō. »Aber sagt mir, habt Ihr irgend etwas von Akemi gehört? Habt Ihr eine Ahnung, wo sie ist?« »Soviel ich weiß, hat sie mehrere Tage in einer Herberge am Hiei verbracht. Sie und Matahachi hatten vor, nach Edo zu gehen. Sie scheint aber mit seinem ganzen Geld durchgebrannt zu sein.«

»Oh?« ließ Okō sich enttäuscht vernehmen. »Also auch sie?« Sie starrte auf den Boden und verglich bekümmert das Leben ihrer Tochter mit dem ihren.

Als Toji sich einigermaßen erholt hatte, gesellte er sich zu den beiden und bat Musashi um Verzeihung. Er sei, beteuerte er, einer plötzlichen Regung gefolgt, die er jetzt bedauere. Der Tag werde kommen, versicherte er seinem Gast, da er als jener Gion Tōji, den die Welt früher gekannt hatte, wieder in die Gesellschaft zurückkehren werde.

Musashi schwieg. Am liebsten hätte er ihm gesagt, daß zwischen Tōji dem Samurai und Tōji dem Banditen kaum ein Unterschied bestehe, auch wenn man wenigstens hätte sagen können: Wenn er sein Leben als Krieger wiederaufnimmt, werden die Straßen für die Reisenden wieder sicherer. Der Sake stimmte Musashi milde, und er sagte zu Okō: »Ich denke,

es wäre klüger, dieses gefährliche Leben aufzugeben.«

»Damit habt Ihr selbstverständlich recht. Doch habe ich dieses Leben nicht ganz aus freien Stücken gewählt. Als wir Kyoto verließen, hatten wir ja vor, unser Glück in Edo zu versuchen. Doch kaum waren wir auf dem Weg dorthin, ließ Tōji sich zum Spielen verleiten. Er verlor alles, was wir hatten – das Reisegeld, alles. Ich erinnerte mich an die Bereitung des schmerzlindernden Moxa, und so fingen wir an, Kräuter zu suchen und sie in der Stadt zu verkaufen ... Ach, mir reicht es mit diesen Plänen, rasch zu Reichtum zu kommen. Nach dem, was heute geschehen ist, habe ich die Nase endgültig voll.« Wie immer, wenn sie ein paar Schalen getrunken hatte, bekam ihre Stimme etwas Kokettes. Sie fing an, ihre Reize spielen zu lassen. Okō gehörte zu den Frauen, von denen man nie sagen konnte, wie alt sie waren, aber gefährlich war sie noch immer. Eine Hauskatze läßt sich willig auf dem Schoß ihres Herrn streicheln, solange sie gut gefüttert und gepflegt wird, doch wehe, man läßt sie in den Bergen frei: Es dauert nicht lange, und sie schleicht mit flammenden Augen durch die Nacht, bereit zu töten oder das Fleisch bei lebendigem Leib von den Knochen zu reißen. Von diesem Wesen hatte Okō sehr viel.

»Tōji«, sagte sie liebevoll, »nach dem, was Takezō erzählt, war Akemi unterwegs nach Edo. Könnten wir nicht auch dorthin und versuchen, wieder ein menschenwürdiges Leben zu führen? Wenn wir Akemi aufstöbern, fällt uns sicher ein einträgliches Geschäft ein, um unser Auskommen zu finden.« »Das mag schon sein«, lautete die wenig begeisterte Antwort. Tōji hatte die Arme nachdenklich um die Knie geschlungen; vielleicht war das, was unausgesprochen hinter Okōs Worten gestanden hatte – Akemis Körper zu verkaufen –, selbst für ihn ein wenig zuviel gewesen. Nachdem er eine Zeitlang mit dieser besitzgierigen Frau gelebt hatte, kam ihm das gleiche Bedauern wie weiland Matahachi.

Für Musashi hatte Tōjis Gesichtsausdruck etwas Rührendes.

Er erinnerte ihn an Matahachi. Schauernd fiel ihm ein, daß er selbst einmal von Okōs Reizen angetan gewesen war.

»Okō«, sagte Tōji und hob den Kopf. »Bald wird es Tag. Musashi ist vermutlich müde. Warum bereitest du ihm nicht im Hinterraum einen Platz zum Schlafen, damit er etwas ausruhen kann?«

»Aber ja, natürlich.« Mit einem sakeseligen Seitenblick auf Musashi sagte sie: »Ihr werdet vorsichtig sein müssen, Takezō. Dahinten ist es dunkel.« »Danke. Aber etwas Schlaf könnte ich schon gebrauchen.« Er folgte ihr durch einen dunklen Korridor, der in den rückwärtigen Teil des Hauses führte. Der Raum schien ein Anbau der Berghütte zu sein, der auf Pfählen ruhte und einen Blick auf das Tal bot; darunter ging es etwa siebzig Fuß steil in die Tiefe. Die Luft war klamm vom Nebel und von der Gischt, die vom Wasserfall herübergeweht kam. Wenn der stöhnende Wind ein wenig stärker wurde, schaukelte der kleine Anbau wie ein Boot. Leise schlich Okō über die Bodenlatten des überdachten Außengangs zum Herdraum zurück.

»Hat er sich schlafen gelegt?« fragte Tōji.

»Ich denke schon«, erwiderte sie und kniete neben ihm nieder. »Was willst du tun?« flüsterte sie ihm ins Ohr. »Gehe und hole die anderen.« »Du willst es noch einmal versuchen?«

»Ohne jede Frage! Es geht nicht nur um sein Geld. Wenn ich diesen Hundsfoth umbringe, habe ich zugleich das gesamte Haus Yoshioka gerächt.« Sie steckte ihren Kimono hoch und ging hinaus. Tief in den Bergen eilte sie unter sternenlosem Himmel durch die Finsternis wie ein Katzendämon, und ihr langes Haar flatterte im Wind.

Die Nischen und Spalten in der Bergwand dienten nicht nur Vögeln und anderen Tieren als Wohnung. Okō flog dahin und sagte mehr als zwanzig Männern Bescheid, die alle zu Tōjis Bande gehörten. An nächtliche Raubzüge gewöhnt, eilten sie leiser als treibende Blätter zum Treffpunkt vor der Berghütte.

»Nur ein Mann?« »Ein Samurai.« »Hat er Geld?«

Flüsternd tauschten sie ihre Neuigkeiten aus und begleiteten sie mit vielsagenden Gesten und rollenden Augen. Mit Musketen, Dolchen und Lanzen bewaffnet, umstellten sie den nach hinten hinausgehenden Anbau. Die Hälfte mußte den Steilhang hinunter ins Tal steigen, wohingegen ein paar auf halber Höhe direkt unter dem Schlafraum stehenbleiben konnten. Der Boden des Raums war mit Schilfmatten bedeckt. An einer Wand hingen säuberlich Bündel getrockneter Kräuter sowie ein Brett mit Mörsern und anderen Gerätschaften, wie sie für die Bereitung von Heilmitteln verwendet wurden. Musashi fand den angenehmen Geruch der Kräuter beruhigend; der Duft lud ihn gleichsam ein, die Augen zu schließen und zu schlafen. Obwohl Musashi sich bis in die Zehen- und Fingerspitzen hinein völlig zerschlagen fühlte, war er wachsam genug, der süßen Versuchung nicht zu erliegen.

Er spürte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Die Kräutersammler von Mimasaka hatten keine Vorratsräume wie diesen hier; auch lagerten sie die Kräuter niemals dort, wo es feucht war, und schon gar nicht in der Nähe von Laubwerk. Außerdem erkannte er im dämmerigen Licht der kleinen, auf einem Mörser neben seinem Kopfkissen brennenden Lampe etwas, was ihn gleichfalls stutzig machte: Neben den Metallklammern, welche die Wände in den Ecken verbanden, waren zahllose Nagellöcher zu sehen. Auch entdeckte er frische Schnittflächen, die notdürftig mit anderem Holz überdeckt waren. Was das bedeutete, lag klar auf der Hand: Der Raum war neu aufgebaut worden, aller Wahrscheinlichkeit nach schon öfter. Ein kaum merkliches Lächeln umspielte seine Lippen, doch regte er sich nicht.

»Takezō?« rief Okō leise. »Schlafft Ihr?« Sie schob sanft das Shōji beiseite, näherte sich auf Zehenspitzen seiner Schlafmatte und stellte nahe bei seinem Kopf ein Tablett ab. »Ich stelle etwas Wasser für Euch hin«, sagte sie. Er ließ durch nichts

erkennen, daß er wach war.

Als sie wieder in der Hütte war, fragte Tōji flüsternd: »Alles in Ordnung?« Sie schloß die Augen, um der Antwort Nachdruck zu verleihen, und erwiderte: »Er schläft tief.«

Mit zufriedenem Gesicht lief Tōji hinaus. Dort begab er sich an die Rückseite der Hütte und schwenkte eine brennende Musketenzündschnur. Auf dieses Signal hin zogen die Männer die Pfähle unter dem Anbau weg, so daß er krachend ins Tal stürzte. Wände, Rahmen, Firstbalken – alles flog in die Tiefe. Mit einem Triumphgeheul kamen die Banditen aus ihren Verstecken und kletterten hinunter zum Flußufer. Sie wollten den Leichnam samt seiner Habe aus den Trümmern zu bergen. Hinterher war es ein leichtes, die Holzteile wieder hinaufzuschaffen und den Raum neu aufzubauen. Die Räuber sprangen in den wüsten Haufen aus Brettern und Balken und führten sich auf wie Hunde, die sich um einen Knochen balgen. Andere, die erst jetzt nachkamen, fragten: »Habt ihr den Leichnam gefunden?« »Nein, noch nicht.«

Rauhkehligh ließ Tōji sich vernehmen: »Vielleicht ist er beim Absturz auf einen Felsen geprallt und zur Seite geschleudert worden. Sucht überall!« Felsen, Wasser, Bäume und Büsche – alles im Tal wurde rosig überhaucht. Als Tōji und seine Spießgesellen zum Himmel hinaufschauten, entrang sich ihren Lippen ein Schrei der Überraschung. Siebzig Fuß über ihnen schlugen helle Flammen aus den Türen und Fenstern, aus den Wänden und dem Dach der Hütte, die sich in einen riesigen Feuerball verwandelt hatte. Während die Männer den steilen Hang hinaufkletterten, tanzten die Flammen wild im Wind. Im Sturm der sprühenden Funken und Glutstücke fanden Tōji und seine Banditen Okō, die an einen Baum gefesselt war. Wie vom Donner gerührt, fragten sie sich, wie Musashi entkommen konnte. War es möglich, daß er sie alle überlistet hatte?

Tōji wurde ganz verzagt, und er schickte seine Männer nicht einmal zur Verfolgung aus. Er hatte so viel über Musashi

gehört, daß er wußte, sie würden ihn nie fangen. Doch seine Kumpane teilten sich von sich aus in Suchtrupps auf und verschwanden in alle Himmelsrichtungen. Von Musashi fanden sie nie eine Spur.

Das Spiel mit dem Feuer

Im Gegensatz zu den anderen Hauptstraßen, die vom Shiojiri-Paß nach Edo führten, wurde die Landstraße über Kōshū nicht von Bäumen gesäumt. Sie hatte im sechzehnten Jahrhundert hauptsächlich als Nachschubstraße für die Armeen gedient, und so fehlte ihr das Netz von Nebenstraßen, das die großen Verbindungswege auszeichnete.

Was aber die Reisenden aus Kyoto oder Osaka am meisten vermißten, das waren gute Herbergen und Garküchen. Verlangte man irgendwelchen Reiseproviant, gab es höchstens flache, in Bambusblätter eingewickelte Reisfladen oder – was noch weniger appetitanregend war – von trockenen Eichenblättern umhüllte Reisklöße. Trotz der simplen Kost, die sich wahrscheinlich nicht wesentlich von jener unterschied, welche auch schon vor Hunderten von Jahren hier üblich war, wimmelte es in den ländlichen Herbergen von Gästen; die meisten waren unterwegs nach Edo.

Oberhalb des Kobotoke-Passes rastete eine Gruppe von Reisenden. Einer von ihnen rief: »Schaut, wieder ein ganzer Trupp!« Die Rede war von etwas, was er und seine Reisegefährten fast Tag für Tag zu sehen bekamen: Eine Gruppe von Prostituierten befand sich auf dem Weg von Kyoto nach Edo. Alles in allem waren es an die dreißig Frauen, ältere, manche in den zwanzigern oder Anfang der dreißig und mindestens fünf, die erst fünfzehn Jahre alt sein mochten. Zusammen mit den rund zehn Männern, die sie führten oder sie

bedienten, machten sie den Eindruck einer großen, altmodisch geführten Familie. Außerdem gehörten auch noch etliche Lastpferde zu einer solchen Gruppe, die mit allem möglichen beladen waren, von kleinen Weidenkörben bis zu manns großen Holztruhen.

Das Oberhaupt der »Familie«, ein Mann von etwa vierzig Jahren, wandte sich an seine Frauen: »Wenn Ihr Blasen an den Füßen bekommt, zieht lieber Eure Zori an, aber zieht die Bänder fest! Solche Strohsandalen rutschen leicht. Und hört auf mit dem Gejammerge, Ihr könntet nicht mehr laufen! Seht Euch doch nur die Kinder auf der Straße an, die Kinder!« Seinem säuerlichen Tonfall war anzumerken, daß er es sehr schwer hatte, seine Schützlinge, die sonst ein seßhaftes Leben führten, aufzumuntern.

Der Mann, der Shōji Jinnai hieß, stammte aus Fushimi und war ursprünglich ein Samurai, der freilich aus irgendwelchen Gründen das Leben eines Kriegers gegen das eines Bordellbesitzers eingetauscht hatte. Er war ein heller Kopf, und so war es ihm gelungen, das Wohlwollen von Tokugawa Ieyasu zu erwerben, der oft in der Burg von Fushimi Wohnung nahm. Infolgedessen hatte er nicht nur die Erlaubnis erhalten, mit seinem Unternehmen nach Edo zu ziehen, sondern er hatte auch noch manche seiner Kollegen in diesem Gewerbe bewogen, es ihm nachzutun.

Etwa auf der Kammhöhe des Kobotoke-Passes brachte Jinnai seinen Zug zum Stehen und sagte: »Es ist zwar noch ein wenig früh, aber wir können jetzt zu Mittag essen.« Dann wandte er sich an Onao, eine alte Frau, der die Rolle einer Art Mutter zufiel, und befahl ihr, das Essen auszuteilen. Der Korb mit den Essenspaketen wurde von einem der Lastpferde heruntergeholt, und jede Frau erhielt einen in Blätter gehüllten Reiskloß. Die Frauen verteilten sich ringsum und ruhten sich aus. Der Staub, von dem ihre Haut schon ganz hell war, bildete auch die Ursache dafür, daß ihr schwarzes Haar fast weiß

aussah, obwohl sie breitrandige Reisehüte trugen oder Tücher um den Kopf gewunden hatten. Da es keinen Tee gab, ließ sich lautes Schmatzen und Saugen an den Zähnen beim Essen nicht vermeiden. Nichts deutete auf körperliche Reize oder irgendwelche Liebesdinge hin. Eine Frage wie »Wessen Arme werden diese rote, rote Blüte heute nacht umschlingen?« schien völlig abwegig.

»Oh, wie herrlich!« rief eine von Jinnais jüngeren Schutzbefohlenen begeistert. Der Ton, mit dem sie das sagte, hätte ihrer Mutter die Tränen in die Augen getrieben.

Zwei oder drei andere vergaßen ihr Essen und wandten ihre Aufmerksamkeit ebenfalls einem jungen vorübergehenden Samurai zu. »Ist er nicht hübsch?« flüsterte eine.

»Ummm, nicht schlecht«, erwiderte eine andere, die offensichtlich weniger gefühlvoll veranlagt war.

Eine dritte meinte: »Oh, ich kenne ihn. Er kam immer mit den Männern von der Yoshioka-Schule zu uns.«

»Von wem spricht Ihr?« fragte eine Schöne mit lüsternen Augen. »Der dort hinten, der mit dem langen Schwert auf dem Rücken einherstolzisiert.«

Sasaki Kojirō, der von dieser ihm entgegengebrachten Bewunderung nichts wußte, bahnte sich den Weg durch eine Gruppe von Lastträgern und Packpferden.

Girrend ließ sich eine hohe Stimme vernehmen: »Herr Sasaki! He, Herr Sasaki!«

Da es viele Leute dieses Namens gab, drehte Kojirō sich nicht einmal um. »Ihr mit den Stirnlocken.« Kojirō hob die Brauen und fuhr herum.

»Haltet Eure Zungen im Zaum!« rief Jinnai ärgerlich. »Ihr werdet ungehörig.« Dann blickte er von seinem Essen auf und erkannte Kojirō. »Nein, ich sag es ja!« rief er und erhob sich rasch. »Wenn das nicht unser Freund Sasaki ist! Wohin wollt

denn Ihr, wenn ich mir erlauben darf zu fragen?«

»Nanu? Ja, heda! Ihr seid doch der Wirt vom ›Sumiya‹, nicht wahr? Ich will nach Edo. Und wohin reist Ihr? Ihr scheint ja mit Kind und Kegel umzuziehen.«

»Genauso ist es. Wir ziehen in die neue Hauptstadt.« »Was Ihr nicht sagt! Meint Ihr, die Geschäfte lohnen sich dort?« »In stehendem Wasser gedeiht nichts.«

»Der Geschwindigkeit nach, mit der Edo wächst, würde ich meinen, daß es eine Menge Arbeit für Bauarbeiter und Waffenschmiede gibt. Aber elegante Unterhaltung? Mir scheint es nicht so sicher, daß danach schon ein großer Bedarf herrscht.«

»Da irrt Ihr aber! Es waren Frauen, die aus Osaka eine Stadt gemacht haben, ehe Hideyoshi sie überhaupt zur Kenntnis nahm.«

»Mag sein. Aber in einer so neuen Stadt wie Edo findet Ihr vermutlich nicht einmal ein passendes Haus.«

»Wieder geirrt! Die Regierung hat Leuten meiner Profession ein Yoshiwara genanntes, nicht gerade kleines Sumpfgelände zur Verfügung gestellt. Und meine Partner haben bereits angefangen, das Gelände einzuebnen und aufzufüllen, Wege anzulegen und Häuser zu bauen. Den Berichten zufolge dürfte es leicht sein, ein Haus in günstiger Lage zur Straße zu finden.« »Soll das heißen, die Tokugawa geben Land ab? Unentgeltlich?« »Selbstverständlich. Wer würde denn für ein Sumpfgelände etwas bezahlen? Die Regierung stellt sogar Baumaterial zur Verfügung.« »Was Ihr nicht sagt! Kein Wunder, wenn Ihr Kyoto den Rücken kehrt.« »Und was macht *Ihr*? Habt Ihr Aussicht auf irgendeine Stellung bei einem Daimyō?«

»O nein! Keineswegs. Ich würde gar keine annehmen, selbst wenn man mir sie anböte. Ich wollte mir bloß einmal ansehen, was sich dort so tut, denn schließlich soll Edo künftig der Sitz

des Shōguns sein, also jener Ort, von dem in Zukunft die Befehle kommen. Freilich, wenn ich gebeten würde, Fechtlehrer des Shōguns zu werden, könnte es sein, daß ich es mir doch überlegte.«

Auch wenn er von der Kunst des Schwertfechtens nur wenig verstand, hatte Jinnai doch ein Auge für Menschen. Er hielt es für ratsam, nichts über Kojirōs ungezügelte Eitelkeit zu sagen, wandte den Blick ab und scheuchte seine Schäfchen hoch, damit sie weitergingen. »Alles aufstehen! Es wird Zeit, daß wir uns wieder auf den Weg machen.«

Onao, die die Häupter ihrer Lieben zählte, sagte: »Ein Mädchen scheint zu fehlen. Aber wer? Kichō? Oder vielleicht Sumizome? Nein, die sind beide dort drüben. Merkwürdig. Wer könnte es denn sein?«

Kojirō, dem nicht gerade daran gelegen war, eine Gruppe von Prostituierten als Reisebegleiterinnen zu haben, machte sich schnell auf den Weg. Ein paar Mädchen, welche die Verlorene suchen gegangen waren, kehrten zurück. Jinnai trat zu ihnen. »Aber, aber, Onao! Welche ist es denn nun?«

»Ah, jetzt weiß ich es. Das Mädchen hieß Akemi«, erwiderte sie zerknirscht, als wäre es ihre Schuld, daß eine fehlte. »Diejenige, die Ihr auf der Straße in Kiso aufgelesen habt.« »Sie muß irgendwo hier stecken.«

»Wir haben überall gesucht. Ich glaube, sie ist weggelaufen.« »Nun, ich hatte keine schriftliche Verpflichtung von ihr, und irgendein Leibgeld habe ich ihr auch nicht gegeben. Sie wollte mitkommen, und da sie gut aussah, so daß man sich ein Geschäft mit ihr versprechen konnte, habe ich sie mitreisen lassen. Jetzt hat sie mich zwar ein bißchen Reisegeld gekostet, aber das ist nichts, worüber man sich Sorgen machen müßte. Vergessen wir sie! Laßt uns aufbrechen!«

Er scheuchte seine Schar voran, da er unbedingt noch Hachiōji erreichen wollte, auch wenn das bedeutete, daß sie

noch nach Einbruch der Dunkelheit unterwegs waren. Wenn sie es heute noch bis dorthin schafften, durften sie hoffen, morgen in Edo zu sein.

Bald darauf tauchte Akemi wieder auf und schloß sich ihnen an. »Wo seid Ihr gewesen?« wollte die erboste Onao wissen. »Ihr könnt nicht einfach fortrennen, ohne zu sagen, wohin Ihr geht. Es sei denn, Ihr wollt uns verlassen.« Rechtschaffen empört fuhr die alte Frau fort, ihr zu erklären, daß sie alle sich Sorgen um sie gemacht hätten.

»Ihr versteht nicht«, sagte Akemi, der die Schelte nichts als Gekicher entlockte. »Da war ein Mann auf der Straße, den ich kannte, und ich wollte nicht, daß er mich sieht. Da habe ich mich im Bambus versteckt, ohne zu ahnen, daß es dort plötzlich steil in die Tiefe ging. Ich bin weit hinuntergerutscht.« Als Beweis wies sie ihren zerrissenen Kimono und den aufgeschürften Ellbogen vor. Obwohl sie wiederholt um Entschuldigung bat, ließ ihr Gesicht nicht das geringste Bedauern erkennen.

Inzwischen hatte Jinnai, der voranging, vom Vorgefallenen erfahren, und er ließ Akemi kommen. Streng sagte er: »Ihr heißt Akemi, nicht wahr? Akemi –schwer zu behalten. Wenn Ihr in diesem Gewerbe wirklich Erfolg haben wollt, müßt Ihr Euch schon einen besseren Namen suchen. Sagt, seid Ihr wirklich entschlossen, Euch uns anzuschließen?« »Braucht es Entschlußkraft, um eine Hure zu werden?« »Es ist kein Gewerbe, das man für einen Monat oder zwei ergreifen kann, um dann wieder Lebewohl zu sagen. Und wenn Ihr eines von meinen Mädchen werdet, müßt Ihr den Kunden auch bieten, was sie verlangen, ob es Euch gefällt oder nicht. Darüber solltet Ihr Euch wirklich im klaren sein.« »Was macht das schon! Die Männer haben mir mein Leben ohnehin zerstört.«

»Das ist aber nicht die richtige Einstellung. Ihr solltet es Euch wirklich sehr, sehr genau überlegen. Überlegt Ihr es Euch anders, ehe wir Edo erreichen, ist es in Ordnung. Ich werde

dann weder etwas für das Essen noch für die Unterkunft verlangen, obwohl mich das bis jetzt einiges gekostet hat.«

Am selben Tag setzte in Yakuoin im Bezirk Takao ein älterer Mann, der offenbar frei war vom Druck beruflicher Verpflichtungen, in aller Gemächlichkeit seine Reise fort. Er war zusammen mit einem Diener und einem etwa sechzehn Jahre alten Jungen am Abend zuvor eingetroffen und hatte hier übernachtet. Seit den Morgenstunden waren er und der Junge durch die Tempelbezirke gezogen. Jetzt nahte die Mittagsstunde. »Benutzt dies für Dachreparaturen oder wofür immer es notwendig ist«, sagte der Mann und überreichte den Priestern drei große Goldstücke. Der Oberpriester, der von der Spende sofort in Kenntnis gesetzt wurde, war so überwältigt von der Großherzigkeit dieses Mannes, daß er persönlich herbeieilte, um ihn zu begrüßen. »Vielleicht wollt Ihr Euren Namen zurücklassen«, sagte er.

Ein anderer Priester, der ihm sagte, dies sei bereits geschehen, zeigte ihm die Eintragung in das Tempelregister, die folgendermaßen lautete: »Daizō aus Narai, Kräuterhändler, wohnhaft am Fuß des Ontake.« Der Oberpriester entschuldigte sich für die minderwertige Qualität der im Tempel gereichten Kost, denn Daizō aus Narai war überall im Lande bekannt als jemand, der großzügig für Schreine und Tempel spendete. Er überreichte seine Gaben stets in Form von Goldmünzen; in einigen Fällen, hieß es, seien es mehrere Dutzend gewesen. Nur er selbst wußte, warum er das tat: um sich die Zeit zu vertreiben, um sich einen guten Ruf zu erwerben oder aus Frömmigkeit.

Der Oberpriester, der ihn gern länger als Gast gesehen hätte, bat ihn, sich die Tempelschätze anzusehen, ein Vorrecht, das nur wenigen zuteil wurde. »Ich werde eine Zeitlang in Edo bleiben«, sagte Daizō. »Ich komme, um sie mir ein andermal anzusehen.«

»Tut das, tut das! Aber laßt mich Euch zumindest bis ans

äußere Tor begleiten.« Dies ließ sich der Oberpriester nicht nehmen. »Habt Ihr vor, heute abend in Fuchū zu übernachten?« »Nein, in Hachiōji.« »Dann ist es ja kein weiter Weg.«

»Sagt mir, wer ist denn im Augenblick Herr von Hachiōji?« »Die Verwaltung liegt seit kurzem in den Händen von Okubo Nagayasu.« »Er war Magistrat von Nara, nicht wahr?«

»Ja, derselbe. Auch die Goldminen auf der Insel Sado stehen unter seiner Verwaltung. Er ist reich.« »Offenbar ein sehr fähiger Mann.«

Es war immer noch Tag, als sie die Berge erreichten und an der belebten Hauptstraße von Hachiōji standen, an der es dem Vernehmen nach nicht weniger als fünfundzwanzig Herbergen gab. »Nun, Jōtarō, wo wollen wir absteigen?«

Jōtarō, der wie ein Schatten nicht von Daizōs Seite gewichen war, machte deutlich, daß es ihm egal sei, wo – Hauptsache, es war kein Tempel. Daizō wählte die größte und eindrucksvollste Herberge, trat ein und verlangte ein Zimmer. Sein vornehmes Aussehen sowie die elegante Reisetruhe in Lackarbeit, die sein Diener auf dem Rücken schleppte, machten einen verwirrenden Eindruck auf den ersten Schreiber, der um ihn herumscharwenzelte und sagte: »Ihr steigt aber früh ab, mein Herr.« In den Herbergen an den Fernstraßen war man es gewohnt, daß erst um die Abendessenszeit oder noch später die Mehrzahl der Reisenden eintraf.

Daizō bekam einen großen Raum im ersten Stock, doch kurz nach Sonnenuntergang kamen der erste Schreiber und sogar der Wirt persönlich zu ihm.

»Es ist gewiß sehr unbequem für Euch«, begann der Wirt unterwürfig, »aber ganz plötzlich ist eine große Gruppe von Reisenden gekommen. Ich fürchte, es wird hier schrecklich laut werden. Wenn Ihr nichts dagegen habt, in einen Raum im zweiten Stock umzuziehen ...«

»Ach, dagegen habe ich überhaupt nichts«, sagte Daizō

gutmütig. »Freut mich, daß Euer Geschäft so gut geht.«

Daizō gab seinem Diener Sukeichi den Auftrag, sich um das Gepäck zu kümmern, und ging ein Stockwerk höher. Kaum hatte er den Raum verlassen, stürmten die Frauen vom »Sumiya« herein.

In der Herberge war nicht nur viel zu tun, es ging wirklich hoch her. Da viel Betrieb war, kamen die Diener nicht, wenn man sie rief. Das Abendessen wurde spät serviert, und nachdem man gegessen hatte, kam niemand, das Geschirr fortzutragen. Außerdem hörte man auf beiden Stockwerken ständiges Fußgetrappel und Gestampfe. Nur Daizōs Mitgefühl für die Lohndiener hielt ihn davon ab, zornig zu werden. Er sah über die Unordnung im Raum hinweg und streckte sich aus, um ein Nickerchen zu machen, wobei er seine Arme als Kissen benutzte. Doch bereits nach wenigen Minuten kam ihm ein Gedanke, und er rief nach Sukeichi.

Als sein Diener sich nicht blicken ließ, schlug Daizō die Augen auf, setzte sich hin und rief laut: »Jōtarō, komm her!« Doch auch der war verschwunden.

Daizō stand auf und trat auf die Veranda, die, wie er schnell sah, voller Leute war, welche die Augen nicht von den Prostituierten im ersten Stock ließen. Da er Jōtarō unter den Gaffern entdeckte, riß er ihn am Arm zurück und zerrte ihn in sein Zimmer. Mit zornigen Augen verlangte er zu wissen: »Wonach guckst du dir die Augen aus dem Kopf?« »Oh, da unten sind eine Menge Frauen.« »Ist das alles?« »Ja.«

»Und was ist daran so Besonderes?« Die Anwesenheit vieler Prostituerter im Haus störte Daizō nicht; was ihn ärgerte, war vielmehr das starke Interesse der Männer, sie anzusehen. »Ich weiß es nicht«, erklärte Jōtarō aufrichtig.

»Ich mache jetzt einen Spaziergang durch die Stadt«, sagte Daizō. »Du bleibst solange hier.«

»Kann ich nicht mitkommen?« »Nicht nachts.« »Warum

nicht?«

»Das hat mit meiner Religion zu tun.«

»Bekommt Ihr nicht tagsüber genug von Tempeln und Schreinen? Selbst Priester müssen in der Nacht schlafen.«

»Bei der Religion geht es um mehr als nur um Schreine und Tempel, junger Mann. Suche mir jetzt Sukeichi. Er hat den Schlüssel für meine Reisetruhe.«

»Er ist vor ein paar Minuten nach unten gegangen. Ich sah, wie er in den Raum mit den Frauen hineinspähte.«

»Er auch?« entfuhr es Daizō, und er schnalzte mit der Zunge. »Hol ihn mir, und zwar schnell!« Nachdem Jōtarō gegangen war, band sich Daizō den Obi neu.

Als die männlichen Gäste hörten, daß es sich bei den reisenden Frauen um Prostituierte aus Kyoto handelte, verschlangen sie diese mit Blicken. Sukeichi war von dem Anblick so hingerissen, daß er den Mund immer noch offenstehen hatte, als Jōtarō ihn entdeckte.

»Kommt, Ihr habt jetzt genug gesehen«, sagte der Junge und zog den Diener am Ärmel. »Euer Herr ruft nach Euch.« »Das ist nicht wahr!«

»Doch. Er sagte, er wolle einen Spaziergang machen. Er geht oft spazieren, nicht wahr?«

»Wie? Ach so, ja«, sagte Sukeichi und riß sich widerwillig von dem verheißungsvollen Anblick los.

Der Junge wollte ihm folgen, da hörte er eine Stimme: »Jōtarō? Du bist doch Jōtarō, oder?«

Die Stimme gehörte einer jungen Frau. Suchend blickte er sich um, da ihn die Hoffnung, seinen verlorenen Lehrer und Otsū zu finden, noch nicht verlassen hatte. Sollte er sie hier finden? Angestrengt spähte er durch die Zweige eines Ginkgostrauches.

Das Gesicht, das sich aus dem Laub schälte, kam ihm

bekannt vor. »Ach, nur Ihr seid es!«

Akemi versetzte ihm einen kräftigen Schlag auf den Rücken. »Du kleines Ungeheuer! Wie lange ist es her, daß ich dich gesehen habe! Was machst du denn hier?«

»Dasselbe könnte ich Euch auch fragen.« »Nun, ich ... Ach, das verstehst du ohnehin nicht.« »Reist Ihr mit diesen Frauen?«

»Ja, das tue ich. Aber ich habe mich noch nicht entschlossen.« »Habt Euch noch nicht entschlossen, was zu tun?«

»Ob ich eine von ihnen werden soll oder nicht«, erklärte sie seufzend. Nach einer langen Pause fragte sie: »Wie geht es denn Musashi?« Jōtarō spürte, daß sein Sensei das war, worum es ihr eigentlich ging. Wenn er ihr die Frage nur hätte beantworten können!

»Otsū und Musashi und ich ... wir wurden auf der Landstraße getrennt.« »Otsū? Wer ist das?« Kaum hatte sie es gesagt, fiel es ihr wieder ein. »Ach, ich weiß. Rennt sie denn immer noch hinter Musashi her?« Für Akemi war Musashi der flotte Shugyōsha geblieben, der er einst war, der wandernde Schwertschüler, der hinging, wo immer er wollte, im Wald lebte und auf dem nackten Fels schlief. Selbst wenn sie ihn irgendwo treffen könnte, er würde sofort durchschauen, was für ein liederliches Leben sie jetzt führte, und ihr aus dem Weg gehen. Sie hatte sich längst mit der Vorstellung abgefunden, daß ihre Liebe zu Musashi unerwidert bleiben würde.

Doch der Name einer anderen Frau weckte die Eifersucht in ihr und entfachte in der Asche ihrer Liebe neue Glut.

»Jōtarō«, sagte sie, »hier sind mir zu viele neugierige Augen. Laß uns irgendwohin gehen.«

Sie traten durch das Gartentor. Draußen auf der Straße konnten sich ihre Augen an den Lichtern von Hachiōji mit seinen fünfundzwanzig Herbergen ergötzen. Es war die lebhafteste Stadt, durch die sie gekommen waren, seit sie

Kyoto verlassen hatten. Die Atmosphäre in ihrer unmittelbaren Umgebung war erfüllt von Sakeduft. Hier klapperten die Weberschiffchen, dort hallte es wider von den Rufen der Ordnungshüter auf dem Markt und von den erregten Rufen der Spieler; dazwischen hörten sie Fetzen der kläglichen Melodien der Straßensänger.

»Matahachi hat oft von Otsū gesprochen«, log Akemi. »Was für ein Mensch ist sie?«

»Ein sehr guter Mensch«, erklärte Jōtarō nüchtern. »Sie ist lieb und sanft, rücksichtsvoll und hübsch. Ich mag sie wirklich gern.« Das Gefühl, das Akemi beschlich, wurde immer bedrückender, doch verbarg sie ihr wahres Gesicht hinter einem wohlwollenden Lächeln. »Ist sie wirklich so wunderbar?«

»Aber ja. Und was sie nicht alles kann! Sie singt, sie kann gut schreiben. Und außerdem spielt sie wunderschön auf der Flöte.«

Jetzt aber verlor Akemi langsam die Beherrschung. »Ich wüßte nicht, was eine Frau davon hat, wenn sie Flöte spielen kann.«

»Wenn Ihr es nicht wißt, habt Ihr eben keine Ahnung. Auf jeden Fall spricht alle Welt mit größter Hochachtung von Otsū, selbst Fürst Yagyū Sekishūsai. Eine Kleinigkeit allerdings gefällt mir nicht an ihr.«

»Jede Frau hat Fehler. Es ist nur die Frage, ob sie das offen zugibt, wie ich, oder ob sie versucht, ihre Fehler hinter einer damenhaften Haltung zu verbergen.«

»Das tut Otsū aber bestimmt nicht. Es ist ja auch nur eine Schwäche, die sie hat.«

»Und die wäre?«

»Daß sie dauernd in Tränen ausbricht. Sie ist eine richtige Heulsuse.« »Ach, wieso denn?« »Sie braucht an Musashi nur

zu denken, schon bricht sie in Tränen aus. Deshalb ist es nicht sehr lustig, um sie herum zu sein; ich mag das gar nicht.« Jōtarō sprach mit jugendlicher Unbekümmertheit und dachte nicht an die Folgen, die seine Worte vielleicht haben konnten.

Akemis Herz, ihr ganzer Leib brannte vor rasender Eifersucht. Das Feuer zeigte sich tief in ihren Augen, selbst an der Farbe ihrer Haut. Gleichwohl fuhr sie fort, Jōtarō auszufragen. »Sag mir, wie alt ist sie eigentlich?« »Ungefähr genauso alt.« »Du meinst, genauso alt wie ich?« »Hm. Nur sieht sie jünger und hübscher aus.«

Akemi war nicht mehr zu halten und sie versuchte alles, um Jōtarō gegen Otsū einzunehmen. »Musashi ist männlicher als die meisten Männer. Es muß ihm unangenehm sein, die Heulerei bei einer Frau dauernd mit ansehen zu müssen. Otsū bildet sich wahrscheinlich ein, mit Tränen die Zuneigung eines Mannes gewinnen zu können. Sie ist wie die Mädchen, die für das ›Sumiya‹ arbeiten.«

Das ärgerte Jōtarō, und so erwiderte er: »Das stimmt überhaupt nicht. Zunächst einmal mag Musashi Otsū sehr gern. Zeigen tut er seine Gefühle nie, aber er ist in sie verliebt.«

Akemis ohnehin schon gerötetes Gesicht wurde feuerrot. Am liebsten hätte sie sich in einen Fluß gestürzt, um die Flammen zu löschen, die sie verzehrten.

»Jōtarō, komm mit!« Sie zog ihn unter einen roten Lichtkreis in einer Seitenstraße.

»Das ist eine Schenke.« »Na, und?«

»In einer Schenke haben Frauen nichts zu suchen. Da könnt Ihr nicht hineingehen.«

»Ich habe plötzlich Lust, etwas zu trinken, und allein kann ich nicht hineingehen. Das wäre mir peinlich.« »Euch wäre etwas peinlich? Und was ist mit mir?« »Man kann hier auch essen. Du kannst haben, was du willst.« Sie trank eine Schale nach der anderen, und zwar so schnell, wie es nur möglich war.

Jōtarō, den die Menge erschreckte, versuchte, ihr Einhalt zu gebieten, doch sie schob ihn rücksichtslos beiseite.

»Still!« zischte sie. »Was für eine Plage du doch sein kannst! Bringt mehr Sake! Sake!«

Jōtarō schob sich vorsichtig zwischen sie und den Sakekrug und bettelte: »Ihr müßt aufhören. Ihr könnt unmöglich so weitertrinken.« »Um mich mach dir keine Gedanken«, erklärte sie mit schwerer Zunge. »Du bist ein Freund von Otsū, oder? Ich kann Frauen nicht ausstehen, die versuchen, Männer mit Tränen zu gewinnen.« »Und ich kann keine Frauen ausstehen, die sich betrinken.« »Tut mir leid, aber wie sollte ein Knirps wie du verstehen, warum ich trinke?«

»Kommt schon, bezahlt endlich!« »Glaubst du, ich habe Geld?« »Habt Ihr etwa keines?«

»Nein. Vielleicht kann der Wirt es sich vom ›Sumiya‹ holen. Ich habe mich ohnehin schon fast an Jinnai verkauft.« Ihre Augen schwammen in Tränen. »Es tut mir leid ... tut mir wirklich leid!«

»Habt Ihr Euch nicht gerade erst lustig darüber gemacht, daß Otsū weint? Nun seht Euch selbst an!«

»Das sind aber nicht die gleichen Tränen wie bei ihr. Ach, das Leben ist so schwer! Wenn ich doch nur tot wäre!«

Mit diesen Worten erhob sie sich und schlüpfte hinaus auf die Straße. Der Wirt, der öfter Kundinnen hatte wie sie, tat es lachend ab, doch ein Rōnin, der bis dahin still in einer Ecke gedöst hatte, öffnete die verschlafenen Augen und starrte ihr nach.

Jōtarō sprang hinter Akemi her und packte sie um die Hüfte, doch bekam er sie nicht richtig zu fassen.

»Halt!« rief er. »An so etwas dürft Ihr nicht einmal denken! Kommt zurück!«

Wiewohl es ihr offensichtlich gleichgültig war, ob sie in der

Dunkelheit gegen etwas stieß oder in einen Sumpf fiel, die beschwörenden Bitten, die Jōtarō ausstieß, hörte sie sehr wohl. Als sie damals in Sumiyoshi ins Meer hinausgelaufen war, hatte sie sich wirklich umbringen wollen, doch inzwischen war sie längst nicht mehr so arglos. Es tat ihr sogar in gewisser Weise wohl, daß Jōtarō sich solche Sorgen um sie machte und hinter ihr herlief. »Paßt auf!« rief er, als er sah, daß sie geradewegs auf das schlammige Wasser des Burggrabens zulief. »Bleibt stehen! Warum wollt Ihr sterben? Das ist doch heller Wahnsinn!«

Wieder faßte er sie um die Hüfte, und sie stieß einen Klagelaut aus. »Warum sollte ich nicht sterben? Du hältst mich für böse – wie Musashi. Alle tun sie das. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als zu sterben und Musashi dabei im Herzen zu tragen. Nie werde ich zulassen, daß eine Frau wie Otsū ihn mir wegnimmt. Du brauchst mich jetzt nur in den Burggraben zu stoßen. Tu's schon, Jōtarō, tu's!« Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach schluchzend in Tränen aus. Das wiederum verschreckte Jōtarō. Auch er war nahe daran zu weinen.

»Kommt schon, Akemi! Laßt uns zurückgehen!«

»Ach, wie ich mich danach sehne, ihn zu sehen. Suche ihn für mich, Jōtarō! Bitte, suche Musashi!«

»Bleibt ruhig stehen! Nicht bewegen! Es ist gefährlich.«
»Ach, Musashi!« »Paßt auf!«

In diesem Augenblick tauchte der Rōnin aus der Schenke aus dem Dunkel auf. »Geh schon, Junge!« befahl er. »Ich bringe sie zurück in die Herberge.« Er schob die Hände unter Jōtarōs Arme, hob ihn hoch und stellte ihn beiseite.

Er war ein großer Kerl, vier- oder fünfunddreißig Jahre alt, mit tiefliegenden Augen und einem struppigen Bart. Eine gräßliche Narbe, die zweifellos von einem Schwerthieb herrührte, lief von seinem rechten Ohr bis zum Kinn. Sie sah

aus wie der gezackte Reiß, der entsteht, wenn ein Pfirsich aufplatzt. Jōtarō mußte hart schlucken, um seine Angst zu überwinden, und verlegte sich aufs Beschwatzen: »Kommt doch mit mir, Akemi! Bitte! Dann kommt alles wieder in Ordnung.«

»Hör zu«, sagte der Mann, »sie ist eingeschlafen. Hau ab! Ich bringe sie später heim!« »Nein, laßt sie los!«

Als der Junge nicht weichen wollte, streckte der Rōnin langsam den Arm aus und packte ihn beim Kragen.

»Loslassen!« schrie Jōtarō und wehrte sich nach Kräften. »Du kleiner Scheißer! Du willst wohl im Burggraben landen?« »Untersteht Euch!« Jōtarō wand sich frei und griff nach seinem Holzsword. Er schwang es gegen den Rōnin, doch plötzlich wirbelte der Körper des Jungen um die eigene Achse, und er landete neben der Straße auf den Felsen. Er stieß einen wimmernden Laut aus und blieb dann still liegen. Jōtarō mußte einige Zeit bewußtlos gewesen sein, ehe er Stimmen wahrnahm. »Wach auf!« »Was ist geschehen?«

Er schlug die Augen auf und erkannte verschwommen eine kleine Schar von Menschen, die ihn umstanden. »Bist du wach?«

»Ist auch alles in Ordnung mit dir?«

Die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde, machte ihn verlegen. Er nahm sein Holzsword und versuchte fortzugehen, aber da packte ihn der erste Schreiber aus der Herberge am Arm. »Warte einen Augenblick!« rief er laut. »Was ist mit der Frau geschehen, mit der du zusammen warst?« Als er sich umblickte, merkte Jōtarō, daß auch die anderen aus der Herberge waren, Gäste wie Angestellte. Einige Männer trugen Knüppel, andere runde Papierlaternen.

»Ein Mann erzählte uns, dich habe man angegriffen, und ein Rōnin habe die Frau weggeschleppt. Weißt du, in welche Richtung?« Jōtarō, der immer noch benommen war, schüttelte

den Kopf. »Das ist unmöglich. Du mußt doch eine Ahnung haben, wohin sie sind.« Jōtarō zeigte in die erste Richtung, die ihm einfiel. »Jetzt erinnere ich mich, in diese Richtung.« Er zögerte zu sagen, was wirklich geschehen war, denn er fürchtete, von Daizō gescholten zu werden, weil er sich auf so etwas eingelassen hatte. Zugleich aber hatte er auch Angst, vor all den Leuten zuzugeben, daß der Rōnin ihn durch die Luft geschleudert hatte. Trotz seiner nicht gerade überzeugenden Antwort liefen die Menschen davon, und es dauerte nicht lange, da hörte man einen Ruf: »Hier ist sie. Hier drüben.«

Die Laternen bildeten einen Kreis um Akemi, die völlig zerzaust und halb entkleidet liegen geblieben war, wo sie der Rōnin zurückgelassen hatte: auf einem Heuhaufen im Stall eines Bauern. Durch das Klappern der vielen Getas wieder in die Wirklichkeit zurückgebracht, raffte sie sich in die Höhe. Ihr Kimono klaffte vorn weit auf, ihr Obi lag auf dem Boden. Heu hing in ihrem Haar und an ihrer Kleidung. »Was ist geschehen?«

Jedem lag die Feststellung: Man hat ihr Gewalt angetan, auf der Zunge, und doch wagte keiner, es auszusprechen. Auch kam es keinem in den Sinn, den Übeltäter zu verfolgen. Was Akemi auch widerfahren war, alle hatten das Gefühl, sie habe es sich selbst zuzuschreiben.

»Kommt, gehen wir zurück«, sagte einer der Männer und nahm sie bei der Hand.

Hastig entzog Akemi sie ihm. Sie drückte das Gesicht gegen die Wand und brach bitterlich in Tränen aus. »Sie scheint betrunken zu sein.« »Wieso denn das?«

Jōtarō hatte die Szene nur noch aus der Ferne beobachtet. Was mit Akemi geschehen war, blieb ihm zwar in den Einzelheiten unklar, doch irgendwie erinnerte es ihn an ein Erlebnis, das mit ihr nichts zu tun hatte. Das angenehme Gefühl, welches es bedeutet hatte, im Lehen KoYagyū mit

Kocha im Futterschuppen gelegen zu haben, stieg wieder in ihm hoch, und gleichzeitig die merkwürdig erregende Angst vor Schritten, die sich näherten. Doch der Kitzel verflieg rasch. Es ist besser, ich gehe rasch heim, sagte er sich. Während er die Schritte beschleunigte, kehrten seine Gedanken von ihrem Ausflug ins Unbekannte zurück. Übermütig stimmte er ein Lied an:

*Alter Bronze-Buddha mitten im Feld,
Hast du ein sechzehnjähriges Mädchen gesehen l
Kennst du kein Mädchen, das sich verlaufen hat?
Fragt man dich, sagst du: »Kling«.
Schlägt man dich, sagst du: »Bong«.*

Eine Grille im Gras

Jōtarō trabte rasch dahin und achtete kaum auf die Straße. Plötzlich blieb er stehen, sah sich um und fragte sich, ob er sich wohl verlaufen habe. Ich kann mich nicht erinnern, hier schon mal vorbeigekommen zu sein, dachte er beunruhigt.

Samuraihäuser standen am Rand einer verfallenen Festungsanlage. Ein Teil der Gebäude war wieder aufgebaut worden und diente als Residenz des kürzlich ernannten Stadtverwalters, Okubo Nagayasu, doch der Rest des Geländes erhob sich wie eine natürliche Kuppe und war mit Bäumen und Sträuchern bewachsen. Die alten Steinwälle zerbröckelten, und die Reste der Befestigungsanlagen nahmen sich primitiv aus im Vergleich zu den großen Burgen, die in den vergangenen vierzig bis fünfzig Jahren entstanden waren. Es gab weder einen Burggraben noch eine Brücke und nichts, was man eigentlich als Burgmauer hätte bezeichnen können. Wahrscheinlich hatte die Festung einem der kleineren Feudalherren der Gegend gehört, ehe die Daimyō nach dem

großen Bürgerkrieg dazu übergegangen waren, ihren Landbesitz zu Lehnsfürstentümern zu erweitern.

Auf der einen Seite der Straße dehnten sich Reisfelder und Sumpfland aus, die andere war mit Mauern gesäumt, hinter denen sich ein Felsen erhob, auf dem früher die Festung gestanden haben mußte.

Während Jōtarō versuchte, sich zurechtzufinden, ließ er den Blick über den Felsen schweifen. Er sah, daß sich dort etwas bewegte, innehielt und wieder bewegte. Zuerst dachte er an ein Tier, doch bald stellte sich heraus, daß die sich verstohlen bewegende Gestalt ein Mensch war. Jōtarō blieb stehen. Der Mann ließ ein Seil vom Felsen herunter, das oben mit einem Haken befestigt war. Nachdem er am Seil hinuntergeklüffert war und mit den Füßen Halt gefunden hatte, schüttelte er das Seil, so daß der Haken oben sich löste, und der Mann wiederholte den Vorgang. Unten angekommen, verschwand er in einem Gestrüpp. Jōtarōs Neugier war geweckt.

Ein paar Minuten später sah er den Mann die niedrigen Wälle entlanggehen, welche die Reisfelder voneinander trennten. Jōtarō erkannte einen Sack auf dem Rücken des Mannes. So eine Zeitverschwendung! Nur ein Bauer, der Feuerholz stehlen gegangen ist. Der Mann muß verrückt sein, dachte Jōtarō, für nichts weiter als ein bißchen Holz die gefährliche Felswand herunterzuklettern. Er war enttäuscht; sein Geheimnis war zu etwas unsäglich Langweiligem geworden. Doch dann erlebte er eine Überraschung. Als der Mann die Straße entlang an dem Baum vorüberkam, hinter dem Jōtarō sich versteckt hielt, mußte der Junge an sich halten, um nicht plötzlich schwer zu atmen. Er war sicher, daß die dunkle Gestalt Daizō war. »Das kann doch nicht sein«, sagte er leise vor sich hin. Der Mann hatte sich ein schwarzes Tuch vors Gesicht gebunden und trug die Hosen eines Bauern, Beinlinge und Strohsandalen.

Die geheimnisvolle Gestalt bog in einen Pfad ein, der um

einen Hügel herumführte. Jemand, der solch kräftige Schultern hatte und so federnd ausschritt, konnte nicht über fünfzig sein wie Daizō. Nachdem er sich dazu durchgerungen hatte, sich wohl geirrt zu haben, folgte Jōtarō dem Mann. Er mußte zurück zur Herberge, und vielleicht half der geheimnisvolle Fremde ihm unwissentlich, dorthin zurückzufinden.

Als der Mann an einen Wegweiser kam, setzte er seine Last, die sehr schwer zu sein schien, ab. Während er sich vorbeugte, um die Schriftzeichen auf dem Wegweiser zu entziffern, wurde Jōtarō erneut stutzig, denn wieder kam ihm etwas bekannt vor an dem Mann.

Während der Fremde den Hügel hinaufstieg, untersuchte Jōtarō den Wegweiser, auf dem die Worte eingegraben standen: »Zur Fichte auf der Schädelstätte«. Hier hatten früher die Bewohner der Gegend die abgeschlagenen Köpfe der Verbrecher und gefallenen Krieger begraben. Die Zweige einer gewaltigen Fichte hoben sich deutlich vom Nachthimmel ab. Als Jōtarō den Hügel hinaufkam, hatte der Mann sich auf den Wurzeln des Baumes niedergelassen und rauchte eine Pfeife.

Es war Daizō! Jetzt war jeder Zweifel ausgeschlossen. Ein Bauer würde nie Tabak mit sich herumtragen. Einige hatten gewiß Tabak im Garten angebaut, aber in so begrenztem Rahmen, daß er immer noch sehr teuer war. Selbst in wohlhabenden Gegenden galt Tabak als Luxus. Und oben in Sendai fühlte der Schreiber von Fürst Date sich, wenn sein Herr rauchte, bemüßigt, selbiges in sein Tagebuch einzutragen: »Vormittags: drei Pfeifen; nachmittags: vier Pfeifen; vor dem Schlafengehen: eine Pfeife.«

Aber abgesehen von den Kosten, stellten die meisten Leute, welche die Gelegenheit hatten, Tabak zu probieren, fest, daß er sie schwindlig machte oder ihnen sogar Übelkeit bereitete. Tabak war zwar seines Geschmacks wegen geschätzt, galt aber allgemein als Rauschmittel.

Jōtarō wußte, daß es nur wenige Raucher gab; er wußte aber auch, daß Daizō einer von ihnen war, denn er hatte den Kräuterhändler häufig genug an einer schön gearbeiteten Pfeife aus Porzellan ziehen sehen. »Was mag er nur vorhaben?« dachte Jōtarō ungeduldig. Da er sich mittlerweile an die Aufregung gewöhnt hatte, kroch er ein wenig näher heran. Daizō hatte seine Pfeife zu Ende geraucht. Er stand auf, faltete das schwarze Tuch zusammen und verstaute es in seinem Obi. Dann ging er langsam rund um die Fichte. Ehe Jōtarō wußte, wie es geschah, hielt er eine Schaufel in der Hand. Woher mochte er die haben? Er lehnte sich auf die Schaufel, spähte kurz ins Dunkel und konzentrierte sich offensichtlich auf eine bestimmte Stelle.

Allem Anschein nach zufrieden, rollte Daizō einen Felsen nördlich des Stammes beiseite und grub kräftig, wobei er weder nach links noch nach rechts schaute. Jōtarō sah, wie das Loch immer größer wurde, bis es schließlich so tief war, daß man fast darin stehen konnte. Dann hörte Daizō auf zu graben und wischte sich mit dem schwarzen Tuch den Schweiß vom Gesicht. Jōtarō stand mucksmäuschenstill da, er war völlig verwirrt. »Jetzt reicht es wohl«, murmelte der Kräuterhändler leise und hörte auf, den weichen Boden am Grund der Grube festzutreten. Er schwang sich hoch, schleifte den schweren Sack an den Rand des Loches und nestelte den Hanfstrick los, mit dem er zugeschnürt war. Zuerst dachte Jōtarō, der Sack bestehe aus Leinwand, doch jetzt konnte er erkennen, daß es sich um einen schweren Ledermantel handelte, wie ihn Heerführer über ihrem Panzer trugen. Darunter kam ein zweiter Sack zum Vorschein, der tatsächlich aus Leinwand war. Als dieser aufging, wurde ein unglaublicher Haufen Gold sichtbar: halbrunde Barren, wie sie entstehen, wenn man das geschmolzene Metall in gespaltene Bambusabschnitte fließen läßt.

Doch das war noch nicht alles. Daizō lockerte seinen Obi

und holte mehrere Dutzend großer, frischgeschlagener Goldmünzen heraus, die er in der Bauchbinde, im Rückenfutter seines Kimonos und in anderen Kleidungsstücken verborgen hatte. Nachdem er die Münzen feinsäuberlich oben auf die Barren gelegt und die beiden Umhüllungen wieder gut verschnürt hatte, ließ er das Bündel in die Grube fallen, als wäre es ein Hundekadaver. Dann schaufelte er die Erde wieder ins Loch, trat sie fest und rollte den Felsen obendrauf. Zum Schluß verstreute er noch trockenes Gras und dürre Zweige um den Felsen herum.

Jetzt erst verwandelte er sich zurück in den wohlbekannten Daizō aus Narai, den wohlhabenden Kräuterhändler. Das Bauerngewand, das er um die Schaufel wickelte, kam in ein Dickicht, in dem wohl kein Vorüberkommender danach suchen würde. Er zog seinen Reisemantel an und hängte sich den Geldbeutel um den Hals wie ein Wanderpriester. Als er in die Strohsandalen schlüpfte, brummte er zufrieden: »Ein schönes Stück Arbeit heute nacht.« Als Daizō außer Hörweite war, tauchte Jōtarō aus seinem Versteck auf und schlich zu dem Felsen. Obwohl er die Stelle genau untersuchte, konnte er kaum eine Spur von dem entdecken, was er gerade mit angesehen hatte. Er starrte auf den Boden wie auf den leeren Handteller eines Zauberkünstlers.

Ich mache mich jetzt besser auf den Weg, dachte er plötzlich. Wenn ich bei seiner Rückkehr in die Herberge nicht da bin, wird er mißtrauisch. Da er nun die Lichter der Stadt unter sich sah, hatte er keine Schwierigkeiten mehr, den Weg zu finden. Er lief wie der Wind und hielt sich an Nebenstraßen, um Daizō aus dem Weg zu gehen. Als könnte er kein Wässerchen trüben, stieg er in der Herberge die Treppe hinauf. Er hatte Glück. Sukeichi lag, an die Reisetruhe gelehnt, da: allein und tief schlafend. Ein Faden Speichel lief ihm aus dem Mund.

»He, Sukeichi! Ihr werdet Euch noch eine Erkältung holen!«

Jōtarō schüttelte den Diener, um ihn zu wecken.

»Ach, du bist es, ja?« Sukeichi rieb sich die Augen. »Was hast du denn so spät noch draußen gemacht, ohne es dem Herrn zu sagen?«

»Bist du nicht ganz bei Trost? Ich bin schon seit Stunden hier. Hättest du nicht geschlafen, wüßtest du das.«

»Versuche nicht, mich zum Narren zu halten. Ich weiß, daß du mit der Frau aus dem ›Sumiya‹ ausgegangen bist. Wenn du schon jetzt hinter den Huren herrennst, was soll erst werden, wenn du erwachsen bist?«

Just in diesem Augenblick schob Daizō das Shōji auf.

»Ich bin wieder da«, war alles, was er sagte.

Sie mußten rechtzeitig aufbrechen, wenn sie vor Einbrechen der Dunkelheit Edo erreichen wollten. Jinnai hatte es geschafft, daß seine Schutzbefohlenen, unter denen sich auch wieder Akemi befand, schon ein ganzes Stück vor Sonnenaufgang wieder auf der Straße waren. Daizō, Sukeichi und Jōtarō hingegen frühstückten ausgiebig und brachen erst auf, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Daizō ging wie gewöhnlich voran, doch Jōtarō hielt sich hinter ihm und ging neben Sukeichi, was ungewöhnlich war.

Schließlich blieb Daizō stehen und fragte: »Was hast du denn heute morgen?«

»Wie bitte?« Jōtarō tat sein Bestes, um den Ahnungslosen zu spielen. »Stimmt irgend etwas nicht?« »Nein, es ist alles in Ordnung. Warum fragt Ihr?« »Du machst ein so verdrießliches Gesicht. Das paßt gar nicht zu dir.« »Ich habe nichts, Herr. Ich habe nur nachgedacht. Wenn ich bei Euch bleibe, weiß ich nicht, ob ich meinen Lehrer jemals finden werde. Ich würde gern allein nach ihm suchen, wenn Ihr nichts dagegen habt.«

Ohne auch nur einen halben Atemzug lang zu zögern, erklärte Daizō: »Das habe ich aber.«

Jōtarō hatte inzwischen Schritt mit ihm gefaßt und ihn am Arm gepackt. Doch jetzt ließ er los und fragte unsicher: »Warum nicht?« »Legen wir mal eine Pause ein«, sagte Daizō und ließ sich im Gras nieder. Nachdem er saß, gab er Sukeichi durch eine Handbewegung zu verstehen, er solle vorangehen.

»Aber ich muß meinen Sensei finden, so schnell wie möglich«, bettelte Jōtarō.

»Ich habe dir gesagt, du wirst nicht allein losziehen.« Mit strenger Miene hob Daizō seine Porzellanpfeife an die Lippen und nahm einen Zug. »Von heute an bist du mein Sohn.« Das klang ernst. Jōtarō schluckte hart, doch dann lachte Daizō, und der Junge, der annahm, das Ganze sei ein Scherz, sagte: »Das könnte ich nicht. Ich möchte nicht Euer Sohn sein.« »Was?«

»Ihr seid Kaufmann, ich aber möchte Samurai werden.« »Du wirst schon noch feststellen, daß Daizō aus Narai nicht irgendein Bürger ohne Ehre und ohne Herkunft ist. Werde mein Adoptivsohn, und ich werde einen richtigen Samurai aus dir machen.«

Voller Schrecken ging Jōtarō auf, daß Daizō es ernst meinte mit dem, was er sagte. »Dürfte ich fragen, wieso Ihr so plötzlich auf diesen Plan kommt?« fragte der Junge.

Im Handumdrehen hatte Daizō ihn gepackt, um ihn an sich zu drücken. Dann legte er dem Jungen den Mund ans Ohr und flüsterte: »Du hast mich gesehen, nicht wahr, du kleiner Schelm?« »Euch gesehen?«

»Ja. Du hast mich beobachtet, oder nicht?« »Ich weiß nicht, wovon Ihr redet. Wieso beobachtet?« »Bei dem, was ich heute nacht getan habe.« Jōtarō bemühte sich, die Ruhe zu bewahren. »Warum hast du das getan?«

Der Junge war drauf und dran, alle Waffen zu strecken. »Warum hast du deine Nase in meine geheimsten Angelegenheiten gesteckt?«

»Es tut mir leid!« entfuhr es Jōtarō. »Es tut mir wirklich leid.

Ich werde keinem Menschen etwas sagen.«

»Sprich nicht so laut! Ich werde dich nicht bestrafen, aber als Gegenleistung will ich, daß du mein Adoptivsohn wirst. Weigerst du dich, bleibt mir nichts anderes übrig, als dich unschädlich zu machen. Zwing mich also nicht dazu. Ich finde, du bist ein lieber Junge, einer, den man sehr gern haben kann.« Zum erstenmal in seinem Leben spürte Jōtarō wirklich so etwas wie Todesangst. »Es tut mir leid«, wiederholte er inbrünstig. »Bringt mich nicht um! Ich will nicht sterben.« Wie eine gefangene Feldlerche wand er sich in Daizōs Arm, dabei fürchtete er, daß, wenn er sich wirklich wehrte, der Tod die Hand nach ihm ausstrecken würde.

Obwohl der Junge das Gefühl hatte, in einem Schraubstock zu sitzen, hielt Daizō ihn nicht besonders fest. Ja, als er ihn auf seinen Schoß zog, hatte die Art, wie er ihn anfaßte, fast etwas Zärtliches. »Dann wirst du also mein Sohn, ja?« Sein Stoppelkinn kratzte Jōtarōs Wange.

Wiewohl er nicht mit Bestimmtheit hätte sagen können, was es war, Jōtarō war vom Geruch des erwachsenen Mannes gefesselt. Er fühlte sich auf Daizōs Knie wie ein kleines Kind, unfähig, sich zu wehren, außerstande, auch nur ein Wort zu sagen.

»Es liegt an dir. Willst du, daß ich dich adoptiere, oder willst du lieber sterben? Komm, antworte mir!«

Laut klagend brach der Junge in Tränen aus. Mit schmutzigen Fingern rieb er sich die Augen, bis das Gesicht völlig verschmiert war.

»Warum weinst du? Du kannst von Glück sagen, daß sich dir eine solche Gelegenheit bietet. Ich verbürge mich dafür, du wirst einmal ein großer Samurai werden.« »Aber ...« »Was ist denn?« »Ihr seid ... Ihr seid ...« »Ja?«

»Ich kann es nicht sagen.«

»Raus mit der Sprache! Ein Mann sollte seine Gedanken

einfach und klar ausdrücken können.«

»Ihr seid ... nun ja, Euer Beruf ist doch das Stehlen.«

Wären da nicht Daizōs Hände gewesen, die ihn locker hielten, Jōtarō wäre wie eine Gazelle davongesprungen. Aber der Schoß des Mannes glich einer tiefen Grube, in der Jōtarō gefangen war.

»Ha, ha!« Daizō lachte unterdrückt und gab ihm spielerisch einen Klaps auf den Rücken. »Ist das alles, was dich quält?«
»J-j-a-a.«

Die mächtigen Schultern bebten vor Lachen. »Vielleicht bin ich jemand, der sich das ganze Land unter den Nagel reißt, aber ein gewöhnlicher Einbrecher oder Strauchdieb bin ich bestimmt nicht. Sieh dir Ieyasu oder Hideyoshi an, oder Nobunaga – das sind alles Krieger, die sich des ganzen Reichs bemächtigt haben oder es zumindest versucht haben, nicht wahr? Bleib einfach bei mir, und eines Tages wirst du alles begreifen.« »Dann seid Ihr also kein Dieb?«

»Mit einem so uneinträglichen Geschäft würde ich mich gar nicht erst abgeben.« Er hob den Jungen von seinen Knien und sagte: »Nun höre auf zu heulen! Machen wir, daß wir weiterkommen! Von jetzt an bist du mein Sohn. Ich werde dir ein guter Vater sein. Deine einzige Verpflichtung besteht darin, nie einer Menschenseele zu verraten, was du heute nacht gesehen hast. Wenn du das tust, drehe ich dir den Hals um.« Jōtarō glaubte ihm.

Die Pioniere von Edo

An dem Tag gegen Ende des fünften Monats, an dem Osugi in Edo eintraf, herrschte jene drückende Schwüle, die eintritt, wenn in der Regenzeit der Regen ausbleibt. In den beiden Monaten, seit sie Kyoto verlassen hatte, war sie in

gemächlichem Tempo gereist und hatte sich viel Zeit genommen, ihren geschundenen Körper zu pflegen und Schreine und Tempel zu besuchen. Der erste Eindruck, den sie von der Hauptstadt des Shōguns gewann, erregte ihr Mißfallen. Warum Häuser in solchen Sümpfen bauen? dachte sie verächtlich. Man hat ja noch nicht einmal Schilf und Unkraut entfernt. Die unzeitgemäße Dürre hatte ein Leichentuch aus Staub über die Takanawa-Landstraße mit ihren neugepflanzten Bäumen und den erst vor kurzem aufgestellten Meilensteinen gebreitet. Die Strecke von Shiojiri nach Nihombashi war verstopft mit Ochsenkarren, die Steine und Bauholz transportierten. In ungeheurer Eile wurden überall neue Häuser errichtet. »Bei allen Heiligen ...« Wütend schaute Osugi zu einem halbfertigen Haus hinauf. Ein feuchter Lehmbatzen war einem Maurer von der Kelle gerutscht und zufällig auf ihrem Kimono gelandet. Die Arbeiter brachen in Gelächter aus.

»Wie könnt ihr es wagen, Leute mit Dreck zu bewerfen und euch dann hinzustellen und darüber zu lachen? Ihr solltet auf den Knien liegen und euch entschuldigen!«

Daheim in Miyamoto hätten ein paar scharfe Worte genügt, um ihre Landarbeiter buckeln zu lassen. Diese Männer hingegen, abgestumpft im Strom der Neuankömmlinge aus dem ganzen Reich, sahen kaum von ihrer Arbeit auf.

»Was zetert die Alte da?« fragte ein Arbeiter. Erbst rief Osugi: »Wer hat das gesagt? Sofort kommt Ihr runter!« Je mehr sie sich ereiferte, desto lauter lachten sie. Zuschauer sammelten sich und fragten einander, warum die alte Frau nicht ihrem Alter gemäß dem Gelächter würdevoll ein Ende setzte.

Osugi stürmte ins Haus, packte das Ende des Brettes, auf dem die Maurer standen, und stieß es mit einem Ruck von den Böcken herunter. Die Männer fielen mitsamt den Eimern voll nassen Lehms unter großem Getöse zu Boden.

»Verdammte alte Hexe!« Die Maurer sprangen auf und

umringten sie drohend.

Osugi wich nicht von der Stelle. »Kommt mit nach draußen!« befahl sie grimmig und legte die Hand an ihr Kurzschwert.

Nun kamen den Arbeitern Bedenken. Ihrem Benehmen nach zu urteilen, entstammte sie einer Samurai-Familie. Wenn sie sich nicht vorsahen, konnten sie in Teufels Küche geraten. Sie lenkten kleinlaut ein. Als Osugi das erkannte, erklärte sie großspurig: »Ich werde mir fürderhin von Euresgleichen keine Unverschämtheiten bieten lassen.« Mit einem Ausdruck der Genugtuung ging sie hinaus und schritt stolz die Straße entlang. Die neugierigen Zuschauer starrten ihrem kerzengeraden Rücken nach. Kaum hatte sie eine kleine Wegstrecke zurückgelegt, da lief ein Lehrjunge ihr hinterher, die lehmverschmierten Füße mit Spänen und Sägemehl übersät. In der Hand schwenkte er einen Eimer voll mit dreckigem Lehmbrei. Mit dem Ruf: »Wie gefällt Euch das, alte Hexe?« ließ er den Schlamm auf ihren Rücken klatschen.

»Uuuuiiii!« Das Aufheulen zeugte von Osugis Lungenkraft, doch ehe sie sich umdrehen konnte, war der Lehrjunge bereits verschwunden. Als sie das Ausmaß ihrer Schmach begriff, setzte sie eine finstere Miene auf, und Tränen der Wut stiegen ihr in die Augen. Ringsum herrschte allgemeine Belustigung.

»Worüber lacht Ihr Einfaltspinsel?« fauchte Osugi und bleckte die Zähne. »Was ist so komisch daran, wenn eine alte Frau mit Dreck beworfen wird? Ist das die Art, wie Ihr hier in Edo alte Leute willkommen heißt? Ihr seid ja nicht mal Menschen! Vergeßt nicht, eines Tages werdet auch Ihr alt!« Ihr Gezeter lockte noch mehr Neugierige an.

»Edo – daß ich nicht lache!« schnaubte sie. »Wenn man Euch so reden hört, meint man, Edo sei die größte Stadt im ganzen Reich. Und was ist es wirklich? Ein Dreckloch, wo Ihr Hügel einebnet und Sumpflöcher ausfüllt, Gräben aushebt und

Sand vom Strand aufhäuft. Es wimmelt hier nur so von Abschaum und Gesindel, wie es sich in Kyoto, ja im ganzen Westen niemals blicken ließe.« Nachdem sie ihrem Herzen Luft gemacht hatte, wandte sie der kichernden Menge den Rücken zu und ging rasch ihres Weges. Tatsächlich war das Auffälligste an der ganzen Stadt ihr neuheitlicher, unfertiger Charakter. Holz und Lehmverputz der Häuser leuchteten frisch, viele Bauplätze waren erst zur Hälfte aufgeschüttet, und Ochsenmist und Pferdeäpfel beleidigten Auge und Nase.

Vor nicht langer Zeit war die Straße nichts weiter als ein Trampelpfad zwischen Reisfeldern gewesen, der die Dörfer Hibiya und Chiyoda miteinander verband. Hätte Osugi die Stadt allerdings weiter westlich betreten, in der Nähe der Burg von Edo, dann wäre sie auf ein älteres und würdigeres Viertel gestoßen, in dem die Daimyō und Vasallen des Shōguns schon bald nach der Besetzung Edos durch Tokugawa Ieyasu im Jahre fünfzehnhundertneunzig begonnen hatten, prunkvolle Landhäuser zu bauen.

Von dem, was Osugi zu sehen bekam, gefiel ihr allerdings gar nichts. Sie fühlte sich uralte. Jeder, dem sie begegnete – Ladenbesitzer, Beamte zu Pferde, Samurai, die mit Stroh Hüten auf dem Kopf einherstolzten – alle waren sie jung. Zur Jugend gehörten auch die Arbeiter und Handwerker, die Verkäufer, Soldaten, ja sogar die Heerführer.

Die Front eines Hauses, an der noch gearbeitet wurde, schmückte ein auffälliges Schild, unter dem eine stark gepuderte Frau auf Kunden wartete und sich die Augenbrauen färbte. In einem anderen halbfertigen Haus wurde Sake ausgeschenkt, in einem dritten breiteten Händler Tuche und Seidenwaren zum Verkauf aus, woanders bot man getrocknete Fische feil. Ein Apotheker hängte ein Schild auf, das für seine Heilmittel warb.

»Wenn ich nicht jemand suchen müßte«, murmelte Osugi säuerlich, »dann würde ich nicht eine Nacht in diesem

Drecknest verbringen.« An einem Erdhaufen, der die Straße versperrte, blieb sie stehen und sah sich um. Am Fuß der Brücke, die den noch trockenen Burggraben überspannte, erblickte sie einen Verschlag. Seine Wände bestanden aus Schilfmatten, die von Bambusstreifen zusammengehalten wurden, und eine Fahne verkündete, daß es sich um ein öffentliches Badehaus handelte. Osugi bezahlte eine Kupfermünze und trat ein, um ihren Kimono auszuwaschen. Nachdem sie diesen so gut es ging gereinigt hatte, borgte sie sich eine Trockenstange und hängte den Kimono neben dem Verschlag auf. In Unterkleidung, einen Badeumhang um die Schultern geschlungen, hockte sie sich in den Schatten des Badehauses und schaute geistesabwesend auf die Straße. Auf der anderen Seite standen ein Dutzend Männer im Kreis und feilschten so laut, daß Osugi hören konnte, um was es ging.

»Wieviel Quadratfuß groß soll es sein? Ich würde es nehmen, wenn der Preis nicht zu hoch ist.«

»Insgesamt sind es zwei Drittel Morgen.« Als er den Preis nannte, schnappte Osugi nach Luft. »Darunter kann ich nicht gehen«, fuhr der Mann fort. »Beim besten Willen nicht.« »Das ist zuviel. Das müßt Ihr doch einsehen.«

»Keineswegs. Es kostet viel Geld, Land aufzuschütten. Und vergeßt nicht, daß Grund und Boden knapp werden in dieser Gegend.« »Ach, das kann doch nicht sein. Es wird doch überall aufgeschüttet.« »Die Parzellen sind aber schon verkauft. Die Leute reißen sich darum, egal, ob es Sumpfland ist oder nicht. Ihr werdet keine dreihundert Quadratfuß zusammenhängenden Geländes finden, die noch zum Verkauf stehen. Nur wenn Ihr weiter drüben am Sumida-Fluß sucht, findet Ihr vielleicht noch etwas Billigeres.«

»Garantiert Ihr mir, daß es wirklich zwei Drittel Morgen sind?« »Ihr braucht Euch nicht auf mein Wort zu verlassen. Nehmt ein Seil und meßt selbst nach.«

Osugi konnte es nicht fassen. Die hier für hundert Quadratfuß geforderte Summe hätte daheim ausgereicht für mehrere Dutzend Morgen guten Reislandes. Und doch wurde das gleiche Gespräch überall in der Stadt geführt, denn so mancher Kaufmann spekulierte mit Grund und Boden. Osugi war das rätselhaft. »Wieso wollen die Leute *hier* Land kaufen?« dachte sie laut. »Es taugt nicht für den Reisanbau, und eine Stadt kann man diese wirre Häuseransammlung auch nicht nennen.«

Der Handel drüben auf der anderen Straßenseite dauerte noch eine Weile, doch dann wurde er mit dem rituellen Händeklatschen besiegelt, das allen Beteiligten Glück bringen sollte.

Während sie müßig den sich entfernenden Männern nachsah, spürte Osugi plötzlich, daß jemand sich an ihrem Obi zu schaffen machte, den sie mitsamt dem Kimono an die Trockenstange gehängt hatte. »Ein Dieb!« kreischte sie, sprang auf und versuchte den Spitzbuben beim Handgelenk zu erwischen. Doch der Dieb lief bereits mit ihrer Geldbörse die Straße hinunter. »Dieb!« schrie Osugi abermals. Sie setzte hinter dem Mann her und schaffte es, ihn an der Hüfte zu packen. »Laß mich los, du alte Kuh!« brüllte er und stieß sie in die Rippen. Mit lautem Grunzen fiel Osugi zu Boden, doch gleich darauf hatte sie ihr Kurzsword gezogen und stieß es dem Mann in die Ferse.

»Auuu!« Blut spritzte aus der Wunde, er humpelte ein paar Schritte und stürzte zu Boden.

Von dem Tumult aufgeschreckt, machte das Grüppchen der Landkäufer und -verkäufer kehrt. Einer von ihnen, Hangawara Yajibei, Herr über eine stattliche Zahl von Bauarbeitern, rief: »He, ist das nicht dieser Strolch aus Kōshū?«

»Das scheint er zu sein«, stimmte einer seiner Bediensteten ihm zu. »Was hat er denn da in der Hand? Sieht aus wie eine

Geldbörse.« »Ja, wirklich! Jemand hat gerade was von einem Dieb gerufen. Sieh mal! Da liegt eine alte Frau am Boden. Schau mal nach, was ihr fehlt. Um ihn kümmere ich mich selbst.«

Der Taschendieb hatte sich bereits wieder hochgerappelt und war davongerannt, doch Yajibei holte ihn ein und schlug ihn zu Boden wie einen Grashüpfer.

Der Diener kehrte zu seinem Herrn zurück und berichtete: »Genau, wie wir vermutet hatten! Er hat der Alten die Geldbörse gestohlen.« »Ich habe sie. Wie geht es der armen Frau?«

»Sie ist nicht schwer verletzt. Sie hatte das Bewußtsein verloren, doch als sie wieder zu sich kam, schrie sie Zeter und Mordio.« »Sie sitzt ja immer noch auf der Straße. Kann sie denn nicht aufstehen?« »Wahrscheinlich nicht. Er hat sie böse in die Rippen gestoßen.« »Du Schuft!« Yajibei funkelte den Taschendieb an und erteilte seinem Diener den Befehl: »Ushi, richte den Schandpfahl auf!«

Bei diesen Worten begann der Dieb zu zittern, als würde ihm ein Dolch an die Kehle gehalten. »Nicht das!« flehte er und wand sich vor Yajibei im Staub. »Laßt mich laufen, nur dieses eine Mal. Ich verspreche, daß ich es nie wieder tun werde.«

Yajibei schüttelte den Kopf. »Nein, du bekommst die Strafe, die du verdient hast.«

Ushi, der – wie es unter Bauern häufig vorkam – nach seinem Tierkreiszeichen, dem Büffel, benannt war, kam mit zwei Arbeitern von der Brücke zurück. »Dort drüben«, sagte er und zeigte auf ein leeres Grundstück. Die Arbeiter rammten einen dicken Pfahl in den Boden, und einer von ihnen fragte: »Reicht das?«

»Durchaus«, sagte Yajibei. »Jetzt bindet ihn an und nagelt ein Brett über seinem Kopf fest.«

Nachdem das geschehen war, ließ Yajibei sich Tuschkasten

und Pinsel von einem Zimmermann und schrieb auf das Brett: »Dieser Mann ist ein Dieb. Bis vor kurzem hat er für mich gearbeitet, doch er hat eine Missetat begangen, für die er bestraft werden muß. Er soll hier sieben Tage und sieben Nächte hindurch angebunden stehen und Regen und Sonne ausgesetzt sein. Auf Befehl von Yajibei von Bakurōchō.«

Mit Dank gab er das Schreibzeug zurück. »Wenn es Euch nicht zuviel Mühe macht, dann gebt ihm ab und zu einen Happen zu essen. Aber nur so viel, daß er nicht verhungert. Die Reste von Eurer Zuteilung genügen.« Die beiden Arbeiter sowie die Schaulustigen, die sich inzwischen eingefunden hatten, nickten zustimmend. Einige der Arbeiter versprachen, dafür zu sorgen, daß der Dieb auch gebührend lächerlich gemacht würde. Nicht nur die Samurai fürchteten die öffentliche Zurschaustellung als Strafe für Missetat oder Schwäche, sondern auch für Handwerker und Bauern war es eine schlimme Demütigung.

Verbrecher ohne viel Federlesens und ohne Billigung des Gesetzes zu bestrafen, war damals allgemein üblich. In den Tagen, da die Krieger ständig auf dem Schlachtfeld standen, hatten die Städter um ihrer Sicherheit willen selbst für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung gesorgt. Obwohl Edo jetzt offiziell von einem Magistrat verwaltet wurde und sich ein System entwickelte, nach dem führende Bürger in jedem Distrikt gleichsam als Regierungsvertreter fungierten, kam es immer noch vor, daß der Gerechtigkeit auf die hier geschilderte Weise Genüge getan wurde.

»Ushi«, sagte Yajibei, »bring der alten Frau ihre Geldbörse. Nicht auszudenken, daß jemand in ihrem Alter so etwas passieren muß! Sie scheint ganz allein zu sein. Was ist denn mit ihrem Kimono?« »Sie sagt, sie habe ihn gewaschen und zum Trocknen aufgehängt.« »Hole ihn ihr, und dann wollen wir sie mitnehmen. Es hat wenig Sinn, den Dieb zu bestrafen, und sie dann hier allein zu lassen, wo sie womöglich von einem

anderen Schurken ausgeraubt wird.«

Nicht lange danach entfernte Yajibei sich. Ushi stapfte ihm nach, Osugis Kimono überm Arm und sie selbst auf dem Rücken. Bald erreichten sie die Nihombashi, die »Brücke von Japan«, von der aus künftig sämtliche Entfernungen der in Edo mündenden Straßen vermessen werden sollten. Steinpfeiler trugen die Holzkonstruktion des Brückenbogens. Da die Brücke erst vor einem Jahr gebaut worden war, sah das Gelände immer noch ziemlich neu aus. Boote aus Kamakura und Odawara waren am einen Ufer vertäut, auf dem anderen befand sich der Fischmarkt. »Ach, wie mir die Seite weh tut!« Osugi stöhnte laut. Die Fischhändler wollten sehen, was auf der Brücke vor sich ging. Von allen Seiten begafft zu werden, war nicht nach Yajibeis Geschmack. Er blickte mißbilligend zurück zu Osugi und sagte: »Wir sind gleich da. Versucht durchzuhalten. Euer Leben ist nicht in Gefahr.« Da legte Osugi den Kopf an Ushis Nacken und war so still wie ein Kind. In der Innenstadt hatten die Händler und Handwerker nach Berufsgruppen getrennte Viertel: es gab das der Schmiede und das der Lanzenmacher, eines für die Färber und die Tatami-Flechter und noch viele andere. Yajibeis Haus fiel auf unter den Häusern der Zimmerleute, denn die zur Straße führende Dachhälfte war mit Ziegeln gedeckt, während alle anderen Häuser Schindeldächer hatten. Bis vor wenigen Jahren eine große Feuersbrunst ausbrach, waren fast alle Häuser mit Stroh gedeckt gewesen. Yajibei verdankte dem besonderen Dach seinen Nachnamen – Hangaware bedeutet nämlich »Halbgedeckt«.

Yajibei war als Rōnin nach Edo gekommen, doch da er klug und tüchtig war, hatte er sich zu einem vorzüglichen Menschenlenker entwickelt. Es dauerte nicht lange, und er gebot über eine beträchtliche Anzahl von Zimmerleuten, Dachdeckern und ungelernten Arbeitern. An Bauaufträgen, die er für eine ganze Reihe von Daimyō ausführte, verdiente er so

viel, daß er auch noch ins Grundstücksgeschäft einsteigen konnte. Inzwischen war er so wohlhabend, daß er nicht mehr zu arbeiten brauchte und in seinem Viertel die Rolle eines bekannten und geachteten Obmanns spielte.

Die Bürger der Stadt – Handwerker und Kaufleute – sahen zu einem Obmann auf wie zu einem Samurai, doch die Obleute erfreuten sich größerer Beliebtheit, weil sie für das einfache Volk eintraten. Wiewohl die Obmänner von Edo einen Stil und Geist eigener Art pflegten, gab es sie nicht nur in der neuen Hauptstadt. Ihre Geschichte reicht zurück bis in die Wirren am Ende des Ashikaga-Shōgunats, als Räuberbanden durchs Land zogen. Ein Dichter aus dieser Zeit berichtet, daß sie kaum mehr als zinnoberrote Lendentücher und breite Leibbinden trugen. Ihre Langschwerter maßen nahezu vier Fuß, und selbst die Kurzscherter waren noch über zwei Fuß lang. Viele benutzten auch primitivere Waffen wie etwa Streitäxte und eine Art eiserne Schürhaken. Sie ließen sich das Haar wild wachsen, legten dicke Stricke als Stirnband um und schützten ihre Waden durch Ledergamaschen. Da sie völlig ungebunden waren, verdingten sie sich oft als Söldner und wurden deshalb, nachdem der Friede wiederhergestellt war, von Bauern wie Samurai gleichermaßen verachtet. Als Edo gebaut wurde, zogen diejenigen, die keinen Gefallen am Banditenleben fanden, in die neue Hauptstadt, um hier ihr Glück zu machen. Nicht wenigen gelang das auch, und diesen sagte man nach, daß ihre »Knochen Rechtschaffenheit« seien, »ihr Fleisch die Liebe zu den Menschen und ihre Haut Zuvorkommenheit«. Kurz gesagt, sie waren die sprichwörtlichen Helden ihrer Zeit.

Ein Blutbad am Fluß

Das Leben unter Yajibeis zur Hälfte mit Ziegeln gedecktem Dach gefiel Osugi so gut, daß sie anderthalb Jahre bei ihm blieb. Nach den ersten paar Wochen, in denen sie sich ausruhte und gesund pflegte, verging kaum ein Tag, an dem sie nicht sagte, eigentlich müsse sie weiter.

Wann immer sie das Thema Yajibei gegenüber – den sie übrigens nicht oft sah – zur Sprache brachte, drängte er sie, doch zu bleiben. »Wozu die Eile?« fragte er etwa. »Es liegt kein Grund vor, schon zu gehen. Wartet ab, bis wir diesen Musashi finden. Dann können wir als Eure Sekundanten auftreten.« Yajibei wußte nichts von Osugis Feind außer dem, was sie ihm selbst erzählt hatte, nämlich daß er der schlimmste aller Bösewichter sei. Noch am Tag ihrer Ankunft waren alle Bediensteten angewiesen worden, sofort Meldung zu machen, wenn sie etwas von Musashi hörten oder sahen. Nachdem Osugi sich in Edo zu Anfang überhaupt nicht wohl gefühlt hatte, nahm sie der Stadt gegenüber allmählich eine versöhnlichere Haltung ein und gab schließlich zu, die Menschen seien »freundlich, sorglos und herzensgut«.

Im Hause Hangawara ging es besonders ungezwungen zu. Es war gewissermaßen ein Hafen für alle, die gesellschaftlich aus dem Rahmen fielen: junge Leute vom Lande, die keine Lust hatten, als Bauern hart zu arbeiten, entwurzelte Rōnin, junge Lebemänner, die mit dem Geld ihrer Eltern durchgebrannt waren, und tätowierte Ex-Sträflinge bildeten einen rauhen und bunt zusammengewürfelten Haufen, dessen einigender Geist merkwürdigerweise dem einer gutgeführten Schwertkampfschule sehr ähnelte. Nur war das Ideal hier rauhbeinige Männlichkeit statt vergeistigter Tapferkeit. Man hätte das Haus Hangaware ein Dōjō für Schläger nennen können.

Wie im Dōjō der Schwertkämpfer, so herrschte auch hier

eine strenge Klassenstruktur. Unter dem Hausherrn, der unbestrittenen weltlichen wie geistigen Autorität, stand eine Gruppe, die man die »älteren Brüder« nannte. Ihnen wiederum unterstanden die gewöhnlichen Bediensteten, die Kobun, deren Stellung weitgehend von der Länge ihrer Dienstzeit abhing. Außerdem gab es die besondere Klasse der »Gäste«. Deren Stellung beruhte etwa auf ihrer Meisterschaft im Umgang mit der Waffe. Gestützt wurde der hierarchische Aufbau des Haushalts von einer Etikette unbestimmter Herkunft, nach der man sich aber streng zu richten hatte. Yajibei, der meinte, Osugi könne sich langweilen, schlug vor, sie solle sich um die jüngeren Männer kümmern. Von Stund an waren ihre Tage ausgefüllt mit Nähen, Waschen und Aufräumen für die Kobun, deren Schlampigkeit ihr viel Arbeit machte.

Mochte es den Kobun noch so sehr an Erziehung mangeln, Können und Geschicklichkeit erkannten sie widerspruchslos an. Sie bewunderten sowohl Osugis spartanische Lebensweise als auch die Tüchtigkeit, mit der sie ihre Aufgaben erledigte. »Sie ist eine wirkliche Samurai-Dame«, sagten sie. »Das Haus Hon'iden muß ausgezeichnetes Blut haben.«

Osugis ungewöhnlicher Gastgeber behandelte sie sehr zuvorkommend und ließ auf einem unbebauten Grundstück hinter seinem Haus sogar eine eigene Wohnung für sie bauen. Jedesmal, wenn er daheim war, machte er ihr morgens und abends seine Aufwartung. Als einmal einer seiner Untergebenen ihn fragte, warum er einer Fremden gegenüber ein solches Maß an Ehrerbietung aufbringe, gestand Yajibei, er habe seine eigenen Eltern zu deren Lebzeiten sehr schlecht behandelt. »Und jetzt, wo ich selbst alt werde«, sagte er, »habe ich das Gefühl, allen alten Leuten gegenüber eine Sohnespflicht erfüllen zu müssen.«

Der Frühling kam, und die Blütenblätter der Wildpflaume fielen. Noch fehlten in Edo die Kirschbäume. Abgesehen von ein paar Bäumen auf den dünn besiedelten Hügeln im Westen

gab es nur die Schößlinge, welche die Buddhisten an der Straße gepflanzt hatten, die zum Sensōji in Asakusa führten. Sie trieben in diesem Jahr zum erstenmal aus und würden daher auch zum erstenmal blühen.

Eines Tages trat Yajibei in Osugis Raum und sagte: »Ich besuche den Sensōji. Habt Ihr Lust mitzukommen?«

»Mit dem größten Vergnügen. Der Tempel ist der Kanzeon geweiht, und ich glaube sehr an ihre Kraft. Sie gehört zur Bodhisattva Kannon, zu der ich in Kiyomizudera gebetet habe.«

Außer Yajibei und Osugi kamen auch noch die beiden Kobun Jūrō und Koroku mit. Jūrō hatte aus Gründen, die keiner kannte, den Spitznamen »Schilfmatte«, wohingegen es auf der Hand lag, warum Koroku »Priesterschüler« genannt wurde. Er war ein kleiner, kräftiger Mann mit gütigem Gesichtsausdruck. Allerdings zeugten drei häßliche Narben auf seiner Stirn von seiner Neigung zu Raufereien.

Zunächst einmal begaben sie sich zum Burggraben von Kyōbashi, wo man Boote mieten konnte. Nachdem Koroku sie geschickt hinaus auf den Sumida gerudert hatte, befahl Yajibei, daß die Wegzehrung ausgepackt würde. »Ich suche heute den Tempel auf«, erklärte er, »weil sich der Todestag meiner Mutter jährt. Eigentlich sollte ich ja nach Hause reisen und ihrem Grab einen Besuch abstatten, doch das ist zu weit entfernt. So pilgere ich statt dessen zum Sensōji und mache eine Stiftung. Ihr aber denkt darüber, wie Ihr wollt –für Euch ist es ein Ausflug, den Ihr genießen sollt.« Er hielt eine Sakeschale ins Wasser, spülte sie aus und bot sie Osugi an. »Es ist hochanständig von Euch, Eurer Mutter zu gedenken«, sagte sie, als sie die Schale in Empfang nahm. Sie fragte sich beunruhigt, ob Matahachi wohl das gleiche für sie tun würde, wenn sie einmal nicht mehr war. »Nur weiß ich nicht, ob es sich geziemt, am Todestag seiner Mutter Sake zu trinken?«

»Nun, ich jedenfalls finde das besser, als eine pompöse Zeremonie zu feiern. Ich glaube an Buddha; das ist doch das einzige, was bei einem ungebildeten Burschen wie mir zählt. Ihr kennt gewiß das Sprichwort ›Wer glaubt, der braucht keine Weisheit‹.«

Osugi ging nicht weiter darauf ein, ließ sich aber mehrere Male nachschenken. Nach einer Weile meinte sie: »So viel habe ich schon lange nicht mehr getrunken. Mir ist, als schwebe ich.«

»Trinkt, trinkt!« ermunterte Yajibei sie. »Kein schlechter Sake, nicht wahr? Und keine Angst, weil Ihr hier auf dem offenen Wasser seid. Wir beschützen Euch.«

Der Fluß, der bei der Stadt Sumida entsprang und nach Osten floß, war breit und ruhig. Auf dem Edo gegenüber liegenden Ostufer von Shimōsa dehnte sich ein üppiger Wald. Baumwurzeln, die ins Wasser vorstießen, bildeten die Umfriedung klarer Teiche, die Saphiren gleich in der Sonne funkelten. »Ach«, seufzte Osugi, »hört die Nachtigallen!«

»Wenn die Regenzeit kommt, könnt Ihr hier den ganzen Tag dem Kuckuck lauschen.«

»Laßt mich Euch nachschenken. Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, daß ich mich Eurer Feier anschließe.« »Es freut mich, daß Ihr Euch gut amüsiert.«

Vom Heck her ließ Koroku sich begierig vernehmen: »Sagt, Herr, wollt Ihr den Sake rundgehen lassen?«

»Paß du nur auf das Boot auf. Wenn du jetzt schon anfängst zu saufen, werden wir alle ertrinken. Auf dem Rückweg kannst du so viel Sake kriegen, wie du willst.«

»Wenn Ihr meint. Aber der ganze Fluß sieht für meine Begriffe schon wie Sake aus.«

»Denk einfach nicht dran! Leg neben dem Boot da drüben an, damit wir frischen Fisch kaufen können.«

Koroku tat, wie ihm geheißen. Nach einigem Feilschen verzog der Fischer das Gesicht zu einem strahlenden Lächeln, hob den Deckel von einem eingebauten Behälter und bat sie, ihre Wahl zu treffen. Osugi hatte so etwas noch nie gesehen. Der Behälter war bis zum Rand gefüllt mit quirligen, springlebendigen Meeres- und Süßwasserfischen: Karpfen, Garnelen, Welse, Goldbrassen und Schmerlen.

Yajibei träufelte Sojasauce auf einen kleinen Breitling und verzehrte ihn roh. Als er Osugi davon anbot, lehnte sie mit furchtsamem Gesicht ab. Als sie am Westufer festmachten und an Land gingen, schien Osugi etwas wacklig auf den Beinen. »Gebt nur gut acht«, warnte Yajibei. »Nehmt lieber meine Hand.«

»Nein, vielen Dank. Ich brauche keine Hilfe.« Entrüstet wehrte sie ab. Nachdem Jūrō und Koroku das Boot vertäut hatten, überquerten die vier ein breites, mit Steinen und Wasserlachen durchsetztes Gebiet, ehe sie das eigentliche Ufer erreichten.

Eine Gruppe Kinder war eifrig damit beschäftigt, Steine umzuwenden, doch als sie das ungewöhnliche Quartett auf sich zukommen sahen, hörten sie auf, umringten die vier und plapperten aufgeregt durcheinander. »Kauft ein paar, Herr! Bitte!« »Wollt Ihr nicht ein paar kaufen, Großmutter?«

Yajibei schien Kinder zu mögen, zumindest machte er nicht den Eindruck, daß sie ihn störten. »Was habt ihr denn da – Krebse?«

»Von wegen Krebse! Pfeilspitzen«, riefen sie und zogen ganze Händevoll aus ihren Kimonos hervor. »Pfeilspitzen?«

»Ganz recht. In einem Hügel beim Tempel liegen viele, viele Männer und Pferde begraben. Die Leute kommen her, um Pfeilspitzen zu kaufen, die sie dann den Toten als Opfergaben darbringen. Ihr solltet das auch tun.« »Ich weiß nicht recht – ich möchte keine Pfeilspitzen. Ich schenke euch etwas Geld.

Was haltet ihr davon?«

Die Kinder hielten sogar sehr viel davon, und sobald Yajibei ein paar Münzen unter sie verteilt hatte, liefen sie fort und gruben weiter. Doch plötzlich tauchte ein Mann aus einer strohgedeckten Hütte auf, nahm den Kleinen die Münzen fort und ging wieder hinein. Yajibei schnalzte mit der Zunge und wandte sich voller Abscheu ab.

Osugi schaute auf den Fluß hinaus, und ihre Augen leuchteten. »Wenn so viele Pfeilspitzen herumliegen«, sagte sie, »dann muß hier eine große Schlacht stattgefunden haben.«

»Ich weiß es zwar nicht genau, aber ich glaube, als Edo noch ein unbedeutendes Provinznest war, sind hier eine ganze Reihe von Schlachten geschlagen worden. Doch das ist vier- oder fünfhundert Jahre her. Ich habe gehört, daß Minamoto no Yoritomo im zwölften Jahrhundert von Izu heraufkam, um Truppen aufzustellen. Als das Kaisertum gespalten wurde – wann war das, im vierzehnten Jahrhundert? – ward Fürst Nitta hier in der Nähe vernichtend vom Shōgunat der Ashikaga geschlagen. Und in den letzten beiden Jahrhunderten sollen Ota Dōkan und viele andere militärische Machthaber weiter flußaufwärts viele Schlachten geschlagen haben.«

Während die beiden sich unterhielten, gingen Jūrō und Koroku voraus, um auf der Veranda des Tempels einen Platz herzurichten, wo sie sich hinsetzen konnten.

Der Sensōji erwies sich für Osugi als schreckliche Enttäuschung. In ihren Augen war dieser Tempel nichts weiter als ein großes, heruntergekommenes Gebäude, und das Wohnhaus der Priester schien ihr nicht mehr als ein Stall. »Das soll der Sensōji sein?« wollte sie mit unüberhörbarer Mißbilligung in der Stimme wissen. »Nach allem, was ich von diesem Tempel schon gehört habe ...«

Eingebettet war die ganze Anlage in einen herrlich unberührten Wald mit großem altem Baumbestand. Allerdings

sah nicht nur die Kanzeon-Halle schäbig aus. Wenn der Fluß über die Ufer trat, dann stieg das Wasser bis auf die Veranda.

»Willkommen! Wie schön, Euch wiederzusehen!«

Als Osugi überrascht aufblickte, sah sie einen Priester auf dem Dach knien.

»Bessert Ihr das Dach aus?« fragte Yajibei liebenswürdig. »Das muß sein, wegen der Vögel. Aber je häufiger ich es ausbessere, desto häufiger stehlen sie mir das Stroh, um Nester daraus zu bauen. Irgendwo ist das Dach immer leak. Macht es Euch bequem, ich bin gleich unten.« Yajibei und Osugi nahmen Votivkerzen und betraten den dämmerigen Innenraum. »Kein Wunder, daß es hier durchregnet«, dachte sie und blickte zu den sternengleichen Löchern über sich empor.

Sie kniete sich zu Yajibei, holte ihre Gebetsschnur hervor und sprach mit verträumten Augen das Gelübde der Kanzeon aus dem Lotus Sutra:

*Du wirst in den Lüften wohnen wie die Sonne.
Und wenn böse Menschen dich verfolgen
Und du vom Diamantberg hinabgestoßen wirst,
Denk an die Macht von Kanzeon,
Und du wirst kein Haar auf deinem Haupt verlieren.
Und wenn Räuber dich umzingeln,
Und dich mit ihren Schwertern bedrängen,
Dann denk an die Macht von Kanzeon,
Und die Räuber werden Mitleid mit dir haben.
Und wenn dein König dich zum Tode verurteilt,
Und das Schwert schon über deinem Haupte schwebt,
Denk an die Macht von Kanzeon.
Und das Schwert wird zerbrechen wie ein Spielzeug.*

Zuerst betete sie leise, doch als sie die Anwesenheit von Yajibei, Jūrō und Koroku vergaß, schwoll ihre Stimme kraftvoll an, und ein hingerissener Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht.

*Die vierundachtzigtausend empfindsamen Wesen
Verlangte es in ihrem Herzen
Nach anuttara-samyak-sambodhi,
Der unübertroffenen Weisheit Buddhas.*

Die Perlen der Gebetsschnur zitterten in ihren Fingern, und ohne Unterbrechung ließ Osugi den Singsang der Sutra in ein persönliches Bittgebet übergehen:

Gegrüßet seist du, Kanzeon, Erste der Welt-Geehrten!

*Gegrüßet sei die Gottheit der unendlichen Gnade und
Barmherzigkeit!*

*Zeig dich dem einzigen Wunsch einer alten Frau geneigt!
Laß mich Musashi erschlagen, und zwar bald! Laß mich ihn
erschlagen! Laß mich ihn erschlagen!*

Unversehens die Stimme senkend, verneigte sie sich bis zum Boden. »Und mach, daß Matahachi ein guter Mensch wird, auf daß das Haus Hon'iden blühe und gedeihe!«

Nach Osugis langem Gebet herrschte einen Moment Schweigen, ehe der Priester sie zum Tee nach draußen bat. Yajibei und die beiden Diener, die während der Anrufung gekniet hatten, wie es sich geziemt, erhoben sich, rieben sich die schmerzenden Knie und traten hinaus auf die Veranda. »Ich darf doch jetzt etwas Sake haben, nicht wahr?« fragte Jūrō begierig. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, eilte er in das Haus des Priesters und richtete das Mittagessen unter dem Vordach. Als die anderen sich zu ihm gesellten, schlürfte er genüßlich Sake, während er die Fische garte, die sie mitgebracht hatten. »Wen stört es, daß wir keine Kirschblüte haben?« meinte er. »Ein guter Sake labt genauso wie ein Ausflug zur Blütezeit.« Yajibei reichte dem Priester eine taktvoll in Papier eingewickelte Gabe und bedeutete ihm, er solle das Geld für die Ausbesserung des Daches verwenden. Während er sprach, sah er eine Reihe von Holzschildchen, auf denen die Namen von Spendern samt den gestifteten Summen

geschrieben standen. Nahezu alle beliefen sich auf einen ähnlichen Betrag wie den, den Yajibei gegeben hatte. Nur einer unterschied sich auffällig von den anderen. »Zehn Goldstücke, Daizō von Narai, Provinz Shinano«. Yajibei sah den Priester an und fragte ein wenig schüchtern: »Es klingt vielleicht dumm, wenn ich das sage – aber zehn Goldstücke sind eine Menge Geld. Ist dieser Daizō aus Narai denn so reich, daß er sich das leisten kann?«

»Das kann ich wirklich nicht sagen. Er tauchte eines Tages aus heiterem Himmel hier auf und sagte, es sei eine Schande, daß der berühmteste Tempel im Bezirk Kanto in so erbärmlichem Zustand sei. Er gebot mir, das Geld zum Kauf von Bauholz zu verwenden.«

»Das klingt aber nach einem bewundernswerten Mann!«
»Dem Yushinia-Schrein hat er auch drei Goldstücke gestiftet, und dem Kanda-Myōjin-Schrein spendete er nicht weniger als zwanzig! Letzteren wünschte er deshalb gut erhalten, weil er den Geist von Tairo no Masakado beherberge. Daizō behauptet steif und fest, Masakado sei kein Rebell gewesen. Er meint, er solle als Pionier verehrt werden, der den Osten des Landes erschlossen habe. Ihr werdet feststellen, daß es schon recht merkwürdige Leute unter den Stiftern und Spendern dieser Welt gibt.« Kaum war er verstummt, da kam eine Schar Kinder holterdiepolter unters Vordach gestürmt.

»Was macht ihr denn hier?« rief der Priester streng. »Wenn ihr spielen wollt, geht hinunter zum Fluß. Ihr dürft doch nicht im Tempelbezirk spielen.«

Doch die Kinder stürzten wie ein Schwarm Elritzen auf den Priester und seine Gäste zu.

»Kommt rasch!« rief ein kleiner Junge. »Es ist furchtbar!«
»Da unten kämpft ein Samurai!« »Einer gegen vier!« »Mit richtigen Schwertern.«

»Buddha steh uns bei – doch nicht schon wieder!« jammerte

der Priester und schlüpfte schleunigst in die Sandalen. Ehe er enteilte, nahm er sich noch die Zeit zu erklären: »Verzeiht mir. Ich muß für eine Weile fort. Das Flußufer ist ein bevorzugter Kampfplatz. Ich brauche nur den Rücken zu kehren, und schon hackt einer den anderen dort in Stücke oder schlägt ihn zu Brei. Und dann kommen die Männer vom Magistrat und verlangen einen schriftlichen Bericht. Ich muß hin und nachsehen, was diesmal passiert ist.« »Ein Kampf?« riefen Yajibei und seine Männer im Chor und eilten gleich darauf hinter dem Priester her. Osugi folgte ihnen gleichfalls, doch da sie nicht so schnell zu Fuß war, kam sie erst hin, als der Kampf bereits vorüber war. Die Kinder und ein paar Neugierige aus dem nahe gelegenen Fischerdorf standen schweigend herum, schluckten hart und waren ganz weiß um die Nase.

Zuerst fand Osugi das Schweigen seltsam, doch dann mußte auch sie den Atem anhalten, und die Augen gingen ihr über. Über den Boden huschte der Schatten einer Schwalbe. Ein junger, selbstgefällig dreinschauender Samurai mit flatterndem purpurnem Umhang kam auf sie zu. Ob er die Zuschauer wahrnahm oder nicht – jedenfalls beachtete er sie nicht. Osugis Blick wandte sich den vier im Hintergrund übereinanderliegenden Körpern zu.

Der Sieger blieb stehen. Mehrere Zuschauer sogen vernehmlich die Luft ein, denn ein vermeintlich Erschlagener hatte sich bewegt. Er raffte sich hoch und rief: »Wartet! Ihr könnt doch nicht weglaufen.«

Der Samurai ging in Wartestellung, und der Verwundete stolperte nach Luft ringend auf ihn zu. »Dieser ... Kampf ist... noch nicht ... vorbei.« Als er taumelnd zum Angriff überging, trat der Samurai einen Schritt zurück und ließ den Mann an sich vorüberwanken. Dann schlug er zu. Der Kopf seines Gegners klaffte in zwei Hälften auseinander. »Nun, ist der Kampf jetzt vorbei?« fragte er höhnisch.

Keiner hatte gesehen, wie er die Trockenstange zog.

Nachdem er die Klinge abgewischt hatte, beugte der Samurai sich nieder, um sich im Fluß die Hände zu waschen. Obgleich die Einheimischen Kämpfe gewohnt waren – die Kaltblütigkeit dieses Samurai erstaunte sie doch. Den Tod seines Gegners hatte er unmenschlich grausam herbeigeführt. Kein Wort wurde gesprochen. Der Samurai richtete sich auf und streckte sich. »Wie am Iwakuni-Fluß«, sagte er. »Erinnert mich an daheim.« Einen Moment lang schaute er müßig auf den breiten Strom hinaus, und sein Blick folgte den Schwalben mit den weißen Brüsten, die vom Himmel herabgeschossen kamen und dicht über der Wasseroberfläche dahinfliegen. Dann drehte er sich um und ging schnellen Schrittes flußabwärts.

Er näherte sich ohne zu zögern Yajibeis Boot. Doch als er es losband, kamen Jūrō und Koroku aus dem Wald gelaufen.

»Wartet! Was macht Ihr denn da?« rief Jūrō, der jetzt nahe genug herangekommen war, um das Blut auf dem Hakama und den Sandalen des Samurai zu sehen. Er tat jedoch so, als nehme er es nicht wahr.

Der Samurai grinste, ließ das Tau fallen und fragte: »Kann ich das Boot nicht nehmen?«

»Selbstverständlich nicht«, entfuhr es Jūrō. »Und wenn ich dafür bezahle?«

»Redet keinen Unsinn.« Es war zwar Jūrōs Stimme, die dem Samurai die Bitte brüsk abschlug, doch aus seinem Mund sprach das ganze Ungestüm von Edo, der neuen, der jungen Stadt.

Der Samurai entschuldigte sich nicht, griff aber auch nicht zur Gewalt. Er drehte sich einfach um und marschierte wortlos davon. »Kojirō! Kojirō! Wartet!« rief Osugi, so laut sie konnte. Als Kojirō sie erkannte, verschwand der Ingrimms aus seinem Gesicht, und es verzog sich zu einem freundlichen Lächeln. »Nein so was! Was macht Ihr denn hier? Ich hatte mich schon gefragt, was wohl aus Euch geworden sein mag.«

»Ich bin hier, um Kanzeon meine Verehrung darzubringen. Ich bin mit Hangawara Yajibei und diesen beiden jungen Männern hergekommen. Yajibei ist so freundlich, mich in seinem Haus wohnen zu lassen.« »Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen? Ach ja, am Berg Hiei. Damals sagtet Ihr, Ihr wolltet nach Edo, und ich dachte mir gleich, daß ich Euch da wiedertreffen könnte. Nur ausgerechnet hier hatte ich Euch natürlich nicht erwartet.« Er bedachte Jūrō und Koroku, die immer noch wie vom Donner gerührt dastanden, mit einem abschätzenden Blick und sagte dann: »Mit diesen beiden reist Ihr?«

»Ach, das sind nur ein paar dumme Kerle. Aber ihr Herr ist ein sehr feiner Mann.«

Yajibei war wie vom Donner gerührt, als er sah, daß sein Gast freundschaftlich mit diesem schreckenerregenden Samurai plauderte. Doch auf Osugis Wink war er sofort zur Stelle, verneigte sich vor Kojirō und sagte: »Ich fürchte, meine Leute haben sich sehr ungehörig Euch gegenüber benommen, Herr. Ich hoffe, Ihr verzeiht ihnen. Wir wollen gerade ablegen. Vielleicht möchtet Ihr mit uns nach Edo fahren?«

Hobelspäne

Wie die meisten Leute, die der Zufall zusammenbringt, obwohl sie sonst wenig oder nichts gemein haben, kamen der Samurai und sein Gastgeber bald recht gut miteinander aus. An Sake herrschte kein Mangel, der Fisch war frisch, und Osugi und Kojirō sorgten dafür, daß die Atmosphäre locker blieb und nicht förmlich wurde. Sie nahm innig Anteil an seiner Laufbahn als Shugyōsha und er wiederum daran, was sie mit ihrem »großen Ehrgeiz« bis jetzt erreicht hatte.

Als sie ihm berichtete, sie habe schon seit längerer Zeit keine

Ahnung, wo Musashi sich aufhalte, konnte Kojirō in ihr einen Funken Hoffnung entfachen. »Ich habe gerüchteweise gehört, daß er vorigen Herbst zwei oder drei hervorragende Schwertkämpfer besucht hat. Wenn mich meine Ahnung nicht trügt, hält er sich immer noch in Edo auf.«

Yajibei war sich da selbstverständlich nicht so sicher und erzählte Kojirō, seine Leute hätten nicht das geringste über Musashi in Erfahrung bringen können. Nachdem sie sich ausgiebig über Osugis mißliche Lage unterhalten hatten, sagte Yajibei: »Ich hoffe, wir können auch weiterhin auf Eure Freundschaft zählen.«

Kojirō versicherte ihm das und machte viele Umstände, als er seine Schale spülte und sie nicht nur Yajibei, sondern auch dessen beiden Dienern anbot, denen er ebenfalls einschenkte.

Osugi war ausgesprochen erheitert. »Es heißt ja«, bemerkte sie ernst, »daß man überall Gutes findet, wenn man nur genau hinsieht. Trotzdem scheine ich vom Glück besonders begünstigt zu werden. Wenn ich mir vorstelle, zwei starke Männer wie Euch zur Seite zu haben! Ich bin überzeugt, die große Kanzeon wacht über mich.« Sie war so ergriffen, daß ihr die Tränen kamen.

Da Yajibei nicht wollte, daß Rührseligkeit sich breitmachte, sagte er: »Erzählt doch, Kojirō, wer waren denn die vier Männer, denen Ihr dort hinten den Garaus gemacht habt?«

Auf dieses Stichwort schien Kojirō nur gewartet zu haben, denn er wurde augenblicklich redselig. »Ach die«, begann er und lachte. »Das waren nur ein paar Rōnin aus der Schule Obatas. Ich bin fünf- oder sechsmal hingegangen, um mich mit Obata über Waffentechnik zu unterhalten, wobei diese Burschen mir immer wieder dumm kamen. Sie hatten sogar die Stirn, vor mir das Thema Schwertfechtkunst anzuschneiden, und da sagte ich ihnen, wenn sie an den Strand des Sumida herunterkämen, würde ich ihnen über die Geheimnisse des

Ganryū-Stils eine Lektion erteilen und sie außerdem die Schneide der ›Trockenstange‹ verspüren lassen. Ich sagte ihnen, daß es mir gleichgültig sei, zu wievielt sie dort auftauchten.

Als ich hinkam, waren es fünf, doch kaum ging ich in Kampfstellung, gab einer Fersengeld. Ich muß sagen, an Männern, die besser reden als kämpfen, herrscht in Edo kein Mangel.« Wieder lachte er laut auf. »Obata?«

»Den kennt Ihr nicht? Obata Kagenori. Er stammt von Obata Nichijō ab, welcher der Familie Takeda in Kai diente. Ieyasu verpflichtete ihn, und jetzt ist er strategischer Berater des Shōguns Hidetada. Außerdem betreibt er eine eigene Schule.«

»O ja, jetzt erinnere ich mich.« Yajibei war überrascht und tief beeindruckt von Kojirōs offensichtlicher Vertrautheit mit einer so gefeierten Person. Der junge Mann trägt zwar den Scheitel immer noch unrasiert, sinnierte er, aber er muß gleichwohl ein bedeutender Mann sein, wenn er mit Samurai von so hohem Rang verkehrt. Yajibei war letztlich ein einfältiges Gemüt, und was er bei seinen Mitmenschen am allermeisten bewunderte, war rohe Körperkraft. Seine Bewunderung für Kojirō wurde immer größer.

Er lehnte sich vor und sagte: »Ich will Euch einen Vorschlag machen. In meinem Haus lungern immer vierzig bis fünfzig junge Spunde herum. Wie wär's, wenn ich einen Dōjō für Euch baute, damit Ihr sie ausbilden könnt?«

»Nun ja, ich hätte nichts dagegen, ihnen Unterricht zu geben, aber Ihr müßt wissen, daß mir viele Daimyō mit Angeboten in den Ohren liegen. Offen gestanden, würde ich es nicht ernstlich in Betracht ziehen, für weniger als fünftausend Scheffel in jemandes Dienst zu treten. Außerdem bin ich schon aus Höflichkeit mehr oder weniger verpflichtet, dort zu wohnen, wo ich im Augenblick lebe. Trotzdem habe ich nichts dagegen, Euch in Eurem Haus zu besuchen.«

Sich tief verneigend, sagte Yajibei: »Ich würde mich sehr glücklich schätzen.«

Osugi stieß in dasselbe Hörn: »Wir werden Euch erwarten.« Jūrō und Koroku, die viel zu unwissend waren, um die Herablassung und die Selbstbeweihräucherung in Kojirōs Reden zu durchschauen, ließen sich von der Großmut und Freigebigkeit dieses Mannes einfach überrumpeln. Als das Boot in den Kyōbashi-Burggraben einbog, sagte Kojirō: »Ich steige hier aus.« Dann sprang er ans Ufer und war binnen Sekunden in dem Staub verschwunden, der über der Straße hing.

»Ein sehr beeindruckender junger Mann«, erklärte Yajibei, der noch ganz in Kojirōs Bann stand.

»Ja«, pflichtete ihm Osugi aus voller Überzeugung bei. »Er ist ein richtiger Krieger. Ich bin überzeugt, so mancher Daimyō würde ihm ein ansehnliches Geld bezahlen.« Und nach einer kleinen Pause fügte sie wehmütig hinzu: »Ach, wäre doch Matahachi nur so!«

Fünf Tage später schaute Kojirō bei Yajibei vorbei und wurde in den Empfangsraum gebeten. Dort machten ihm die vierzig bis fünfzig Handlanger ihre Aufwartung, und zwar einer nach dem anderen. Kojirō war entzückt und bemerkte gegenüber Yajibei, dieser scheine in der Tat ein sehr interessantes Leben zu führen.

Seinen Plan wiederaufgreifend, sagte Yajibei: »Wie ich Euch gesagt habe, würde ich gern einen Dōjō bauen. Hättet Ihr Lust, Euch das Grundstück einmal anzusehen?«

Das Areal hinter dem Haus war an die zwei Morgen groß. In einer Ecke hingen frischgefärbte Tuche zum Trocknen, doch Yajibei versicherte Kojirō, den Färber, der diesen Teil gepachtet habe, könne man ohne weiteres rausschmeißen.

»Im Grunde braucht Ihr aber gar keinen Dōjō«, meinte Kojirō. »Das Grundstück ist von der Straße her nicht

einzusehen, und daß hier jemand stört, ist unwahrscheinlich.«

»Ganz wie Ihr wollt. Aber was ist, wenn es regnet?«

»Bei schlechtem Wetter komme ich ohnehin nicht. Allerdings muß ich Euch warnen: Bei den Übungen, die ich abhalte, wird es rauher zugehen als bei denen der Yagyū-Schule oder der anderen hier in der Stadt. Wenn Eure Leute sich nicht vorsehen, können sie als Krüppel enden oder noch schlimmer. Das müßt Ihr ihnen noch klarmachen!«

»Da wird es bestimmt keine Mißverständnisse geben. Bitte, führt den Unterricht so durch, wie Ihr es für richtig haltet.«

Sie einigten sich darauf, dreimal im Monat Übungsstunden abzuhalten, am dritten, dreizehnten und dreißtezwanzigsten – immer vorausgesetzt, daß das Wetter es zuließ.

Kojirōs Auftritte in Bakurōchō gaben Anlaß zu endlosem Klatsch. So ließ ein Nachbar sich vernehmen: »Nun, man befließt sich dort einer Großtuerei, die alles in den Schatten stellt.« Auch das jungenhafte Stirnhaar des Samurai war Ursache eingehender Kommentare, wobei allgemein die Meinung herrschte, es sei höchste Zeit, daß sich Kojirō der Samuraisitte anschließe, sich den Scheitel zu rasieren. Aber nur die Angehörigen des Hangawara-Haushalts bekamen Kojirōs leuchtend besticktes Untergewand zu Gesicht –und zwar jedesmal dann, wenn er die Schulter entblößte, um seinen Arm frei bewegen zu können.

Kojirōs Umgang mit den jungen Leuten war genauso, wie man es erwarten konnte. Wiewohl dies hier neue Übungen waren und viele seiner Schüler völlig unerfahren waren, herrschte größte Strenge. Schon bei der dritten Sitzung gab es einen, der für immer verstümmelt bleiben würde, und vier oder fünf andere hatten weniger schwere Verletzungen erlitten. Aus dem rückwärtigen Teil des Hauses war manchmal deutlich das Stöhnen der Verwundeten zu hören.

»Der nächste!« rief Kojirō und machte spielerisch ein paar

Hiebe mit einem Schwert aus Mispelholz. Schon zu Beginn der Übungsstunde hatte er ihnen gesagt, ein Hieb mit einem Mispelholzsword »frißt sich bis zum Knochen durch euer Fleisch«.

»Wollt ihr aufgeben? Falls nicht, dann trete einer vor, falls ja, gehe ich nach Hause.« Kojirō reizte sie mit Verachtung.

Nur aus Trotz sagte einer: »Na schön, versuche ich's mal.« Er löste sich von der Gruppe, ging auf Kojirō zu und wollte sich bücken, um ein Holzsword aufzuheben. Mit einem knackenden Laut streckte Kojirō ihn zu Boden. »Das«, erklärte er, »soll euch zur Lehre dienen, euch nie eine Blöße zu geben. Das ist das Schlimmste, was man tun kann.« Selbstzufrieden sah er den anderen ins Gesicht. Sie waren dreißig bis vierzig an der Zahl, und die meisten zitterten.

Das letzte Opfer wurde zum Brunnen getragen, wo Wasser über ihn geschüttet wurde. Der junge Mann kam nicht wieder zu sich. »Der arme Kerl ist hinüber.« »Soll das heißen, er ist ... tot?« »Jedenfalls atmet er nicht mehr.«

Die anderen liefen hinzu, um ihren erschlagenen Kameraden anzustarren. Einige waren wütend, andere verzagt, doch Kojirō würdigte die Leiche keines weiteren Blickes.

»Wenn euch dergleichen Angst einjagt«, sagte er drohend, »könnt ihr das Schwert gleich aufgeben. Wenn ihr bedenkt, daß es jeden von euch juckt loszulegen, sobald jemand auf der Straße ihn Gauner oder Großmaul schimpft ...« Er beendete den Satz nicht, doch als er in seinen Ledersocken quer über das Grundstück ging, fuhr er mit seiner Belehrung fort. »Ihr solltet gründlich darüber nachdenken, ihr Galgenvögel. Ihr seid zwar sofort bereit blankzuziehen, sobald ein Fremder euch auf die Zehen tritt oder gegen eure Schwertscheide stößt, aber wenn es um einen richtigen Zweikampf geht, macht ihr innerlich tausend Verrenkungen. Um einer Frau oder eures läppischen Stolzes wegen seid ihr mit Freuden bereit, euer Leben

wegzuwerfen, aber euch für eine würdige Sache aufzuopfern, dafür fehlt euch der Mumm. Ihr seid gefühlsduselig, und was euch antreibt, ist nichts weiter als Eitelkeit. Das aber reicht nicht, bei weitem nicht.« Mit stolzgeschwellter Brust schloß er: »Die Wahrheit ist einfach. Echter Mut und echtes Selbstvertrauen erwachsen ausschließlich aus Übung und Selbstzucht. Ich fordere jeden einzelnen von euch: Tretet an, und kämpft wie ein Mann!«

Ein Schüler, der ihm seine Worte und seinen Hochmut heimzahlen wollte, griff ihn von hinten an. Kojirō knickte behend zusammen, berührte fast den Boden, dann flog der Angreifer über seinen Kopf und landete vor ihm. Im nächsten Augenblick hörte man das laute Schmatzen von Kojirōs Mispelholzsword, das sich bis zum Hüftknochen des Mannes durchfraß. »Das wäre alles für heute«, sagte Kojirō, warf das Schwert beiseite und trat an den Brunnen, um sich die Hände zu waschen. Wie ein kraftloser und schlaffer Haufen lag die Leiche neben dem Wasserbecken. Kojirō tauchte die Hände ein und spritzte sich Wasser ins Gesicht, ohne auch nur ein einziges Wort des Mitgefühls zu sagen.

Er schlüpfte mit dem Arm wieder in den Ärmel und sagte: »Wie ich höre, gehen viele Leute nach Yoshiwara. Ihr hier müßt das Viertel gut kennen. Würdet ihr mich nicht einmal dort herumführen?« Daß er es unverblümt aussprach, wenn er sich gut amüsieren oder wenn er trinken wollte, war man von Kojirō gewohnt, doch wußte diesmal niemand, ob er nun absichtlich unverschämt war oder nur entwaffnend aufrichtig.

Yajibei entschied sich für die wohlwollendere Auslegung. »Ihr seid noch nicht in Yoshiwara gewesen?« fragte er überrascht. »Nun, das müssen wir ändern. Ich würde ja selbst mit Euch hingehen, aber leider muß ich heute abend hierbleiben wegen der Totenwache.«

Er rief Jūrō und Koroku und gab ihnen Geld, gleichzeitig aber warnte er sie: »Vergeßt nicht, ihr beiden – ich schick’

euch nicht, damit ihr euch dort vergnügt. Ihr habt euch einzig und allein um euren Lehrer zu kümmern und dafür zu sorgen, daß er sich gut amüsiert.«

Kojirō, der die beiden ein paar Schritte vorausgehen ließ, hatte bald Schwierigkeiten, nicht von der Straße abzukommen, denn der größte Teil von Edo war in pechschwarzes Dunkel gehüllt – etwas, was man sich in Städten wie Kyoto, Nara oder Osaka nicht vorstellen konnte.

»Diese Straße ist furchtbar«, sagte er. »Wir hätten eine Laterne mitnehmen sollen.«

»Aber die Leute lachen einen aus, wenn man im Vergnügungsviertel mit einer Laterne herumgeht«, sagte Jūrō. »Gebt acht, Herr! Der Erdhaufen, auf dem Ihr steht, wurde aus dem neuen Burggraben ausgehoben. Ihr kommt besser wieder herunter, wenn Ihr nicht hineinfallen wollt.« Bald färbte sich das Wasser im Graben rötlich und der Himmel auf der anderen Seite des Sumida ebenso. Ein später Frühlingsmond hing wie ein flacher, weißer Kuchen über den Dächern des Vergnügungsviertels. »Da drüben, am Ende der Brücke, das ist Yoshiwara«, sagte Jūrō. »Soll ich Euch ein Tuch borgen?« »Wozu?«

»Um das Gesicht zu verbergen – so.« Jūrō und Koroku zogen rote Tücher aus dem Obi und banden sie sich wie Kopftücher um. Kojirō folgte ihrem Beispiel und benutzte ein Stück rostrotes Seidenpapier. »So ist's richtig«, sagte Jūrō. »Das steht Euch.«

Kojirō und seine Führer mischten sich unter die mit Stirnbändern und Kopftüchern angetane Menge und schlenderten von einem Haus zum anderen. Wie das Yanagimachi-Viertel in Kyoto war auch Yoshiwara strahlend erleuchtet. Die Eingänge der Häuser waren mit roten oder hellgelben Vorhängen fröhlich geschmückt; manche Türvorhänge hatten Glöckchen am Saum, um den Mädchen zu

verraten, wenn Kunden eintraten. Nachdem sie zwei oder drei Häuser betreten und wieder verlassen hatten, sagte Jūrō mit scheelem Seitenblick: »Es hat keinen Sinn, es verheimlichen zu wollen, Herr.«

»Was verheimlichen zu wollen?«

»Daß Ihr schon mal hiergewesen seid. Aber ein Mädchen im letzten Haus hat Euch erkannt. Im selben Augenblick, da wir eintraten, stieß sie einen leisen Schrei aus und verbarg sich hinter einem Wandschirm. Euer Geheimnis ist heraus, Herr.«

»Ich bin noch nie hier gewesen. Von wem redet Ihr?«

»Spielt doch nicht den Unschuldigen, Herr! Gehen wir noch mal hin. Ich werde es Euch beweisen.«

Sie betraten das Haus zum zweitenmal. Das Wappenzeichen auf dem Vorhang war ein stilisiertes dreiblättriges Bitterkleeblatt. Links davon stand in ziemlich kleinen Schriftzeichen »Sumiya«.

Die mächtigen Balken und die prachtvollen Korridore gemahnten an die Kyotoer Tempelarchitektur, nur machte das Aufdringlich-Neue des Ganzen jeden Versuch zunichte, eine Atmosphäre von Tradition und Würde zu schaffen. Kojirō konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß unter dem Fußboden noch Sumpfpflanzen weiterlebten.

Der große Salon, in den sie im ersten Stock geführt wurden, war seit dem Weggang des letzten Kunden noch nicht wieder hergerichtet worden. Auf dem Tisch und auf dem Boden lagen noch Essensreste, Seidenpapier, Zahnstocher und dergleichen. Das Mädchen, das dann endlich kam; um aufzuräumen, verrichtete ihre Arbeit mit dem Feingefühl eines Tagelöhners. Als Onao eintrat, um die Wünsche entgegenzunehmen, ließ sie sich deutlich anmerken, wieviel sie zu tun habe. Sie behauptete, kaum zum Schlafen zu kommen, und noch drei Jahre in dieser Hetze würden sie ins Grab bringen. Die besseren Etablissements in Kyoto schafften es, den Eindruck

zu erwecken, ihr einziger Daseinszweck sei es, die Kunden zu unterhalten und ihnen angenehme Stunden zu bereiten. Hier jedoch wurde der Zweck, die Männer so schnell wie möglich um ihr Geld zu erleichtern, unverhüllt kundgetan. »Das also ist das Freudenviertel von Edo«, sagte Kojirō, rümpfte die Nase und schaute zu den Astlöchern in der Decke hinauf. »Ziemlich zweifelhaft, würde ich sagen.«

»Ach, aber dies alles ist doch nur vorläufig«, verwahrte Onao sich. »Das Haus, das wir bauen, wird feiner sein als alles, was Ihr aus Kyoto oder Fushimi kennt.« Sie starrte Kojirō einen Moment an. »Ich muß Euch irgendwo schon mal begegnet sein, Herr. Ah, ja, voriges Jahr auf dem Weg hierher.« Kojirō hatte das zufällige Zusammentreffen von damals längst vergessen, doch jetzt, wo er daran erinnert wurde, sagte er mit aufkeimender Neugier: »Aber ja. Da muß unser Schicksal wohl miteinander verwoben sein.« »Das will ich meinen«, sagte Jūrō lachend, »wenn es hier sogar eine Frau gibt, die sich an Euch erinnert.« Während er Kojirō wegen seiner Vergangenheit hänselte, beschrieb er das Gesicht des Mädchens und seine Kleidung und bat Onao nachzusehen, ob es da sei.

»Ich weiß, wen Ihr meint«, sagte Onao und ging, um das Mädchen zu holen.

Nachdem einige Zeit vergangen und sie immer noch nicht wieder erschienen war, gingen Jūrō und Koroku in die Halle und klatschten in die Hände, um Onao herbeizurufen. Sie mußten mehrere Male klatschen, ehe sie endlich wieder auftauchte.

»Sie ist nicht da, diejenige, nach der Ihr fragt«, sagte Onao. »Vor wenigen Minuten war sie aber noch hier.«

»Es ist wirklich merkwürdig, das habe ich auch zum Meister gesagt. Wir befanden uns damals am Kobotoke-Paß, da kam dieser Samurai, der bei Euch ist, vorüber, und da hatte sie sich

auch schon versteckt.« Hinter dem »Sumiya« stand das Skelett eines neuen Hauses; das Dach war zum Teil schon fertig, die Wände fehlten noch. »Hanagiri! Hanagiri!«

Das war der Name, den sie Akemi im »Sumiya« gegeben hatten. Sie verbarg sich zwischen einem Stapel Bauholz und einem Haufen Hobelspäne, und die Suchenden waren mehrere Male so nahe an ihr vorübergekommen, daß sie den Atem anhalten mußte.

»Wie widerwärtig!« dachte sie. In den ersten Minuten hatte sich ihr Zorn ausschließlich auf Kojirō gerichtet, doch jetzt galt er allen Angehörigen des männlichen Geschlechts: Kojirō, Seijūrō, dem Samurai mit der Narbe, den Kunden, die sie nächstens im »Sumiya« befangerten. Alle Männer waren ihre Feinde, alle waren sie widerwärtig.

Bis auf einen – den Richtigen. Jenen, der so sein würde wie Musashi. Jener, nach dem sie unablässig suchte. Da sie den richtigen Musashi aufgegeben hatte, war sie nun fest davon überzeugt, daß es tröstlich wäre, jemand zu lieben, der ihm ähnelte. Zu ihrem größten Kummer fand sich jedoch niemand, der ihm auch nur im entferntesten ähnlich war.

»Ha-na-gi-ri!« Das war Jinnai selbst, der erst vom rückwärtigen Teil des Hauses aus rief, jetzt aber immer näher an ihr Versteck herankam. In seiner Begleitung befanden sich Kojirō und die beiden anderen Männer. Sie hatten sich so lange beschwert, bis Jinnai sich immer und immer wieder entschuldigte. Schließlich jedoch gingen sie unverrichteter Dinge hinaus auf die Straße.

Als Akemi sie gehen sah, stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus und wartete so lange, bis Jinnai wieder im Hause verschwunden war. Dann lief sie flink zur Küchentür.

»Aber Hanagiri, wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?« fragte das Küchenmädchen sie aufgeregt. »Bst! Bst! Sei still, und gib mir etwas Sake!« »Sake? Jetzt?«

»Ja, Sake!« Seit sie in Edo war, kam es immer öfter vor, daß sie im Sake Trost suchte.

Das verängstigte Mädchen schenkte ihr eine große Schale ein. Akemi schloß die Augen und trank das Gefäß leer, wobei sie das gepuderte Gesicht so weit zurücklehnte, daß es sich fast in einer Linie mit dem weißen Boden der Schale befand.

Als sie wieder von der Tür fortwollte, rief das Mädchen erschrocken: »Wohin willst du denn jetzt schon wieder?«

»Halt den Mund! Ich will mir nur die Füße waschen, dann komme ich wieder herein.«

Das Mädchen glaubte ihr, schloß die Tür und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Akemi schlüpfte in das erste Paar Strohsandalen, das sie fand, und begab sich dann, ein wenig unsicher auf den Beinen, auf die Straße. Wie gut es tut, draußen zu sein! war ihr erster Gedanke, doch sehr bald überkam sie heftiger Ekel. Sie spuckte vor all den Vergnügungssuchenden aus, die über die hell erleuchtete Straße schlenderten, und lief, so schnell sie konnte, weiter. Als sie an eine Stelle gelangte, wo die Sterne sich im Burggraben spiegelten, trat sie näher, um hinunterzuschauen. Da hörte sie Getrappel hinter sich. Ach, ach! Sie kommen mit Laternen. Und sie sind vom »Sumiya«. Bestien! Können sie ein Mädchen wie mich denn nicht einmal ein paar Minuten in Ruhe lassen? Nein! Sie müssen mich finden. Ich muß wieder Geld verdienen, muß Fleisch und Blut in Bauholz für ihr neues Haus verwandeln – das ist das einzige, was sie zufriedenstellt. Nun, so schnell werden sie mich nicht wieder kriegen.

Die geringelten Hobelspäne, die in ihrem Haar hingen, hüpfen auf und nieder, als sie ins Dunkel hineinlief, so schnell ihre Füße sie trugen. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie lief, und es war ihr auch gleichgültig, solange es nur weit, weit weg war.

Die Eule

Als sie schließlich das Teehaus verließen, konnte Kojirō kaum noch stehen.

»Die Schulter ... gebt mir eure Schultern«, lallte er und legte die Arme um Jūrō und Koroku, um sich zu stützen.

Auf unsicheren Beinen wankten die drei durch die dunkle, verlassene Straße.

Jūrō sagte: »Herr, ich habe Euch doch gesagt, wir sollten die Nacht besser dort verbringen.«

»In der Absteige? Um alles auf der Welt nicht! Da würde ich schon lieber zurückgehen ins ›Sumiya‹.« »Das würde ich aber nicht tun, Herr.« »Warum nicht?«

»Das Mädchen, das ist vor Euch davongelaufen. Wenn man sie findet, könnte man sie zwingen, mit Euch zu schlafen. Aber wozu? Ihr könntet das nicht genießen.«

»Hmm. Vielleicht hast du recht.« »Wollt Ihr sie denn?« »Hm.«

»Aber richtig vergessen könnt Ihr sie auch nicht, stimmt's?« »Ich habe mich noch nie in meinem Leben verliebt. So ein Mensch bin ich nicht. Ich habe Wichtigeres zu tun.« »Was denn, Herr?«

»Das liegt doch auf der Hand, mein Junge! Ich werde der beste, der berühmteste Schwertkämpfer, den die Welt je gesehen hat, und der Weg, der am schnellsten zu diesem Ziel führt, ist der, Lehrer des Shōguns zu werden.« »Aber der hat doch schon das Haus Yagyū als Lehrmeister. Und soviel ich gehört habe, hat er vor kurzem auch noch Ono Jirōemon verpflichtet.« »Ono Jirōemon! Wer gibt einen Furz für den? Und die Yagyū machen auch keinen großen Eindruck auf mich. Paß nur auf, was aus mir wird! Irgendwann ...«

Sie hatten jenen Abschnitt der Straße erreicht, wo der neue Burggraben ausgehoben wurde; die Weidenbäume waren halb

unter den Erdhügeln begraben.

»Gebt acht, Herr! Hier gleitet man leicht aus«, sagte Jūrō, als er mit Koroku versuchte, Kojirō von einem Haufen herunterzuhelfen.

»Still!« rief Kojirō und stieß die beiden unvermittelt beiseite. Schnell rutschte er von dem Erdhaufen herunter. »Wer da?«

Der Mann, der als erster von hinten auf Kojirō losgegangen war, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Burggraben. »Habt Ihr vergessen, Sasaki?«

»Ihr habt vier von unseren Kameraden umgebracht!«

Kojirō erkannte, daß mindestens zehn Männer zwischen den Bäumen lauerten und sich im Schilf verborgen hielten. Schwertspitzen zeigten auf ihn, als sich langsam der Ring um ihn schloß.

»Dann seid Ihr also von der Obata-Schule, nicht wahr?« sagte er verächtlich. Der Überfall hatte ihn völlig nüchtern gemacht. »Das letzte Mal haben vier von fünf daran glauben müssen. Zu wievielt seid Ihr heute nacht gekommen? Wie viele möchten denn ins Gras beißen? Sagt mir einfach die Zahl, und ich tue Euch gern den Gefallen. Feiglinge! Greift doch an, wenn Ihr Euch traut!« Kraftvoll griff er über die Schulter nach hinten und umfaßte die »Trockenstange«.

Ehe Obata Nichijō einst das Mönchsgewand angezogen hatte, war er einer der berühmtesten Krieger von ganz Kai gewesen, einer Provinz, die berühmt war für ihre tapferen Samurai. Nach dem Sturz des Hauses Takeda durch Tokugawa Ieyasu hatte die Familie Obata ein unauffälliges Dasein geführt, bis Kagenori, der Sohn Nichijōs, sich in der Schlacht von Sekigahara besonders auszeichnete. Er war daraufhin von Ieyasu in Dienst genommen worden und hatte sich als strategischer Berater einen großen Namen gemacht. Gleichwohl hatte er das Angebot des Shōgunats abgelehnt, sich in der Innenstadt von Edo ein besonders vorteilhaft gelegenes

Grundstück auszusuchen, und zwar mit dem Einwand, ein Krieger vom Lande, der er war, würde sich dort nicht wohl fühlen. Er zog ein bewaldetes Grundstück vor, das sich an das Gelände des Hirakawa-Tenjin-Schreins anschloß, und machte in einem alten, strohgedeckten Bauernhaus, an das ein neuer Vortragsraum und ein recht eindrucksvolles Eingangstor angebaut worden waren, seine eigene Schule auf.

Jetzt, da er in fortgeschrittenem Alter und von einem Nervenleiden geplagt war, blieb Kagenori monatelang an sein Krankenlager gefesselt; man sah ihn höchstens noch im Vortragsraum. Da es in den umliegenden Wäldern viele Eulen gab, war er dazu übergegangen, mit den Zeichen »Alter, Mann, Eule« zu unterschreiben. Manchmal lächelte er schwach und sagte: »Ich bin eine Eule wie all die anderen hier.«

Immer wieder kam es vor, daß die Schmerzen von der Hüfte aufwärts schier unerträglich wurden. Auch in dieser Nacht war es wieder so gewesen. »Fühlt Ihr Euch ein wenig besser? Möchtet Ihr etwas Wasser?« Das sagte Hōjō Shinzō, der Sohn eines gefeierten Militärstrategen. »Mir geht es wesentlich besser«, sagte Kagenori. »Warum legt Ihr Euch nicht schlafen? Bald wird es hell sein.« Das Haar des Kranken war weiß, sein Körper bestand nur aus Haut und Knochen und war so knorrig wie ein alter Pflaumenbaum.

»Um mich macht Euch keine Sorgen! Ich bekomme tagsüber Schlaf genug.«

»Ihr werdet jedoch nicht mehr viel Zeit zum Schlafen haben, wenn Ihr jetzt auch noch meine Vorträge mit übernehmt. Aber Ihr seid nun mal der einzige, der das tun kann.«

»Zuviel Schlaf ist ohnedies nicht gut für die Selbstzucht.« Da er bemerkte, daß die Lampe am Ausgehen war, hörte Shinzō auf, dem alten Mann den Rücken zu massieren, und ging Öl holen. Als er zurückkam, lag der alte Mann immer noch auf dem Bauch, hatte aber das knochige Gesicht vom

Kissen erhoben. Das Licht spiegelte sich unheimlich in seinen Augen.

»Was ist, Herr?«

»Hört Ihr das nicht? Da plätschert doch Wasser!« »Das scheint der Brunnen zu sein.«

»Um diese Stunde? Da waren sicher wieder ein paar von unseren Männern fort gewesen, um zu trinken?« »So ist es wohl, aber ich sehe trotzdem mal nach.« »Sagt ihnen mal tüchtig die Meinung, wenn Ihr schon dabei seid!« »Ja, Herr. Aber Ihr schlaft jetzt besser. Ihr müßt ja sehr müde sein.« Nachdem Kagenoris Schmerzen abgeklungen waren und er eingeschlafen war, stopfte Shinzō sorgfältig die Zudecke an den Schultern fest und ging an die Hintertür. Zwei Schüler beugten sich über den Eimer am Brunnen und wuschen sich Blut von Gesicht und Händen.

Zornfunkelnd lief er zu ihnen. »Ihr seid also doch hingegangen, oder?« sagte er barsch. »Nachdem ich euch so sehr ans Herz gelegt hatte, es nicht zu tun!« Die Erbitterung in seiner Stimme schwand, als er im Schatten des Brunnens einen dritten Mann liegen sah. Seinem Stöhnen nach zu urteilen, konnte er jeden Augenblick an seinen Verletzungen sterben.

»Ihr Toren!« Shinzō mußte an sich halten, um sie nicht durchzuprügeln. »Wie oft habe ich euch nicht gewarnt und euch gesagt, daß ihr keine Gegner für ihn seid? Warum habt ihr nicht auf mich gehört?«

»Nachdem er den Namen unseres Meisters durch den Schmutz gezogen und vier von uns getötet hat? Ihr habt uns immer wieder gesagt, wir wären nicht verständig. Aber seid nicht Ihr noch weniger verständig? Sich zu beherrschen, sich immer zurückzuhalten und Beleidigungen schweigend einzustecken – nennt Ihr das verständig sein? Auf jeden Fall entspricht es nicht dem Weg des Samurai.«

»Wieso nicht? Wenn es gegolten hätte, Sasaki Kojirō

gegenüberzutreten, hätte ich ihn selbst herausgefordert. Er hat sich schier überschlagen, um unseren Lehrer zu beleidigen und andere Ungeheuerlichkeiten zu verüben, aber das ist doch keine Entschuldigung dafür, jeden Sinn für das Angemessene zu verlieren. Ich habe keine Angst vor dem Tod, aber Kojirō ist es einfach nicht wert, daß man sein Leben aufs Spiel setzt.«

»Die meisten Menschen sehen es aber anders. Die denken, wir haben Angst vor ihm und fürchten uns, für unsere Ehre einzutreten. Kojirō hat Kagenori in ganz Edo verunglimpft.«

»Wenn er sich den Mund zerreißen will – soll er. Glaubt ihr etwa, irgendein Mensch, der Kagenori kennt, glaubt, er sei diesem eingebildeten Neuling je eine Antwort schuldig geblieben?«

»Macht, was Ihr wollt, Shinzō. Wir anderen werden jedenfalls nicht die Hände in den Schoß legen.« »Was habt ihr vor?« »Nur eines: ihn zu töten.«

»Und ihr glaubt, ihr schafft das? Ich habe euch davor gewarnt, an den Sumida zu gehen. Ihr wolltet nicht hören. Vier von euch haben ihr Leben gelassen. Und jetzt seid ihr schon wieder von ihm geschlagen worden. Häuft ihr damit nicht noch Schande auf die Schmach? Nicht Kojirō macht Kagenoris Ruf zuschanden, sondern ihr tut das. Ich frage euch eines: Habt ihr ihn unschädlich gemacht?«

Er erhielt keine Antwort.

»Selbstverständlich nicht. Ich wette, daß er keinen einzigen Kratzer abbekommen hat. Das Schlimme mit euch ist, daß ihr nicht genug Verstand habt, um zu vermeiden, ihm gegenüberzutreten. Ihr habt einfach keinen Begriff davon, wie stark er ist. Gewiß, er ist jung, er ist von niedriger Gesinnung, er ist roh und hochnäsiger; aber er ist ein überragender Schwertkämpfer. Wie er dazu gekommen ist, sich dieses Können anzueignen, weiß ich nicht, aber er besitzt es nun mal! Und ihr unterschätzt ihn. Das ist euer erster Fehler.« Einer der

Männer am Brunnen warf sich vor Shinzō in die Brust, als wolle er ihn körperlich bedrängen. »Ihr behauptet, was immer dieser Hundsfoth auch tut, es gibt nichts, was wir gegen ihn unternehmen können.« Shinzō nickte trotzig. »Ja. Wir können nichts dagegen tun. Wir sind keine Schwertkämpfer; wir sind Männer, welche die Wissenschaft vom Kriege studieren. Wenn ihr glaubt, meine Einstellung sei feige, dann muß ich mich eben damit abfinden, feige genannt zu werden.«

Der Verwundete zu ihren Füßen stöhnte: »Wasser ... Wasser ... bitte!« Seine beiden Kameraden knieten nieder und halfen ihm zu einer sitzenden Stellung auf.

Als Shinzō sah, daß sie ihm Wasser geben wollten, schrie er auf: »Halt! Wenn er jetzt Wasser trinkt, bringt ihn das um!«

Da sie zögerten, brachte der Mann seinen Mund an den Eimer. Ein Schluck, und sein Kopf fiel nach hinten. Die Zahl der Toten war in dieser Nacht auf fünf gestiegen.

Während die Eulen den morgendlichen Mond anschrien, kehrte Shinzō schweigend ins Krankenzimmer zurück. Kagenori schlief immer noch und atmete tief. Beruhigt begab Shinzō sich in sein Zimmer. Werke über Strategie lagen aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch – Bücher, die er angefangen hatte zu studieren, ohne die Zeit gefunden zu haben, sie auch zu Ende zu lesen. Wiewohl von edler Geburt, hatte er als Kind reichlich Holz spalten, Wasser schleppen und viele Stunden bei Kerzenlicht lernen müssen. Sein Vater, ein großer Samurai, hatte nichts davon gehalten, einen jungen Mann seiner Klasse zu verwöhnen. Shinzō war mit dem Vorsatz in die Obata-Schule eingetreten, das kriegs- und waffentechnische Können im Lehen seiner Familie auszubauen. Wiewohl er einer der jüngsten Schüler war, stand er in der Achtung seines Lehrers ganz oben. Die Pflege des kranken Meisters raubte ihm in letzter Zeit den größten Teil der Nachtruhe. Jetzt verschränkte er die Arme vor der Brust und stieß einen tiefen Seufzer aus. Wer würde sich um Kagenori

kümmern, wenn er nicht mehr da war? Sämtliche anderen Schüler, die in der Schule lebten, gehörten jenem rauhen und eher schwerfälligen Menschenschlag an, der sich merkwürdigerweise besonders zur Wissenschaft vom Kriege hingezogen fühlte. Diejenigen, die nur zu den Vorlesungen in die Schule kamen, waren womöglich noch schlimmer. Sie führten das große Wort über männliche Themen, wie die Samurai sie für gewöhnlich diskutierten, jedoch war nicht einer unter ihnen, der Verständnis für den Geist des einsamen Verstandesmenschen hatte, der ihr Lehrer war. Die höheren Einsichten der Strategie gingen ohnehin über ihren Horizont hinaus. Weit besser verstanden sie jedes gegen ihren Stolz oder ihr Können als Samurai gerichtete Gerede. Waren sie beleidigt, wurden sie schnell zu hirnlosen Rachewerkzeugen.

Shinzō war gerade auf Reisen gewesen, als Kojirō in der Schule erschienen war. Da Kojirō behauptete, Fragen zu Büchern der Kriegskunst zu haben, schien sein Anliegen echt zu sein, und so wurde er dem Meister vorgestellt. Doch dann stellte er keine einzige solche Frage, sondern er stritt sich anmaßend und hoffärtig mit Kagenori, und es war bald klargeworden, daß sein eigentliches Anliegen war, den alten Mann zu demütigen. Als ein paar Schüler ihn schließlich in einen Nebenraum führten und eine Erklärung verlangten, antwortete er mit einem Schwall von Beleidigungen, und er erklärte, es jederzeit mit jedem von ihnen aufzunehmen.

Sodann hatte Kojirō schwere Anwürfe verbreitet und behauptet, die kriegs- und waffentechnischen Studien der Obata-Schule seien oberflächlich und nichts weiter als eine Neuaufbereitung des Kusunoki-Stils oder des unter dem Titel »Die sechs Geheimnisse« bekannten alten chinesischen Textes; außerdem seien sie gefälscht und etwas, worauf man sich nicht verlassen könne. Als seine böartigen Behauptungen den Obata-Schülern zu Ohren kamen, schworen sie, daß er dafür mit seinem Leben büßen werde. Daß Shinzō sich dagegen

aussprach, hatte sich als nutzlos erwiesen, wie auch der Umstand, daß er außerdem darauf hinwies, ehe irgendwelche entscheidenden Schritte unternommen würden, müsse Kagenoris Sohn Yogorō, der gerade eine längere Reise machte, befragt werden. »Begreifen sie denn nicht, welch fruchtlose Scherereien sie machen?« jammerte Shinzō laut vor sich hin. Das schwindende Licht der Lampe beleuchtete sein bekümmertes Gesicht nur schwach. Nach einer Lösung suchend, legte er die Arme über die aufgeschlagenen Bücher und döste ein.

Als er Stimmen hörte, wachte er auf.

Als er zum Vortragsraum ging und diesen verlassen vorfand, zog er ein Paar Zori an und ging nach draußen. In einem Bambushain, der zum heiligen Bezirk des Hirakawa-Tenjin-Schreins gehörte, sah er, was er befürchtet hatte: Eine große Gruppe von Schülern hielt einen gefühlsgeladenen Kriegsrat ab. Die beiden Verwundeten, mit aschgrauem Gesicht und dem Arm in der weißen Schlinge, standen nebeneinander und beschrieben, wie das Desaster sich zugetragen hatte.

Ein Schüler fragte verächtlich: »Habe ich richtig verstanden? Zu zehnt seid ihr hingegangen, und die Hälfte von euch wurde von einem einzelnen Mann erschlagen?«

»Ich fürchte, so war es. Wir konnten nicht einmal richtig an ihn herankommen.«

»Murata und Ayabe galten als unsere besten Schwertkämpfer.« »Sie waren die ersten, die es erwischt hat. Yosobei hat es nur dank seines Durchhaltevermögens geschafft, bis hierher zurückzukommen, aber dann beging er den Fehler, Wasser zu trinken, ehe wir ihn daran hindern konnten.«

Verbissenes Schweigen senkte sich über die Versammelten. Als Männer, die sich mit der Wissenschaft vom Kriege beschäftigten, kannten sie sich in Problemen des Nachschubs,

der Strategie, der Nachrichtenübermittlung, des Spionierens und so weiter aus, nicht jedoch mit den Techniken des Kampfes von Mann gegen Mann. Die meisten glaubten, wie man es sie gelehrt hatte, daß die Kunst des Schwertfechtens etwas für einen gewöhnlichen Krieger sei, nicht jedoch für einen Heerführer. Trotzdem widersetzte sich ihr Samuraistolz der simplen Erkenntnis, daß sie gegen einen überragenden Schwertkämpfer wie Sasaki Kojirō hilflos waren.

»Was können wir tun?« fragte eine traurige Stimme. Eine Zeitlang war das Schreien der Eulen die einzige Antwort.

Dann sagte ein Schüler: »Ich habe einen Vetter, der dem Hause Yagyū dient. Vielleicht gelingt es ihm, die Yagyūs zu bewegen, uns zu helfen.« »Sei doch nicht albern!« kam es von mehreren Seiten.

»Wir können unmöglich um Hilfe von außen bitten. Das würde nur noch mehr Schande über unseren Lehrer bringen. Damit würden wir nur unsere Schwäche eingestehen.« »Nun, was sollen wir dann tun?«

»Die einzige Möglichkeit ist, sich noch einmal mit Kojirō zu messen. Aber wenn wir es wieder bei Nacht und Nebel machen, ist das dem Ruf unserer Schule abträglich. Lieber fallen wir im offenen Kampf, wenn wir fallen müssen. Zumindest hält man uns dann nicht für Feiglinge.« »Sollen wir ihm eine förmliche Herausforderung schicken?« »Ja, und auf die müssen wir uns berufen, ganz gleich, wie viele Male wir verlieren.« »Damit hast du wohl recht, bloß wird das Shinzō nicht gefallen.«

»Er braucht es ja nicht zu erfahren, und unser Meister auch nicht. Jetzt schreiben wir gleich den Herausforderungsbrief. Pinsel und Tinte können wir uns vom Priester ausborgen.«

Leise machten sie sich zum Haus des Priesters auf. Sie waren noch keine zehn Schritt gegangen, holte der Mann an der Spitze plötzlich erschrocken Luft und trat einen Schritt

zurück. Die anderen blieben auf der Stelle stehen. Aller Augen starrten auf die Veranda an der Rückseite des altehrwürdigen Schreingebäudes. Dort stand vor einem mit grünen Früchten beladenen Pflaumenbaum Kojirō, einen Fuß auf das Geländer gestützt, im Gesicht ein herausforderndes Grinsen. Die Schüler wurden blaß und schnappten nach Luft.

Kojirōs Stimme hatte etwas Giftiges. »Ich entnehme Eurer Besprechung, daß Ihr immer noch nicht klug geworden seid. Ihr habt beschlossen, mir eine schriftliche Herausforderung zu schicken. Nun, die Mühe könnt Ihr Euch sparen. Ich bin hier und bereit zu kämpfen. Gestern abend – ich hatte mir noch nicht einmal das Blut von den Händen gewaschen – gelangte ich zu der Einsicht, daß dies nicht der letzte Kampf gewesen war, und so bin ich Euch Jammerlappen nachgegangen.«

Er hielt inne, damit sich ihnen seine Worte auch gut einprägten, und fuhr dann in ironischem Ton fort: »Ich war neugierig und habe mich gefragt, wie Ihr wohl den Ort und den Zeitpunkt für die Herausforderung finden würdet. Befragt Ihr das Horoskop, um Euch den am meisten glückverheißenden Tag auszusuchen? Oder haltet Ihr es für klüger, das Schwert nicht zu ziehen, ehe die Nacht sich niedergesenkt und Euer Gegner sich betrunken auf dem Heimweg vom Vergnügungsviertel befindet?«

Wieder machte er eine Pause, gleichsam als warte er auf eine Antwort. »Habt Ihr denn nichts zu sagen? Gibt es denn keinen einzigen richtigen Mann unter Euch? Wenn Ihr so sehr darauf erpicht seid, gegen mich zu kämpfen, tretet doch vor! Einer nach dem anderen oder alle gleichzeitig –mir ist das gleichgültig! Vor Euresgleichen würde ich nicht einmal davonlaufen, wenn Ihr von Kopf bis Fuß in einem Panzer steckt und zum Klang von Trommeln dahermarschieret.«

Kein Laut kam von den eingeschüchterten Männern.

»Was ist los mit Euch?« Die Pausen wurden länger. »Habt

Ihr beschlossen, mich nicht herauszufordern? Ist denn kein einziger unter Euch, der Rückgrat hat? Nun gut. Es ist an der Zeit, daß Ihr endlich Eure dummen Ohren aufreißt und zuhört: Ich bin Sasaki Kojirō. Mittelbar habe ich die Schwertfechtkunst nach seinem Tode von dem großen Toda Seigen gelernt. Ich kenne die Geheimnisse des Schwertziehens, die Katayama Hisayasu entwickelt hat, und ich selbst habe den Ganryū-Stil geschaffen. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die nur in der Theorie bewandert sind, Bücher lesen und Vorlesungen über Sunzi oder ›Die sechs Geheimnisse‹ hören. Ihr und ich, wir haben weder im Geist noch im Wollen irgend etwas gemein. Ich kenne die Einzelheiten Eures täglichen Studiums nicht, aber ich werde Euch jetzt zeigen, was es mit der Wissenschaft vom Kämpfen im echten Leben auf sich hat. Nicht, daß Ihr denkt, ich prahle. Überlegt! Wenn einem Mann im Dunkeln aufgelauert wird wie mir heute nacht, und wenn er dann noch das Glück hat zu gewinnen – was tut er dann? Handelt es sich um einen gewöhnlichen Menschen, bringt er sich so schnell wie möglich in Sicherheit. Ist er das dann, geht er in Gedanken noch einmal alles durch und beglückwünscht sich, überlebt zu haben. Habe ich nicht recht? Ist es nicht das, was Ihr tun würdet? Aber habe ich das getan? Nein! Ich habe nicht nur die Hälfte von Euch niedergemacht, sondern bin den letzten von Euch sogar bis nach Hause gefolgt und habe hier gewartet, direkt vor Eurer Nase. Ich habe zugehört, wie Ihr Schwächlinge Euch bemüht habt, Euch zu etwas durchzuringen, und dann habe ich Euch auch noch überrascht. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt über Euch herfallen und Euch in Stücke hacken. Das bedeutet es tatsächlich, ein Krieger zu sein. Das ist das ganze Geheimnis der Wissenschaft vom Kriege. Einige von Euch haben gesagt, Sasaki Kojirō ist ja bloß ein Schwertkämpfer, es stehe ihm nicht zu, an eine Schule wie diese zu kommen und groß das Maul aufzureißen. Wie weit muß ich noch gehen, um Euch zu überzeugen, daß Ihr unrecht

habt? Vielleicht beweise ich Euch heute nicht nur, daß ich der größte Schwertkämpfer im Reich bin, sondern auch ein Meister der Taktik. Ha, ha! Das Ganze gerät zu einer hübschen kleinen Vorlesung, nicht wahr? Ich fürchte, wenn ich weiterhin mein ganzes Wissen preisgebe, bringt das den armen Obata Kagenori um seinen Lebensunterhalt. Das ginge doch nicht an, oder? Ach, ich bin durstig. Koroku, Jūrō, bringt mir Wasser!« »Sofort, Herr!« kam es wie aus einem Mund aus dem Schatten neben dem Schrein, wo die beiden hingerissen und bewundernd gelauscht hatten. Nachdem sie Kojirō einen großen irdenen Becher Wasser gebracht hatten, fragte Jūrō eifrig: »Was wollt Ihr tun, Herr?«

»Frag sie!« sagte Kojirō höhnisch grinsend. »Die Antwort liegt in diesen hinterhältigen, leeren Fratzen!«

»Hat man je Männer gesehen, die ein so dummes Gesicht gemacht haben?« Koroku lachte.

»Was für eine feige Bande!« sagte Jūrō. »Kommt, Herr! Laßt uns gehen! Sie stellen sich Euch doch nicht.«

Während die drei mit stolzgeschwellter Brust durch das Tor des Schreins stolzierten, flüsterte Shinzō, der sich zwischen den Bäumen verborgen hatte: »Das wirst du mir büßen!«

Die Schüler ließen den Kopf hängen. Kojirō hatte sie übertölpelt, sich an ihrer Angst geweidet und sie verschüchtert und gedemütigt stehenlassen. Das Schweigen unterbrach ein Schüler, der herbeigelaufen kam und völlig verwirrt fragte: »Haben wir Särge bestellt?« Als keiner antwortete, sagte er: »Der Sargtischler ist mit fünf Särgen gekommen. Er wartet.« Schließlich antwortete einer völlig verzagt: »Die Leichen werden erst geholt. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, wir brauchen noch einen Sarg mehr. Sag ihm, er soll noch einen bauen, und laß diejenigen, die er gebracht hat, in das Vorratshaus stellen.«

Am Abend wurde im Vortragsraum die Totenwache

gehalten. Wiewohl alles sehr leise vonstatten ging, damit Kagenori nichts hörte, erriet dieser mehr oder weniger, was vorging. Er unterließ es, Fragen zu stellen, und auch Shinzō sagte nichts.

Von diesem Tag an haftete der Schule das Schandmal der Niederlage an. Nur Shinzō, der dafür eingetreten war, sich zurückzuhalten, und der dafür der Feigheit geziehen wurde, hielt den Wunsch nach Rache in sich lebendig. In seinen Augen glomm ein Feuer, das keiner der anderen zu ergründen vermochte.

Als der Herbst ins Land zog, verschlimmerte sich Kagenoris Leiden. Von seiner Lagerstatt aus konnte er auf einem Zedernstumpf eine Eule sitzen sehen, die ihn anstarrte, sich nie bewegte und tagsüber den Mond anschrie. Einmal hörte Shinzō aus dem Eulenschrei die Botschaft heraus, daß das Ende seines Meisters nahe war.

Dann traf ein Brief von Yogorō ein, der erklärte, er habe von Kojirō gehört und befinde sich auf dem Weg nach Hause. Ein paar Tage lang überlegte Shinzō, was wohl zuerst eintreten würde: die Rückkehr des Sohnes oder der Tod des Vaters. Beides bedeutete für ihn, daß der Tag kam, auf den er gewartet hatte – der Tag, da er seiner Verpflichtungen ledig sein würde. Am Vorabend der endgültigen Heimkehr Yogorōs hinterließ Shinzō auf seinem Schreibtisch einen Abschiedsbrief. Dann verließ er die Obata-Schule. Im Wald, der den Schrein umgab, wandte er sich in die Richtung von Kagenoris Krankenraum und sagte leise: »Vergebt mir, Euch ohne Erlaubnis verlassen zu haben. Ruht in Frieden, guter Meister! Morgen ist Yogorō wieder daheim. Ich weiß nicht, ob ich es schaffe, Euch noch vor Eurem Tod Kojirōs Kopf zu bringen, aber ich werde es versuchen. Sollte ich bei diesem Versuch ums Leben kommen, werde ich Euch im Land der Toten erwarten.«

Ein ungewöhnliches Nachtmahl

Musashi war durchs Land gezogen, hatte sich asketischen Übungen hingegeben und seinen Leib kasteit, um seine Seele zu vervollkommen. Er war mehr denn je entschlossen, seinen Weg allein zu gehen. Bedeutete das zu hungern, im Freien – Kälte und Regen preisgegeben – zu schlafen und in Lumpen herumzulaufen, dann war er willens, das auf sich zu nehmen. In seinem Herzen schlummerte ein Traum, den er nie verwirklichen würde, wenn er eine Stellung im Dienste des Fürsten Date annahm, selbst dann nicht, wenn der Fürst ihm sein ganzes Lehen mit dem Ertrag von fünf Millionen Scheffel anbot.

Nach dem langen Marsch hinauf nach Edo hatte er ein paar Nächte in der aufstrebenden Stadt verbracht, ehe er wieder aufgebrochen war, diesmal gen Norden, Richtung Sendai. Das Geld, das Ishimoda Geki ihm heimlich zugesteckt hatte, lastete auf seinem Gewissen. Er wußte, daß er erst dann Frieden finden würde, wenn er es zurückgegeben hatte.

Jetzt, anderthalb Jahre später, befand er sich auf der Hōtengahara, einer Edo vorgelagerten Ebene in der Provinz Shimōsa. Hier hatte sich wenig verändert, seit der aufrührerische Taira no Masakado und seine Truppen im zehnten Jahrhundert mordend und brandschatzend durchgezogen waren. Die Ebene war ein trostloser Fleck Erde. Das Gebiet war nur dünn besiedelt, und es wuchsen nur niedriges Gestrüpp, ein paar Bäume, Bambus und Schilf. Die Sonne, die dicht überm Horizont stand, warf einen rötlichen Schimmer auf Wasserlachen, aber Gras und Büsche bildeten eine farblose graue Masse. »Was jetzt?« murmelte Musashi vor sich hin, als er seinen müden Beinen an einer Wegkreuzung etwas Ruhe gönnte. Sein Körper war ermattet, seine Kleider waren immer noch klamm von dem Wolkenbruch, in den er vor einigen Tagen am Tochigi-Paß geraten war. Die feuchte Kühle des Abends weckte in ihm das Bedürfnis, eine heimelige

Wohnstatt zu finden. Die letzten beiden Nächte hatte er unter den Sternen geschlafen, doch jetzt sehnte er sich nach der Wärme eines Feuers und nach einer heißen Mahlzeit, auch wenn es nur schlichte bäuerliche Kost wie Hirse mit Reis wäre. Die salzige Luft verriet ihm, daß das Meer nicht fern war. Vielleicht, so überlegte er, fand er am Strand ein Haus, möglicherweise sogar ein Fischerdorf oder einen kleinen Hafen. Wenn nicht, mußte er sich eben damit abfinden, noch eine Nacht im Herbstgras unter dem riesigen Erntemond zu verbringen.

Hätte ich ein poetischeres Gemüt, dachte er, dann könnte ich die Augenblicke in dieser erschreckend einsamen Landschaft womöglich genießen. Doch wie die Dinge nun einmal lagen, sehnte er sich nach nichts mehr als danach, wieder mit Menschen zusammenzusein, etwas Anständiges zu essen und sich auszuruhen. Aber nur das unablässige, eintönige Gessumm der Insekten begleitete seine einsame Wanderung.

Auf einer lehmverkrusteten Brücke blieb Musashi stehen. Ein Prusten und Plantschen übertönte auf einmal das friedliche Plätschern des Fließchens. Ein Otter? Er spähte mit verengten Augen ins schwindende Tageslicht und erkannte in einer Mulde am Ufer eine Gestalt. Er mußte unwillkürlich lachen, als er bemerkte, daß der Junge, der da kniete und zu ihm aufblickte, in der Tat ein wenig einem Otter ähnelte.

»Was machst du denn da unten?« rief Musashi betont freundlich. »Schmerlen fangen«, lautete die lakonische Antwort. Der Junge schlenkerte einen Weidenkorb im Wasser hin und her, um seine quirlige Beute von Schlamm und Sand zu befreien.

»Viel gefangen?« erkundigte sich Musashi, der sich danach sehnte, mit einem Menschen zu sprechen. »Gibt nicht viele. Ist ja schon Herbst.« »Wie wär's, wenn du mir ein paar überläßt?« »Von meinen Fischen?«

»Ja. Nur eine Handvoll. Ich bezahl' sie dir auch.«

»Tut mir leid, aber die sind für meinen Vater.« Der Junge nahm den Korb unter den Arm, sprang behende die Uferböschung hinauf und war gleich darauf wie ein Wiesel im Dunkeln verschwunden.

»Verflixt flink, der kleine Teufel!« Musashi lachte. Er mußte an seine eigene Kindheit denken, und dabei fiel ihm Jōtarō ein. Was wohl aus ihm geworden ist? sann er. Jōtarō war fünfzehn gewesen, als er ihn zuletzt gesehen hatte. Nun würde er bald siebzehn werden. Armer Junge. Er hat mich als Lehrer angenommen, hat mich verehrt und mir gedient – und was habe ich für ihn getan? Nichts.

Ganz seinen Erinnerungen hingegeben, vergaß er seine Müdigkeit. Er blieb unbeweglich stehen. Der volle, helle Mond stand am Himmel. In Nächten wie diesen spielte Otsū mit Vorliebe Flöte. Im Zirpen und Surren der Insekten meinte er das Lachen von Otsū und Jōtarō zu hören. Als er den Kopf wandte, entdeckte er ein Licht. Eilig machte er sich auf den Weg und hielt geradewegs darauf zu.

Buschkleesträucher wuchsen fast bis zum windschiefen Dach der einsamen Hütte. Die Wände waren mit Flaschenkürbis berankt, dessen Blüten von fern wie riesige Tautropfen aussahen. Musashi erschrak. Dann lachte er erleichtert: Ein neben der Hütte angebundenes Pferd hatte gewiehert. »Wer da?«

Musashi erkannte die Stimme des kleinen Schmerlenfischers. Lächelnd rief er: »Dürfte ich hier schlafen? Ich ziehe auch morgen früh gleich weiter.«

Der Junge kam an die Tür und musterte Musashi eingehend. Nach einer Weile sagte er: »Na schön. Tretet ein.«

Die Hütte war baufällig. Das Mondlicht fiel durch die Ritzen in Wänden und Dach. Musashi nahm seinen Umhang ab, konnte aber keinen Haken finden, an dem er ihn hätte

aufhängen können. Vom Boden pfiff trotz der Schilfmatte ein eisiger Wind herein.

Der Junge kniete – der strengen Zeremonie gehorchend – vor seinem Gast und fragte: »Am Fluß habt Ihr gesagt, Ihr würdet gern ein paar Schmerlen haben, nicht wahr? Mögt Ihr Schmerlen?«

Die Förmlichkeit des Jungen überraschte Musashi angesichts dieser Umgebung dermaßen, daß er den Jungen sprachlos anstarrte. »Was schaut Ihr mich so an?« »Wie alt bist du?« »Zwölf.«

Musashi war von dem Gesicht des Jungen beeindruckt. Es war schmutzig wie die Wurzeln einer Lotuspflanze, die man gerade aus dem Boden gezogen hat. Sein Haar sah aus wie ein Vogelnest und roch auch so. Gleichwohl besaß sein Antlitz Charakter. Er hatte Wangen wie Granatäpfel, und seine Augen schimmerten wie Perlen unter der schmutzigen Stirn.

»Ich habe etwas Hirse und Reis«, sagte der Junge gastfreundlich. »Und jetzt, wo mein Vater gegessen hat, könnt Ihr auch die übrigen Schmerlen haben, wenn Ihr mögt.« »Danke.«

»Und Tee hättet Ihr wohl auch gern?« »Ja, wenn es keine Umstände macht.«

»Wartet hier.« Er schob eine Tür auf und ging nach nebenan. Musashi hörte ihn Holz zerkleinern und sah dann, wie er die Flammen in einem irdenen Kohlebecken mit einem Fächer anfachte. Es dauerte nicht lange, und der Rauch, der die auffällige Hütte durchzog, scheuchte ein Heer von Insekten auf.

Der Junge kehrte mit einem Tablett zurück, das er vor Musashi auf den Boden stellte. Musashi fiel heißhungrig über die salzigen, gebratenen Schmerlen her und vertilgte auch Hirse und Reis, süßliche schwarze Sojabohnenpaste und große Mengen Tee in kürzester Zeit. »Das hat gutgetan«, sagte er

dankbar.

»Wirklich?« Der Junge schien Freude am Wohlbehagen seines Gastes zu haben.

Ein Bursche, der sich zu benehmen weiß, dachte Musashi. »Ich möchte dem Hausherrn gern meinen Dank bezeigen. Hat er sich schon hingelegt?« »Nein. Er sitzt vor Euch.« Der Junge tippte auf seine Nase. »Lebst du ganz allein hier?« »Ja.«

»Hm, verstehe.« Es entstand eine peinliche Pause. »Und womit verdienst du deinen Lebensunterhalt?« erkundigte sich Musashi endlich.

»Ich vermiete das Pferd und gehe selbst als Bursche mit. Früher haben wir auch etwas Ackerbau getrieben ... Oh, unser Lampenöl geht zur Neige. Aber Ihr müßt ohnehin müde sein, nicht wahr?«

Musashi nickte. Er legte sich auf einen zerschissenen Strohsack, der an der Wand ausgerollt war. Das Summen der Insekten wirkte beruhigend. Er schlief ein. Erschöpft, wie er war, brach Musashi in Schweiß aus. Ihm träumte, er höre Regentropfen aufs Dach fallen.

Erschrocken fuhr er in die Höhe. Kein Zweifel. Was er hörte, war das Wetzen einer Klinge. Als er instinktiv nach seinem Schwert griff, rief der Junge ihm zu: »Könnt Ihr nicht schlafen?«

Woher wußte er das? Erstaunt fragte Musashi: »Wieso schärfst du denn um diese Stunde eine Klinge?«

Der Junge brach in Lachen aus. »Habe ich Euch Angst gemacht? Ihr seht so stark und mutig aus, daß man meint, ihr fürchtet Euch nicht so leicht.« Musashi schwieg. Er fragte sich, ob er wohl auf einen allwissenden Dämon im Gewand eines Bauernjungen gestoßen sei.

Als das Wetzen der Klinge wieder ertönte, trat Musashi an die Tür. Durch einen Spalt spähend erkannte er, daß der andere

Raum eine Küche mit einem kleinen Schlafplatz war. Der Junge kniete im Mondlicht am Fenster und hatte einen großen Krug Wasser neben sich stehen. Das Schwert, das er schärfte, war eines von denen, die die Bauern benutzen. »Was hast du denn damit vor?« fragte Musashi.

Der Junge blickte zur Tür, fuhr aber mit der Arbeit fort. Nach ein paar Minuten wischte er die Klinge ab, die etwa anderthalb Fuß lang war, und hielt sie hoch, um sie zu begutachten. Sie glänzte hell im Mondlicht. »Schaut«, sagte er, »meint Ihr, man kann damit einen Mann zweiteilen?« »Das kommt drauf an, ob man sich darauf versteht oder nicht.« »Oh, das tue ich.«

»Hast du jemand Bestimmten im Sinn?« »Meinen Vater.«

»Deinen Vater?« Musashi stieß die Tür auf. »Mit so was scherzt man nicht.«

»Ich scherze nicht.«

»Du kannst doch aber nicht im Ernst vorhaben, deinen Vater umzubringen! Selbst Ratten und Wespen in dieser gottverlassenen Wildnis wissen es besser und bringen ihre Eltern nicht um!«

»Aber wenn ich seinen Körper nicht durchtrenne, kann ich ihn nicht tragen.«

»Wohin willst du ihn denn tragen?« »Zum Friedhof.« »Soll das heißen, er ist tot?« »Ja.«

Musashi blickte zur Wand hinüber. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß die Gestalt, die er schon am Abend dort hatte liegen sehen, ein Toter sein könnte. Jetzt erkannte er, daß es in der Tat der Leichnam eines alten Mannes war, der dort ausgestreckt lag. Er hatte ein Kissen unter dem Kopf und war mit einem Kimono zugedeckt. Neben ihm standen eine Schale Reis, ein Becher Wasser und ein Holzteller mit gebratenen Schmerlen. Als ihm einfiel, daß er den Jungen ahnungslos gebeten hatte, ihm von den Schmerlen abzugeben, die als

Opfergabe für den Geist eines Toten gedacht waren, fühlte Musashi sich peinlich berührt. Gleichzeitig bewunderte er den Jungen dafür, daß er einen kühlen Kopf bewahrt und nach einer Möglichkeit gesucht hatte, den Leichnam tragen zu können. Versunken schaute er den Jungen an und schwieg eine Zeitlang. »Wann ist er gestorben?« »Heute morgen.«

»Und wie weit ist es bis zum Friedhof?« »Er liegt hoch in den Bergen.«

»Könntest du nicht jemand holen, der dir hilft, ihn hinzubringen?« »Ich habe kein Geld.« »Laß mich dir etwas geben.«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Vater hatte was dagegen, Geschenke anzunehmen. Er ging auch nicht in den Tempel. Ich komme schon zurecht, vielen Dank.«

Aus dem Geist des Jungen und seiner Beherrztheit, aus seiner stoischen und doch praktischen Art schloß Musashi, daß sein Vater nicht als gewöhnlicher Bauer geboren worden sei. Das Selbstvertrauen des Jungen war bemerkenswert.

In Anerkennung der Wünsche des Toten behielt Musashi sein Geld und erbot sich statt dessen, dem Jungen seine Körperkraft zur Verfügung zu stellen. Der Junge nahm dankend an, und gemeinsam hoben sie den Toten aufs Pferd. Als der Weg zu steil wurde, trug Musashi ihn auf dem Rücken. Der Friedhof entpuppte sich als kleine Lichtung unter einer Kastanie, und ein großer runder Findling diente als Merkstein.

Nachdem sie den Vater beigesetzt hatten, legte der Junge ein paar Blumen aufs Grab. Zu Musashi sagte er: »Mein Großvater, meine Großmutter und meine Mutter sind hier bestattet.« Er faltete die Hände. Musashi betete mit ihm stumm für die ewige Ruhe seiner Familie.

»Der Grabstein scheint nicht sonderlich alt«, meinte er nach einer Weile. »Wann hat deine Familie sich hier niedergelassen?« »Das war zu Lebzeiten meines Großvaters.«

»Und wo hat die Familie vorher gelebt?«

»Mein Großvater war ein Samurai des Mogami-Clans, doch nach der Niederlage seines Herrn verbrannte er unseren Stammbaum und alle anderen Familienpapiere. Es blieb nichts übrig.«

»Ich sehe aber keinen Namen in den Stein eingemeißelt. Er trägt auch weder Datum noch Familienwappen.« »Großvater befahl auf dem Sterbebett, den Stein unbeschriftet zu lassen. Er war sehr streng. Einmal kamen ein paar Männer aus dem Gamō-Lehen und ein andermal welche aus dem Lehen von Date und boten ihm eine Stellung an, doch er lehnte beide ab. Er sagte, ein Samurai dürfe nur einem Herrn dienen. Und was den Stein betrifft, so sagte er, seit er Bauer geworden sei, würde er Schande über seinen toten Herrn bringen, wenn er seinen Namen daraufschriebe.«

»Kennst du den Namen deines Großvaters?«

»Ja. Er hieß Misawa Iori. Mein Vater legte den Familiennamen ab, da er ja nur ein einfacher Bauer war, und nannte sich einfach San'emon.« »Und wie heißt du?« »Sannosuke.«

»Hast du noch Verwandte?«

»Eine ältere Schwester, aber die ist schon vor langer Zeit fortgezogen. Ich weiß nicht, wo sie lebt.« »Sonst hast du niemand?« »Nein.«

»Und wie willst du in Zukunft leben?«

»Wohl genauso wie bisher.« Dann jedoch setzte er eilends hinzu: »Hört, Ihr seid doch ein Shugyōsha, nicht wahr? Ihr müßt doch überall herumkommen. Nehmt mich mit Euch. Ihr könnt auf meinem Pferd reiten, und ich bin Euer Knappe.«

Während Musashi sich die Bitte des Jungen durch den Kopf gehen ließ, schaute er über das Land, das sich unter ihnen erstreckte. Da es fruchtbar schien, wunderte er sich, daß es

nicht beackert wurde. Das lag gewiß nicht daran, daß die Menschen hier besonders wohlhabend waren. Er war auf seinem Weg überall der Armut begegnet.

Kultur, dachte Musashi, entsteht immer erst dann, wenn die Menschen gelernt haben, die Kräfte der Natur zu beherrschen. Warum die Leute hier in der Kanto-Ebene so machtlos sind zuzulassen, daß die Natur sie unterdrückt? Als die Sonne höher stieg, entdeckte Musashi Tiere, die sich an dem Reichtum ergötzen, den der Mensch noch nicht zu ernten gelernt hatte. Bald schon stellte sich heraus, daß Sannosuke trotz seines Mutes und seiner Unabhängigkeit noch ein Kind war. Als das Sonnenlicht den Tau aufleuchten ließ und sie aufbrachen, war der Junge nicht mehr traurig, ja, er schien alle Gedanken an den Vater aus seinem Kopf verbannt zu haben. Als sie ein gutes Stück des Abstiegs hinter sich gebracht hatten, fing er an, Musashi um Antwort auf seinen Vorschlag zu bitten. »Ich bin bereit, gleich heute mitzukommen«, erklärte er. »Überlegt doch, wohin Ihr auch wollt, Ihr werdet immer auf einem Pferd reiten können. Und außerdem wird jemand dasein, der Euch bedient.«

Er erntete nur ein unverbindliches Hüsteln. Zwar hatte Sannosuke viel zu bieten, doch Musashi fragte sich, ob er sich nochmals die Verantwortung für die Zukunft eines Jungen aufbürden solle. Jōtarō besaß vielfältige Anlagen und Fähigkeiten, doch was hatte er schon davon gehabt, sich so eng an Musashi anzuschließen? Jetzt, wo er verschwunden war, empfand Musashi seine Verantwortung womöglich noch drückender als zuvor. Gleichviel, dachte Musashi, wenn man nur an die Gefahren denkt, die vor einem liegen, kann man keine Fortschritte machen und nicht erfolgreich durchs Leben kommen. Außerdem können nicht einmal die Eltern einem Kind die Zukunft wirklich garantieren. Ist es überhaupt möglich, objektiv zu entscheiden, was gut ist für ein Kind und was nicht? fragte er sich. Wenn es darum geht, Sannosukes

Begabungen zu entwickeln und ihn zu lenken, dann kann ich das tun. Und mehr wird niemand sonst erreichen. »Versprecht es mir, bitte, ja?« Der Junge ließ nicht locker. »Sannosuke, willst du denn dein Leben lang Pferdeburche bleiben?« »Selbstverständlich nicht. Ich will Samurai werden.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber wenn du mit mir kommst und mein Schüler wirst, wird dein Leben nicht immer ein reines Vergnügen sein, verstehst du?«

Der Junge ließ den Zügel fallen, und ehe Musashi wußte, wie ihm geschah, kniete er unter dem Kopf des Pferdes. Er verneigte sich tief und sagte: »Ich bitte Euch, Herr, macht einen Samurai aus mir. Das ist es, was mein Vater gewollt hat, nur gab es niemand, den wir um Hilfe bitten konnten.« Musashi stieg ab, sah sich einen Moment um, hob einen Stecken auf und reichte ihn Sannosuke. Dann suchte er auch für sich einen und sagte: »Ich möchte, daß du mit diesem Stecken gegen mich kämpfst. Sobald ich gesehen habe, wie du damit umgehst, weiß ich, ob du es zum Samurai bringen kannst oder nicht.«

»Wenn ich Euch schlage, willigt Ihr dann ein?« »Versuch's und finde es heraus!« Musashi lachte.

Sannosuke packte seine Waffe fest und fuhr wie besessen auf Musashi los. Dieser zeigte keine Gnade. Immer und immer wieder bekam der Junge Hiebe ab – auf die Schultern, ins Gesicht, auf die Arme. Nach jedem Schlag, den er hinnehmen mußte, wankte er zurück, kam jedoch jedesmal wieder hoch und ging erneut zum Angriff über.

»Gleich wird er in Tränen ausbrechen«, dachte Musashi. Aber Sannosuke gab nicht auf. Als sein Stecken entzweibrach, ging er mit bloßen Händen auf Musashi los.

»Was glaubst du, machst du da, du Wicht?« fuhr Musashi ihn absichtlich grob an. Er packte den Jungen beim Obi und warf ihn rücklings auf den Boden.

»Ihr Schuft!« schrie Sannosuke, sprang wieder auf und setzte erneut zum Angriff an.

Diesmal packte Musashi ihn um die Taille und stemmte ihn hoch in die Luft. »Genug?«

»Nein!« rief Sannosuke trotzig, obwohl er nichts anderes tun konnte, als hilflos mit Armen und Beinen zu strampeln.

»Ich werde dich gegen den Felsen schleudern. Das ist dein Tod. Bist du bereit aufzugeben?«

»Nein!«

»Du Eigensinniger! Siehst du denn nicht ein, daß du geschlagen bist?« »Solange ich noch am Leben bin, nicht. Ihr werdet schon sehen. Zum Schluß bleibe doch ich Sieger!« »Und wie willst du das fertigbringen?« »Ich werde an mir arbeiten, mich in Selbstzucht üben.« »Und wenn du zehn Jahre übst, so werde ich das gleiche tun.« »Gewiß, aber Ihr seid wesentlich älter als ich. Ihr werdet als erster sterben.« »Hmm.«

»Und wenn sie Euch in den Sarg legen, werde ich den letzten Hieb führen und gewinnen.«

»Narr!« schrie Musashi und warf den Jungen zu Boden. Als Sannosuke aufstand, sah Musashi ihm für einen Moment ernst ins Gesicht, lachte dann und klatschte in die Hände. »Gut. Du kannst mein Schüler werden.«

Der Lehrer und sein Schüler

Auf dem kurzen Weg hinunter zur Hütte plapperte Sannosuke unentwegt über seine Zukunftspläne.

Doch am Abend, als Musashi ihm gebot, dem einzigen Zuhause, das er kannte, Lebewohl zu sagen, wurde er in sich gekehrt. Sie saßen noch bis spät beieinander, und Sannosuke ließ Musashi mit feuchten Augen und leiser Stimme an den

Erinnerungen teilhaben, die er an Eltern und Großeltern hatte.

Am Morgen, als sie sich zur Abreise vorbereiteten, verkündete Musashi, er werde Sannosuke in Zukunft Iori nennen. »Wenn aus dir ein Samurai werden soll«, erklärte er, »ist es nur recht, daß Du den Namen deines Großvaters annimmst.« Der Junge war noch nicht alt genug für das Weihefest, bei dem normalerweise den Heranwachsenden ihr Beiname verliehen wird. Musashi meinte, der Name seines Großvaters werde Sannosuke ein Ansporn sein. Später, als der Junge noch in der Hütte verweilte und sich nicht losreißen konnte, sagte Musashi mit leiser, aber fester Stimme: »Iori, beeile dich. Du brauchst keine Erinnerungen an die Vergangenheit.«

Iori kam in einem Kimono herausgerannt, der kaum seine Schenkel bedeckte. An den Füßen hatte er die Strohsandalen eines Pferdeburschen, und in der Hand hielt er in ein Tuch geknüpft die Wegzehrung aus Hirse und Reis. Er sah aus wie ein Fröschlein, aber er wirkte tatendurstig und bereit, ein neues Leben zu beginnen.

»Such dir einen Baum, ein wenig entfernt von der Hütte, und binde das Pferd daran fest«, befahl Musashi. »Ihr könnt doch auch gleich aufsteigen.« »Tu, was ich dir sage.« »Ja, Herr.«

Musashi fiel die Höflichkeit auf, mit der er sprach: ein kleines, aber ermutigendes Zeichen für die Bereitschaft des Jungen, sich den Umgangsformen der Samurai anzupassen.

Iori band das Pferd an und kam zu Musashi zurück, der unter der Traufe der Bauernkate stand und den Blick über die Ebene schweifen ließ. Worauf wartet er wohl noch? fragte sich der Junge.

Musashi legte Iori die Hand auf den Kopf und sagte: »Hier bist du geboren worden, und hier hast du die Entschlossenheit gewonnen zu siegen.« Iori nickte.

»Statt einem zweiten Herrn zu dienen, hat dein Großvater die

Kriegerkaste verlassen. Dein Vater begnügte sich nach dem Wunsch deines sterbenden Großvaters damit, nur Bauer zu sein. Da er jetzt tot ist, stehst du ganz allein auf der Welt da. Daher mußt du auch lernen, dich ganz auf dich selbst zu verlassen.« »Ja, Herr.«

»Du sollst ein großer Mann werden!«

»Ich werde mein Bestes geben.« Tränen schossen ihm in die Augen. »Drei Generationen hindurch hat dieses Haus deine Familie vor Wind und Regen geschützt. Bedanke dich bei ihm, dann sag ihm ein für allemal Lebewohl und traure ihm nicht nach.« Musashi ging hinein und steckte die Hütte in Brand. Als er wieder herauskam, blinzelte Iori und kämpfte mit den Tränen. »Wenn wir die Hütte stehenließen«, sagte Musashi, »dann würde sie nur zu einem Versteck für Straßenräuber und gemeine Diebe. Ich verbrenne sie, um solche Menschen davon abzuhalten, die Erinnerung an deinen Vater und Großvater zu entweihen.« »Dafür bin ich Euch dankbar.«

Die Hütte verwandelte sich in eine lodernde Flamme, die langsam in sich zusammensank und schließlich erlosch. »Gehen wir«, sagte Iori. »Noch nicht.«

»Es gibt hier doch nichts mehr zu tun, oder?«

Musashi lachte. »Dort drüben, auf der Kuppe, werden wir ein neues Haus bauen.«

»Ein neues Haus? Wozu? Ihr habt doch gerade das alte niedergebrannt.« »Das hat deinem Vater und deinem Großvater gehört. Das, welches wir bauen, soll uns gehören.«

»Wollt Ihr damit sagen, daß wir hierbleiben?« »Richtig.«

»Dann gehen wir nirgendwohin, um uns in Selbstzucht zu üben?« »Das werden wir hier tun.« »Was können wir hier schon üben?«

»Die Schwertfechtkunst, die den Samurai auszeichnet. Und dann werden wir unseren Geist in Zucht nehmen und hart

arbeiten, um wahrhafte Menschlichkeit zu erlangen. Komm, und bring eine Axt mit.« Er zeigte auf einen Grashügel, auf dem sich Ackergerät und Handwerkszeug stapelten. Iori suchte und fand eine Axt, schulterte sie und folgte Musashi auf die Kuppe, auf der Kastanienbäume und Sicheltannen wuchsen.

Musashi machte den Oberkörper frei, ergriff die Axt und begann sein Werk. Bald stob ein Schauer heller Späne und Holzbrocken empor, Iori sah ihm zu und dachte: Vielleicht will er ein Dōjō bauen. Oder üben wir im Freien? Ein Baum fiel, dann ein zweiter. Schweiß rann über Musashis gerötete Wangen und wusch die Teilnahmslosigkeit und das Einsamkeitsgefühl der letzten Tage weg.

Den Plan, den zu verwirklichen er sich anschickte, hatte er gefaßt, als er auf dem Friedhof oben am frischen Grab des Bauern stand. Ich werde das Schwert eine Zeitlang ablegen, hatte er beschlossen, und statt dessen mit der Hacke arbeiten. Zen, Kalligraphie, die Kunst der Teezeremonie, Malen und Bildwerke schnitzen – all das trug gewiß dazu bei, sich in der Schwertfechtkunst zu vervollkommen. Aber konnte das Bestellen eines Ackers nicht gleichfalls dazu beitragen? War nicht diese brachliegende Erde, die darauf wartete, bestellt zu werden und Frucht zu tragen, eine herrliche Übungshalle? Wenn er eine ungastliche Ebene in Ackerland verwandelte, so förderte er damit auch das Wohlergehen künftiger Generationen.

Sein Leben lang war er wie ein wandernder Bettelmönch umhergezogen, wie ein Zen-Priester, der darauf angewiesen ist, daß andere ihm Nahrung, Unterkunft und Hilfe gewähren. Jetzt strebte er eine grundlegende Veränderung an. Schon seit langem hatte er gespürt, daß nur diejenigen, die ihr eigenes Korn und ihre eigenen Früchte zogen, wirklich begriffen, wie heilig und wertvoll die Gaben der Natur sind. Die aber, denen diese Erfahrung fehlte, waren wie Priester, die nicht praktizierten, was sie predigten, oder wie Schwertkämpfer, die

Techniken erlernten, aber keine Ahnung vom Weg des Schwertes hatten.

Als er noch ein Kind war, hatte seine Mutter ihn mit hinausgenommen aufs Feld, wo er neben Pächtern und Dörflern arbeitete. Jetzt ging es ihm freilich um mehr als nur darum, Korn und Früchte für die täglichen Mahlzeiten anzubauen. Er suchte Nahrung für seine Seele. Er wollte erfahren, was es bedeutete, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, statt ihn sich zu erbetteln. Außerdem war ihm daran gelegen, seine neuen Erkenntnisse unter den Menschen, die hier lebten, zu verbreiten. Noch überließen sie das Land dem Unkraut und den Disteln, ergaben sich in Stürme und Überschwemmungen, und diese Daseinsform des Von-der-Hand-in-den-Mund-Lebens reichten sie von einer Generation auf die nächste weiter, ohne je die Augen den eigenen Möglichkeiten und den Schätzen des Landes ringsumher zu öffnen, »Iori«, rief er, »hol Stricke und binde das Holz zusammen. Dann zieh es hinunter ans Flußufer.«

Musashi lehnte die Axt gegen einen Baumstamm und wischte sich mit dem Ellbogen den Schweiß von der Stirn. Dann ging er hinunter und entrindete die Bäume mit dem Beil. Als die Dämmerung sich niedersenkte, errichteten sie ein Feuer aus den Abfällen und suchten sich Baumstümpfe als Rückenstütze.

»Lehrreiche Arbeit, nicht wahr?« fragte Musashi.

Iori antwortete ehrlich: »Ich finde sie überhaupt nicht lehrreich. Um solche Arbeit zu verrichten, brauchte ich nicht erst Euer Schüler zu werden.« »Mit der Zeit wird es dir schon besser gefallen.«

Der Herbst verging, und das Summen der Insekten verstummte. Die Blätter wurden welk und taumelten in tragem Reigen zu Boden. Musashi und Iori bauten ihre Blockhütte fertig und begannen, das Land urbar zu machen, um säen und

pflanzen zu können.

Eines Tages, während er den Blick über die Ebene schweifen ließ, fand Musashi plötzlich, das Land sei ein Sinnbild der sozialen Unruhen, die sich nach dem Onin-Krieg ein Jahrhundert lang nicht gelegt hatten. Musashi wußte nicht, daß Hōtengahara jahrhundertlang immer wieder von Vulkanausbrüchen des Fujiyama heimgesucht worden war und daß der Tone die Niederungen häufig überflutet hatte. Bei schönem Wetter trocknete das Land rasch aus, kam es jedoch zu schweren Regenfällen, dann gruben die Wassermassen Kanäle, in denen viel Erde und Geröll fortgeschwemmt wurden. Es gab keinen Hauptfluß, in den die kleineren Wasserläufe sich natürlich ergossen; einem solchen Abfluß am nächsten kam ein weitläufiges Sammelbecken, das freilich die große Ebene weder richtig bewässern noch trockenlegen konnte. Die allerwichtigste Aufgabe bestand also darin, das Wasser unter Kontrolle zu bringen.

Es wird nicht leicht sein, dachte er, erregt von der Herausforderung. Wasser und Erde in der rechten Ausgewogenheit zu verbinden, um fruchtbare Felder entstehen zu lassen, ist eine ebenso anspruchsvolle Aufgabe wie die, Menschen so zu leiten, daß die Kultur erblüht. Für Musashi befand sich dieses neu erkannte Ziel vollkommen im Einklang mit seinen Idealen von der Schwertfechtkunst.

Er sah den Weg des Schwertes jetzt in einem neuen Licht. Vor ein, zwei Jahren, war es ihm nur darum gegangen, all seine Rivalen zu besiegen. Heute jedoch gewährte ihm die Vorstellung, daß das Schwert nur dazu da sei, sich Macht über andere zu verschaffen, keine Befriedigung mehr. Menschen niederzumetzeln, über sie zu triumphieren und die Grenzen der eigenen Kraft auszuloten – all das schien ihm zunehmend eitel und nichtig. Er wollte sich selbst bezwingen, wollte sich das Leben unterwerfen, wollte die Menschen dazu bringen, den Weg des Lebens zu gehen und nicht den des Todes. Der Weg

des Schwertes sollte nicht nur der eigenen Vervollkommnung dienen, sondern einen Quell schaffen, aus dem man die Kraft schöpfte, Menschen zu regieren und sie Frieden und Glück entgegenzuführen. Er erkannte, daß seine erhabenen Ideale nichts weiter als Träume waren und es auch bleiben würden, solange ihm die politische Macht fehlte, sie zu verwirklichen. Doch hier, in diesem Ödland, brauchte er weder Rang noch Macht. Freudig und begeistert stürzte er sich in den Kampf. Tagaus, tagein wurde gerodet, Geröll gesiebt und Land eingeebnet, wurden aus Erde und Felsen Dämme gebaut. Musashi und Iori arbeiteten von früh bis spät. Vor Sonnenaufgang waren sie auf dem Feld, und erst, wenn die Sterne hell am Himmel blinkten, kehrten sie heim.

Ihre unermüdliche Plackerei erregte Aufmerksamkeit. Leute aus dem nächsten Dorf, die vorüberkamen, blieben stehen, starrten sie an und tuschelten untereinander.

»Was glauben die beiden eigentlich zu erreichen?« »Wie wollen sie an einem Ort wie diesem leben?« »Ist nicht der Junge der Sohn des alten San'emon?«

Alle lachten, doch nicht alle ließen es dabei bewenden. Ein Mann kam, getrieben von echter Hilfsbereitschaft, und sagte: »Es tut mir leid, Euch das sagen zu müssen, aber Ihr verschwendet Eure Zeit. Und wenn Ihr Euch den Rücken wund schuftet, um hier Ackerland zu gewinnen: ein Unwetter, und über Nacht ist alles zerstört!«

Als er etliche Tage später vorbeikam und die beiden immer noch bei der Arbeit fand, schien er gekränkt. »Laßt Euch das von mir gesagt sein: Ihr grabt hier einen Haufen Wasserlöcher, die niemandem was nützen.« Wieder ein paar Tage später kam er zu dem Schluß, der merkwürdige Samurai sei nicht ganz richtig im Kopf. »Ihr Narren!« rief er verächtlich. Am nächsten Tag kam eine ganze Gruppe, um sie zu hänseln. »Wenn hier etwas wüchse, würden wir nicht unter der sengenden Sonne schwitzen und unsere armseligen Felder bestellen. Wir würden

daheim sitzen und Flöte spielen.« »Auch gäbe es dann keine Hungersnöte.« »Ihr grabt dieses Land für nichts und wieder nichts um.« »Ihr habt nicht mehr Verstand als ein Misthaufen.«

Musashi schwang die Hacke, hielt den Blick zu Boden gesenkt und lächelte.

Iori war weniger gleichmütig, obwohl Musashi ihn schon mehrmals gescholten hatte, weil er die Bauern zu ernst nehme. »Herr!« schollte er. »Sie sagen alle dasselbe.« »Höre nicht auf sie.«

»Ich kann aber nicht anders«, rief er, hob einen Stein und warf nach den Quälgeistern.

Ein zornfunkelnder Blick Musashis brachte ihn zur Vernunft. »Was meinst du, wird das bewirken? Wenn du dich nicht benimmst, kannst du nicht mehr mein Schüler sein.«

Iori brannten die Ohren, doch statt den nächsten Stein, den er zur Hand genommen hatte, fallen zu lassen, schleuderte er ihn fluchend gegen einen Felsen. Funken stoben auf, und der Stein brach auseinander. Iori warf seine Hacke zu Boden und fing an zu weinen.

Musashi beachtete ihn nicht, war aber insgeheim gerührt. Er ist ganz allein, dachte er, genau wie ich.

Wie aus Mitgefühl mit dem Kummer des Jungen wehte der Abendwind über die Ebene und brachte alles in Bewegung. Der Himmel verfinsterte sich, und die ersten Regentropfen fielen.

»Komm, Iori, laß uns heimgehen«, rief Musashi. »Sieht aus, als ob wir einen tüchtigen Guß bekämen.« Hastig das Arbeitsgerät zusammenraffend, eilte er zum Haus. Kaum war er drinnen, da prasselte der Regen wie aus Kübeln hernieder.

»Iori«, rief er, überrascht, daß der Junge ihm nicht gefolgt war. Er trat ans Fenster und spähte hinaus. Regentropfen spritzten ihm ins Gesicht. Ein Blitz zerriß die Wolkendecke und schlug irgendwo ein. Er schloß die Augen und legte die

Hände über die Ohren, und doch spürte er die Kraft des Donners. Musashi starrte in die windgepeitschten Regenschwaden, und vor seinem inneren Auge erschien die Zeder vom Shippōji, und er meinte die gestrenge Stimme von Takuan zu hören. Er spürte: Was immer er seither erreicht hatte, das verdankte er diesen beiden. Er sehnte sich danach, die ungeheure Kraft des Baumes ebenso zu besitzen wie Takuans ehernes, unwandelbares Mitgefühl. Wenn Iori bei mir lernen kann, was ich bei der alten Zeder gelernt habe, dann habe ich einen Teil dessen abgegolten, was ich dem Mönch schulde, »Iori ... Iori!«

Statt einer Antwort trommelte nur der Regen aufs Dach. Wohin mag er nur gegangen sein, fragte er sich.

Als der Regen nachließ, ging er hinaus. Iori hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Seine Kleider klebten ihm am Leib. Seine Augen funkelten immer noch vor Zorn. Er sah aus wie eine Vogelscheuche. Wie kann ein Kind nur so eigensinnig sein? dachte Musashi.

»Du Tor!« schalt er den Jungen. »Komm ins Haus. So naß zu werden, tut dir bestimmt nicht gut. Beeile dich, ehe das Erdreich fortgeschwemmt wird, sonst schaffst du es nicht bis nach Hause.«

Iori wandte sich um, so als wolle er feststellen, woher Musashis Stimme kam, doch dann brach er in helles Lachen aus. »Ärgert Euch was? So ein Regen dauert nicht ewig. Seht, die Wolken reißen bereits auf.« Musashi, der nicht darauf gefaßt war, von seinem Schüler eine Lektion erteilt zu bekommen, war außer sich. Doch Iori dachte nicht weiter darüber nach. »Kommt«, sagte der Junge und nahm seine Hacke auf. »Wir können noch eine ganze Menge schaffen, bis die Sonne untergeht.«

In den nächsten Tagen wetteiferten Haarvögel und Haubenwürger mit rauhem Krächzen unter wolkenlosem

Himmel, und im Boden taten sich große Risse auf, als die Erde sich um die Schilfwurzeln verfestigte. Am sechsten Tag tauchte am Horizont ein kleiner schwarzer Wolkenberg auf, verteilte sich rasch über den ganzen Himmel, bis die Erde unter einer Sonnenfinsternis zu liegen schien.

Iori warf einen Blick hinauf und sagte besorgt: »Diesmal geht es richtig los.« Im selben Augenblick wirbelte eine Windböe heran. Die Blätter bebten, und Vogeljunge fielen zur Erde, wie von lautlosen, unsichtbaren Jägern niedergeschossen.

»Wieder ein Schauer?« fragte Musashi.

»Nicht bei diesem Himmel. Ich sollte ins Dorf gehen. Und Ihr sucht am besten das Handwerkszeug zusammen und macht, daß Ihr ins Haus kommt.« Ehe Musashi eine Frage stellen konnte, schoß Iori wie der Wind davon und war bald in einem wogenden Grasmeer verschwunden.

Abermals erwies Ioris Wetterinstinkt sich als richtig. Der plötzliche Wolkenbruch, den der Sturm herantrieben hatte, ließ Musashi eilends Unterschlupf suchen. Das Unwetter verlief nach einem deutlich erkennbaren Rhythmus. Eine Zeitlang prasselten unglaubliche Wassermengen nieder. Dann hörte der Regen unvermittelt auf, peitschte aber gleich darauf mit womöglich noch größerer Gewalt herab. Die Nacht kam, doch der Sturm wütete weiter. Es schien, als sei der Himmel entschlossen, die ganze Erde in einen Ozean zu verwandeln. Etliche Male fürchtete Musashi, der Wind würde das Dach abreißen. Der Boden der Hütte war bereits bedeckt mit Schindeln, die sich von der Unterseite losgerissen hatten.

Der Morgen kroch grau und schemenhaft herauf. Von Iori keine Spur. Musashi stand am Fenster, und ihm sank das Herz. Er konnte nichts tun. Hie und da war ein Baum oder ein Büschel Gras zu sehen, ansonsten umgab die Hütte ein riesiger Morast. Glücklicherweise lag sie noch über dem Wasserspiegel, doch der gestern noch ausgetrocknete, etwas

tiefer gelegene Bach hatte sich in ein reißendes Wildwasser verwandelt, das alles mitriß, was sich ihm in den Weg stellte.

Da er befürchtete, Iori sei ins Wasser gefallen und ertrunken, verging die Zeit für Musashi unendlich langsam. Schließlich aber meinte er, Ioris Stimme »Sensei! Hier!« rufen zu hören. Und dann sah er ihn, ein ganzes Stück vom Wildwasser entfernt, auf einem Ochsen reiten, der ein unförmiges Bündel hinter sich herzog.

Völlig verblüfft sah Musashi zu, wie Iori geradewegs in die Schlammflut hineinritt, die ihn jeden Augenblick wegzuspülen drohte. Doch er gelangte wohlbehalten ans diesseitige Ufer. Vor Kälte zitternd und bis auf die Haut durchnäßt, lenkte er den Ochsen zur Hütte. »Wo bist du gewesen?« wollte Musashi wissen. Aus seiner Stimme klangen Wut und Erleichterung zugleich.

»Im Dorf natürlich. Ich habe eine Menge Vorräte mitgebracht. Es wird so viel regnen, daß es für ein halbes Jahr reicht, und wenn dieses Unwetter vorüber ist, werden wir hier von der Überschwemmung eingeschlossen sein.« Nachdem sie das Bündel in die Blockhütte geschafft hatten, knüpfte Iori es auf und holte die Schätze heraus, die er, in Ölpapier verpackt, mitgebracht hatte. »Das sind Eßkastanien ... hier Linsen und eingesalzener Fisch. Wir werden nicht verhungern, und wenn es einen Monat oder gar zwei braucht, ehe das Wasser zurückweicht.«

Musashis Augen verschleierten sich vor Dankbarkeit, doch er sagte nichts. Es brachte ihn sehr in Verlegenheit, selbst so wenig gesunden Menschenverstand bewiesen zu haben. Wie wollte er sich zum Menschenführer aufschwingen, wenn er nicht einmal sein eigenes Leben zu schützen verstand? Wäre Iori nicht gewesen, würde er jetzt verhungern. Der Junge aber, der in dieser Einsamkeit aufgewachsen war, hatte schon von Kindesbeinen an gelernt, den Naturgewalten Trotz zu bieten. Musashi fand es merkwürdig, daß die Leute im Dorf bereit

gewesen waren, sie mit all diesen Vorräten zu versorgen. Sie hatten gewiß selbst nicht viel. Als er die Stimme wiedergewann und Iori danach fragte, erwiderte der: »Ich habe meine Geldbörse verpfändet und beim Tokuganji geborgt.« »Wo?«

»In dem Tempel, etwa zwei Meilen von hier. Mein Vater sagte, es sei Goldstaub in der Börse. Er riet mir, wenn ich in Not käme, solle ich ein bißchen davon nehmen. Als das Wetter gestern umschlug, fiel mir dieser Rat wieder ein«, sagte Iori und setzte ein triumphierendes Lächeln auf. »Ist die Börse denn nicht eine Erinnerung an deinen Vater?« »Ja. Jetzt, wo wir die alte Hütte niedergebrannt haben, sind mir nur die Börse und das Schwert geblieben.« Er strich liebevoll über den Griff der kurzen Waffe, die in seinem Obi steckte. Wiewohl der Griff nicht die Signatur eines Schwertschmieds trug, fiel Musashi bei genauer Untersuchung der Klinge auf, daß sie von vorzüglicher Qualität war. Jetzt ahnte er, daß der Wert der geerbten Börse für Iori über den des Goldstaubs, den sie enthielt, weit hinausging.

»Andenken solltest du nie anderen Menschen anvertrauen. Ich werde die Börse bald zurückholen, aber du mußt mir versprechen, sie nie wieder aus der Hand zu geben.« »Ja, Herr.«

»Wo hast du denn geschlafen?«

»Der Priester hat mich im Tempelbezirk übernachten lassen. Er meinte, ich solle mit der Rückkehr bis zum Morgen warten.« »Hast du was gegessen?« »Nein. Ihr aber auch nicht, nicht wahr?« »Nein. Es ist kein Feuerholz da.«

»O doch, eine ganze Menge sogar!« Iori zeigte auf den unter der Blockhütte gelegenen Raum, wo ein guter Vorrat an Knütteln, Wurzelwerk und Bambus, die er bei der Arbeit auf den Feldern eingesammelt hatte, gelagert war. Musashi hielt schützend eine Strohmatte über seinen Kopf, kroch unter die Hütte und bewunderte abermals, wie verständig der Junge war.

In einer solch ländlichen Umgebung hing das Überleben von vorausschauender Planung ab. Ein kleiner Fehler konnte über Leben und Tod entscheiden. Nach dem Essen zog Iori ein Buch heraus, kniete sich feierlich vor seinen Lehrer hin und bat: »Solange wir darauf warten, daß die Flut sinkt und wir wieder arbeiten können – würdet Ihr mir da Lesen und Schreiben beibringen?«

Musashi erklärte sich einverstanden. Bei dem Buch handelte es sich um die »Erörterungen und Gespräche« des Konfuzius. Iori sagte, man habe es ihm im Tempel gegeben. »Willst du wirklich studieren?« »Ja.«

»Hast du schon viel gelesen?« »Nein, nur sehr wenig.«

»Wer hat es dir beigebracht?« »Mein Vater.«

»Und was hast du gelesen?« »Das kleinere Wissen.« »Hat es dir Spaß gemacht?«

»Ja, sehr viel sogar«, versicherte er eifrig, und seine Augen leuchteten auf. »Gut. Dann werde ich dir alles beibringen, was ich weiß. Später kannst du dir dann einen Gelehrten suchen, der dir beibringt, was ich nicht weiß.« Den Rest des Tages widmeten sie der Lektüre, und der Junge las laut vor. Musashi unterbrach ihn bisweilen, um ihn zu korrigieren oder ihm Wörter zu erklären, die er nicht verstand. Völlig versunken saßen sie über dem Buch und vergaßen den Sturm draußen.

Die sintflutartigen Regenfälle dauerten noch viele Tage an. Froh über das anhaltende Unwetter holte Iori an jedem Morgen das Buch wieder hervor und fragte: »Fangen wir an?«

»Heute nicht«, sagte Musashi am dritten Tag. »Du hast erst einmal genug gelesen.« »Warum?«

»Wenn du nichts weiter tust als lesen, so verlierst du den Blick für die Wirklichkeit. Warum machst du nicht einen Tag Pause und spielst? Ich werde mich auch entspannen.« »Aber ich kann doch nicht hinaus.«

»Dann mach's wie ich«, sagte Musashi, legte sich auf den Rücken und verschränkte die Arme unter dem Kopf. »Soll ich mich auch hinlegen?«

»Mach, was du willst. Leg dich hin, steh auf, setz dich – was immer dir Spaß macht.« »Und dann?«

»Dann erzähle ich dir eine Geschichte.«

»Das würde mir gefallen«, sagte Iori, ließ sich auf den Bauch nieder und strampelte mit den Beinen in der Luft. »Was für eine Geschichte denn?« »Mal überlegen«, sagte Musashi, ging im Geiste die Geschichten durch, die er als Kind gern gehört hatte, und entschied sich für die über die Schlachten der Genji und der Heike. Diese Erzählung mochten alle Knaben, Iori bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Als Musashi an die Stelle kam, wo die Genji besiegt werden und die Heike die Herrschaft übernehmen, verdüsterte sich das Gesicht des Jungen. Er mußte blinzeln, um nicht über das traurige Schicksal der Dame Tokiwa in Tränen auszubrechen. Freilich hellte sich sein Gesicht auf, als er hörte, wie Minamoto no Yoshitsune auf dem Kurama von »langnasigen Kobolden« die Schwertfechtkunst erlernte oder wie es ihm gelang, aus Kyoto zu fliehen.

»Yoshitsune gefällt mir«, sagte er und setzte sich auf. »Gibt es auf dem Kurama wirklich Kobolde?« »Vielleicht. Und wenn nicht, so gibt es in dieser Welt Menschen, die man sehr wohl mit Kobolden verwechseln könnte. Aber diejenigen, die Yoshitsune in der Waffenkunst unterwiesen, waren keine Kobolde.«

»Wer war es dann?«

»Getreue Vasallen der geschlagenen Genji. Solange die Heike an der Macht waren, wollten sie sich nicht zu erkennen geben, und so hielten sie sich in den Bergen verborgen, bis ihre Stunde nahte.«

»Wie mein Großvater?«

»Ja, nur daß der sein ganzes Leben lang wartete, seine Stunde aber nie schlug. Die getreuen Genji-Anhänger dagegen, die sich in seiner Kindheit um Yoshitsune gekümmert hatten, erhielten später die Gelegenheit, um die sie gebetet hatten.«

»Ich werde erreichen, was meinem Großvater versagt war, nicht wahr?«

»Hmm. Das halte ich für möglich. Ja. Ich denke schon.«

Er zog Iori an sich, stemmte ihn hoch und balancierte ihn auf Händen und Füßen. »Jetzt versuch, ein großer Mann zu sein!«

Er lachte.

Iori kicherte und stammelte: »Ihr... Ihr seid auch ... ein Kobold! Aufhören! Ich falle!« Er zwickte Musashi in die Nase.

Am elften Tag hörte es endlich auf zu regnen. Musashi brannte darauf, ins Freie zu kommen, doch dauerte es noch eine Woche, ehe sie bei strahlendem Sonnenschein wieder arbeiten konnten. Der Acker, den sie so mühevoll der Wildnis abgerungen hatten, war spurlos verschwunden. An seiner Stelle lag Geröll, und mitten durch das Gelände floß ein Bach. Das Wasser schien sich über die beiden Pioniere lustig zu machen, so wie es zuvor die Leute aus dem Dorf getan hatten.

Iori, der keine Möglichkeit sah, das Verlorene wiederzugewinnen, sagte: »Hier ist es hoffnungslos. Laßt uns woanders nach besserem Land suchen.«

»Nein«, erklärte Musashi entschlossen. »Sobald das Wasser gesunken ist, werden wir hier ausgezeichneten Ackerboden gewinnen. Ich habe das Gebiet gründlich untersucht, ehe ich mich dafür entschied.« »Und wenn wir noch solch einen heftigen Regenfall bekommen?« »Wir werden dafür sorgen, daß das Wasser uns nichts mehr anhaben kann. Wir werden einen Damm bauen, von hier bis an den Hügel da drüben.« »Das ist aber furchtbar viel Arbeit.«

»Du scheinst zu vergessen, daß hier unser Dōjō ist. Ich

werde keinen Fußbreit von diesem Land aufgeben! Ich will hier Gerste wachsen sehen.« Musashi führte seinen verbissenen Kampf weiter, den ganzen Winter hindurch bis in den zweiten Monat des neuen Jahres hinein. Er und Iori opferten mehrere Wochen, um Gräben auszuheben, das Wasser abzuleiten, Erdreich für den Damm aufzuhäufen und es mit Steinen zu beschweren. Drei Wochen später war alles wieder fortgespült. »Schaut«, sagte Iori, »wir verschwenden unsere Kraft an eine unerfüllbare Aufgabe. Was hat diese Quälerei mit dem Weg des Schwertes zu tun?« Die Frage traf Musashi wie ein Schwerthieb, doch er wollte nicht aufgeben. Bis zur nächsten Katastrophe dauerte es nur einen Monat: Heftigem Schneefall folgte unvorhergesehenes Tauwetter. Iori, der gerade vom Tempel zurückkehrte, wo er Vorräte besorgt hatte, machte ein langes Gesicht, denn die Leute hänselten ihn erbarmungslos wegen Musashis Versagen. Schließlich verzagte selbst Musashi.

Zwei Tage lang saß er da, brütete schweigend vor sich hin und ließ die Augen auf dem Land ruhen.

Plötzlich kam ihm eine Erleuchtung. Ohne näher darüber nachzudenken, hatte er versucht, ein quadratisches Feld anzulegen, wie sie in anderen Gegenden der Hötengahara-Ebene üblich sind. Doch dieses Gelände verlangte eine andere Aufteilung. Der Boden war zwar auf den ersten Blick eben, doch er wies leichte Abstufungen der Erdschichten und der Bodenqualität auf, die für eine unregelmäßige Anlage sprachen.

»Was für ein Tor bin ich gewesen!« rief er laut. »Ich habe versucht, das Wasser zu zwingen, dorthin zu fließen, wo ich wollte. Aber das ging nicht. Wie sollte es auch? Wasser ist Wasser, Erde ist Erde. Ihre Natur läßt sich nicht verändern. Ich muß lernen, Diener des Wassers zu werden und Beschützer der Erde.«

So erlernte er allmählich die Haltung und Weisheit der

Bauern. An diesem Tage wurde er zum Diener der Natur. Er hörte auf, ihr seinen Willen aufzuzwingen. Statt dessen versuchte er nun, Wege zu finden, die den Bewohnern der Ebene bisher verborgen geblieben waren.

Wieder fiel Schnee, und abermals schmolz er dahin. Langsam versickerte das Wasser im Boden. Musashi hatte sich diesmal der Natur angepaßt, und so blieb sein Acker unversehrt.

Die gleichen Regeln, sagte er sich, müssen auch für das Lenken der Menschen gelten. Und in sein Merkbuch schrieb er: »Versuche nicht, dich dem Lauf des Universums entgegenzustemmen. Versuche als erstes, das Wesen des Universums zu erkennen.«

Bergteufel

»Eines möchte ich klarstellen. Ich möchte nicht, daß Ihr meiner wegen irgendwelche Umstände macht. Eure Gastfreundschaft, die ich sehr zu schätzen weiß, genügt vollauf.«

»Jawohl, Herr. Sehr rücksichtsvoll von Euch, Herr«, entgegnete der Priester.

»Ich möchte mich nur ausruhen. Das ist alles.« »Ich bitte Euch, tut das!«

»Und jetzt verzeiht mir bitte, wenn ich es mir bequem mache«, sagte der Samurai, streckte sich wohligh auf der Seite aus und bettete sein ergrauendes Haupt auf den Unterarm.

Bei dem Gast, der gerade im Tokuganji-Tempel eingetroffen war, handelte es sich um Nagaoka Sado, einen hochgestellten Vasallen des Fürsten Hosokawa Tadaoki von Buzen. Er hatte nur wenig Zeit für persönliche Dinge, kam jedoch, wenn es

sich einrichten ließ, anlässlich des Todestages seines Vaters und blieb dann über Nacht, denn der Tempel war einige zwanzig Meilen von Edo entfernt. Obwohl er ein hochgestellter Mann war, reiste er höchst unauffällig; diesmal wurde er nur von zwei Samurai und einem jungen Pagen begleitet.

Selbst wenn er einmal nur für kurze Zeit frei sein wollte von seinen täglichen Verpflichtungen am Hof der Hosokawa, mußte er irgendeinen Vorwand erfinden, um fortzukommen. Er konnte nur selten tun, was er tun wollte, und so genoß er den selbstgebrauten Sake und lauschte dem Quaken der Frösche. Für kurze Zeit konnte er alles vergessen: die Verwaltungsaufgaben und all die Feinheiten und Tücken der täglichen Amtsgeschäfte. Nach dem Essen räumte der Priester rasch das Geschirr fort, dann zog er sich zurück. Sado plauderte ungezwungen mit seinen Begleitern, die neben ihm saßen. Im Lampenlicht waren nur ihre Gesichter zu sehen. »Ich würde am liebsten für immer hier liegenbleiben und ins Nirwana eingehen wie Buddha«, sagte Sado träge.

»Seht Euch nur vor, daß Ihr Euch keinen Schnupfen holt. Die Nachtluft ist feucht.«

»Ach, laßt mich doch! Ich habe schon so manche Schlacht durchstanden, da werde ich wohl auch mit einem Schnupfen fertigwerden. Aber riecht nur, wie wunderbar üppig die Blüten duften! Herrlich, nicht wahr?« »Ich rieche überhaupt nichts.«

»Wirklich nicht? Wenn Euer Geruchssinn so schlecht entwickelt ist ... Seid Ihr sicher, daß nicht *Ihr* Schnupfen habt?«

Sie waren dabei, sich gegenseitig zu necken, als die Frösche plötzlich verstummten und eine laute Stimme rief: »Du Teufel! Was machst du da – in den Gästeraum hineinzuspähen.« Sados Begleiter waren augenblicklich aufgesprungen. »Was ist das?« »Wer ist da draußen?«

Während ihre Augen mißtrauisch das Dunkel zu

durchdringen trachteten, vernahm man das Getrippel kleiner Füße, das in Richtung Küche verschwand.

Ein Priester schaute von der Veranda herein, verneigte sich und sagte: »Verzeiht die Störung! Es war nur ein Kind. Ihr braucht Euch nicht zu beunruhigen.«

»Seid Ihr ganz sicher?«

»Ja, selbstverständlich. Der Junge lebt ein paar Meilen von hier entfernt. Sein Vater hat als Pferdepfleger gearbeitet, bis er vor kurzem gestorben ist, aber sein Großvater soll ein Samurai gewesen sein, und jedesmal, wenn der Junge einen Schwertkämpfer sieht, bleibt er stehen und starrt ihn, den Finger im Mund, neugierig an.«

Sado setzte sich auf. »Faßt ihn nicht zu hart an! Wenn er Samurai werden will, bringt ihn her! Wir werden ihm ein paar Süßigkeiten schenken und mit ihm darüber reden.«

Sannosuke Iori hatte inzwischen die Küche erreicht. »He, Großmutter«, rief er. »Mir ist die Hirse ausgegangen. Macht mir den Beutel bitte voll, ja?« Das Behältnis, das er der verhutzelten alten Frau aufdrängte, die in der Küche arbeitete, hätte einen halben Scheffel gefaßt.

Die Alte blieb ihm nichts schuldig: »Halt deine Zunge im Zaum, du Bettler! Du redest, als ob wir dir etwas schuldeten.«

»Du bist wirklich ganz schön frech!« sagte ein Priester, der Geschirr spülte. »Der Oberpriester hat Mitleid mit dir, und deshalb gibt er dir Nahrungsmittel. Aber werde nicht unverschämt! Wenn du schon bettelst, bleib höflich dabei!«

»Ich bettele nicht. Ich habe dem Priester die Börse gegeben, die mein Vater mir hinterlassen hat. Darin ist Gold, viel Gold.«

»Und wieviel kann ein Pferdepfleger, der draußen in der Wildnis lebt, seinem Sohn schon hinterlassen?« »Bekomme ich jetzt die Hirse? Ja oder nein?«

»Da hast du's wieder! Sieh dich doch selbst an! Es ist

verrückt von dir, Befehle von diesem närrischen Rōnin anzunehmen. Woher kommt der überhaupt? Wer ist er? Und wie kommt er dazu, deine Vorräte aufzuessen?« »Das geht Euch nichts an.«

»Hm. Den Boden dieser unfruchtbaren Ebene umzuwühlen, in der es nie einen Garten oder einen Acker oder sonst etwas geben wird! Das ganze Dorf lacht über dich und diesen Menschen.«

»Wer hat Euch um Eure Meinung gefragt?«

»Was immer bei diesem Rōnin im Kopf nicht stimmt, es muß ansteckend sein. Was wollt ihr zwei da eigentlich finden? Einen Topf Gold wie im Märchen? Noch nicht trocken hinter den Ohren, und schon schaufelst du dir dein eigenes Grab.«

»Haltet den Mund, und gebt mir die Hirse! Die Hirse, und zwar sofort!« Der Priester hänselte Iori weiter, da traf plötzlich etwas Kaltes und Schleimiges sein Gesicht. Er rollte gefährlich die Augen, doch dann sah er, was es war: eine warzenübersäte Kröte. Mit einem Schrei wollte er sich auf Iori stürzen, doch gerade, als er ihn gepackt hatte, kam ein anderer Priester und erklärte, der Junge solle in den Raum des Samurai kommen. Auch der Oberpriester hatte die Aufregung mitbekommen und kam in die Küche geeilt. »Hat er unseren Gast gestört?« fragte er besorgt. »Nein. Sado würde nur gern mit ihm reden. Auch will er ihm Süßigkeiten schenken.« Daraufhin nahm der Oberpriester den Jungen schnell bei der Hand und lieferte ihn persönlich in Sados Raum ab.

Als Iori schüchtern neben dem Priester Platz nahm, fragte Sado: »Wie alt bist du?«

»Dreizehn.«

»Und du möchtest Samurai werden?« »Das ist richtig.« Iori nickte nachdrücklich.

»Schön, schön. Warum kommst du dann nicht mit mir und lebst bei mir? Zuerst müßtest du im Haus helfen, aber später

würde ich dich dann zu einem Samuraischüler machen.«

Schweigend schüttelte Iori den Kopf. Sado, der das für Schüchternheit hielt, versicherte ihm, das Angebot sei ernst gemeint.

Iori sah ihn zornblitzend an und sagte: »Ich habe gehört, Ihr wollt mir Süßigkeiten geben. Wo sind sie?«

Der Priester wurde bleich und gab ihm einen Klaps auf das Handgelenk. »Scheltet ihn nicht aus«, sagte Sado vorwurfsvoll. Er mochte Kinder und neigte dazu, sie sehr nachsichtig zu behandeln. »Er hat ja recht. Man sollte immer sein Wort halten. Sind die Süßigkeiten schon hier?« Als sie gebracht wurden, stopfte Iori sie sich in den Kimono. Sado schaute etwas betroffen und fragte: »Willst du sie nicht hier essen?« »Nein. Mein Lehrer wartet zu Hause auf mich.« »Ach? Du hast einen Lehrer?«

»Ja. Miyamoto Musashi.« Ohne sich die Mühe zu machen, es genauer zu erklären, schoß Iori zur Tür hinaus und verschwand im Garten. Sado fand das Verhalten des Jungen höchst amüsant. Nicht so der Oberpriester, der sich entschuldigend zwei- oder dreimal bis zum Boden verneigte, ehe er sich an Ioris Verfolgung machte. »Wo ist der unverschämte Bengel?« fragte er in der Küche. »Er hat seinen Beutel Hirse geholt und ist fort.« Sie lauschten noch einen Moment, hörten aber nur schrilles Gepfeife. Iori hatte von einem Baum ein Blatt gezupft und versuchte nun, eine Melodie zu pfeifen. Das schien jedoch kaum zu klappen. Das Pferdeburschenlied war zu langsam, die Lieder zum Bon-Fest zu kompliziert. Schließlich stimmte er eine Melodie an, die der Musik zu den heiligen Tänzen ähnelte, die hier im Schrein aufgeführt wurden. Er fand das sehr schön, denn ihm gefielen die Tänze, zu denen ihn sein Vater ein paarmal mitgenommen hatte. Etwa auf halbem Weg zwischen dem Tempel und der Hötengahara-Ebene, an einer Stelle, wo zwei Bäche zusammenflossen und einen Fluß bildeten, stutzte er plötzlich.

Das Blatt flog ihm vom Mund, Speichel sprühte hinterher, und er sprang in ein Bambusdickicht neben dem Weg. Auf einer roh zusammengeschlagenen Brücke standen drei oder vier Männer und tuschelten miteinander. »Sie sind's!« entfuhr es Iori leise. Eine Drohung klang ihm im Ohr. Wenn Mütter in dieser Gegend ihren Kindern Angst machen wollten, sagten sie: »Wenn du nicht artig bist, kommen die Bergteufel und holen dich.« Das letzte Mal waren sie im Herbst vor einem Jahr dagewesen.

Rund zwanzig Meilen von hier, in den Bergen von Hitachi, stand ein Schrein, der einer Berggottheit geweiht war. Vor Hunderten von Jahren hatten die Menschen diesen Gott so sehr gefürchtet, daß die Dörfer ihm abwechselnd jedes Jahr Korn und Frauen opferten. Kam eine Gemeinde an die Reihe, trugen die Bewohner ihren Tribut zusammen und brachten ihn in einer Prozession bei Fackellicht zum Schrein. Im Laufe der Zeit war deutlich geworden, daß der Gott in Wirklichkeit nur ein Mann war, und so wurden die Bewohner etwas nachlässig im Darbringen ihrer Opfergaben. Während der Zeit der Bürgerkriege war der Berggott dazu übergegangen, seinen Tribut mit Gewalt einzutreiben. Alle zwei oder drei Jahre fiel eine Horde von Briganten – bewaffnet mit Hellebarden, Jagdspeeren und Äxten, kurz mit allem, was geeignet war, friedlichen Bürgern Furcht einzujagen – über ein Dorf nach dem anderen her, wobei sie alles fortschleppten, was ihnen gefiel, auch die Frauen und Töchter. Leisteten ihre Opfer Widerstand, machten sie kurzen Prozeß mit ihnen.

Ihr letzter Überfall stand allen noch lebhaft in der Erinnerung. Iori machte sich im Bambusdickicht ganz klein. Fünf Schatten kamen über das Feld zur Brücke gelaufen. Dann tauchte aus dem abendlichen Dunst noch eine Gruppe auf und dann noch eine, bis zwischen vierzig und fünfzig Banditen versammelt waren.

Während sie ihr weiteres Vorgehen berieten, hielt Iori den

Atem an und ließ sie nicht aus den Augen. Bald gab ihr Anführer einen Befehl und zeigte auf das in der Nähe liegende Dorf. Wie ein Schwärm Heuschrecken setzten die Leute sich in Bewegung.

Es dauerte nicht lange, und ein Höllenlärm zerriß die abendliche Stille: Vögel, Rinder und Pferde schrien, dazu alte und junge Menschen, Iori wollte schnell die Samurai im Tokuganji-Tempel zu Hilfe holen, doch in dem Augenblick, als er sein Versteck im Bambus verließ, ertönte von der Brücke der Ruf: »Wer da?« Er hatte die beiden Männer, die als Wachposten zurückgeblieben waren, nicht gesehen. Iori schluckte und lief, so schnell ihn seine Beine trugen, doch für einen Erwachsenen war er leicht einzuholen. »Wohin wolltest du denn, Freundchen?« rief der Mann, der ihn zu fassen bekam.

»Wer bist du?« fragte der andere.

Statt wie ein kleines Kind zu greinen, was die Männer vielleicht zur Unvorsichtigkeit verleitet hätte, kratzte Iori und wehrte sich gegen die kräftigen Arme, die ihn festhielten.

»Er muß uns alle zusammen gesehen haben. Sicher wollte er zu jemand hinlaufen, um ihn zu warnen.«

»Verabreichen wir ihm eine Tracht Prügel und werfen wir ihn in ein Reisfeld!«

»Ich habe eine bessere Idee.«

Sie trugen Iori an den Fluß und fesselten ihn an einen Brückenpfosten. »Das genügt.« Die beiden Räuber kletterten wieder hinauf und nahmen ihren Posten auf der Brücke ein.

In der Ferne wurde die Tempelglocke geläutet. Entsetzt mußte Iori mit ansehen, wie die Flammen, die vom Dorf her hochschlugen, den Fluß rot färbten. Das Schreien von Kindern und die Klagelaute von Frauen kam näher und immer näher. Dann vernahm man Füßegetrappel auf der Brücke. Ein halbes Dutzend Banditen führte mit Beute beladene Ochsenkarren und

Pferde davon.

»Abschaum!« schrie eine Männerstimme. »Gebt mir meine Frau zurück!«

Das Handgemenge auf der Brücke war heftig, aber kurz. Männer riefen, Metall klirrte, ein Schrei stieg auf – und ein blutiger Leichnam landete zu Ioris Füßen. Ein zweiter fiel aufspritzend in die Fluten, so daß Ioris Gesicht von Blut und Wasser genetzt wurde. Ein Bauer nach dem anderen stürzte von der Brücke, bis es sechs waren. Die Leichen kamen bald wieder an die Oberfläche des Wassers und trieben flußabwärts, doch ein Mann, der noch lebte, bekam ein Schilfbüschel zu fassen und hielt sich daran fest, bis er sich zur Hälfte aus dem Wasser herausgezogen hatte.

»Ihr da!« rief Iori. »Knüpft mich los! Ich hole Hilfe. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr gerächt werdet.« Seine Stimme wurde lauter. »Macht schon! Bindet mich los! Ich muß das nächste Dorf retten.« Der Mann lag wie leblos da.

Iori zog mit aller Macht an seinen Fesseln, und schließlich gelang es ihm, sie so weit zu lockern, daß er in die Hocke gehen und den Mann mit dem Fuß gegen die Schulter treten konnte.

Das Gesicht, in das er blickte, war schlamm- und blutverschmiert, die Augen waren glanzlos und schienen nichts zu begreifen.

Unter unendlichen Schmerzen kroch der Mann näher und löste mit allerletzter Kraft die Knoten. Als die Fesseln fielen, brach er zusammen und starb.

Vorsichtig spähte Iori zur Brücke hinauf und biß sich auf die Lippen. Dort oben lagen noch mehr Erschlagene. Aber das Glück war ihm hold. Ein Wagenrad war durch eine vermoderte Planke gebrochen, und die Räuber, die den Karren wieder flottmachten, bemerkten seine Flucht nicht. Da er einsah, daß er es bis zum Tempel nicht schaffen würde, eilte Iori auf

Zehenspitzen durch die Schatten, bis er eine seichte Stelle fand, an der er über das Wasser konnte. Als er das andere Ufer erreichte, stand er am Rand der Hötengahara-Ebene. Die letzte Meile bis zum Blockhaus schoß er wie der Blitz dahin.

Als er sich der Kuppe näherte, auf welcher das Blockhaus stand, sah er Musashi, der draußen stand und zum Himmel hinaufschaute. »Kommt rasch!« rief er. »Was ist geschehen?« »Wir müssen ins Dorf.« »Brennt es dort?«

»Ja. Die Bergteufel sind wieder gekommen.« »Teufel? Banditen!«

»Ja, an die fünfzig Mann. Bitte, macht schnell! Wir müssen die Dörfler retten.«

Musashi schoß gebückt ins Innere der Hütte und kam mit seinen beiden Schwertern wieder zum Vorschein. Während er die Sandalen anzog, sagte Iori: »Folgt mir, ich zeige Euch den Weg!« »Nein. Du bleibst hier!« Iori wollte seinen Ohren nicht trauen. »Es ist zu gefährlich.« »Ich habe keine Angst.« »Du würdest im Weg sein.«

»Ihr kennt aber den kürzesten Weg dorthin nicht.«

»Ich brauche mich nur nach den brennenden Häusern zu richten. Jetzt sei ein guter Junge, und bleibe hier!«

»Ja, Herr.« Iori nickte gehorsam, war jedoch voll böser Ahnungen. Er schaute in Richtung des Dorfes und verfolgte mit ernstem Gesicht, wie Musashi der roten Glut zueilte.

Die Banditen hatten ihre weiblichen Gefangenen gefesselt. Jetzt trieben sie die Stöhnenden und Schreienden erbarmungslos in Richtung der Brücke. »Hört auf mit dem Geflenne!« schimpfte einer von ihnen. »Ihr tut, als ob ihr nicht laufen könntet. Los, setzt euch in Bewegung!«

Als die Frauen nicht weiterwollten, schlugen die Unholde sie mit ihren Peitschen. Eine Frau fiel und zog andere mit sich. Ein Mann packte den Strick, riß sie wieder hoch und fauchte:

»Eigensinnige Hexen! Worüber stöhnt ihr nur? Bleibt hier, und schuftet weiter für den Rest eures Lebens wie die Sklaven. Und das für eine Handvoll Hirsebrei. Seht euch doch an, nichts habt ihr auf den Knochen. Es wird euch wesentlich bessergehen, wenn ihr euch mit uns vergnügt.«

Die Banditen wählten eines der kräftigsten Pferde aus, die mit Beute schwer beladen waren, und knoteten den Strick am Zaumzeug fest. Dann versetzten sie dem Lasttier einen harten Hieb. Der Strick straffte sich von einem Augenblick zum anderen, und neuerlich zerrissen Schreie die Luft, als die Frauen wieder vorwärts gerissen wurden. Diejenigen, die stürzten, wurden mitgeschleift, und ihre Gesichter schrammten über den Boden. »Halt!« rief eine. »Mir werden ja die Arme ausgerissen.« Eine Woge rauhkehligen Gelächters ging über sie hinweg. In diesem Augenblick blieben das Pferd und die Frauen unvermittelt stehen.

»Was geht da vor? ... Vorn ist jemand!« Alle Blicke starrten ins Dunkel.

Die Schattengestalt, die lautlos auf sie zugelaufen kam, hielt eine helle Klinge. Die Banditen, die gewohnt waren, Gerüche zu erkennen, wußten augenblicklich, welcher ihnen da entgegenwehte: der Geruch von Blut, das von einem Schwert tropft.

Überstürzt zogen sich die Banditen ein paar Schritte zurück, und Musashi konnte die Stärke des Gegners abschätzen. Er zählte zwölf Männer, alles muskelstrotzende, rohe Gesellen. Nachdem sie sich von ihrer ersten Überraschung erholt hatten, zogen sie ihre Waffen, und sie gingen in Kampfstellung. Einer lief mit einer Axt vor, ein zweiter mit einem Jagdspieß, mit dem er auf Musashis Rippen zielte. Der Mann mit der Axt war der erste, der daran glauben mußte.

»A-a-r-r-k-k!« Es hörte sich an, als hätte er sich selbst die Zunge abgebissen. Er wankte wie verrückt hin und her und

brach dann zusammen. »Kennt ihr mich nicht?« ertönte Musashis Stimme scharf und laut. »Ich bin der Beschützer des einfachen Volkes, ein Helfer der Gottheit, die über dieses Dorf wacht.« Im selben Atemzug packte er den auf ihn gerichteten Jagdspieß, entriß ihn den Händen seines Besitzers und schmetterte ihn auf den Boden.

Er bedrängte die schurkische Bande, ging schnell vor und wehrte nach allen Seiten die gegen ihn gerichteten Schläge und Stöße ab. Doch bald wußte er, wichtig war nicht die Zahl der Gegner, sondern wie sie zusammenhielten und wie sie sich beherrschten.

Da die Banditen sahen, daß ein Mann nach dem anderen in ein blutspritzendes Wurfgeschloß verwandelt wurde, zogen sie sich immer weiter zurück, bis schließlich Panik um sich griff und alle jeden Anschein von geordnetem Zusammenhalt fahrenließen.

Musashi lernte beim Kämpfen. Er machte Erfahrungen, die man nie erproben konnte, wenn man nur gegen einen Gegner antrat. Seine beiden Schwerter steckten in den Scheiden. Jahre hindurch hatte er sich in der Kunst geübt, die Waffe des Gegners zu packen und sie gegen diesen zu kehren. Diesmal hatte er dem ersten Mann, der ihm entgegengetreten war, das Schwert entwunden. Der Grund hierfür war nicht die Vorstellung gewesen, daß sein eigenes Schwert, das für ihn seine Seele war, zu rein war, um mit dem Blut gewöhnlicher Briganten besudelt zu werden. Er ging von rein praktischen Erwägungen aus. Bei einer solchen Vielfalt von Waffen konnte es leicht geschehen, daß ein Schwert Scharren davontrug oder gar zerbrach.

Als fünf oder sechs überlebende Banditen in Richtung des Dorfes flohen, gönnte Musashi sich ein oder zwei Minuten, um wieder zu Atem zu kommen, erwartete er doch, daß sie mit Verstärkungen zurückkämen. Dann befreite er die Frauen und befahl denjenigen, die noch stehen konnten, sich um die

anderen zu kümmern.

Nach einigen Worten des Trostes und der Ermunterung sagte er, es liege nun an ihnen, ihre Eltern, Kinder und Männer zu retten.

»Ihr würdet vor Kummer sterben, wenn Ihr mit dem Leben davonkämt und sie zugrunde gingen, nicht wahr?« fragte er. Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

»Ihr besitzt die Kraft, Euch zu schützen und die anderen zu retten. Ihr wißt nur nicht, wie Ihr diese Kraft einsetzen sollt. Deshalb seid Ihr diesen Gesetzlosen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das wollen wir jetzt ändern. Ich werde Euch helfen, indem ich Euch zeige, wie Ihr die Kraft einsetzen sollt, die in Euch steckt. Als erstes solltet Ihr Euch bewaffnen.« Er half die Waffen einsammeln, die umherlagen, dann verteilte er sie an die einzelnen Frauen.

»So, und jetzt folgt mir und tut einfach das, was ich Euch sage. Ihr braucht keine Angst zu haben. Glaubt nur, daß die Gottheit dieses Bezirks auf Eurer Seite ist.«

Während er die Frauen zum brennenden Dorf führte, tauchten aus den Schatten andere Opfer auf und schlossen sich ihnen an. Bald war die Gruppe zu einem kleinen Heer von annähernd hundert Menschen angewachsen. Frauen schlossen tränenüberströmt Menschen in die Arme, die sie liebten, Töchter wurden mit ihren Eltern wiedervereinigt, Frauen mit Männern und Mütter mit Kindern.

Zuerst, als die Frauen erzählten, wie Musashi mit den Banditen umgesprungen war, lauschten die Männer mit erschrockenem Gesicht und wollten nicht glauben, daß dies der wahnsinnige Rōnin von Hōtengahara getan hatte. Als sie es dann einsahen, drückten sie Musashi ihre Dankbarkeit aus. Musashi befahl den Männern, sich Waffen zu suchen. »Egal, was es ist, selbst ein schwerer Knüttel oder ein dicker Bambusstecken tut's.« Keiner widersetzte sich seinen

Anordnungen oder stellte sie in Frage. Musashi fragte: »Wie viele Banditen sind es alles in allem gewesen?« »Ungefähr fünfzig.« »Und wie viele Häuser hat das Dorf?« »Siebzig.«

Musashi überlegte, daß die Einwohnerschaft sich auf sieben- oder achthundert Menschen belaufen mußte. Auch wenn man die Alten und die Kinder abzog, würden sie den Briganten vermutlich immer noch mit einer Übermacht von zehn zu eins gegenübertreten können.

Er verzog das Gesicht zu einem grimmigen Lächeln, als er daran dachte, daß diese friedlichen Dörfler wahrscheinlich geglaubt hatten, es bleibe ihnen nichts anderes übrig, als klagend die Hände zu erheben und zu verzweifeln. Wenn aber jetzt nichts geschah, das wußte er, dann würden sich die Ungeheuerlichkeiten wiederholen. Er wollte noch in dieser Nacht zweierlei erreichen: den Dorfbewohnern zeigen, wie man sich schützt, und dafür sorgen, daß die Banditen sich nie wieder blicken ließen.

»Herr«, rief ein Mann, der vom Dorf angelaufen kam, »sie sind auf dem Weg hierher!«

Obwohl die Dorfbewohner jetzt bewaffnet waren, versetzte sie diese Nachricht in Unruhe. Sie waren drauf und dran, auseinanderzulaufen und zu fliehen.

Um ihnen wieder Zuversicht einzuflößen, sagte Musashi laut: »Ihr braucht keine Angst zu haben. Das habe ich erwartet. Ich möchte, daß Ihr Euch zu beiden Seiten des Wegs versteckt. Aber hört Euch zuvor meine Befehle an!« Er sprach raschzünftig, aber ruhig, und er wiederholte das eine oder andere, um es zu verdeutlichen. »Sobald sie hier eintreffen, werde ich mich von ihnen angreifen lassen; und werde dann so tun, als liefе ich davon. Sie werden mir folgen. Ihr – und zwar alle – bleibt, wo Ihr seid. Ich werde Eure Hilfe nicht brauchen. Nach einiger Zeit werden sie zurückkommen. Sobald sie das tun, fällt Ihr über sie her. Macht möglichst viel Lärm;

überrascht sie! Zielt auf ihre Seiten, ihre Beine, auf die Brust – auf alles, was ungeschützt ist. Wenn Ihr mit dem ersten Haufen fertig seid, versteckt Euch wieder und wartet auf den nächsten. Und so macht weiter, bis sie alle tot sind.« Er hatte kaum Zeit, all dies zu sagen, denn schon tauchten die Marodeure auf. Ihrer Kleidung und ihrem ungeordneten Auftreten entnahm Musashi, daß es sich um primitive Kämpfer handelte, die aus einer Zeit zu stammen schienen, als der Mensch noch auf Jagd und Fischerei angewiesen war, um sein Überleben zu sichern. Der Name Tokugawa bedeutete ihnen genausowenig wie der Name Toyotomi. Die Berge waren ihre Stammesheimat, und die Bauern in den Dörfern waren für sie nur dazu da, sie mit Nahrung und Vorräten zu versorgen.

»Halt!« schrie er den Mann an der Spitze des Haufens an. Es waren ihrer etwa zwanzig, einige mit rohen Schwertern, andere mit Speißen bewaffnet, einer hatte eine Streitaxt, ein anderer einen rostigen Speer. Vor dem rötlichen Widerschein des Feuers am Himmel sahen ihre Umrisse aus wie schattenhafte, kohlschwarze Dämonen. »Ist es der?« »Ja, das ist er.«

Etwa zwanzig Schritt vor ihnen hatte Musashi sich aufgebaut, um ihnen die Straße zu versperren. Sie waren verunsichert und fingen an, an ihrer Schlagkraft zu zweifeln; für kurze Zeit rührte sich keiner von ihnen.

Doch nur für kurze Zeit. Dann zwang Musashi sie mit seinem lodernden Blick unerbittlich, auf ihn einzudringen. »Du Hund wagst es, dich uns in den Weg zu stellen?«

»Jawohl!« brüllte Musashi, riß das Schwert, das er zuvor dem ersten Angreifer entwunden hatte, in die Höhe und drosch auf sie ein. Es entstand ein lautes Getöse, dem ein Wirbel von Bewegungen folgte, in dem Einzelheiten nicht auszumachen waren. Es war, als würde sich ein Schwärm geflügelter Ameisen im Kreise drehen.

Die Reisfelder auf der einen Seite und die baum- und

strauchbestandene Böschung auf der anderen boten Musashi zwar gute Deckung, doch nach dem ersten Geplänkel trat er den strategischen Rückzug an. »Seht ihr das?« »Der Kerl flieht!« »Hinterher!«

Sie folgten ihm bis an den Rand des nächsten Feldes, wo er herumfuhr und sich ihnen stellte. Da er jetzt keine Deckung hatte, schien seine Position schlechter als zuvor, doch er sprang nun behende von links nach rechts, und sobald einer der Banditen eine falsche Bewegung machte, schlug Musashi zu.

Seine dunkle Gestalt schien hin und her zu fliegen, und jedesmal, wenn er innehielt, schoß eine Blutfontäne in die Höhe. Die Banditen waren bald viel zu benommen, um zu kämpfen, während Musashis Kampfesweise mit jedem Schlag besser wurde. Das hier war ein ganz anderer Kampf als der unter der Schirmtanne. Er hatte keineswegs den Eindruck, an der Grenze zwischen Leben und Tod zu stehen; dafür hatte er ein Gefühl der Selbstentäußerung erreicht, bei dem Körper und Schwert ohne bewußt überlegten Einsatz handelten. Seine Angreifer flohen schließlich völlig aufgelöst. Ein Wispern ging durch die Reihe der Dörfler. »Sie kommen!« Dann sprang eine Gruppe aus dem Versteck hervor, fiel über die ersten drei Banditen her und machte sie nahezu mühelos nieder. Die Bauern wurden wieder eins mit der Dunkelheit, und das gleiche wiederholte sich, bis sämtliche Banditen aus dem Hinterhalt heraus erschlagen waren.

Als die Leute aus dem Dorf die Toten zählten, stieg ihr Selbstvertrauen. »So stark sind sie also gar nicht«, freute einer sich und rieb sich die Hände. »Wartet! Da kommt noch einer.« »Holt ihn euch!«

»Nein, nicht angreifen! Das ist der Rōnin.«

Nahezu wie von selbst nahmen sie am Straßenrand Aufstellung wie Krieger, die von ihrem Heerführer inspiziert werden. Alle Augen waren auf Musashis blutbespritzte

Kleidung und das bluttriefende Schwert gerichtet, dessen Schneide an einem Dutzend Stellen Scharfen erhalten hatte. Er warf es fort und nahm eine Lanze.

»Unser Werk ist noch nicht vollendet«, sagte er. »Holt Euch Waffen und folgt mir! Wenn Ihr Eure Kraft vereint, könnt Ihr die Marodeure aus dem Dorf vertreiben und Eure Familien retten.«

Nicht einer war da, der gezaudert hätte. Auch die Frauen und Kinder bewaffneten sich und schlossen sich den übrigen an. Der Schaden, der im Dorf angerichtet worden war, stellte sich als kleiner heraus, als sie befürchtet hatten, weil die einzelnen Hütten ziemlich weit auseinander lagen. Nur die völlig verschreckten Tiere vollführten einen Höllenlärm, und irgendwo schrie ein kleines Kind erbärmlich. Vom Ortsrand hörten sie laut knallende Laute, denn dort hatte das Feuer auf einen Hain aus grünem Bambus übergegriffen.

Von den Banditen aber war keine Spur zu sehen.

»Wo sind sie?« fragte Musashi. »Mir ist, als würde ich Sake riechen. Wo könnte es in diesem Dorf denn so viel Sake geben?«

Die Dörfler waren damit beschäftigt, die verschiedenen Brandherde zu löschen, und hatten den Geruch bisher nicht wahrgenommen. Doch jetzt sagte einer: »Der muß vom Haus des Dorfältesten sein. Der hat ganze Fässer voll Sake.«

»Wenn das so ist«, sagte Musashi, »finden wir sie bestimmt dort.« Während sie vorrückten, kamen immer mehr Dorfbewohner aus ihren Verstecken und schlossen sich ihnen an. Musashi war erfreut und gerührt angesichts des wachsenden Gefühls des Zusammenhalts.

»Da drüben ist das Haus«, sagte ein Mann und zeigte auf ein großes, von einer Lehmmauer umgebenes Gebäude.

Während die Bauern das Haus umstellten, kletterte Musashi über die Mauer und drang in die Bastion der Banditen ein. Ihr

Anführer und etliche seiner Gefolgsleute hockten im großen Wohnraum mit dem Fußboden aus gestampfter Erde, tranken Sake und bedrängten junge Mädchen, die sie gefangengenommen hatten.

Der Anführer fuhr gerade einen der Banditen an, der mit der Nachricht, was draußen geschehen war, hereingestürzt kam. »Regt euch bloß nicht auf!« rief er wütend in seinem groben Bergdialekt. »Er ist ja allein. Ich brauche mich gar nicht um ihn zu kümmern, mit dem werdet ihr anderen schon fertig.« Als ihr Anführer verstummte, fiel den anderen das Summen von Stimmen draußen an der Mauer auf, und sie fingen an, unruhig zu werden. Sie ließen halbgeessene Hähnchen und unausgetrunkene Sakeschalen fallen, sprangen auf und griffen wie von selbst nach den Waffen. Dann standen sie wie erstarrt da und glotzten entgeistert auf den Eingang.

Musashi benutzte die Lanze als Stab, schwang sich durch ein hohes Seitenfenster herein und landete unmittelbar hinter dem Anführer. Der Mann fuhr herum, wurde aber augenblicklich von der Lanze gepfählt. »A-a-a-r-r-r-g-g-g!« Ein grauererregender Schrei entfuhr seinen Lippen, und er umfaßte mit beiden Händen den Schaft, der ihm durch die Brust gedrungen war. Musashi ließ die Waffe seelenruhig fahren, und der Mann stürzte mit dem Gesicht voran zu Boden, wobei ihm die Lanzenspitze und ein Teil des Schaftes am Rücken herausragten. Der zweite Bandit, der angriff, sah sich unvermittelt seines Schwertes beraubt. Musashi zerteilte ihn von oben bis unten und ließ die Klinge dann auf den Kopf eines dritten niederfahren, um sie sogleich einem vierten in die Brust zu rammen. Die anderen machten, daß sie hinaus kamen. Musashi schleuderte das Schwert hinter ihnen her und riß im selben Schwung dem Anführer die Lanze aus dem Leib.

»Stehenbleiben!« brüllte er. Er hielt die Lanze vor sich und stürzte vor. Die Banditen spritzten auseinander wie Wasser, auf dessen Oberfläche mit einem Stab geschlagen wird. Das

verschaffte Musashi genügend Spielraum, um seine lange Waffe wirkungsvoll einzusetzen: Er schwang sie mit einer Kraft, welche die Geschmeidigkeit des schwarzen Eichenschafes auf eine harte Probe stellte, teilte Hiebe zur Seite aus, ließ die Waffe schneidend niederfahren und stieß tückisch zu.

Die Banditen, die zum Tor hinauswollten, sahen, daß ihnen die bewaffneten Dörfler den Weg verstellten. Einige versuchten, über die Mauer zu klettern. Kaum waren sie jedoch unten angekommen, wurde ihnen auf der Stelle der Garaus gemacht. Die wenigen, denen es gelang zu entkommen, trugen Wunden davon, die sie für immer zum Krüppel machten.

Bald hallte alles wider vom Triumphgeschrei der Dorfbewohner. Jung und alt, Mann und Frau jubelten, und als der erste Siegesüberschwang vorüber war, fielen Gatte und Gattin, Eltern und Kinder einander in die Arme und vergossen Tränen.

Inmitten dieser überschwenglichen Szene fragte plötzlich jemand: »Und wenn sie nun zurückkommen?« Unversehens herrschte beklommene Stille.

»Sie werden nicht wiederkommen«, erklärte Musashi mit fester Stimme. »Jedenfalls nicht in dieses Dorf. Sollte der Stolz auf Eure Kampfkraft jedoch eines Tages zu groß werden, wird die Strafe, welche die Götter Euch dann zumessen, schlimmer sein als ein Überfall der Bergteufel.«

»Habt Ihr herausgefunden, was geschehen ist?« fragte Nagaoka Sado seine beiden Samurai, als sie in den Tokuganji-Tempel zurückkehrten. In der Ferne, hinter Feldern und Sumpf, sah er, daß der Widerschein des Feuers über dem Dorf verblaßte. »Überall ist wieder Ruhe eingekehrt.«

»Habt Ihr die Banditen vertrieben? Wieviel Schaden ist im Dorf angerichtet worden?«

»Die Bewohner haben ein paar von ihnen erschlagen, ehe

wir hinkamen, die anderen sind entkommen.«

»Nun, das nenne ich sonderbar.« Sado war überrascht, denn wenn das stimmte, mußte er sich dringend Gedanken darüber machen, wie im Bereich seines Fürsten in Zukunft regiert werden sollte.

Als er den Tempel am nächsten Tag verließ, lenkte er sein Pferd in Richtung des Dorfes und sagte: »Es ist zwar ein Umweg, aber sehen wir uns einmal alles an!«

Der Priester kam mit, um ihnen den Weg zu zeigen, und während sie dahinritten, meinte Sado: »Die Leichen, die hier am Wegrand liegen, sehen mir nicht danach aus, als wären sie von Bauern erschlagen worden«, und er begann, seine Samurai genauer auszufragen.

Die Dörfler hatten auf den Schlaf verzichtet und waren eifrig damit beschäftigt, die Toten zu bestatten und die Spuren der Heimsuchung zu beseitigen. Als sie jedoch Sado und die Samurai erblickten, liefen sie in ihre Hütten und versteckten sich.

»Holt einen aus dem Dorf her, und laßt uns herausfinden, was geschehen ist«, sagte Sado zum Priester.

Der Mann, der mit dem Priester zurückkam, gab einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Ereignisse der Nacht.

»Jetzt ergibt das Ganze Sinn«, sagte Sado und nickte. »Wie heißt der Rōnin?«

Der Bauer, der Musashis Namen noch nie gehört hatte, legte den Kopf seitwärts. Als Sado den Namen unbedingt wissen wollte, fragte der Priester eine Weile im Dorf herum und kam dann mit der gewünschten Nachricht. »Miyamoto Musashi?« fragte Sado nachdenklich. »Ist das der Mann, welchen der Junge als seinen Lehrer bezeichnete?«

»Richtig. Nach der Art zu urteilen, wie er versucht hat, auf der Hōtengahara-Ebene Land urbar zu machen, meinten die

Dörfler, er sei nicht ganz richtig im Kopf.«

»Ich möchte ihn kennenlernen«, sagte Sado. Doch dann fiel ihm wohl ein, wieviel Arbeit in Edo auf ihn wartete. »Lassen wir das; ich werde mich das nächste Mal, wenn ich hierherkomme, mit ihm unterhalten.« Er wendete das Pferd und ließ den Bauern am Straßenrand stehen.

Ein paar Minuten darauf brachte er sein Pferd vor dem Tor zum Anwesen des Dorfältesten zum Stehen. Mit glänzender Tusche stand auf einem neuen Brett geschrieben:

Bewohner dieses Dorfes! Niemals sollt Ihr vergessen: Euer Pflug ist Euer Schwert! Euer Schwert ist Euer Pflug! Wenn Ihr die Felder bestellt, vergeßt den Überfall nicht! Und wenn Ihr des Überfalls gedenkt, vergeßt nicht, Eure Felder zu bestellen. Alle Dinge müssen ausgewogen sein und im Einklang mit dem Ganzen stehen. Am wichtigsten jedoch ist: Haltet die Geschlechterfolge hoch!

»Hm. Wer hat das geschrieben?«

Der Dorfälteste wagte sich endlich aus dem Haus und verneigte sich vor Sado bis auf den Boden. »Musashi«, antwortete er.

Sado wandte sich an den Priester und meinte: »Vielen Dank, daß Ihr uns hierhergebracht habt! Zu schade, daß ich Musashi nicht kennenlernen kann, doch habe ich im Moment keine Zeit. Es wird aber bestimmt nicht lange dauern, und ich werde wiederkommen.«

Erste Aussaat

Die Verwaltung des palastartigen Landhauses der Hosokawa in Edo sowie die Aufsicht über die Abgaben der Vasallen an den Shōgun waren einem Mann anvertraut, der erst Anfang

zwanzig war, Tadatoshi, dem ältesten Sohn des Fürsten Hosokawa Tadaoki. Der Vater jedoch, ein gefeierter Heerführer, der auch einen vorzüglichen Ruf als Dichter und Meister der Teezeremonie hatte, zog es vor, im großen Lehen Kokura in der Provinz Buzen auf der Insel Kyushu zu leben.

Wenn Nagaoka Sado und eine Reihe anderer vertrauenswürdiger Vasallen den Auftrag hatten, dem jungen Mann zu helfen, so war das keinesfalls dessen Unfähigkeit zuzuschreiben. Er wurde vielmehr von den mächtigsten und dem Shōgun am nächsten stehenden Vasallen nicht nur als ebenbürtig betrachtet und behandelt, sondern hatte sich auch bereits als energischer und weit vorausschauender Verwaltungsbeamter bewährt. Ja, es hatte den Anschein, als würde er viel besser zu dem Frieden und dem Wohlstand der Gegenwart passen als die älteren Fürsten, die in Zeiten ständiger Kriege und Wirren groß geworden waren.

Sado strebte gerade dem Reitplatz zu. »Hast du den jungen Fürsten gesehen?« fragte er einen Samuraianwärter, der ihm entgegenkam. »Ich glaube, er ist auf dem Schießstand und übt Bogenschießen.« Als Sado den schmalen Pfad entlang ging, hörte er eine Männerstimme fragen: »Dürfte ich ein Wort mit Euch sprechen?«

Sado blieb stehen, und Iwama Kakubei, ein Gefolgsmann, der insbesondere seiner Schläue und seines handfesten Zupackens wegen allseits geachtet war, trat vor. »Wollt Ihr mit Seiner Gnaden sprechen?« fragte er. »Ja.«

»Wenn Ihr es nicht eilig habt – da ist eine Kleinigkeit, über die ich mich gern mit Euch beraten würde. Warum setzen wir uns nicht dorthin?« Sie gingen die paar Schritte zu einer schattigen Laube, und Kakubei sagte: »Ich möchte Euch um eine Gunst bitten. Wenn es Euch im Laufe Eurer Unterredung möglich ist, es zu erwähnen: Ich habe da einen jungen Mann, den ich Tadatoshi gern empfehlen würde.«

»Jemand, der den Wunsch hat, dem Hause Hosokawa zu dienen?« »Jawohl. Ich weiß, es kommen sehr viele Leute mit dem gleichen Anliegen zu Euch, aber dieser Mann ist wirklich etwas Besonderes.« »Gehört er zu denen, die nur Sicherheit und ein geregelter Einkommen wollen?«

»Ganz bestimmt nicht. Er ist mit meiner Frau verwandt. Er lebt bei uns, seit er vor einigen Jahren aus Kyoto herübergekommen ist, und so kenne ich ihn recht gut. Er ist der Sohn eines Landsamurai. Sein Name ist Sasaki Kojirō. Er ist noch jung, wurde aber in Kanemaki Jisais Tomita-Stil ausgebildet. Das blitzschnelle Ziehen des Schwertes hat er von Fürst Katayama Hisayasu in Hōki gelernt. Außerdem hat er einen eigenen Stil entwickelt, den er Ganryū-Stil nennt.« Kakubei konnte sich nicht genugtun, Kojirōs Heldenstücke und Leistungen einzeln aufzuzählen.

Sado hörte nicht wirklich zu. Im Geiste beschäftigte er sich mit seinem letzten Besuch im Tokuganji-Tempel. Obwohl er schon nach dem Wenigen, das er gesehen und gehört hatte, überzeugt war, daß Musashi genau der richtige Mann für das Haus Hosokawa war, hatte er ihn immer persönlich kennenlernen wollen, ehe er ihn seinem Herrn empfahl. Inzwischen waren allerdings anderthalb Jahre vergangen, ohne daß er Gelegenheit gefunden hatte, die Hōtengahara-Ebene zu besuchen.

Als Kakubei endete, sagte Sado: »Ich will sehen, was ich für Euch tun kann«, und setzte seinen Weg zum Bogenschießstand fort.

Tadatoshi Hosokawa schoß mit einigen gleichaltrigen Vasallen um die Wette, doch keiner konnte ihm auch nur im entferntesten das Wasser reichen. Er schoß seine Pfeile, die unweigerlich ihr Ziel fanden, makellos sauber ab. Etliche Lehnsleute hatten ihm vorgeworfen, das Bogenschießen zu ernst zu nehmen, und hatten ins Feld geführt, im Zeitalter der Musketen und Lanzen nützten im wirklichen Kampf weder

Schwert noch Bogen viel. Doch er hatte unergründlich geantwortet: »Meine Pfeile sind auf den Geist gerichtet.« Die Gefolgsleute des Hauses Hosokawa brachten Tadatoshi größte Hochachtung entgegen und hätten auch dann begeistert unter ihm gedient, wenn nicht auch schon sein Vater, dem sie gleichfalls ergeben waren, ein Mann von großem Können gewesen wäre. Im Augenblick bedauerte Sado, Kakubei das Versprechen gemacht zu haben. Tadatoshi war nicht der Mann, dem man leichtfertig irgendwelche Vasallen empfahl.

Tadatoshi wischte sich den Schweiß von der Stirn und schritt an einigen jungen Samurai vorüber, mit denen er geplaudert und gelacht hatte. Als er Sado sah, rief er: »Wie steht es, alter Freund, wollen wir einen Schuß wagen?« »Ich habe es mir zur Regel gemacht, nur mit Erwachsenen um die Wette zu schießen«, erwiderte Sado.

»Dann haltet Ihr uns immer noch für kleine Jungen, die das Haar zu einem Pinsel zusammengebunden auf dem Kopf tragen?«

»Habt Ihr die Schlacht von Yamazaki vergessen? Oder die Burg von Nirayama? Ich bin wegen meiner Leistungen auf dem Schlachtfeld öffentlich belobigt worden, wie Ihr sehr wohl wißt. Außerdem geht es mir ums echte Bogenschießen, nicht um ...«

»Ha, ha! Tut mir leid, daß ich es erwähnt habe. Ich wollte Euch nicht reizen, wieder loszulegen!« Die anderen stimmten in das Lachen ein. Tadatoshi streckte den Arm aus dem Ärmel und wurde ernst. »Seid Ihr gekommen, um etwas mit mir zu besprechen?«

Nachdem sie erst über einige alltägliche Angelegenheiten gesprochen hatten, sagte Sado: »Kakubei sagt, er kenne einen Samurai, den er Euch ans Herz legen möchte.«

Einen Moment lang bekam Tadatoshis Blick etwas Abwesendes. »Wahrscheinlich meint er Sasaki Kojirō. Er ist

mir schon verschiedentlich empfohlen worden.«

»Warum laßt Ihr ihn dann nicht kommen und seht ihn Euch an?« »Ist er wirklich gut?«

»Solltet Ihr das nicht selbst herausfinden?«

Tadatoshi streifte den Handschuh über und ließ sich von einem Gefolgsmann einen Pfeil reichen. »Ich werde mir Kakubeis Mann ansehen«, sagte er. »Aber auch den Rōnin, den Ihr erwähnt habt. Miyamoto Musashi, hieß er nicht so?«

»Ach, Ihr erinnert Euch?«

»In der Tat. Derjenige, der es bereits vergessen hat, scheint Ihr zu sein.« »Durchaus nicht. Aber da ich soviel zu tun hatte, blieb mir keine Zeit, zur Hōtengahara-Ebene zu reiten.«

»Wenn Ihr glaubt, jemand gefunden zu haben, solltet Ihr Euch die Zeit dafür nehmen. Ich muß mich schon über Euch wundern, Sado, daß Ihr etwas so Wichtiges so lange verschiebt. Das ist doch sonst gar nicht Eure Art!« »Es tut mir leid. Es gibt immer viel zu viele Männer, die nach einer Stellung suchen. Ich dachte, Ihr hättet es bereits vergessen. Wahrscheinlich hätte ich es wieder zur Sprache bringen sollen.«

»In der Tat, Sado! Ich verlasse mich zwar nicht unbedingt auf die Empfehlungen anderer, doch liegt mir sehr viel daran, jemand kennenzulernen, den der alte Sado für passend hält. Verstanden?«

Sado entschuldigte sich nochmals, ehe er sich verabschiedete. Er begab sich nach Hause, ließ sofort ein Pferd satteln und machte sich ungesäumt auf zur Hōtengahara-Ebene.

»Soll das hier die Hōtengahara-Ebene sein?«

Satō Genzō, Sados Gefolgsmann, sagte: »Ich wundere mich auch, dies hier ist doch keine Wildnis. Reisfelder, soweit das Auge reicht. Die Stelle, an der sie versucht haben, den Boden urbar zu machen, muß wesentlich näher am Gebirge liegen.«

Sie waren bereits ein gehöriges Stück über das Tokuganji-

Kloster hinaus geritten und mußten bald auf der Bergstraße sein. Es war später Nachmittag, und die weißen Reiher, die in den Reisfeldern herumstolzten, spiegelten sich im Wasser. Am Flußufer und in den Schatten der Hügel wuchs Hanf und wogten die Gerstenhalme. »Schaut, dort drüben, Herr!« sagte Genzō. »Was ist denn?« »Eine Gruppe Bauern.«

»Tatsächlich. Sie scheinen sich bis auf den Boden zu verneigen, einer nach dem anderen, hab' ich nicht recht?«

»Sieht aus wie eine religiöse Feier.«

Genzō zog die Zügel an und überquerte den Fluß als erster, um festzustellen, ob Sado gefahrlos folgen konnte. »Ihr da!« rief Genzō.

Die Bauern machten ein erstauntes Gesicht und kamen herbeigelaufen, um die Besucher zu begrüßen. Sie standen vor einem kleinen Haus, und Sado sah, daß sie sich vor einem winzigen hölzernen Schrein verneigt hatten, der nicht größer als ein Vogelbauer war. Es waren etwa fünfzig Dörfler, die sich offensichtlich auf dem Heimweg von der Arbeit befanden, denn ihr Arbeitsgerät war gesäubert.

Ein Priester trat vor und sagte: »Nein, so etwas, Nagaoka Sado, nicht wahr? Was für eine angenehme Überraschung!«

»Und Ihr seid vom Tokuganji-Tempel, nicht wahr? Ich glaube, Ihr seid es, der mich damals nach dem Überfall der Banditen zum Dorf geführt hat.« »Richtig. Seid Ihr gekommen, um dem Tempel wieder einen Besuch abzustatten?«

»Nein, diesmal nicht. Ich werde sogleich wieder zurückreiten. Könnt Ihr mir sagen, wo ich einen Rōnin namens Miyamoto Musashi finde?« »Er ist nicht mehr hier. Er ist ganz plötzlich fortgegangen.« »Plötzlich fortgegangen? Warum denn das?«

»Vor etwa einem Monat beschlossen die Bewohner des Dorfes, einen Tag nichts zu tun und das zu feiern, was hier geglückt ist. Ihr seht ja selbst, wie grün jetzt hier alles ist. Nun,

und am Morgen darauf waren Musashi und der Junge Iori fort.« Der Priester sah sich um, als erwartete er irgendwie, daß Musashi plötzlich doch dastehen könnte.

Auf Sados Bitte hin berichtete der Priester weitere Einzelheiten. Nachdem das Dorf unter Musashis Führung sich so mannhaft verteidigt hatte, waren die Bauern dankbar für die Aussicht, in Frieden leben zu können, und sie kamen, um ihm beim Erschließen der Wildnis zu helfen. Musashi behandelte sie alle gerecht und machte keinerlei Unterschiede. Als erstes überzeugte er sie, daß es keinen Sinn habe, zu leben wie die Tiere. Dann versuchte er, ihnen nahezulegen, wie wichtig es sei, etwas mehr als nur für das Notwendigste zu arbeiten, um auf diese Weise den Kindern die Möglichkeit zu bieten, ein besseres Leben zu führen. Um zu wirklichen Menschen zu werden, so machte er ihnen klar, müßten sie etwas für die Nachwelt tun.

Da vierzig bis fünfzig Dörfler jeden Tag behilflich waren, schafften sie es bis zum Herbst, das Flutwasser unter Kontrolle zu bringen. Als der Winter kam, pflügten sie, und im Frühling lenkten sie über die neuen Bewässerungsgräben Wasser auf die Felder, und sie pflanzten die Reissetzlinge. Im Frühsommer stand der Reis prächtig, und in den nicht unter Wasser stehenden Feldern waren Hanf und Gerste bereits über einen Fuß hoch. Die Dörfler besuchten Musashi in seiner Blockhütte, um ihm ihre Aufwartung zu machen und ihm aus tiefstem Herzensgrund zu danken. Am Tag, als sie feiern wollten, kamen die Männer mit großen Sakekrügen und führten zum Klang von Trommeln und Shakuhachis einen heiligen Tanz auf. Da er die Dorfbewohner um sich versammelt hatte, machte Musashi ihnen klar, daß es nicht seine, sondern ihre Kraft gewesen sei, die all dies ermöglicht hatte. »Ich habe nichts weiter getan, als Euch gezeigt, welche Kräfte in Euch stecken und wie Ihr sie nutzen könnt.«

Dann hatte er den Priester beiseite genommen und ihm

gesagt, es bekümmere ihn, daß die Dörfler sich auf einen herumziehenden Rōnin wie ihn verließen. »Sie sollten auch ohne mich auf sich selbst vertrauen und füreinander einstehen«, hatte er gesagt. Dann hatte er das von ihm geschnitzte Bildnis der Kannon genommen und es dem Priester geschenkt. Am Morgen nach dem Fest war dann Aufregung im Dorf ausgebrochen. »Er ist fort!«

»Das kann doch nicht sein!« »Doch, er ist verschwunden. Seine Hütte ist leer.«

Sie waren alle so traurig gewesen, daß sie an diesem Tag nicht zur Feldarbeit gingen.

Der Priester aber hatte ihnen ihrer Undankbarkeit wegen größte Vorhaltungen gemacht und gesagt, sie sollten nicht vergessen, was Musashi sie gelehrt habe.

Sado dankte dem Priester für seinen Bericht und ließ sich nicht anmerken, daß er so untröstlich war, wie es ein Mann in seiner Stellung nur sein konnte.

Als sein Pferd durch den Abendnebel heimwärts trabte, dachte er voller Unbehagen: Ich hätte diesen Besuch nicht so lange hinausschieben sollen. Ich habe meine Pflicht vernachlässigt. Und jetzt habe ich meinem Herrn gegenüber gefehlt.

Die Fliegen

Am Ostufer des Sumida-Flusses, dort wo die Straße von Shimōsa auf die Landstraße nach Oshū trifft, war eine große Straßensperre mit beeindruckendem Tor errichtet worden – ein weithin sichtbares Zeichen für die feste Hand, mit der der neue Magistrat von Edo, Aoyama Tadanari, sein Reich regierte.

Musashi stand, Iori zur Seite, in der Reihe der Wartenden

vor dem Tor. Als er vor drei Jahren durch Edo gekommen war, hatte man die Stadt ganz einfach betreten und verlassen können. Jetzt sah er schon aus der Ferne, daß es in Edo weit mehr Häuser gab als früher und die unbebauten Grundstücke rar geworden waren.

»Ihr dort, der Rōnin! Ihr seid der nächste.«

Zwei Beamte im ledernen Hakama durchsuchten Musashi sehr gründlich. Ein dritter stand dabei, funkelte ihn an und richtete Fragen an ihn. »Was habt Ihr in der Hauptstadt zu tun?« »Nichts Besonderes.« »Nichts Besonderes, hm?«

»Nun, ich bin ein Shugyōsha. Ich möchte Samurai werden.« Der Mann schwieg. Musashi grinste. »Wo seid Ihr geboren?«

»Im Dorfe Miyamoto, im Bezirk Yoshino, in der Provinz Mimasaka.« »Wer ist Euer Herr?« »Ich habe keinen.« »Wer versorgt Euch mit Reisegeld?«

»Niemand. Ich schnitze Statuen und male Bilder. Manchmal tausche ich sie gegen Essen und Unterkunft ein. Oft wohne ich auch in Tempeln. Und gelegentlich gebe ich Unterricht in der Schwertfechtkunst. Irgendwie komme ich immer zurecht.« »Woher kommt Ihr?«

»Die letzten beiden Jahre habe ich auf der Hōtengahara-Ebene in Shimōsa Ackerbau getrieben. Das möchte ich jedoch nicht bis ans Ende meines Lebens tun. Deshalb bin ich hergekommen.«

»Habt Ihr in Edo eine Unterkunft? Niemand darf in die Stadt hinein, der hier keinen Verwandten hat oder weiß, wo er sonst unterkommen kann.« »Ja, ich habe eine Unterkunft«, erwiderte Musashi, der Regung des Augenblicks folgend. Er erkannte, daß er hier mit der Wahrheit nicht weiterkommen würde.

»Nun?«

»Bei Yagyū Munenori, dem Fürsten von Tajima.« Dem Beamten fiel die Kinnlade herunter.

Musashi amüsierte sich über die Reaktion des Mannes und beglückwünschte sich zu seinem Einfall. Die Gefahr, bei einer Lüge ertappt zu werden, beunruhigte ihn nicht weiter. Er war überzeugt, daß Yagyū über Takuan von ihm gehört hatte. Daß er auf Befragen hin abstreiten würde, ihn zu kennen, erschien Musashi unwahrscheinlich. Vielleicht war Takuan zur Zeit sogar in Edo. Wenn ja, würde er Musashi dem Fürsten gewiß vorstellen. Es war zu spät, sich mit Sekishūsai zu schlagen, doch hätte er gern seine Kräfte mit Munenori gemessen, der als Nachfolger seines Vaters den Yagyū-Stil weiterführte und persönlicher Waffenmeister des Shōguns war. Der Name wirkte wie ein Zauberwort. »Nun, schön«, erklärte der Beamte liebenswürdig. »Wenn Ihr mit dem Haus Yagyū in Verbindung steht, tut es mir leid, Euch belästigt zu haben. Aber Ihr müßt wissen, daß recht verschiedene Samurai unterwegs sind. Bei einem, der aussieht wie ein Rōnin, müssen wir ganz besonders vorsichtig sein. Befehl, versteht Ihr?« Nach ein paar weiteren Fragen, die er nur noch stellte, um das Gesicht zu wahren, sagte er: »Ihr könnt gehen, Herr«, und brachte Musashi persönlich ans Tor. »Herr«, fragte Iori, als sie auf der anderen Seite waren, »warum sind sie denn gerade gegen Rōnin so besonders mißtrauisch?« »Weil sie nach feindlichen Spionen Ausschau halten.«

»Aber welcher Spion würde denn so dumm sein, hier im Gewand eines Rōnin durchzukommen? Die Beamten sind wirklich dumm. Und was für dämliche Fragen sie stellen! Ihretwegen haben wir jetzt das Fährboot verpaßt.« »Bst! Wenn sie dich hören! Wegen des Fährboots mach dir nur keine Sorgen. Du kannst den Fujiyama betrachten, solange wir auf das nächste warten. Hast du gewußt, daß man ihn von hier aus sehen kann?« »Na und? Von Hōtengahara aus haben wir ihn ja auch gesehen.« »Aber von hier sieht er anders aus.« »Wieso denn?«

»Der Fuji ist nie derselbe. Er verändert sich von Tag zu Tag,

von Stunde zu Stunde.«

»Für meine Begriffe sieht er immer gleich aus.«

»Das ist er aber nicht. Er verändert sich – je nach der Stunde, dem Wetter, der Jahreszeit und dem Ort, von dem aus man ihn anschaut. Auch verwandelt er sich je nach dem Herzen des Betrachters.«

Iori war nicht sonderlich beeindruckt, hob einen flachen Stein auf und ließ ihn übers Wasser hüpfen. Nachdem er sich eine Weile damit vergnügt hatte, kam er zu Musashi zurück und fragte: »Suchen wir wirklich Fürst Yagyūs Haus auf?«

»Das muß ich mir noch überlegen.« »Aber habt Ihr dem Wächter das nicht gesagt?«

»Doch. Ich will ja auch hin, aber so einfach ist das nicht. Er ist ein Daimyō, weißt du.«

»Er muß furchtbar bedeutend sein. Das will ich auch werden, wenn ich groß bin.«

»Bedeutend?« »Hmm.«

»Du solltest nach Höherem streben!« »Was meint Ihr damit?« »Sieh dir den Fujiyama an!« »Wie der Fuji werde ich nie werden.«

»Statt werden zu wollen wie dieser oder jener, mache aus dir einen schweigenden, reglosen Giganten. Nichts anderes ist der Berg. Verschwende die Zeit nicht damit, Menschen beeindrucken zu wollen. Wenn du so wirst, daß die Menschen dich achten können, werden sie es auch tun.« Musashis Worte waren kaum verklungen, da rief Iori: »Schaut, da kommt das Fährboot.« Er lief hin, um als erster an Bord zu sein. Der Sumida hatte viele Gesichter: bald war er schmal, bald breit, hier seicht, dort tief. Bei Hochwasser nahmen die Wellen, die das Ufer überschwemmten, eine gelbliche Färbung an. Manchmal schwoll der Sumida an der Mündung bis zur doppelten Breite an. An der Stelle, wo das Fährboot verkehrte,

bildete er einen weiten Einschnitt in der Bucht.

Der Himmel war klar, das Wasser schimmerte durchsichtig. Iori beugte sich über den Bootsrand und sah Schwärme unzähliger kleiner Fische hin und her schießen. Zwischen den Felsen erspähte er sogar die rostigen Überreste eines alten Helms. Für die Unterhaltungen, die rings um ihn her geführt wurden, hatte er kein Ohr.

»Was meint Ihr? Ob es so friedlich bleibt wie jetzt?« »Ich bezweifle das.«

»Wahrscheinlich habt Ihr recht. Früher oder später werden wieder Kämpfe ausbrechen. Ich hoffe es zwar nicht, aber man muß es wohl erwarten.« Andere Reisende behielten ihre Gedanken für sich, starrten verdrießlich aufs Wasser und bangten davor, daß Beamte – möglicherweise sogar in Verkleidung – sie belauschen und mit denen in Verbindung bringen könnten, die so unbekümmert redeten. Die Wortführer schienen die Gefahr, der sie sich unter den allgegenwärtigen Augen und Ohren des Gesetzes auslieferten, zu genießen.

»Man merkt doch an der Art und Weise, wie alle durchsucht und ausgefragt werden, daß Krieg in der Luft liegt. So streng sind die Bestimmungen doch erst seit kurzem. Außerdem hört man dauernd wieder von Spionen aus Osaka.«

»Man hört auch davon, daß Einbrecher die Häuser der Daimyō plündern, obwohl sie das gern vertuschen möchten. Es muß schon peinlich sein, beraubt zu werden, wenn man sich einbildet, derjenige zu sein, der Gesetz und Ordnung durchsetzt.«

»Wer das Risiko auf sich nimmt, muß auf mehr als Geld aus sein. Da muß es sich doch um Spione handeln. So unverfroren ist ein gewöhnlicher Gauner nicht.«

Musashi sah sich um und merkte, daß das Fährboot geradezu ein Spiegelbild der Gesellschaft von Edo an Bord hatte: ein Holzfäller, bedeckt mit Sägespänen, ein paar billige Geishas,

die vielleicht aus Kyoto kamen, ein oder zwei kräftige Rauhbeine, ein paar Brunnengräber, zwei offen schäkernde Huren, ein Priester, ein Bettelmönch und ein Rōnin.

Als das Boot das andere Ufer erreichte und sie einer nach dem anderen ausstiegen, rief ein gedrungener Mann Musashi zu: »Heda, Rōnin! Ihr habt etwas vergessen.« Mit diesen Worten hielt er ihm ein rotes Brokattäschchen hin, so alt, daß der Schmutz daran heller zu schimmern schien als die wenigen Goldfäden, die noch darein gewebt waren.

Musashi schüttelte den Kopf. »Das gehört mir nicht. Ihr müßt mich mit einem anderen Reisenden verwechseln.«

Iori ließ sich mit heller Stimme vernehmen: »Es ist meine«, riß dem Mann die Tasche aus der Hand und stopfte sie sich in den Kimono. Der Mann war ungehalten. »Was denkst du dir dabei, einfach zuzugrabschen? Gib sie wieder her! Und dann wirst du dich dreimal verneigen, ehe du sie bekommst. Tust du das nicht, werf ich dich in den Fluß.« Musashi trat dazwischen und bat den Mann, Ioris rüdes Benehmen seiner Jugend zugute zu halten und zu entschuldigen.

»In welcher Beziehung steht Ihr zu dem frechen Kerl?« wollte der Mann wissen. »Seid Ihr sein Bruder oder sein Herr? Wie heißt Ihr?« »Miyamoto Musashi.«

»Was?« entfuhr es dem anderen. Er starrte Musashi eindringlich an. Nach einem Moment sagte er zu Iori: »Von jetzt an paß besser auf deine Sachen auf.« Dann wandte er sich ab, als hätte er es besonders eilig zu entkommen.

»Moment.« Die sanfte Art, in der Musashi das sagte, schien den Mann zu überraschen.

Die Hand am Schwert, fuhr er herum. »Was wollt Ihr?« »Wie heißt Ihr?« »Was geht Euch das an?«

»Ihr habt nach meinem Namen gefragt. Und aus Höflichkeit solltet Ihr mir jetzt den Euren nennen.«

»Ich gehöre zu Hangawaras Leuten. Mein Name ist Jūrō Yajibei.« »Danke. Ihr könnt gehen«, sagte Musashi und stieß ihn unsanft in die Seite.

»Das werde ich Euch nicht vergessen!« Jūrō strauchelte, kam wieder auf die Füße und machte, daß er fortkam.

»Geschieht ihm ganz recht, dem Feigling«, sagte Iori. Erfreut darüber, in Schutz genommen worden zu sein, blickte er voller Verehrung zu Musashi auf und schmielte sich an ihn.

Als sie in die Stadt kamen, sagte Musashi: »Iori, du mußt dir darüber klarwerden, daß das Leben hier anders ist als auf dem Lande. Dort hatten wir nur Füchse und Eichhörnchen als Nachbarn. Hier hingegen gibt es viele Mensehen. Du wirst dich schon ein wenig besserer Manieren befleißigen müssen.«

»Ja, Herr.«

»Wenn die Menschen nur harmonisch zusammenzuleben lernten, wäre die Erde ein Paradies«, fuhr Musashi ernst fort. »Aber jeder Mensch hat nicht nur eine gute, sondern auch eine böse Seite, und es gibt Zeiten, da überwiegt die böse. Dann ist die Welt kein Paradies, sondern die Hölle. Verstehst du, was ich sage?«

»Ja, ich denke schon«, sagte Iori kleinlaut.

»Formen und Sitten haben ihren Sinn. Sie halten das Böse in uns in Schranken. Das stützt die gesellschaftliche Ordnung, die in den Gesetzen der Regierung proklamiert wird.« Musashi machte eine Pause. »So wie du dich eben aufgeführt hast ... Es war zwar eine Lappalie, doch deine Haltung mußte den Mann wütend machen. Ich bin alles andere als glücklich darüber.«

»Ja, Herr.«

»Ich weiß nicht, wohin wir von hier aus gehen. Aber wo immer wir auch sein mögen, hältst du dich besser an die Regeln und benimmst dich höflich.« Der Junge nickte ein paarmal und vollführte dann eine kleine, steife Verneigung. Schweigend gingen sie eine Weile weiter. »Herr, würdet Ihr

die Börse für mich verwahren? Ich möchte sie nicht noch einmal verlieren.« Musashi nahm das kleine brokatene Täschchen entgegen und sah es sich genau an, ehe er es in seinen Kimono steckte. »Das ist der Geldbeutel, den dein Vater dir hinterlassen hat, nicht wahr?«

»Ja, Herr. Ich habe ihn Anfang des Jahres vom Tokuganji zurückbekommen. Der Priester hat das Gold nicht angerührt. Ihr könnt davon nehmen, wenn Ihr wollt.«

»Danke«, sage Musashi leichthin. »Ich werde gut darauf aufpassen.« Er besitzt eine Gabe, über die ich nicht verfüge, dachte er und schämte sich ein wenig seiner eigenen Gleichgültigkeit gegenüber Geldangelegenheiten. Die Umsicht des Jungen hatte Musashi eine Lektion erteilt. Er wußte Ioris Vertrauen zu schätzen und gewann ihn von Tag zu Tag mehr lieb. Er freute sich darauf, ihm bei der Entfaltung seiner natürlichen Gaben zu helfen. »Wo würdest du denn heute gern übernachten?« fragte er. Iori, der sich mit großer Neugier in seiner neuen Umgebung umgetan hatte, meinte: »Dort drüben sehe ich viele Pferde. Es sieht aus, als sei dort ein Pferdemarkt – und das mitten in der Stadt.« Es klang, als sei ihm in einem fremden Land plötzlich ein lange verloren geglaubter Freund in die Arme gelaufen.

Sie hatten das Bakurōchō-Viertel erreicht, wo es viele Teehäuser und Schenken gab, die alle für Pferdekäufer und -verkäufer, Fuhrleute, Pferdeburchen und all die anderen gedacht waren, die mit Pferden zu tun hatten. In kleinen Gruppen standen Männer herum, feilschten und sprudelten in allen möglichen Dialekten durcheinander. Am aufdringlichsten verschafften sich diejenigen Gehör, die die hitzige, schlagfertige Art zu reden beherrschten, welche sich in Edo herausgebildet hatte.

Unter der Menge befand sich ein wohlgepflegter, vornehmer Samurai, der nach guten Pferden Ausschau hielt. Verdrießlich sagte er zu seinem Begleiter: »Gehen wir nach Hause. Hier

findet man nichts als Schindmähren – jedenfalls kein Tier, das wir Seiner Gnaden empfehlen könnten.« Er schritt munter aus und stand plötzlich vor Musashi. Der Samurai zwinkerte und trat überrascht einen Schritt zurück. »Ihr seid Miyamoto Musashi, nicht wahr?«

Musashi sah den Mann einen Moment lang an und verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Es war Kimura Sukekurō, der Pferdeausbilder Sekishūsais. Obwohl die beiden Männer in der Burg von KoYagyū ums Haar die Klingen miteinander gekreuzt hätten, befließigte Sukekurō sich Musashi gegenüber jetzt ausgesuchter Höflichkeit. Er schien keinerlei Groll mehr gegen ihn zu hegen.

»Euch habe ich hier wirklich nicht erwartet«, sagte er. »Seid Ihr schon lange in Edo?«

»Ich komme gerade aus der Provinz Shimōsa«, erwiderte Musashi. »Wie geht es Eurem Herrn? Erfreut er sich immer noch guter Gesundheit?« »Ja, Dank Euch für die Nachfrage. Allerdings, in Sekishūsais Alter ... Ich wohne beim Fürsten Munenori. Ihr müßt uns besuchen; ich werde Euch mit Freuden Seiner Gnaden vorstellen. Ja, und da ist noch etwas.« Er bedachte Musashi mit einem vielsagenden Blick und lächelte geheimnisvoll. »Wir haben einen wunderschönen Schatz, der Euch gehört. Ihr müßt kommen, sobald Ihr könnt.«

Ehe Musashi eine Frage stellen konnte, machte Sukekurō eine leichte Verbeugung und ging mit seinem Gefolgsmann rasch davon.

Die Gäste, die in den billigen Herbergen von Bakurocho abstiegen, waren meist Pferdehändler aus den umliegenden Provinzen. Musashi beschloß, lieber dort zu übernachten als in einem anderen, teureren Teil der Stadt. Die Herberge, die er wählte, hatte so große Stallungen, daß der Gästetrakt eher wie ein Anbau wirkte. Aber nach der Kargheit von Hōtengahara empfand er selbst diese schlichte Herberge als prunkvoll.

Doch trotz anfänglichen Wohlbehagens störten Musashi bald die vielen Pferdefliegen.

»Ich gebe Euch einen anderen Raum«, erbot die Wirtin sich fürsorglich. »Im zweiten Stock ist die Fliegenplage weniger schlimm.«

Nachdem er es sich oben bequem gemacht hatte, fand Musashi sich diesmal der vollen Sonne ausgesetzt, und wieder fing er an zu murren. Vor nur wenigen Tagen noch hätte er die Nachmittagssonne freudig als hellen Hoffungsstrahl begrüßt, der seine Reispflänzchen wärmte und für den nächsten Tag gutes Wetter verhiess. Die Fliegen hatte er, wenn sie während der Arbeit von seinem Schweiß angelockt wurden, ohne Murren ertragen. Jetzt, nachdem er den breiten Fluß überquert hatte und in das belebte Gassengewirr der emporstrebenden Stadt gekommen war, empfand er die Sonne nicht mehr als tröstlich und die Fliegen ausschließlich als Plage.

Der Hunger lenkte ihn von den Unbequemlichkeiten und Belästigungen ab. Er sah Iori an und entdeckte auch in seinem Gesicht Spuren von Erschöpfung und Hunger. Eine Gesellschaft nebenan hatte ein angenehm duftendes Essen bestellt und fiel jetzt unter munterem Geplauder, Lachen und Trinken heißhungrig darüber her.

Soba, Buchweizennudeln, das war es, worauf er Appetit hatte! Wenn jemand auf dem Lande Soba essen wollte, säte er zeitig im Frühjahr Buchweizen aus, beobachtete, wie er im Sommer blühte, trocknete im Herbst die Körner und mahlte im Winter das Mehl. Erst dann konnte er sich Soba bereiten. Hier hingegen brauchte er nur in die Hände zu klatschen, »Iori, wollen wir Soba essen?« »Ja.«

Die Wirtin kam und nahm ihre Bestellung entgegen. Während sie warteten, stützte Musashi die Ellbogen aufs Fensterbrett und beschattete die Augen. Schräg gegenüber hing ein Schild mit der Aufschrift: »Hier werden Seelen geschliffen.

Zushino Kōsuke, Meister des Hon'ami-Stils.« Iori war das Schild auch aufgefallen. Nachdem er einen Augenblick verdattert hingeschaut hatte, sagte er: »Da steht: ›Hier werden Seelen geschliffen.‹ Was ist denn das für ein Beruf, Seelenschleifer?«

»Nun, auf dem Schild steht auch noch, daß der Mann im Hon'ami-Stil arbeitet, und deshalb nehme ich an, daß es sich um einen Schwertschleifer handelt. Wenn ich's mir recht überlege, mein Schwert könnte einen neuen Schliff gebrauchen.«

Da die Soba auf sich warten ließ, streckte Musashi sich auf dem Tatami aus, um ein Nickerchen zu machen. Doch nebenan hatte das Gespräch beträchtliche Lautstärke angenommen. Man schien sich zu streiten. »Iori«, sagte Musashi und blinzelte mit einem Auge, »würdest du die Leute nebenan bitten, ein wenig leiser zu sein?«

Nur ein Shōji trennte die beiden Räume, doch statt es zu öffnen, trat Iori auf den Gang hinaus. Die Tür zum Nachbarzimmer stand offen. »Macht nicht so viel Lärm!« rief er. »Mein Lehrer versucht zu schlafen.« »Huh?« Das Gezänk brach unvermittelt ab. Die Männer drehten sich um und starrten ihn zornig an. »Hast du was gesagt, du Knirps?«

Erbost, nicht für voll genommen zu werden, sagte Iori: »Der Fliegen wegen sind wir hier hochgekommen. Jetzt macht Ihr solchen Krach, daß mein Lehrer nicht schlafen kann.«

»Bist du von allein gekommen, oder hat dein Herr dich geschickt?« »Er hat mich geschickt.« »Wirklich? Nun, ich verschwende meine Zeit nicht mit einem kleinen Scheißer wie dir. Geh und bestell deinem Herrn, Kumagoro aus Chichibu wird ihm die Antwort später geben. Und jetzt verschwinde!« Kumagoro war ein Hüne, und die zwei oder drei anderen im Raum waren nicht viel kleiner als er. Durch ihre bedrohlichen Blicke eingeschüchtert, zog Iori sich rasch zurück. Musashi

war eingeschlafen. Da er ihn nicht stören wollte, setzte Iori sich ans Fenster.

Es dauerte nicht lange, und ein Pferdehändler schob das Shōji einen Spalt weit auf und warf einen Blick auf Musashi. Gelächter erscholl, gefolgt von lauten und beleidigenden Bemerkungen.

»Für wen hält er sich, daß er glaubt, uns Vorschriften machen zu können? Blöder Rōnin! Wer weiß, wo der herkommt! Taucht einfach auf und führt sich auf, als gehöre ihm das Haus!« »Dem muß gezeigt werden, wer hier das Sagen hat.«

»Richtig. Sorgen wir dafür, daß er in Zukunft weiß, was für Kerle die Pferdehändler von Edo sind.«

»Wenn wir nur reden, merkt er's nie. Schleppen wir ihn in den Hof und kippen ihm einen Eimer Pferdepisse ins Gesicht.«

Kumagoro unterbrach die anderen: »Jetzt mal ruhig! Das übernehme ich! Entweder, ich bekomme eine schriftliche Entschuldigung von ihm, oder wir waschen ihm das Gesicht mit Pferdepisse. Genießt Euren Sake und überlaßt alles andere mir.«

»Das kann lustig werden«, freute sich ein Mann, als Kumagoro mit selbstgefälligem Lächeln seinen Obi festzog.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte Kumagoro und schob das Shōji auf. Auf den Knien rutschte er in Musashis Raum hinüber.

Die Soba – sechs zierliche Portionen, serviert auf einer Lackschale – war endlich gekommen. Musashi setzte sich auf und machte sich mit den Eßstäbchen über die erste Portion her.

»Schaut, da kommt einer«, sagte Iori halblaut und schob sich beiseite, um nicht im Wege zu sein.

Kumagoro setzte sich links hinter Iori, kreuzte die Beine und stützte die Ellbogen auf die Knie. Er funkelte Musashi wild an

und sagte: »Essen könnt Ihr später. Versucht nicht, Eure Angst zu verbergen, indem Ihr mit Eurem Essen herumspielt.«

Musashi lächelte zwar, tat jedoch so, als höre er gar nicht hin. Er stocherte mit den Eßstäbchen in der Soba herum, um die Nudeln auseinanderzuzupfen, führte ein paar zum Mund und schlürfte sie genußvoll. Die Adern auf Kumagorōs Stirn schwellen an. »Stellt die Schale hin!« sagte er wütend.

»Wer seid Ihr?« fragte Musashi sanft, machte aber keinerlei Anstalten, der Aufforderung nachzukommen.

»Ihr wißt nicht, wer ich bin? Die einzigen Menschen in Bakurōchō, die meinen Namen noch nicht gehört haben, sind Taugenichtse und Taubstumme.«

»Ich bin ein bißchen schwerhörig. Sprecht lauter und sagt mir, wer Ihr seid und wo Ihr herkommt.«

»Ich bin Kumagorō aus Chichibu, der beste Pferdehändler von ganz Edo. Wenn Kinder mich kommen sehen, kriegen sie solche Angst, daß sie nicht mal mehr weinen können.« »Soso. Und Ihr handelt mit Pferden?«

»Ich bin der beste! Ich verkaufe an die Samurai. Vergeßt das nicht, wenn Ihr Euch mit mir anlegt.« »Warum sollte ich das tun?«

»Ihr habt diesen Winzling da rübergeschickt, um Euch über den Lärm zu beschweren. Was, meint Ihr wohl, wo Ihr seid? Dies ist keine elegante Herberge für Daimyō, wo's ruhig und vornehm zugeht. Wir Pferdehändler lieben den Lärm.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Warum platzt Ihr dann ungefragt rein und stört unsre Gesellschaft? Ich verlange eine Entschuldigung!« »Eine Entschuldigung?«

»Jawohl, und zwar schriftlich. Ihr könnt sie an Kumagorō und seine Freunde richten. Bekommen wir keine, nehmen wir Euch mit in den Hof und erteilen Euch eine Lektion.« »Was Ihr

sagt, ist bemerkenswert.« »Huuh?«

»Ich meine, Eure Art zu sprechen ist bemerkenswert.«

»Laßt den Blödsinn. Bekommen wir die Entschuldigung oder nicht? Nun?« Kumagorōs Stimme war von bedrohlichem Knurren zum Brüllen angeschwollen, und der Schweiß auf seiner puterroten Stirn glänzte in der Abendsonne. Er sah aus, als wolle er jeden Augenblick platzen, entblößte die behaarte Brust und zog einen Dolch aus der Leibbinde. »Entschließt Euch! Wenn ich nicht bald Eure Antwort höre, könnt Ihr was erleben!« Er hielt den Dolch senkrecht neben die Lackschale. Die Spitze zeigte nach unten.

Musashi, der an sich halten mußte, um sich nicht auszuschütten vor Lachen, fragte: »Was soll ich dazu sagen?«

Er senkte sein Schälchen, fuhr mit den Eßstäbchen hinein, entfernte einen dunklen Punkt aus der Soba und warf ihn zum Fenster hinaus. Ohne ein Wort zu sagen, stocherte er nochmals in den Nudeln, holte einen weiteren schwarzen Punkt heraus, und dann noch einen dritten. Kumagorō quollen die Augen fast aus den Höhlen, und er hielt den Atem an.

»Sie nehmen kein Ende, nicht wahr?« sagte Musashi beiläufig. »Hier, Iori, spül diese Eßstäbchen gut ab.«

Als Iori verschwand, schlich sich auch Kumagorō schweigend in den Nachbarraum zurück und berichtete seinen Gefährten mit gedämpfter Stimme von der unglaublichen Szene, deren Zeuge er gerade geworden war. Nachdem er die schwarzen Punkte in der Soba zunächst für Schmutz gehalten hatte, war ihm aufgegangen, daß es lebendige Fliegen waren, die Musashi so schnell und so zielsicher packte, daß sie keine Zeit hatten zu entkommen. Binnen weniger Minuten verzog er sich mit seinen Kumpanen in einen weit entfernten Raum, und über Musashis Zimmer senkte sich wieder Schweigen.

»So ist es besser, nicht wahr?« wandte Musashi sich an Iori, und die beiden lächelten einander zu.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, war die Sonne untergegangen, und der Mond stand bleich und stolz über dem Dach des Seelenschleifers. Musashi stand auf und zog seinen Kimono glatt. »Ich glaube, ich lasse mein Schwert schleifen«, sagte er.

Er nahm die Waffe zur Hand und wollte gehen, als die Wirtin den Gang entlangkam und rief: »Es ist ein Brief für Euch gekommen!« Verwirrt darüber, daß schon jemand von seiner Ankunft wußte, ging Musashi ihr entgegen, nahm den Brief in Empfang und fragte: »Ist der Bote noch da?«

»Nein. Er ist gleich wieder gegangen.«

Außen auf dem Brief stand nur das Wort »Suke«, was Musashi für die Abkürzung von Kimura Sukekurō hielt. Er faltete das Schreiben auseinander und las: »Ich habe Fürst Munenori berichtet, daß ich Euch heute morgen traf. Er schien beglückt, nach so langer Zeit wieder von Euch zu hören, und trug mir auf, Euch zu schreiben und um einen Besuch zu bitten.« Musashi ging die Treppen hinunter und betrat den Schankraum, wo er sich Tusche und Pinsel auslieh. Dann setzte er sich in eine Ecke und schrieb: »Ich werde Fürst Munenori mit Freuden aufsuchen, wann immer er einen Gang mit mir fechten möchte.« Er unterzeichnete mit »Masana«, einem Beinamen, den er nur selten benutzte.

»Iori!« rief er dann vom Fuß der Treppe hinauf. »Du sollst einen Botengang für mich machen.« »Ja, Herr.«

»Ich möchte, daß du diesen Brief Fürst Yagyū Munenori überbringst.« »Ja, Herr.«

Die Wirtin versicherte zwar, jeder wisse, wo Fürst Munenori lebe, erklärte es ihm aber trotzdem eingehend. »Geh die Hauptstraße hinunter, bis du auf die Landstraße triffst. Der folgst du bis Nihombashi. Dann halte dich links und geh am Fluß entlang bis nach Kobikichō. Dort steht das Haus des Fürsten. Du kannst es nicht verfehlen.«

»Danke«, sagte Iori, der bereits seine Sandalen schnürte. »Ich finde es schon.« Er war begeistert von der Gelegenheit hinauszukommen, vor allem, da sein Ziel das Haus eines bedeutenden Daimyō war. Ohne darüber nachzudenken, wie spät es schon war, marschierte er davon, unternehmungslustig die Arme schwingend und den Kopf stolz emporgereckt. Als Musashi ihn um die Ecke biegen sah, dachte er: »Der Junge ist ein bißchen zu selbstbewußt. Das ist nicht gut für ihn.«

Der Seelenschleifer

»Einen angenehmen Abend!« rief Musashi.

Nichts am Haus Zushino Kōsukes deutete darauf hin, daß hier gearbeitet wurde. Ihm fehlte das große Bambusgitter der meisten Läden, und es waren auch keine Waren zur Schau gestellt. Musashi stand auf einem Gang mit gestampftem Lehm Boden, der an der linken Seite des Hauses entlanglief. Rechter Hand befand sich ein erhöhter, mit Tatami ausgelegter und mit Wandschirmen abgeteilter Raum.

Der Mann, der auf den Tatami schlief und die Arme auf einer Geldtruhe ruhen hatte, ähnelte einem taoistischen Weisen, dessen Bild Musashi einmal gesehen hatte. Das lange, schmale Gesicht hatte die Farbe grauen Tons. Auf keinen Fall konnte Musashi darin das Straffe und Wache entdecken, das er mit Waffenschmieden und Schwertschleifern in Verbindung brachte. »Einen angenehmen Abend!« wiederholte Musashi ein wenig lauter. Als die Stimme durch Kōsukes Schlaf drang, hob er den Kopf sehr langsam; es war, als erwache er aus jahrhundertelangem Schlummer. Er wischte sich den Speichel vom Kinn, setzte sich gerade auf und fragte dann gleichmütig: »Was steht zu Diensten?« Musashi hatte den Eindruck, daß ein Mann wie Kōsuke sein Schwert – und damit auch seine Seele –

eher abstumpfen konnte, trotzdem hielt er ihm seine Waffe hin und erklärte sein Begehren.

»Gestattet, daß ich es mir ansehe.« Kōsukes Schultern strafften sich merklich. Die linke Hand auf dem Knie, streckte er die rechte aus, um das Schwert in Empfang zu nehmen; gleichzeitig neigte er den Kopf vor der Waffe. Sonderbarer Vogel, dachte Musashi. Nimmt einen Menschen kaum zur Kenntnis, verneigt sich aber höflich vor einem Schwert. Während er ein Stück Papier mit dem Mund festhielt, zog Kōsuke die Klinge behutsam aus der Scheide. Dann stellte er das Schwert aufrecht vor sich hin und musterte es eingehend vom Griff bis zur Spitze. Ein helles Glänzen kam in seine Augen und erinnerte Musashi an die Glasaugen in einer hölzernen Buddha-Figur.

Dann steckte Kōsuke die Waffe zurück in die Scheide und sah fragend zu Musashi auf. »Setzt Euch«, sagte er und rückte zurück, um Platz zu machen und Musashi ein Kissen anzubieten.

Musashi zog die Sandalen aus und betrat den mit Tatami ausgelegten Raum. »Ist dieses Schwert schon seit Generationen im Besitz Eurer Familie?«

»O nein«, erklärte Musashi. »Es ist nicht das Werk eines berühmten Schwertschmieds. So ist das durchaus nicht.«

»Habt Ihr in der Schlacht damit gekämpft, oder tragt Ihr es aus dem üblichen Grund?«

»Auf einem Schlachtfeld habe ich es noch nicht benutzt. Es ist nichts Besonderes daran. Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß es besser ist als gar nichts.«

»Mm.« Kōsuke blickte Musashi direkt in die Augen und fragte dann: »Wie wollt Ihr es geschliffen haben?«

»Wie ich es geschliffen haben möchte? Was meint Ihr damit?« »Wollt Ihr es geschärft haben, damit es gut schneidet?« »Nun, es ist ein Schwert. Je schärfer es ist, desto

besser.« »Ja, das ist es wohl«, sagte Kōsuke und seufzte ergeben. »Was stört Euch daran? Ist es nicht die Aufgabe eines Handwerkers, Schwerter so zu schleifen, daß sie richtig schneiden?« Während er das sagte, blickte Musashi Kōsuke forschend ins Gesicht.

Der selbsternannte Seelenschleifer schob Musashi die Waffe wieder hin und sagte: »Ich kann nichts für Euch tun. Bringt es zu jemand anders.« Merkwürdig, dachte Musashi. Er konnte einer gewissen Verärgerung nicht Herr werden, sagte jedoch nichts. Kōsuke hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt und unternahm keinen Versuch, sein Verhalten zu erklären. Während sie noch schweigend dasaßen und einander anstarrten, steckte ein Mann aus der Nachbarschaft den Kopf zur Tür herein. »Kōsuke, habt Ihr eine Angelrute? Es ist Flut, und die Fische springen. Wenn Ihr mir eine Rute leiht, teile ich meinen Fang mit Euch.«

Kōsuke wollte mit diesem Mann ganz offensichtlich nichts zu tun haben. »Borgt Euch woanders eine«, schnarrte er. »Ich halte nichts vom Töten und bewahre keine Mordwerkzeuge in meinem Haus auf.« Der Mann ging rasch davon, und Kōsuke machte ein noch verdrosseneres Gesicht als zuvor.

Ein anderer hätte sich wohl entmutigen lassen und wäre gegangen, doch Musashis Neugierde ließ ihn ausharren. Dieser Mann hatte etwas Ansprechendes. Da war nicht nur scharfer Verstand, sondern auch eine rauhe, natürliche Güte wie die eines Sakekrugs von Karatsu oder einer Teeschale von Nonkō. Genauso wie Töpferwaren bisweilen Fehler aufwiesen, die daran ermahnten, wie nahe Irdenes der Erde ist, genauso deutete eine halbkahle Stelle nahe Kōsukes Schläfe, über die er eine Heilsalbe gestrichen hatte, auf eine gewisse Versehrtheit hin.

Musashi war bemüht, sich die wachsende Faszination durch diesen Mann nicht anmerken zu lassen, und er sagte: »Was hindert Euch daran, mein Schwert zu schleifen? Ist es von so

minderer Qualität, daß Ihr es nicht schafft, ihm einen richtigen Schliff zu verpassen?»

»Selbstverständlich nicht. Ihr seid der Besitzer. Ihr wißt so gut wie ich, daß es ein tadelloses Schwert aus Bizen ist. Ich weiß aber auch, daß Ihr es geschliffen haben wollt, um Menschen damit zu verletzen.«

»Ist daran etwas auszusetzen?«

»Das sagen sie durch die Bank alle: ›Was ist daran auszusetzen, wenn ich möchte, daß Ihr ein Schwert so zurichtet, daß es besser schneidet?‹ Die Hauptsache, ein Schwert ist scharf, dann sind sie glücklich.« »Aber jemand, der Euch ein Schwert zum Schleifen bringt, möchte natürlich ...«

»Moment«, fuhr Kōsuke ihm in die Rede und hob die Hand. »Es dauert etwas, bis ich es Euch erklärt habe. Zunächst einmal möchte ich, daß Ihr Euch das Schild vor meiner Werkstatt noch einmal genau ansieht.« »Darauf steht: ›Hier werden Seelen geschliffen!‹ Zumindest meine ich, daß es draufsteht. Oder lassen die Schriftzeichen sich auf irgendeine andere Weise lesen?«

»Nein. Aber Ihr seht, daß vom Schwertschleifen nichts draufsteht. Mein Beruf ist es, die Seelen der Samurai zu schleifen, die hier vorsprechen, nicht ihre Schwerter. Die Menschen sehen das zwar nicht ein. Aber ich habe es eben gelernt, als ich die Schwertschleifkunst studierte.« »Ich verstehe«, sagte Musashi, wiewohl er das eigentlich nicht tat. »Da ich mich an die Lehren meines Meisters halte, weigere ich mich, die Schwerter von Samurai zu schärfen, die Freude daran haben, Menschen umzubringen.«

»Nun, daran ist zweifellos etwas Wahres. Aber sagt mir, wer war dieser Lehrmeister, den Ihr gehabt habt?«

»Auch das steht auf dem Schild. Ich habe im Hause Hon'ami gelernt, und zwar unter Hon'ami Kōetsu persönlich.« Stolz straffte Kōsuke die Schultern, als er den Namen Kōetsus

aussprach.

»Wie sich das trifft! Ich kenne zufällig Euren Meister und seine treffliche Mutter Myōshū.« Musashi erzählte, wie er die beiden nahe dem Gelände des Rendaiji getroffen und später ein paar Tage in ihrem Haus zugebracht hatte.

Kōsuke war überrascht und musterte ihn nochmals sehr eingehend. »Ihr seid doch nicht etwa der Mann, der vor einigen Jahren solches Aufsehen in Kyoto erregte, weil er unter der Schirmtanne die Yoshioka-Schule schlug? Miyamoto Musashi hieß er, wenn ich mich nicht irre.« »Ja, so heiße ich.« Musashis Gesicht überzog sich mit einer feinen Röte. Kōsuke rückte etwas zurück, verneigte sich ehrerbietig und sagte: »Verzeiht mir! Ich hätte Euch keine Vorträge halten sollen. Ich hatte ja keine Ahnung, mit dem berühmten Miyamoto Musashi zu sprechen.« »Macht Euch nichts daraus. Was Ihr gesagt habt, war sehr aufschlußreich. Kōetsus Wesen zeigt sich in dem, was er seinen Schülern beibringt.« »Ihr wißt ja sicher, daß die Familie Hon'ami den Ashikaga-Shōgunen diene. Von Zeit zu Zeit wurden sie auch damit beauftragt, die Schwerter des Kaisers zu schleifen. Kōetsu hat immer gesagt, unsere Schwerter seien nicht geschaffen, um Menschen zu töten oder zu verletzen, sondern um die kaiserliche Herrschaft aufrechtzuerhalten und das Volk zu schützen, um die Dämonen zu unterdrücken und das Böse zu vertreiben. Das Schwert ist tatsächlich die Seele des Samurai; er trägt es aus keinem anderen Grund, als seine Unbescholtenheit zu bewahren. Das Schwert soll für denjenigen, der über andere herrscht und dadurch trachtet, dem Weg des Lebens zu folgen, stets eine Mahnung sein. Folglich ist es nur natürlich, daß der Handwerker, der das Schwert schärft, auch den Geist des Schwertkämpfers schärft.« »Wie wahr!« pflichtete Musashi ihm bei.

»Kōetsu sagte, ein gutes Schwert zu sehen, ist wie das heilige Licht zu erblicken, den Geist der Ruhe und des

Friedens. Er haßte es, ein schlechtes Schwert anzufassen. Auch nur die Nähe eines solchen pflegte ihm Übelkeit zu bereiten.«

»Ich verstehe. Wollt Ihr damit andeuten, Ihr hättet etwas Böses an meinem Schwert gespürt?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich war nur ein wenig niedergeschlagen. Seit ich nach Edo gekommen bin, habe ich eine sehr große Menge Schwerter hergerichtet, doch keiner der Besitzer dieser Waffen scheint eine Ahnung davon zu haben, was die wahre Bedeutung eines Schwertes ist. Manchmal bezweifle ich, daß sie überhaupt eine Seele haben, die man schleifen könnte. Für sie geht es um nichts anderes als darum, einen Mann zu vierteilen oder ihm den Kopf zu spalten – den Helm möglichst mit. Wie ermüdend das war! Und deshalb habe ich vor ein paar Tagen dieses neue Schild aufgehängt. Bis jetzt hat es nicht sonderlich geholfen.«

»Und ich habe um das gleiche gebeten, stimmt's? Ich verstehe, wie Euch zumute ist.«

»Nun, es ist ein Anfang. Bei Euch könnte sich ja noch etwas ändern. Aber offen gestanden, als ich Eure Klinge sah, war ich entsetzt. All diese Scharten und Flecken – Verfärbungen, die von menschlichem Fleisch und Blut herrühren. Ich habe gedacht, auch Ihr wäret nur einer von diesen hirnlosen Rōnin, die stolz darauf sind, eine Menge von unsinnigen Morden verübt zu haben.«

Musashi neigte das Haupt. Es war die Stimme Kōetsus, die da aus Kōsukes Mund zu ihm sprach. »Ich danke Euch für diese Lektion«, sagte er. »Seit ich ein Knabe war, trage ich ein Schwert, aber ich habe nie genügend über den Geist nachgedacht, der darin wohnt. In Zukunft werde ich achtgeben auf das, was Ihr gesagt habt.«

Kōsuke schien eine Riesenlast von der Seele genommen zu sein. »Wenn das so ist, werde ich das Schwert für Euch schleifen. Oder vielleicht sollte ich sagen: Ich betrachte es als

ein Vorrecht für einen Mann mit meinem Beruf, der Seele eines Samurai wie Euch Schliff zu geben.«

Das Zwielflicht schwand, da inzwischen überall Lichter entzündet worden waren. Musashi fand, es sei Zeit zu gehen.

»Wartet!« sagte Kōsuke. »Habt Ihr noch ein anderes Schwert, das Ihr tragen könnt, während ich an diesem hier arbeite?« »Nein, ich habe nur ein Langschwert.«

»Dann sucht Euch doch ein Ersatzschwert aus! Ich fürchte, keines der Schwerter, die ich hier habe, ist sehr gut, aber seht sie Euch trotzdem einmal an!«

Er führte Musashi in einen rückwärtigen Raum, wo er mehrere Schwerter aus einer Truhe nahm und sie auf dem Tatami nebeneinander ausbreitete. »Von diesen könnt Ihr Euch aussuchen, welches Ihr wollt«, bot er ihm an. Trotz der bescheidenen Erklärung des Künstlers handelte es sich ausschließlich um Waffen von überragender Qualität. Es fiel Musashi ausgesprochen schwer, aus dieser erstklassigen Sammlung ein Schwert auszusuchen, doch schließlich traf er seine Wahl, und er verliebte sich augenblicklich in das ausgewählte Schwert. Allein es in der Hand zu halten, war wunderbar und ließ ihn die Hingabe ahnen, mit der es geschmiedet worden war. Als er die Klinge aus der Scheide zog, bestätigte sich der erste Eindruck. Es handelte sich in der Tat um ein wunderschönes Stück, das vermutlich aus dem vierzehnten Jahrhundert stammte. Obwohl ihn Zweifel plagten, ob es nicht zu elegant für ihn sei, zögerte er doch, es wieder hinzulegen.

»Dürfte ich dieses nehmen?« fragte er. Er brachte es einfach nicht über sich, das Wort »leihen« zu benutzen.

»Ihr habt mit dem Auge des Kenners gewählt«, meinte Kōsuke, als er die anderen Schwerter wieder weglegte.

Auch wenn das sonst gewiß nicht seiner Art entsprach, so regte sich diesmal doch Besitzgier in Musashi. Er wußte, wie

sinnlos es gewesen wäre, das Schwert regelrecht kaufen zu wollen; der Preis hätte seine Mittel bei weitem überstiegen. Aber er konnte nicht anders.

»Verkaufen würdet Ihr mir dieses Schwert wohl nicht, oder?« fragte er vorsichtig.

»Warum nicht?« »Wieviel verlangt Ihr dafür?«

»Ich überlasse es Euch für den Betrag, den ich dafür bezahlt habe.« »Und wieviel war das?« »Zwanzig Goldstücke.«

Für Musashi eine geradezu unvorstellbar hohe Summe. »Ich gebe es wohl besser gleich zurück«, sagte er widerstrebend.

»Warum?« fragte Kōsuke verwirrt. »Ich leihe es Euch, solange Ihr wollt. Nur zu, nehmt es!«

»Nein; das würde es nur noch schlimmer machen. Sich das Schwert so heiß zu wünschen, wie ich es tue, ist schon schlimm genug. Würde ich es eine Zeitlang tragen, wäre es eine Qual, sich wieder von ihm trennen zu müssen.«

»Bedeutet es Euch wirklich so viel?« Kōsuke betrachtete zuerst das Schwert, dann Musashi. »Na schön, dann gebe ich es Euch – zur Ehre, wenn Ihr so wollt. Allerdings erwarte ich eine angemessene Gegengabe.« Musashi wußte nicht, wie ihm geschah: Er hatte wirklich nichts zu bieten. »Ich habe von Kōetsu gehört, daß Ihr schnitzt. Ich würde mich geehrt fühlen, wenn Ihr mir eine Statue der Kannon anfertigen würdet. Das wäre eine ausreichende Bezahlung.«

Das letzte Kannon-Bildnis, das Musashi geschnitzt hatte, war jenes, das er auf der Ebene von Hōtengahara zurückgelassen hatte. »Ich habe keine Statue zur Hand«, sagte er. »Doch kann ich in den nächsten Tagen eine für Euch schnitzen. Und dann dürfte ich das Schwert haben?«

»Gewiß. Ich habe nicht gemeint, daß ich das Bildnis gleich haben will. Übrigens – statt in der Herberge abzustiegen, warum kommt Ihr nicht hierher und wohnt bei uns? Wir haben

einen Raum, den wir nicht benutzen.« »Das wäre herrlich«, sagte Musashi. »Wenn ich morgen einziehe, kann ich gleich mit der Arbeit beginnen.«

»Kommt, und seht Euch den Raum an!« forderte ihn Kōsuke auf, denn auch er freute sich und war aufgeregt.

Musashi folgte ihm den Gang entlang, an dessen Ende ein Halbdutzend Stufen nach oben führten. Im Zwischengeschoß lag ein acht Matten großer Raum. Durch die Fenster konnte Musashi die tauschweren Blätter eines Aprikosenbaums sehen.

Kōsuke zeigte auf ein Dach, das mit Austernschalen bedeckt war, und sagte: »Da drüben ist meine Werkstatt.«

Wie auf ein geheimes Zeichen kam die Frau des Künstlers mit Sake und kleinen Leckerbissen. Als die beiden Männer sich niederließen, schien der Unterschied zwischen Gastgeber und Gast aufgehoben. Sie entspannten sich, streckten die Beine aus und öffneten einander das Herz; sie kümmerten sich nicht im geringsten um die Zurückhaltung, welche die Etikette ihnen normalerweise auferlegt hätte. Das Gespräch ging selbstverständlich über das Lieblingsthema der beiden.

»Wenn es um die Bedeutung des Schwertes geht, gibt jeder nur ein Lippenbekenntnis ab«, sagte Kōsuke. »Jeder wird Euch sagen, das Schwert sei die Seele des Samurai, und außerdem sei eines der drei geheiligten Reichskleinodien ein Schwert. Wie die Leute das Schwert jedoch behandeln, ist unerhört. Dazu gehören Samurai und Priester genauso wie Bürger aus der Stadt. Ich habe es mal auf mich genommen, eine Runde durch Schreine und alte Häuser zu machen, in denen es einst ganze Sammlungen wunderschöner Schwerter gab, und ich kann Euch sagen, was ich zu sehen bekam, war erschreckend.«

Kōsukes bleiche Wangen hatten sich gerötet. In seinen Augen brannte das Feuer der Begeisterung, und der Speichel, der sich an seinen Mundwinkeln sammelte, machte seine Aussprache feucht, so daß Musashi manchmal mit den Augen

zwinkern mußte.

»Fast kein einziges der berühmten Schwerter aus der Vergangenheit wurde angemessen behandelt. Im Suwa-Schrein in der Provinz Shinano gibt es über dreihundert Schwerter, alles altehrwürdige Erbstücke, doch fand ich nur fünf, die nicht angerostet waren. Der Ōmishima-Schrein in Iyo ist ob seiner Sammlung berühmt: dreitausend Schwerter, viele Jahrhunderte alt. Doch als ich einen ganzen Monat dort zubrachte, fand ich nur zehn, die in gutem Zustand waren. Es ist abscheulich!« Kōsuke holte tief Atem und fuhr dann fort: »Das Problem scheint mir darin zu liegen, daß die Besitzer, je älter und berühmter ein Schwert ist, um so mehr dazu neigen, es an einem sicheren Ort unterzubringen. Dann aber kann niemand an die Waffe, um sie zu pflegen, und die Klinge wird rostiger und rostiger. Solche Besitzer sind wie Eltern, die so eifersüchtig über ihre Kinder wachen, daß diese zu lebensuntüchtigen Geschöpfen heranwachsen. Nur, Kinder werden allezeit neue geboren – und da spielt es keine so große Rolle, ob ein paar zu Narren werden. Aber bei Schwertern ...«

Er hielt inne, um den Speichel einzusaugen, hob die schmalen Schultern und erklärte mit einem Schimmer in den Augen: »Nach uns wird es keine besseren Schwerter mehr geben. Während der Bürgerkriege wurden die Schwertschmiede sorglos – nein, regelrecht schlampig. Sie vergaßen die alten Techniken, und seither ist es mit der Schwertschmiedekunst immer weiter bergab gegangen. Uns bleibt wirklich nichts anderes übrig, als die Schwerter aus früheren Zeiten besser zu pflegen. Ein Künstler kann heute versuchen, ältere Schwerter nachzumachen, aber sie werden nie auch nur annähernd so gut sein. Macht es Euch nicht wütend, wenn Ihr darüber nachdenkt?« Unvermittelt stand er auf und sagte: »Seht Euch nur dies hier an!« Er suchte ein Schwert von furchtgebietender Länge hervor und legte es seinem Gast zur Begutachtung vor. »Eine großartige Waffe,

leider aber schlimm vom Rost zerfressen.«

Musashis Herz setzte einen Schlag lang aus. Was er da in Händen hielt, war zweifellos Sasaki Kojirōs »Trockenstange«. Eine Flut von Erinnerungen stieg in ihm hoch.

Er beherrschte aber seine Gefühle und sagte ruhig: »Das ist wirklich ein langes Schwert, nicht wahr? Man muß wohl ein besonders geschickter Samurai sein, um das zu handhaben.«

»Das würde ich meinen«, stimmte Kōsuke bei. »Viele gibt's nicht davon.« Er zog die Klinge aus der Scheide und reichte die Waffe Musashi so, daß er sie am Griff packen konnte. »Seht, wie böse es vom Rost angenagt ist«, sagte er. »Hier und hier ... und hier. Aber er hat es trotzdem benutzt.« »Verstehe.«

»Es handelt sich um ein wirklich erlesenes Stück, das wahrscheinlich in der Kamakura-Zeit geschmiedet wurde. Es wird mich viel Zeit kosten, aber wahrscheinlich kann ich es richten. Auf diesen alten Schwertern bildet der Rost nur eine verhältnismäßig dünne Schicht. Handelte es sich um eine neue Klinge, bekäme ich die Flecken nie weg. Auf neuen Schwertern sind Rostflecke wie bösartige Schwären, die sich bis ins Herz des Metalls hineinfressen.«

Musashi drehte das Schwert in den Händen und fragte: »Sagt, hat der Besitzer dieses Schwert selbst zu Euch gebracht?« »Nein. Ich hatte bei Fürst Tadatōshi Hosokawa zu tun, und einer der älteren Vasallen, Iwama Kakubei, bat mich, auf dem Rückweg bei ihm vorbeizuschauen. Das tat ich, und da hat er es mir mitgegeben. Er sagte, es gehöre einem seiner Gäste.«

»Auch die Montierungen sind gut«, bemerkte Musashi, die Augen immer noch auf die Waffe gerichtet.

»Es ist ein Schlachtschwert. Der Mann hat es bis jetzt immer auf dem Rücken getragen, möchte es jedoch in Zukunft an der Seite tragen; deshalb bin ich gebeten worden, die Scheide neu einzupassen. Es muß sich um einen sehr großen Mann handeln

– oder er hat einen äußerst kampferprobten Arm.« Der Sake machte sich bei Kōsuke bemerkbar. Die Zunge wurde ihm ein wenig schwer. Musashi schloß daraus, daß es Zeit sei zu gehen. Er verabschiedete sich möglichst unförmlich.

Es war viel später, als er gedacht hatte, denn nirgendwo in der Nachbarschaft brannten Lampen. Als er die Herberge betreten hatte, tastete er sich im Dunkeln die Treppe hinauf bis zum zweiten Stock. Zwei Schlafmatten waren ausgerollt, doch beide waren leer. Daß Iori nicht da war, bereitete ihm Unbehagen, denn er stellte sich vor, daß der Junge verloren durch die dunklen Straßen der fremden Stadt irrte.

Er ging wieder nach unten und weckte den Nachtwächter. »Ist der Junge noch nicht zurück?« fragte der Mann, der noch überraschter schien als Musashi. »Ich dachte, er ist bei Euch.«

Da Musashi wußte, daß er nur an die Decke starren würde, bis Iori zurückkam, ging er wieder hinaus in die lackschwarze Nacht und stellte sich, die Arme vor der Brust verschränkt, unter die Dachtraufe.

Der Zauberfuchs

»Bin ich hier in Kobikichō?«

Trotz wiederholter Versicherungen, daß er sich in diesem Viertel befinde, hegte Iori Zweifel. Die einzigen Lichter, die er in der Umgebung sah, kamen von den rasch aufgeschlagenen Unterkünften der Schreiner und Maurer, die weit auseinander lagen. Dahinter konnte er in der Ferne die schäumenden weißen Wellen der Bucht erkennen.

Am Fluß lagerten Steine und Bauholz, und obwohl Iori wußte, daß überall in Edo neue Gebäude in die Höhe schossen, fand er es unwahrscheinlich, daß Fürst Yagyū ausgerechnet in einem Gebiet wie diesem seine Residenz bauen sollte.

Wohin jetzt? dachte er niedergeschlagen und nahm auf ein paar Balken Platz. Seine Füße waren müde und brannten. Um sie zu kühlen, wackelte er mit den Zehen im betauten Gras. Bald fiel die Spannung von ihm ab, der Schweiß trocknete, doch seine Stimmung hob sich nicht. »Das ist alles die Schuld der Alten von der Schenke«, brummte er wütend vor sich hin. »Die hatte ja keine Ahnung!« Daß er selbst die Zeit damit vertrödelte hatte, sich im Theaterviertel von Sakaichō die Augen aus dem Kopf zu gucken, vergaß er geflissentlich.

Es war schon spät und kein Mensch zu sehen, den er hätte fragen können. Doch die Vorstellung, die Nacht hier in unbekanntem Gebiet zu verbringen, war ihm nicht gerade angenehm. Er mußte seinen Auftrag erfüllen und noch vor Tagesanbruch in die Schenke zurückkehren, selbst wenn er einen der Arbeiter deswegen wecken mußte.

Als er sich der nächsten Hütte, aus der noch Licht fiel, näherte, sah er eine Frau, die sich einen Streifen Flechtwerk wie einen Schal über den Kopf gelegt hatte.

»Guten Abend, Tantchen«, grüßte er unschuldig.

Die Frau hielt ihn irrtümlich für den Laufburschen aus der nahe gelegenen Sakeschenke, funkelte ihn an und schnaufte. »Du bist das? Du hast mit einem Stein nach mir geworfen und bist dann ausgerissen, stimmt's nicht, du Lausejunge?«

»Das war ich bestimmt nicht«, verwahrte sich Iori. »Ich habe Euch noch nie gesehen.«

Zögernd kam die Frau näher und brach dann in Lachen aus. »Nein«, sagte sie, »du bist das nicht gewesen. Was macht denn aber ein hübscher kleiner Junge wie du zu nachtschlafender Zeit in dieser Gegend?«

»Ich soll eine Besorgung machen, aber ich kann das Haus nicht finden, nach dem ich suche.«

»Wessen Haus soll es denn sein?« »Das vom Fürsten Yagyū von Tajima.«

»Machst du Witze?« Sie lachte. »Fürst Yagyū ist ein Daimyō und ein Lehrer des Shōguns. Glaubst du, er öffnet *dir die* Tür?« Wieder lachte sie. »Aber vielleicht kennst du jemand von der Dienerschaft?« »Ich bringe einen Brief.« »An wen?«

»An einen Samurai namens Kimura Sukekurō.«

»Das muß einer seiner Gefolgsleute sein. Aber du bist schon komisch – mit Fürst Yagyūs Namen um dich zu werfen, als wärest du mit ihm auf du und du!«

»Ich will nur diesen Brief abgeben. Wenn Ihr wißt, wo das Haus ist, dann sagt es mir.«

»Es liegt auf der anderen Seite des Burggrabens. Wenn du über die Brücke dort gehst, dann stehst du vor Fürst Kiis Haus. Das nächste gehört Fürst Kyōgoku, das übernächste Fürst Katō und das überübernächste Fürst Matsudaira von Suō.« Sie zählte die wuchtigen Lagerhäuser auf dem gegenüber liegenden Ufer an den Fingern ab. »Ich bin sicher, das Haus, das als nächstes kommt, ist das, wonach du suchst.«

»Wenn ich über die Brücke gehe, bin ich dann immer noch in Kobikichō?« »Selbstverständlich.« »Verdammt und zugenäht!«

»Aber aber, so redet man doch nicht. Weißt du, du scheinst ein netter Junge zu sein. Ich komme mit und zeige dir Fürst Yagyūs Haus.« Als sie mit dem Flechtwerk auf dem Kopf vor ihm herging, sah sie für Ioris Begriffe aus wie ein Gespenst.

Sie hatten gerade die Mitte der Brücke erreicht, da kam ihnen ein Mann entgegen, streifte den Ärmel der Frau und stieß einen Pfiff aus. Er roch nach Sake. Ehe Iori wußte, wie ihm geschah, machte die Frau kehrt und ging auf den Betrunkenen zu. »Ich kenne Euch«, flötete sie. »Geht doch nicht einfach so an mir vorüber. Das gehört sich nicht.« Sie packte ihn beim Ärmel und zog ihn zu einer Stelle am Ufer, von der man unter die Brücke gehen konnte. »Laß los!« sagte er. »Möchtet Ihr nicht mit mir gehen?« »Ich hab' kein Geld.«

»Ach, das macht nichts.« Sie drängte sich an ihn wie eine Klette, warf einen Blick zurück, sah Ioris erschrockenes Gesicht und sagte: »Troll dich! Ich hab' ein Geschäft mit diesem Herrn.«

Verwirrt sah Iori dem Hin und Her zwischen den beiden zu. Nach einer Weile schien die Frau sich durchzusetzen, und sie verschwanden unter der Brücke. Neugierig trat Iori ans Geländer und schaute auf das grasbewachsene Ufer hinunter.

Die Frau blickte auf, schrie: »Du Lausebengel!« und bückte sich nach einem Stein.

Iori schluckte hart, duckte sich und rannte über die Brücke. In all den Jahren auf der unfruchtbaren Ebene von Hōtengahara hatte er nie etwas so Furchterregendes gesehen wie das wütende weiße Gesicht dieser Frau im Dunkeln.

Am anderen Ufer fand er sich einem Lagerhaus gegenüber. Daneben verlief ein Zaun, der wieder von einem Lagerhaus abgelöst wurde. Dann kam wieder ein Zaun und noch ein Lagerhaus und so weiter die Straße hinunter. Dies muß es sein, dachte er, als er zum fünften Gebäude kam. Auf der weißgetünchten Mauer prangte ein Wappen in Form eines hohen Frauenhutes – das Familienwappen der Yagyū, wie Iori aus dem Text eines bekannten Liedes wußte.

»Wer da?« ertönte eine Stimme hinter dem Tor.

So laut er konnte, rief Iori: »Ich bin der Schüler von Miyamoto Musashi. Ich bringe einen Brief.«

Der Wächter antwortete etwas, das Iori nicht verstand. Im Tor war eine kleine Tür eingelassen, durch die man ein- und ausgehen konnte, ohne das große Tor öffnen zu müssen. Nach ein paar Sekunden ging dieses Türchen langsam auf, und der Mann fragte mißtrauisch: »Was machst du hier zu dieser späten Stunde?«

Iori hielt dem Wächter den Brief unter die Nase. »Bitte, übergebt ihn Eurem Herrn. Falls eine Antwort übermittelt

werden soll, nehme ich sie gleich mit.«

»Hm«, meinte der Mann nachdenklich und nahm den Brief entgegen. »Der ist für Kimura Sukekurō, nicht wahr?« »Ja, Herr.« »Der ist nicht hier.« »Wo ist er denn?« »In dem Haus in Higakubo.«

»Huh? Alle Welt hat mir gesagt, Fürst Yagyūs Haus ist in Kobikichō.« »Das sagen die Leute, aber hier sind nur Lagerhäuser für Reis, Bauholz und anderes.«

»Dann wohnt Fürst Yagyū gar nicht hier?« »Nein.«

»Wie weit ist es denn bis Higakubo?« »Ziemlich weit.« »Wo liegt es genau?«

»In den Bergen außerhalb der Stadt im Dorf Azabu.«

»Nie gehört.« Enttäuscht seufzte Iori auf, doch sein Verantwortungsbewußtsein ließ ihn nicht aufgeben. »Herr, würdet Ihr mir eine Karte zeichnen?« »Sei doch nicht albern. Selbst wenn du den Weg kenntest, würdest du die ganze Nacht brauchen, um hinzukommen.« »Das macht mir nichts aus.«

»In Azabu gibt es viele Füchse. Du willst doch nicht von einem Fuchs verhext werden, oder?«

»Nein.«

»Kennst du Sukekurō gut?«

»Ich nicht, aber mein Lehrer.«

»Ich will dir was sagen: Da es schon so spät ist, warum schläfst du nicht hier im Kornspeicher und machst dich morgen früh auf den Weg?«

»Wo bin ich?« rief Iori und rieb sich die Augen. Er sprang auf und lief hinaus. Die Nachmittagssonne machte ihn ganz schwindlig. Er blinzelte gegen das grelle Licht und ging ums Torhaus, wo der Wächter gerade beim Essen war.

»Du bist also endlich aufgestanden?« »Ja, Herr. Würdet Ihr mir jetzt die Karte zeichnen?«

»Hast du es so eilig, Schlafmütze? Komm, iß erst einen Happen. Es ist genug für uns beide da.«

Während der Junge es sich schmecken ließ, zeichnete der Wächter eine grobe Karte und erklärte ihm den Weg nach Higakubo. Sobald er gegessen hatte, lief der von der Wichtigkeit seiner Aufgabe beflügelte Iori los und dachte keinen Augenblick daran, daß Musashi sich seinetwegen Sorgen machen könnte.

Er schaffte es schnell durch die belebten Durchgangsstraßen, auf denen geschäftiges Leben herrschte, und gelangte dann in die Nähe der Burg Edo, von wo sich auf einem Gelände, das zwischen einem Gewirr von künstlichen Kanälen aufgeschüttet war, die großen Landhäuser der führenden Daimyō erhoben. Er blickte sich um und verlangsamte seinen Schritt. Frachtkähne verstopften die Wasserwege. Die steinernen Burgwälle waren noch von Holzgerüsten umgeben, die sich aus der Ferne ausnahmen wie die Rankgitter purpurner Trichterwinden.

Auf der weiten Hibiya-Ebene trödelte er wieder. Hier vereinten sich das Klopfen von Meißeln und das Dröhnen von Äxten zu einer schrillstimmigen Hymne auf die Macht des neuen Shōgunats.

Iori blieb stehen. Er war wie gebannt von dem Schauspiel, das sich seinem Auge bot. Da transportierten Arbeiter riesige Felsblöcke, werkten Zimmerleute mit Hobeln und Sägen, und ein Samurai führte stolz die Oberaufsicht. Wie sehnte Iori sich danach, erwachsen zu werden und dann so zu sein wie sie! Ein lautes Lied ertönte von den Lippen der Steinträger:

*Auf den Feldern von Musashi
Wollen wir Blumen pflücken:
Enzian und Glockenblumen
Wildblüten, hingestreut
In verschwenderischer Fülle.
Und das bezaubernde Mädchen,*

*Die Blume, die sich nicht brechen läßt,
Feucht vom Tau –
Sie wird dir nur den Ärmel netzen,
Wie Tränen, die man vor Kummer geweint.*

Wie verzaubert stand er da. Ehe er sich's versah, nahm das Wasser im Kanal eine rötliche Färbung an, und das abendliche Gekrächze der Krähen drang an sein Ohr.

»O nein, gleich geht die Sonne unter«, rief er entsetzt aus. Er lief los, so schnell er konnte, und achtete auf nichts weiter als auf die Karte, die der Wächter ihm gezeichnet hatte. Bald ging es den Hügel von Azabu hinauf, über dem sich die Kronen der Bäume so fest schlossen, daß man meinen konnte, es sei Mitternacht. Als er jedoch oben ankam, erkannte er, daß die Sonne immer noch am Himmel stand, wenn auch dem Horizont schon bedenklich nahe.

Der Gipfel war einsam und verlassen. Die Bauernhütten von Azabu lagen alle unten im Tal. Als er in einem wogenden Grasmeer unter den alten Bäumen stand und den Bächen lauschte, die zu Tal plätscherten, da spürte Iori, wie seine Müdigkeit einem eigentümlichen Gefühl der Frische wich. Er fühlte dumpf, daß er auf historischem Boden stand. In der Tat war dieser Ort die Geburtsstätte zweier großer Samurai-Familien.

Er hörte das Dröhnen einer jener Trommeln, die oft bei Shinto-Feierlichkeiten benutzt werden. Am Fuß des Hügels waren zwischen den Bäumen deutlich die Querbalken vom Glückstor eines Heiligtums zu erkennen. Iori wußte freilich nicht, daß er den Großen Schrein von Iigura vor sich hatte, von dem im Unterricht schon oft die Rede war, das berühmte, der Sonnengöttin von Ise geweihte Heiligtum.

Der Schrein war mit der gewaltigen Burg, die er vorhin gesehen hatte, nicht zu vergleichen, hatte auch mit den wuchtigen Torbauten der Daimyō nichts gemein. In seiner

Schlichtheit war er von den Bauernhäusern ringsum kaum zu unterscheiden, und Iori hörte verwirrt, daß die Leute mit größerer Ehrfurcht von der Familie Tokugawa sprachen als von der Gottheit. Bedeutet das, die Tokugawa stehen höher als eine Gottheit? Danach muß ich Musashi fragen, wenn ich wieder zurück bin, dachte er. Er zog die Karte aus der Tasche, vertiefte sich darin, sah sich um und blickte nochmals auf die Karte. Immer noch fand er keine Spur des Landhauses der Yagyū. Der Abendnebel, der vom Boden aufstieg, flößte ihm ein unheimliches Gefühl ein. Ähnliches hatte er früher schon empfunden, wenn er bei geschlossenen Shōji in einem Raum saß, in dem das Licht der untergehenden Sonne auf dem Reispapier spielte und den Anschein erweckte, im selben Maße, wie es draußen dunkler wurde, werde es im Raum heller. Freilich, eine solche Sinnestäuschung war nicht ernst zu nehmen, doch jetzt überwältigte ihn das Gefühl so, daß er sich die Augen rieb, um die Benommenheit in seinem Kopf zu verschrecken. Er wußte, daß er nicht träumte.

»Oh, du tückisches Biest!« rief er, sprang vor, riß sein Schwert aus dem Obi und hieb in ein Büschel hoch aufgeschossenen Grases. Vor Schmerz aufjaulend, sprang ein Fuchs aus seinem Versteck und schoß davon. An seiner Rute leuchtete das Blut, das von einer Wunde an den Hinterläufen herrührte.

»Teufel, du!« Iori setzte zur Verfolgung an. Wenn der Fuchs auch schnell war – Iori war es ebenfalls. Als das hinkende Tier strauchelte, schlug Iori zu, überzeugt, dem Fuchs den Garaus gemacht zu haben. Der Fuchs jedoch drückte sich geschickt seitwärts weg.

Von seiner Mutter hatte Iori früher zahllose Geschichten darüber gehört, daß Füchse die Gabe haben, Menschen zu verzaubern. Iori liebte die meisten Tiere, selbst den wilden Eber und die lästige Beutelratte, Füchse jedoch haßte und fürchtete er. Die Begegnung mit diesem verschlagenen Tiere

konnte in seiner Vorstellung nur eines bedeuten – der Fuchs war schuld daran, daß er sich nicht zurecht fand. Er war überzeugt, daß es ein tückisches, böses Wesen war, das ihn seit der letzten Nacht in die Irre geführt hat und mit einem Zauberbann belegt hatte. Wenn er ihn jetzt nicht erschlug, würde ihn der Fuchs nochmals verhexen. Iori war bereit, sein Opfer bis ans Ende der Welt zu verfolgen, doch der Fuchs verschwand hinter einer Bodenwelle und war nicht mehr aufzufinden.

Tau glänzte an den Blüten von Taubnessel und Dreimasterblume. Erschöpft und mit ausgetrockneter Kehle sank Iori nieder und leckte Feuchtigkeit von einem Minzeblatt. Seine Schultern hoben und senkten sich krampfhaft, bis er schließlich wieder ruhiger atmete. Der Schweiß lief ihm von der Stirn. Sein Herz hämmerte. Wohin mag er sein? dachte er verzweifelt. Wenn der Fuchs wirklich fort war – um so besser. Doch Iori wußte nicht, ob er sich sicher fühlen durfte. Er hatte das Tier verwundet, und gewiß würde es versuchen, sich zu rächen. Verzagt bleibt er am Wegrand sitzen. Gerade als er anfang, sich zu beruhigen, drang ein geheimnisvoller Laut an sein Ohr. Mit weit aufgerissenen Augen sah er sich um. Das ist bestimmt der Fuchs, dachte er und rüstete sich für den neuerlichen Kampf. Er fuhr hoch und befeuchtete die Augenbrauen mit Speichel – ein Zauber, mit dem man die Macht der Füchse brechen konnte.

Nicht weit von ihm entfernt schwebte eine Frauengestalt durch den Abendnebel, das Gesicht halb von einem seidenen Schleier verborgen. Sie ritt im Damensattel auf einem Pferd, die Zügel lagen locker über dem flachen Sattelknopf. Der Sattel war aus lackiertem Holz mit Perlmutter-Einlegearbeit. Jetzt hat das Untier sich in eine Frau verwandelt, dachte Iori. Die verschleierte Gestalt, die auf einer Flöte spielte und anmutig, von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne beschienen, dahinritt, konnte unmöglich ein Geschöpf dieser

Welt sein.

Während er wie ein Frosch im Gras hockte, vernahm Iori eine Stimme, die laut und vernehmlich »Otsū!« rief. Der Junge war überzeugt, daß diese Stimme einem Gefährten des Fuchses gehörte. Die rosig überhauchte Reiterin hatte fast eine Biegung erreicht, wo eine Straße nach Süden abzweigte. Die Sonne, die hinter den Bergen von Shibuya verschwand, war von winzigen Wolken gesäumt.

Wenn er sie tötete, zwang er sie, ihre wahre Fuchsgestalt anzunehmen. Iori packte sein Schwert fester und dachte: Zum Glück weiß sie nicht, daß ich hier versteckt bin. Wie alle, die mit der Zaubermacht der Füchse vertraut waren, wußte er, daß der Geist des Tieres ein paar Fuß hinter seiner menschlichen Gestalt schwebte. Als das Pferd die Biegung erreichte, hörte die Erscheinung auf zu spielen, wickelte die Flöte in ein Tuch und steckte sie in ihren Obi. Dann hob sie den Schleier und sah sich suchend um. »Otsū!« ließ sich wieder die Stimme vernehmen.

Ein anmutiges Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie antwortete: »Hier bin ich, Hyōgo. Hier oben.«

Iori sah zu, wie ein Samurai vom Tal heraufkam. O weh, o weh! dachte er, als ihm schien, daß der Mann leicht hinke. *Das* ist der Fuchs, den ich verwundet habe, kein Zweifel! Nicht als wunderschöne Verführerin, sondern als stattlicher Samurai kommt er. Die Erscheinung jagte Iori einen furchtbaren Schrecken ein. Er zitterte am ganzen Körper und machte beinahe in die Hose. Nachdem die Frau und der Samurai ein paar Worte gewechselt hatten, packte der Samurai das Pferd am Zügel und führte es direkt an der Stelle vorüber, wo Iori sich versteckt hielt.

Jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, sagte sich der Junge, doch sein Körper wollte ihm nicht gehorchen.

Der Samurai bemerkte eine leichte Bewegung im Gras und

sah sich um. Sein Blick fiel geradewegs auf Ioris versteinertes Gesicht. Die Augen des Samurai strahlten heller als die untergehende Sonne. Iori warf sich zu Boden und barg das Gesicht im Gras. Nie im Leben hatte er sich so gefürchtet. Hyōgo, den der Junge nicht weiter beunruhigte, ging vorbei. Der Hang war steil, und er mußte sich zurücklehnen, um das Pferd führen zu können. Über die Schulter sagte er sanft zu Otsū: »Wieso kommt Ihr so spät? Ihr seid lange fortgeblieben, wenn Ihr bloß bis zum Schrein und zurück wolltet. Mein Onkel fing an, sich Sorgen zu machen.« Ohne zu antworten, sprang Otsū vom Pferd. Hyōgo blieb stehen. »Warum steigt Ihr ab? Stimmt etwas nicht?« »Nein, aber es schickt sich nicht für eine Frau zu reiten, wenn ein Mann zu Fuß geht. Laßt uns zusammen gehen. Wir können beide die Zügel halten.« Sie stiegen hinab ins dämmrige Tal und kamen an einem Schild vorüber, auf dem stand: »Sendan'en Priesterschule der Sōdō-Zen-Sekte«. Sterne blitzten am Himmel auf, und in der Ferne hörte man das Rauschen des Shibuya. Der Fluß teilte das Tal in Nord-Higakubo und Süd-Higakubo. Da die von dem Mönch Rintatsu gegründete Schule auf dem Nordhang lag, nannte man die Priester auch »Nordgesellen«. Die »Südgesellen« hingegen waren die Männer, die unter Yagyū Munenori die Schwertfechtkunst erlernten. Ihr Dōjō lag genau gegenüber am anderen Ufer des Flusses.

Als Yagyū Sekishūsais Liebling unter seinen Söhnen und Enkeln nahm Yagyū Hyōgo eine Sonderstellung unter den »Südgesellen« ein. Freilich hatte er sich auch aus eigener Kraft ausgezeichnet. Mit zwanzig war ihm von dem berühmten General Katō Kiyomasa auf der Burg von Kumamoto in der Provinz Higo eine Stellung anvertraut worden, die ihm ein Jahreseinkommen von fünfzehntausend Scheffel Reis bescherte. Das war unerhört für einen so jungen Mann. Doch nach der Schlacht von Sekigahara kamen Hyōgo Bedenken wegen der Gefahr, gezwungen zu sein, sich entweder auf die

Seite der Tokugawa- oder der Osaka-Partei zu stellen. Darum hatte er die Erkrankung seines Großvaters als Vorwand benutzt, um sich von Kumamoto zu beurlauben und nach Yamato zurückzukehren. Danach hatte er erklärt, er müsse seine Bildung vervollkommen, und war eine Zeitlang durchs Land gezogen. Otsū und er waren sich im vorigen Jahr zufällig begegnet, als er seinem Onkel einen Besuch abstattete. Otsū hatte über drei Jahre lang ein höchst unsicheres Dasein geführt. Es gelang ihr nicht, Matahachi zu entfliehen, der sie überallhin mitgeschleift und möglichen Arbeitgebern erzählt hatte, sie sei seine Frau. Wäre er bereit gewesen, sich als Helfer bei einem Zimmermann oder Maurer zu verdingen, hätte er gleich am Tag ihrer Ankunft in Edo Beschäftigung gefunden. Doch er hatte sich in der Illusion gewiegt, sie könnten gemeinsam unterkommen, ohne sich sonderlich anzustrengen – sie vielleicht als Hausmädchen und er als Schreiber oder Verwalter. Da er niemand fand, der seine Dienste in Anspruch nehmen wollte, hatten sie sich mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen. Die Monate vergingen, und Otsū hatte sich in der Hoffnung, ihren Quälgeist in Selbstgefälligkeit einlullen zu können, Matahachi in jeder Weise gefügt; nur ihren Körper verweigerte sie ihm.

Eines Tages waren sie auf der Straße dem Zug eines Daimyō begegnet. Wie alle anderen waren sie zur Seite getreten und hatten eine ehrerbietige Haltung eingenommen.

Die Sänften und Lacktruhen, die vorübergetragen wurden, waren geschmückt vom Wappen Yagyūs. Otsū hatte den Blick immerhin so weit gehoben, um das zu bemerken, und Erinnerungen an Sekishūsai und die glücklichen Tage auf der Burg von KoYagyū stiegen übermächtig in ihr auf. Könnte ich doch nur wieder in dem friedlichen Land von Yamato sein! Matahachi neben sich, schaute sie dem vorüberziehenden Gefolge traurig nach. »Otsū, seid Ihr das?« Der spitz zulaufende, flache Schilfhut war tief ins Gesicht des Samurai

gezogen, doch als der Mann näher kam, erkannte Otsū Kimura Sukekurō, an den sie sich voller Zuneigung und Achtung erinnerte. Wäre es der vom wunderbaren Licht unendlichen Mitleids umflossene Buddha selbst gewesen, der sie ansprach – Otsū hätte nicht fassungsloser und dankbarer sein können. Sie löste sich von Matahachis Seite und eilte auf Sukekurō zu, der sich augenblicklich erbot, sie mit sich zu nehmen. Als Matahachi Einwände erhob, erklärte Sukekurō herrisch: »Wenn Ihr etwas zu sagen habt, dann kommt nach Higakubo und bringt es vor!« Dem hochangesehenen Haus Yagyū gegenüber war Matahachi machtlos. Er biß sich wütend auf die Unterlippe und beobachtete mit umdüsterter Stirn, wie sein kostbarer Schatz entwand.

Ein dringender Brief

Mit achtunddreißig galt Yagyū Munenori als bester Schwertkämpfer überhaupt. Das hinderte seinen Vater nicht daran, sich über seinen fünften Sohn dennoch Sorgen zu machen. »Wenn er sich doch bloß seine Eigenheit abgewöhnen könnte!« sagte er wohl des öfteren. Oder: »Kann jemand, der so eigensinnig ist, eine so hohe Stellung bekleiden?«

Es war jetzt vierzehn Jahre her, daß Tokugawa Ieyasu Sekishūsai befohlen hatte, einen Lehrer für Hidetada zu stellen. Sekishūsai hatte damals seine anderen Söhne, Enkel und Neffen übergangen. Munenori war weder besonders brillant noch von überwältigend männlicher Ausstrahlung, wohl aber besaß er eine gute solide Urteilsfähigkeit. Er war ein praktisch veranlagter Mann, bei dem kaum Gefahr bestand, daß er über den Wolken schwebte. Er hatte nicht die überragende Statur des Vaters, auch nicht Hyōgos Genie, aber er war zuverlässig und, was am allerwichtigsten war, er verstand das

Grundprinzip des Yagyū-Stils, daß nämlich der eigentliche Wert der Schwertfechtkunst in ihrer Anwendung auf das Regieren lag.

Sekishūsai hatte Ieyasus Wunsch nicht fehlgedeutet. Der Heerführer, der sich ganz Japan unterworfen hatte, brauchte keinen Schwertkämpfer, der seinem Sohn und Erben nur technisches Können beibrachte. Etliche Jahre vor der Schlacht auf der Sekigahara-Ebene hatte Ieyasu selbst unter einem meisterhaften Schwertkämpfer studiert, und zwar mit dem von ihm selbst häufig formulierten Ziel, »ein Auge zu bekommen, wie man es braucht, um die Aufsicht über das Land zu führen«.

Dennoch: Hidetada war jetzt Shōgun, und es wäre nicht angegangen, daß der Ausbilder des Shōgun ein Mann war, der im richtigen Kampf verlor. Von einem Samurai in Munenoris Stellung erwartete man, daß er über alle Herausforderer siegte und aller Welt zeigen konnte, daß die Yagyū-Schwertfechtkunst allen Schulen überlegen war. Munenori hatte das Gefühl, ständig Gegenstand höchster Aufmerksamkeit zu sein und immer wieder auf die Probe gestellt zu werden. Andere mochten ihn als vom Glück gesegnet betrachten, für eine so erlauchte Stellung ausgewählt worden zu sein, er selbst beneidete oft Hyōgo und wünschte, so leben zu können wie sein Neffe. Hyōgo schritt gerade den Außengang des Hauses entlang, der zum Zimmer seines Onkels führte. Wiewohl das Haus groß und weitläufig war, war es weder nach außen hin prächtig noch üppig eingerichtet. Statt Zimmerleute aus Kyoto zu beauftragen, einen eleganten, anmutigen Wohnsitz zu schaffen, hatte Munenori es mit Bedacht den heimischen Handwerkern Edos überlassen, den Bau auszuführen, und diese kannten nur den robusten, kriegerisch sparsamen Kamakura-Stil. Wiewohl es hier keine dichten Wälder gab und die Berge nicht besonders hoch waren, hatte Munenori sich zu der ländlich-soliden Architektur entschieden, als deren leuchtendes Beispiel das Stammhaus im

Lehen KoYagyū gelten konnte.

»Onkel«, rief Hyōgo leise und höflich, als er auf der Veranda vor Munenoris Raum niederkniete.

»Bist du es, Hyōgo?« fragte Munenori, ohne die Augen vom Garten zu wenden.

»Darf ich hineinkommen?«

Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte einzutreten, rutschte Hyōgo auf den Knien in den Raum. Seinem Großvater Sekishūsai gegenüber, der dazu neigte, ihn zu verwöhnen, hatte er sich so manche Freiheit herausgenommen, doch hütete er sich wohl, sich vor dem Onkel so zu benehmen. Munenori war zwar nicht kleinlich, achtete aber sehr auf die Etikette. Auch jetzt saß er wie gewohnt in streng förmlicher Haltung da. Manchmal tat er Hyōgo geradezu leid.

»Otsū?« fragte Munenori, als habe ihn Hyōgos Kommen an sie erinnert. »Sie ist wieder da. Sie war nur zum Hikawa-Schrein geritten, wie sie es oft tut. Auf dem Rückweg hat sie ihrem Pferd eine Weile gestattet, seine eigenen Wege zu gehen.« »Du hast nach ihr gesucht?« »Ja, Herr.«

Munenori schwieg eine Zeitlang. Im Lampenlicht sah sein Profil noch schmallippiger aus. »Es macht mir Sorgen, eine junge Frau so lange hier wohnen zu haben. Man weiß nie, was passiert. Ich habe Kimura Sukekurō beauftragt, ihr gelegentlich vorzuschlagen, woanders hinzugehen.« Mit einem Ton leichten Bedauerns sagte Hyōgo: »Man hat mir gesagt, sie habe keine andere Bleibe.« Daß sein Onkel es sich anders überlegt hatte, überraschte ihn, denn als Sukekurō Otsū ins Haus gebracht und sie als eine Frau vorgestellt hatte, die bereits Sekishūsai gedient habe, hatte Munenori sie herzlich willkommen geheißen und ihr gesagt, es stehe ihr frei, so lange zu bleiben, wie sie wolle. »Tut sie Euch nicht leid?« fragte Hyōgo. »Doch, aber alles, was man für Menschen tun kann, hat seine Grenzen.« »Und ich dachte, Ihr hieltet große Stücke auf sie.«

»Das hat nichts damit zu tun. Wenn eine junge Frau in einem Haus wohnt, das voll ist von jungen Männern, kommt sie früher oder später ins Gerede. Und es ist auch nicht leicht für die Männer. Es kann passieren, daß einer sich zu etwas Unbesonnenem hinreißen läßt.«

Diesmal schwieg Hyōgo, nicht etwa, weil er die Worte seines Onkels persönlich genommen hätte – er war dreißig und wie viele andere junge Samurai unverheiratet –, aber er war zu fest davon überzeugt, daß seine Gefühle für Otsū zu rein waren, als daß Zweifel hinsichtlich seiner Absichten aufkommen konnten. Er hatte sich betont bemüht, die Befürchtungen seines Onkels zu zerstreuen, indem er einerseits kein Geheimnis daraus machte, wie gern er Otsū habe, andererseits jedoch dafür sorgte, daß seine Gefühle nicht über die einer Freundschaft hinausgingen.

Hyōgo hatte insgeheim den Verdacht, daß der Grund für den Gesinnungswandel bei seinem Onkel selbst liege. Munenoris Frau stammte aus einer ebenso angesehenen wie hochgestellten Familie, einer Familie, deren Töchter ihren Gatten am Hochzeitstag in einer verschlossenen Sänfte anvertraut wurden, damit kein Außenstehender sie zu sehen bekam. Ihre Gemächer sowie die der anderen Frauen lagen ziemlich abseits von den öffentlich zugänglichen Teilen des Hauses, so daß eigentlich kein Mensch wußte, ob die Beziehung zwischen Munenori und seiner Frau harmonisch war oder nicht. Es fiel leicht, sich vorzustellen, daß die Dame des Hauses von der Vorstellung, eine schöne junge Frau in so großer Nähe ihres Mannes zu wissen, nicht gerade begeistert war.

Hyōgo brach das Schweigen und sagte: »Überlaßt das getrost Kimura Sukekurō und mir. Wir werden schon eine Lösung finden, die Otsū nicht über Gebühr belastet.«

Munenori nickte und sagte: »Je früher, desto besser.«

Just in diesem Augenblick betrat Sukekurō den Vorraum. Er

legte eine Briefhülle auf das Tatami, verneigte sich und sagte ehrerbietig: »Euer Gnaden!« Munenori fragte: »Was gibt's?« Sukekurō rutschte auf den Knien vorwärts.

»Es ist gerade eben ein Kurier aus dem Lehen KoYagyū eingetroffen. Mit einem Schnelppferd.«

»Mit einem Schnelppferd?« Munenori schien nicht überrascht, horchte aber offensichtlich auf.

Hyōgo nahm die Briefhülle von Sukekurō entgegen und reichte sie seinem Onkel. Munenori entrollte den Brief, der von Shōda Kizaemon stammte. In fliegender Eile verfaßt, lautete er:

Der ehrwürdige Herr hat wieder einen Anfall gehabt, schlimmer als irgendeiner zuvor. Wir fürchten, daß er vielleicht nicht mehr lange lebt. Zwar besteht er hartnäckig darauf, daß seine Krankheit kein Grund für Euch sei, Eure Pflichten zu vernachlässigen, doch nachdem wir die Angelegenheit gründlich unter uns besprochen haben, sind wir Vasallen zu dem Schluß gekommen, Euch über die Lage aufzuklären.

»Der Gesundheitszustand meines Vaters ist kritisch«, sagte Munenori. Hyōgo bewunderte die Fähigkeit seines Onkels, die Ruhe zu bewahren. Er ging davon aus, daß Munenori genau wußte, was zu tun war, und bereits die notwendigen Entscheidungen getroffen hatte.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte Munenori: »Hyōgo, würdest du an meiner Stelle nach KoYagyū reiten?« »Selbstverständlich, Herr.«

»Ich möchte, daß du meinem Vater versicherst, hier in Edo stehe alles gut, und er brauche sich keine Sorgen zu machen. Außerdem möchte ich, daß du dich persönlich um ihn kümmerst.« »Ja, Herr.«

»Ich nehme an, es ruht jetzt alles in der Hand der Götter und Buddhas. Du kannst nichts weiter tun, als dich beeilen und

versuchen anzukommen, ehe es zu spät ist.«

»Ich reise noch heute abend.«

Von Fürst Munenoris Zimmer begab Hyōgo sich ungesäumt in sein eigenes. Während der kurzen Zeit, die es ihn kostete, ein paar Sachen für die Reise herauszusuchen, verbreitete sich die schlimme Nachricht bis in jeden Winkel des Hauses.

Leise betrat Otsū Hyōgos Raum. Zu seiner Überraschung trug sie Reisekleidung. Ihre Augen waren feucht. »Bitte, nehmt mich mit«, bat sie. »Ich kann Fürst Sekishūsai nie vergelten, was er für mich getan hat, als er mich in sein Haus aufnahm. Aber ich würde jetzt gern bei ihm sein und sehen, ob ich ihm nicht doch irgendwie helfen kann. Ich hoffe, Ihr schlagt mir diese Bitte nicht ab.«

»Schön.« Er erklärte sich einverstanden. »Aber wir müssen schnell reisen.« »Ich verspreche, daß ich Euch keine Umstände bereiten werde.« Sie trocknete ihre Tränen, half ihm beim Packen und ging dann, Fürst Munenori ihre Aufwartung zu machen.

»So, Ihr wollt Hyōgo begleiten?« sagte der leicht überrascht. »Das ist sehr freundlich von Euch. Ich bin sicher, mein Vater wird sich freuen, Euch zu sehen.« Er ließ es sich angelegen sein, sie reichlich mit Reisegeld zu versorgen, und schenkte ihr zum Abschied einen neuen Kimono. Wiewohl er überzeugt war, daß es so am besten war, stimmte ihr Fortgehen ihn traurig. Unter wiederholten Verneigungen zog sich Otsū zurück, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte. »Macht es gut!« sagte Munenori mit gefühlvoller Stimme, als sie im Vorraum war.

Gefolgsleute und Dienerschaft hatten am Weg zum Tor Aufstellung genommen, um die beiden zu verabschieden, und nach einem schlichten Gruß von Hyōgo machten sie sich auf den Weg.

Otsū hatte den Kimono gerafft und unter den Obi gestopft,

so daß beim Reiten der Saum nur eine Handbreit bis unters Knie reichte. Auf dem Kopf trug sie einen breitrandigen, lackierten Reisehut und in der Rechten einen Stecken. Wären ihre Schultern mit Blüten dekoriert gewesen, man hätte sie für ein Glyzinienmädchen auf den bekannten Farbholzschnitten halten können.

Da Hyōgo beschlossen hatte, das Reittier jeweils an den verschiedenen Stationen unterwegs zu mieten, war ihr Ziel für heute abend die Herberge der Stadt Sangan'ya. Von dort aus hatte er vor, auf der Landstraße bis zum Tama weiterzuziehen, sich dort mit dem Fährboot übersetzen zu lassen und dann auf der Tōkaidō bis nach Kyoto zu reiten.

In der feuchten Abendluft dauerte es nicht lange, bis Otsūs Lackhut glänzte. Nachdem sie durch ein grasbestandenes, von einem Bach durchflossenes Tal gekommen waren, gelangten sie auf eine ziemlich breite Straße, die seit der Kamakura-Zeit zu den wichtigsten Straßen des Bezirks gehört hatte. Nachts lag sie einsam und verlassen da; dichtstehende Bäume säumten sie. »Ziemlich bedrückend, nicht wahr?« sagte Hyōgo lächelnd und hielt sein Pferd an, damit Otsū ihn einholen konnte. »Das hier ist der Dogen-Hang. Hier hat es früher viele Banditen gegeben«, fügte er noch hinzu. »Banditen?« Ihre Stimme verriet einen solchen Schreck, daß er lachen mußte.

»Das ist allerdings schon lange her. Ein Mann namens Dogen Tarō soll der Anführer einer Räuberbande gewesen sein, die in den Höhlen hier in dieser Gegend gelebt hat.«

»Reden wir lieber nicht von solchen Dingen!«

Hyōgos Lachen hallte durch das Dunkel, aber als er es hörte, machte er sich Vorwürfe, sich so leichtfertig und unbekümmert verhalten zu haben. Er konnte jedoch nicht anders. Wiewohl traurig, freute er sich ausgesprochen darauf, die nächsten paar Tage mit Otsū zu verbringen. »Oh«, entfuhr es Otsū erschrocken, als ihr Pferd leicht scheute. »Was ist los?«

Unwillkürlich brachte Hyōgo auch sein Pferd zum Stehen. »Da drüben ist jemand.« »Wo?«

»Da, ein Kind, das am Straßenrand sitzt, mit sich selbst spricht und weint. Der Ärmste!«

Als Hyōgo näher kam, erkannte er den Jungen, den er schon vor ein paar Stunden gesehen hatte, als er sich mit Otsū auf dem Rückweg vom Hikawa-Schrein befunden hatte.

Iori holte tief Luft und sprang auf. Gleich darauf stieß er einen Fluch aus und hielt sein Schwert auf Hyōgo gerichtet. »Fuchs!« schrie er. »Das bist du nämlich: ein Fuchs!«

Otsū holte Luft und unterdrückte einen Schrei. Der Ausdruck auf Ioris Gesicht war wild, fast dämonisch, wie von einem bösen Geist besessen. Selbst Hyōgo ließ das Pferd vorsichtig zurücktänzeln.

»Füchse!« schrie Iori. »Mit euch werde ich schon fertig!« Seine Stimme überschlug sich wie die einer alten Frau. Verwundert starrte Hyōgo ihn an, hielt jedoch sein Pferd vorsichtig außerhalb der Reichweite von Ioris Schwert. »Wie ist das?« schrie Iori und hieb einem hohen Strauch neben Hyōgos Pferd die Spitze ab. Dann sank er erschöpft von der Anstrengung zu Boden. Sein Atem ging keuchend, als er fragte: »Wie hat dir das gefallen, Fuchs?« Hyōgo wandte sich an Otsū und sagte lächelnd: »Der arme kleine Bursche! Er scheint von einem Fuchs besessen zu sein.« »Vielleicht habt Ihr recht. Seine Augen sehen ganz wild aus.« »Wie die eines Fuchses.« »Können wir ihm denn nicht irgendwie helfen?«

»Nun, es heißt zwar, gegen Wahnsinn und Dummheit ist kein Kraut gewachsen, aber für diese Krankheit gibt es, glaube ich, ein Heilmittel.« Er stieg vom Pferd, trat zu Iori und sah ihn streng an.

Der Junge blickte auf und packte hastig wieder das Schwert. »Immer noch da?« rief er. Doch ehe er sich aufrichten konnte, drang an sein Ohr ein tiefes Brüllen, das tief aus Hyōgos Bauch

zu kommen schien. »Y-a-a-w-r!«

Entsetzen packte Iori. Hyōgo faßte ihn um die Taille, hob ihn hoch und lief mit großen Schritten den Hügel hinunter zu einer Brücke. Dort ließ er den Jungen mit dem Kopf nach unten baumeln und hielt ihn weit über das Geländer hinaus.

»Hilfe! Mutter! Hilfe, Hilfe! Sensei! Helft mir!« Nach und nach wurden seine Rufe zu Wehklagen.

Otsū, die ebenfalls abgestiegen war, eilte ihm zu Hilfe. »Hört auf damit, Hyōgo! Laßt ihn los! Seid nicht so grausam!«

»Das reicht wohl«, sagte Hyōgo und stellte den Jungen behutsam auf die Brücke.

Iori heulte und schluchzte in dem Glauben, daß es auf der ganzen Erde keinen Menschen gab, der ihm helfen konnte. Otsū trat an seine Seite und legte ihm liebevoll den Arm um die Schultern. »Wo wohnst du, Kind?« fragte sie leise.

Schluchzend stammelte Iori: »Dahinten« und streckte den Arm aus. »Was meinst du mit ›dahinten‹?« »Ba-ba-bakurōchō.«

»Aber das ist ja meilenweit entfernt! Wie kommst du denn hierher?« »Ich sollte gestern eine Besorgung machen, und jetzt habe ich mich verlaufen.«

»Soll das heißen, du bist die ganze Nacht und den ganzen Tag durch die Gegend geirrt?«

Iori schüttelte den Kopf, sagte jedoch nichts. »Aber das ist ja schrecklich. Sag mir, wohin wolltest du denn?« Als hätte er auf diese Frage nur gewartet, rückte er mit der Antwort heraus. »Zum Landhaus des Fürsten Yagyū Munenori von Tajima.« Nachdem er in seinem Obi danach gesucht hatte, hielt er den halbzerknüllten Brief in der Hand. »Er ist für Kimura Sukekurō bestimmt. Ich sollte ihn abgeben und auf eine Antwort warten.«

»Dann bist du in die falsche Richtung gelaufen,« sagte

Hyōgo. »Glücklicherweise ist es nicht sehr weit von hier.« Er zeigte Iori, wie er gehen solle. »Folge diesem Bach bis zur nächsten Straßenkreuzung, dann biege nach links ab und gehe bergauf. Wenn du an eine Stelle kommst, von der drei Wege abzweigen, siehst du zu deiner Rechten ein paar besonders große Fichten stehen. Das Haus liegt linker Hand auf der anderen Straßenseite.« »Und paß auf, daß nicht wieder ein Fuchs in dich fährt«, fügte Otsū hinzu, Iori hatte sich wieder gefaßt. »Danke!« rief er zurück und lief bereits den Bach entlang. Als er die erste Straßenkreuzung erreichte, drehte er sich halb um und rief: »Und jetzt links, nicht wahr?«

»Richtig«, antwortete Hyōgo. »Die Straße ist dunkel, sei also vorsichtig!« Er stand neben Otsū auf der Brücke und sah ihm eine kleine Weile nach. »Was für ein merkwürdiges Kind«, sagte er.

»Ja, aber er scheint ein heller Kopf zu sein.« Im Geiste verglich sie ihn mit Jōtarō, der fast noch so klein gewesen war wie Iori, als sie ihn zum letztenmal gesehen hatte. Jōtarō mußte jetzt fast achtzehn sein, überlegte sie. Wie er wohl aussah? Unwillkürlich erfüllte sie Sehnsucht nach Musashi. Wie viele Jahre war es nun her, daß sie das letzte Mal von ihm gehört hatte? Wiewohl gewohnt, allein mit dem Kummer zu leben, den die Liebe mit sich bringt, hoffte sie, ihm ein wenig näher zu kommen, wenn sie Edo jetzt verließ. Vielleicht begegnete sie ihm sogar irgendwo unterwegs.

»Reiten wir weiter!« meinte Hyōgo ein wenig schroff, und es war, als hätte er es zu sich selbst gesagt. »Heute läßt sich nichts mehr ändern, aber wir müssen uns vorsehen, daß wir nicht noch mehr Zeit vertrödeln.«

Wahre Kindesliebe

»Was macht Ihr da, Großmutter, übt Ihr schreiben?« Jūrō hatte ein unergründliches Gesicht aufgesetzt. Dahinter verbarg sich vielleicht Bewunderung, vielleicht auch nur Verwirrung. »Ach, Ihr seid's«, sagte Osugi verärgert.

Jūrō nahm neben ihr Platz und murmelte: »Ihr schreibt ein buddhistisches Sutra ab, nicht wahr?« Seine Frage wurde nicht beantwortet. »Seid Ihr nicht zu alt, um jetzt noch schreiben üben zu müssen? Oder denkt Ihr daran, in der nächsten Welt Lehrerin für Schönschrift zu werden?«

»Still. Um die heiligen Texte abzuschreiben, muß man einen Zustand der Selbstentäußerung erreichen. Dazu eignet sich am besten das Alleinsein. Warum geht Ihr nicht wieder?«

»Nachdem ich gerannt bin, um Euch so schnell wie möglich zu erzählen, was mir heute passiert ist?« »Das kann warten.« »Wann werdet Ihr denn fertig sein?«

»Ich muß den Geist von Buddhas Erleuchtung in jedes einzelne Schriftzeichen hineinlegen. Eine Abschrift braucht drei Tage.« »Ihr habt viel Geduld.«

»Drei Tage sind nichts. Diesen Sommer werde ich noch Dutzende von Abschriften anfertigen. Ich habe gelobt, tausend davon herzustellen, ehe ich sterbe. Die hinterlasse ich denen, die es an der gebührenden Achtung ihren Eltern gegenüber mangeln lassen.« »Tausend Abschriften? Das ist sehr viel.« »Ich habe es gelobt.«

»Nun, ich bin zwar nicht gerade stolz darauf, aber ich vermute, daß ich meinen Eltern gegenüber sehr unehrerbietig gewesen bin; genauso wie die anderen Burschen hier. Sie haben ihre Familie alle schon längst vergessen. Der einzige, der sich um seine Mutter und seinen Vater kümmert, ist der Herr.«

»Es ist schon traurig bestellt um die Welt, in der wir leben.« »Ha, ha! Wenn Euch das so sehr bekümmert, müßt Ihr selbst

auch einen Sohn haben, der nichts taugt.«

»Ich bedaure, das sagen zu müssen, aber mein Sohn hat mir sehr viel Kummer bereitet. Deshalb habe ich ja dieses Gelöbnis abgelegt. Hier habe ich das ›Sutra über die Wahre Kindesliebe‹. Jeder, der seine Mutter oder seinen Vater nicht ehrerbietig behandelt, sollte gezwungen werden, es zu lesen.«

»Ihr wollt wirklich tausend Leuten eine Abschrift davon geben?« »Es heißt, wer nur ein Korn Erleuchtung sät, kann hundert Menschen bekehren, und wenn ein Sproß der Erleuchtung in hundert Herzen wächst, können zehn Millionen Seelen gerettet werden.« Den Pinsel beiseite legend, nahm sie eine fertige Abschrift und reichte sie Jūrō. »Hier, das könnt Ihr haben. Aber lest es auch, wenn Ihr Zeit habt.«

Sie setzte eine so fromme Miene auf, daß Jūrō vor Lachen fast geplatzt wäre. Doch es gelang ihm, sich zu beherrschen. Er überwand den Drang, das Sutra achtlos in seinen Kimono zu stopfen, sondern hob es ehrerbietig an die Stirn und legte es sich auf den Schoß.

»Sagt, Großmutter, seid Ihr sicher, daß Ihr nicht doch hören möchtet, was heute geschehen ist? Vielleicht trägt Euer Glaube an den Buddha Früchte. Ich bin jemand ganz Besonderem begegnet.« »Wer könnte das sein?«

»Miyamoto Musashi. Ich habe ihn unten am Sumida gesehen, als er das Fährboot verließ.«

»Ihr habt Musashi gesehen? Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?« Ungeduldig stieß sie den niedrigen Schreibtisch von sich. »Seid Ihr sicher? Wo ist er jetzt?«

»Nicht so schnell. Euer alter Jūrō macht keine halben Sachen! Nachdem ich herausbekommen hatte, wer er ist, folgte ich ihm, ohne daß er es bemerkte. Er ist in einem Gasthaus in Bakurōchō abgestiegen.« »Er wohnt also in der Nähe?« »Nun, so nahe ist es auch wieder nicht.«

»Mir kommt es aber so vor. Ich habe überall im Reich nach

ihm gesucht.« Sie sprang auf die Füße, trat an ihre Kleidertruhe und nahm das Kurzsword heraus, das seit Generationen in ihrer Familie war. »Bringt mich hin!« befahl sie. »Jetzt?«

»Selbstverständlich.«

»Ich dachte, Ihr wäret die Geduld in Person, aber ... Warum wollt Ihr jetzt gleich hin?«

»Ich bin immer bereit, Musashi von einem Augenblick auf den anderen gegenüberzutreten. Wenn er mich tötet, könnt Ihr meinen Leichnam zu meiner Familie nach Mimasaka schicken.«

»Könntet Ihr nicht warten, bis der Herr heimkommt? Wenn wir jetzt losziehen, könnte es sein, daß ich mir nichts als Schelte dafür einhandele, Musashi gefunden zu haben.«

»Aber Musashi könnte plötzlich wieder fortgehen.«

»Da macht Euch nur keine Sorgen. Ich habe einen Mann hingeschickt, der die Herberge im Auge behält.« »Ihr garantiert also, daß Musashi nicht entkommt?«

»Wie bitte? Ich tue Euch einen Gefallen, und Ihr verlangt Garantien von mir? Na schön! Ich garantiere es. Schaut, Großmutter, in einem Augenblick wie diesem solltet Ihr die Ruhe bewahren, Euch hinsetzen und Sutras abschreiben.«

»Wo ist Yajibei?«

»Er ist mit seinen Glaubensbrüdern unterwegs nach Chichibu. Wann er genau zurückkommt, weiß ich nicht.« »Ich kann es mir aber nicht leisten, lange zu warten.«

»Wenn das so ist, warum bittet Ihr dann nicht Sasaki Kojirō herzukommen? Ihr könnt Euch doch mit ihm beraten.«

Am nächsten Tag hatte Jūrō eine Unterhaltung mit seinem Spitzel. Danach konnte er Osugi berichten, daß Musashi aus der Herberge fort und in das Haus eines Schwertschleifers gezogen sei.

»Seht Ihr? Was habe ich gesagt!« keifte Osugi. »Ihr dürft nie

davon ausgehen, daß er längere Zeit an einem Ort bleibt. Ehe man sich's versieht, ist er schon wieder woanders.« Sie saß zwar an ihrem Schreibtisch, hatte aber den ganzen Morgen noch kein Schriftzeichen gepinselt.

»Musashi hat keine Flügel«, versicherte Jūrō eindringlich. »Immer mit der Ruhe! Koroku geht heute zu Kojirō und spricht mit ihm.« »Heute erst? Habt Ihr nicht gleich gestern abend jemand hingeschickt? Sagt mir, wo er wohnt. Ich gehe selbst.«

Sie machte sich ausgehfertigt, doch Jūrō war plötzlich verschwunden, und so mußte sie die anderen Bediensteten fragen, wohin sie sich wenden solle. Da sie in den paar Jahren, die sie nun schon in Edo lebte, das Haus nur selten verlassen hatte, kannte sie sich in der Stadt kaum aus. »Kojirō wohnt bei Iwama Kakubei«, erklärte man ihr.

»Kakubei ist ein Gefolgsmann der Hosokawa, aber er hat sein eigenes Haus an der Landstraße nach Takanawa.«

»Ungefähr auf halber Höhe des Isarako-Hügels. Jeder kann Euch sagen, wo das ist.«

»Das Haus ist leicht an seinem leuchtend rot gestrichenen Tor zu erkennen.«

»Schon gut, ich verstehe«, sagte Osugi ungeduldig und erbost darüber, daß man sie offenbar für dumm hielt. »Es klingt nicht besonders schwierig, und ich gehe jetzt los. Kümmert Euch um alles, solange ich fort bin. Vor allem achtet auf das Feuer. Wir möchten schließlich nicht, daß das Haus niederbrennt, solange Yajibei fort ist.« Nachdem sie ihre Strohsandalen angezogen hatte, überprüfte sie noch den Sitz ihres Kurzschwertes im Obi, packte ihren Stecken und machte sich auf den Weg. Kurz darauf tauchte Jūrō wieder auf und fragte nach ihr. »Sie hat sich nach dem Weg zu Kakubeis Haus erkundigt und ist hingegangen.«

Ärgerlich rief Jūrō: »Koroku!«

Im Raum der jungen Männer ließ der Gerufene sein Spiel

stehen und eilte herbei.

»Du solltest gestern abend zu Kojirō gehen und hast es dann verschoben. Jetzt schau, was geschehen ist. Die alte Frau ist selbst los!« »Ja und?«

»Wenn der Herr zurückkommt, wird sie ihm alles erzählen.« »Da hast du recht. Und bei ihrer spitzen Zunge kann es uns hinterher verflixt dreckig gehen.«

»Ja. Wenn sie nur so gut laufen könnte, wie sie redet! Aber sie ist mager wie ein Grashüpfer. Wenn sie mit einem Pferd zusammenstößt, ist das ihr Ende. Es ist mir zwar unangenehm, dich darum zu bitten, aber am besten läufst du ihr hinterher und sorgst dafür, daß sie heil hinkommt.« Koroku setzte sich in Trab, und Jūrō hockte sich in eine Ecke des Raums für junge Männer. Es war ein großer Raum, der etwa dreißig mal vierzig Fuß maß. Der Boden war mit dünnen, feingewebten Matten bedeckt, und Schwerter und Dolche lagen in großer Zahl herum. An Wandhaken hingen Handtücher, Kimonos, Unterkleidung und Helme. Befremdlich nahmen sich in dieser Umgebung ein Frauenkimono in leuchtenden Farben, mit roter Seide gefüttert, und ein Goldlackspiegel aus, über den der Kimono drapiert war. Beides war auf Anordnung von Kojirō aufgebaut worden, der Yajibei geheimnistuerisch erklärt hatte, daß eine Gruppe von Männern nicht ohne weiblichen Hauch in einem Raum zusammenleben solle. Sonst komme es so weit, daß sie die Beherrschung verlören und sich gegenseitig bekämpften, statt ihre Kraft für das Gefecht mit dem Gegner aufzusparen. »Du mogelst, du Hundsfoth!« »Wer mogelt hier? Du bist ja verrückt!«

Jūrō warf einen verächtlichen Blick auf die Spieler und legte sich, die Beine bequem gekreuzt, auf den Boden. Doch bei dem Tumult war an Schlaf nicht zu denken. Allerdings wollte er sich auch nicht so weit erniedrigen, sich am Karten- oder Würfelspiel zu beteiligen.

Er schloß die Augen und hörte eine Stimme mutlos sagen: »Das ist kein guter Tag, heute. Ich hab' überhaupt kein Glück!« Der Verlierer mit den traurigen Augen derer, die alles verloren haben, warf ein Kissen auf den Boden und streckte sich neben Jūrō aus. Bald gesellten sich noch andere zu ihnen.

»Was ist denn das?« fragte einer und griff nach dem Bogen Papier, der aus Jūrōs Kimono gefallen war. »Na, ich will verdammt sein! Das ist ein Sutra! Warum schleppt denn ein Galgenstrick wie du ein Sutra mit sich herum?« Jūrō blinzelte schläfrig und sagte: »Ach, das? Das hat die alte Frau abgeschrieben. Sie hat gelobt, tausend solcher Abschriften zu machen.« »Laß mal sehen«, sagte ein anderer und griff nach dem Blatt. »Was meint ihr dazu? Sauber und klar geschrieben ist es. Das kann wenigstens jeder lesen.«

»Willst du damit sagen, du bildetest dir ein, *du* könntest es lesen?« »Selbstverständlich. Das ist doch ein Kinderspiel.« »Na schön, laß hören. Sing's uns vor.«

»Du machst wohl Witze! Das ist doch kein Volkslied.«

»Ist doch egal. Vor langer Zeit hat man Sutras *gesungen*. So sind die buddhistischen Hymnen entstanden. Und eine Hymne erkennt man, wenn man sie bloß hört, hab' ich nicht recht?«

»Man kann aber diesen Text nicht nach einer frommen Weise singen.« »Nun, du kannst jede Melodie nehmen, die du willst.« »Sing, Jūrō!«

Ermutigt von der Begeisterung der anderen, entrollte der immer noch auf dem Rücken liegende Jūrō das Sutra und begann:

Sutra über die Wahre Kindesliebe.

Schlimme Kunde habe ich vernommen.

Einst, da Buddha auf dem Heiligen Geiergipfel stand,

In der Stadt der Goldenen Paläste,

Und den Bodhisattvas und den Jüngern predigte,

Da versammelten sich Mönche, Klosterfrauen und Gläubige,

*Männer wie Weiber.
Alle Himmelsbewohner, Drachengötter und Dämonen
Kamen auch, um das Heilige Gesetz zu hören.
Sie umstanden den edelsteinbesetzten Thron
Und blickten ohne zu blinzeln
Ins Heilige Antlitz ...*

»Was soll das bedeuten?«

»Sind Klosterfrauen die, welche wir Nonnen nennen? Ich hab' gehört, daß einige von den Nonnen in Yoshiwara angefangen haben, sich das Gesicht grau zu pudern, und es einem billiger machen als in den Hurenhäusern ...« »Ruhe!«

*Diesmal predigte Buddha
Das Gesetz folgendermaßen:
»All ihr guten Männer und Frauen,
Anerkennt, was ihr dem Mitgefühl eures Vaters schuldet,
Anerkennt, was ihr dem Erbarmen eurer Mutter verdankt!
Denn wenn auch der Mensch in dieser Welt
Seinen geistigen Ursprung im Karma hat,
Unmittelbar verdankt er sein Leben seinen Eltern.*

»Ach, es ist doch nur die Rede davon, daß man gut zu Vater und Mutter sein soll. Das hat man ja schon hundertmal gehört!«

»Schsch!«

»Sing weiter. Wir hören zu.«

*Ohne Vater wird das Kind nicht geboren, Ohne Mutter wird
das Kind nicht genährt. Der Geist kommt aus dem Samen des
Vaters, Der Körper wächst im Mutterleib.*

Jūrō hielt inne, kratzte sich an der Nase und fuhr dann fort:

*Um dieser engen Verbindung willen Ist die Sorge einer
Mutter für ihr Kind Mit nichts auf der Welt zu vergleichen.*

Da die anderen verstummt waren, fragte Jūrō: »Hört ihr überhaupt zu?« »Ja. Sing weiter!«

*Vom Augenblicke an, da sie das Kind im Schoß empfängt,
Und während der folgenden neun Monate,
Ob sie kommt, ob sie geht,
Ob sie schläft, ob sie sitzt,
Sie wird von Leiden heimgesucht.*

Weder Essen noch Trinken oder Kleidung bedeuten ihr mehr etwas.

Ihre einzige Sorge gilt einer glücklichen Geburt.

»Ich bin müde«, beklagte sich Jūrō. »Jetzt ist's doch genug, oder?« »Nein. Sing weiter! Wir sind ganz Ohr.«

Neun Monde sind verflossen, die Zeit ist erfüllt.

Naht der Tag der Geburt, so treiben die Winde des Karma ihn voran,

Bersten schier die Knochen der Mutter vor Schmerz ...

Auch der Vater zittert und hat Angst.

Verwandte und Dienerinnen sorgen sich und sind bekümmert.

Ist das Kind dann geboren und liegt im Gras,

Gleicht die grenzenlose Freude von Vater und Mutter

Der einer armen Frau,

Die den allmächtigen Zauberstein gefunden hat.

Gibt das Kind die ersten Laute von sich,

Hat die Mutter das Gefühl, selbst neu geboren zu sein.

Ihre Arme werden zum Ruheplatz des Kindes,

Ihre Knie zum Spielplatz,

Ihre Brüste zur Nahrungsquelle,

Ihre Liebe zum Lebensborn.

Ohne die Mutter kann das Kind sich weder kleiden noch ausziehen.

Mag die Mutter auch hungern,

Sie wird Essen aus ihrem Mund nehmen und es dem Kind geben.

Ohne die Mutter kann das Kind nicht genährt werden.

»Was ist los? Warum hörst du auf?«

»Wartet einen Augenblick, ja?«

»Nun seht euch das an! Er weint wie ein kleines Kind!«

»Ach, halt den Mund!«

Angefangen hatte es als müßiger Zeitvertreib, fast als Scherz, doch jetzt drang die Bedeutung des Sutra ins Bewußtsein der Männer. Drei oder vier hatten, ebenso wie der Vortragende, ernste Gesichter und schauten blicklos in die Ferne.

*Die Mutter geht ins Nachbardorf zum Arbeiten.
Sie holt Wasser, macht Feuer,
Zerstampft das Korn, bereitet Mehl.
Abends hört sie, wenn sie heimkommt,
Noch ehe sie das Haus erreicht,
Ihr Kind schreien,
Und Liebe füllt ihre Brust.
Ihr Busen wogt, ihr Herz jauchzt auf,
Die Milch fließt, sie kann sie nicht halten.
Sie läuft aufs Haus zu.
Das Kind, das seine Mutter von fern nahen sieht,
Lallt vor sich hin, wiegt den Kopf
Und schreit nach ihr.
Sie beugt sich nieder,
Faßt beide Händchen ihres Kindes,
Drückt ihre Lippen auf die seinen.
Eine größere Liebe als diese gibt es nicht.
Da der Kleine zwei Jahre alt ist,
Läßt er von der Mutterbrust,
Doch ohne seinen Vater wußt er nicht, daß Feuer weh tun kann.
Ohne seine Mutter wußt er nicht,
Daß man sich mit dem Messer in den Finger schneiden kann.
Mit drei ist er entwöhnt und hat gelernt zu essen.
Ohne seinen Vater wußt er nicht, daß Gift töten kann.
Ohne seine Mutter wußt er nicht, daß Kräuter heilen.*

*Werden die Eltern in andere Häuser eingeladen
Und mit Köstlichkeiten bewirtet,
So stecken sie das Essen in die Tasche
Und nehmen es mit heim fürs Kind, damit sich's freut ...*

»Heulst du schon wieder?«

»Ich kann nicht anders. Ich muß gerade daran denken, wie ...« »Hör auf! Sonst fang' ich auch noch an.«

Diese Rührung war für gewöhnlich unter solchen Leuten, die am Rande der Gesellschaft lebten, tabu. Wer Liebe zu seinen Eltern zum Ausdruck brachte, zog sich damit den Vorwurf der Schwäche und Verweichlichung zu. Doch hätte es Osugis alterndem Herzen wohlgetan, die Männer jetzt zu sehen. Das Sutra hatte sie mit seiner schlichten Sprache im tiefsten Wesen getroffen.

»Ist es schon zu Ende?« »Nein, es kommt noch viel mehr.«
»Ja, und?«

»Warte einen Augenblick.« Jūrō stand auf, putzte sich laut die Nase und setzte sich dann wieder hin, um den Rest des Sutra vorzutragen.

*Das Kind wächst heran.
Der Vater bringt ihm Kleidung,
Die Mutter kämmt ihm die Locken.
Die Eltern geben ihm alles Schöne, was sie besitzen.
für sich behalten sie nur das Alte und Abgetragene.
Der Sohn nimmt eine Braut
Und bringt die Fremde ins Haus.
Die Eltern rücken in den Hintergrund.
Der junge Ehemann und die junge Ehefrau sind glücklich
miteinander.
Sie bleiben in ihrem eigenen Raum, lachen und plaudern.
»Ja, so ist das Leben«, unterbrach eine Stimme den Vortrag.
Die Eltern werden alt.
Ihr Geist wird schwach, ihre Kraft nimmt ab.*

*Sie haben nur den Sohn als Stütze,
Nur seine Frau zur Hilfe.
Aber das Kind kommt nicht mehr zu ihnen.
Weder bei Tag noch bei Nacht.
Ihr Raum ist kalt.
Es gibt kein angenehmes Geplauder mehr.
Sie sind wie einsame Gäste in einer Herberge.
Ein Unglück naht, und sie rufen ihr Kind.
In neun von zehn Fällen kommt es nicht.
Statt sie zu pflegen,
Wird das Kind wütend und schmäht sie,
Erklärt, es sei besser zu sterben,
Als unerwünscht in dieser Welt weiterzuleben.
Die Eltern hören das, und in ihrem Herzen regt sich der
Zorn.
Weinend klagen sie: »Als du klein warst ...
Ohne uns wärest du nicht auf der Welt.
Ohne uns hättest du nicht groß werden können.
Ach, wie wir ...*

Jūrō brach unvermittelt ab und warf den Text beiseite. »Ich ... ich kann nicht mehr. Soll jemand anders weiterlesen.«

Doch niemand war da, der seinen Platz einnehmen konnte. Die Männer lagen auf dem Rücken oder auf dem Bauch, hockten im Schneidersitz oder hielten den Kopf zwischen den Knien. Sie waren tränenüberströmt wie Kinder. Mitten in diese seltsame Szene platzte Sasaki Kojirō.

Der rote Frühlingsregen

»Ist Yajibei nicht hier?« fragte Kojirō laut.

Niemand antwortete, denn die einen spielten noch und die anderen schwelgten weinend in Kindheitserinnerungen.

Kojirō ging zu Jūrō, der, die Arme über den Augen verschränkt, auf dem Rücken lag, und sagte: »Dürfte ich fragen, was hier eigentlich los ist?« »Oh, ich hatte keine Ahnung, daß Ihr das seid, Herr.« Nachdem sie sich hastig die Augen gewischt und die Nase geputzt hatten, standen Jūrō und die anderen auf und verneigten sich schafsköpfig vor ihrem Schwertfechtlehrer.

»Weint ihr?« fragte der. »Unh, ja. Ich meine, nein.« »Ihr seid schon seltsam!«

Während die anderen sich fortschlichen, erzählte Jūrō von seinem zufälligen Zusammentreffen mit Musashi. Er war froh, etwas zu haben, womit er Kojirōs Aufmerksamkeit von dem Zustand im Raum der jungen Männer ablenken konnte. »Da der Herr fort ist«, sagte er, »wußten wir nicht, was wir machen sollten, und da hat Osugi beschlossen, Euch aufzusuchen und mit Euch zu reden.«

In Kojirōs Augen leuchtete es kurz auf. »Musashi wohnt in einer Herberge in Bakurōch?«

»Das hat er getan. Aber jetzt wohnt er im Haus von Zushino Kōsuke.« »Welch interessanter Zufall.« »Findet Ihr?«

»Ich habe gerade meine ›Trockenstange‹ zu Kōsuke geschickt; er soll sie richten. Eigentlich sollte sie schon fertig sein. Ich bin auf dem Weg zu ihm, um sie abzuholen.«

»Das trifft sich gut. Wenn Ihr zufällig dort aufgetaucht wäret, wer weiß, vielleicht hätte Musashi Euch dann angegriffen.«

»Ich fürchte ihn nicht. Aber wie soll ich mich mit der alten Dame beratschlagen, wenn sie nicht hier ist?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie bereits auf dem Isarako-Hügel angekommen ist. Ich werde einen guten Läufer nachschicken, der sie zurückholt.«

Beim Kriegsrat, der an diesem Abend abgehalten wurde, war

Kojirō der Meinung, es bestehe kein Grund, Yajibeis Rückkehr abzuwarten. Er persönlich werde Osugi zur Seite stehen, damit sie endlich Rache nehmen könne, wie es sich gehöre. Jūrō und Koroku baten, mehr ehrenhalber, als um wirklich zu helfen, mitgehen zu dürfen. Obwohl ihnen Musashis Ruf als Kämpfer bekannt war, konnten sie sich nicht vorstellen, daß er für ihren hervorragenden Lehrer ein ernst zu nehmender Gegner sein könne.

Da es bereits spät am Abend und Osugi trotz ihrer Begeisterung hundemüde war und über Rückenschmerzen klagte, beschlossen sie, ihren Plan am nächsten Tag auszuführen.

Am nächsten Nachmittag badete Osugi in kaltem Wasser, schwärzte sich die Zähne und färbte sich das Haar. Als der Tag schwand, traf sie ihre Kampfvorbereitungen und zog zunächst einmal jenes weiße Untergewand an, das sie gekauft hatte, um darin begraben zu werden, und das sie jahrelang mit sich herumgeschleppt hatte. Um besonderer Kräfte teilhaftig zu werden, hatte sie es in jedem Schrein und jedem Tempel, den sie besucht hatte, mit einem Glückszeichen versehen lassen: im Sumiyoshi-Schrein in Osaka, im Oyama-Hachiman-Schrein und im Kyotoer Kiyomizudera, im Tempel der Kannon von Asakusa und an Dutzenden anderer, weniger bedeutender heiliger Stätten in den verschiedensten Landesteilen. Die geweihten Aufdrucke ließen das Gewand wie einen unregelmäßig gefärbten Kimono erscheinen. Osugi fühlte sich in ihm sicherer als in einem Kettenpanzer.

Sorgfältig steckte sie einen an Matahachi gerichteten Brief in die Schärpe unter dem Obi, dazu das »Sutra über die Wahre Kindesliebe«. Außerdem trug sie einen zweiten Brief mit sich, den sie immer in einem kleinen Geldbeutel stecken hatte; in diesem Schreiben hieß es:

Wenngleich betagt, ist es mein Los, durchs Land zu ziehen, um eine große Hoffnung zu verwirklichen. Man kann nicht

wissen, vielleicht werde ich von meinem verschworenen Feind erschlagen, oder ich sterbe unterwegs am Wegesrand an einer Krankheit. Sollte dies mein Schicksal sein, bitte ich die Behörden wie Menschen guten Willens, das Geld in dieser Börse zu benutzen, um meinen Leichnam nach Hause zu schicken.

Osugi, Witwe Hon'iden, Miyamoto, Provinz Mimasaka.

Das Schwert gegürtet, die Schienbeine in weiße Beinlinge gehüllt, an den Händen fingerlose Handschuhe und um den Leib einen bestickten Obi, der ihren ärmellosen Kimono zusammenhielt, waren ihre Vorbereitungen nahezu beendet. Sie stellte eine Schale Wasser vor sich auf den niedrigen Tisch, kniete sich davor und sagte: »Ich gehe jetzt.« Dann schloß sie die Augen, saß regungslos da und gedachte Onkel Gons.

Jūrō schob das Shōji einen Spalt weit auf und schaute herein. »Seid Ihr bereit?« fragte er. »Es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Kojirō wartet.« »Ich bin bereit.« Sie gesellte sich zu den anderen und nahm den Ehrenplatz vor der Tokōnoma ein, den sie für sie frei gelassen hatten. Koroku nahm eine Schale vom Tisch, reichte sie Osugi und schenkte ihr sehr umsichtig Sake ein. Dann tat er das gleiche für Kojirō, Jūrō und sich. Nachdem alle vier getrunken hatten, löschten sie die Lampe und machten sich auf den Weg.

Eine ganze Menge Hangawara-Leute bettelten laut, mitgenommen zu werden, doch Kojirō schlug es ihnen ab. Er wollte keine Aufmerksamkeit erregen und beim Kampf niemand im Weg haben.

Als sie das Tor durchschritten, rief einer von den jungen Leuten, sie sollten kurz warten. Dann schlug er mit Hilfe eines Feuersteins Funken, was ihnen Glück bringen sollte. Draußen, unter einem Himmel voll dunkler Regenwolken, sangen die Nachtigallen.

Als sie durch die dunklen, stillen Straßen eilten, fingen

Hunde an zu bellen; vielleicht spürten die Tiere, daß diese vier Menschen Unheilvolles vorhatten.

»Was ist das?« fragte Koroku und spähte um die Ecke in eine schmale Gasse zurück.

»Siehst du etwas?« »Irgendwer folgt uns.«

»Vermutlich einer von unseren Burschen«, sagte Kojirō. »Sie wollen ja alle unbedingt mitkommen.« »Raufen ist ihnen noch lieber als Essen.«

Sie bogen um eine Ecke, und Kojirō blieb unter der Dachtraufe eines Hauses stehen. »Kōsukes Werkstatt ist hier in der Nähe, nicht wahr?« fragte er. Sie flüsterten nur noch. »Die nächste Straße, auf der anderen Seite.« »Und was machen wir jetzt?« fragte Koroku.

»Genau das, was wir besprochen haben. Ihr drei haltet euch im Schatten verborgen. Ich gehe zur Werkstatt.«

»Und wenn Musashi versucht, durch die Hintertür zu entkommen?« »Keine Sorge! Er läuft vor mir genauso wenig weg wie ich vor ihm. Täte er es, wäre er als Schwertkämpfer erledigt.«

»Aber vielleicht sollten wir uns vor den verschiedenen Ausgängen des Hauses aufstellen – für alle Fälle.«

»Gut. Aber jetzt werde ich Musashi, wie verabredet, herauslocken und mit ihm hier entlanggehen. Kommen wir in Osugis Nähe, ziehe ich mein Schwert und überrumpele ihn. Das ist der Augenblick, da sie herbeieilen und zuschlagen muß.«

Osugi war außer sich vor Dankbarkeit. »Vielen Dank, Kojirō. Wie gut Ihr zu mir seid! Ihr müßt eine Inkarnation des großen Hachiman sein.« Sie umfaßte ihre Hände und verneigte sich vor ihm, als wäre er der Kriegsgott persönlich.

In seinem Herzen war Kojirō vollkommen davon überzeugt, das Richtige zu tun. Wahrscheinlich kann niemand ermessen,

wie überwältigend selbstgerecht er in dem Augenblick war, da er auf Kōsukes Tür zutrat.

Zu Anfang, als Musashi und Kojirō noch jung gewesen waren, beide voller Feuereifer, ihre Überlegenheit unter Beweis zu stellen, hatte es überhaupt keinen Grund für eine Feindschaft zwischen ihnen gegeben. Gewiß, da hatte eine Rivalität bestanden, die aber nichts weiter war als die übliche Reibung, die zwischen zwei starken und fast gleichwertigen Kämpfern entsteht. Erst später nagte in Kojirō der Neid, als er zusehen mußte, wie Musashi als Schwertkämpfer allmählich zu Ruhm gelangte. Musashi wiederum hegte größte Hochachtung vor Kojirōs technischem Können, nicht jedoch vor seinem ganzen Wesen. Er begegnete ihm daher immer mit einer gewissen Vorsicht. Im Laufe der Jahre hatten sie sich dann wegen der verschiedensten Dinge entzweit: das Haus Yoshioka, Akemis Schicksal, die Fehde mit der Witwe Hon'iden. Eine Versöhnung wäre jetzt nicht mehr in Frage gekommen. Und nun, da Kojirō es auf sich genommen hatte, Osugis Beschützer zu werden, bekam der Gang der Ereignisse unmißverständlich etwas Schicksalhaftes.

»Kōsuke!« Kojirō pochte leise an die Tür. »Seid Ihr noch wach?« Licht schimmerte durch einen Spalt, doch sonst rührte sich drinnen nichts. Nach einiger Zeit fragte eine Stimme: »Wer ist da?«

»Iwama Kakubei hat Euch mein Schwert zum Kürzermachen gebracht. Ich würde es gern abholen.« »Das lange – geht es um das?« »Macht auf, und laßt mich eintreten!« »Einen Augenblick.«

Die Tür glitt auf, und die beiden Männer maßen sich mit Blicken. Kōsuke versperrte den Weg und sagte barsch: »Das Schwert ist noch nicht fertig.« »Ach so.« Kojirō zwängte sich an Kōsuke vorbei und setzte sich auf die Treppe, die zum erhöhten Aufenthaltsraum führte. »Wann, glaubt Ihr, wird es fertig sein?«

»Nun, mal sehen ...« Kōsuke rieb sich das Kinn und zog sein ohnehin langes Gesicht noch mehr in die Länge.

Kojirō hatte das Gefühl, daß man sich über ihn lustig machte. »Findet Ihr nicht, es dauert entsetzlich lange?«

»Ich habe Kakubei unmißverständlich klargemacht, daß ich nicht versprechen könne, wann es fertig ist.«

»Ich kann aber nicht mehr lange ohne Schwert zurechtkommen.« »Dann nehmt es doch wieder mit.«

»Was soll das?« Kojirō war verblüfft. So redeten Künstler und Handwerker im allgemeinen nicht mit Samurai. Doch statt herauszufinden, was hinter der Haltung dieses Mannes steckte, zog er vorschnell den Schluß, daß sein Kommen nicht unerwartet war. Da er es für das beste hielt, schnell zu handeln, sagte er: »Übrigens habe ich gehört, daß Miyamoto Musashi bei Euch wohnt.«

»Woher wißt Ihr das?« fragte Kōsuke mißtrauisch. »Es stimmt nämlich.« »Würdet Ihr ihn bitte rufen? Ich habe ihn schon sehr lange nicht mehr gesehen – seit wir uns in Kyoto begegnet sind.«

»Wie lautet Euer Name?« »Sasaki Kojirō. Er weiß, wer ich bin.«

»Ich werde ihm sagen, daß Ihr hier seid, aber ich weiß nicht, ob er Euch sehen will oder nicht.« »Nur für einen Augenblick.« »Ja?«

»Vielleicht erkläre ich das besser. Ich hörte in Fürst Hosokawas Haus, ein Mann, auf den die Beschreibung Musashis paßte, wohne hier im Haus. So bin ich hergekommen, weil ich Musashi einladen wollte, in einer Schenke eine Schale mit mir zu trinken und mit mir zu plaudern.« »Soso.« Kōsuke wandte sich um und begab sich in den rückwärtigen Teil des Hauses.

Kojirō grübelte, was er nur machen sollte, falls Musashi den

Braten roch und sich weigerte, ihm gegenüberzutreten. Doch noch ehe er sich für eine List entschieden hatte, ließ ein markerschütternder Schrei ihn zusammenfahren. Als hätte er einen höchst unsanften Tritt erhalten, sprang er auf. Er hatte sich verrechnet. Sein Plan war durchschaut, ja nicht nur durchschaut, sondern gegen ihn gewendet worden. Musashi mußte es gelungen sein, durch eine andere Tür hinauszuschlüpfen. Er war offensichtlich ums Haus gelaufen und hatte dann seinerseits angegriffen. Doch wer hatte so geschrien? Osugi? Jūrō? Koroku?

Wenn das so ist ... dachte Kojirō grimmig und lief auf die Straße hinaus. Seine Muskeln waren angespannt, sein Herz pumpte wie rasend, und er war auf alles gefaßt. Früher oder später muß ich ohnehin gegen ihn kämpfen, sagte er sich. Das wußte er seit dem Tag am Berge Hiei. Der Augenblick war gekommen! Sollte Musashi Osugi bereits niedergestreckt haben, gelobte Kojirō, dann solle das Blut des Kontrahenten ein Opfer für den ewigen Frieden ihrer Seele werden.

Er hatte noch keine zehn Schritte zurückgelegt, da hörte er, wie vom Straßenrand her sein Name gerufen wurde. Die schmerzlich verzerrte Stimme schien ihn am Weitergehen hindern zu wollen. »Koroku, bist du das?« ,

»Ich ... ich bin ... getroffen worden.« »Jūrō! Wo ist Jūrō?« »D ... d ... der auch.«

»Wo steckt er denn?« Ehe er Antwort erhielt, entdeckte er Jūrōs blutüberströmte Gestalt etwa dreißig Fuß weiter. Kojirōs ganzer Körper bebte vor Wachsamkeit, und mit Donnerstimme rief er: »Koroku! Wohin ist Musashi?«

»Nicht ... nicht ... Musashi.« Koroku, der außerstande war, den Kopf zu heben, wälzte ihn von einer Seite auf die andere.

»Was sagst du da? Willst du mir zu verstehen geben, es war gar nicht Musashi, der euch angegriffen hat?« »Nein ... nicht ... Musa ...« »Wer dann?«

Diese Frage sollte Koroku nie beantworten.

Die Gedanken in Aufruhr, lief Kojirō zu Jūrō und zog ihn am rotverklebten Kimonokragen in die Höhe. »Jūrō! Sag mir, wer hat es getan? Wohin ist er?« Doch statt ihm zu antworten, tat Jūrō den letzten tränenvollen Atemzug und sagte: »Mutter ... leid ... hätte nicht ...«

»Wovon redest du?« schnob Kojirō und ließ das blutige Bündel fahren. »Kojirō? Kojirō? Seid Ihr das?«

Als er in die Richtung lief, aus der Osugis Stimme kam, sah er, daß die alte Frau hilflos in einem Graben lag; Stroh und Küchenabfälle klebten ihr im Gesicht und im Haar. »Holt mich hier heraus!« bat sie. »Was macht Ihr da in dem dreckigen Wasser?«

Kojirōs Stimme klang eher wütend als besorgt. Ohne weitere Umstände zu machen, riß er sie heraus und stellte sie auf die Straße, wo sie zusammensackte wie ein nasser Lumpen.

»Wohin ist der Mann?« fragte sie und nahm ihm damit die Worte aus dem Mund.

»Was für ein Mann? Wer hat Euch angegriffen?«

»Ich weiß nicht genau, was geschehen ist, aber ich bin überzeugt, es war der Mann, der uns gefolgt ist.« »Ist er plötzlich über Euch hergefallen?«

»Ja. Aus dem Nirgendwo wie ein Wirbelwind. Es blieb nicht mal Zeit zum Sprechen. Er sprang aus dem Schatten und erwischte als ersten Jūrō. Ehe Koroku dazu kam, sein Schwert zu ziehen, war auch er verwundet.« »Und wohin ist er gelaufen?«

»Er stieß mich beiseite, so daß ich ihn nicht einmal sehen konnte, aber ich hörte ihn in diese Richtung weglaufen.« Sie zeigte zum Fluß hinunter. Kojirō flog über ein unbebautes Grundstück dahin, auf dem sonst der Pferdemarkt abgehalten wurde. In Yanagihara blieb er auf dem Damm stehen, um sich

umzusehen. In einiger Entfernung sah er Lichter und Menschen. Als er dorthin ging, traf er auf Sänfträger. »Meine beiden Gefährten sind in einer Seitenstraße ganz in der Nähe niedergeschlagen worden«, sagte er. »Ich möchte, daß Ihr sie holt und in das Haus von Hangawara Yajibei im Viertel der Zimmerer bringt. Eine alte Frau ist auch bei ihnen. Die nehmt Ihr ebenfalls mit.«

»Sind sie von Räubern überfallen worden?« »Gibt es denn Räuber hier in der Gegend?« »Massenweise. Selbst wir müssen uns vorsehen.« »Und was ist mit der Bezahlung?« fragte einer. »Die laßt Euch geben, wenn Ihr dort seid.«

Kojirō suchte rasch das Flußufer ab, doch während er das tat, kam er zu dem Schluß, daß er genausogut zu Yajibei's Haus zurückkehren könne. Ohne Osugi dabeizuhaben, hatte es wenig Sinn, Musashi gegenüberzutreten. Außerdem wäre es wohl unklug gewesen, es in dieser Verfassung zu tun. Als er sich auf den Heimweg machte, gelangte er an eine Feuerschneise, die an der einen Seite mit einer Reihe von Kaiserbäumen bestanden war. Während er sie genauer betrachtete, sah er ein Schwert zwischen den Stämmen aufblinken. Ehe er sich's versah, fielen ein Halbdutzend Blätter. Das Schwert hatte es auf seinen Kopf abgesehen gehabt. »Feigling, gallengelber!« schrie er.

»Ich bin keiner!« kam die Antwort, und das Schwert schlug zum zweitenmal aus dem Dunkel heraus zu.

Kojirō wirbelte herum und sprang gute sieben Fuß zurück. »Wenn Ihr Musashi seid, warum kämpft Ihr dann nicht mit einem richtigen ...« Doch noch ehe er den Satz beenden konnte, fuhr das Schwert abermals auf ihn zu. Mit Erfolg duckte er sich, so daß auch der dritte Schwerthieb danebenging. »Wer seid Ihr?« schrie er. »Irrt Ihr Euch nicht?«

Der Angreifer, der bereits außer Atem war, begriff, noch ehe er zum vierten Schlag ausholte, daß er seine Energie

verschwendete. Er änderte seine Taktik und schob sich – das Schwert vor sich hin gestreckt – langsam vor. Seine Augen sprühten Blitze. »Schweigt!« rief er mit grollender Stimme. »Ich irre mich nicht! Vielleicht frischt es Eure Erinnerung auf, wenn ich Euch meinen Namen nenne: Ich bin Hōjō Shinzō.« »Dann seid Ihr einer der Anhänger Obatas, nicht wahr?« »Ihr habt meinen Herrn beleidigt und etliche von meinen Kameraden umgebracht.«

»Nach der Etikette der Samurai steht es Euch frei, mich jederzeit offen herauszufordern. Sasaki Kojirō spielt nicht gern Verstecken.« »Ich bringe Euch um!« »Nur zu! Versucht's doch!«

Als Kojirō ihn näher kommen sah – zwölf Fuß, elf, zehn –, lockerte er still das Oberteil seines Kimonos und legte die rechte Hand ans Schwert. »Kommt nur!« rief er.

Diese Herausforderung ließ Shinzō unwillkürlich innehalten und einen winzigen Augenblick schwanken. Kojirō beugte den Körper vor, sein Arm straffte sich wie ein Bogen, und man hörte nur ein metallisches Klirren. Im nächsten Augenblick stieß er sein Schwert mit einem pfeifenden Laut in die Scheide zurück. Es war nichts weiter gewesen als ein Aufblitzen. Die Beine gespreizt, stand Shinzō immer noch da. Noch war von Blut keine Spur zu sehen; trotzdem war klar, daß er verwundet war. Obwohl er sein Schwert immer noch waagrecht in Augenhöhe hielt, war seine Linke mit einer blitzschnellen Bewegung an den Hals gefahren.

»Oh!« Keuchendes Atmen war zu hören. Hinter Shinzō war ein Mann aufgetaucht. Seine Schritte und seine Stimme ließen es Kojirō geraten erscheinen, im Dunkel zu verschwinden.

»Was ist geschehen?« rief Kōsuke. Er streckte die Arme aus, um Shinzō zu stützen, doch fiel ihm der Mann mit seinem ganzen Gewicht in den Arm. »Oh, das sieht aber böse aus!« rief Kōsuke. »Hilfe! Zur Hilfe!« Ein Stück Fleisch, nicht

größer als eine Venusmuschel, trennte sich von Shinzōs Hals. Das Blut, das hervorschoß, netzte erst seinen Arm und spritzte dann auf seine Kimonoschöße.

Ein uralter Holzklotz

Plumps! Wieder war eine grüne Pflaume im dunklen Garten draußen vom Baum gefallen. Musashi achtete nicht darauf. Im hellen, flackernden Lampenlicht wirkte sein zerzaustes Haar stumpf und borstig. Ihm fehlte der reiche, blauschwarze Glanz, ja das Licht ließ es rötlich erscheinen. »Welch schwieriges Kind!« hatte seine Mutter oft geklagt. Sein Eigensinn, der sie so oft zum Weinen gebracht hatte, war ihm geblieben. Er war untilgbar wie die Narbe auf seinem Kopf, die er von einem Karbunkel aus der Kindheit zurückbehalten hatte.

Erinnerungen an seine Mutter gingen ihm durch den Sinn: manchmal sah das Gesicht, das er schnitzte, dem ihren ähnlich.

Vor wenigen Minuten war Kōsuke an die Tür gekommen, hatte gezögert, dann aber gerufen: »Arbeitet Ihr noch? Ein Mann namens Sasaki Kojirō will Euch sprechen. Er wartet unten. Wollt Ihr ihn sehen, oder soll ich ihm sagen, Ihr hättet Euch schon schlafen gelegt?«

Musashi war sich nicht sicher, ob er überhaupt geantwortet hatte. Der kleine Tisch, Musashis Knie und der Boden ringsum waren mit Holzspänen übersät. Er bemühte sich, das Kannon-Bildnis fertigzustellen, das er Kōsuke für das Schwert versprochen hatte. Besonders reizvoll wurde diese Aufgabe durch eine Bitte Kōsukes, eines Mannes von ausgeprägtem Geschmack.

Als Kōsuke den zehn mal zehn Zoll großen Klotz vom Regal genommen und ihn Musashi äußerst behutsam gereicht hatte, erklärte er, daß dieses Stück Holz sechs- oder gar

siebenhundert Jahre alt sei. Kōsuke ging damit um wie mit einem kostbaren Erbstück, denn es stammte von einem Tempel aus dem achten Jahrhundert, der zum Grabmal des Fürsten Shōtoku in Shinaga gehörte. »Ich kam auf einer Reise dort vorüber«, erzählte er, »als man gerade dabei war, die alten Gebäude herzurichten. Dumme Priester und unwissende Zimmerleute zerhackten die alten Balken zu Brennholz. Ich konnte einfach nicht mit ansehen, wie das erlesene Holz auf diese Weise verschwendet wurde, und so habe ich darum gebeten, mir diesen Klotz hier abzutreten.« Die Maserung war schön, und das Holz fühlte sich unterm Messer gut an, doch der Gedanke, wie sehr dieser Schatz Kōsuke am Herzen lag, beunruhigte Musashi. Wenn er beim Schnitzen einen Fehler machte, konnte er ein unersetzliches Stück verderben. Ein plötzliches Krachen, so als ob der Wind das Tor in der Gartenhecke aufgerissen hätte, ließ ihn zum erstenmal, seit er sich ans Schnitzen gemacht hatte, aufblicken. Ob das wohl Iori ist? dachte er und legte den Kopf schief, um zu lauschen.

»Was stehst du da und glotzt?« herrschte Kōsuke seine Frau an. »Siehst du nicht, daß der Mann schwer verwundet ist? Richte einen Raum her, rasch!« Aufgeregt boten die Männer hinter Kōsuke, die Shinzō trugen, ihre Hilfe an.

»Habt Ihr Alkohol hier, um die Wunde auszuwaschen? Falls nicht, lauf ich schnell nach Hause und hole welchen.« »Ich rufe den Doktor.«

Nachdem sich die Erregung gelegt hatte, sagte Kōsuke: »Ich möchte Euch allen danken. Ich glaube, wir haben ihm das Leben gerettet. Jetzt brauchen wir uns wohl keine Sorgen mehr zu machen.« Er verneigte sich tief vor jedem einzelnen, als die Männer das Haus verließen.

Musashi begriff, daß etwas Außergewöhnliches geschehen und daß Kōsuke darin verwickelt war. Er klopfte sich die Holzsplitter von den Knien, stieg die aus übereinandergestapelten Vorratskisten gebildete Treppe

hinunter und betrat den Raum, in dem Kōsuke und seine Frau um den Verwundeten bemüht waren.

»Ach, Ihr seid noch wach?« fragte der Schwertschleifer und trat beiseite, um Musashi Platz zu machen.

Musashi setzte sich neben das Kopfkissen des Mannes, betrachtete eingehend sein Gesicht und fragte: »Wer ist das?«

»Ich hätte erstaunter nicht sein können. Erkannt habe ich ihn erst, als wir ihn schon ins Haus geschafft hatten. Es ist Hōjō Shinzō, der Sohn des Fürsten Hōjō von Awa. Er ist ein sehr strebsamer junger Mann. Seit etlichen Jahren ist er der Schüler von Obata Kagenori.«

Behutsam schob Musashi den weißen Verband um Shinzōs Hals beiseite und untersuchte die Wunde, die ausgebrannt und mit Alkohol ausgewaschen worden war. Ein muschelgroßes Stück Fleisch war herausgehauen und die Halsschlagader freigelegt worden. Der Tod war dem jungen Kämpfer ganz nahe gewesen. Wer hat das getan? überlegte Musashi. Die Form der Wunde ließ darauf schließen, daß sie durch den Aufwärtsschwung eines Schwalbenflug-Hiebs verursacht worden sei. Schwalbenflug-Hieb? Darin war Kojirō Meister. »Wißt Ihr, wie das geschehen ist?« fragte Musashi. »Noch nicht.«

»Nun, eines kann ich Euch immerhin sagen.« Musashi nickte entschieden. »Es ist das Werk von Sasaki Kojirō.«

Musashi kehrte in seinen Raum zurück, legte sich auf das Tatami und bettete den Kopf in die Hände, ohne auf das Durcheinander um ihn her zu achten. Seine Schlafmatte war zwar ausgebreitet worden, doch trotz seiner Müdigkeit benutzte er sie nicht. Er hatte nahezu achtundvierzig Stunden ununterbrochen an seiner Statue gearbeitet. Da er kein Bildschnitzer war, mangelte es ihm an der Fertigkeit, Fehler und Unebenheiten mit kräftigen Schnitten so zu bearbeiten, daß sie nicht mehr auffielen. Er konnte sich nur nach dem Kannon-

Bildnis in seinem Innern richten, und seine einzige Technik bestand darin, seinen Geist von den Gedanken an andere Dinge freizumachen, um seine Vision möglichst getreu im Holz wiederzugeben.

Eine Weile wiegte er sich in der Hoffnung, das Bildnis nehme Form an, doch dann kam es immer wieder zu irgendeiner Unstimmigkeit zwischen dem Bildnis in seinem Herzen und der Hand, die das Schnitzmesser führte. Nach vielen verpfuschten Anfängen war das uralte Stück Holz jetzt nur noch vier Zoll lang.

Zweimal hörte er eine Nachtigall schlagen, dann versank er für eine Stunde in tiefen Schlaf. Beim Erwachen hatte er das Gefühl, sein Körper berste vor Schaffenskraft, und sein Geist war ganz klar. Er stand auf und dachte: Diesmal schaffe ich es! Er ging hinunter zu dem Brunnen hinterm Haus, wusch sich das Gesicht und gurgelte mit klarem Wasser. Erfrischt nahm er wieder unter der Lampe Platz und machte sich mit neuem Eifer ans Werk. Das Messer fühlte sich jetzt anders an. Er ahnte in der Maserung des Holzes die Geschichte von Jahrhunderten. Er wußte, wenn er diesmal nicht wirklich gut schnitzte, würde nichts übrigbleiben als ein Haufen nutzloser Späne. Die nächsten paar Stunden konzentrierte er sich mit fieberhaftem Eifer. Nicht ein einziges Mal gestattete er seinem Rücken, sich zu entspannen, und nicht einmal nahm er auch nur einen Schluck Wasser zu sich. Der Himmel wurde hell, die Vögel fingen an zu singen, sämtliche Türen bis auf die seine wurden für den Morgenputz geöffnet. Seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Spitze des Messers.

»Musashi, ist alles in Ordnung mit Euch?« erkundigte sich sein Gastgeber in besorgtem Ton, schob das Shōji auf und trat ein.

»Es wird nichts draus«, sagte Musashi und seufzte. Er reckte sich und warf das Schnitzmesser beiseite. Der Holzklotz war zu einem unansehnlichen Stück zusammengeschrumpft, nicht

größer als der Daumen eines Mannes. Die Späne lagen wie eine dicke Schneedecke um seine Beine. »Wird nichts?«
»Nein, nichts.« »Und was ist mit dem Holz?«

»Verdorben! Ich habe es nicht geschafft, Bodhisattvas Gestalt herauszuarbeiten.« Er verschränkte die Hände hinterm Kopf in dem Gefühl, auf die Erde zurückzukehren, nachdem er auf unbestimmte Zeit zwischen Enttäuschung und Erleuchtung geschwebt hatte. »Es ist überhaupt nichts draus geworden. Mir bleibt nur, zu vergessen und zu meditieren.«

Er legte sich auf den Rücken. Nachdem er die Augen geschlossen hatte, schienen alle Ablenkungen sich aufzulösen und in einem blendenden Dunst zu verschwinden. Nach und nach erfüllte die erhabene Idee der unendlichen Leere seinen Geist.

Die meisten, die an diesem Morgen die Herberge verließen, waren Pferdehändler, die nach dem vier Tage währenden Markt, der gestern zu Ende gegangen war, wieder heimkehrten. In den nächsten paar Wochen würden hier nur wenige Gäste wohnen.

Als sie Iori die Treppe hinaufsteigen sah, rief die Wirtin ihn an. »Was wollt Ihr?« fragte Iori. Von oben konnte er die kunstvoll verhüllte Glatze der Frau sehen. »Wohin willst du?«

»Zu meinem Lehrer. Stimmt was nicht?«

»Das will ich meinen«, erwiderte die Frau und warf einen zornigen Blick nach oben. »Wann bist du von hier fort?«

An den Fingern nachzählend, erwiderte Iori: »Vor-vor-vorgestern, denke ich.«

»Also vor drei Tagen, nicht wahr?« »Richtig.«

»Da hast du dir aber wirklich Zeit gelassen! Was ist denn passiert? Hat dich ein Fuchs verzaubert?«

»Woher wißt Ihr das? Ihr müßt selbst ein Fuchs sein.« Iori kicherte über seine schlagfertige Antwort und wandte sich zum

Gehen. »Dein Lehrer ist nicht mehr hier.«

»Das glaube ich nicht.« Er lief eilig hinauf, kam aber bald mit langem Gesicht wieder herunter. »Ist er in einen anderen Raum gezogen?« »Was hast du denn? Ich hab' dir doch gesagt, daß er fort ist.« »Wirklich fort?«

Die Stimme des Jungen verriet Furcht.

»Wenn du mir nicht glaubst, wirf einen Blick ins Herbergsbuch. Siehst du?«

»Aber warum? Wie konnte er fortgehen, ehe ich wieder zurück war?« »Weil du so lange ausgeblieben bist.«

»Aber ... aber ...« Iori brach in Tränen aus. »Wo ist er hin? Bitte, sagt es mir!«

»Das hat er mir nicht verraten. Ich denke, er hat dich zurückgelassen, weil du zu nichts zu gebrauchen bist.«

Iori wurde blaß und schoß auf die Straße hinaus. Er blickte suchend nach Osten und Westen und richtete dann den Blick zum Himmel hinauf. Tränen rannen ihm über die Wangen.

Die Frau kratzte sich die Glatze mit einem Kamm und brach in rauhes Gelächter aus. »Hör auf mit der Heulerei!« rief sie. »Ich hab' doch bloß Spaß gemacht. Dein Lehrer wohnt bei dem Schwertschleifer dort drüben.« Sie hatte kaum den letzten Satz ausgesprochen, da flog ihr ein Hufeisen vor die Füße, das Iori durchs Fenster geschleudert hatte.

Kleinlaut setzte Iori sich in ehrerbietiger Haltung Musashi zu Füßen und verkündete mit leiser Stimme: »Ich bin wieder da.«

Die bedrückte Atmosphäre im Haus war ihm schon beim Eintritt aufgefallen. Die Holzspäne waren immer noch nicht aufgefegt, und auch die ausgebrannte Lampe stand noch dort, wo Musashi sie gestern abend hingestellt hatte. »Ich bin wieder da«, wiederholte Iori nicht lauter als zuvor. »Wer ist da?« murmelte Musashi und schlug die Augen auf. »Iori.«

Rasch setzte Musashi sich auf. Obwohl ihm ein Stein von

der Seele fiel, weil der Junge wieder da war, bestand seine Begrüßung einzig in den Worten: »Ach, du bist's.«

»Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat.« Musashi schwieg. »Verzeiht mir.« Weder seine Bitte um Entschuldigung noch seine höfliche Verneigung schienen den Lehrer zu beeindrucken.

Musashi zog nur seinen Obi straff und sagte: »Mach die Fenster auf und bring den Raum in Ordnung.«

Er war zur Tür hinaus, noch ehe Iori sein kleinlautes »Ja, Herr!« zur Antwort gab.

Musashi ging hinunter und erkundigte sich bei Kōsuke nach dem Befinden des Verwundeten. »Er scheint besser zu schlafen.«

»Ihr müßt müde sein. Soll ich nach dem Frühstück wiederkommen, damit Ihr Euch ausruhen könnt?«

Kōsuke lehnte dankend ab. »Eines freilich gibt es, worum ich Euch gern bitten würde«, fügte er hinzu. »Ich meine, wir sollten die Obata-Schule benachrichtigen, aber ich habe niemand, den ich hinschicken könnte.« Musashi erbot sich, entweder selbst zu gehen oder Iori zu schicken. Er kehrte in sein inzwischen aufgeräumtes und gesäubertes Zimmer zurück, setzte sich und fragte: »Iori, hast du eine Antwort auf meinen Brief erhalten?« Erleichtert darüber, daß er nicht gescholten wurde, lächelte der Junge. »Ja, ich habe eine Antwort mitgebracht. Hier ist sie.« Mit triumphierendem Blick zog er den Brief aus seinem Kimonoärmel. »Gib ihn mir.«

Iori rutschte auf den Knien heran und legte das zusammengerollte Blatt in Musashis ausgestreckte Hand. »Leider«, hatte Sukekurō geschrieben, »kann Fürst Munenori als Lehrer des Shōguns sich nicht auf einen Zweikampf mit Euch einlassen. Solltet Ihr uns jedoch trotzdem besuchen, besteht die Möglichkeit, daß Seine Gnaden Euch im Dōjō begrüßt. Wenn Euch dann immer noch so sehr daran gelegen

ist, Euch mit dem Yagyū-Stil zu messen, so wäre es wohl am besten, Ihr würdet gegen Yagyū Hyōgo antreten. Zu meinem Bedauern muß ich Euch allerdings mitteilen, daß er gestern nach Yamato abgereist ist, um ans Lager von Fürst Sekishūsai zu eilen, der schwer krank daniederliegt. Daher muß ich Euch bitten, Euren Besuch noch eine Weile aufzuschieben. Ich würde mich freuen, zu gegebener Zeit alle Vorkehrungen treffen zu dürfen.« Musashi rollte das längliche Schriftstück wieder zusammen und lächelte. Iori streckte behaglich die Beine von sich und sagte: »Das Haus ist gar nicht in Kobikichō, sondern in Higakubo. Es ist sehr groß, sehr prächtig, und Kimura Sukekurō hat mir viele gute Sachen zu essen gegeben ...« Musashi hob mißbilligend die Augenbrauen ob dieser Vertraulichkeit und mahnte ernst: »Iori!«

Rasch verschwanden die Beine wieder unter dem Kimono, wie es sich gehörte. »Ja, Herr.«

»Selbst wenn du dich verlaufen hast – meinst du nicht, drei Tage sind eine reichlich lange Zeit? Was ist denn geschehen?«
»Ich bin von einem Fuchs verhext worden.« »Von einem Fuchs?« »Ja, Herr, von einem Fuchs.«

»Wie kann ein Junge wie du, der auf dem Lande geboren und aufgewachsen ist, sich von einem Fuchs verzaubern lassen?«

»Das weiß ich nicht, aber es ist geschehen. Hinterher konnte ich mich nicht mehr erinnern, wo ich einen halben Tag und eine halbe Nacht gewesen war.«

»Hm. Höchst merkwürdig.«

»Ja, Herr. Das fand ich auch. Vielleicht sind die Füchse in Edo schlauer und den Menschen übler gesonnen als die Füchse auf dem Land.« »So muß es wohl sein.« Da der Junge so ernst war, brachte Musashi es nicht über sich, ihn zu schelten. Er hielt es jedoch für seine Pflicht, ihm die Schwere seines Vergehens klarzumachen. »Ich vermute«, fuhr er daher fort,

»daß du etwas angestellt hast, was du nicht hättest tun sollen.«
»Nun, der Fuchs verfolgte mich, und um zu verhindern, daß er mich verhexte, habe ich ihm eins mit dem Schwert übergezogen. Dafür hat der Fuchs mich dann bestraft.« »Nein, das hat er nicht getan.« »Wieso nicht?«

»Es war nicht der Fuchs, der dich gestraft hat, sondern dein eigenes Gewissen, das unsichtbar ist. Jetzt setz dich hierher und denk eine Weile darüber nach. Wenn ich wiederkomme, wirst du mir sagen, ob du verstanden hast, was ich damit meine.« »Ja, Herr. Geht Ihr fort?« »Ja, zum Hirakawa-Schrein in Kōjimachi.« »Am Abend seid Ihr aber wieder hier, nicht wahr?« »Das glaube ich schon, es sei denn, ein Fuchs erwischt mich.« Musashi ging, und Iori hatte Zeit, über sein Gewissen nachzudenken. Draußen verdunkelten die dichten Wolken der sommerlichen Regenzeit den Himmel.

Der verlassene Prophet

Der Wald rings um den Hirakawa-Tenjin-Schrein war erfüllt vom Zirpen der Zikaden. Ein Käuzchen schrie, als Musashi vom Tor zur Eingangshalle des Obata-Hauses ging.

»Guten Tag!« rief er, doch sein Gruß wurde nur vom Echo beantwortet, so als habe er in eine leere Höhle hineingerufen.

Nach einiger Zeit hörte er Schritte. Der junge Samurai, der mit seinen beiden Schwertern herauskam, war offensichtlich kein Untergebener. Ohne sich die Mühe zu machen, umständlich niederzuknien, fragte er: »Dürfte ich um Euren Namen bitten?« Obwohl er nicht älter als vier- oder fünfundzwanzig Jahre war, erweckte er den Eindruck einer Respektperson.

»Mein Name ist Miyamoto Musashi. Ist dies Obata Kagenoris Akademie der Kriegswissenschaften?«

»Ja«, lautete die knappe Antwort. Der Samurai schien zu erwarten, daß Musashi ihm jetzt erklärte, er reise umher, um sein Wissen über die Kriegskunst zu vervollkommen.

»Einer Eurer Schüler ist im Kampf verwundet worden«, sagte Musashi. »Er wird von dem Schwertschleifer Zushino Kōsuke gepflegt, den Ihr wohl kennt. Ich bin auf seine Bitte hergekommen.«

»Das muß Shinzō sein!« Der junge Samurai schien tief betroffen, doch hatte er sich bald wieder gefaßt. »Verzeiht. Ich bin Kagenoris einziger Sohn Yogorō. Habt Dank, daß Ihr Euch die Mühe gemacht habt, herzukommen und uns die Nachricht mitzuteilen. Ist Shinzōs Leben in Gefahr?« »Heute morgen schien es ihm besserzugehen, aber es ist noch zu früh, um ihm die Reise hierher zuzumuten. Ich hielte es für ratsam, ihn vorerst in Kōsukes Haus zu lassen.« »Bitte, übermittelt Kōsuke unseren Dank.« »Es ist mir eine Ehre.«

»Mein Vater hütet das Bett. Shinzō unterrichtete an seiner Stelle, bis er vorigen Herbst plötzlich verschwand. Wie Ihr seht, ist fast niemand hier, und ich bedauere, Euch nicht gebührend empfangen zu können.« »Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen. Aber sagt, liegt Eure Schule in Fehde mit Sasaki Kojirō?«

»Jawohl. Ich war nicht hier, als der Streit ausbrach, und so kenne ich nicht alle Einzelheiten, doch Kojirō hat meinen Vater beleidigt, was selbstverständlich die Schüler in Zorn brachte. Sie nahmen es auf sich, Kojirō zu bestrafen, doch hat er mehrere von ihnen getötet. Soweit ich weiß, hat Shinzō uns verlassen, weil er meinte, er müsse es auf sich nehmen, Rache zu üben.« »Ich verstehe. Allmählich ergibt das Ganze einen Sinn. Ich möchte Euch einen Rat geben. Kämpft nicht gegen Kojirō. Mit gewöhnlichen Schwertkampftechniken ist ihm nicht beizukommen, und mit ausgeklügelten Strategien erst recht nicht. Als Kämpfer und Rechner hat er nicht seinesgleichen, selbst unter den größten lebenden Meistern

nicht.«

Diese Rede ließ Yogorōs Augen zornig aufblitzen. Als Musashi das sah, hielt er es für ratsam, seine Warnung noch einmal zu wiederholen. »Sollen die Stolzen ihre Stunde haben«, fügte er hinzu. »Es hat keinen Sinn, einer Kränkung wegen das Leben aufs Spiel zu setzen. Verrennt Euch nicht in die Vorstellung, Shinzōs Niederlage erfordere es, Eurerseits gegen Kojirō in die Schranken zu treten. Wenn Ihr das tut, wiederholt Ihr nur Shinzōs Fehler. Und das wäre töricht, sehr töricht.«

Nachdem Musashi gegangen war, lehnte Yogorō sich mit gekreuzten Armen gegen die Wand. Mit leiser, bebender Stimme sagte er vor sich hin: »Wenn man bedenkt, wie weit es mit uns gekommen ist! Selbst Shinzō hat es nicht geschafft!« Leeren Blickes gen Himmel starrend, dachte er an den Brief, den Shinzō ihm hinterlassen und in dem er geschrieben hatte, er gehe fort, um Kojirō zu töten. Wenn ihm das nicht gelänge, werde Yogorō ihn niemals lebend wiedersehen.

Daß Shinzō noch lebte, machte seine Niederlage nicht weniger demütigend. Da die Schule gezwungen war, ihren Unterricht vorläufig einzustellen, hatte die Öffentlichkeit ohnehin begonnen, Kojirō recht zu geben: Die Obata-Akademie sei eine Schule für Feiglinge, bestenfalls für Theoretiker, die vom wirklichen Kampf keine Ahnung hätten, hieß es. Das hatte den Abgang einer Reihe von Zöglingen zur Folge gehabt. Andere, die Kagenoris Krankheit mit Sorge beobachteten sowie den Niedergang des Kōshū-Stils fürchteten, waren zum rivalisierenden Naganuma-Stil übergewechselt. Nur zwei oder drei Schüler waren noch geblieben.

Yogorō beschloß, seinem Vater nichts von Shinzōs Niederlage zu sagen. Er konnte nichts tun, als den alten Mann nach bestem Vermögen zu pflegen, obwohl eine Besserung nach Ansicht des Arztes nicht zu erwarten war. »Yogorō, wo

bist du?«

Yogorō wunderte sich immer wieder darüber, daß Kagenori, obgleich er schon an der Schwelle des Todes stand, jedesmal, wenn er seinen Sohn rief, die kräftige Stimme eines gesunden Mannes hatte.

»Ich komme.« Er lief ins Krankenzimmer, fiel auf die Knie und sagte: »Ihr habt gerufen?«

Wie er es oft tat, wenn er nicht mehr auf dem Rücken liegen konnte, hatte Kagenori sich ans Fenster gesetzt und benutzte das Kopfkissen als Armstütze. »Wer war der Samurai, der gerade zum Tor hinausging?« fragte er. »Huh«, sagte Yogorō ein wenig verlegen. »Ach, der. Niemand besonderer. Nur ein Bote.«

»Ein Bote von wem?«

»Nun, Sh'inzō hatte einen Unfall. Der Samurai kam, um es uns wissen zu lassen. Er sagte, er heiße Miyamoto Musashi.«
»Hm. Aus Edo stammt er nicht, oder?«

»Nein. Der Sprache nach kommt er aus Mimasaka. Er ist ein Rōnin. Glaubt Ihr, ihn zu kennen?«

»Nein«, sagte Kagenori und schüttelte energisch den Kopf. »Ich kann mich nicht entsinnen, ihn jemals gesehen oder von ihm gehört zu haben. Gleichwohl hat er etwas ... Ich bin in meinem Leben vielen Menschen begegnet, auf dem Schlachtfeld und im täglichen Leben. Manche waren Leute, die ich hochgeschätzt habe. Doch es gab nur wenige, die ich im eigentlichen Sinn des Wortes als echte Samurai erkannt hätte. Dieser Mann – Musashi, sagst du? – hat mir gefallen. Ich würde ihn gern kennenlernen, mich ein wenig mit ihm unterhalten. Geh und hole ihn zurück.«

»Ja, Herr«, antwortete Yogorō gehorsam, setzte jedoch, ehe er sich erhob, in verwirrtem Ton fort: »Was ist Euch an ihm aufgefallen? Ihr habt ihn doch nur aus der Ferne gesehen.«

»Das würdest du doch nicht verstehen. Ehe du das begreifst, wirst du alt sein wie ich. Ich habe seine Vorsicht bewundert. Er hat nichts dem Zufall überlassen, obwohl er doch nur zu einem kranken, alten Mann kam. Als er durchs Tor trat, blieb er stehen und sah sich um. Er nahm das Haus in sich auf, prüfte, ob die Fenster offen oder geschlossen waren und was für ein Weg in den Garten führt. Das alles hat er mit einem einzigen Blick in sich aufgenommen. Seine Beobachtung hatte überhaupt nichts Auffallendes. Jeder hätte vermutet, daß er aus Hochachtung für einen Moment stehenblieb. Ich war überwältigt.«

»Dann haltet Ihr ihn für einen wirklich würdigen Samurai?«
»Vielleicht. Auf jeden Fall bin ich überzeugt, daß es fesselnd sein wird, sich mit ihm zu unterhalten. Rufe ihn zurück!«

»Meint Ihr nicht, es könnte Euch schaden?« Kagenori hatte sich ziemlich aufgeregt, und Yogorō mußte daran denken, daß der Arzt ihn gemahnt hatte, seinen Vater keine längeren Gespräche führen zu lassen. »Wegen meiner Gesundheit mach dir nur keine Sorgen. Ich habe jahrelang darauf gewartet, einmal einem Mann wie ihm zu begegnen. Ich habe die Kriegskunst all die Jahre nicht nur studiert, um sie Kindern beizubringen. Ich bin stolz darauf, daß meine Theorien der Kriegswissenschaft als Kōshū-Stil bekannt wurden, aber sie sind nicht nur eine Weiterführung der von den berühmten Kōshū-Kriegern angewandten Lehren. Meine Ideen weichen ab von denen, die Takeda Shingen, Uesugi Kenshin oder Oda Nobunaga und andere Heerführer entwickelten, die um die Herrschaft über das Reich kämpften. Der Zweck der Wissenschaft vom Kriege hat sich seit ihren Tagen verändert. Mein Bestreben zielt auf die Erlangung eines dauerhaften Friedens ab. Du weißt das eine oder andere darüber, doch die Frage ist, wem kann ich mein gesamtes Denkgebäude anvertrauen?«

Yogoro schwieg.

»Mein Sohn, es gibt zwar vieles, was ich an dich weitergeben möchte, aber du bist noch zu unreif, um die bemerkenswerten Eigenschaften des Mannes zu erkennen, dem du gerade begegnet bist.«

Yogoro senkte den Blick und ließ die Rüge schweigend über sich ergehen. »Wenn selbst ich, der ich dazu neige, alles, was du tust, wohlwollend zu betrachten, dich für unreif halte, so gibt mir das die Gewißheit, daß du nicht der Mensch bist, der mein Werk fortführen könnte. Deshalb muß ich den geeigneten Mann dafür finden und ihm deine Zukunft anvertrauen. Immer habe ich darauf gewartet, daß der richtige kommt. Bedenke, wenn die Kirschblüten fallen, sind sie auf den Wind angewiesen, der zuvor noch den Pollen verteilt.«

»Ihr dürft nicht fallen, Vater. Ihr müßt leben.«

Der alte Mann funkelte ihn an. »Daß du das sagst, beweist, was für ein Kind du noch bist. Jetzt geh rasch und hole mir den Samurai.« »Ja, Herr.«

»Bedränge ihn nicht. Erkläre ihm nur in groben Zügen, was ich dir gesagt habe, und bring ihn zu mir.« »Sofort, Vater!«

Yogoro setzte sich augenblicklich in Trab. Er lief zunächst in die Richtung, die Musashi eingeschlagen hatte. Dann suchte er den ganzen Tempelbezirk ab und ging sogar auf die Hauptstraße hinaus, die durch Kōjimachi führte. Doch all sein Suchen war vergebens.

Es beunruhigte ihn nicht weiter, daß er den Samurai nicht finden konnte. Er war ganz und gar nicht so von Musashis Fähigkeiten überzeugt wie sein Vater. Auch war er weit davon entfernt, dem vermeintlichen Rōnin für seine Warnung dankbar zu sein. Musashis Lobpreis der ungewöhnlichen Kriegskunst Kojirōs hatte ihn gekränkt. Er hatte den Eindruck, der Samurai habe die Schule nur besucht, um Kojirō zu rühmen.

Noch während er unterwürfig seinem Vater gelauscht hatte, war ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen: Ich bin nicht

–so jung und unreif, wie er sagt. In Wahrheit war ihm nichts gleichgültiger als Musashis wohlgemeinter Rat.

Sie waren etwa gleichaltrig. Selbst wenn Musashi außergewöhnlich begabt war, mußten sein Wissen und Können Grenzen haben. Yogoro war ein, zwei, ja sogar drei Jahre von Zuhause fortgewesen, um das asketische Leben eines Shugyōsha zu führen. Er hatte eine Zeitlang in der Schule eines anderen Lehrmeisters Kriegswissenschaften studiert und auch bei ihm gelebt. Außerdem hatte er unter einem strengen Sensei das Zen geübt. Trotzdem hatte sich sein Vater, nachdem er nur einen flüchtigen Blick auf diesen Mann erhascht hatte, eine für Yogorōs Begriffe übertrieben hohe Meinung von dem unbekannten Rōnin gebildet und war sogar so weit gegangen, seinem Sohn Musashi als Vorbild zu empfehlen. Ich kann ebensogut wieder heimgehen, dachte er traurig. Vermutlich gibt es keine Möglichkeit für einen Sohn, seinen Vater davon zu überzeugen, daß er kein Kind mehr ist. Er sehnte sich verzweifelt nach dem Tag, an dem Kagenori ihn ansehen und plötzlich erkennen würde, daß er ein erwachsener Mann und ein tapferer Samurai war. Die Vorstellung schmerzte ihn, daß sein Vater sterben könnte, ehe dieser Tag gekommen war. »He, Yogorō! Ihr seid doch Yogorō, nicht wahr?«

Yogorō drehte sich um und erkannte Nakatogawa HanDayū, einen Samurai vom Hause Hosokawa. Sie hatten sich in letzter Zeit nicht mehr gesehen, doch früher hatte HanDayū Kagenoris Unterricht regelmäßig beigewohnt. »Wie geht es Eurem verehrten Vater? Meine Pflichten haben mich dermaßen in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit fand, Euch zu besuchen.« »Ach, ihm geht's wie immer. Habt Dank für die Nachfrage.« »Ich habe gehört, Hōjō Shinzō hat Sasaki Kojirō herausgefordert und ist von ihm besiegt worden.« »Das habt Ihr bereits gehört?«

»Ja. Heute morgen wurde beim Fürsten Hosokawa darüber geredet.« »Es ist aber erst gestern abend passiert.«

»Kojirō ist bei Iwama Kakubei zu Gast. Kakubei muß die Nachricht überall verbreitet haben. Selbst Fürst Tadatoshi hat schon davon gewußt.« Yogorō war noch zu jung, um gelassen zuzuhören. Doch er verstand es, seinen Ärger zu unterdrücken und vor HanDayū zu verbergen. Er verabschiedete sich so schnell wie möglich und eilte nach Hause. Sein Entschluß war gefaßt.

Das Stadtgespräch

Kōsukes Frau stand in der Küche und bereitete einen Haferschleim für Shinzō, als Iori eintrat.

»Die Pflaumen fangen an, reif zu werden«, sagte er.

»Wenn sie sich gelb färben, zirpen bald die Zikaden«, antwortete sie, mit den Gedanken ganz woanders. »Legt Ihr keine Pflaumen ein?«

»Nein. Wir sind nicht viele hier, und um all die Pflaumen einzulegen, brauchten wir etliche Pfund Salz.«

»Das Salz wäre zwar verbraucht, aber wenn Ihr die Pflaumen nicht einlegt, werden sie bald verfault sein. Und wenn es Krieg gibt oder zu einer Überschwemmung kommt, habt Ihr keine Vorräte. Da Ihr den Verwundeten pflegen müßt, würde ich gern die Pflaumen für Euch einlegen.« »Himmel, was für ein komisches Kind du bist – dir Gedanken über so was zu machen! Du denkst ja wie ein alter Mann.«

Iori war bereits dabei, einen Holzeimer aus dem Vorratsraum zu holen. Den Eimer in der Hand, ging er in den Garten hinunter und sah zum Pflaumenbaum auf. Doch wenn er auch schon alt genug war, um sich Sorgen über die Zukunft zu machen, so war er immer noch jung genug, sich vom Anblick einer zirpenden Zikade ablenken zu lassen. Er schlich sich näher heran, fing das Tierchen und hielt es in den hohlen

Händen. Die Zikade zeterte wie ein altes Weib, das man in Angst und Schrecken versetzt hat. Seltsam, dachte er. Insekten sollen doch blutlos sein. Aber die Zikade fühlte sich warm an. Vielleicht geben sogar Insekten, wenn sie in Gefahr sind oder zu Tode erschreckt werden, Körperwärme ab. Unvermittelt überwältigte ihn eine Mischung aus Mitleid und Angst. Er öffnete die Hände weit, warf die Zikade in die Luft und sah ihr nach, wie sie zur Straße davonschwirrte. In dem ziemlich großen Pflaumenbaum war eine beträchtliche Schar von Lebewesen beheimatet: fette Raupen mit überraschend flauschigem Fell, Marienkäferchen, winzige blaue Frösche, die an der Unterseite der Blätter klebten, kleine schlafende Schmetterlinge und tanzende Bremsen. Fasziniert beobachtete Iori diese kleine Tierwelt. Er meinte, es sei unmenschlich, all diese Damen und Herren völlig durcheinanderzubringen, indem er einen Zweig schüttelte. Daher streckte er nur behutsam die Hand aus, pflückte eine Pflaume und biß hinein. Als er schließlich doch einen Ast schüttelte, war er erstaunt, daß keine Frucht herunterfiel. Nochmals pflückte er ein paar Pflaumen und ließ sie in den Eimer fallen.

»Mistkerl!« schrie Iori plötzlich und feuerte unversehens drei oder vier Pflaumen in die schmale Gasse neben dem Haus. Die Trockenstange zwischen Haus und Zaun fiel klappernd zu Boden, und trappelnde Schritte verrieten, daß jemand sich hastig zurückzog.

Kösukes Gesicht tauchte hinter dem Bambusgitter des Werkstattfensters auf. »Was ist das für ein Lärm?« fragte er verwundert.

Iori lief ans Fenster und rief: »Da war wieder ein Fremder, der sich im Schatten versteckt hielt, gleich drüben in der Gasse. Ich habe mit ein paar Pflaumen nach ihm geworfen, und da ist er weggelaufen.«

Der Schwertschleifer trat heraus in den Garten und wischte sich die Hände an einem Lappen ab. »Was denn für ein

Mann?« »Ein Spitzel.«

»Einer von Hangawaras Leuten?«

»Das weiß ich nicht. Wieso kommen diese Kerle eigentlich her und schnüffeln hier herum?«

»Sie suchen nach einer Möglichkeit, sich an Shinzō zu rächen.« Iori warf einen Blick ins Krankenzimmer, in dem der Verwundete gerade seinen Haferschleim aß. Die Wunde war so weit verheilt, daß er keinen Verband mehr brauchte. »Kōsuke!« rief Shinzō.

Der Handwerker ging zum Ende der Veranda und fragte: »Wie fühlt Ihr Euch?«

Shinzō schob sein Tablett beiseite und nahm eine förmliche Haltung ein. »Ich möchte mich entschuldigen, weil ich Euch so viele Scherereien gemacht habe.«

»Nicht doch! Mir tut es leid, daß ich zuviel Arbeit hatte, um mich gebührend um Euch zu kümmern.«

»Abgesehen von der Sorge um mich belästigt Euch auch noch dieses Hangawara-Gesindel. Je länger ich bleibe, desto größer wird die Gefahr, daß sie auch Euch als ihren Feind betrachten. Ich meine, ich sollte Euer Haus verlassen.«

»Daran dürft Ihr überhaupt nicht denken.«

»Es geht mir schon viel besser, Ihr könnt es selbst sehen. Ich bin so weit genesen, daß ich nach Hause kann.« »Heute schon?« »Ja.«

»Nun habt es doch nicht gar zu eilig! Wartet zumindest auf Musashis Rückkehr.«

»Das möchte ich lieber nicht, aber bitte, dankt ihm in meinem Namen. Auch er ist sehr freundlich zu mir gewesen.«

»Ihr scheint nicht recht zu begreifen. Hangawaras Leute beobachten dieses Haus Tag und Nacht. Sobald Ihr einen Schritt nach draußen macht, werden sie sich auf Euch stürzen. Ich kann Euch unmöglich allein gehenlassen.« »Ich hatte gute

Gründe, Jūrō und Koroku zu töten. Kojirō hat diesen Kampf begonnen, nicht ich. Aber wenn sie mich überfallen wollen, sollen sie nur kommen.«

Shinzō war aufgestanden und machte sich bereit zu gehen. Da Kōsuke spürte, daß es keinen Sinn hatte, ihn zurückzuhalten, traten er und seine Frau mit ihrem Gast vor die Werkstatt, um ihn zu verabschieden. In diesem Augenblick erschien Musashi. Seine sonnengebräunte Stirn glänzte vor Schweiß. »Ihr wollt uns verlassen?« fragte er. »Ihr geht nach Hause? Nun, es freut mich, daß Ihr Euch wieder wohl fühlt, aber es ist gefährlich, allein zu gehen. Ich werde Euch begleiten.«

Shinzō wollte es abwehren, doch Musashi bestand auf seinem Vorhaben. Gleich darauf machten sie sich gemeinsam auf den Weg. »Es muß beschwerlich sein zu laufen, wenn man solange danieder gelegen hat.«

»Irgendwie kommt mir der Boden höher vor, als er es in Wahrheit ist.« »Es ist weit bis zum Hirakawa-Tenjin-Schrein. Warum mieten wir keine Sänfte für Euch?«

»Ich hätte es wohl schon früher sagen sollen. Ich kehre nicht in die Schule zurück.«

»Ach? Wohin wollt Ihr dann?«

Den Blick auf den Boden gerichtet, antwortete Shinzō: »Es ist recht demütigend, aber ich glaube, ich kehre vorläufig in mein Vaterhaus zurück. Das liegt in Ushigome.«

Musashi hielt eine Sänfte an und zwang Shinzō buchstäblich einzusteigen. Obwohl die Träger Musashi unbedingt überreden wollten, auch eine Sänfte zu nehmen, weigerte er sich hartnäckig, sehr zur Enttäuschung der Hangawara-Leute, die von der nächsten Ecke aus zusahen. »Schaut, er hat Shinzō in eine Sänfte gesetzt.« »Ich habe gesehen, wie er hierhergeblickt hat.« »Noch ist es zu früh, etwas zu unternehmen.«

Als die Sänfte beim äußeren Wallgraben nach rechts abbog,

rafften die Männer ihre Kimonos, schoben die Ärmel zurück und folgten Musashi und seinem Schützling. Ihre glitzernden Augen sprangen so weit aus den Höhlen hervor, als wollten sie geradewegs in Musashis Rücken schießen. Musashi und Shinzō hatten das Viertel Ushigafuchi erreicht, als ein kleiner Stein von der Tragstange der Sänfte abprallte. Die Meute erhob ein großes Geschrei und schwärmte aus, um die Sänfte einzukreisen. »Wartet doch!« rief einer. »Bleib nur, wo du bist, Feigling!«

Die Träger, denen der Schrecken in die Glieder gefahren war, ließen die Sänfte fallen und flohen Hals über Kopf. Die Hand am Schwertgriff, kroch Shinzō hervor, richtete sich auf, nahm Kampfstellung ein und schrie: »Meint Ihr, ich soll warten?«

Musashi sprang vor ihn und rief: »Sagt, was Ihr mit uns zu schaffen habt!« Das Gesindel rückte so vorsichtig näher, als suche es sich einen Weg durch reißendes Gewässer.

»Ihr wißt genau, was wir wollen!« erklärte einer verächtlich. »Liefert uns den Gelbwanst aus, den Ihr beschützt. Und versucht keine Listen anzuwenden, sonst seid auch Ihr ein toter Mann.«

Von diesen mutigen Worten ihres Kumpans angefeuert, schäumte die Bande vor Blutdurst und Wut, doch keiner trat vor, um mit dem Schwert dreinzuschlagen. Das Funkeln in Musashis Augen genügte, um sie in Schach zu halten. Sie heulten aus sicherer Entfernung und überschütteten ihn mit Flüchen.

Schweigend standen Musashi und Shinzō da und blitzten sie drohend an. Eine Weile verging, bis Musashi die Männer mit dem Ruf überraschte: »Wenn Hangawara Yajibei unter Euch ist, so soll er vortreten.« »Der Herr ist nicht hier. Aber wenn Ihr was zu sagen habt, sagt es mir, Nembutsu Tazaemon, und ich werde Euch den Gefallen erweisen zuzuhören.« Der ältere

Mann, der vortrat, trug einen Kimono aus weißem Hanf. Um seinen Hals hingen Gebetsschnüre. »Was habt Ihr gegen Hōjō Shinzō?«

Tazaemon straffte die Schultern und erwiderte: »Er hat zwei von unseren Leuten erschlagen.«

»Shinzō sagt, diese beiden Burschen haben Kojirō geholfen, Obatas Schüler zu töten.«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Wenn wir es Shinzō nicht heimzahlen, werden wir alle miteinander zum Gespött der Stadt.« »So mag das in der Welt sein, in der Ihr lebt«, erklärte Musashi in versöhnlichem Ton. »Aber in der Welt der Samurai geht es anders zu. Unter Kriegern kann man es niemand übelnehmen, wenn er danach trachtet, Vergeltung zu üben. Ein Samurai kann um der Gerechtigkeit willen Rache nehmen, oder aber um seine Ehre zu verteidigen, nie jedoch, um einen persönlichen Groll zu befriedigen. Das wäre nicht mannhaft. Und das, was Ihr im Augenblick zu tun versucht, ist keineswegs mannhaft.« »Nicht mannhaft? Ihr werft uns vor, nicht mannhaft zu sein?« »Wenn Kojirō vorträte und uns im eigenen Namen herausforderte, wäre das ein Grund zu kämpfen. Aber wir können uns nicht in eine Rauferei einlassen, die von Kojirōs Speichelleckern vom Zaun gebrochen wird.« »Hört Euch das an! Großspurig und selbstherrlich daherreden wie alle Samurai, das kann er. Sagt, was Ihr wollt, wir haben immerhin unseren guten Namen zu verteidigen.«

»Wenn Samurai und Gesetzlose darum kämpfen, wessen Regeln die Oberhand gewinnen sollen, werden sich die Straßen bald in Ströme von Blut verwandeln. Der einzige Ort, sich über Euren Zwist zu einigen, ist die Schreibstube des Magistrats. Was haltet Ihr davon, Nembutsu?« »Ihr redet Mist! Wenn der Magistrat unser Anliegen regeln könnte, wären wir doch nicht hier.« »Sagt, wie alt seid Ihr?« »Was geht Euch das an?«

»Ihr seht alt genug aus, um zu wissen, daß Ihr eine Schar

junger Männer nicht in einen völlig sinnlosen Tod führen dürfte.«

»Ach, bleibt mir doch mit Eurem übergescheiten Gerede vom Leib! Zum Kämpfen bin ich jedenfalls nicht zu alt.« Tazaemon zog das Schwert, und seine Spießgesellen drängten johlend und rufend heran.

Musashi duckte sich unter Tazaemons Schwertstreich weg und packte ihn am Genick. Die zehn Schritt bis zum Burggraben gleichsam wie im Flug zurücklegend, warf er den Alten in hohem Bogen hinein. Als die Meute näher kam, rannte er zurück, packte Shinzō um die Taille und riß ihn mit sich fort.

Bis zur halben Höhe des Hügels rannten sie übers freie Feld. Unter ihnen floß ein Bach dem Burggraben zu, und am Fuß des Hanges war ein bläulich schimmernder Sumpf zu erkennen. Als sie Hangawaras Leute abgeschüttelt hatten, blieb Musashi stehen und ließ Shinzō los. »So«, sagte er, »und jetzt laßt uns laufen.« Shinzō zögerte, doch Musashi zog ihn mit sich. Nachdem das Gesindel sich von seinem Schrecken erholt hatte, nahm es die Verfolgung auf. »Fangt ihn!«

»Keinen Stolz hat der Lump!« »Und das will ein Samurai sein!«

»Er kann nicht Tazaemon in den Burggraben werfen und glauben, daß wir ihn ungeschoren davonkommen lassen.«

Ohne auf die Beleidigungen zu achten, sagte Musashi zu Shinzō: »Denkt nicht daran, Euch mit ihnen einzulassen. Lauft! Das ist das einzige, was man in so einem Fall tun kann.« Lächelnd setzte er hinzu: »Gar nicht so einfach, auf diesem Terrain rasch vorwärts zu kommen, was?« Sie überquerten ein Gelände, das später als Ushigafuchi- und Kudan-Hügel bekannt wurde, damals jedoch noch dicht bewaldet war.

Als sie ihre Verfolger endlich abgeschüttelt hatten, war Shinzō leichenblaß.

»Erschöpft?« fragte Musashi besorgt. »Es ist ... es ist nicht

so schlimm.«

»Ich nehme an, es gefällt Euch nicht, von ihnen beleidigt zu werden, ohne Euch zu wehren?« »Nun ...«

»Ha, ha! Überlegt doch einmal in aller Ruhe, dann werdet Ihr begreifen, warum ich so handelte. Es gibt Fälle, da ist einem wohler zumute, wenn man wegläuft. Dort drüben ist ein Bach. Spült Euch den Mund aus, und dann bringe ich Euch zum Haus Eures Vaters.«

Nach einiger Zeit kam der Wald vom Akagi-Myōjin-Schrein in Sicht. Fürst Hōjōs Haus lag unterhalb des Forstes.

»Ich hoffe, Ihr kommt mit herein und lernt meinen Vater kennen«, sagte Shinzō, als sie die Lehmmauer erreichten, die das Haus umgab. »Ein andermal. Ruht Euch jetzt nur aus und gebt in Zukunft gut auf Euch acht.« Damit ging er davon.

Nach diesem Zwischenfall wurde Musashis Name auf den Straßen von Edo häufig genannt, weit häufiger, als ihm lieb war. Die Leute nannten ihn einen »Schwindler«, den »größten aller Feiglinge« und sagten, er sei »eine Schande für die gesamte Kriegerkaste. Wenn ein Betrüger wie der es fertiggebracht hat, die Yoshioka-Schule in Kyoto zu besiegen, so muß die hoffnungslos verweichlicht gewesen sein. Er muß sie in dem Bewußtsein herausgefordert haben, daß sie sich überhaupt nicht verteidigen konnten. Und dann ist er vermutlich weggelaufen, ehe er wirklich in Gefahr geriet. Dieser windige Bursche hat nichts weiter im Sinn, als seinen Namen unter Leuten berühmt zu machen, die von der Schwertfechtkunst keine Ahnung haben.« Es dauerte nicht lange, und niemand fand sich mehr, der noch ein gutes Wort für Musashi eingelegt hätte.

Den Gipfel der Beleidigungen bedeuteten Schilder, die überall in Edo aufgestellt wurden: »Ein Wort an Miyamoto Musashi, der das Hasenpanier ergriff und Fersengeld gab. Die würdevolle Witwe aus dem Hause Hon'iden ist begierig auf

Rache. Auch wir würden zur Abwechslung lieber Euer Gesicht statt Euren Rücken sehen. Wenn Ihr ein Samurai seid, stellt Euch und kämpft! Die Hangawara-Anhängerschaft.«

Buch VI

Sonne und Mond

Männergespräche

Für Fürst Hosokawa Tadatoshi begann der Tag noch vor dem Frühstück mit dem Studium der konfuzianischen Klassiker. Seine Amtsgeschäfte, die den größten Teil seiner Zeit beanspruchten, machten seine häufige Anwesenheit in der Burg von Edo erforderlich, doch wenn er Muße hatte, übte er sich in den Kriegskünsten. Die Abendstunden verbrachte er am liebsten in der Gesellschaft der jungen Samurai, die in seinen Diensten standen. Die Atmosphäre bei diesen Gesprächen ähnelte der in einer harmonischen Familie, die um das ehrenwerte Oberhaupt versammelt ist. Völlig zwanglos allerdings ging es auch an solchen Abenden nicht zu, denn der Vorstellung, daß Seine Gnaden ein Mann wie jeder andere sei, wurde kein Vorschub geleistet. Doch die für gewöhnlich streng eingehaltene Etikette wurde immerhin ein wenig gelockert. Tadatoshi hatte es sich an diesem Abend bequem gemacht, einen leichten Kimono aus Hanf angezogen und rief nun zu einem regen Gedankenaustausch auf, der häufig auch den neuesten Klatsch zur Sprache brachte.

»Okatani«, sagte Seine Gnaden und wandte sich an einen besonders kräftigen Mann. »Ja, Herr?«

»Wie ich höre, seid Ihr jetzt wirklich brillant mit der Lanze.«
»Das stimmt.«

»Ha, ha! Daß Ihr an falscher Bescheidenheit littet, kann Euch niemand nachsagen.«

»Nun, Herr, wenn alle Welt es behauptet, warum sollte ich es da abstreiten?«

»Irgendwann werde ich mich persönlich davon überzeugen, wie weit es wirklich mit Eurer Kunst her ist.«

»Auf diesen Tag hoffe ich schon lange, aber er scheint nie zu kommen.« »Ihr könnt von Glück sagen, daß dem so ist.« »Herr, kennt Ihr bereits das Lied, das alle Welt jetzt singt?« »Welches

meint Ihr?« Der Mann stimmte an:

Es gibt Lanzenschwinger und Lanzenschwinger, Der Lanzenschwinger gibt es viele. Doch der größte von allen ist Okatani Gorōji ...

Tadatoshi lachte. »So leicht könnt Ihr mich nicht zum Narren halten. In diesem Lied wird Nagoya Sanzō besungen.« Die anderen stimmten in sein Lachen ein. »Ach, das wußtet Ihr?«

»Ihr würdet Euch wundern, wenn Ihr wüßtet, was ich alles weiß.« Schon war der Fürst versucht, eine weitere Kostprobe seiner Erfahrung zu geben, doch er besann sich eines Besseren. Er hörte gern, was seine Leute dachten und worüber sie sprachen. Er hielt es sogar für seine Pflicht, immer gut unterrichtet zu sein. Nun fragte er: »Wie viele von Euch arbeiten jetzt mit der Lanze und wie viele mit dem Schwert?«

Fünf von sieben übten Lanzenwerfen, und nur zwei studierten die Schwertfechtkunst.

»Warum ziehen so viele von Euch die Lanze vor?« erkundigte sich Tadatoshi.

Die Lanzenwerfer waren einhellig der Überzeugung, daß sich die Lanze im Kampf wirkungsvoller einsetzen ließe als jede andere Waffe. »Und was sagen die Schwertkämpfer dazu?«

Einer der beiden erwiderte: »Das Schwert ist allen anderen Waffen überlegen. Die Schwertfechtkunst bereitet einen ebensosehr auf den Frieden wie auf den Krieg vor.«

Diese Ansicht war ein ewiger Streitpunkt, und die Debatte darüber wurde gewöhnlich sehr hitzig geführt.

Ein Lanzenwerfer erklärte: »Je länger die Lanze, desto besser, vorausgesetzt, sie ist nicht so lang, daß man sie nicht mehr handhaben kann. Sie läßt sich als Hieb-, Stich- und Wurfwaffe benutzen, und wenn all das fehlschlägt, kann man ja immer aufs Schwert zurückgreifen. Hat man aber nur sein

Schwert, und das zerbricht, so ist man verloren.«

»Das mag schon sein«, gab ein Befürworter der Schwertfechtkunst zu. »Aber die Arbeit eines Samurai ist ja nicht auf das Schlachtfeld beschränkt. Das Schwert ist seine Seele. Sich in der Schwertfechtkunst üben, heißt den Geist verfeinern und ihn in Zucht nehmen. Der Schwertkampf ist im weitesten Sinne der Grundstein aller Ausbildung in der Kriegskunst, welche Nachteile er im eigentlichen Gefecht auch haben mag. Wer den Weg des Samurai seiner inneren Bedeutung nach beherrscht, der kann die zugrundeliegende Zucht auch auf den Gebrauch der Lanze, ja sogar der Muskete anwenden. Wer das Schwert kennt, macht keine leichtsinnigen Fehler oder läßt sich überrumpeln. Die Schwertfechtkunst ist auf jede Kampfarm übertragbar.« Das Streitgespräch hätte endlos weitergehen können, hätte nicht Tadatoshi, der niemandes Partei ergriff, plötzlich eingeworfen: »Mainosuke, was Ihr gerade gesagt habt, hört sich an wie die Meinung eines anderen.« Matsushita Mainosuke wehrte ab. »Nein, Herr. Das ist meine eigene Meinung.«

»Kommt schon, seid ehrlich.« »Nun, ja, ich habe etwas Ähnliches gehört, als ich kürzlich Kakubei besuchte.

Sasaki Kojirō hat dort etwa das gleiche gesagt. Doch es paßte so gut zu meinen eigenen Ideen ... Ich habe nicht versucht, jemand seine Gedanken zu stehlen. Nur hat Sasaki es besser in Worte gekleidet, als ich es jemals könnte.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Tadatoshi mit wissendem Lächeln. Die Erwähnung von Kojirōs Namen erinnerte ihn daran, daß er noch keine Entscheidung darüber getroffen hatte, ob er Kakubeis Empfehlung folgen solle oder nicht.

Kakubei hatte vorgeschlagen, Kojirō, der ja noch nicht alt sei, ein Einkommen von etwa tausend Scheffel anzubieten. Doch hier ging es um weit mehr als um die Lohnfrage. Tadatoshi hatte von seinem Vater oft gehört, daß es von

äußerster Wichtigkeit sei, die Verpflichtung eines Samurai von einem gutdurchdachten und wohlbegründeten Urteil abhängig zu machen und ihn dann gut zu behandeln. Ehe man einen Bewerber annahm, mußte nicht nur sein Können, sondern auch sein Charakter gründlich überprüft werden. Mochte es auch noch so wünschenswert erscheinen, einen bestimmten Mann zu gewinnen, wenn er nicht imstande war, mit den Gefolgsleuten zusammenzuarbeiten, die das Haus Hosokawa großgemacht hatten, war er nicht zu gebrauchen.

Ein Lehen, hatte der alte Hosokawa zu bedenken gegeben, sei wie eine Burgmauer, die sich aus vielen Felssteinen zusammensetze. Ein Felsbrocken aber, der sich nicht so bearbeiten ließ, daß er gut mit den anderen zusammenpaßte, konnte das gesamte Gefüge zum Einsturz bringen, mochte er auch von noch so bewundernswürdiger Größe und von ausgezeichneter Beschaffenheit sein. Der Daimyō der Neuzeit ließ die unbrauchbaren Felsbrocken in den Bergen und auf den Feldern liegen, denn es gab ihrer mehr als genug. Die große Herausforderung bestand darin, ein Felsstück zu finden, das sich hervorragend in die Mauer einpaßte. Tadatoshi meinte, Kojirōs Jugend spreche für ihn. Er war noch im Werden begriffen und daher noch formbar. Aber auch an den anderen Rōnin mußte Tadatoshi denken, den Nagaoka Sado zum erstenmal bei einer diesen geselligen abendlichen Zusammenkünfte erwähnt hatte. Obwohl Sado jenen Musashi aus den Augen verloren hatte, war sein Name Tadatoshi nicht entfallen. Wenn Sados Urteil zutraf, war Musashi ein besserer Kämpfer als Kojirō und außerdem ein Mann mit so breit gestreuten Anlagen, daß er bei den Regierungsgeschäften gute Dienste leisten würde.

Als er die beiden miteinander verglich, mußte Tadatoshi sich eingestehen, daß die meisten Daimyō Kojirō den Vorzug geben würden. Er entstammte einer angesehenen Familie und hatte die Schwertfechtkunst gründlich studiert. Trotz seiner Jugend

hatte er bereits einen beeindruckenden eigenen Stil entwickelt und sich als Kämpfer einen beachtlichen Ruf erworben. Die Geschichte seines brillanten Sieges über die Obata-Schule, zuerst am Ufer des Sumida und später auf dem Damm des Kanda, war bereits in aller Munde. Von Musashi hingegen hatte man seit geraumer Zeit nichts mehr gehört.

Sein Ruf gründete sich auf seinen Sieg bei Ichijōji. Aber das war Jahre her, und bald hinterher wurde erzählt, die Geschichte sei weit übertrieben und Musashi ein Ruhmsüchtiger, der den Kampf maßlos aufgebauscht und einen glanzvollen Angriff vorgetäuscht habe, und der dann auf den Berg Hiei geflohen sei. Jedesmal, wenn Musashi etwas Ruhmwürdiges vollbrachte, folgte der Tat eine Flut von Gerüchten, in denen sein Wesen und seine Fähigkeiten verunglimpft wurden. Neuerdings rief selbst die Erwähnung seines Namens nur schmachvolle Bemerkungen hervor. Viele Leute übergingen ihn auch mit Stillschweigen. Als Sohn eines namenlosen Kriegers aus den Bergen von Mimasaka war Musashis Herkunft unbedeutend. Zwar lebten einzelne Männer von bescheidener Abstammung – allen voran Toyotomi Hideyoshi, der Einiger aus Nakamura – strahlend im Gedächtnis des Volkes, aber im allgemeinen waren die Leute standesbewußt und maßen der Herkunft eines Mannes sehr viel Bedeutung bei.

Während er über die Frage nachsann, sah Tadatoshi sich im Kreise um und fragte: »Kennt einer von Euch den Samurai Miyamoto Musashi?« »Musashi?« ließ sich eine erstaunte Stimme vernehmen. »Wie sollte man ihn nicht kennen? Sein Name steht doch überall in der Stadt angeschlagen.« Es war offenkundig, daß alle Anwesenden den Namen kannten. »Warum denn?« Mißtrauen und Neugier malten sich in Tadatoshis Zügen. »Überall sind Schilder aufgestellt«, gab ihm ein junger Mann mit spürbarer Zurückhaltung Bescheid.

Mori fügte hinzu: »Die Leute haben sich abgeschrieben, was auf den Schildern steht, und da habe ich es ihnen nachgemacht.

Ich habe den Text bei mir. Soll ich ihn vorlesen?« »Bitte, tut das.«

Mori entfaltete ein zerknittertes Blatt Papier. »Ein Wort an Miyamoto Musashi, der das Hasenpanier ergriff ...«

Augenbrauen hoben sich, und auf einigen Gesichtern spiegelte sich ein Lächeln, doch Tadatoshis Antlitz blieb ernst. »Ist das alles?« »Nein.« Mori las den Rest des Textes vor und sagte: »Die Schilder wurden von einer Bande aus dem Viertel der Zimmerleute errichtet. Die Leute amüsieren sich darüber, weil hier ausnahmsweise einmal Rüpel und Gesindel einen Samurai das Fürchten lehrten.«

Tadatoshi runzelte die Stirn. Er fühlte, daß diese Verunglimpfung Musashis sein Urteil in Frage stellte. Diese Schmähreden waren überhaupt nicht mit dem in Einklang zu bringen, was er über Musashi dachte. Er war nicht bereit, ungeprüft zu übernehmen, was er nur vom Hörensagen kannte. »Hm«, murmelte er, »ich möchte wissen, wie dieser Musashi wirklich ist.« »Ich meine, er taugt nichts«, ließ Mori sich vernehmen. Die anderen teilten seine Ansicht. »Zumindest ist er ein Feigling. Warum sonst würde er es zulassen, daß sein Name derart in den Schmutz gezogen wird?« Die Uhr schlug elf, und die Männer verabschiedeten sich. Tadatoshi blieb nachdenklich sitzen. »An diesem Mann ist irgend etwas Faszinierendes.« Er ließ sich in seiner Meinung nicht leicht durch andere erschüttern. Jetzt war er neugierig zu erfahren, wie Musashi den Vorfall darstellen würde. Am nächsten Morgen, als er nach einem Vortrag über die chinesischen Klassiker aus seinem Arbeitszimmer auf die Veranda hinaustrat, sah er Sado im Garten stehen.

»Guten Morgen, alter Freund«, rief er.

Sado wandte sich um und erwiderte den morgendlichen Gruß mit einer leichten Verbeugung.

»Haltet Ihr immer noch Ausschau?« fragte Tadatoshi. Von

der unvermittelten Frage verwirrt, starrte Sado ihn schweigend an. »Ich meine, versucht Ihr immer noch, diesen Miyamoto Musashi aufzuspüren?«

»Ja, Herr.« Sado senkte den Blick.

»Wenn Ihr ihn findet, bringt ihn her. Ich möchte ihn kennenlernen.« Kurz nach Mittag wurde Tadatoshi auf dem Bogenschießstand von Kakubei angesprochen, der ihm nochmals nachdrücklich Kojirō ans Herz legte. Einen Bogen spielerisch prüfend, antwortete der junge Fürst ruhig: »Tut mir leid, den hatte ich ganz vergessen. Bringt ihn her, wann immer Ihr wollt. Ich möchte ihn mir ansehen. Ob er mein Vasall wird oder nicht, kann ich erst entscheiden, wenn ich ihn kenne, aber das wißt Ihr ja wohl.«

Summende Insekten

Kojirō saß im nach hinten hinausgehenden Raum des kleinen Hauses, das Kakubei ihm überlassen hatte, und betrachtete die »Trockenstange«. Nach dem Zwischenfall mit Hōjō Shinzō hatte er Kakubei gebeten, den Schwertschleifer zu drängen, das Schwert fertigzumachen. Heute vormittag nun hatte man es geschickt.

»Er wird es natürlich nicht geschliffen haben«, hatte Kojirō vermutet, doch stellte sich dann heraus, daß es mit einer Hingabe und einer Liebe gerichtet worden war, die seine kühnsten Hoffnungen übertrafen. Das blauschwarze Metall, das wie die Strömung eines tiefen Flusses gekräuselt war, schimmerte jetzt strahlend hell, gleichsam im Licht vergangener Jahrhunderte. Die Rostflecken, die an aussätzige Schwären gemahnt hatten, waren verschwunden; der gewellte Streifen zwischen Schneide und der wulstartigen Erhöhung, die in der Mitte der Klinge verlief und bislang von Blutflecken

entstellt war, leuchtete in heiterer Schönheit wie ein dunstiger Mond, der am Himmel schwebt.

Als würde ich die »Trockenstange« zum erstenmal sehen, dachte Kojirō. Vor Begeisterung in den Anblick des Schwertes vertieft, überhörte er die Rufe eines Besuchers im Vorderteil des Hauses: »Seid Ihr da? ... Kojirō?« Von seinem Wohnraum aus konnte Kojirō jenen Teil der Bucht überblicken, der von Shiba bis Shinagawa reichte. Jenseits der Bucht tauchten in seiner Augenhöhe quellende Wolken auf. Es war, als würden das Weiß der fernen Berge und das Grünblau des Wassers eins mit der Klinge. »Kojirō! Ist denn niemand da?« Diesmal kam die Stimme vom Seitentor. Aus seinen Träumereien aufschreckend, rief Kojirō: »Wer ist da?« und schob das Schwert in die Scheide. »Ich bin im hinteren Teil. Wenn Ihr mich sehen wollt, kommt auf die Veranda!«

»Ach, da seid Ihr«, sagte Osugi und ging um das Haus herum, bis sie in seinen Raum sehen konnte.

»Nun, das nenne ich eine Überraschung«, erklärte Kojirō liebenswürdig. »Was führt Euch an einem so heißen Tag wie diesem hierher?« »Moment. Laßt mich nur eben meine Füße waschen, dann können wir reden.«

»Der Brunnen ist dort drüben. Aber Vorsicht! Er ist sehr tief. Du, Kleiner, geh mit und sieh zu, daß sie nicht hineinfällt!« Der Mann, der als »Kleiner« angesprochen wurde, war ein in der Hierarchie der Hangawara-Bande ziemlich weit unten stehendes Mitglied, das Osugi begleitete.

Nachdem sie sich das verschwitzte Gesicht abgewischt und die Füße gewaschen hatte, betrat Osugi mit ein paar Begrüßungsworten das Haus. Als sie die angenehme Brise bemerkte, die von der Bucht herüberwehte, verengte sie die Augen zu Schlitzern und sagte: »Ein schönes, kühles Haus. Habt Ihr keine Angst, zu träge zu werden, wenn Ihr in einem so behaglichen Heim lebt?«

Kojirō lachte. »Ich bin ja nicht Matahachi.«

Traurig zuckte die alte Frau mit den Brauen, beschloß jedoch, den Stich nicht zur Kenntnis zu nehmen. »Tut mir leid, daß ich Euch kein richtiges Geschenk mitgebracht habe«, sagte sie. »Statt dessen gebe ich Euch ein Sutra, das ich abgeschrieben habe.« Damit reichte sie ihm das »Sutra über die Wahre Kindesliebe« und setzte hinzu: »Bitte, lest es, wenn Ihr Zeit dazu findet.« Nach einem flüchtigen Blick auf das Blatt wandte Kojirō sich an ihren Führer und sagte: »Dabei fällt mir ein, Kleiner, habt ihr die Schilder aufgestellt, die ich für euch geschrieben habe?«

»Diejenigen, auf denen Musashi aufgefordert wird, aus seinem Versteck herauszukommen?« »Ja.«

»Wir haben zwei volle Tage darauf verwendet, aber dafür haben wir auch an fast jeder wichtigen Straßenkreuzung eines aufgestellt.« »Auf dem Weg hierher«, sagte Osugi, »sind wir an einigen vorübergekommen. Die Leute reden darüber. Hat mir gutgetan zu hören, was die Leute über Musashi gesagt haben.«

»Wenn er auf diese Herausforderung nicht eingeht, ist er als Samurai erledigt. Dann lacht das ganze Land über ihn. Das sollte ausreichend Rache für Euch sein, Großmutter.«

»Mitnichten und in gar keiner Weise! Daß er ausgelacht wird, kratzt ihn nicht. Er kennt keine Scham. Und mich befriedigt es auch nicht. Ich will ihn ein für allemal bestraft sehen.«

Kojirō, den ihre Hartnäckigkeit amüsierte, lachte. »Ihr werdet zwar älter, aber aufgeben tut Ihr nie, was? Übrigens, kommt Ihr wegen etwas Bestimmtem?«

Die alte Frau ordnete ihre Kleidung und erklärte, jetzt, wo sie über zwei Jahre lang im Hause Hangawara gelebt habe, müsse sie allmählich weiterziehen. Es gehöre sich nicht, Yajibeis Gastfreundschaft noch länger in Anspruch zu nehmen.

Außerdem sei sie es müde, sozusagen die Mutter für ein Haus voller rauher Burschen zu spielen. Sie habe in der Nähe der Yoroi-Fähre ein hübsches kleines Haus entdeckt, das zu mieten sei.

»Was meint Ihr?« Fragend sah sie ihn an. »Es sieht doch kaum so aus, als würde ich Musashi bald finden. Außerdem habe ich das Gefühl, daß Matahachi sich hier irgendwo in Edo herumtreibt. Ich glaube, ich sollte mir ein bißchen Geld von zu Hause schicken lassen und noch eine Weile hierbleiben. Aber allein, wie ich schon gesagt habe.« Da Kojirō keinen Grund sah, Einwände zu erheben, pflichtete er ihr rasch bei. Seine Verbindung mit den Hangawara-Leuten, die ja zu Anfang ganz lustig und nützlich gewesen war, schien ihm jetzt eher peinlich zu sein. Jedenfalls sprach sie nicht unbedingt für einen Rōnin, der nach einem Herrn suchte, und so hatte er bereits beschlossen, den Schwertunterricht dort aufzugeben.

Kojirō rief einen von Kakubeis Untergebenen herbei und ließ ihn vom Feld hinterm Haus eine Wassermelone holen. Während diese zerteilt und serviert wurde, saßen er und Osugi da und plauderten. Doch brachte Kojirō seinen Gast schon bald ans Tor, und er ließ sich anmerken, daß er Osugi am liebsten noch vor Sonnenuntergang aus dem Haus hatte.

Nachdem Osugi und der Bediente gegangen waren, fegte Kojirō eigenhändig seine Räume. Dann wässerte er den Garten aus dem Brunnen. Die Trichterwinde und die Ranken der Wicke, die längst den ganzen Zaun umwucherten, umschlangen schon den Fuß des steinernen Wasserbehälters. Die weißen Blüten wiegten sich in der Abendbrise.

Dann ging Kojirō wieder in seinen Raum, legte sich nieder und sann müßig darüber nach, ob sein Gastgeber wohl heute abend Dienst im Hosokawa-Haus hatte. Die Lampe, die der Wind ohnedies ausgeblasen hätte, blieb un-angezündet. Der Mond, der auf der anderen Seite der Bucht aufging, schien ihm ins Gesicht. Am Fuß des Hügels brach ein junger Samurai

durch den Friedhofszaun.

Das Pferd, mit dem Kakubei zwischen seinem Heim und dem Landhaus der Hosokawa hin- und herritt, stellte er bei einem Ikebanameister am Fuß des Hügels Isarako unter.

Heute abend war von dem Meister, der immer sogleich herauskam, um sich des Pferds anzunehmen, merkwürdigerweise nichts zu sehen. Da er ihn auch in seiner Werkstatt nicht entdeckte, ging Kakubei um das Haus herum und wollte das Pferd an einen Baum binden. Doch schon tauchte der Blumenmeister hinter dem Tempel hervor und kam auf ihn zugelaufen. Er nahm Kakubei die Zügel ab und sagte keuchend: »Tut mir leid, Herr. Da war ein merkwürdiger Mann auf dem Friedhof. Er wollte zum Hügel hinauf. Ich habe ihn angerufen und gesagt, es gebe keinen Pfad hinauf. Daraufhin drehte er sich um, starrte mich wütend an und verschwand.« Der Ikebanameister hielt einen Moment inne, spähte noch einmal durch die dunklen Bäume und setzte dann noch besorgt hinzu: »Meint Ihr, es war ein Räuber? Es heißt, in letzter Zeit seien eine Reihe von Häusern ausgeraubt worden.« Auch Kakubei hatte davon gehört, lachte jedoch nur kurz auf. »Das ist nichts weiter als Gerede. Wenn der Mann, den Ihr gesehen habt, etwas Schlimmes vorhatte, dann war er vermutlich nur ein kleiner Dieb oder einer von jenen Rōnin, welche die Reisenden auf den Straßen überfallen.« »Nun, wir liegen hier an den Zugangswegen zur Tokaido, und es sind schon viele Reisende von Räubern überfallen worden, die dann schnell in eine andere Provinz entflohen sind. Es beunruhigt mich, wenn ich abends einen Verdächtigen hier herumschleichen sehe.«

»Falls etwas passiert, kommt den Hügel hinauf und klopft an unser Tor. Der Mann, der augenblicklich zu Gast bei mir weilt, langweilt sich zu Tode und klagt, daß er nie etwas zu tun bekommt.«

»Ihr meint Sasaki Kojirō? Hier in der Gegend spricht man voller Hochachtung von seinem Können als Schwertkämpfer.«

Das zu hören, tat Kakubeis Selbstachtung keinen Abbruch. Abgesehen davon, daß er junge Leute gern mochte, wußte er sehr wohl, daß es als bewundernswert und weise für einen erfahrenen Samurai galt, sich vielversprechender junger Leute als Gönner anzunehmen. War Not am Mann, konnte man keinen überzeugenderen Beweis seiner Treue vorweisen, als seinem Herrn gute Kämpfer zuzuführen. Und stellte sich einer von ihnen auch noch als überragend heraus, rechnete man das den Gefolgsleuten an, die ihn empfohlen hatten. Zwar lautete einer von Kakubeis Grundsätzen, daß Eigennutz einem guten Vasallen nicht anstehe; gleichwohl war er Realist. In einem großen Lehen gab es nur wenige Gefolgsleute, die völlig auf ihre eigenen Interessen verzichteten.

»Ich bin wieder da«, rief er, als er durch das Tor zu seinem Anwesen trat. Er war stets etwas außer Atem, wenn er oben auf dem Hügel ankam. Da er seine Frau auf dem Land zurückgelassen hatte und das Haus zumeist von Männern bewohnt wurde, denen nur wenige Dienerinnen halfen, merkte man die fehlende weibliche Hand. Gleichwohl wirkte der Plattenweg vom roten Tor bis zum eigentlichen Eingang des Hauses einladend, weil er in Erwartung seiner Heimkunft frisch mit Wasser besprengt worden war. Und mochte es auch noch so spät sein, stets kam jemand an die Vordertür, um ihn zu begrüßen.

»Ist Kojirō zu Hause?« fragte Kakubei.

»Er ist den ganzen Tag nicht fortgewesen«, antwortete der Diener. »Er liegt in seinem Raum und genießt die kühle Abendbrise.« »Gut. Stellt Sake bereit, und bittet ihn, zu mir zu kommen!« Während die Vorbereitungen getroffen wurden, zog Kakubei seine verschwitzten Kleider aus und entspannte sich im Bad. Dann schlüpfte er in einen leichten Kimono und betrat seinen Wohnraum, in dem Kojirō bereits saß und sich mit dem Fächer Luft zuwedelte.

Der Sake wurde gebracht. Kakubei schenkte ein und sagte:

»Ich habe Euch rufen lassen, weil heute etwas Erfreuliches geschehen ist, das ich Euch erzählen wollte.« »Gute Nachrichten?«

»Seit ich Fürst Tadatoshi gegenüber Euren Namen erwähnt habe, scheint er auch von anderer Seite über Euch etwas gehört zu haben. Jedenfalls hat er mir heute gesagt, ich solle Euch bald zu ihm bringen. Wie Ihr wißt, ist es nicht einfach, so etwas einzufädeln. Es gibt Dutzende von Gefolgsleuten, die auch gern jemand vorschlagen möchten.« Der Ton, in dem er das sagte, und sein ganzes Verhalten ließen erkennen, daß er erwartete, Kojirō würde sich über alle Maßen freuen.

Der hob die Schale an die Lippen und trank. Als er dann mit völlig unverändertem Gesicht wieder sprach, sagte er nur: »Jetzt gestattet, daß ich Euch einschenke.«

Kakubei war alles andere als vor den Kopf gestoßen. Er bewunderte den jungen Mann vielmehr für die Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen. »Jedenfalls bedeutet das, daß ich Erfolg gehabt habe. Ich meine, das muß gefeiert werden. Trinkt doch eine Schale!«

Kojirō verneigte sich leicht und murmelte: »Ich danke Euch für Eure Freundlichkeit.«

Ich habe doch nur meine Pflicht getan«, erwiderte Kakubei bescheiden. »Wenn jemand so tüchtig und begabt ist wie Ihr, bin ich es Seiner Gnaden schuldig, dafür zu sorgen, daß dieser Mann in Betracht gezogen wird.« »Bitte, überschätzt mich nicht. Und laßt mich nochmals eines ganz deutlich machen: Es ist nicht das Einkommen, nach dem ich schiele. Ich halte nur das Haus Hosokawa für ein gutes Geschlecht und meine, daß es einem Samurai gut ansteht, ihm zu dienen. Es weist nacheinander drei ungewöhnliche Männer auf.« Bei den dreien handelte es sich um Tadatoshi, seinen Vater Tadaoki und seinen Großvater.

»Ihr braucht nicht zu befürchten, daß ich Euch übertrieben

gelobt habe. Das war gar nicht nötig. Der Name Sasaki Kojirō ist in der ganzen Hauptstadt bekannt.«

»Wieso sollte ich berühmt sein, wo ich doch nichts weiter tue, als den ganzen Tag lang hier dem Müßiggang zu frönen? Ich wüßte nicht, was ich Besonderes geleistet hätte. Es liegt nur daran, daß es so wenig wirklich Tüchtige gibt.«

»Man hat mir gesagt, ich könnte Euch jederzeit mitbringen. Wann würde es Euch passen?«

»Mir ist jeder Zeitpunkt recht.« »Wie wär's morgen?«

»Einverstanden.« Kojirōs Gesicht verriet keinen Eifer, aber auch keine Angst; nur ruhiges Selbstvertrauen.

Kakubei, den diese Beherrschung mehr beeindruckte als alles andere, wählte diesen Zeitpunkt, um ganz sachlich zu sagen: »Ihr seid Euch selbstverständlich darüber im klaren, daß Seine Gnaden noch keine endgültige Entscheidung treffen können, bevor sie Euch kennengelernt haben. Doch das sollte Euch nicht bedrücken. Das ist nur eine Formsache. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß man Euch eine Stellung antragen wird.« Kojirō setzte die Schale auf den Tisch und sah Kakubei gerade ins Gesicht. Dann erklärte er kalt und trotzig: »Ich habe es mir anders überlegt. Tut mir leid, daß Ihr Euch meiner wegen so viel Mühe gegeben habt.« Das Blut schien ihm aus den vom Sake bereits puterroten Ohrläppchen gleichsam hervorbrechen zu wollen.

»W-w-wie bitte?« stammelte Kakubei. »Soll das heißen, Ihr wollt die Gelegenheit, eine Stellung im Hause Hosokawa zu bekleiden, in den Wind schlagen?«

»Mir gefällt das Ganze nicht«, antwortete sein Gast schroff und bot keine weiteren Erklärungen an. Kojirōs Stolz sagte ihm, es liege kein Grund vor, sich einer Begutachtung zu unterziehen; Dutzende anderer Daimyō würden ihn unbesehen für tausendfünfhundert, ja, sogar für zweieinhalbtausend Scheffel zu gewinnen suchen.

Kakubeis Verwirrung und Enttäuschung schienen ihn nicht zu beeindrucken; auch machte es ihm offenbar nichts aus, als eigensinnig und undankbar dazustehen. Ohne auch nur im geringsten so etwas wie Bedauern oder Zweifel erkennen zu lassen, aß er schweigend eine der Erfrischungen auf und kehrte dann in seine eigenen Gemächer zurück.

Sanft fiel der Mondschein auf die Tatami. Sich leicht betrunken auf dem Boden ausstreckend, legte er die Arme unter den Kopf und fing an, leise glucksend in sich hineinzulachen. »Redlicher Kerl, dieser Kakubei. Der gute alte Kakubei!« Er wußte, in welche Verlegenheit er seinen Gastgeber bringen würde, Tadatoshi gegenüber zu erklären, wieso er, Kojirō, es sich plötzlich anders überlegt hatte. Er wußte aber auch, daß Kakubei ihm nicht lange böse sein konnte, auch wenn er sich noch so unmöglich benahm. Wiewohl er erklärt hatte, an einem Einkommen wenig interessiert zu sein, war er von brennendem Ehrgeiz erfüllt. Was er wollte, waren ein beträchtliches Einkommen und noch mehr: Erfolg und Ruhm, soviel nur irgend einzuheimsen waren. Warum sonst hatte er jahrelang die härtesten Übungen und Entbehrungen durchgehalten? Was hätte das sonst für einen Zweck gehabt?

Kojirōs Ehrgeiz unterschied sich von dem anderer Männer nur im Hinblick auf sein Ausmaß. Er wollte im ganzen Reich als großer und erfolgreicher Mann bekannt sein, sein Elternhaus in Iwakuni berühmt machen und jeden erdenklichen Vorteil auskosten. Der rascheste Weg zu Ruhm und Reichtum bestand für ihn darin, in der Kunst des Schwertfechtens Überragendes zu leisten. Da er mit einer natürlichen Begabung für das Schwert geboren war, hatte er Glück gehabt; das wußte er, und das erfüllte ihn mit großer Genugtuung. Er hatte seinen Werdegang klug und mit bemerkenswerter Weitsicht geplant. Alles, was er tat, diente dazu, ihn seinem Ziel näherzubringen. Für seine Begriffe war der ältere Kakubei zu arglos und ein

bißchen gefühlsseelig.

Er träumte von einer glänzenden Zukunft und schlief darüber ein.

Später, als der Mondschein einen Fuß auf den Tatami weitergerückt war, flüsterte eine Stimme leise wie ein Windhauch, der durch einen Bambushain streicht: »Jetzt!« Eine dunkle Gestalt, die sich unter den Moskitoschwärmen duckte, kroch unter die Dachtraufe des Hauses, in dem kein Licht mehr brannte.

Der geheimnisvolle Mann, den der Ikebanameister schon am Fuß des Hügels gesehen hatte, schob sich langsam und schweigend weiter vor, bis er unter der Veranda war, wo er stehenblieb und in Kojirōs Raum hineinspähte. Er drückte sich in den Schatten, hielt sich aus dem Mondlicht heraus, und wäre vielleicht nie entdeckt worden, wenn er still geblieben wäre. Kojirō schnarchte. Das sanfte Summen der Moskitos, das kurz aufgehört hatte, als der Mann sich angeschlichen hatte, war wieder über dem betauten Gras zu hören. Minuten vergingen. Unterbrochen wurde das Schweigen erst von einem leisen Klirren, das der Mann verursachte, als er sein Schwert herausriß und auf die Veranda sprang.

Er stürzte sich auf Kojirō und schrie: »Arrgh!«, ehe er die Zähne zusammenbiß und zuschlug.

Mit einem scharfen Pfeiflaut fuhr ein langer schwarzer Gegenstand heftig auf das Handgelenk des Eindringlings, doch die Kraft, mit welcher der Schwerthieb ausgeführt worden war, war ebenfalls beträchtlich gewesen. Statt aus der Hand zu fallen, grub sich das Schwert in das Tatami, auf dem Kojirō gelegen hatte.

Wie ein Fisch, der vor einem in das Wasser zielenden Speer davonflitzt, war das Opfer zur Wand geschnellt. Die »Trockenstange« in der einen Hand und die Scheide in der anderen, stand Kojirō jetzt dem Fremden gegenüber. »Wer seid

Ihr?« Kojirōs Atem ging ganz ruhig. Wie immer bereit, auf die Insekten draußen und auf das Fallen eines Tautropfens zu achten, wirkte er ungerührt. »Ich bin's!«

»Ich< sagt mir gar nichts. Ich weiß nur, daß Ihr ein Feigling seid, wenn Ihr einen Mann im, Schlaf überfallen wollt. Wie heißt Ihr?«

»Ich bin Yogorō, der einzige Sohn des Obata Kagenori. Ihr habt Euch die Krankheit meines Vaters zunutze und ihn lächerlich gemacht.« »Das habe nicht ich getan.«

»Wer ist *es* denn gewesen, der die Schüler meines Vaters verführt hat, gegen Euch zu kämpfen?«

»Das war ich, wer wollte das bezweifeln. Ich, Sasaki Kojirō. Was sollte ich machen, da ich besser war als sie? Und stärker, mutiger, erfahrener in der Kunst des Krieges.«

»Wie könnt Ihr nur die Stirn haben, das zu behaupten, Ihr, die Ihr Hangawaras Gezücht zur Unterstützung brauchtet?«

Mit einem verächtlichen Knurren trat Kojirō einen Schritt vor. »Wenn Ihr mich hassen wollt, bitte! Aber jeder, der sich dazu hinreißen läßt, aus persönlichem Groll eine Fehde im Sinn der Schwertfechtkunst vom Zaun zu brechen, ist nicht einmal ein Feigling: Er ist schlimmer als das, bedauernswerter, er ist jemand, über den man nur lachen kann. Dann muß wohl noch einmal ein Obata-Mann das Leben lassen. Habt Ihr Euch damit abgefunden?«

Keine Antwort.

»Ich frage Euch: habt Ihr Euch damit abgefunden?« Kojirō schob sich noch einen Schritt vor. Und noch während er das tat, wurde Yogorō vom Mondlicht geblendet, das auf der frischgeschliffenen Klinge blitzte. Kojirō starrte auf sein Opfer wie ein Verhungerner auf ein festliches Mahl.

Der Adler

Kakubei bedauerte, daß er sich so schäbig hatte mißbrauchen lassen, und schwor sich, Kojirō seine Gunst zu entziehen. Doch tief in seinem Inneren mochte er den Mann. Was er weniger mochte, war, zwischen zwei Schemeln zu sitzen: zwischen seinem Herrn und seinem Günstling. Doch dann dachte er noch einmal gründlich über die Sache nach.

Vielleicht beweist Kojirōs Verhalten, überlegte er, wie außergewöhnlich er ist. Jeder gewöhnliche Samurai wäre auf die Gelegenheit geflogen, zu einem Gespräch im Hause Hosokawa gebeten zu werden. Je mehr er über Kojirōs Gereiztheit und Eigensinn nachdachte, desto mehr gefiel ihm das Streben nach Unabhängigkeit bei diesem Rōnin.

Die nächsten drei Tage mußte Kakubei nachts Dienst tun, und so sah er Kojirō erst am Morgen des vierten wieder, als er unbekümmert, als sei nichts geschehen, zu den Räumen des jungen Mannes hinüberging. Nach kurzem, verlegenem Schweigen sagte er: »Ich hätte Euch gern kurz gesprochen, Kojirō. Gestern, als ich heimging, fragte Fürst Tadatoshi nach Euch. Er sagte, er würde gern mit Euch sprechen. Warum besucht Ihr ihn nicht einmal auf dem Bogenschießstand und überzeugt Euch von den Vorzügen der Hosokawa-Technik?«

Als Kojirō, ohne zu antworten, nur lächelte, fügte Kakubei noch hinzu: »Ich begreife nicht, was daran so erniedrigend sein könnte. Es ist doch ganz normal, daß man sich mit einem Mann unterhält, ehe man ihm eine öffentliche Stellung anträgt.«

»Ich weiß, aber angenommen, er lehnt mich ab. Was dann? Dann wäre ich mit einem Makel behaftet, oder? So schlecht geht es mir nicht, daß ich herumgehen und mich an den Höchstbietenden verhöckern müßte.« »Dann liegt die Schuld bei mir, und ich habe mich falsch ausgedrückt. Denn so haben Seine Gnaden das nie aufgefaßt.« »Nun, welche Antwort habt Ihr ihm gegeben?«

»Bis jetzt gar keine. Aber er scheint ein wenig ungeduldig zu werden.« »Ha! Ihr seid sehr rücksichtsvoll gewesen und sehr hilfreich. Ich hätte Euch nicht in eine so verzwickte Lage bringen dürfen.«

»Wollt Ihr es Euch nicht überlegen? Vielleicht geht Ihr doch einmal hin?« »Schön, wenn Euch so viel daran liegt!« erklärte Kojirō gönnerhaft, doch Kakubei freute sich trotzdem. »Warum nicht gleich heute?«

»So bald schon?« »Ja.«

»Wann?«

»Wie wär's gleich nach der Mittagsstunde? Um die Zeit ist er beim Bogenschießen.«

»Gut, ich werde da sein.«

Kojirō traf umständliche Vorbereitungen für das Treffen. Der Kimono, den er wählte, war von vorzüglicher Qualität, und der Hakama war aus eingeführtem Stoff gefertigt. Über den Kimono zog er ein traditionelles westenähnliches Kleidungsstück aus reiner Seide, ärmellos, aber mit steif abstehenden Schultern. Um seinen Aufzug zu vervollständigen, ließ er sich von Dienern neue Zori und einen neuen Strohhut besorgen. »Habt Ihr kein Pferd, das ich nehmen könnte?« erkundigte er sich. »Doch. Das Reservepferd des Herrn, ein Schimmel, steht unten am Fuß des Hügels beim Ikebanameister.«

Da Kojirō den Blumenmeister nicht gleich fand, ging er zum Tempelbereich auf der anderen Straßenseite, wo sich ein paar Leute um eine mit Schilfmatten bedeckte Leiche versammelt hatten. Er ging hin, um sie sich anzusehen.

Man sprach mit dem Priester die Einzelheiten der Bestattung. Der Tote trug nichts bei sich, wonach man ihn hätte erkennen können; niemand wußte, wer er war. Man sah nur, daß er jung war und dem Samuraistand angehörte. Das Blut um eine tiefe Wunde, die sich von der Schulter bis zur Hüfte

hinunterzog, war eingetrocknet und schwarz.

»Ich habe ihn schon einmal gesehen. Etwa vor vier Tagen, am Abend«, sagte der Ikebanameister und wollte aufgeregt weiterberichten, als er eine Hand auf der Schulter spürte.

Während er sich umblickte, um zu sehen, wer es war, sagte Kojirō: »Man hat mir gesagt, Kakubeis Pferd sei bei Euch untergestellt. Bitte, macht es für mich bereit!«

Der Blumenmeister verbeugte sich eilends und fragte leichthin: »Ihr wollt ausreiten?« Dann lief er davon.

Nachdem er den Apfelschimmel aus dem Stall herausgeführt hatte, klopfte er ihm auf den Hals. »Kein schlechtes Pferd«, sagte Kojirō. »Ja, in der Tat. Ein edles Tier.«

Als Kojirō im Sattel saß, strahlte der Blumenmeister und sagte: »Roß und Reiter passen gut zusammen.«

Kojirō nahm etwas Geld aus der Börse und warf es dem Mann zu. »Das ist für Blumen und Weihrauch.« »Und für wen?« »Für den Toten dort drüben.«

Als er das Tempeltor hinter sich hatte, räusperte Kojirō sich und spuckte aus, als gelte es, sich des bitteren Geschmacks zu entledigen, der beim Anblick der Leiche in ihm aufgestiegen war. Nur hatte er das Gefühl, daß der junge Samurai, den er mit der »Trockenstange« niedergemacht hatte, die Schilfmatten beiseite stieß, um ihm zu folgen. »Ich habe nichts getan, für das er mich hassen könnte«, sagte Kojirō laut zu sich, woraufhin es ihm gleich besserging. Als er unter der glühenden Sonne die Landstraße entlangritt, sprangen Stadtbürger wie Samurai gleichermaßen beiseite, um ihm Platz zu machen. Bewundernde Blicke folgten ihm. Auch in den Straßen von Edo machte Kojirō einen prächtigen Eindruck, so daß die Leute sich fragten, wer er sei und woher er komme.

In der Residenz der Hosokawa übergab er das Pferd einem Bediensteten. Dann betrat er das Haus. Kakubei kam ihm entgegen. »Danke, daß Ihr gekommen seid. Genau zur

richtigen Zeit«, sagte er, als erweise Kojirō *ihm* einen großen persönlichen Gefallen. »Ruht eine Weile aus. Ich werde Seiner Gnaden mitteilen, daß Ihr hierseid.« Ehe er das tat, vergewisserte er sich noch, daß dem Gast kühles Wasser, Gerstentee und Tabak vorgesetzt wurden.

Als ein Gefolgsmann kam, um ihn zum Bogenschießstand zu bringen, übergab Kojirō ihm die geliebte »Trockenstange«. Nur mit seinem Kurzsword bewaffnet, machte er sich auf den Weg.

Fürst Tadatoshi hatte sich vorgenommen, während der Sommermonate jeden Tag hundert Pfeile abzuschießen. Eine Reihe seiner engsten Anhänger war immer da und verfolgte jeden Schuß mit angehaltenem Atem; nützlich machten sie sich, indem sie die Pfeile wiederholten.

»Reicht mir ein Handtuch«, befahl der junge Fürst und stellte den Bogen neben sich.

Kniend fragte Kakubei: »Dürfte ich Euch behelligen, Herr?«
»Was gibt's?«

»Sasaki Kojirō ist hier. Es wäre mir eine Ehre, wenn Ihr ihn empfangen würdet.«

»Sasaki? O ja.«

Er legte einen Bogen an die Sehne, nahm Schußhaltung ein und hob den Arm, der die Sehne führte, so hoch, daß er über seine Brauen hinausreichte. Weder er noch seine Gefolgsleute gönnten Kojirō auch nur einen Blick, ehe nicht die hundert Pfeile abgeschossen waren. Aufseufzend sagte Tadatoshi dann: »Wasser! Bringt mir Wasser!« Einer der Burschen brachte Wasser vom Brunnen und goß es in einen großen hölzernen Zuber zu Tadatoshis Füßen. Der Fürst öffnete seinen Kimono und wusch sich die Brust, dann die Füße. Seine Männer halfen ihm, indem sie die Ärmel hochhielten, mehr Wasser holten und ihm den Rücken abrieben. All das hatte jedoch nichts Förmliches, nichts, was einem Beobachter verraten hätte, daß

es sich hier um einen Daimyō und sein Gefolge handelte. Kojirō hatte angenommen, daß Tadatoshi, ein bekannter Dichter und Ästhet, Sohn des Fürsten Tadaoki und Enkel eines ebenso angesehenen Fürsten, ein Mann von aristokratischem Auftreten wäre, dessen Benehmen so verfeinert war wie das der eleganten Höflinge in Kyoto. Freilich hütete er sich, sich seine Überraschung anmerken zu lassen, während er zusah. Nachdem er mit noch feuchten Füßen in die Zori geschlüpft war, blickte Tadatoshi zu Kakubei hinüber, der in der Gruppe mit anderen wartete. Als wäre ihm plötzlich eingefallen, etwas versprochen zu haben, sagte er: »Nun, Kakubei, wo ist denn Euer Mann?« Er ließ sich einen Schemel kommen und in den Zeltschatten stellen. Dort nahm er vor einem Banner Platz, auf das sein Wappen gestickt war: ein von acht kleineren Kreisen umgebener Kreis, welcher die Sonne mit dem Mond und den sieben Planeten darstellen sollte. Als Kakubei ihn herbeiwinkte, trat Kojirō vor und kniete vor dem Daimyō nieder. Gleich, nachdem die förmliche Begrüßung vorüber war, forderte Tadatoshi Kojirō auf, sich auf einen Schemel zu setzen, womit er ihm bedeutete, daß er ein geehrter Gast war.

»Mit Eurer Erlaubnis«, sagte Kojirō, als er sich erhob und Tadatoshi gegenüber Platz nahm.

»Ich habe von Kakubei über Euch gehört. Soviel ich weiß, stammt Ihr aus Iwakuni, nicht wahr?« »Das ist richtig, Herr.«

»Fürst Kikkawa Hiroie von Iwakuni war als weiser und edler Herrscher bekannt. Waren Eure Ahnen Vasallen von ihm?«

»Nein, wir haben dem Hause Kikkawa nie gedient. Man hat mir gesagt, wir stammten von den Sasaki aus der Provinz Omi ab. Nach dem Sturz des letzten Ashikaga-Shōguns scheint mein Vater sich in das Dorf meiner Mutter zurückgezogen zu haben.«

Nach einigen weiteren Fragen nach Familie und Abstammung fragte Fürst Tadatoshi: »Ist es das erste Mal, daß

Ihr in jemandes Dienst tretet?« »Ich weiß noch nicht, ob ich in jemandes Dienst trete.« »Dem, was Kakubei gesagt hat, entnahm ich, daß es Euer Wunsch sei, in den Dienst des Hauses Hosokawa zu treten. Welche Gründe bewegen Euch denn dazu?«

»Ich halte das Haus Hosokawa für ein Haus, für das zu leben und zu sterben ich bereit wäre.«

Tadatoshi schien diese Antwort zu freuen. »Und Euer Kampfstil?« »Ich nenne ihn den Ganryū-Stil.« »Ganryū?«

»Es ist ein Stil, den ich selbst entwickelt habe.« »Vermutlich hat er aber Vorläufer.«

»Ich habe den Tomita-Stil studiert und habe die Gunst genossen, Unterricht von Fürst Katayama Hisayasu von Hōki erteilt zu bekommen, der sich in seinem Alter nach Iwakuni zurückgezogen hat. Außerdem habe ich mir selbst manche Techniken angeeignet. So habe ich geübt, Schwalben im Flug zu erschlagen.«

»Ich verstehe. Der Name Ganryū leitet sich vermutlich von dem gleichnamigen Fluß in der Nähe Eures Geburtsortes ab, oder?«

»Ja, Herr.«

»Ich würde gern ein Beispiel Eures Könnens sehen.«

Tadatoshi sah sich unter seinen Samurai um. »Wer von Euch würde sich gern mit diesem Mann messen?«

Alle hatten das Gespräch schweigend verfolgt. Sie fanden, daß Kojirō angesichts seines Rufs bemerkenswert jung war. Jetzt blickten sie sich zunächst an, dann schauten sie zu Kojirō, dessen plötzlich errötete Wangen erkennen ließen, daß *er* bereit war, es mit jedem Herausforderer aufzunehmen. »Wie steht es mit Euch, Okatani?« »Ja, Herr.«

»Ihr behauptet doch immer, die Lanze sei dem Schwert überlegen. Jetzt habt Ihr Gelegenheit, das zu beweisen.« »Das

würde ich gern tun, wenn Sasaki einwilligt.«

»Aber mit Freuden«, antwortete Kojirō schnell. Der Ton, in dem er das sagte, war zwar höflich, aber außerordentlich kühl, und er enthielt eine Spur Grausamkeit.

Die Samurai, die den Sand des Schießstands geharkt und die Geräte fortgeräumt hatten, versammelten sich hinter ihrem Herrn. Wiewohl ihnen Waffen so vertraut waren wie Eßstäbchen, rührten ihre Erfahrungen vornehmlich aus dem Dōjō her. Die Gelegenheit, Zeuge eines echten Zweikampfs zu sein oder ihn gar selbst zu führen, ergab sich in ihrem Leben nur wenige Male. Sie hätten bereitwillig zugegeben, daß der Kampf Mann gegen Mann eine größere Herausforderung war als eine Schlacht, bei der man gelegentlich eine Pause einlegen und Atem schöpfen konnte, während die Mitstreiter weiterkämpften. Bei einem Zweikampf jedoch war man ganz auf sich allein gestellt. Man konnte sich vom Anfang bis zum Ende nur auf die eigene Behendigkeit und Kraft verlassen. Der Einzelkämpfer gewann, oder aber er wurde getötet oder verstümmelt.

Mit ernsten Mienen sahen alle auf Okatani Gorōji. Selbst unter den niedrigsten Fußsoldaten waren eine ganze Reihe, die sehr gut mit der Lanze umgehen konnten. Gorōji galt allgemein als der Beste in dieser Kampfarm. Er war nicht nur schlachterfahren, sondern hatte auch fleißig geübt und eigene Techniken entwickelt.

»Gebt mir ein paar Minuten Zeit«, sagte Gorōji und verneigte sich vor Tadatoshi und Kojirō, ehe er sich zurückzog, um seine Vorbereitungen zu treffen. Es freute ihn, daß er auch heute makellos reine Unterwäsche trug, wie es die Tradition von einem guten Samurai verlangte, der jeden Tag mit einem Lächeln und der Ungewißheit begann, am Abend vielleicht ein toter Mann zu sein.

Nachdem er sich ein drei Fuß langes Holzsword

ausgeliehen hatte, suchte Kojirō einen passenden Platz für den Zweikampf. Er schien völlig entspannt und offen zu sein, und der Umstand, daß er seinen gefältelten Hakama nicht raffte, verstärkte diesen Eindruck. Er war in der Tat eine beeindruckende Erscheinung; das hätten selbst seine Feinde zugeben müssen. Es ging etwas adlerhaft Kühnes von ihm aus, und sein gutgeschnittenes Profil strahlte heitere Zuversicht aus.

Besorgte Blicke wandten sich der Abtrennung zu, hinter der Gorōji seine Kleidung und seine Ausrüstung vorbereitete. »Wieso braucht er so lange?« fragte jemand.

Gorōji umwickelte die Spitze seiner Lanze in aller Ruhe mit einem feuchten Tuch; es war eine Waffe, mit der er auf dem Schlachtfeld die besten Erfahrungen gemacht hatte. Der Schaft war neun Fuß lang, und die acht oder neun Zoll lange Spitze glich der Schneide eines Kurzschwertes. »Was macht Ihr da?« rief Kojirō. »Falls Ihr befürchtet, mich zu verwunden, so könnt Ihr Euch das sparen.« Wieder waren die Worte zwar höflich, doch das, was sie ausdrückten, klang äußerst überheblich. »Meinetwegen braucht Ihr sie nicht zu umwickeln.«

»Wenn das so ist ...« Gorōji riß das Tuch wieder herunter, packte die Lanze etwa in der Mitte und kam näher. »Ich tue Euch mit Vergnügen Bescheid, doch wenn ich eine scharfe Spitze benutze, möchte ich, daß Ihr ein richtiges Schwert nehmt.«

»Dieses Holzschwert ist schon richtig.« »Nein, damit kann ich mich nicht einverstanden erklären.« »Aber Ihr erwartet doch nicht allen Ernstes von mir, daß ich, ein Außenstehender, die Kühnheit besitze, vor Seiner Gnaden mit einem richtigen Schwert zu kämpfen.« »Aber ...«

Leicht ungeduldig sagte Fürst Tadatashi: »Macht schon, Okatani! Niemand wird Euch für einen Hasenfuß halten, wenn Ihr tut, was der Mann heischt.« Kein Zweifel, Kojirōs Haltung hatte es ihm angetan.

Die beiden Männer tauschten mit vor Entschlossenheit geröteten Gesichtern formelle Eröffnungsgesten aus. Gorōji machte den Anfang und sprang zur Seite, doch Kojirō folgte ihm wie ein Vogel, der von der Leimrute nicht loskommt. Er schoß unter der Lanze hindurch und zielte mit dem Schwert direkt auf die Brust seines Gegners. Da diesem keine Zeit blieb zuzustoßen, wirbelte er herum und versuchte, mit dem Schaft seiner Waffe Kojirōs Hals zu treffen. Mit weithin hallendem Klirren flog aber die Lanze wieder in die Höhe, und Kojirōs Schwert fraß sich in Gorōjis Brust, die wegen der Fliehkraft der hochgerissenen Lanze für einen Moment ungedeckt geblieben war. Gorōji fiel und sprang dann fort, doch ließ Kojirō nicht einen Moment von ihm ab, sondern griff weiter an. Ohne Zeit zu haben, Atem zu holen, sprang Gorōji wieder beiseite, dann nochmals und dann nochmals. Zwar gelang es ihm auszuweichen, doch glich er einem Wanderfalken, der versucht, einen Adler abzuwehren. Bedrängt von dem wütenden Schwert, zerbrach die Lanze in zwei Teile. Im selben Augenblick stieß Gorōji einen Schrei aus, der klang, als würde ihm die Seele aus dem Leib gerissen.

Der kurze Kampf war zu Ende. Kojirō hatte gehofft, gegen vier oder fünf Männer antreten zu können, doch Tadatoshi erklärte, er habe genug gesehen.

Als Kakubei am Abend heimkam, fragte Kojirō: »Bin ich etwas zu weit gegangen? Vor dem Fürsten, meine ich?«

»Nein, es war eine großartige Leistung.« Kakubei war ziemlich unbehaglich zumute. Jetzt, da er das volle Ausmaß von Kojirōs Können kennengelernt hatte, kam er sich vor wie jemand, der einen winzigen Vogel bei sich aufgenommen hat und dann sehen muß, daß dieser zu einem Adler heranwächst.

»Hat der Daimyō irgend etwas gesagt?«

»Nein, er hat den Bogenschießstand ohne ein Wort verlassen.« »Hmm.« Kojirō machte ein enttäuschtes Gesicht,

sagte jedoch: »Nun, macht nichts. Er schien mir bedeutender, als er gemeinhin dargestellt wird, und ich habe gedacht, wenn ich in jemandes Dienst treten muß, warum nicht in seinen. Aber selbstverständlich kann ich nicht sagen, wie alles ausgehen wird.« Er ließ sich nicht anmerken, wie sorgfältig er über die Situation nachgedacht hatte. Nach den Familien der Date, Kuroda, Shimazu und Mōri galten die Hosokawa als die angesehensten. Kojirō war überzeugt, daß dies auch so lange bleiben würde, wie der alte Fürst Tadaoki das Lehen Buzen behielt. Und früher oder später mußte es zwischen Edo und Osaka zu einer endgültigen Entscheidung kommen. Wie diese Auseinandersetzung ausgehen würde, konnte niemand vorhersagen. Es war durchaus möglich, daß ein Samurai, der den falschen Herrn gewählt hatte, plötzlich wieder ein Rōnin war und sein ganzes Leben für ein paar Monatseinkommen geopfert hatte. Am Tag nach dem Zweikampf wurde bekannt, daß Gorōji durchkommen würde, obwohl Becken und Hüftbein zertrümmert waren. Kojirō nahm die Nachricht gelassen auf und sagte sich, auch wenn er keine Stellung bekommen sollte, habe er doch bewiesen, wer er war.

Ein paar Tage darauf erklärte er unvermittelt, er wollte Gorōji einen Besuch abstatten. Ohne eine Erklärung machte er sich allein und zu Fuß auf den Weg zu Gorōjis Haus in der Nähe der Tokiwa-Brücke.

Der unerwartete Besucher wurde von dem Verwundeten herzlich willkommen geheißen.

»Ein Kampf ist ein Kampf«, sagte Gorōji mit feuchten Augen und einem Lächeln auf den Lippen. »Zwar muß ich beklagen, daß ich selbst nicht besser war, aber Euch verarge ich selbstverständlich überhaupt nichts. Es ist sehr freundlich von Euch, herzukommen und mich zu besuchen. Ich danke Euch!«

Als Kojirō gegangen war, sagte Gorōji: »Nun, das nenne ich einmal einen Samurai von echtem Schrot und Korn, dem meine

ganze Bewunderung gilt. Zuerst habe ich ihn für einen überheblichen Kerl gehalten, doch jetzt zeigt sich, daß er Freundschaft schätzt und weiß, was Höflichkeit ist.« Genau diese Reaktion war es, auf die Kojirō gehofft hatte. Das Ganze gehörte selbstverständlich zu seinem Plan; auch andere Besucher würden hören, wie der Besiegte persönlich ein Loblied über ihn sang. Er besuchte Gorōji noch dreimal, und einmal ließ er als Genesungsgeschenk vom Fischmarkt einen lebendigen Fisch schicken.

Grüne Lotuspflaumen

In den auf die sommerliche Regenzeit folgenden Hundstagen krochen die Landkrabben träge über die ausgedörrte Straße. Von den Schildern, auf denen Musashi höhnisch aufgefordert wurde, sich zu stellen und zu kämpfen, war keines mehr zu sehen. Die wenigen, die nicht auf den vom Regen aufgeweichten Boden gefallen oder gestohlen waren, um als Brennholz zu dienen, verschwanden unter Unkraut und im hohen Gras.

Irgendwo muß es doch eine Schenke geben, dachte Kojirō und sah sich suchend um. Aber er war in Edo und nicht in Kyoto, und die billigen Reis-und-Tee-Häuser, deren es in der alten Stadt so viele gab, hatten hier noch keinen Einzug gehalten. Die einzig passable Schenke stand auf einem sonst leeren Grundstück und war mit Schilfmatten zur Straße hin abgeschirmt. Rauch stieg träge hinter den Matten empor, und auf einem Fähnchen stand das Wort »Donjiki«. Das erinnerte ihn an »Tonjiki«, wie man früher die Reisbällchen nannte, welche die Soldaten zugeteilt bekamen.

Beim Eintreten hörte er eine Männerstimme um eine Schale Tee bitten. Zwei Samurai stopften sich heißhungrig Reis in den

Mund, der eine aus einer Reis-, der andere aus einer Sakeschale.

Kojirō setzte sich ihnen gegenüber auf eine Bank und fragte den Wirt: »Was gibt's zu essen?«

»Reisgerichte. Dazu habe ich auch Sake.« »Auf dem Fähnchen steht ›Donjiki‹. Was bedeutet das?« »Offen gestanden, ich weiß es nicht.« »Habt Ihr das Wort denn nicht draufgeschrieben?«

»Nein. Das stammt von einem ehemaligen Kaufmann, der hier bei mir Rast gemacht hat.«

»Verstehe. Sehr elegante Schrift!«

»Er sagte, er sei auf einer Pilgerreise und habe den Hirakawa-Tenjin-Schrein, den Hinkawa-Schrein, den Kanda Myōjin und andere heilige Stätten besucht und überall große Beträge gespendet. Er machte einen frommen und großzügigen Eindruck.« »Wißt Ihr, wie er hieß?« »Daizō aus Narai, hat er gesagt.« »Den Namen habe ich schon einmal gehört.«

»Donjiki – nun, ich weiß nicht, was es bedeutet. Aber ich dachte, wenn ein so feiner Mann wie er das schrieb, wird es helfen, den Gott der Armut fernzuhalten.« Er lachte.

Nach einem Blick in etliche große Töpfe wählte Kojirō Reis und Fisch, goß Tee über den Reis, scheuchte mit den Eßstäbchen eine Fliege fort und begann mit Appetit zu essen.

Einer der beiden anderen Gäste stand auf und spähte durch einen Spalt im Fensterladen hinaus. »Schau mal, Hamada«, sagte er zu seinem Gefährten. »Ist das nicht der Wassermelonenverkäufer?«

Rasch trat auch der andere ans Fenster und spähte hinaus. »Ja, das ist er, kein Zweifel.«

Gemächlich ging der Händler mit einer Tragestange über den Schultern, von deren Enden je ein Korb herunterhing, am »Donjiki« vorüber. Die beiden Gäste rannten hinaus und holten

ihn ein. Sie zogen das Schwert und durchschnitten die Stricke, an denen die Körbe hingen. Der Händler strauchelte und purzelte mitsamt den Wassermelonen zu Boden.

Hamada packte ihn im Genick. »Wo hast du sie hingeschleppt? Lüg uns nicht nicht an! Du mußt sie irgendwo versteckt haben.« Der andere hielt dem Gefangenen die Schwertspitze unter die Nase. »Heraus damit! Wo ist sie?«

Bedrohlich kratzte die Klinge über die Wange des Mannes. »Wie kann jemand mit einer solchen Galgenvogelvisage auch nur daran denken, mit der Frau eines anderen durchzubrennen?«

Der Händler, dessen Wangen zornrot angelaufen waren, schüttelte wortlos den Kopf, stieß einen seiner Häscher aus dem Weg, packte seine Tragestange und ließ sie auf den anderen niedersausen.

»Du willst also kämpfen? Vorsicht, Hamada, der Kerl ist kein einfacher Wassermelonenverkäufer.«

»Was kann dieser Esel schon ausrichten?« rief Hamada verächtlich, packte die Tragestange und riß den Händler damit zu Boden. Dann setzte er sich rittlings auf ihn und fesselte ihn mit den Stricken an die Tragestange. Ein Schrei wie der eines abgestochenen Schweins ertönte hinter ihm. Hamada drehte sich um und glaubte in eine rotsprühende Fontäne zu blicken. Wie vor den Kopf geschlagen, sprang er zurück und kreischte: »Wer seid Ihr? Was ...?«

Die Klinge kam wie ein Blitz auf ihn zugeschossen. Kojirō lachte, und als Hamada zurückwich, folgte er ihm erbarmungslos. Die beiden Männer bewegten sich im Kreis durchs Gras. Sobald Hamada einen Fuß zurückwich, machte Kojirō einen Schritt vorwärts. Sprang Hamada beiseite, sauste die »Trockenstange« hinter ihm her und zielte unerbittlich auf sein auserkorenes Opfer.

Verdattert rief der Wassermelonenverkäufer: »Kojirō! Ich

bin's! Rettet mich!«

Hamada wurde totenblaß und schnaufte: »Ko-ji-rō!« Er fuhr herum und suchte sein Heil in der Flucht.

»Wohin wollt Ihr denn?« brüllte Kojirō. Die »Trockenstange« pfiff durch die schwüle Stille, trennte Hamadas Ohr vom Kopf und grub sich tief in seine Schulter. Er war auf der Stelle tot.

Unverzüglich durchschnitt Kojirō die Fesseln des Wassermelonenverkäufers. Der Mann richtete sich auf, verneigte sich und blieb mit gesenktem Kopf stehen. Er schämte sich, sein Gesicht zu zeigen.

Kojirō wischte sein Schwert ab und schob es in die Scheide zurück. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, und er sagte: »Was habt Ihr denn nur, Matahachi? Macht doch kein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Ihr lebt ja noch.« »Ja, Herr.«

»Hört auf mit diesem albernen ›Ja, Herr‹! Lange her, daß wir uns nicht gesehen haben!«

»Freut mich, daß es Euch gutgeht.«

»Warum sollte es mir nicht gutgehen? Aber ich muß schon sagen, Ihr seid zu einem ungewöhnlichen Gewerbe übergewechselt.« »Reden wir nicht davon!«

»Schön. Hebt Eure Melonen auf. Warum laßt Ihr sie nicht hier beim ›Donjiki‹?« Barsch rief er nach dem Wirt, der Matahachi half, die Melonen hinter den Schilfmatten auf einen Haufen zu schichten.

Kojirō zog Pinsel und Tusche hervor und schrieb auf ein Shōji: Hiermit tue ich kund, daß ich es war, der die beiden Männer erschlagen hat, die auf diesem Grundstück liegen. Gezeichnet: Sasaki Kojirō, Rōnin aus Tsukinomisaki.

Zum Wirt sagte er: »Das dürfte verhindern, daß jemand Euch wegen der Toten Vorwürfe macht.« »Vielen Dank, Herr.«

»Sollten Freunde oder Verwandte der Toten vorbeikommen,

übermittelt ihnen diese Nachricht von mir: Ich werde nicht weglaufen. Wenn sie mich sehen wollen, bin ich jederzeit bereit, sie zu begrüßen.« Wieder draußen, sagte er zu Matahachi: »Kommt, gehen wir!« Matahachi ging neben ihm her, ohne den Blick vom Boden zu lösen. Seit er nach Edo gekommen war, hatte er noch keine geregelte Arbeit gehabt. Was immer er sich vornahm – ob er Shugyōsha oder Geschäftsmann werden wollte – jedesmal, wenn es schwierig wurde, wechselte er den Beruf. Nachdem ihm Otsū entwischt war, hatte er immer weniger Lust auf Arbeit. Er hatte mal hier, mal dort übernachtet und war nicht selten zusammen mit allerlei Gesindel in finsternen Absteigen gewesen. In den letzten paar Wochen hatte er sich seinen Lebensunterhalt damit verdient, Wassermelonen entlang der Burgmauer zu verkaufen.

Kojirō interessierte sich nicht sonderlich für Matahachis Umtriebe, doch es war möglich, daß er wegen der beiden Toten ausgefragt wurde, und so erkundigte er sich: »Weshalb hatten diese beiden es denn auf Euch abgesehen?«

»Offen gestanden hatte es mit einer Frau zu tun ...«

Kojirō lächelte. Wohin Matahachi sich auch wandte, früher oder später kam er wegen einer Frau in Schwierigkeiten. Vielleicht war das sein Karma.

»Mmm«, brummte er. »Schon wieder den großen Frauenhelden gespielt, wie?« Lauter fuhr er fort: »Wer war die Frau, und was ist geschehen?« Er mußte einige Male nachhaken, doch schließlich erzählte Matahachi ihm die Geschichte, zumindest zum Teil. Beim Burggraben gab es hier und da einen Teeausschank, der von Bauarbeitern und Spaziergängern besucht wurde. In einem davon bediente ein Mädchen, das jedem gefiel und selbst Männer, die keinen Tee wollten, veranlaßte, auf eine Schale hereinzuschauen, oder solche, die nicht hungrig waren, dazu brachte, eine Schale mit süßem Gelee zu bestellen. Hamada war Stammkunde bei ihr, und auch Matahachi hatte gelegentlich vorbeigeschaut.

Eines Tages hatte das Schankmädchen ihm zugeflüstert, sie brauche seine Hilfe. »Dieser Rōnin gefällt mir nicht, aber jeden Abend, nachdem die Teestube zugemacht hat, befiehlt mein Herr mir, mit ihm heimzugehen. Warum kann ich nicht zu Euch kommen und mich in Eurem Hause verstecken? Ich falle Euch auch bestimmt nicht zur Last. Ich werde für Euch kochen und Eure Kleider ausbessern.«

Da ihre Bitte ganz vernünftig klang, hatte Matahachi eingewilligt. Das sei alles, erklärte er nachdrücklich.

Kojirō war nicht recht überzeugt. »Das hört sich irgendwie verdächtig an.« »Warum?« fragte Matahachi.

Kojirō wich lächelnd aus: »Lassen wir das! Es ist heiß hier in der Sonne. Gehen wir zu Euch nach Hause, dann könnt Ihr mir die Geschichte in allen Einzelheiten erzählen.«

Matahachi blieb wie vom Donner gerührt stehen. »Irgendwas dagegen einzuwenden?« fragte Kojirō. »Nun, meine Wohnung, dahin würde ich Euch nicht gern bringen.« Als er den Ausdruck der Verzweiflung auf Matahachis Gesicht sah, sagte Kojirō leichthin: »Nun gut. Aber Ihr müßt mich unbedingt bald besuchen. Ich wohne bei Iwama Kakubei, auf halber Höhe des Isarago-Hügels.« »Ich will gern kommen.«

»Habt Ihr die Schilder gesehen, die überall in der Stadt aufgestellt waren und über Musashi berichteten?« »Ja.«

»Darauf stand, daß Eure Mutter ihn sucht. Warum geht Ihr nicht zu ihr?« »Nicht so, wie es augenblicklich um mich steht.«

»Ihr Tor! Ihr braucht doch Eurer eigenen Mutter nichts vorzumachen! Wer weiß, wann sie Musashi findet, und wenn Ihr im entscheidenden Augenblick nicht daseid, verpaßt Ihr die günstigste Gelegenheit Eures Lebens. Und das würdet Ihr doch bedauern, nicht wahr?«

Matahachi dachte voller Groll, daß der Mann, der ihm gerade das Leben gerettet hatte, nicht ahnte, welche Gefühle Mutter und Sohn voneinander trennen konnten.

Matahachi schlenderte eine grasbewachsene Gasse hinunter, und Kojirō ging scheinbar in die entgegengesetzte Richtung. Doch er machte bald darauf kehrt und folgte Matahachi, wobei er sich freilich bemühte, nicht von ihm gesehen zu werden.

Matahachi langte bald in einem bunten Viertel an, dessen einstöckige Bauten je drei oder vier kleine Wohnungen unter einem Dach vereinigten. Da Edo rasch gewachsen war, rodeten die Leute das Land je nach Bedarf. Straßen errichtete man erst nach dem Häuserbau, meist dort, wo vorher Trampelpfade gewesen waren. Auch Abflüsse entstanden rein zufällig dort, wo Wasser ausgegossen wurde und sich selbst den Weg zum nächsten Bach suchte. Ohne diese planlos emporwachsenden Elendsviertel hätte der Zustrom von Neuankömmlingen nicht aufgefangen werden können. Zum überwiegenden Teil wohnten hier einfache Arbeiter.

Bei seiner Wohnung wurde Matahachi von einem Nachbarn namens Umpei begrüßt, dem Aufseher einer Schar von Brunnenbauern. Umpei hockte mit gekreuzten Beinen in einem großen Holzzuber; nur sein Kopf schaute über die Schilfmatte hinweg, die der Schicklichkeit halber vor dem Badezuber lehnte.

»Guten Abend«, grüßte Matahachi zurück. »Wie ich sehe, nehmt Ihr Euer Bad.«

»Ich wollte mich gerade abtrocknen«, sagte Umpei freundlich. »Möchtet Ihr hinterher die Wanne benutzen?«

»Vielen Dank, aber Akemi hat sicher Wasser für mich heiß gemacht.« »Ihr beiden habt Euch wirklich gern, nicht wahr? Kein Mensch hier scheint zu wissen, ob Ihr Bruder und Schwester oder Mann und Frau seid. Was seid Ihr denn nun wirklich?«

Matahachi kicherte einfältig. Akemis Erscheinen rettete ihn vor der Antwort.

Sie stellte einen Waschzuber unter einen

Lotuspflaumenbaum und brachte Eimer voll heißen Wassers aus dem Haus, um ihn zu füllen. Dann fragte sie: »Heiß genug, Matahachi?« »Ein wenig zu heiß sogar.«

Die Brunnenwinde quietschte. Matahachi, nackt bis auf das Lendentuch, holte einen Eimer kaltes Wasser hoch, schüttete es in sein Bad und stieg hinein. »A-h-h!« grunzte er wohligh. »Das tut gut!«

Umpei, angetan mit einem baumwollenen Sommerkimono, stellte einen Bambusschemel unter das Rankgitter für den Kürbis und setzte sich. »Habt Ihr heute viele Melonen verkauft?« erkundigte er sich. »Viele nicht. Das gelingt mir nie.« Er bemerkte angetrocknetes Blut zwischen seinen Fingern und wusch es hastig ab.

»Das kann ich mir vorstellen. Ich meine immer noch, daß Ihr Euch das Leben leichter machen würdet, wenn Ihr mit uns Brunnenbauern arbeiten würdet.«

»Das sagt Ihr dauernd. Glaubt nicht, ich wäre undankbar, aber wenn ich Euch folgte, würden sie mich vom Burggelände nicht mehr herunterlassen. Deshalb möchte Akemi nicht, daß ich diese Arbeit annehme. Sie sagt, sie würde sich einsam fühlen ohne mich.«

»Glücklich verheiratetes Paar, was?« »Autsch!« »Was ist denn?«

»Mir ist was in den Nacken gefallen.«

Eine unreife Lotuspflaume war auf Matahachis Rücken gelandet. »Ha, ha! Das ist die Strafe dafür, daß Ihr mit der Liebe Eurer Schönen so großtut!« Lachend klatschte Umpei sich mit seinem braunen Fächer aufs Knie.

Umpei war mit seinen über sechzig Jahren und mit seiner ungebärdigen weißen Mähne ein Mann, der die Achtung seiner Nachbarn und die Bewunderung der jungen Leute genoß, die er großherzig wie seine eigenen Kinder behandelte. Jeden Morgen konnte man ihn das Namu Myōhō Rengekyō aufsagen hören,

die heilige Anrufung der Nichiren-Sekte. Er stammte aus Itō in der Provinz Izu, und vor seinem Hause prangte ein Schild, auf dem stand: »Idohori no Umpei, Brunnenbauer für die Burg des Shōguns«. Um die vielen Brunnen zu graben, die ein Burgbezirk benötigte, brauchte man mehr Erfahrung und Geschick, als gewöhnliche Arbeiter besaßen. Umpei war als Berater und Anwerber eingestellt worden, weil er über eine lange Erfahrung auf den Goldminen der Halbinsel Izu gebot. Nichts genoß er mehr, als unter dem Rankgitter für seine Kürbisse zu sitzen, zu erzählen und seine abendliche Schale starken Shōchū zu trinken, den Sake der Armen.

Nachdem Matahachi dem Zuber entstieg, stellte Akemi rundherum Wandschirme auf und nahm ihr Bad. Später sprachen die beiden nochmals über Umpeis Vorschlag. Die Arbeiter, die das Burggelände nicht verlassen durften, wurden außerdem gründlich überwacht, und ihre Familien waren für die Aufseher der Bezirke, in denen sie wohnten, nicht mehr als wohlfeile Geiseln. Andererseits war die Arbeit leicht und wurde mindestens doppelt so gut bezahlt wie andere Dienste.

Matahachi lehnte sich über ein Tablett, auf dem ein Teller mit kalter To-Fu stand, garniert mit einem duftenden, frischen Basilikumblatt. »Ich will kein Gefangener werden, bloß um ein bißchen Geld zu verdienen«, sagte er. »Ich werde nicht mein Leben lang Melonen verkaufen, aber hab noch ein wenig Geduld mit mir, Akemi.«

»Umm«, machte sie zwischen einem Mundvoll Reis und einem Schluck Tee. »Mir wär's lieber, du würdest einmal etwas Vernünftiges tun, das von den Leuten geachtet wird.«

Obwohl der Anschein aufrechterhalten wurde, daß sie Matahachis angetraute Frau sei, hatte sie in Wahrheit keine Lust, jemand zu heiraten, der immer nur Gelegenheitsarbeiten verrichtete und von der Hand in den Mund lebte, so wie Matahachi das tat. Gemeinsam mit Matahachi der zweifelhaften Existenz des Vergnügungsviertels zu entfliehen,

war reiner Eigennutz gewesen. Sie hatte ihn benutzt und hoffte, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit auf und davon gehen und ein neues Leben anfangen zu können. Ihr war nicht damit gedient, daß Matahachi auf dem Burggelände arbeitete. Allein leben zu müssen bedeutete für sie Gefahr. Sie hatte große Angst davor, daß Hamada sie finden und zwingen würde, mit ihm zu leben. »Ach, was ich fast vergessen hätte«, sagte Matahachi, als sie ihr bescheidenes Mahl beendet hatten. Und dann erzählte er ihr von den Erlebnissen dieses Tages, wobei er die Einzelheiten so abwandelte, daß sie ihr gefallen mußten. Als er geendet hatte, war sie aschfahl im Gesicht.

Sie holte tief Atem und sagte: »Du hast also Kojirō gesehen? Hast du ihm gesagt, daß ich hier bin? Das hast du doch nicht erzählt, oder?« Matahachi nahm ihre Hand und legte sie sich aufs Knie. »Selbstverständlich nicht. Meinst du, ich würde diesen Schuft wissen lassen, wo du bist? Das ist einer von den Kerlen, die nie aufgeben. Er würde dich nicht in Ruhe lassen ...« Seine letzten Worte gingen in einem unartikulierten Schrei unter, und er drückte die Hand ans Gesicht. Die grüne Lotuspflaume, die sein Gesicht getroffen hatte, zerplatzte, und das weißliche Fruchtfleisch spritzte Akemi ins Gesicht.

Draußen, im Schatten des mondhellen Bambushains, zog eine Gestalt, der Kojirōs nicht unähnlich, gleichmütig in Richtung Stadt davon.

Augenpaare

»Sensei!« rief Iori, der noch nicht groß genug war, um über das hohe Gras hinwegzusehen. Sie zogen über die Musashino-Ebene, die sich über zehn Bezirke erstreckte.

»Ich bin ja hier«, beruhigte Musashi ihn. »Warum brauchst du denn so lange?«

»Ich nehme an, das hier ist ein Weg, aber ich komme immer wieder davon ab. Wie weit müssen wir denn noch?« »Bis wir einen geeigneten Ort zum Leben finden.« »Zum Leben? Wir sollen hier bleiben?« »Warum denn nicht?«

Iori blickte zum Himmel auf und dachte, wie riesig der doch sei und wie leer das Land um ihn herum. »Das überrascht mich«, sagte er kleinlaut. »Überleg mal, wie es hier im Herbst sein wird. Klarer, freier Himmel und frischer Tau auf dem Gras. Kommst du dir nicht gleich sauberer vor, wenn du bloß daran denkst?«

»Na ja, vielleicht, aber ich hab' im Gegensatz zu Euch nichts dagegen, in einer Stadt zu leben.«

»Ich im Grunde auch nicht. Manchmal ist es schön, unter Menschen zu sein. Aber bei aller Selbstbeherrschung konnte ich es nicht ertragen, überall diese Schilder aufgestellt zu sehen. Du hast doch gelesen, was draufstand, oder?«

Iori verzog das Gesicht. »Ich fange an zu kochen, wenn ich bloß dran denke.«

»Warum darüber in Wut geraten?«

»Ich kann nun mal nicht anders. Wohin ich auch ging, nirgends ließ man auch nur ein gutes Haar an Euch.« »Daran konnte ich leider nichts ändern.«

»Ihr hättet doch die Männer erschlagen können, die diese widerlichen Gerüchte verbreiteten. Und Ihr hättet selbst Schilder aufstellen und sie herausfordern können.«

»Es hat keinen Sinn, sich auf Kämpfe einzulassen, die man nicht zu gewinnen vermag.«

»Gegen diesen Abschaum hättet Ihr nicht verlieren können. Das ist einfach unmöglich.« »Nein, du irrst. Ich hätte verloren.«

»Wieso denn?«

»Wegen der Übermacht. Wenn ich zehn erschlagen hätte,

wären hundert andere dagewesen. Und hätte ich hundert erschlagen, wären Tausende nachgerückt.«

»Bedeutet das, Ihr müßt nun für den Rest Eures Lebens zusehen, wie man sich über Euch lustig macht?«

»Selbstverständlich nicht. Mir liegt genau wie dir an einem guten Namen. Den meinen reinzuwaschen, bin ich meinen Ahnen schuldig. Ich bin entschlossen, ein Mensch zu werden, über den niemand lacht. Und das zu lernen, bin ich hier herausgekommen.«

»Wir können noch soviel herumlaufen, ich glaube nicht, daß wir hier Häuser finden. Sollten wir nicht einen Tempel suchen, in dem wir übernachten könnten?«

»Kein schlechter Gedanke, aber ich suche eigentlich nach einem Platz mit vielen Bäumen, wo wir uns selbst ein Haus bauen können.« »Das wäre doch wieder genau wie in Hōtengahara, nicht?« »Nein. Diesmal werden wir keine Landwirtschaft betreiben. Ich habe vor, mich jeden Tag in Zen-Übungen zu versenken. Du kannst lesen, und ich werde dich im Schwertkampf unterrichten.«

Nachdem sie die Ebene beim Dorfe Kashiwagi, unweit von Edo, betreten hatten, folgten sie dem langgestreckten Abhang des Jūnishiō Gōgen auf einem schmalen Pfad, der wiederholt im wogenden Sommergras zu verschwinden drohte. Als sie eine sicheltannenbestandene Kuppe erreichten, erkundete Musashi das Gelände ringsum und sagte: »Hier wird es gehen.« Im Grunde wäre ihm jeder Platz recht gewesen, er fühlte sich überall zu Hause, ja, mehr noch: Wo immer er war, spürte er die Einheit mit dem Universum.

Sie borgten sich Werkzeug beim nächstgelegenen Bauernhaus und stellten einen Gehilfen an. Musashi baute das Haus ganz einfach, ja primitiv. Er hätte sehr viel lernen können, wenn er den Vögeln beim Nestbau zugesehen hätte. Die Hütte, die wenige Tage später fertig wurde, war weniger

festgefügt als die Klausen eines Einsiedlers, doch nicht so roh zusammengezimmert, daß man sie einen Verschlag hätte schimpfen können. Als Pfosten dienten Stämme, denen die Borke belassen war. Sie stützten ein rohes Gefüge von Brettern, Rinde, Bambus und Röhricht.

Musashi trat zurück, um das Werk ihrer Hände zu betrachten, und meinte nachdenklich: »So müssen die Häuser ausgesehen haben, in denen die Menschen im Zeitalter der Götter lebten.« Das einzig Kunstvolle an diesem bescheidenen Bau waren Papierbögen, die Musashi liebevoll auf Rahmen geklebt hatte, so daß kleine Shōji entstanden.

An den folgenden Tagen erhob sich allmorgendlich Ioris Stimme hinter einer Schilfmatte über das Gezirp der Zikaden – er sagte seine Lektionen auf. Seine Ausbildung gestaltete sich nun in jeder Beziehung sehr streng. Bei Jōtarō hatte Musashi nicht auf Zucht geachtet, weil er meinte, es sei das Beste, den jungen ganz natürlich heranwachsen zu lassen. Doch im Laufe der Zeit hatte er beobachtet, daß schlechte Züge dazu neigen, sich zu entwickeln und gute Anlagen zu unterdrücken. Ebenso war ihm aufgefallen, daß Bäume und Sträucher, von denen er wollte, daß sie gediehen, im Wachstum nicht vorankamen, während Unkraut und Gestrüpp wucherten, egal, wie oft er sie ausrottete.

In den ersten hundert Jahren nach dem Onin-Krieg war das Volk wie ein wucherndes Hanfgestrüpp gewesen. Dann hatte Nobunaga die Pflanzen geschnitten, Hideyoshi sie zu Garben gebunden und Ieyasu den Boden aufgebrochen und wieder geglättet, um eine neue Welt zu errichten. Nach Musashis Urteil bildeten die Krieger, die ausschließlich Wert auf die Ausbildung im Waffenhandwerk legten und die von grenzenlosem Ehrgeiz getrieben waren, nicht mehr das beherrschende Element der Gesellschaft. Ihrer Macht hatte Sekigahara ein Ende gesetzt.

Er glaubte, das Volk – unabhängig davon, ob es jetzt in den

Händen der Tokugawa blieb oder sich wieder den Toyotomi zuwandte – wisse schon, welchen Weg es einschlagen wolle: vom Chaos zur Ordnung, von der Zerstörung zum Aufbau.

Manchmal hatte er das Gefühl, zu spät geboren zu sein. Kaum hatte Hideyoshis Ruhm sich bis in seine abgelegene ländliche Heimat verbreitet und sein kindliches Herz beflügelt, da erlosch auch schon die Möglichkeit, in Hideyoshis Fußstapfen zu treten.

Seine eigenen bitteren Erfahrungen bewogen ihn, bei Ioris Erziehung auf Zucht Wert zu legen. Wenn er einen Samurai aus ihm machen konnte, dann sollte es einer für die kommende Ära werden und keiner für die Vergangenheit, »Iori!«

»Ja, Herr.« Der Junge kniete vor Musashi, fast noch ehe er die Worte ausgesprochen hatte.

»Gleich geht die Sonne unter. Zeit für deine Schwertübungen. Hole die Schwerter!«

»Ja, Herr.« Nachdem er die Waffen vor Musashi auf den Boden gelegt hatte, kniete der Junge nieder und bat feierlich um eine Lektion. Musashis Schwert war lang, Iori kurz, doch beide waren Übungswaffen aus Holz. In gespanntem Schweigen traten Lehrer und Schüler einander gegenüber und hielten die Schwerter in Augenhöhe vor sich hin. Über dem Horizont spielte das scheidende Sonnenlicht. Der Sicheltannenwald hinter der Hütte war bereits in Dämmerung gehüllt, doch als Musashi nach den zirpenden Zikaden Ausschau hielt, sah er die schmale Mondsichel durch die Zweige schimmern. »Augen!« sagte Musashi. Iori machte die Augen weit auf. »*Meine* Augen. Sieh sie an!« Iori tat sein Möglichstes, doch schienen seine Augen buchstäblich an denen Musashis abzusprallen. Statt Funken zu sprühen, wurden sie vom Blick des Gegenübers geblendet. Als er es nochmals versuchte, wurde ihm schwindlig. Es kam ihm vor, als gehöre sein Kopf nicht mehr ihm. Hände, Füße, ja alle Glieder fühlten

sich schlaff an.

»Schau mir in die Augen!« befahl Musashi streng. Ioris Blick war abgeirrt. Doch nun konzentrierte er sich ganz auf die Augen seines Meisters und vergaß das Schwert in seiner Hand. Die kurze, geschwungene Holzwaffe schien auf einmal schwer wie eine Stahlstange. »Augen! Augen!« befahl Musashi und rückte näher heran, Iori bezwang den Drang zurückzuweichen, denn er war schon dutzendfach dafür gescholten worden. Doch als er versuchte, dem Beispiel seines Gegners zu folgen und gleichfalls vorzurücken, waren seine Füße wie festgenagelt. Außerstande, sich zu bewegen, spürte er, wie seine Körpertemperatur stieg. Was ist los mit mir? Der Gedanke explodierte in ihm wie ein Feuerwerk.

Musashi, der diesen Ausbruch geistiger Energie spürte, schrie gellend: »Ausfall!« Gleichzeitig senkte er die Schultern, fuhr zurück und schoß blitzschnell davon wie ein Fisch.

Keuchend sprang Iori vor, fuhr herum – und sah Musashi genau dort stehen, wo er eben noch gestanden hatte.

Wieder begann die Konfrontation genau wie zuvor. Lehrer und Schüler bewahrten striktes Schweigen.

Bald war das Gras schwer von Tau, und die Mondsichel hing über den Tannen. Jedesmal, wenn der Wind auflebte, verstummte das Summen der Insekten. Der Herbst war gekommen, und die Wildblumen, die tagsüber nicht sonderlich auffielen, erschauerten anmutig wie die federbesetzten Gewänder einer tanzenden Gottheit.

»Das reicht«, sagte Musashi und senkte das Schwert.

Als er Iori die Waffe übergab, hörten beide eine Stimme vom Wäldchen herüberdringen.

»Wer mag das wohl sein?« sagte Musashi. »Wahrscheinlich ein Reisender, der ein Nachtlager sucht.« »Lauf hin und sieh nach!«

Während Iori um die Hütte herumrannte, setzte Musashi sich auf die Bambusveranda und ließ den Blick über die Ebene schweifen. Die fülligen Rispen der Gräser wiegten sich im Abendwind, und die Landschaft war in herbstliches Licht gebadet.

Als Iori zurückkam, fragte Musashi: »Ein Reisender?«
»Nein, ein Gast.« »Ein Gast? Wer denn?«

»Es ist Hōjō Shinzō. Er hat sein Pferd angebunden und wartet hinterm Haus auf Euch.«

»Bei dieser Hütte gibt es eigentlich weder vorn noch hinten, doch ich meine, es ist besser, ihn hier zu empfangen.«

Iori lief um die Hütte herum und rief: »Bitte, kommt her!«
»Wie schön!« Musashis Augen verrieten die Freude, die er empfand, als er Shinzō genesen und wiederhergestellt vor sich sah.

»Tut mir leid, daß wir so lange ohne Verbindung waren. Ich nehme an, daß Ihr hier draußen lebt, um den Menschen zu entkommen. Hoffentlich verzeiht Ihr mir, daß ich Euch so überfalle.«

Nach der Begrüßung forderte Musashi Shinzō auf, sich zu ihm auf die Veranda zu setzen. »Wie habt Ihr mich gefunden? Ich habe niemand erzählt, wo ich hingehe.«

»Zushino Kōsuke sagte, Ihr hättet die Kannon-Statue fertiggestellt und Iori habe sie ihm gebracht.«

»Ha, ha! Dann wird wohl Iori mein Geheimnis verraten haben. Aber macht nichts. Ich bin noch nicht alt genug, um der Welt zu entsagen und mich zurückzuziehen. Ich hoffte, wenn ich Edo für ein paar Monate den Rücken kehrte, würde sich das böswillige Gerede legen und auch die Gefahr, daß man Rache an Kōsuke und meinen anderen Freunden dort nähme.« Shinzō senkte den Kopf. »Ich muß mich bei Euch entschuldigen – all diese Scherereien nur meinetwegen!«

»Aber nicht doch! Die Wurzel des Übels ist der Zwist zwischen Kojirō und mir.«

»Wißt Ihr, daß er Obata Yōgorō getötet hat?« »Nein.«

»Als Yōgorō erfuhr, was mit mir geschehen war, beschloß er, Rache zu nehmen. Nur war er kein ebenbürtiger Gegner für Kojirō.« »Ich hatte ihn gewarnt.« Das Bild des jungen Yōgorō am Eingang seines Vaterhauses stand Musashi noch lebhaft vor Augen. Welch ein Jammer! dachte er bei sich.

»Ich kann verstehen, wie ihm zumute war« fuhr Shinzō fort. »Alle Schüler hatten die Schule verlassen, und sein Vater war gestorben. Er muß wohl gedacht haben, er wäre der einzige, der den Namen der Familie reinwaschen könne. Er hat wohl Kojirōs Haus aufgesucht. Zusammen gesehen hat sie freilich keiner. Einen direkten Beweis gibt es nicht.«

»Hm. Vielleicht hat meine Warnung gerade das Gegenteil dessen bewirkt, was ich erreichen wollte. Ich habe wohl seinen Stolz geweckt, so daß er das Gefühl hatte, kämpfen zu müssen. Es ist eine Schande!« »Ja, das ist es. Yōgorō war der einzige Blutsverwandte des Sensei. Mit seinem Tode ist das Geschlecht der Obata erloschen. Allerdings hat mein Vater beim Fürsten Munenori erreicht, daß ein Adoptionsverfahren in die Wege geleitet wird. Ich soll Kagenoris Erbe und Nachfolger werden und den Namen Obata führen. Ich weiß nicht recht, ob ich dafür reif genug bin, und fürchte, noch mehr Schande über das Haus Obata zu bringen. Der Alte war immerhin der größte Vertreter der Kōshū-Tradition.«

»Euer Vater ist der Fürst von Awa. Ist nicht der Hōjō-Stil dem von Kōshū ebenbürtig? Ist Euer Vater nicht ein genauso großer Meister wie Kagenori?«

»So wird gesagt. Unsere Ahnen kommen aus der Provinz Tōtōmi. Mein Großvater diente Hōjō Ujitsuna und Hōjō Ujiyasu von Odawara, und mein Vater wurde von Ieyasu persönlich auserwählt, ihnen als Familienoberhaupt zu folgen.«

»Ist es nicht ungewöhnlich, daß Ihr, der Ihr einer berühmten Soldatenfamilie entstammt, ein Schüler von Kagenori geworden seid?« »Mein Vater hatte Zöglinge und hat den Shōgun in der Wissenschaft der Kriegsführung unterrichtet. Doch statt mir etwas beizubringen, sagte er, ich solle ausziehen und bei jemand anders lernen. Ich sollte mich durchbeißen. So ist mein Vater nun einmal.«

Musashi spürte in Shinzōs Haltung etwas Aufrichtiges, ja Adliges. Man merkt, dachte er, daß sein Vater, Ujikatsu, ein hervorragender Heerführer und seine Mutter die Tochter von Hōjō Ujyasu ist.

»Ich fürchte, ich habe zuviel geredet«, sagte Shinzō. »Übrigens schickt mein Vater mich her. Selbstverständlich wäre er gern selber gekommen und hätte Euch seine Dankbarkeit in eigener Person bekundet, doch hat er im Augenblick einen Gast, der sich sehr danach sehnt, Euch zu sehen. Mein Vater hat mir aufgetragen, Euch mit zurückzubringen. Kommt Ihr mit?« Fragend sah er Musashi ins Gesicht.

»Ein Gast Eures Vaters wünscht mich zu sehen?« »Richtig.«

»Wer könnte das sein? Ich kenne so gut wie niemand in Edo.« »Es handelt sich um jemand, der Euch seit Eurer Knabenzeit kennt.« Musashi konnte sich nicht vorstellen, wer das sein mochte. Matahachi vielleicht? Oder ein Samurai aus der Burg von Takeyama? Ein Freund seines Vaters?

Vielleicht sogar Otsū. Doch Shinzō weigerte sich, das Geheimnis preiszugeben. »Man hat mir ausdrücklich aufgetragen, Euch nicht zu verraten, wer es ist. Der Gast hat den Wunsch, Euch zu überraschen. Kommt Ihr nun mit?« Musashis Neugier war geweckt. Zwar sagte er sich, Otsū könne es nicht sein, aber im Herzen hoffte er, sie möge es doch sein.

»Brechen wir auf!« Er erhob sich. »Iori, warte nicht auf mich, sondern leg dich beizeiten schlafen.«

Erfreut darüber, seinen Auftrag mit Erfolg ausführen zu können, lief Shinzō hinter die Hütte und holte sein Pferd. Sattel und Steigbügel tropften von Tau. Er bot Musashi an zu reiten, und der schwang sich ohne Umstände in den Sattel.

Zum Abschied sagte Musashi zu Iori: »Paß gut auf dich auf! Vielleicht komme ich erst morgen wieder.« Es dauerte nicht lange, und die Abenddämmerung hatte ihn verschlungen. Gedankenverloren saß Iori auf der Veranda.

Augen, dachte er. Augen. Unzählige Male war ihm befohlen worden, die Augen nicht von denen des Gegners zu wenden, doch bis jetzt begriff er noch nicht, warum das so wichtig war. Abwesend blickte er hinauf zum Himmel.

Was war nur mit ihm los? Wieso konnte er Musashis Blick nicht standhalten? Verwirrt grübelte er darüber nach, als er plötzlich spürte, daß hinter dem Rebstock, der sich vor der Hütte um einen Baumstamm schlang, jemand ihn beobachtete.

Die leuchtenden Augen erinnerten ihn an die Augen Musashis. Das muß ein Opossum sein, dachte er. Er hatte mehrere Male eines dabei überrascht, wie es sich an den wilden Trauben gütlich tat. Seine Augen blitzten wie Achate, funkelten wie die eines wilden Pucks.

»Biest!« schrie Iori. »Du denkst, ich hab' keinen Mut, bildest dir womöglich ein, ich könnte dir nicht standhalten. Nun, das werd' ich dir zeigen! Gegen dich werde ich nicht verlieren.«

Grimmig und entschlossen spannte er die Ellbogen und starrte zurück. Das Opossum war entweder so dickfellig oder so vorwitzig, daß es keine Anstalten machte zu fliehen. Der Glanz in seinen Augen glitzerte noch heller. Die Anstrengung war für Iori so groß, daß er zu atmen vergaß. Wieder schwor er sich, nicht zu verlieren, nicht einem Tier gegenüber. Nach einiger Zeit, die ihm endlos schien, raschelten die Blätter des Rebstocks, und das Opossum verschwand.

»Das wird dir eine Lehre sein!« frohlockte Iori. Er war

schweißgebadet, fühlte sich jedoch erleichtert und erfrischt. Er hoffte, daß er imstande sein würde, diese Leistung zu wiederholen, wenn er das nächste Mal Musashi gegenüberstand.

Nachdem er die Fensterläden geschlossen hatte, legte er sich schlafen. Bläulicher Lichtschimmer wurde von den leise schwankenden Gräsern zurückgeworfen. Er schlummerte ein, und in seinem Traum sah er einen winzigen Fleck, der funkelte wie ein Edelstein. Nach und nach wuchs der Fleck und nahm die Gestalt des Opossumgesichts an.

Stöhnend wälzte er sich hin und her. Plötzlich wurde er von dem Gefühl überwältigt, daß ein Augenpaar ihn anstarrte. Unter Mühen richtete er sich auf. »Schuft!« schrie er und griff nach seinem Schwert. Er holte zu einem mörderischen Schlag aus, überschlug sich jedoch in der Luft. Der Schatten des Opossums bewegte sich unruhig auf dem Fensterladen. Heftig hieb er auf ihn ein, rannte dann ins Freie und hackte wie besessen auf dem Rebstock herum. Sein Blick hob sich auf der Suche nach dem Augenpaar himmelwärts.

Langsam, ganz langsam wanderten zwei riesige, bläulich schimmernde Sterne in seinen Gesichtskreis.

Der Rat der Weisen

»Da sind wir«, sagte Shinzō, als sie unten am Akagi-Hügel anlangten. Die Flötenklänge, die an die Begleitung zu einem heiligen Tempeltanz gemahnten, und das Feuer, das zwischen den Bäumen zu sehen war, erinnerten Musashi an ein nächtliches Fest. Der Ritt nach Ushigome hatte zwei Stunden gedauert.

Auf der einen Seite der Straße stieg das weitläufige Gelände des Akagi-Schreins an, auf der anderen Seite ragte die

Lehmmauer eines großen Privatgrundstücks mit einem gewaltigen Torbau auf. Als sie das Tor erreichten, saß Musashi ab, dankte Shinzō und reichte ihm die Zügel. Shinzō übergab das Pferd einem Mann, der zusammen mit anderen Samurai in der Nähe des Eingangs stand. Die ganze Gruppe trat vor, hieß Shinzō zu Hause willkommen und führte die beiden zur eindrucksvollen Eingangshalle. Drinnen standen zu beiden Seiten eines langen Ganges Diener mit Laternen in der Hand.

Der Haushofmeister begrüßte Musashi und sagte: »Tretet ein! Seine Gnaden erwarten Euch. Ich werde Euch den Weg zeigen.«

»Vielen Dank«, erwiderte Musashi. Er folgte dem Haushofmeister die Treppe hinauf bis zu einem Warteraum.

Die Anlage des Hauses war ungewöhnlich. Eine Treppe nach der anderen führte zu einer Reihe von Wohnungen, und man hatte den Eindruck, als wäre den ganzen Akagi-Hügel hinauf eine Wohnung über der anderen gestaffelt. Als er sich setzte, bemerkte Musashi, daß der Raum sich schon ziemlich weit oben auf dem Hügel befand. Hinter einer Bruchstufe im Garten konnte er gerade noch den Nordteil des Burggrabens sowie die Bäume auf den Wällen erkennen. Er überlegte, daß der Raum bei Tage einen atemberaubenden Ausblick bieten mußte.

Geräuschlos glitt das Shōji auf. Eine schöne Dienerin trat ein und stellte ein Tablett mit Gebäck, Tee und Tabak vor ihn hin. Dann ging sie genauso anmutig, wie sie eingetreten war, wieder hinaus. Es war, als wären ihr farbenprächtiger Kimono und ihr wertvoller Obi aus der Wand herausgewachsen, um gleich darauf wieder mit dieser zu verschmelzen. Ein zarter Duft verweilte im Raum, und plötzlich wurde Musashi sich bewußt, daß es auch noch Frauen gab.

Der Herr des Hauses erschien kurz danach in Begleitung eines jungen Samurai. Ohne alle Förmlichkeit sagte er: »Sehr freundlich von Euch, daß Ihr gekommen seid.« Wie es sich für

einen Soldaten gezielte, setzte er sich mit gekreuzten Beinen auf ein Kissen, das ihm sein Begleiter hinlegte. Dann sagte er: »Soweit ich weiß, steckt mein Sohn tief in Eurer Schuld. Ich hoffe, Ihr verzeiht mir, daß ich Euch gebeten habe herzukommen, statt Euch in Eurem Haus aufzusuchen und meinen Dank abzustatten.« Die Hände leicht auf den Fächer gelegt, der auf seinem Schoß ruhte, neigte er leicht die stark gewölbte Stirn.

»Es ist mir eine Ehre, hier geladen zu sein und Euch kennenzulernen«, sagte Musashi.

Es war nicht leicht, Hōjō Ujikatsus Alter zu erraten. Zwar fehlten ihm drei Vorderzähne, doch seine glatte, schimmernde Haut bewies seinen Willen, nie alt zu werden. Der dichte schwarze Schnurrbart mit nur wenigen grauen Haaren darin wuchs seitlich über den Mund hinaus und verdeckte die Falten, die wegen der fehlenden Zähne entstanden sein mochten. Der erste Eindruck, den Musashi von Hōjō gewann, war der von einem Mann, der viele Kinder hatte und gut mit jungen Leuten auskam.

Da er spürte, daß sein Gastgeber keine Umständlichkeiten liebte, kam Musashi gleich zur Sache. »Euer Sohn hat mir erzählt, Ihr hättet einen Gast, der mich kennt. Wer ist es?«

»Nicht einer – zwei. Ihr werdet beide nacheinander zu sehen bekommen.« »Zwei?«

»Ja. Sie kennen einander sehr gut, und beide sind gute Freunde von mir. Ich traf sie heute zufällig in der Burg. Sie kamen mit mir hierher, und als Shinzō sie begrüßte, kamen wir im Gespräch auf Euch. Der eine sagte, er habe Euch sehr lange nicht mehr gesehen, würde es aber gern tun, der andere kennt Euch freilich nur vom Hörensagen und brachte den Wunsch zum Ausdruck, mit Euch bekannt gemacht zu werden.«

Musashi öffnete den Mund zu einem breiten Lächeln und sagte: »Ich glaube, ich weiß, vom wem Ihr sprecht. Einer

jedenfalls ist Takuan Soho, nicht wahr?«

»Richtig«, rief Fürst Ujikatsu und schlug sich überrascht aufs Knie. »Ich habe ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen, seit ich in den Osten gekommen bin.«

Ehe Musashi Zeit hatte zu erraten, um wen es sich bei dem anderen Gast handeln könne, sagten Seine Gnaden: »Kommt mit mir!« Sie traten hinaus auf den Korridor.

Nachdem sie wenige Treppenstufen hinaufgestiegen waren, schritten sie durch einen langen, dunklen Gang, der auf der einen Seite mit Schiebeläden abgeschirmt war. Plötzlich verlor Musashi Fürst Ujikatsu aus den Augen. Er blieb stehen und lauschte.

Kurz darauf rief Ujikatsu: »Ich bin hier unten.« Seine Stimme schien aus einem hell erleuchteten Zimmer zu kommen, das jenseits des Gangs am Ende eines dunklen Raums lag. »Ach ja«, rief Musashi zurück. Doch statt geradewegs auf das Licht zuzugehen, blieb er stehen, wo er war. Der düstere Raum vor ihm war zwar einladend, doch irgend etwas verriet Musashi, daß Gefahr in diesem Dunkel lauerte.

»Worauf wartet Ihr, Musashi? Wir sind hier herüber.«

»Ich komme«, antwortete Musashi. Sein sechster Sinn hatte ihn gewarnt, auf der Hut zu sein. Er machte daher heimlich kehrt und ging etwa zehn Schritt zurück zu einer kleinen Tür, die in den Garten hinausführte. Dort schlüpfte er in ein Paar Sandalen und erreichte durch den Garten die Veranda von Fürst Ujikatus Salon.

»Ach, so seid Ihr gekommen«, sagten Seine Gnaden und blickte vom anderen Ende des Raums herüber. Es hörte sich an, als sei er enttäuscht. »Takuan!« rief Musashi beim Eintreten und lächelte strahlend. Der Priester, der vor der TOKōnoma saß, erhob sich, um ihn zu begrüßen. Sich wieder zu begegnen – und das auch noch unter dem Dach des Fürsten Hōjō

Ujikatsu –, schien mehr als ein glücklicher Zufall zu sein. Musashi konnte kaum glauben, daß all dies Wirklichkeit war.

»Wir müssen uns unbedingt erzählen, was wir in der Zwischenzeit alles erlebt haben«, sagte Takuan. »Soll ich anfangen?« Er war wie üblich schlicht gekleidet; ohne Schmuck, sogar die Gebetsschnüre fehlten. Gleichwohl wirkte er milder als früher, und seine Sprache war leiser. So wie Musashi sich durch nimmermüde Selbstzucht seine ländliche Grobheit ausgetrieben hatte, sah es auch bei Takuan so aus, als seien seine Ecken und Kanten abgeschliffen worden, seit er tief von der Weisheit des Zen durchdrungen war. Freilich war er auch nicht mehr der Jüngste. Da er elf Jahre älter als Musashi war, ging er jetzt auf die Vierzig zu.

»Mal nachdenken. Es war in Kyoto, stimmt's? Ah, jetzt weiß ich es wieder. Es war kurz bevor ich nach Tajima zurückkehrte. Nach dem Tod meiner Mutter verbrachte ich dort ein Jahr in Trauer. Dann war ich eine Zeitlang unterwegs und verbrachte einige Monate im Nansōji-Tempel in Izumi, und dann im Daitokuji. Später war ich viel mit Fürst Karasumaru zusammen; wir dichteten, pflegten die Teezeremonie und vergaßen die Sorgen dieser Welt. Ehe ich mich's versah, hatte ich drei Jahre in Kyoto verbracht. Neulich habe ich mich mit Fürst Koide von der Burg Kishiwada angefreundet, und mit ihm bin ich hergekommen, um mir Edo anzusehen.« »Dann seid Ihr erst seit kurzem hier?«

»Ja. Obwohl ich Hidetada zweimal im Daitokuji begegnet bin und ein paarmal zu Ieyasu gerufen wurde, ist dies mein erster Besuch in Edo. Und wie steht es mit Euch?« Takuan, dem Musashis Ruhm natürlich zu Ohren gekommen war, hielt es für unpassend, den einstigen Landsamurai weiterhin mit »du« anzusprechen. »Ich bin erst seit Beginn des Sommers hier.«

»Ihr scheint Euch aber in diesem Teil des Landes einen Namen gemacht zu haben.«

Musashi versuchte nicht, sich zu rechtfertigen. Er ließ den Kopf hängen und sagte: »Ich nehme an, Ihr habt von alledem gehört.«

Takuan starrte ihn einen Augenblick an und schien ihn mit dem Takezō von früher zu vergleichen. »Warum sich deswegen graue Haare wachsen lassen? Es müßte schon seltsam zugehen, wenn ein Mann in Eurem Alter einen guten Ruf hätte. Solange Ihr nichts Ehrenrühriges, Unedles oder Aufrührerisches getan habt – was soll es? Ich würde viel lieber hören, was Ihr getan habt, um auf dem Weg des Schwertes weiterzukommen.« Musashi erstattete kurz über seine letzten Erlebnisse Bericht und schloß, indem er sagte: »Ich fürchte, ich bin immer noch unreif und unvorsichtig. Jedenfalls bin ich weit davon entfernt, wahrhaft erleuchtet zu sein. Je länger ich unterwegs bin, desto länger scheint der Weg zu werden. Ich habe das Gefühl, einen endlosen Bergpfad emporzusteigen.«

»So muß es auch sein«, sagte Takuan, den offensichtlich die Rechtschaffenheit und Bescheidenheit des jungen Mannes freuten. »Wenn einer, der noch keine dreißig ist, behauptet, auch nur ein bißchen vom Weg begriffen zu haben, so ist das ein unmißverständliches Zeichen dafür, daß seine Entwicklung nicht weitergegangen ist. Auch ich erschauere bisweilen vor Verlegenheit, wenn jemand meint, daß ein ungelenker Priester wie ich wissen könne, was das Zen letztlich bedeutet. Es bringt mich ganz durcheinander, wenn die Leute mich immer wieder bitten, ihnen vom Gesetz des Buddha zu erzählen oder ihnen die wahre Lehre zu erklären. Die Leute blicken zu einem Priester gern auf wie zu einem lebenden Buddha. Seid dankbar, daß die anderen Euch nicht überschätzen und daß Ihr Euch um den Eindruck, den Ihr hinterlaßt, nicht zu kümmern braucht.«

Während die beiden Männer glücklich ihre Freundschaft erneuerten, kamen Diener mit Speisen und Getränken. Bald sagte Takuan: »Verzeiht, Euer Gnaden. Ich fürchte, wir vergessen etwas. Warum ruft Ihr nicht Euren anderen Gast

herbei?«

Musashi war sich jetzt sicher, wer der andere war, zog es jedoch vor, Schweigen zu bewahren.

Zögernd fragte Ujikatsu: »Soll ich ihn rufen lassen?« Und dann, zu Musashi gewandt: »Ich muß zugeben, Ihr habt unsere kleine Finte durchschaut. Da ich es war, der sie sich ausgedacht hat, schäme ich mich etwas.« Takuan lachte. »Wie gut für Euch! Ich freue mich, daß Ihr bereit seid, eine Niederlage anzuerkennen. Warum auch nicht. Es war doch ohnehin nur ein Spiel, an dem alle ihren Spaß haben sollten, habe ich nicht recht? Jedenfalls war es doch nichts, wodurch der Meister des Hōjō-Stils das Gesicht verlieren könnte.«

»Nun, kein Zweifel, ich gebe mich geschlagen«, sagte Ujikatsu. »Die Wahrheit ist, daß ich, wiewohl ich gehört hatte, was für ein Mann Ihr sein sollt, keine Ahnung hatte, wie überragend Ihr tatsächlich seid. Ich dachte, ich müßte das selbst herausfinden, und mein anderer Gast erklärte sich einverstanden mitzumachen. Als Ihr draußen auf dem Gang stehenbleibt, lag er im Hinterhalt, bereit, das Schwert zu ziehen.« Seine Gnaden schienen nun aufrichtig zu bedauern, Musashi auf die Probe gestellt zu haben. »Ihr aber spürtet, daß man Euch in eine Falle locken wollte, und so seid Ihr durch den Garten hierhergekommen.« Er blickte Musashi ins Gesicht und fragte: »Dürfte ich erfahren, warum Ihr das getan habt?« Musashi verzog nur leicht das Gesicht und lächelte.

Daraufhin ergriff Takuan das Wort: »Das liegt an dem Unterschied zwischen einem Militärstrategen und einem Schwertkämpfer, Euer Gnaden. Die erste Reaktion des Strategen beruht auf verstandesmäßigen Grundsätzen, diejenige dessen, der dem Weg des Schwertes folgt, ist eine Sache des Herzens. Denn ohne tatsächlich etwas zu sehen oder den Finger auf etwas Bestimmtes legen zu können, fühlte Musashi die Gefahr und handelte entsprechend. Er hat ohne nachzudenken und unwillkürlich reagiert.« »Unwillkürlich?« »Wie eine Zen-

Offenbarung.« »Habt Ihr denn auch solche Vorahnungen?«
»Das läßt sich nicht so einfach sagen.«

»Nun, wie dem auch sei, ich habe etwas gelernt. Ein durchschnittlicher Samurai, der Gefahr spürt, würde vielleicht den Kopf verlieren oder mehr oder weniger wissentlich in die Falle laufen, um einen Vorwand zu haben, sein Können mit dem Schwert unter Beweis zu stellen. Musashi dagegen ist zurückgegangen, schlüpfte in die Sandalen und kam durch den Garten hierher. Das hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.«

Musashi bewahrte auch weiterhin Schweigen. Sein Gesicht ließ durch nichts erkennen, daß er sich über Fürst Ujikatsus Lobesworte besonders freute. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Mann, der immer noch draußen stand und wartete, weil sein Opfer nicht in die Falle getappt war. Dann wandte er sich an seinen Gastgeber und sagte: »Dürfte ich jetzt bitten, daß Fürst Munenori von Tajima seinen Platz unter uns einnimmt?« »Was ist das?« Ujikatsu war erstaunt, Takuan desgleichen. »Woher wißt Ihr?«

Musashi trat zurück, um Yagyū Munenori den Ehrenplatz einzuräumen, und sagte: »Trotz der Dunkelheit spürte ich die Anwesenheit höchster Schwertkunst. In Anbetracht der Gesichter, die ich hier um mich sehe, kann es kein anderer sein.«

»Ihr habt es abermals gefühlt!« Ujikatsu war überwältigt. Auf sein Kopfnicken hin sagte Takuan: »Der Fürst von Tajima, ganz recht.« Dann wandte er sich einer Tür zu und rief: »Euer Geheimnis ist heraus, Fürst Munenori! Wollt Ihr nicht zu uns kommen?«

Unter lautem Lachen tauchte Munenori unter der Tür auf. Statt sich bequem vor der TOkōnoma niederzulassen, kniete er vor Musashi nieder und begrüßte ihn wie einen Ebenbürtigen, indem er sagte: »Mein Name ist Mataemon Munenori. Ich

hoffe, Ihr werdet mich nicht wieder vergessen.« »Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen. Ich bin ein Rōnin aus Mimasaka, Miyamoto Musashi ist mein Name. Ich bitte Euch, laßt mir in Zukunft Eure Führung zuteil werden.«

»Kimura Sukekurō hat mir vor einigen Monaten von Euch erzählt, doch damals war ich der Krankheit meines Vaters wegen arg beschäftigt.« »Wie geht es Fürst Sekishūsai?«

»Nun, er ist hochbetagt. Man weiß nie ...« Nach einer kurzen Pause fuhr er sehr warmherzig fort: »Mein Vater hat in einem Brief von Euch berichtet, und Takuan hat mehrere Male von Euch gesprochen. Wenn Ihr nichts dagegen habt, meine ich, sollten wir den Kampf, um den Ihr nachgesucht habt, als stattgefunden betrachten. Ich hoffe, Ihr verargt mir meine unübliche Art, ihn auszufechten, nicht.«

Musashi gewann den Eindruck, daß Klugheit und Reife ganz in Einklang mit dem Ruf standen, den der Daimyō genoß.

»Eure Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit bringen mich in arge Verlegenheit«, erwiderte Musashi und verneigte sich sehr tief. Die Ehrerbietung, die er damit bekundete, war ganz natürlich, denn Fürst Munenoris Stellung war der Musashis so überlegen, daß er buchstäblich in einer anderen Welt zu Hause war. Wiewohl sein Lehen nur einem Einkommen von fünfzigtausend Scheffel Reis entsprach, stellte seine Familie seit dem zehnten Jahrhundert die Verwalter der Provinz. Den meisten Menschen wäre es deshalb höchst sonderbar erschienen, daß ein Lehrmeister des Shōgun sich im selben Raum wie Musashi aufhielt, ganz davon zu schweigen, daß die beiden sich auch noch freundlich und ungezwungen miteinander unterhielten. Musashi stellte erleichtert fest, daß weder Ujikatsu, ein Gelehrter und Angehöriger der Ehrengarde des Shōguns, noch Takuan, seinem Herkommen nach ein Priester vom Lande, auch nur die geringsten Hemmungen angesichts Munenoris Stellung hatten.

Diener brachten warmen Sake, und die Schalen wurden getauscht. Man plauderte und lachte. Alters- und Standesunterschiede waren vergessen. Musashi wußte, daß er in diesem erlauchten Kreis nicht aufgrund irgendeiner Stellung akzeptiert wurde. Er suchte den Weg des Schwertes genauso wie sie. Dieser Weg war es, der den ungezwungenen freundschaftlichen Verkehr miteinander erlaubte.

Auf einmal setzte Takuan die Schale ab und fragte Musashi: »Was ist aus Otsū geworden?«

Leicht errötend sagte Musashi, er habe schon seit geraumer Zeit nichts mehr von ihr gesehen und gehört. »Überhaupt nichts?« »Nichts.«

»Das ist aber bedauerlich. Ihr könnt sie schließlich nicht ewig hinhalten. Und für Euch ist das auch nicht gut.«

»Otsū?« fragte Munenori. »Meint Ihr jene junge Frau, die einst bei meinem Vater im Lehen KoYagyū war?« »Ja«, antwortete Takuan an Musashis Stelle.

»Ich weiß, wo sie ist. Sie ist mit meinem Neffen Hyōgo nach KoYagyū gereist, um bei der Pflege meines Vaters zu helfen.«

Da zu dieser Gesellschaft ein bekannter Stratege und ein Priester gehörten, nahm Musashi an, das Gespräch würde sich um militärische Dinge oder um das Zen drehen. Und da auch Munenori und Musashi dabei waren, hätte man auch gut über die Kunst des Schwertfechtens reden können. Doch mit einem entschuldigenden Nicken in Musashis Richtung erzählte Takuan jetzt von Otsū und ihrer Beziehung zu Musashi. »Früher oder später«, schloß er, »muß jemand die beiden wieder zusammenbringen, doch fürchte ich, daß dies keine Aufgabe für einen Priester ist. Ich bitte daher um den Beistand der beiden Herren.« Tatsächlich meinte er mit diesen Worten, daß Ujikatsu und Munenori Musashi unter ihre Fittiche nehmen sollten. Beide schienen bereit, die Rolle eines Beschützers zu übernehmen, und Munenori meinte, Musashi sei alt genug, eine

Familie zu gründen. Ujikatsu wiederum erklärte, der junge Mann habe einen Stand der Ausbildung erreicht, der wirklich genügend hoch sei.

Munenori deutete an, Otsū solle demnächst aus dem Lehen KoYagyū zurückkommen und dann mit Musashi verheiratet werden. Musashi könne sich in Edo niederlassen, wo sein Haus zusammen mit dem von Ono Tadaaki und Yagyū Munenori ein Dreigestirn der Schwertfechtkunst bilden sollte, damit das Zeitalter des Schwertes in der neuen Hauptstadt seinen Einzug halten konnte. Takuan und Ujikatsu pflichteten ihm begeistert bei. Zumal Fürst Ujikatsu, dem sehr daran gelegen war, Musashi für seine Freundlichkeit gegenüber Shinzō zu belohnen, wollte ihn dem Shōgun als Lehrer empfehlen, ein Vorhaben, dessen Möglichkeiten die drei gründlich durchgegangen waren, ehe sie nach Musashi geschickt hatten. Und da Munenori nun Zeuge geworden war, wie Musashi auf Ujikatsus Prüfung reagiert hatte, war jetzt auch er bereit, diesen Plan zu unterstützen. Freilich galt es noch Schwierigkeiten zu überwinden. Eine bestand darin, daß ein Lehrer im Haushalt des Shōguns gleichzeitig Angehöriger der Ehrengarde sein mußte. Und da viele Männer, die dieser Garde angehörten, den Takugawa bereits treu gedient hatten, als Ieyasu noch Lehnsherr von Mikawa gewesen war, gab es eine gewisse Zurückhaltung bei der Ernennung neuer Leute, und sämtliche Kandidaten wurden äußerst gründlich unter die Lupe genommen. Freilich meinten sie, mit einer Empfehlung von Ujikatsu und Munenori sowie einem Zeugnis Takuans müsse Musashi eigentlich aufgenommen werden.

Den heikelsten Punkt bildeten seine Vorfahren. Es gab keine schriftlichen Unterlagen, die bewiesen, daß seine Ahnen auf Hirata Shōgen aus der Akamatsu-Sippe zurückgingen, ja, noch nicht einmal einen Stammbaum, der bewies, daß er aus einer guten Samuraifamilie kam. Auf irgendwelche Verwandtschaftsbande mit den Tokugawa konnte er sich schon

gar nicht berufen. Im Gegenteil: Es war eine unleugbare Tatsache, daß er als unreifer Jüngling auf der Sekigahara-Ebene gegen die Tokugawa-Streitkräfte gekämpft hatte. Immerhin bestand noch eine Aussicht: Auch andere Rōnin aus Sippen, die ursprünglich einmal zu den Feinden der Tokugawa gehört hatten, waren nach der Schlacht von Sekigahara in den Dienst dieser Familie getreten. Selbst Ono Tadaald, ein Rōnin aus der Sippe der Kitabatake, deren Mitglieder sich in Ise Matsuzaka versteckt hielten, war trotz seiner unerwünschten Verwandtschaft zu einem Lehrer des Shōguns ernannt worden. Nachdem die drei Männer nochmals das Für und Wider abgewägt hatten, sagte Takuan: »Schön, empfehlen wir ihn! Aber vielleicht sollten wir uns vorher erkundigen, wie er selbst darüber denkt.«

Musashi wurde also gefragt, und er entgegnete freundlich: »Es ist zwar gütig und großmütig, das vorzuschlagen, doch ich bin nichts weiter als ein unreifer junger Mann.«

»So dürft Ihr es nicht sehen«, sagte Takuan aufrichtig. »Wir wollen ja, daß Ihr reif werdet. Wollt Ihr ein Haus gründen, oder soll Otsū für immer das Leben führen, das sie jetzt führt?«

Musashi fühlte sich in die Zange genommen. Otsū hatte zwar erklärt, sie sei bereit, jede Mühsal zu ertragen, doch Musashi war nicht von der Verantwortung entbunden, falls ihr Leid widerfuhr. Eine Frau konnte im Einklang mit ihren Gefühlen handeln; führte das Ergebnis jedoch ins Unglück, fiel die Schuld auf den Mann.

Nicht, daß Musashi es abgelehnt hätte, die Verantwortung zu übernehmen. Eigentlich hätte er in die Pläne der drei gern eingewilligt. Otsū hatte sich von Liebe leiten lassen, und die Verpflichtung lag ebensosehr bei ihm wie bei ihr. Trotzdem hatte er das Gefühl, es sei immer noch zu früh, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Der lange, harte Weg des Schwertes lag zu einem großen Teil noch vor ihm, und sein Wunsch, ihm zu folgen, hatte nicht nachgelassen.

Es machte die Dinge auch nicht einfacher, daß seine Einstellung zum Schwert sich geändert hatte. Seit den Ereignissen auf der Hōtengahara-Ebene gehörten das Schwert des Eroberers und das Schwert des Tötens der Vergangenheit an. Diese Möglichkeiten waren zu nichts mehr nütze und besaßen auch keine Bedeutung mehr.

Auch brannte er nicht darauf, ein Techniker des Schwerts zu sein, nicht einmal einer, der den Männern aus dem Gefolge des Shōguns Unterricht erteilte. So wie er die Dinge jetzt sah, mußte der Weg des Schwertes auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein; es mußte darum gehen, Ordnung herzustellen und den Geist zu schärfen und zu schützen. Der Weg mußte etwas sein, was ein Mann lieben konnte wie das Leben, und zwar bis an das Ende seiner Tage. Wenn es diesen Weg gab, konnte er nicht dazu dienen, der Welt Frieden und allen Menschen Glück zu bringen?

Als er Sukekurōs Einladung mit einer Herausforderung an Fürst Munenori beantwortet hatte, war die treibende Kraft nicht der simple Wunsch gewesen, einen Sieg zu erringen, wie damals, als er Sekishūsai herausfordern wollte. Jetzt zielte sein Streben darauf ab, am Herrschen teilzunehmen. Nicht in großem Umfang versteht sich; ein kleines, unbedeutendes Lehen würde schon genügen, das zu tun, was die Sache einer guten Regierung förderte.

Musashi besaß aber nicht genug Selbstvertrauen, um diese Ideen zum Ausdruck zu bringen. Er hatte das Gefühl, andere Schwertkämpfer würden seinen jugendlichen Ehrgeiz als lächerlich abtun, oder, wenn sie ihn doch ernst nahmen, sich gezwungen fühlen, ihn zu warnen: Herrschaft führt nur allzuleicht zur Zerstörung. Beteiligte er sich an den Regierungsgeschäften, würde er sein geliebtes Schwert besudeln.

Wenn er ehrlich seine Meinung äußerte, meinte er, würden die beiden Krieger und der Priester entweder darüber lachen

oder erschrecken. Als er es dann schließlich über sich brachte, den Mund aufzumachen, geschah das nur, um zu protestieren: Er sei zu jung, zu unreif, seine Ausbildung sei unzureichend ...

Schließlich schnitt ihm Takuan das Wort ab und sagte: »Überlaßt das uns!« Und Fürst Ujikatsu fügte noch hinzu: »Wir werden sehen, daß alles zu Eurem Besten ausschlägt.« Die Sache war entschieden.

Shinzō, der ab und zu hereinkam, um die Dochte zu putzen, hatte mitbekommen, um was es hier im Grunde ging. Unauffällig ließ er seinen Vater und dessen Gäste wissen, daß ihn das, was er gehört hatte, unendlich freute.

Unter dem Kampfbaum

Matahachi schlug die Augen auf, sah sich um, stand auf und streckte den Kopf zur Hintertür hinaus. »Akemi!« Keine Antwort.

Eine Vorahnung veranlaßte ihn, die Schranktür zu öffnen. Akemi hatte sich vor kurzem einen neuen Kimono genäht. Er war fort. Matahachi ging nach nebenan zu Umpei, eilte dann durch die Gasse auf die Straße hinaus und fragte jeden, dem er begegnete, aufgeregt nach Akemi. »Heute morgen habe ich sie noch gesehen«, erklärte die Frau des Holzkohlenverkäufers. »Wirklich? Und wo?«

»Sie war sehr schön zurechtgemacht. Ich habe sie gefragt, wohin sie wolle, und sie sagte, Verwandte in Shinagawa besuchen.« »In Shinagawa?«

»Hat sie dort überhaupt Verwandte?« fragte die Frau mißtrauisch. Schon wollte er mit: »Nein«, antworten, doch er besann sich eines Besseren. »Ja, natürlich. Dorthin ist sie also gegangen.«

Hinter ihr herlaufen? In Wahrheit hing er gar nicht sonderlich an ihr, und doch war er jetzt ärgerlich. Daß sie ihn verlassen hatte, hinterließ einen bittersüßen Geschmack.

Er spuckte aus, machte seiner Verärgerung mit ein paar Flüchen Luft und schlenderte dann zum Strand hinunter, der sich jenseits der Shibaura-Landstraße erstreckte. Ein wenig vom Ufer entfernt standen ein paar Fischerhütten, und er hatte sich angewöhnt, jeden Morgen, wenn Akemi Reis kochte, hierherzukommen und zu versuchen, irgendwo ein wenig Fisch zu ergattern. Für gewöhnlich fielen mindestens fünf oder sechs aus den Netzen heraus, und er pflegte meist gerade rechtzeitig heimzukommen, um sie garen und zum Frühstück verzehren zu können. Heute aber hatte er kein Auge für die Fische.

»Was habt Ihr denn, Matahachi?« Der Pfandleiher von der Hauptstraße klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Guten Morgen«, sagte Matahachi.

»Es ist schön hier früh am Morgen, nicht wahr? Mich freut es zu sehen, daß Ihr jeden Morgen herkommt, um einen Spaziergang zu machen. Was Besseres kann man für seine Gesundheit gar nicht tun.«

»Ihr scherzt wohl. Wenn ich reich wäre wie Ihr, würde ich vielleicht aus Gesundheitsgründen Spazierengehen. Für mich ist Spazierengehen Arbeit.« »Ihr seht nicht besonders gut aus. Ist etwas geschehen?« Matahachi hob eine Handvoll Sand auf und warf ihn in den Wind. Akemi und er kannten den Pfandleiher gut. Er hatte ihnen über manche Verlegenheit hinweggeholfen.

Der Mann fuhr fort: »Wißt Ihr, da ist etwas, worüber ich schon lange mit Euch reden wollte, nur hat sich nie die richtige Gelegenheit ergeben. Arbeitet Ihr heute nicht?«

»Warum sich erst die Mühe machen? Was verdient man schon als Wassermelonenverkäufer?« »Dann kommt mit mir zum Fischen.«

Matahachi kratzte sich am Kopf und setzte eine verlegene Miene auf. »Danke, aber ich habe wirklich keine Lust.«

»Nun, Ihr braucht ja nicht zu angeln, wenn Ihr nicht wollt. Kommt trotzdem mit. Da wird es Euch gleich bessergehen. Das da drüben ist mein Boot. Ihr könnt doch rudern, oder?« »Das will ich meinen.«

»Kommt mit! Ich will Euch sagen, wie Ihr einen Haufen Geld verdienen könnt – vielleicht sogar tausend Goldstücke. Wie würde Euch das gefallen?«

Plötzlich hatte Matahachi sehr großen Gefallen am Angeln. Ein paar hundert Schritte vom Ufer entfernt war das Wasser immer noch so seicht, daß man den Boden mit den Riemen erreichen konnte. Das Boot einfach treiben lassend, fragte Matahachi: »Was muß ich denn machen, um soviel Geld zu verdienen?«

»Das werde ich Euch gleich sagen.« Der Pfandleiher schob seinen massigen Körper im Boot hin und her. »Ich würde es begrüßen, wenn Ihr die Angelrute über den Bootsrand hinaushängt.« »Warum?«

»Es ist besser, wenn die Leute glauben, daß wir wirklich angeln. Wenn Leute so weit hinausrudern, erweckt das leicht Verdacht.« »So recht?«

»Gut.« Er holte eine Pfeife mit Porzellankopf hervor, stopfte sie mit teurem Tabak und setzte sie in Brand. »Laßt mich Euch eine Frage stellen: Was reden die Nachbarn über mich?« »Über Euch?«

»Ja, über Daizō von Narai.«

»Nun, Pfandleiher gelten für gewöhnlich als Geizkragen, doch von Euch sagt alle Welt, Ihr seid sehr großzügig beim Geldverleihen. Die Leute meinen, Ihr versteht das Leben.«

»Ich meine nicht meine Geschäfte. Ich möchte wissen, wie man über mich persönlich denkt.«

»Sie meinen, Ihr seid ein guter Mensch, ein Mann mit Herz. Das sage ich nicht, um Euch zu schmeicheln. Die Leute denken das wirklich.«

»Reden sie denn nie darüber, was für ein frommer Mann ich bin?« »O ja, natürlich. Alle sind des Lobes voll, was Eure Mildtätigkeit betrifft.« »Sind nie Leute vom Magistrat gekommen, um sich nach mir zu erkundigen?«

»Nein. Warum sollten sie?«

Daizō stieß ein kleines Lachen aus. »Ich denke, Ihr müßt meine Fragen komisch finden. Aber in Wahrheit bin ich gar kein Pfandleiher.« »Wie bitte?«

»Matahachi, Ihr werdet nie im Leben wieder die Möglichkeit bekommen, so viel Geld zu verdienen.« »Wahrscheinlich habt Ihr recht.« »Möchtet Ihr Euren Teil?« »Von was denn?« »Von dieser Goldader.« »W-w-was muß ich denn tun?«

»Mir ein Versprechen geben und es dann auch einlösen.« »Und das wäre alles?«

»Das wäre alles. Nur – solltet Ihr es Euch hinterher anders überlegen, wäret Ihr so gut wie tot. Ich weiß, Geld ist für Euch sehr wichtig, aber überlegt es Euch sorgfältig, ehe Ihr mir eine endgültige Antwort gebt.« »Was muß ich denn tun?« fragte Matahachi voller Argwohn. »Ihr müßt unter die Brunnenbauer gehen. Das ist doch nicht weiter schlimm, oder?«

»Auf der Burg von Edo?«

Daizō ließ den Blick über die Bucht schweifen. Frachtboote, hoch beladen mit Baumaterial und mit den Flaggen großer Familien geschmückt – er erkannte die Wappen der Tōdō, Arima, Katō, Date und Hosokawa – lagen dicht nebeneinander.

»Ihr lernt rasch, Matahachi.« Der Pfandleiher zündete sich die Pfeife neu an. »Ich habe tatsächlich an die Burg von Edo gedacht. Wenn ich mich nicht irre, hat Umpei Euch bereits dazu zu bewegen versucht, für ihn Brunnen zu graben. Es wäre

doch jetzt ganz leicht für Euch, auf sein Angebot zurückzukommen.«

»Und weiter brauche ich nichts zu tun? Wieso soll es mir soviel Geld einbringen, Brunnenbauer zu werden?« »Gemach, gemach! Ich erzähle Euch alles der Reihe nach.«

Als sie an Land zurückkehrten, kannte Matahachis Begeisterung keine Grenzen. Mit einem wechselseitigen Versprechen gingen die beiden auseinander. Am Abend sollte Matahachi sich zu Daizō schleichen, um dort eine Vorauszahlung von dreißig Goldstücken in Empfang zu nehmen. Er ging nach Hause, machte ein Nickerchen und erwachte ein paar Stunden später mit dem Bild der Münzen vor Augen, die er bald in Händen halten würde.

Diese stattliche Summe sollte ihn für alles Unglück entschädigen, das ihm bisher widerfahren war. Er hatte für den Rest seines Lebens ausgesorgt. Noch verlockender war die Aussicht, den Menschen zu beweisen, daß sie sich irrten und daß er ein besonders tüchtiger und erfolgreicher Mann war.

Da das Geldfieber ihn gepackt hatte, konnte er keine Ruhe mehr finden. Der Mund war trocken und fühlte sich taub an. Er trat hinaus auf die verlassene Gasse, von der aus man den Bambushain hinterm Haus sah, und dachte: Wer ist er überhaupt? Was hat er vor? Dann ging er seine Unterhaltung mit Daizō noch einmal Punkt für Punkt durch.

Die Brunnenbauer arbeiteten im Moment auf dem Goshinjō, dem neuen Burgbezirk innerhalb des Westwalles. Daizō hatte gesagt: »Ihr müßt die günstigste Gelegenheit abwarten, und dann werdet Ihr den neuen Shōgun mit einer Muskete erschießen.« Waffe und Munition würden sich unter einem riesigen, jahrhundertealten Kampfbaum finden, der in der Nähe eines Nebenausgangs am Fuße des Momiji-Hügels wuchs.

Natürlich wurden die Arbeiter streng überwacht. Aber

Hidetada, der Sohn von Jeyasu Tokugawa, liebte es, sich mit seinem Gefolge vom Fortgang der Arbeiten zu überzeugen. Es dürfte nicht sonderlich schwer sein, den Auftrag zu erfüllen. In dem Aufruhr, der daraufhin entfesselt würde, sollte Matahachi dadurch entkommen, daß er in den äußeren Burggraben sprang, aus dem Daizōs Leute ihn herausziehen würden. Wieder in seinem Zimmer, starrte Matahachi grübelnd an die Decke. Ihm war, als hörte er Daizōs Stimme im Flüsterton sprechen, und er erinnerte sich, wie seine Lippen gezittert hatten, als er sein Versprechen gab: »Ja, ich werde es tun.« Eine Gänsehaut kroch über seinen Rücken, und er sprang auf. »Das ist einfach fürchterlich! Auf der Stelle gehe ich zu Daizō und sage ihm, ich will nichts damit zu tun haben.«

Doch dann fielen ihm Daizōs letzte Worte ein: »Jetzt, wo ich Euch alles anvertraut habe, seid Ihr mir verpflichtet. Es wäre mir schrecklich, wenn Euch etwas zustieße, aber wenn Ihr jetzt das Hasenpanier ergreift, werden meine Freunde sich Euren Kopf holen, und das binnen drei Tagen!« Der durchdringende Blick, mit dem Daizō ihn dabei angesehen, jagte ihm noch in der Erinnerung einen Schauer über den Rücken.

Matahachi ging das kurze Stück die Nishikubo-Gasse hinunter bis zur Takanawa-Landstraße, an der das Pfandhaus stand. Matahachi bog in die Seitengasse ein, die am Lagerhaus entlangführte, näherte sich der unauffälligen Hintertür des Geschäfts und pochte leise. »Die Tür ist nicht verriegelt«, tönte von drinnen die Antwort. »Daizō?«

»Ja. Schön, daß Ihr gekommen seid. Gehen wir ins Lagerhaus hinüber.« Ein Laden zum Regenschutz stand offen. Matahachi betrat den Außengang und gesellte sich zu dem Pfandleiher. »Nehmt Platz«, sagte Daizō und stellte eine Kerze auf eine lange hölzerne Kleidertruhe. Er setzte sich, verschränkte die Arme vor der Brust und fragte: »Seid Ihr bei Umpei gewesen?« »Ja.«

»Wann nimmt er Euch mit in die Burg?«

»Übermorgen. Dann muß er zehn neue Arbeiter einweisen, und er hat versprochen, daß ich einer davon sein werde.«
»Dann klappt also alles?«

»Nun, wir müssen immer noch den Bezirkshauptmann und die fünfköpfige Nachbarschaftsvereinigung dazu bringen, ihre Siegel unter das Dokument zu setzen.«

»Das ist kein Problem. Ich bin nämlich zufällig Mitglied dieser Vereinigung.«

»Wirklich? Ihr?«

»Was überrascht Euch daran so sehr? Ich bin schließlich einer der einflußreichsten Geschäftsleute der Gegend. Letztes Frühjahr hat der Bezirkshauptmann darauf gedrungen, daß ich beitrete.«

»Oh, es hat mich nicht überrascht. Ich wußte nur nichts davon, das ist alles.«

»Ha, ha! Ich weiß genau, was Ihr denkt. Ihr meint, es sei schon ein Skandal, daß ausgerechnet ein Mann wie ich zu einem Verband gehöre, der sich um Nachbarschaftsangelegenheiten kümmert. Nun, laßt Euch eines von mir gesagt sein: Wenn man genug Geld hat, sagt alle Welt, man sei ein feiner Kerl. Überlegt doch, Matahachi! Bald werdet auch Ihr viel, viel Geld haben.« »J-j-ja«, stammelte Matahachi, außerstande, sein Zittern zu unterdrücken. »B-b-bekomme ich jetzt den Abschlag, den Ihr mir versprochen habt?« »Wartet einen Augenblick!«

Daizō nahm eine Kerze und begab sich in den rückwärtigen Teil des Lagerhauses. Aus einem Fäßchen, das auf einem Regal stand, zählte er dreißig Goldstücke ab. »Habt Ihr etwas, um das Geld einzuwickeln?« fragte er. »Nein.«

»Dann benutzt dies.« Er hob einen Baumwollappen vom Boden auf und warf ihn Matahachi zu. »Steckt das Geld in die Leibbinde und vergewissert Euch, daß sie fest zugebunden ist.«
»Soll ich Euch eine Quittung geben?«

»Quittung?« wiederholte Daizō und mußte unwillkürlich lachen. »Meiner Treu, seid Ihr ehrlich! Aber nein, ich brauche keine. Wenn Ihr einen Fehler macht, halte ich mich an Eurem Kopf schadlos.«

Matahachi blinzelte und stotterte verzagt: »Dann sollte ich mich wohl besser auf den Weg machen.«

»Nicht so schnell. Ein paar Verpflichtungen bürdet Euch das Geld schon auf. Ihr habt doch nichts von dem vergessen, was ich Euch heute morgen gesagt habe?«

»Nein. Aber da ist noch etwas. Ihr erklärtet mir, die Muskete läge unter dem Kampfbaum vergraben. Wer schafft sie dorthin?« Da es für gewöhnliche Arbeiter schwer war, das Burggelände auch nur zu betreten, wunderte er sich darüber, daß jemand es fertigbringen sollte, eine Muskete samt Munition hineinzuschmuggeln.

»Darüber braucht Ihr Euch nicht den Kopf zu zerbrechen. Tut nur, wozu Ihr Euch verpflichtet habt. Wenn Ihr erst mal ein paar Wochen in der Burg seid, sieht alles ganz anders aus. Erst müßt Ihr Euch dazu durchringen, zu Eurer Tat zu stehen. Und dann müßt Ihr den richtigen Moment abpassen.« »Ich verstehe.«

»Jetzt darf kein Fehler vorkommen. Verbergt das Geld an einem Ort, wo niemand es finden kann. Und laßt es dort liegen, bis Ihr Euren Auftrag ausgeführt habt. Wenn Pläne wie dieser scheitern, dann immer nur des Geldes wegen.«

»Keine Angst. Darüber habe ich bereits nachgedacht. Aber laßt mich Euch eines fragen: Woher soll ich wissen, daß Ihr Euch nicht weigert, mir den Rest zu zahlen, wenn ich den Auftrag erfüllt habe?«

»Hm! Das mag großsprecherisch klingen, doch ums Geld mache ich mir am wenigsten Sorgen. Seht Euch ruhig an diesen Kisten satt!« Er hielt die Kerze in die Höhe, damit Matahachi die Kisten und Kästen besser erkennen konnte, die

überall herumstanden und für Lacktablets, Rüstungen und vieles andere bestimmt waren. »Jede einzelne enthält tausend Goldstücke.« Ohne genau hinzuschauen, sagte Matahachi entschuldigend: »Ihr dürft nicht denken, daß ich Euer Wort anzweifle!«

Die heimliche Unterhaltung dauerte noch etwa eine Stunde. Matahachi, jetzt von etwas mehr Zuversicht erfüllt, verließ das Haus durch die Hintertür. Daizō ging in einen nahe gelegenen Raum und fragte: »Akemi? Bist du noch da? Ich denke, er wird jetzt gleich das Geld vergraben. Am besten heftest du dich an seine Fersen.«

Nach ein paar Besuchen im Geschäft des Pfandleihers hatte Akemi, völlig von Daizōs Persönlichkeit verzaubert, ihrem Herzen Luft gemacht und sich über die Armut beklagt, in der sie augenblicklich lebte. Daizō hatte durchblicken lassen, er brauche eine Frau, die ihm den Haushalt führe. Heute morgen war Akemi zu ungewöhnlich früher Stunde bei ihm erschienen. Daizō hatte ihr gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen, er werde sich Matahachis annehmen.

Der künftige Mörder kehrte völlig ahnungslos, daß er verfolgt wurde, nach Hause zurück. Mit einer Hacke in der Hand kletterte er ein Weilchen später den steilen Hang hinter dem Haus bis zum Gipfel des Nishikubo-Hügels hinauf. Dort vergrub er seinen Schatz.

Nachdem sie das beobachtet hatte, erstattete Akemi Daizō Bericht, und er machte sich augenblicklich auf zum Nishikubo-Hügel. Der Morgen graute bereits, als er endlich ins Lagerhaus zurückkehrte und die Goldstücke zählte, die er ausgegraben hatte. Er zählte sie noch ein zweites und auch ein drittes Mal, doch es waren nur achtundzwanzig.

Daizō legte den Kopf auf die Seite und runzelte die Stirn. Er hegte eine tiefe Abneigung gegen Leute, die sein Geld stahlen.

Tadaakis Wahn

Osugi war keine Frau, die Sorgen und bittere Enttäuschung über unerwiderte Mutterliebe zur Verzweiflung trieben. Doch hier, angesichts der Insekten, die unter Buschkleesträuchern und Grasrispen summten, und den gemächlich dahinfließenden Strom zu Füßen, blieb sie von Heimweh ebensowenig ungerührt wie von der Wehmut über die Vergänglichkeit des Lebens. »Seid Ihr daheim?« Eine raue Stimme durchschnitt die Abendstille. »Wer ist da?« rief sie.

»Ich bin einer von Hangawaras Leuten. Es ist viel Gemüse aus Katsushika eingetroffen, und da hat der Herr mir aufgetragen, Euch welches zu bringen.«

»Yajibei ist wirklich sehr fürsorglich.«

Die Kerze neben sich und einen Pinsel in der Hand, saß sie vor einem niedrigen Tisch und fertigte eine Abschrift des »Sutra über die Wahre Kindesliebe«. Sie wohnte in einem kleinen gemieteten Haus in einem dünnbesiedelten Teil von Hamachō und lebte einigermaßen behaglich davon, daß sie die Kranken des Viertels mit Moxa behandelte. Osugi selbst konnte nicht über körperliche Leiden klagen. Seit Herbstbeginn fühlte sie sich sogar wieder richtig jung.

»Sagt, Großmutter, ist früher am Abend schon ein junger Mann bei Euch gewesen?«

»Um sich mit Moxa behandeln zu lassen, meint Ihr?«

»Nein, nein. Er sprach in Yajibei's Haus vor und schien etwas furchtbar Wichtiges erledigen zu müssen. Er erkundigte sich danach, wo Ihr jetzt wohnt, und wir haben es ihm gesagt.«

»Wie alt war er denn?«

»Etwa acht- oder neunundzwanzig, würde ich meinen.«
»Und wie hat er ausgesehen?«

»Ziemlich rundes Gesicht hatte er. Und er war nicht besonders groß.« »Hm, ob das wohl ...?«

»Die Aussprache war ähnlich wie die Eure. Ich meine, er könnte aus derselben Ortschaft stammen wie Ihr. Nun, ich muß wieder weiter. Gute Nacht.« Als die Schritte verhallten, schwoll das Summen der Insekten wieder an, bis es klang wie nieselnder Regen. Osugi legte den Pinsel beiseite, schaute in die Kerzenflamme und gedachte ihrer Jugend, als die Leute aus dem Strahlenkranz einer Kerze die Bedeutung der Zukunft herausgelesen hatten. Ein heller Strahlenkranz war glückverheißend, violette Töne deuteten auf jemandes Tod hin. Sprühte die Flamme wie brennende Fichtennadeln, bedeutete das, ein sehnlich Erwarteter kam nun endlich.

Osugi hatte die Deutung der Flamme fast schon verlernt, doch der fröhliche Strahlenkranz ihrer Kerze, die heute leuchtete wie ein Regenbogen, schien auf etwas Wunderbares hinzuweisen.

Ob es wohl Matahachi war, der sich nach ihr erkundigt hatte? Ihre Hand griff wieder nach dem Pinsel, hielt aber mitten in der Bewegung inne. Wie verzaubert, vergaß sie sich und ihre Umgebung, und die nächsten ein oder zwei Stunden dachte sie an nichts anderes als an das Gesicht ihres Sohnes, das im Dämmer des Raums zu schweben schien.

Ein Rascheln am Hintereingang riß sie aus ihrer Träumerei. Da sie fürchtete, ein Wiesel könne ihre Küche in Unordnung bringen, nahm sie die Kerze und ging nachsehen.

Der Sack mit dem Gemüse stand am Spülstein; obenauf lag etwas Weißes. Als sie es aufhob, spürte sie, daß es schwer war – so schwer wie zwei Goldstücke. Außen auf das Einwickelpapier hatte Matahachi geschrieben: »Ich getraue mich immer noch nicht, dir gegenüberzutreten. Bitte, verzeih mir, daß ich dich nochmals sechs Monate vernachlässigen werde. Ich hinterlasse für heute nur diese Nachricht, ohne einzutreten.«

Mordlust blitzte in den Augen des Samurai, der durch das

hohe Gras stapfte, um die beiden Männer einzuholen, die am Flußufer standen. Keuchend fragte Hamada Toranosuke: »War er das?«

»Nein«, stöhnte einer der Männer. »Der falsche.« Seine Augen funkelten zornig, während er fortfuhr, das Gelände abzusuchen. »Ich bin überzeugt, daß er das war.« »Nein. Es war ein Schiffer.« »Seid Ihr sicher?«

»Als ich hinter ihm herlief, stieg er ins Boot.« »Deshalb muß er doch noch lange kein Schiffer sein.« »Ich habe es aber nachgeprüft.« »Schnell zu Fuß war er, das muß man ihm lassen.« Sie wanderten durch die Felder von Hamachō zurück. »Matahachi ... Matahachi!«

Zuerst übertönten die Rufe kaum das Murmeln des Flusses, doch nach einer Weile wurden die Männer aufmerksam, blieben stehen und sahen einander überrascht an.

»Jemand ruft ihn! Wie ist das möglich?« »Hört sich an wie eine alte Frau.«

Hamada Toranosuke ging voran, und sie folgten ihm. Als Osugi ihre Schritte hörte, kam sie auf sie zugelaufen. »Matahachi! Ist einer von Euch ...«

Die Männer umringten sie und preßten ihre Hände auf dem Rücken zusammen.

»Was untersteht Ihr Euch?« Sie pumppte sich auf wie ein wütender Kugelfisch und schrie: »Wer seid Ihr überhaupt?« »Wir sind Schüler von der Ono-Schule.« »Ich kenne keinen Ono.«

»Ihr habt nicht von Ono Tadaaki gehört, dem Lehrer des Shōguns?« »Noch nie.« »Ach, Ihr alte ...«

»Hör auf. Mal sehen, was sie von Matahachi weiß.« »Ich bin seine Mutter.«

»Ihr seid die Mutter von Matahachi, dem Melonenverkäufer?« »Was soll das heißen, Ihr Schweine!

Melonenverkäufer! Matahachi ist ein Sproß des Hauses Hon'iden, und das ist eine bedeutende Familie in der Provinz Mimasaka. Ihr müßt wissen, daß die Hon'iden hochgestellte Vasallen von Shimmen Monetsura sind, dem Herrn der Burg Takeyama in Yoshino.«

»Schluß jetzt mit dem Unsinn«, sagte einer der Männer.
»Was sollen wir tun?«

»Sie uns auf den Rücken packen und mitnehmen.« »Als Geisel? Meint Ihr, damit schaffen wir es?«

»Wenn sie seine Mutter ist, muß er ja kommen und versuchen, sie zu befreien.«

Osugi riß ihre knöchigen Arme los und kämpfte wie ein in die Enge getriebenes Tigerweibchen, doch vergebens.

Da er sich die letzten paar Wochen gelangweilt hatte und unzufrieden war, hatte Kojirō es sich angewöhnt, viel zu schlafen, und zwar tagsüber genauso wie nachts. Im Augenblick lag er auf dem Rücken, brummte vor sich hin und drückte sein Schwert an sich.

Das kann meine »Trockenstange« wirklich zum Weinen bringen, dachte er. Ein solches Schwert, dazu ein Kämpfer wie ich – und dann in eines Fremden Haus herumsitzen und tatenlos die Zeit vertrödeln. Ein lautes Schnalzen ertönte, gefolgt von metallischem Aufblitzen. »Freches Biest!«

Die Waffe vollführte einen großen Bogen über ihm und schlüpfte dann zurück in die Scheide, als sei sie ein lebendes Geschöpf.

»Unvergleichlich!« rief ein Diener von der Veranda her.
»Übt Ihr jetzt, aus der Rückenlage heraus zu schlagen?«

»Seid nicht albern«, antwortete Kojirō hochmütig. Sich auf den Bauch wälzend, hob er zwei winzige Teilchen auf und schnippte sie auf die Veranda hinaus. »Mich hat nur dieses Biest gestört.«

Die Augen des Dieners weiteten sich. Das Insekt, das einem Falter ähnelte, war mit seinen weichen Flügeln und dem winzigen Leib fein säuberlich in der Mitte durchgeteilt. »Seid Ihr gekommen, um meine Schlafmatten auszurollen?« fragte Kojirō.

»O nein! Verzeihung, aber hier ist ein Brief für Euch.«

Ohne sich zu beeilen, faltete Kojirō das Schreiben auseinander und begann zu lesen. Erregung malte sich auf seinem Gesicht. Yajibei schrieb, Osugi sei seit gestern abend nicht nach Hause gekommen. Kojirō werde gebeten, sofort zu kommen, damit man beraten könne, was zu unternehmen sei. Ausführlich wurde beschrieben, wie man ihren Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht habe. Den ganzen Tag hatte Yajibei alle seine Leute ausgeschickt, um nach Osugi zu suchen. Den ersten brauchbaren Hinweis fanden sie in der Botschaft, die Kojirō im »Donjiki« zurückgelassen hatte. Sie war durchgestrichen, und daneben stand: »An Sasaki Kojirō. Matahachis Mutter wird von Hamada Toranosuke vom Hause Ono gefangengehalten.« »Endlich!« entfuhr es Kojirō. Er hatte schon damals, als er Matahachi rettete, geahnt, daß die beiden Samurai, die er niedergemacht hatte, von der Ono-Schule stammten.

Er gluckste in sich hinein und sagte: »Darauf habe ich gewartet.« Er trat hinaus auf die Veranda und sah zum Nachthimmel empor. Wolken zogen auf, doch es sah nicht nach Regen aus.

Kurz darauf sah man Kojirō auf einem gemieteten Lastpferd die Takanawa-Landstraße entlangreiten. Es war schon spät, als er das Haus Hangawara erreichte. Nachdem er Yajibei eingehend ausgefragt hatte, beschloß er, die Nacht dort zu verbringen und gleich morgen etwas zu unternehmen.

Ono Tadaaki hatte seinen neuen Namen nach der Schlacht von Sekigahara erhalten. Als Mikogami Tenzen war er ins

Lager von Hidetada gerufen worden, um die Schwertfechtkunst zu lehren, und das hatte er ausgezeichnet gemacht. Gleichzeitig mit der Verleihung des neuen Namens hatte er die Ernennung zum unmittelbaren Vasallen der Tokugawa und außerdem ein prächtiges Haus auf dem Kanda-Hügel in Edo erhalten. Da man von diesem Hügel einen wunderbaren Blick auf den Fujiyama hatte, wurde er vom Shōgunat zum Wohnbezirk für die Gefolgsleute aus Suruga bestimmt, der Provinz, in welcher der Fuji sich erhob.

»Man hat mir gesagt, das Haus liege auf dem Saikachi-Hang«, sagte Kojirō.

Er und einer von Hangawaras Leuten standen jetzt auf dem Gipfel. Im tiefen Taleinschnitt unter sich konnten sie den Ochanomizu erkennen, einen Flußabschnitt, aus dem das Wasser für den Tee des Shōguns geholt wurde. »Wartet hier«, sagte Hangawaras Getreuer zu Kojirō. »Ich werde mich erkundigen.« Kurz darauf kam er mit der Nachricht zurück, sie seien bereits an dem Haus vorbei.

»Ich kann mich an kein Haus erinnern, das aussah, als könne es einem Lehrer des Shōguns gehören.«

»Ich auch nicht. Ich dachte, er hätte ein so großes Haus wie Yagyū Munenori. Aber er wohnt in dem alten Kasten da rechts. Wie ich erfuhr, hat es früher dem Stallmeister des Shōguns gehört.«

»Das sollte Euch nicht überraschen. Ono hat nur ein Einkommen von fünfzehnhundert Scheffel. Munenori dagegen hat ein Vermögen von seinen Vorfahren geerbt.«

»Das ist es«, sagte der Führer und deutete zum Hang.

Kojirō blieb stehen, um sich die Lage der Gebäude einzuprägen. Die alte Lehmmauer erstreckte sich von der Mitte des Hangs bis hinauf zu einer Hecke auf dem dahintergelegenen Hügel. Offensichtlich handelte es sich um ein sehr großes Grundstück. Vom Tor aus konnte er hinter dem

Haupthaus ein Gebäude erkennen, das er für den Dōjō hielt. Hinzu kam noch ein Anbau, wie es schien, aus jüngerer Zeit.

»Ihr könnt jetzt heimkehren«, sagte Kojirō. »Bestellt Yajibei, falls ich bis zum Abend nicht mit der alten Dame zurück bin, soll er mit meinem Tode rechnen.«

»Jawohl, Herr.« Geschwind lief der Mann den Saikachi-Hang hinunter, blieb aber mehrere Male stehen, um einen Blick zurückzuwerfen. Kojirō hatte keine Zeit mit dem Versuch verschwendet, an Yagyū Munenori heranzukommen. Ihn zu besiegen und sich dadurch seinen Ruhm anzueignen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Denn der Yagyū-Stil würde in jedem Fall am Hof des Shōguns weitergepflegt. Das allein genügte Munenori, um dem ehrgeizigen Rōnin einen Waffengang zu verweigern. Tadaaki hingegen neigte dazu, gegen jeden zu kämpfen, der ihn herausforderte. Im Vergleich mit dem Yagyū-Stil war der von Ono praktischer ausgerichtet. Es ging ihm weniger um eine große Zurschaustellung seines Könnens, als vielmehr darum zu töten. Kojirō hatte noch nie von jemand gehört, dem es gelungen war, das Haus Ono zu besiegen. Während Munenori größere Achtung genoß, galt Tadaaki als der stärkere.

Seit er nach Edo gekommen war, hatte Kojirō auf eine Gelegenheit gewartet, bei der Ono-Schule anzuklopfen.

Numata KaJūrō spähte aus dem Fenster des Dōjō-Umkleideraums. Geschwind sah er sich im Raum nach Toranosuke um. Als er ihn in einer Ecke entdeckte, wo er einem jüngeren Schüler Unterricht gab, lief er hin und platzte mit verhaltener Stimme heraus: »Er ist da! Draußen im Hof!« Hamada Toranosuke hielt das Holzschwert vor sich hin und rief dem Schüler zu: »Ausfall!« Dann sauste er voran, und seine Schritte hallten dumpf auf dem Boden wider. Als die beiden die Nordecke erreichten, überschlug sich der Schüler, und sein Holzschwert segelte durch die Luft. Toranosuke wandte sich um und fragte: »Von wem habt Ihr geredet? Von

Kojirō?«

»Ja, er ist durchs Tor gekommen und wird gleich hier sein.«
»Das ging ja schneller, als ich erwartet hatte. Die alte Dame als Geisel zu nehmen war eine gute Idee.«

»Was habt Ihr jetzt vor? Wer begrüßt ihn? Es sollte jemand sein, der auf alles gefaßt ist. Wenn er sich traut, allein hierherzukommen, könnte er versuchen, uns zu überrumpeln.«

»Laßt ihn in den Dōjō bringen. Ich werde ihn dort selbst begrüßen. Ihr anderen haltet Euch im Hintergrund und bewahrt Ruhe!«

»Zum Glück sind wir viele«, sagte KaJūrō. Er blickte sich um und schöpfte Mut aus dem Anblick von so kräftigen Burschen wie Kamei Hyōsuke, Negoro Hachikurō und Itō Magobei. Außerdem waren noch rund zwanzig andere versammelt, die zwar keine Ahnung von Kojirōs Plänen hatten, aber alle wußten, warum Toranosuke so sehr daran gelegen war, Kojirō Sasaki hier zu haben.

Einer der beiden Männer, die Kojirō beim »Donjiki« erschlagen hatte, war Toranosukes älterer Bruder gewesen. Er war zwar ein Tunichtgut, auf den man in der Schule keine großen Stücke hielt, doch sein Tod mußte von Toranosuke als Blutsverwandtem gerächt werden.

Ungeachtet seiner Jugend und seines bescheidenen Einkommens hatte Toranosuke als Samurai in Edo von sich reden gemacht. Wie die Tokugawa stammte er ursprünglich aus der Provinz Mikawa, und seine Familie zählte zu den ältesten Vasallen des Shōguns mit erblichem Titel. Außerdem war er neben Kamei, Negoto und Itō einer der »Vier Generale auf dem Saikachi-Hang«.

Als Toranosuke am Abend zuvor mit Osugi heimkam, war man einhellig der Meinung gewesen, daß er einen bemerkenswerten Fang gemacht habe. Jetzt würde Kojirō sich zeigen müssen. Die Männer gelobten, wenn er auftauchte,

würden sie ihn halb totschiagen, ihm die Nase abschneiden und ihn dann am Ufer des Kanda aufknüpfen, damit alle Welt seine Schande sähe. Freilich waren sie keineswegs überzeugt, daß er wirklich auftauchen würde. Sie hatten sogar Wetten darauf abgeschlossen, wobei die Mehrheit gegen sein Kommen gestimmt hatte.

Sie versammelten sich im Hauptraum des Dōjō, ließen die Mitte frei und warteten gespannt.

Nach einiger Zeit fragte ein Mann KaJūrō: »Seid Ihr sicher, daß es wirklich Kojirō war, den Ihr gesehen habt?« »Absolut sicher.«

In festlicher Ordnung saßen sie da. Den anfangs unbeweglich hölzernen Gesichtern war nach und nach die Anstrengung anzusehen. Einige befürchteten, ihre innere Anspannung könne zu stark werden. Da kamen rasche Schritte vor dem Umkleideraum zum Stillstand, und das Gesicht eines Schülers, der auf Zehenspitzen stand, wurde vorm Fenster sichtbar. »Hört zu! Es hat keinen Sinn, hier zu warten. Kojirō kommt nicht.« »Was soll das heißen? KaJūrō hat ihn doch gesehen!«

»Schon, aber er ist gleich ins Haus gegangen. Von wem er eingelassen wurde, weiß ich nicht, jedenfalls sitzt er jetzt beim Sensei und redet mit ihm.« »Beim Meister?« wiederholte die Gruppe atemlos.

»Sprecht Ihr auch die Wahrheit?« wollte Toranosuke wissen. Auf seinem Gesicht malte sich Bestürzung. Er hatte den Verdacht, wenn die Umstände vom Tod seines Bruders untersucht würden, werde sich herausstellen, daß dieser nichts Gutes im Schilde geführt hatte. Toranosuke freilich hatte das Verhalten seines Bruders beschönigt, als er Tadaaki von dem Zwischenfall berichtete. Wenn sein Herr womöglich gar wußte, daß er Osugi entführt hatte, dann jedenfalls nicht von ihm!

»Wenn Ihr mir nicht glaubt, geht doch selbst hin und

überzeugt Euch.« »So ein Jammer!« stöhnte Toranosuke.

Weit entfernt davon, Mitgefühl mit ihm zu haben, ärgerten seine Mitschüler sich über seinen Mangel an Haltung.

Kamei und Negoro rieten den anderen, einen kühlen Kopf zu bewahren, während sie nachsehen gingen, was sich im Haupthaus abspielte. Als die beiden in ihre Zōri schlüpfen, kam ein hübsches Mädchen mit zartem Teint aus dem Haus gelaufen. Die beiden Männer erkannten Omitsu und blieben stehen. Die anderen kamen zum Eingang geeilt.

»Ihr da«, rief sie mit erregter, schriller Stimme. »Kommt augenblicklich her! Onkel und der Gast haben das Schwert gezogen. Im Garten. Sie kämpfen miteinander.«

Obwohl Omitsu offiziell als Tadaakis Nichte galt, war getuschelt worden, sie sei in Wirklichkeit die Tochter von Itō Ittōsai und seiner Geliebten. Es hieß, Tadaaki habe sich als Ittōsais Schüler einverstanden erklärt, das Mädchen großzuziehen.

Die Angst in ihren Zügen war unverkennbar. »Ich hörte Onkel und den Gast reden, ihre Stimmen wurden immer lauter, und ehe ich's mich versah ... Ich glaube zwar nicht, daß Onkel in Gefahr ist, aber ...«

Die vier Generale ließen einen gemeinsamen Aufschrei vernehmen und schossen zum Garten hinüber, der durch eine Hecke vom Hof getrennt war. Die anderen holten die vier an dem geflochtenen Bambustürchen ein. »Die Tür ist verschlossen.« »Läßt sie sich nicht mit Gewalt öffnen?«

Die Tür gab unter dem Gewicht der gemeinsam dagegendrückenden Samurai nach. Als sie aufsprang, wurde der Blick auf ein weitläufiges Areal freigegeben, welches im Hintergrund ein Hügel begrenzte. Tadaaki, sein getreues Yukihiro-Schwert in Augenhöhe, stand in der Mitte. Hinter ihm, ein ganzes Stück entfernt, stand Kojirō, die große »Trockenstange« überm Kopf schwungbereit, mit

blitzesprühenden Augen.

Die spannungsgeladene Atmosphäre schien eine unsichtbare Barriere zu bilden. Für Männer, die in der strengen Tradition der Samurai erzogen worden waren, durften die furchterregende Feierlichkeit, die zwei Kämpfer umgab, und die Würde der tödlichen, aus ihren Scheiden gerissenen Schwerter durch nichts beeinträchtigt werden. Ungeachtet ihrer Erregung ließ das Bild, das sich ihnen bot, die Schüler minutenlang erstarren.

Doch dann versuchten zwei oder drei von ihnen, sich hinter Kojirō zu schleichen.

»Bleibt, wo Ihr seid!« rief Tadaaki wütend. Seine Stimme, die so schrill war, daß einem das Mark in den Knochen gefror, klang ganz anders als das väterliche Organ, das sie gewohnt waren, und die Studenten blieben unversehens stehen.

Die Leute schätzten den vier- oder fünfundfünfzigjährigen Tadaaki meist um zehn Jahre jünger und meinten, er sei von durchschnittlicher Größe, obwohl er in Wahrheit recht klein war. Sein Haar war immer noch schwarz, sein Körper kräftig gebaut. Die Bewegungen seiner Gliedmaßen wirkten fließend und geschmeidig.

Kojirō hatte noch keinen Hieb getan.

Gleichwohl mußte Tadaaki sich eingestehen, daß er es mit einem überwältigend guten Schwertkämpfer zu tun hatte. Er ist ein zweiter Zenki, dachte er, und ein Schauer überlief ihn.

Zenki war der letzte Kämpfer, mit dem er sich gemessen hatte, der eine solche Reichweite und einen solch verzehrenden Ehrgeiz besaß. Doch das war in seiner Jugend gewesen, als er mit Ittōsai durch die Lande gezogen war und das Leben eines Shugyōsha geführt hatte. Zenki, der Sohn eines Schiffers in der Provinz Kuwana, war Ittōsais Lieblingsschüler gewesen. Als Ittōsai älter wurde, fing Zenki an, auf ihn herabzusehen, und behauptete sogar, den Ittō-Stil habe er, Zenki, entwickelt.

Zenki hatte Ittōsai viel Kummer bereitet, denn je tüchtiger er mit dem Schwert wurde, desto mehr schadete er anderen Menschen. »Zenki«, hatte Ittōsai klagend ausgerufen, »ist der größte Fehler meines Lebens. Wenn ich ihn anschau, sehe ich ein Ungeheuer, das sämtliche schlechten Eigenschaften verkörpert, die ich je gehabt habe. Selbsthaß beschleicht mich, wenn ich ihn nur sehe.«

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Zenki dem jungen Tadaaki sehr nützlich war – als schlechtes Beispiel, das ihn zu höheren Leistungen anspornte, als ihm sonst wohl möglich gewesen wären. Schließlich traf Tadaaki auf Koganegahara in Shimōsa mit dem bösen Wunderkind zusammen und erschlug Zenki, woraufhin Ittōsai ihm die Urkunde des Ittō-Stils verlieh und ihm das Buch mit den Geheimunterweisungen gab. Zenkis Makel war es gewesen, daß seine Technik durch seinen Mangel an Bildung beeinträchtigt wurde. Mit Kojirō hingegen verhielt es sich anders. Seine Intelligenz wie seine Erziehung schimmerten bei jedem Schwertstreich durch. Ich kann diesen Kampf nicht gewinnen, dachte Tadaaki, der sich Munenori übrigens keineswegs unterlegen fühlte. In seiner Einschätzung nahm Munenori keinen sehr hohen Platz ein. Die Zeit scheint über mich hinweggegangen, dachte Tadaaki kläglich.

Mucksmäuschenstill standen die beiden Kämpfer da; nichts schien sich zu regen. Gleichwohl verströmten Tadaaki wie Kojirō ein gewaltiges Maß an Lebenskraft. Schweiß tropfte ihnen reichlich von der Stirn, geblähte Nüstern schnaubten, und ihre Gesichter färbten sich erst weiß und dann bläulich. Die Schwerter verharrten unwandelbar in derselben Haltung wie bisher. »Ich gebe auf«, sagte Tadaaki und fiel unversehens mehrere Schritte zurück. Sie waren übereingekommen, nicht bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Dadurch, daß einer eingestand, verloren zu haben, konnte er den Kampf abbrechen.

Wie ein Raubtier sprang Kojirō vor und ließ die

»Trockenstange« mit der Kraft und Geschwindigkeit eines Wirbelwinds niedersausen. Tadaaki duckte sich gerade noch rechtzeitig weg, doch sein Haarschopf hüpfte in die Höhe, und Kojirō hieb das Haarband entzwei. Tadaaki führte einen blendenden Gegenschlag und ließ gute sechs Zoll von Kojirōs Ärmel mitgehen. »Feigling!« heulten die Schüler auf, deren Gesichter vor Wut brannten. Als er die Kapitulation seines Gegners zum Angriff ausnutzte, hatte Kojirō gegen die Samuraigesetze verstoßen. Die ganze Meute stürzte sich auf Kojirō.

Der aber rannte mit der Geschwindigkeit eines Kormorans auf einen großen Jujube-Baum am äußersten Ende des Gartens zu und verbarg sich hinter dessen Stamm. Seine Augen rollten mit furchterregender Geschwindigkeit. »Habt Ihr es gesehen?« rief er. »Habt Ihr gesehen, wer Sieger geblieben ist?«

»Sie haben es gesehen«, antwortete Tadaaki. »Bleibt, wo Ihr seid!« herrschte er seine Männer an, rammte sein Schwert in die Scheide und kehrte zurück auf die Veranda vor seinem Arbeitsraum.

Er ließ Omitsu rufen und trug ihr auf, ihm das Haar wieder hochzubinden. Während sie damit beschäftigt war, kam er wieder zu Atem. Über die Brust rannen ihm schimmernde Ströme von Schweiß.

Ihm kam ein altes Sprichwort in den Sinn: Es ist leicht, einen Vorgänger zu übertreffen, aber schwer zu vermeiden, von einem Nachfolger übertroffen zu werden. Er hatte die Früchte einer harten Ausbildung in seiner Jugendzeit genossen und sich selbstgefällig in dem Glauben gewiegt, daß sein Ittō-Stil nicht weniger blühte als der Yagyū-Stil. Inzwischen wurden neue Talente wie Kojirō geboren. Diese Erkenntnis war ein bitterer Schock, doch Tadaaki war nicht der Mann, die Augen davor zu verschließen.

Als Omitsu fertig war, sagte er: »Gebt unserem jungen Gast

Wasser, damit er sich den Mund spülen kann, und dann bringt ihn in den Gästeraum.« Die Gesichter der ihn umringenden Schüler waren kalkweiß vor Schreck und Zorn. Einige mußten mit Gewalt gegen die Tränen ankämpfen; andere starrten ihren Meister voller Groll an.

»Wir versammeln uns im Dōjō«, sagte er. »Jetzt.« Damit setzte er sich an ihre Spitze.

Tadaaki nahm auf dem erhöhten Sitz an der Stirnseite Platz und betrachtete schweigend die drei Reihen seiner Anhänger, die vor ihm saßen. Schließlich senkte er den Blick und erklärte leise: »Ich fürchte, ich bin alt geworden. Wenn ich zurückblicke, meine ich, meine besten Zeiten als Schwertkämpfer waren die, da ich Zenki schlug. Als die Schule eröffnet wurde und die Leute anfangen, von der Ono-Gruppe auf dem Saikachi-Hang zu reden, und den Ittō-Stil unschlagbar nannten, hatte ich meinen Höhepunkt als Schwertkämpfer wohl bereits hinter mir.«

Die Schüler trauten ihren Ohren nicht.

Seine Stimme klang wohltönend und sicher, und er sah ihnen fest in die zweifelnden Gesichter. »Das Alter kommt unmerklich auf uns zu. Die Zeiten ändern sich. Die Schüler übertreffen ihre Lehrer. Eine jüngere Generation eröffnet neue Wege. So soll es auch sein, denn Fortschritt beruht auf Veränderung. Doch in der Welt der Schwertfechtkunst darf keine Veränderung entstehen. Der Weg des Schwertes ist ein Weg, der es einem Mann nicht erlaubt, alt zu werden. Ittōsai ... ob er noch am Leben ist? Ich habe seit Jahren nichts mehr von meinem Meister gehört. Nach Koganegahara hat er das geistliche Gewand angezogen und sich in die Berge zurückgezogen. Sein Ziel sei es, sagte er, die Schwertfechtkunst zu studieren, Zen zu üben, nach dem Weg des Lebens und des Todes zu suchen und den Gipfel der vollkommenen Erleuchtung zu erklimmen. Jetzt bin ich an der Reihe. Nach dem heutigen Tage könnte ich meinem Lehrer

nicht mehr in die Augen sehen ... Ich bedaure, kein besseres Leben geführt zu haben.«

»Meister!« fiel ihm Negoro Hachikurō ins Wort. »Ihr sagt, Ihr habt verloren, doch wir glauben nicht, daß Ihr in ehrlichem Kampf gegen Kojirō verlieren würdet, ganz gleich wie jung er ist. Irgend etwas kann heute nicht gestimmt haben.«

»Ach nein!« Tadaaki schüttelte den Kopf und lächelte. »Kojirō ist jung. Aber das ist nicht der Grund, warum ich verloren habe. Ich habe verloren, weil die Zeiten sich geändert haben.« »Was bedeutet das?«

»Hört und seht!« Er ließ den Blick von Hachikurō über die Gesichter der anderen Schüler gleiten. »Ich will mich bemühen, es kurz zu machen, denn Kojirō wartet auf mich. Ich möchte, daß Ihr Euch meine Ansichten und meine Hoffnungen für die Zukunft genau anhört.«

Er setzte sie davon in Kenntnis, daß er sich vom heutigen Tag an aus dem Dōjō zurückziehen werde. Er wolle dem Beispiel Ittōsais folgen und sich auf die Suche nach der Großen Erleuchtung machen. »Das ist meine erste große Hoffnung«, sagte er zu ihnen. Sodann ersuchte er seinen Neffen, Itō Magobei, sich um seinen einzigen Sohn Tadanari zu kümmern. Magobei erhielt außerdem den Auftrag, das Shōgunat über die Vorkommnisse des heutigen Tages zu unterrichten und zu erklären, daß Tadaaki beschlossen habe, buddhistischer Priester zu werden.

»Ich bin nicht enttäuscht, von einem Jüngeren geschlagen worden zu sein. Was ich als Schande empfinde, ist, daß glänzende Kämpfer wie Sasaki von anderswoher kommen. Nicht ein einziger ihm ebenbürtiger Schwertkämpfer ist aus der Ono-Schule hervorgegangen. Ich glaube, ich weiß, warum das so ist. Viele von Euch sind erbliche Vasallen des Shōguns. Ihr habt zugelassen, daß Eure Stellung Euch zu Kopf gestiegen ist. Nach ein wenig Übung fangt Ihr an, Euch als Meister des

unbesiegbaren Ittō-Stils zu betrachten. Ihr seid zu selbstzufrieden.«

»Moment, Herr!« verwahrte Hyōsuke sich mit zitternder Stimme gegen diesen Vorwurf. »Das ist nicht gerecht. Nicht alle von uns sind träge und überheblich. Und nicht alle vernachlässigen wir unsere Studien.« »Haltet den Mund!« Tadaaki funkelte ihn wütend an. »Nachlässigkeit auf Seiten der Schüler spiegelt nur die Nachlässigkeit des Lehrers. Ich beichte meine eigenen Schwächen, gebe ein Urteil über mich selbst ab. Die Aufgabe, die vor Euch liegt, besteht zunächst einmal darin, diese Nachlässigkeit auszumerzen und die Ono-Schule zu einem Zentrum junger Begabungen zu machen. Sie muß zu einem Ausbildungszentrum der Zukunft werden.« Endlich begann die Aufrichtigkeit seiner Erklärungen, Wirkung zu zeitigen. Seine Schüler ließen den Kopf hängen und dachten über das Gesagte nach. Jeder hatte seine eigenen Fehler vor Augen. »Hamada!« rief Tadaaki.

Toranosuke erwiderte überrascht: »Ja, Herr?« Kalt starrte Tadaaki ihn an, worauf Hamada den Blick senkte. »Erhebt Euch!«

»Ja, Herr«, sagte er und blieb sitzen. »Erhebt Euch! Und zwar augenblicklich!«

Toranosuke richtete sich auf. Stumm sahen die anderen zu ihm herüber. »Ich verweise Euch aus der Schule.« Er hielt inne. »Ich hoffe jedoch«, fuhr er fort, »daß der Tag kommt, da Ihr Euch gebessert, Selbstzucht geübt und die Bedeutung der Kunst des Krieges begriffen haben werdet. Vielleicht können wir dann wieder als Lehrer und Schüler zusammenkommen. Doch jetzt verschwindet!«

»M-m-meister, warum? Ich wüßte nicht, womit ich das verdient habe.« »Ihr wißt es nicht, weil Ihr die Kunst des Krieges noch nicht begriffen habt. Wenn Ihr lange und gründlich darüber nachdenkt, werdet Ihr es verstehen.«

»Bitte, sagt es mir! Ich kann erst gehen, wenn Ihr das getan habt.« Die Adern auf seiner Stirn schwellen an.

»Gut denn! Feigheit ist die schändlichste Schwäche, die man einem Samurai vorwerfen kann. Die Kunst des Krieges ermahnt uns, sie um jeden Preis zu unterdrücken. Es ist eine eiserne Regel dieser Schule, daß jeder, der sich einer feigen Handlung schuldig macht, der Schule verwiesen werden muß. Gleichwohl habt Ihr, Hamada Toranosuke, mehrere Wochen seit dem Tod Eures Bruders verstreichen lassen, ehe Ihr Sasaki Kojirō herausfordertet. In der Zwischenzeit seid Ihr herumgelaufen und habt versucht, Euch an einem unbedeutenden Melonenverkäufer zu rächen. Gestern habt Ihr die betagte Mutter dieses Mannes gefangengenommen und hierhergebracht. Nennt Ihr das ein Verhalten, wie es einem Samurai geziemt?«

»Aber, Herr, Ihr versteht nicht! Ich habe es nur getan, um Kojirō herzulocken.« Er wollte eine glühende Rechtfertigungsrede von sich geben, doch Tadaaki schnitt ihm das Wort ab. »Genau das ist es, was ich unter Feigheit verstehe. Wenn Ihr gegen Kojirō hättet antreten wollen, warum seid Ihr dann nicht zu seinem Hause gegangen? Warum habt Ihr ihm nicht eine Botschaft geschickt, mit der Ihr ihn herausfordertet? Warum habt Ihr nicht gesagt, wie Ihr heißt und was Ihr wollt?«

»N-n-nun, ich habe daran gedacht, aber ...«

»Gedacht? Nichts hat Euch davon abgehalten, es zu *tun*. Ihr jedoch habt die feige List ersonnen, Kojirō hierherzulocken, damit Ihr ihn in großen Scharen angreifen könntet. Kojirōs Verhalten war im Vergleich dazu mustergültig.« Tadaaki machte eine Pause. »Er kam allein, um mich persönlich zu sprechen. Er weigerte sich, irgend etwas mit einem Feigling zu tun zu haben, und forderte mich zum Kampf heraus, weil ein Lehrer schließlich verantwortlich ist für das Fehlverhalten seiner Schüler.

Das Ergebnis dieses Kampfes zwischen ihm und mir hat ein schändliches Verbrechen ans Licht gebracht. Ich gestehe dieses Verbrechen jetzt demütig.«

Totenstille herrschte im Raum.

»Und jetzt, Toranosuke, wenn Ihr darüber nachdenkt, seid Ihr da immer noch der Meinung, Ihr wäret ein Samurai, der sich nichts hat zuschulden kommen lassen?« »Verzeiht mir!« »Hinaus!«

Die Augen zu Boden gesenkt, machte Toranosuke zehn Schritte nach rückwärts und kniete sich, die Arme ausgestreckt, auf den Boden und verneigte sich.

»Ich wünsche Euch die beste Gesundheit, Herr ... Und Euch anderen auch.« Seine Stimme war verschleiert. Dann stand er auf und verließ traurig den Dōjō.

Tadaaki erhob sich. »Auch ich muß mich von der Welt verabschieden.« Unterdrücktes Schluchzen wurde hörbar. Seine letzten Worte waren streng, und doch voller Liebe. »Warum trauern? Euer Tag ist gekommen. Es liegt an Euch, dafür zu sorgen, daß diese Schule in Ehren in das neue Zeitalter eingeht. Fangt jetzt damit an, seid bescheiden, arbeitet hart und bemüht Euch mit aller Kraft, Euren Geist zu kultivieren.«

Zurück im Gastraum, erschien Tadaaki ganz ungerührt, als er still Platz nahm und sich an Kojirō wandte.

Nachdem er sich für sein langes Ausbleiben entschuldigt hatte, sagte er: »Ich habe soeben Hamada der Schule verwiesen, ihm angeraten, seinen Lebenswandel zu ändern und sich zu bemühen, die wahre Bedeutung der Selbstzucht eines Samurai zu begreifen. Selbstverständlich habe ich vor, die alte Frau freizugeben. Möchtet Ihr sie mitnehmen, oder soll ich dafür sorgen, daß sie später heimgebracht wird?«

»Ich bin zufrieden mit dem, was Ihr getan habt. Sie kann mit mir kommen.« Kojirō machte Anstalten, sich zu erheben. Der Zweikampf hatte all seine Kraft aufgezehrt, und die Wartezeit

hinterher war sehr, sehr lang gewesen.

»Geht noch nicht«, sagte Tadaaki. »Jetzt, wo alles vorüber ist, laßt uns ein Schälchen zusammen trinken und das Vergangene begraben.« In die Hände klatschend, rief er: »Omitsu. Bringt Sake!«

»Vielen Dank«, sagte Kojirō. »Es ist sehr liebenswürdig von Euch, mich zum Trinken zu bitten.« Lächelnd setzte er heuchlerisch hinzu: »Jetzt weiß ich, warum Ono Tadaaki und der Ittō-Stil so berühmt sind.« Er hatte in Wahrheit nicht die geringste Hochachtung vor Tadaaki.

Wenn seine natürlichen Anlagen richtig entwickelt werden, dachte Tadaaki, wird die Welt sich vor ihm verneigen. Aber schlägt er den falschen Weg ein, dann habe ich jemand vor mir, der sich zu einem zweiten Zenki entwickelt.

»Wenn Ihr mein Schüler wäret ...« Diese Worte lagen Tadaaki auf der Zunge. Statt sie auszusprechen, lächelte er und ging bescheiden auf Kojirōs Schmeichelei ein.

Im Laufe ihrer Unterhaltung tauchte Musashis Name auf, und Kojirō erfuhr, daß man erwog, ihn in den auserwählten Kreis jener aufzunehmen, die dem Shōgun Unterricht erteilten.

Kojirō sagte darauf nur: »Oh!« Doch der Ausdruck in seinem Gesicht verriet, wie betroffen er war. Die Augen rasch der untergehenden Sonne zuwendend, sagte er, nun sei es wirklich Zeit für ihn zu gehen. Wenige Tage später verschwand Tadaaki aus Edo. Er stand im Rufe, ein schlichter, redlicher Krieger zu sein, die Verkörperung der Selbstlosigkeit. Andererseits galt er als ein Mann, dem Munenoris Sinn für die Politik fehle. Da die Menschen nicht begriffen, wieso ein Mann, der anscheinend alles erreichen konnte, was er sich vorgenommen hatte, der Welt entsagte, verzehrten sie sich vor Neugier und legten alle möglichen Deutungen in sein Verschwinden. Man munkelte, nach seiner Niederlage habe Tadaaki den Verstand verloren.

Der tiefere Sinn

Musashi sagte, es sei das schlimmste Unwetter, das er je erlebt habe. Traurig betrachtete Iori die von der Nässe aufgequollenen, zerfetzten und überall verstreuten Buchseiten und dachte: Aus mit dem Lernen! Zwei Tage im Herbst – der zweihundertzehnte und der zweihundertzwanzigste Tag im Jahr – waren bei den Bauern besonders gefürchtet. An diesen Tagen war die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß ein Taifun die Reisernte vernichtete. Iori, der mit solchen Gefahren vertrauter war als sein Herr, hatte vorsichtshalber die Dachbalken mit Stricken festgebunden und das Dach selbst mit Steinen beschwert. Trotzdem hatte der Wind das Dach in der Nacht heruntergerissen, und als es hell genug war, den Schaden genauer anzusehen, stellte sich heraus, daß das Ausbessern der Hütte wirklich keinen Sinn mehr hatte.

Eingedenk seiner Erfahrungen auf der Hötengahara-Ebene machte Musashi sich kurz nach dem Morgengrauen auf den Weg. Iori sah ihm nach und dachte: Was kann er schon davon haben, sich die Reisfelder der Nachbarn anzusehen? Selbstverständlich sind die überflutet. Bedeutet sein eigenes Haus ihm denn gar nichts?

Er entzündete ein Feuer und verwendete dazu Teile der Wände und des Fußbodens. Dann röstete er einige Kastanien und briet sich ein paar Vögel zum Frühstück. Der Rauch biß ihm in die Augen.

Kurz nach Mittag kam Musashi zurück. Etwa eine Stunde später traf eine Gruppe von Bauern in dicken Regenumhängen aus Stroh ein, um ihren Dank abzustatten. Dem einen war Hilfe bei einem Kranken geleistet worden, dem anderen beim Entwässern nach der Überflutung, und ein alter Mann sagte: »In solchen Zeiten fingen wir oft an, uns zu streiten, und jedermann war bemüht, zunächst mit seinen eigenen Sorgen fertig zu werden. Heute jedoch sind wir Eurem Rat gefolgt und

haben zusammengearbeitet.« Dann überreichten die Bauern Geschenke: Süßigkeiten, Eingelegtes und –zu Ioris Entzücken – Reisgebäck. Iori überlegte und kam zu dem Schluß, daß er heute eine Lektion gelernt hatte: Setzte man sich selbst hinten, um für andere zu arbeiten, stellte Essen sich von selbst ein.

»Wir werden Euch ein neues Haus bauen«, versprach einer der Bauern. »Eines, das nicht sofort umgeweht wird.« Vorerst lud er die beiden ein, in seinem Haus zu wohnen, welches das älteste im Dorf war. Als sie dort ankamen, sorgte die Frau des Mannes für ihre Kleidung, und als sie sich schlafen legten, wurde jedem ein eigener Raum angewiesen.

Vor dem Einschlafen nahm Iori ein Geräusch wahr, das seine Neugier weckte. Er wälzte sich herum und flüsterte durch das Shōji in Musashis Raum hinüber: »Hört Ihr das, Herr?« »Hmm?«

»Horcht nur! Man kann sie gerade noch hören, die Trommeln von den Tänzen am Schrein. Merkwürdig, nicht wahr, ausgerechnet am Abend nach einem Taifun heilige Tänze aufzuführen?« Tiefe Atemzüge waren die einzige Antwort, die er erhielt. Am nächsten Morgen stand Iori früh auf und erkundigte sich beim Bauern nach den Trommeln. Dann ging er in Musashis Raum und fragte fröhlich: »Der Mitsumine-Schrein ist nicht weit von hier in Chichibu, nicht wahr?« »Das nehme ich an.«

»Warum geht Ihr nicht mit mir hin, damit ich dort meine Andacht verrichten kann?«

Verwirrt fragte Musashi, woher denn dieser plötzliche Einfall komme, und er erfuhr, bei den Trommlern habe es sich um Musikanten aus dem Nachbardorf gehandelt, die für den heiligen Asagaya-Tanz geübt hätten, der in ihrem Haus seit Urzeiten gepflegt werde. Jeden Monat gingen sie hin, um beim Mitsumine-Schrein-Fest zu tanzen.

Iori hatte zu Musik und Tanz nur über die Shinto-Tänze

Zugang, in die er förmlich vernarrt war. Als er nun hörte, daß die Mitsumine-Tänze zu den großartigsten Beispielen dieser Tradition zählten, war er darauf versessen, sie zu sehen.

»Wollt Ihr nicht zusammen mit mir hingehen?« bettelte er. »Es dauert doch ohnedies noch mindestens fünf oder sechs Tage, bis das neue Haus fertig ist.«

Ioris Drängen erinnerte Musashi an Jōtarō, der ihm mit seinem Gegreine, seinem Schmollen und Betteln manchmal eine rechte Plage gewesen war. Iori, der für sein Alter sehr erwachsen und selbstgenügsam war, griff nur selten zu solchen Mitteln, nicht zuletzt weil Musashi ihm absichtlich beigebracht hatte, streng zwischen sich und seinem Lehrer zu unterscheiden. Zuerst brummte Musashi nur unentschieden, doch nachdem er es sich überlegt hatte, sagte er: »Na schön, dann gehe ich mit dir hin.« Iori vollführte einen Freudensprung und erklärte: »Und das Wetter ist auch wieder schön!« Es waren noch keine fünf Minuten vergangen, da hatte er sein Glück bereits dem Gastgeber mitgeteilt, um etwas zu essen für unterwegs gebeten und sich ein Paar neue Sandalen beschafft. Schließlich stand er wieder vor seinem Lehrer und sagte: »Sollten wir uns nicht auf den Weg machen?«

Der Bauer verabschiedete sie mit dem Versprechen, daß das neue Haus bei ihrer Rückkehr fertig sein werde.

Sie kamen zwar an überschwemmten Stellen vorüber, wo der Taifun große Wasserflächen hatte entstehen lassen, sonst jedoch war es kaum zu glauben, daß der Himmel erst vor zwei Tagen hemmungslos seine Schleusen geöffnet hatte. Über den durchsichtig blauen Himmel zogen tief fliegende Würger.

Am Iruma erfuhr ihre Reise eine Unterbrechung von etlichen Stunden; der Fluß war zu seiner dreifachen Stärke angeschwollen, und von der Steinbrücke, die hinüberführte, war in der Strommitte nur noch ein kleiner Abschnitt zu sehen.

Bauern schleppten auf beiden Seiten des Flusses Pfähle

herbei, um einen behelfsmäßigen Übergang zu schaffen. Als Iori im Boden ein paar alte Speerspitzen fand, meinte er: »Da müssen auch Teile von Helmen sein. Hier hat bestimmt einmal eine Schlacht stattgefunden.« Er vertrieb sich die Zeit damit, am Ufer Pfeilspitzen, Teile von zerbrochenen Schwertern und eine Menge anderer Metalltrümmer auszugraben, deren Herkunft nicht mehr genau zu bestimmen war.

Plötzlich schreckte er von etwas Weißem zurück, das er gerade hatte aufheben wollen.

»Ein Menschenknochen!« rief er. »Bring ihn her!« sagte Musashi.

Iori jedoch konnte es nicht über sich bringen, den Knochen nochmals anzufassen. »Was wollt Ihr damit tun?« fragte er.

»Ihn irgendwo begraben, wo andere nicht mehr auf ihm herumtrampeln.« »Es sind aber ganz viele Knochen.«

»Gut, dann haben wir jedenfalls etwas zu tun. Bring sie alle her!« Damit wandte er sich vom Fluß ab und sagte: »Dort drüben kannst du sie begraben, dort, wo der Enzian blüht.« »Ich habe aber nichts zum Graben.« »Dann nimm doch ein abgebrochenes Schwert.«

Als das Loch tief genug war, legte Iori die Knochen hinein, brachte dann noch seine Sammlung von Pfeilspitzen und Metallstücken und vergrub diese mit den Gebeinen. »Ist es so richtig?« fragte er.

»Wälze noch ein paar Steine drauf, damit es wie eine richtige Gedenkstätte aussieht!«

»Wann ist denn hier eine Schlacht geschlagen worden?« »Hast du das vergessen? Du hast bestimmt schon davon gehört. Im ›Taiheiki‹, der ›Chronik des Großen Friedens‹, wird von zwei erbitterten Schlachten berichtet, die vor Hunderten von Jahren ausgetragen wurden. Und das muß ungefähr hier gewesen sein. Auf der einen Seite stand die Familie Nitta, welche den Südlichen Hof unterstützte, und auf der anderen ein

riesiges Heer unter der Führung von Ashikaga Takauji.«

»Ach, die Schlachten von Kotesashigahara! Jetzt fällt es mir wieder ein.« Als Musashi mehr wissen wollte, fuhr Iori fort: »In dem Buch wird erzählt, daß Fürst Munenaga lange Zeit in der Ost-Region lebte und sich um den Weg des Samurai bemühte; als der Kaiser ihn zum Shōgun ernannte, erstaunte ihn das sehr.«

»Und wie lautet das Gedicht, das er bei dieser Gelegenheit schrieb?« Iori folgte mit den Augen einem Vogel, der hoch in den azurblauen Himmel aufstieg, und rezitierte dann:

*Woher sollte ich wissen,
Daß ich je Meister des
Trompetenbaumbogens werden würde?
War ich nicht durchs Leben gegangen,
Ohne
Ihn jemals anzurühren!*

»Und wie lautet der Abschnitt, in dem berichtet wird, wie er in die Provinz Musashi einzog und bei Kotesashigahara kämpfte?«

Der Junge zögerte, biß sich auf die Lippen und versuchte es dann weitgehend mit seinen eigenen Worten:

*Wozu denn mich klammern
An ein Leben, das erfüllt,
Nun, wo es edel hingegeben
Für die Sache unsres großen Herrn,
Für die Sache des Volkes?*

»Und weißt du, was das bedeutet?« »Natürlich.«

»Bist du dir dessen ganz sicher?«

»Jemand, dem man das erst erklären müßte, kann kein Japaner sein, selbst wenn er Samurai wäre. Habe ich nicht recht?«

»Ja, aber dann sag mir, Iori, wenn dem so ist, warum hast du

dann getan, als würdest du dir die Hände schmutzig machen, als du diese Knochen angefaßt hast?«

»Würde es Euch denn nichts ausmachen, die Gebeine von Toten anzufassen?«

»Die Männer, die hier fielen, haben das gefühlt, was im Gedicht über Fürst Munenaga zum Ausdruck kommt, sie haben dafür gekämpft und ihr Leben gelassen. Unzählige Samurai haben das getan, und ihre Gebeine, die in der Erde ruhen, bilden die Grundlagen, auf denen dieses Reich errichtet wurde. Wären sie nicht gewesen, wir hätten heute noch keinen Frieden und die Aussicht auf Wohlergehen.«

Iori nickte zu fast jedem Wort. »Jetzt verstehe ich. Soll ich ein Blumenopfer darbringen und mich vor den Gebeinen verneigen, die ich bestattet habe?« Musashi lachte. »Sich zu verneigen, ist nicht unbedingt notwendig, wenn man die Erinnerung im Herzen wachhält.«

»Aber ...« Der Junge war nicht ganz zufrieden und pflückte ein paar Blumen, die er auf den Steinhaufen legte. Schon wollte er ergeben die Hände zusammenlegen, da kam ihm ein beunruhigender Gedanke. »Herr, das ist alles schön und gut, sofern diese Gebeine wirklich Samurai gehörten, die dem Kaiser treu ergeben waren. Aber was ist, wenn es sich um Überreste von Anhängern des Ashikaga Takauji handelt? Denen möchte ich meine Achtung eigentlich nicht erweisen.«

Iori wartete auf eine Antwort und starrte Musashi an. Der richtete den Blick auf die dünne Mondsichel, die am taghellen Himmel zu sehen war. Ihm wollte jedoch keine wirklich befriedigende Antwort einfallen. Schließlich sagte er: »Der Buddhismus verheißt selbst jenen Erlösung, die sich der zehn Grundübel und der fünf Todsünden schuldig gemacht haben. Die Stimme des Herzens ist Erleuchtung. Buddha vergibt auch den Bösen, wenn sie nur ihre Augen nicht vor seiner Weisheit verschließen.« »Bedeutet das, daß treue Krieger und böse

Rebellen nach ihrem Tode gleich sind?«

»Nein!« erklärte Musashi mit Nachdruck. »Ein Samurai muß seinen Namen heilighalten. Wird dieser besudelt, gibt es Generationen hindurch keine Möglichkeit, das wiedergutzumachen.«

»Warum behandelt dann Buddha schlechte wie getreue Diener gleich?« »Weil grundsätzlich alle Menschen gleich sind. Es gibt zwar welche, die sich durch Selbstsucht und Begierde so verblenden lassen, daß sie zu Rebellen oder Räubern werden. Darüber hinwegzusehen, ist jedoch Buddha bereit. Er stellt allen anheim, die Erleuchtung anzunehmen und die Augen der wahren Weisheit zu öffnen. Das ist die Botschaft, wie sie aus tausend heiligen Schriften hervorgeht. Selbstverständlich, sobald man stirbt, wird alles zunichte.«

»Ich verstehe«, sagte Iori, ohne indes wirklich zu verstehen. Er dachte eine Weile über Musashis Worte nach und fragte dann: »Aber auf Samurai trifft das nicht zu, nicht wahr? Schließlich wird nicht *alles* zunichte, wenn ein Samurai stirbt.« »Warum sagst du das?« »Sein Name lebt doch weiter, oder?« »Das stimmt.«

»Ist es ein schlechter Name, bleibt er schlecht. Ist es ein guter Name, bleibt er gut, auch dann, wenn von dem Samurai nur noch Knochen übrig sind. Ist es nicht so?«

»Ja, und doch ist es nicht ganz so einfach«, sagte Musashi und überlegte, ob er es wohl schaffte, die Wißbegierde seines Schülers richtig zu lenken. »Bei einem Samurai geht es um so etwas wie eine Anerkennung des tieferen Sinns der Dinge. Ein Krieger, dem das Gefühl dafür abgeht, ist wie ein Strauch in der Wüste. Ein starker Kämpfer zu sein und sonst nichts, heißt, wie ein Taifun zu sein. Genauso ist es mit Schwertkämpfern, die ausschließlich ans Schwert denken, ans Schwert und sonst nichts. Ein richtiger Samurai, ein wirklicher Schwertkämpfer besitzt ein mitfühlendes Herz. Er weiß um den tieferen Sinn

des Lebens.« Schweigend ordnete Iori die Blumen um und verschränkte die Hände.

Zwei Trommelschlegel

Auf halber Höhe des Berges wurden die Menschen, die wie Ameisen in einer ununterbrochenen Prozession in die Höhe stiegen, von einem dicken Wolkenring verschluckt. Wenn sie ein wenig unterhalb der Gipfel, dort wo der Mitsumine-Schrein lag, wieder zum Vorschein kamen, begrüßte sie ein wolkenloser Himmel.

Die drei Gipfel des Berges thronten gleichsam über vier östlichen Provinzen. Zu der Shinto-Anlage gehörten buddhistische Tempel, Pagoden und noch etliche andere Gebäude und Glückstore. Vor dem Tempelbezirk erstreckte sich eine blühende kleine Stadt mit Teehäusern und Andenkenläden, den Schreibstuben der Oberpriester und den Häusern von einigen siebzig Bauern, deren Erträge ausschließlich für den Gebrauch des Schreins bestimmt waren.

»Horcht! Jetzt haben sie angefangen, die großen Trommeln zu schlagen«, rief Iori aufgeregt und schlang hastig seinen Reis mit den roten Bohnen hinunter. Musashi saß ihm gegenüber und genoß sein Abendessen, indem er besonders langsam kaute.

Iori ließ die Eßstäbchen fallen. »Die Musik hat angefangen«, sagte er. »Laßt uns hingehen und zuschauen!«

»Ich habe gestern abend genug gesehen. Geh du nur allein hin!« »Aber gestern abend haben sie doch bloß zwei Tänze aufgeführt. Wollt Ihr die anderen nicht sehen?« »Nicht, wenn ich mich deshalb abhetzen muß.«

Da Iori sah, daß der hölzerne Napf seines Herrn noch halb voll war, erklärte er unruhig: »Seit gestern sind Tausende von

Leuten gekommen. Es wäre ein Jammer, wenn es jetzt regnete.«

Als Musashi endlich sagte: »Wollen wir jetzt gehen?« sprang Iori wie ein Hund, den man von der Leine gelassen hat, auf die Tür zu, borgte ein Paar Strohsandalen aus und stellte sie auf der Treppe für seinen Herrn bereit. Vor dem Kannon'in, dem Untertempel, in dem sie wohnten, und zu beiden Seiten des Haupttors zum Schrein loderten große Freudenfeuer. Vor jedem Haus des Ortes brannte eine Fackel, so daß das ganze Gebiet, das mehrere tausend Fuß über dem Meeresspiegel lag, taghell erleuchtet war. Am Himmel droben, der vom Blau eines tiefen Sees war, schimmerte die Milchstraße wie magischer Rauch, während auf den Straßen Schwärme von Männern und Frauen ungeachtet der Kälte in dieser Höhe der Bühne zustrebten, auf welcher die heiligen Tänze aufgeführt wurden. Flötentöne und dumpfe Trommelklänge hallten vom Bergwind getragen wider. Die Bühne selbst war leer bis auf die sanft wehenden Banner, die den Hintergrund bildeten. Im Gedränge war Iori von Musashi getrennt worden, doch schob er sich rasch und energisch durch die Menschen, bis er seinen Lehrer erspähte, der in der Nähe des Schreins stand und sich die Tafeln der Spender durchsah. Iori zupfte ihn am Ärmel, doch Musashis Aufmerksamkeit galt ausschließlich einem Schild, das größer war als die anderen. Es nahm auch wegen der Höhe der Summe, die »Daizō von Narai, in der Provinz Musashi« gespendet hatte, eine Sonderstellung unter allen anderen ein. Das Dröhnen der Trommeln schwoll an.

»Sie haben mit dem Tanz begonnen«, rief Iori quengelig und schielte nach der Tanzbühne. »Sensei, wonach haltet Ihr Ausschau?« Musashi schien aus einem Tagtraum aufzuwachen und sagte: »Ach, nach nichts Besonderem ... Mir ist bloß etwas eingefallen, das ich erledigen muß. Geh du nur, und sieh dir die Tänze an! Ich komme später nach.« Musashi suchte die Schreibstube des Shinto-Priesters auf, in der er von einem alten

Mann begrüßt wurde.

»Ich würde mich gern nach einem Spender erkundigen«, sagte Musashi. »Tut mir leid, aber damit haben wir hier nichts zu tun. Da müßt Ihr schon zur Residenz des buddhistischen Oberpriesters gehen. Ich führe Euch hin.« Wiewohl es sich bei dem Mitsumine-Schrein um ein Shinto-Heiligtum handelte, lag die Oberaufsicht über die ganze Anlage in den Händen eines buddhistischen Würdenträgers. Auf dem Schild über seinem Haus stand: »Verwaltungs-Schreibstube des Oberpriesters«, und das in entsprechend großen Schriftzeichen.

In der Eingangshalle sprach der alte Mann ziemlich lange mit dem diensttuenden Priester. Dann bat der Priester Musashi näher zu treten und führte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit in die inneren Räume. Es wurde Tee gereicht, zu dem es erlesenes Gebäck gab. Ein zweites Tablett wurde aufgetragen, und bald folgte ein hübscher junger Priesterschüler mit einem Sakekrug. Schließlich erschien niemand Geringerer als der stellvertretende Oberpriester. »Willkommen in unseren Bergen!« sagte dieser. »Ich fürchte, wir haben Euch nur schlechte Gebirgskost anzubieten. Ich hoffe jedoch, Ihr vergebt uns. Bitte, macht es Euch bequem!«

Musashi wußte nicht, was er von dieser überaus zuvorkommenden Behandlung halten sollte. Ohne den Sake anzurühren, sagte er: »Ich bin gekommen, weil ich mich nach einem Eurer Gönner erkundigen möchte.« »Aber bitte.« Die wohlwollende Miene des Priesters, eines rundlichen Mannes von etwa fünfzig Jahren, änderte sich leicht. »Eine Auskunft?« fragte er mißtrauisch.

Woraufhin Musashi in rascher Folge fragte, wann Daizō zum Tempel gekommen sei, ob er oft hierherkomme und ob er jemand dabeigehabt habe und, falls ja, wer das gewesen sei.

Mit jeder Frage wuchs das Mißfallen des Priesters, bis er schließlich sagte: »Ihr seid also gar nicht hergekommen, um

eine Spende anzubieten, sondern nur, um Fragen nach jemand zu stellen, der das getan hat?« Die ganze Gestalt war ein Bild der Empörung.

»Der alte Mann muß mich mißverstanden haben. Ich habe nie die Absicht gehabt, etwas zu spenden. Ich wollte mich nur nach Daizō erkundigen.« »Das hättet Ihr doch am Eingang klipp und klar sagen können«, erklärte der Priester hochmütig. »Nach allem, was ich sehe, seid Ihr ein Rōnin. Ich weiß nicht, wer Ihr seid, noch woher Ihr kommt. Ihr müßt schon verstehen, daß ich nicht jedem Auskünfte über unsere Gönner geben kann.« »Ich versichere Euch, daß ich nichts Unrechtes vorhabe.« »Nun, da müßt Ihr Euch mit dem für diese Dinge zuständigen Priester unterhalten.« Er machte ein Gesicht wie jemand, der gerade ausgeraubt worden ist, und entließ Musashi.

Das Verzeichnis der Spender half Musashi auch wenig, da hier nur vermerkt war, daß Daizō mehrere Male einen Beitrag geleistet hatte. Musashi dankte dem zuständigen Priester und ging wieder.

In der Nähe der Tanzbühne sah er sich suchend nach Iori um, konnte ihn jedoch nicht entdecken. Hätte er nach oben geblickt, würde er ihn gefunden haben. Der Junge saß hoch über ihm, denn um besser sehen zu können, war er auf einen Baum geklettert.

Während Musashi zusah, was sich auf der Bühne abspielte, fühlte er sich in seine Kindheit zurückversetzt, als er die nächtlichen Feiern am Sanumo-Schrein in Miyamoto erlebt hatte. Vor seinem geistigen Auge sah er die Menschenmengen, Otsūs weißes Gesicht in ihrer Mitte. Er sah Matahachi, der ständig auf irgend etwas Eßbarem herumkaute, sah Onkel Gon, der gewichtig auf und ab schritt. Verschwommen sah er das Gesicht seiner Mutter, die sich Sorgen machte, weil er so lange ausblieb, und deshalb kam, um nach ihm zu suchen.

Die in ungewöhnliche Kostüme, welche offensichtlich die Erinnerung an die Eleganz der kaiserlichen Wachen wecken sollten, gekleideten Musikanten nahmen ihre Plätze auf der Bühne ein. Im flackernden Licht der Feuer erinnerte ihr Putz, in dem hier und da Stücke von Goldbrokat aufschimmerten, an die mythischen Roben aus dem Zeitalter der Götter. Die Schläge der nicht besonders straff gespannten Trommeln hallten im Sichertannenwald wider, dann ließen Flöten und trockene, harte Brettchen, die rhythmisch mit kleinen Klötzen zusammengeslagen wurden, das Vorspiel aufklingen. Der Tanzmeister trat vor; er trug die Maske eines uralten Mannes. Dies unirdische Gesicht, von dessen Wangen und Kinn schon der Lack abgeblättert war, bewegte sich langsam hin und her, während der Tanzmeister die Worte des »Kamiasobi«, des Göttertanzes sang:

*Vor dem heiligen Berg Mimuro Mit seinem göttlichen Zaun
Und vor der großen Gottheit Wachsen die Blätter des
Sasaki-Baums In Hülle und Fülle, In Hülle und Fülle.*

Der Takt der Trommelschläge beschleunigte sich, und neue Instrumente setzten ein. Bald verschmolzen Gesang und Tanz in lebhaftem Rhythmus.

*Woher kam dieser Speer? Es ist der Speer aus der heiligen
Wohnstatt Der Prinzessin Toyooka, die im Himmel weilt, Der
Speer der heiligen Wohnstatt.*

Musashi kannte einige dieser Gesänge. Als Kind hatte er sie gesungen, wenn er eine Maske aufsetzte und am Tanz im Sanumo-Schrein teilnahm.

*Das Schwert, das die Menschen schützt, Die Menschen aller
Länder, Weißen wir es der Gottheit, Weißen wir es der
Gottheit!*

Musashi hatte die Hände eines Trommlers beobachtet, der die kurzen, keulenähnlichen Schlegel handhabte, und die Offenbarung durchzuckte ihn wie ein Blitz. Vernehmlich

saugte er die Luft ein, und laut rief er: »Das ist es! Zwei Schwerter!«

Iori, der erschrocken die Stimme seines Lehrers vernahm, wandte den Blick von der Bühne ab, um kurz unter seinen Baum zu blicken. »Ach, da seid Ihr ja«, rief er.

Musashi schaute nicht einmal hinauf. Er starrte gerade vor sich hin, jedoch nicht hingerissen und verzaubert wie die anderen, sondern mit einem geradezu erschreckend durchdringenden Ausdruck.

»Zwei Schwerter!« wiederholte er. »Es ist dasselbe Prinzip. Zwei Trommelschlegel, und doch nur ein Ton.« Er straffte die Schultern, verschränkte die Arme und verfolgte jede Bewegung des Trommlers. In gewisser Hinsicht war das Ganze an Einfachheit nicht zu übertreffen. Der Mensch kam mit zwei Händen zur Welt; warum sie nicht beide benutzen? Aber die Schwertkämpfer fochten nur mit einem Schwert und oft auch nur mit einer Hand. Das ging gut, solange alle das gleiche taten. Wenn ein Gegner jedoch mit zwei Schwertern gleichzeitig kämpfte, welche Aussicht zu siegen blieb da dem, der nur ein Schwert einsetzte?

Unter der Schirmtanne, beim Kampf gegen die Yoshioka-Schule, hatte Musashi sich dabei ertappt, daß er sein Langschwert in der rechten und sein Kurzsword in der linken Hand führte. Rein gefühlsmäßig und unwillkürlich hatte er zu beiden Waffen gegriffen, um sich zu schützen. Als es um Leben und Tod gegangen war, hatte er auf eine völlig unübliche Art reagiert. Jetzt aber erschien ihm dieses Grundprinzip völlig natürlich, ja unausweichlich.

Wenn zwei Heere einander in der Schlacht gegenüberstanden, war es nach den Regeln der »Kunst des Krieges« undenkbar, daß ein Heer seine Flanke einsetzte, während das andere zuließ, daß die seine untätig blieb. Mußte man darin nicht eine Lehre sehen, die außer acht zu lassen der

einsame Schwertkämpfer sich auf keinen Fall leisten konnte? Seit der Schirmtanne dämmerte es Musashi, daß der Einsatz beider Hände und beider Schwerter die naturgegebene Kampfesweise für den Menschen war. Nur Sitte und Tradition hatten über die Jahrhunderte hinweg bewirkt, daß man etwas Unnatürliches darin sah. Musashi hatte das Gefühl, auf eine Wahrheit gestoßen zu sein, die man nicht leugnen konnte: Sitte und Tradition hatten erreicht, daß das Unnatürliche natürlich erschien und umgekehrt. Wenn es letztes Ziel des Schwertwegs war, jederzeit bereit und imstande zu sein, dem Tod ungerührt gegenüberzutreten, so ließ sich das nur bewußt mit einem Willensakt herbeiführen; dabei sollte jedoch jede Bewegung so frei sein, als beruhe sie auf Reflexen.

Also mußte der Zwei-Schwerter-Stil folgendermaßen beschaffen sein: einerseits bewußt, andererseits jedoch unwillkürlich wie ein Reflex, vollkommen frei von allen Beschränkungen, denen bewußtes Handeln unterworfen ist. Musashi wollte schon seit geraumer Zeit das, was er gefühlsmäßig wußte, mit dem, was er kraft seines Verstandes gelernt hatte, in einem gültigen Prinzip vereinigen. Nun war er nahe daran, dies in Worte zu fassen. Es sollte ihn auf Jahrhunderte hinaus im ganzen Reich berühmt machen. Zwei Trommelschlegel – ein Ton. Der Trommler wußte um seine Linke wie seine Rechte – und doch handhabte er beide Stöcke auch unwillkürlich. Hier, vor Musashis Augen, öffnete sich die buddhistische Sphäre freier, wechselseitiger Durchdringung. Musashi fühlte sich erleuchtet, er spürte die Erfüllung.

Die fünf heiligen Tänze, die mit dem Gesang des Tanzmeisters begonnen hatten, wurden nun von den Tänzern dargeboten. Da war der behäbige, gleitende Tanz des Iwato, dann folgte der Tanz des Ära Mikoto no HO¹kō. Die Flötenmelodien wurden schneller, und Glöckchen erklangen in lebhaftem Rhythmus.

Musashi blickte zu Iori hinauf und fragte: »Können wir

gehen?« »Nein, noch nicht«, kam die Antwort wie abwesend. Iori war ganz im Tanz aufgegangen, er hatte das Gefühl, einer der Tänzer zu sein. »Komm nach, aber nicht zu spät! Morgen steigen wir hinauf bis zum inneren Schrein.«

Der Gehilfe des Dämons

Die Hunde im Gebiet um den Mitsumine-Schrein waren eine verwegene Rasse. Es hieß, sie seien aus einer Kreuzung von Hunden, die vor mehr als tausend Jahren mit Einwanderern aus Korea herübergekommen waren, und den Wildhunden der Chichibu-Berge entstanden. Man konnte sie als halb wild bezeichnen; sie streiften durch die Bergwelt und lebten wie die Wölfe. Da sie jedoch als Götterboten galten und man sie »seine Gehilfen« nannte, nahmen Pilger oft Holzschnitte oder Skulpturen dieser Hunde als Glücksbringer mit nach Hause.

Der schwarze Hund des Mannes, der Musashi folgte, war groß wie ein Kalb.

Als Musashi den Untertempel betrat, drehte der Mann sich um, sagte: »Hier entlang« und winkte mit der freien Hand.

Der Hund knurrte, zerrte an seiner Leine, einem dicken Strick, und fing an zu schnüffeln.

Dem Tier eins mit dem Strickende über den Rücken ziehend, sagte der Mann: »Schschscht, Kuro, still!«

Der Mann war an die fünfzig, kräftig und gelenkig. Wie bei seinem Hund hatte man auch bei ihm den Eindruck von etwas Ungezähmtem. Gleichwohl war er gut gekleidet. Zu seinem Kimono, der aussah wie eine Priesterrobe oder das Festtagsgewand eines Samurai, trug er einen schmalen flachen Obi und einen leinenen Hakama. Seine Strohsandalen von der Art, wie Männer sie bei feierlichen Anlässen trugen, wiesen neue Schnüre auf. »Shishido Baiken?« Die Frau kam nicht

näher, um nicht in die Reichweite des Hundes zu gelangen.

»Nieder!« befahl Baiken und gab dem Tier einen leichten Schlag auf den Kopf. »Ich freue mich, daß Ihr ihn entdeckt habt, Okō.« »Dann war er es also wirklich?« »Ohne jeden Zweifel.«

Einen Moment lang standen sie schweigend da, die Augen durch einen Riß in der Wolkendecke auf die Sterne gerichtet; obwohl sie die Musik des heiligen Tanzes hörten, lauschten sie nicht richtig auf sie. »Was machen wir jetzt?« fragte sie. »Mir fällt schon etwas ein.«

»Wir können diese Gelegenheit nicht ungenützt lassen.« Erwartungsvoll starrte Okō Baiken an.

»Ist Toji zu Hause?« fragte der.

»Ja. Er hat sich mit dem Festsake betrunken und ist eingeschlafen.« »Weck ihn auf!« »Und was macht Ihr?«

»Ich habe zu tun. Sobald ich meine Runde gedreht habe, komme ich zu Euch.«

Draußen vor dem Tor des Hauptschreins begann Okō zu laufen. Die meisten Häuser des Orts beherbergten Andenkenläden oder Teehäuser. Es gab auch ein paar Garküchen, aus denen die fröhlichen Stimmen der Schmausenden zu hören waren. An den Sparren des bescheidenen Hauses, das Okō betrat, hing ein Schild mit der Aufschrift »Teehaus Oinu«. Auf einem Schemel im Vorderraum mit der gestampften Erde saß eine junge Dienerin und hielt ein kurzes Nickerchen.

»Wird hier immer noch geschlafen?« fragte Okō.

Das Mädchen, das erwartete, gescholten zu werden, schüttelte lebhaft den Kopf.

»Ich meine nicht dich – meinen Mann.« »O ja, er schläft noch.«

Mit einem mißbilligenden Zungenschnalzen brummte Okō:

»Da wird ein Fest gefeiert, und er schläft. Dies hier ist das einzige Haus, das nicht voll belegt mit Kunden ist.«

Nahe der Tür kochten ein Mann und eine alte Frau auf einem irdenen Herd Reis und Bohnen. Die Flammen der Feuerstelle waren das einzig Fröhliche in dem sonst düsteren Haus.

Okō trat zu einem Mann, der auf einer Bank an der Wand schlief, gab ihm einen Klaps auf die Schulter und sagte: »Steh auf, du! Mach doch zur Abwechslung einmal die Augen auf!« Verschlafen schob sich der Mann etwas in die Höhe.

»O nein«, rief sie und zog sich zurück. Dann lachte sie und sagte: »Verzeihung, aber ich dachte, Ihr seid mein Mann.«

Ein Stück Schilfmatte war auf den Boden gerutscht. Der Mann, ein rundgesichtiger Jüngling mit großen, fragenden Augen, hob es auf, legte es sich über den Kopf und streckte sich wieder aus. Sein Kopf ruhte auf einer hölzernen Stütze, und seine Sandalen starteten vor Schmutz. Auf dem Tisch neben ihm standen ein Tablett und eine leere Reisschale, und an der Wand lehnten sein Reisesack, sein Strohhut und ein Stab.

Okō wandte sich wieder an das Mädchen und fragte: »Das ist wohl ein Kunde, oder?«

»Ja. Er sagte, er wolle morgen sehr zeitig hinauf zum inneren Schrein, und bat, hier kurz schlafen zu können.« »Wo ist Tōji?«

»Hier bin ich, Dummkopf!« Seine Stimme kam hinter einem zerrissenen Shōji hervor. Er streckte sich im Nebenraum aus, so daß ein Fuß in den Gastraum hineinragte, und sagte mißmutig: »Und warum hackst du auf mir herum, bloß weil ich ein kleines Schläfchen mache? Wo hast du denn die ganze Zeit über gesteckt? Du hättest dich doch ums Geschäft kümmern müssen!«

In vieler Beziehung waren die Jahre mit Okō weniger freundlich umgegangen als mit Tōji. Nicht nur, daß die Reize ihrer Jugend dahin waren, die Arbeit im »Oinu«-Teehaus

forderte die Kraft eines ganzen Mannes, denn ihr träger Gatte fiel dafür aus. Dieser ging zwar im Winter ein wenig auf die Jagd, tat aber sonst wenig. Nachdem Musashi ihr Versteck mit der angebauten Falle am Wada-Paß niedergebrannt hatte, waren alle seine Helfer der Reihe nach von ihm abgefallen.

Tōjis gerötete Augen schielten nach dem Wasserfäßchen. Er raffte sich hoch, ging hinüber und goß hastig eine Kelle voll in sich hinein. Okō lehnte auf einer Bank und blickte sich über die Schulter hinweg nach ihm um. »Es ist mir gleichgültig, ob wir ein Fest feiern oder nicht. Es wird Zeit, daß du lernst, wann du Schluß machen mußt. Jedenfalls kannst du von Glück sagen, daß du nicht ein Schwert zwischen die Rippen bekommen hast, als du draußen warst.« »Huh?«

»Ich sage dir, du tätest gut daran, besser aufzupassen.« »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Hast du gewußt, daß Musashi hier ist und am Fest teilnimmt?« »Musashi? Miyamoto Musashi?« Tōji war plötzlich hellwach. »Meinst du das ernst? Hör zu, dann versteckst du dich besser hinten.« »Ist das alles, woran du denken kannst: ans Verstecken?« »Ich möchte nicht noch einmal erleben, was wir am Wada-Paß haben durchmachen müssen.«

»Hasenfuß! Brennst du denn nicht darauf, es ihm heimzuzahlen? Nicht nur das vom Paß, sondern auch das, was er der Yoshioka-Schule angetan hat? Ich schon, und ich bin bloß eine Frau.«

»Richtig, aber bedenke, daß wir damals viele waren, die zusammengearbeitet haben. Jetzt sind wir beide ganz allein.« Tōji war zwar unter der Schirmtanne nicht dabeigewesen, hatte aber gehört, wie Musashi gekämpft hatte, und er gab sich keinen falschen Vorstellungen darüber hin, wer ins Gras beißen würde, wenn sie beide wieder aufeinanderstießen.

Okō drängte sich an ihren Mann und sagte: »Darin eben irrst

du dich. Weißt du nicht, daß da noch jemand ist, ja? Jemand, der Musashi genauso haßt wie du.«

Tōji wußte, daß sie von Shishido Baiken sprach, mit dem sie sich angefreundet hatten, nachdem ihre Irrfahrten sie nach Mitsumine geführt hatten. Da es keine Schlachten mehr gab, lohnte sich der Beruf des Strauchritters nicht mehr. Baiken hatte daher in Iga eine Schmiede aufgemacht, war aber von dort vertrieben worden, als Fürst Tōdō seine Herrschaft über die Provinz immer mehr festigte. In der Absicht, sein Glück in Edo zu suchen, hatte er sich von seiner Bande getrennt. Durch die Vermittlung eines Freundes war er schließlich zum Wächter über das Schatzhaus des Mitsumine-Schreins bestellt worden.

Trotz allem wimmelte es in den Bergen zwischen den Provinzen Musashi und Kai immer noch von Banditen. Indem sie ausgerechnet Baiken anstellten, um die religiösen Schätze und die Spendengelder zu bewachen, bekämpften die Verantwortlichen des Tempels wirklich Feuer mit Feuer. Er bot zwar den Vorteil, mit den Denk- und Verhaltensweisen der Banditen innig vertraut zu sein, war aber nach wie vor ein anerkannter Meister mit der Kugel-Ketten-Sichel. Als Erfinder des Yaegaki-Stils hätte er möglicherweise die Aufmerksamkeit eines Daimyō erregen können, wäre nicht sein Bruder Tsujikaze Temma gewesen. Vor Jahren hatten die beiden gemeinsam die Gegend zwischen dem Ibuki und dem Bezirk Yasugawa heimgesucht. Daß die Zeiten sich geändert hatten, bedeutete für Baiken wenig: Seiner Meinung nach war Temmas Tod durch Takezōs Hand der Anfang all der folgenden Schwierigkeiten gewesen.

Okō hatte Baiken längst anvertraut, welches Leid sie und Tōji durch Musashi erlitten hatten, wobei sie ihren Groll noch übertrieb, um damit ihre Freundschaft mit ihm zu festigen. Er hatte ein finsternes Gesicht gemacht und erklärt: »Irgendwann einmal ...«

Okō war gerade damit fertig, Tōji zu berichten, wie sie Musashi vom Teehaus aus gesehen und dann in der Menge aus den Augen verloren hatte. Später, als eine dunkle Ahnung sie zum Untertempel trieb, war sie gerade in dem Augenblick eingetroffen, da Musashi und Iori zum äußeren Schrein aufgebrochen waren. Ebendies hatte sie umgehend Baiken mitgeteilt. »So ist das also«, sagte Tōji und schöpfte Mut aus der Tatsache, daß ein verlässlicher Bundesgenosse bereitstand. Er wußte, daß Baiken vor kurzem bei einem vom Schrein veranstalteten Wettkampf jeden Schwertkämpfer mit seiner Lieblingswaffe in die Schranken gewiesen hatte. Griff er Musashi an, bestanden gute Aussichten, daß er siegte. »Was hat er gesagt, als du es ihm erzählt hast?«

»Er wird herkommen, sobald er seine Runde beendet hat.«
»Musashi ist kein Narr. Wenn wir nicht vorsichtig sind ...« Tōji erschauerte und gab einen heiseren, unverständlichen Laut von sich. Okō folgte seinem Blick auf den Mann, der auf der Bank lag und schlief. »Wer ist das?« fragte Tōji. »Nur ein Gast«, antwortet Okō. »Weck ihn auf, und schmeiß ihn hinaus!«

Diese Aufgabe überließ Okō der jungen Dienerin, die zu dem Mann ging und ihn schüttelte, bis er sich aufsetzte.

»Hinaus mit Euch!« sagte sie ohne jedes Mitgefühl. »Wir schließen jetzt.« Der Mann stand auf, streckte sich und sagte: »Ach, habe ich gut geschlafen!« Er lächelte vor sich hin und blinzelte mit den großen Augen. Dann legte er sich behende die Schilfmatte um, setzte den Strohhut auf und nahm sein Bündel. Er klemmte den Stock unter den Arm und sagte: »Vielen Dank«, verneigte sich und ging rasch zur Tür hinaus.

Seiner Kleidung und seiner Sprechweise nach meinte Okō, er könne keiner von den Bauern aus der Gegend sein; aber er machte einen ganz harmlosen Eindruck. »Sieht irgendwie komisch aus, der Mann«, sagte sie. »Möchte mal wissen, ob er bezahlt hat.«

Okō und Tōji waren immer noch dabei, die Läden zu schließen und im Gastraum aufzuräumen, als Baiken mit dem Hund Kuro eintrat. »Gut, daß Ihr kommt«, sagte Tōji. »Gehen wir nach hinten.« Als die Lampe entzündet war, sagte Baiken: »Heute abend habe ich vor der Tanzbühne gehört, wie Musashi dem Jungen sagte, sie würden morgen früh zum inneren Schrein hinaufsteigen. Später bin ich dann zum Untertempel und habe das überprüft.«

Okō und Tōji schluckten und schauten zum Fenster hinaus; der Gipfel, auf dem der innere Schrein sich erhob, war verschwommen vor dem bestirnten Himmel zu erkennen.

Da Baiken sich darüber im klaren war, mit wem er es zu tun bekam, hatte er sich einen Plan ausgedacht und Verbündete herbeigeholt. Der eine war ein ehemaliger Schüler der Yoshioka-Schule, der einen kleinen Dōjō am Schrein aufgemacht hatte. Baiken schätzte, daß er vielleicht noch insgesamt zehn Strauchdiebe zusammentrommeln könne, Männer, die er aus Iga kannte und die jetzt in der Umgebung ihr Unwesen trieben. Tōji sollte sich mit einer Muskete ausrüsten, während Baiken sich auf seine Kugel-Ketten-Sichel verlassen wollte.

»All dies habt Ihr bereits in die Wege geleitet?« fragte Tōji ungläubig. Baiken grinste nur, sagte aber weiter kein Wort.

Eine ganz schmale Mondsichel hing hinter dem Nebel verborgen über dem Tal. Der große Gipfel schlief noch, und das Murmeln und Rauschen des Baches unterstrich die Stille. Eine Gruppe dunkler Gestalten drängte sich an der Brücke von Kosaruzawa. »Tōji?« fragte Baiken im Flüsterton. »Hier.«

»Paßt auf, daß Eure Lunte trocken bleibt!«

In dem bunt zusammengewürfelten Haufen fielen vor allem die beiden Lanzen tragenden Kriegerpriester auf, welche die Schöße ihrer Roben hochgerafft hatten, damit diese sie im Kampf nicht behinderten. Die anderen waren sehr

unterschiedlich gekleidet; an den Füßen trugen alle Schuhwerk, das ihnen erlaubte, sich möglichst flink und leise zu bewegen. »Alle da?« »Ja.«

»Wie viele insgesamt?« Sie zählten die Häupter: dreizehn.

»Gut«, erklärte Baiken und ging seinen Plan noch einmal durch. Schweigend lauschten die anderen und nickten bisweilen. Dann, auf ein Zeichen hin, huschten sie im Schütze des Nebels dahin, um der Straße entlang die ihnen zugewiesenen Posten zu beziehen. Am Ende der Brücke kamen sie an einem Meilenstein vorüber, auf dem stand: »Sechstausend Ruten bis zum inneren Schrein.«

Als die Brücke wieder verlassen dalag, kroch eine große Affenhorde aus ihrem Versteck. Die Tiere sprangen von den Bäumen, kletterten Schlingpflanzen hinauf, trafen sich mitten auf der Straße. Dann liefen sie auf die Brücke, krochen unter die Balken und warfen Steine in die Schlucht. Der Nebel umspielte sie, als wolle er sie bei ihrem Treiben noch ermuntern. Wäre ein taoistischer Unsterblicher aufgetaucht und hätte gewunken, vielleicht hätte er sie dann in kleine Wolken verwandelt, die mit ihm in den Himmel aufgestiegen wären.

Hundegebell hallte durch die Berge. Die Affen verschwanden wie die Blätter des Essigbaums im Herbstwind.

Kuro kam die Straße entlanggehechelt und zerrte Okō hinter sich her. Irgendwie hatte er sich losgerissen, und wenn es Okō auch gelungen war, den Strick wieder zu fassen zu bekommen, es war ihr nicht gelungen, das große Tier zum Umkehren zu bewegen. Sie wußte, Tōji wollte den Hund nicht dabeihaben, damit er nicht anfang zu bellen, und so hoffte sie, ihn fortzubringen, indem sie ihn zum inneren Schrein hinauflaufen ließ.

Als der rastlos wallende Nebel sich endlich in den Tälern beruhigt hatte und dalag wie Schnee, ragten die drei Gipfel des Mitsumine-Massivs in ihrer ganzen Pracht in den Himmel. Die

sich windende Straße war deutlich als weißes Band zu erkennen, und die Vögel plusterten sich auf, schüttelten das Gefieder und begrüßten den jungen Tag mit ihrem Gezwitscher. Mehr zu sich selbst als zu seinem Sensei sagte Iori: »Möchte mal wissen, wieso?«

»Wieso, was?« fragte Musashi.

»Wieso es zwar hell wird, ich aber die Sonne nicht sehen kann.« »Zunächst einmal schaust du nach Westen.«

»Oh.« Iori ließ den Blick flüchtig über die hinter den fernen Gipfeln versinkende Mondsichel gleiten.

»Iori, es scheinen viele von deinen Freunden hier in den Bergen zu leben.« »Wo denn?«

»Dort drüben.« Musashi lachte und zeigte auf ein paar Affen, die sich dicht um ihre Mutter drängten. »Wäre ich doch bloß einer von ihnen.« »Warum?«

»Dann hätte ich wenigstens eine Mutter.«

Schweigend stiegen sie einen steilen Abschnitt der Straße hinauf und gelangten auf eine verhältnismäßig eben verlaufende Wegstrecke. Musashi bemerkte, daß das Gras von vielen Füßen zertreten war. Nachdem sie noch eine Weile um den Berg herumgegangen waren, erreichten sie eine wiederum ebene Strecke, von der aus ihr Blick sich nach Osten richtete.

»Schaut!« rief Iori. »Die Sonne geht auf.« »So ist es.«

Wie Inseln stießen die Berge durch das Wolkenmeer unter ihnen. Iori blieb stehen. Mit geschlossenen Füßen, die Arme an der Seite, und fest zusammengepreßten Lippen rührte er sich nicht. Wie verzaubert betrachtete er hingerissen den großen goldenen Ball, und er stellte sich vor, ein Kind der Sonne zu sein. Dann rief er mit lauter Stimme: »Das ist Amaterasu Omikami! Habe ich nicht recht?« Nach Bestätigung heischend sah er Musashi an. »Ja, das stimmt.«

Der Junge reckte die Arme hoch über den Kopf und ließ das

strahlende Licht durch seine Finger rinnen. »Mein Blut!« rief er. »Es hat dieselbe Farbe wie das Blut der Sonne.« Er schlug die Hände zusammen, als gelte es, in einem Schrein die Gottheit zu beschwören, neigte verehrungsvoll schweigend den Kopf und dachte: »Die Affen haben eine Mutter. Ich habe keine. Aber ich habe diese Göttin. Sie jedoch haben keine.«

Diese Einsicht erfüllte ihn mit Freude, und als er in Tränen darüber ausbrach, war ihm, als höre er aus den Wolken die Musik der Schreintänze. Die Trommeln dröhnten ihm in den Ohren, während eine eigenständige Flötenmelodie den Tanz des Iwato erklingen ließ. Seine Füße wurden von dem Rhythmus ergriffen, und anmutig bewegte er die Arme. Von seinen Lippen lösten sich Worte, die er erst am Vorabend auswendig gelernt hatte:

Der Catalpa-Bogen ...

Jedesmal, wenn es Frühling wird,

Hoffe ich, den Tanz

Von Myriaden von Göttern zu sehen,

Ach, wie es mich verlangt, ihrem Tanze zuzusehn ...

Als er plötzlich merkte, daß Musashi vorausgegangen war, ließ er Tanz Tanz sein und lief, um seinen Lehrer wieder einzuholen.

Das Morgenlicht drang kaum durch den Wald, in den sie jetzt eintraten. Hier, wo sie sich dem inneren Schrein näherten, hatten die Stämme der Sichel-tannen einen ungeheuren Umfang. Winzige weiße Blumen blühten in den dicken Moospolstern, die sich an den Baumstämmen gebildet hatten. Da Iori annahm, daß die Bäume ein ehrwürdiges Alter hatten – fünfhundert Jahre, vielleicht sogar tausend –, verspürte er den Drang, sich vor ihnen zu verneigen. Hier und da leuchteten zwischen den Stämmen rote Ahornbäume auf. Niedriger Streifenbambus engte die Straße ein, die zu einem schmalen Pfad wurde.

Ohne jede Vorwarnung schien die Erde plötzlich unter ihnen

zu beben. Unmittelbar auf den Donnerknall hörten sie einen schrecklichen Schrei, dem eine Flut von schrillen Echos folgte. Iori legte die Hände an die Ohren und schoß ins Bambusdickicht.

»Iori! Bleib liegen!« befahl Musashi aus dem Schatten eines großen Baums. »Keine Bewegung, und wenn sie auf dir herumtrampeln!« Das trübe Zwielflicht schien von Lanzen und Schwertern zu starren. Des Schreis wegen hatten die Angreifer im ersten Moment gedacht, die Musketenkugel habe getroffen. Nun, da sie keinen Leichnam entdeckten, erstarrten sie zu Stein.

Iori lag genau im Mittelpunkt eines aus brennenden Augen und gezückten Schwertern gebildeten Kreises. In dem mörderischen Schweigen, das jetzt einsetzte, obsiegte die Neugier in ihm. Langsam hob er den Kopf über den Bambus hinaus. Nur wenige Fuß von ihm entfernt fing sich ein Sonnenstrahl auf einer Schwertklinge, die aufblinkte.

Er verlor alle Beherrschung und schrie aus Leibeskräften: »Sensei! Dort verbirgt sich jemand.« Und noch während er schrie, sprang er auf und stürzte voran, um sich in Sicherheit zu bringen.

Das Schwert sprang aus den Schatten und hing wie ein Dämon über seinem Haupt. Doch nur einen Herzschlag lang. Musashis Dolch traf zielgenau den Kopf des Schwertkämpfers und bohrte sich ihm in die Schläfe. »Ah-ah!«

Einer der Kriegerpriester ging mit der Lanze auf Musashi los. Der packte sie und hielt sie mit einer Hand fest.

Wieder ertönte ein Todesschrei. Es klang, als hätte der Mann den Mund voller Kiesel. Musashi fragte sich, ob seine Angreifer jetzt wohl übereinander herfielen, und bemühte sich, die Dämmerung zu durchdringen. Der andere Priester zielte sorgfältig mit der Lanze, stürmte auf ihn zu. Musashi ergriff auch seine Waffe und hielt sie unter dem rechten Arm fest.

»Springt ihn jetzt an!« rief der Priester, als er merkte, daß Musashi keine Hand frei hatte.

Da rief Musashi mit Donnerstimme: »Wer seid Ihr? Gebt zu erkennen, wer Ihr seid, sonst gehe ich davon aus, daß Ihr alle Feinde seid. Eine Schande, hier auf heiligem Boden Blut zu vergießen, aber es bleibt mir keine Wahl.« Er wirbelte die Lanzen herum, so daß die beiden Priester in entgegengesetzte Richtung auseinandergeschleudert wurden, riß das Schwert heraus und machte dem einen den Garaus, bevor er wieder auf die Beine gekommen war. Als er herumfuhr, sah er sich drei weiteren Klingen gegenüber, die ihm den schmalen Pfad versperrten. Langsam, aber ohne innezuhalten, näherte er sich ihnen Schritt für Schritt. Zwei Männer traten aus dem Schatten und stellten sich Schulter an Schulter zwischen die ersten drei. Während Musashi vorwärtsdrang und seine Gegner zurückwichen, warf er einen Blick auf den anderen Lanzenpriester, der sich wieder hochgerappelt hatte und jetzt hinter Iori herstürmte. »Halt, Schurke!« Doch in dem Augenblick, da Musashi Iori zu Hilfe eilen wollte, stießen die fünf Schwertkämpfer einen ohrenbetäubenden Heulton aus und griffen an. Musashi stürmte ihnen entgegen. Es war wie der Zusammenprall zweier mächtiger Wogen, nur daß die Gischt aus Blut und nicht aus Salzwasserschäum bestand. Mit der Geschwindigkeit eines Taifuns wirbelte Musashi von einem Gegner zum anderen. Zweimal ertönte ein Schrei, daß einem das Blut in den Adern gerann, dann ein dritter. Seine Gegner stürzten zu Boden wie gefällte Bäume, ein jeder in der Mitte gespalten. In der Rechten hielt Musashi sein Langschwert, in der Linken das kurze.

Mit einem Schrei des Entsetzens auf den Lippen machten die beiden letzten kehrt und stoben davon, Musashi hinter ihnen drein.

»Wohin wollt Ihr denn entkommen?« rief er und spaltete dem einen Mann mit dem Kurzsword den Schädel. Ein

dunkler Blutspritzer flog Musashi ins Auge. Unwillkürlich hob er die linke Hand zum Gesicht, aber in diesem Augenblick hörte er hinter sich ein merkwürdig metallisches Geräusch. Er schwang das Langschwert herum, um den Gegenstand abzuwehren, doch war die Wirkung ganz anders als erwartet. Als er sah, wie Kugel und Kette sich nahe beim Schwertgriff um die Klinge ringelten, fuhr ihm wahrhaft der Schrecken in die Glieder. Er war übertölpelt worden.

»Musashi!« schrie Baiken und riß an der Kette, damit sie sich straffte. »Habt Ihr mich vergessen?«

Einen Moment starrte ihn Musashi stumm an, ehe es ihm entfuhr: »Shishido Baiken vom Berg Suzuka!«

»Ganz recht. Mein Bruder Temma ruft nach Euch aus dem Tal der Hölle. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr schnellstens dorthin befördert werden.« Musashi bekam sein Schwert nicht frei. Langsam, Stück für Stück, holte Baiken die Kette ein und kam immer näher, um die rasiermesserscharfe Sichel in Aktion treten zu lassen. Als Musashi auf eine Gelegenheit wartete, um das Kurzschwert einzusetzen, wurde ihm unversehens und mit einem gewaltigen Schrecken klar, daß er jetzt völlig wehrlos wäre, wenn er nur mit dem Langschwert kämpfen würde.

Baikens Hals war dermaßen angeschwollen, daß er fast so dick war wie sein Kopf. Mit einem gepreßten Schrei riß er machtvoll an der Kette. Musashi hatte einen sträflichen Fehler gemacht und sah das auch ein. Die Kugel-Ketten-Sichel war eine ungewöhnliche Waffe, und doch war sie ihm nicht völlig unbekannt. Voller Bewunderung hatte er vor Jahren zugesehen, wie Baikens Frau mit diesem teuflischen Gerät umzugehen verstand. Freilich, die Kugel-Ketten-Sichel gesehen zu haben, war eines, zu wissen, wie man sich gegen sie wappnete, etwas anderes.

Baiken weidete sich an Musashis Überraschung, und ein böses Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit. Musashi

wußte, daß ihm nur ein Weg offenstand: Er mußte sein Langschwert fahrenlassen. Jetzt wartete er nur noch auf den richtigen Augenblick.

Mit einem wilden Aufbrüllen machte Baiken einen Satz und zielte mit der Sichel auf Musashis Kopf, den sie nur um Haaresbreite verfehlte. Stöhnend ließ Musashi das Schwert los. Kaum war die Sichel zurückgezogen, kam die Kugel durch die Luft geschwirrt, dann die Sichel, dann die Kugel, die Sichel, die Kugel ...

Immer wenn Musashi der Sichel auswich, geriet er geradewegs in die mörderische Flugbahn der Kugel. Außerstande, nahe genug heranzukommen, um einen Hieb zu landen, überlegte er gehetzt, wie lange er das noch durchhalten würde. Ist es das gewesen? fragte er sich. Die Frage stellte er noch bewußt, doch als die Spannung weiter zunahm, fiel es ihm schwer, seinen Körper zu beherrschen. Seine Reaktionen kamen unwillkürlich. Nicht nur seine Muskeln, selbst seine Haut kämpfte jetzt wie von selbst; seine Konzentration erreichte einen solchen Höhepunkt, daß der ölige Schweiß aufhörte zu fließen. Jedes einzelne Haar an seinem Körper war aufgerichtet. Es war zu spät, hinter einem Baum Schutz zu suchen. Würde er auf einen der dicken Stämme zuschießen, würde er sicher dem nächsten Feind in die Arme laufen.

Er hörte einen klagenden Schrei und dachte: Iori! Er wollte hinsehen, doch in seinem Herzen gab er den Jungen bereits verloren.

»Stirb, Schurke!« Der Kampfruf erklang hinter Musashis Rücken, und dann: »Musashi, warum braucht Ihr so lange? Um das Gezücht hinter Euch kümmere ich mich schon!«

Musashi erkannte die Stimme nicht, beschloß jedoch, sich ausschließlich auf Baiken zu konzentrieren. Diesem kam es am meisten auf die Entfernung zwischen ihm und seinem Gegner an. Die Gefährlichkeit seiner Waffe hing davon ab, wie gut es

ihm gelang, die Kette zu verlängern oder zu verkürzen. Gelang es Musashi, einen Fuß außerhalb der Reichweite der Kette zu gelangen oder einen Fuß näher heranzukommen, bedeutete das für Baiken in jedem Falle eine Gefahr. Er mußte dafür sorgen, daß Musashi weder das eine noch das andere gelang.

Musashi konnte sich vor Staunen kaum fassen, wie großartig der Mann seine Geheimtechnik beherrschte, und plötzlich ging ihm auf, daß er es hier eigentlich auch mit dem Zwei-Schwerter-Prinzip zu tun hatte: Die Kugel funktionierte wie das rechte Schwert, die Sichel wie das linke. »Selbstverständlich!« rief Musashi triumphierend. »Das ist er, der Yaegaki-Stil!« Voller Siegeszuversicht sprang er zurück, um eine Entfernung von fünf Fuß zwischen Baiken und sich zu legen. Dann nahm er das Kurzsword von der Linken in die Rechte, die schnurgerade wie ein Pfeil vorschnellte. Baiken warf sich zur Seite, und das Schwert grub sich in die Wurzel eines Baums. Die rasche Bewegung zur Seite hatte aber zur Folge, daß sich die Kette um Baikens Oberkörper wickelte. Ehe er auch nur schreien konnte, warf Musashi sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihn. Baiken bekam die Hand noch bis zur Höhe seines Schwertgriffs, doch Musashi versetzte ihm einen heftigen Schlag aufs Handgelenk, riß mit der gleichen Bewegung das Schwert aus der Wurzel und schlitzte Baiken auf, wie ein Blitz einen Baum spaltet.

Welch ein Jammer! dachte Musashi, und später erzählte man sich, er soll sogar mitleidig aufgeseufzt haben, als der Erfinder des Yaegaki-Stils seinen letzten Atemzug tat.

»Der Karatake-Schnitt!« ließ sich bewundernd eine Stimme hinter ihm vernehmen. »Den ganzen Oberkörper herunter. Nicht anders, als ob Bambus gespalten würde. Es ist das erste Mal, daß ich ihn sehe.« Musashi drehte sich um und sagte: »Nun, wenn das nicht Gonnosuke aus Kiso ist? Was macht Ihr denn hier?«

»Es ist lange her, nicht wahr? Das muß die Gottheit von

Mitsumine gefügt haben, vielleicht auch mit Hilfe meiner Mutter, die mir vieles beigebracht hat, ehe sie starb.«

Sie wären beinahe ins Plaudern geraten, doch da hielt Musashi inne und rief: »Iori!«

»Es ist ihm nichts geschehen. Ich habe ihn vor diesem Ungeheuer von einem Priester gerettet und ihm gesagt, er solle auf einen Baum klettern.« Iori, der sie von einem hohen Ast aus beobachtet hatte, beschattete plötzlich die Augen und spähte zu einer kleinen Lichtung hinüber. Dort hatte der an einen Baum festgebundene Kuro Okōs Kimonoärmel zu fassen bekommen. Verzweifelt zerrte sie an ihrem Ärmel, der auf einmal abriß. Dann lief sie davon.

Der einzige Überlebende, der Priester, humpelte, auf seine Lanze gestützt, davon; Blut lief ihm aus einer Kopfwunde. Der Hund, den der Blutgeruch aufs äußerste reizte, begann höllisch zu bellen. Echos und Gegenechos verstärkten das gespenstische Konzert. Doch dann riß der Strick, und der Hund hetzte hinter Okō her. Als er sie angreifen wollte, hob der Priester die Lanze und zielte auf den Kopf des Hundes. Am Maul verwundet, lief das Tier in den Wald hinein. »Die Frau entkommt«, rief Iori. »Laß sie nur! Du kannst jetzt herunterkommen.«

»Und da drüben ist auch ein verwundeter Priester. Wollt Ihr ihn Euch nicht holen?«

»Laß sein! Er spielt keine Rolle mehr!«

»Die Frau ist vermutlich die vom Teehaus Oinu«, sagte Gonnosuke. Er erklärte, wie er dort auf der Bank gelegen habe, was zu dem vom Himmel gefügten Zufall geführt hatte, daß er Musashi zu Hilfe eilen konnte. Von tiefem Dank erfüllt, sagte Musashi: »Habt Ihr den Mann erschlagen, der die Muskete abgefeuert hat?«

»Nein.« Gonnosuke lächelte. »Ich nicht, sondern mein Stock. Ich wußte, daß Ihr normalerweise mit solchen Männern fertig werden würdet, doch da ich hörte, daß sie eine Muskete

benutzen wollten, beschloß ich, etwas zu unternehmen. So bin ich vor ihnen hierhergekommen und habe mich an den Schützen herangeschlichen, als es noch dunkel war.«

Sie sahen sich die Toten an. Sieben waren dem Stock zum Opfer gefallen, nur fünf dem Schwert.

Musashi sagte: »Ich habe nichts weiter getan als mich verteidigt. Aber dieses Gelände gehört zum Schrein, und ich glaube, ich muß dem verantwortlichen Beamten erklären, wie es zu alldem gekommen ist. Dann kann er Nachforschungen anstellen und den Zwischenfall aufklären.«

Auf dem Weg bergabwärts liefen sie bei der Kosaruzawa-Brücke einem Trupp bewaffneter Beamten in die Arme. Musashi erzählte seine Geschichte. Der Hauptmann hörte sich alles – offensichtlich verwirrt – an, befahl aber, daß Musashi gefesselt werde.

Entsetzt wollte Musashi wissen, weshalb, zumal er doch auf dem Weg zu ihnen gewesen sei, um alles zu berichten. »Los, geht!« befahl der Hauptmann.

Musashi war wütend darüber, wie ein gewöhnlicher Verbrecher behandelt zu werden, doch harrete seiner eine weitere Überraschung. Weiter unten am Weg warteten noch mehr Beamte. Als sie endlich die Stadt erreichten, war seine Bewachung auf über hundert Mann angewachsen.

Kampf der Schüler

»Aber aber, wer wird denn weinen!« Gonnosuke drückte Iori an die Brust. »Du bist doch ein Mann, oder?«

»Eben weil ich ein Mann bin, deshalb weine ich.« Iori hob den Kopf, riß den Mund weit auf und schickte sein Geheul himmelwärts. »Sie haben Musashi nicht festgenommen. Er hat

sich selbst ergeben.« Gonnosukes begütigende Worte verhehlten, wie betroffen er selbst war. »Komm jetzt! Laß uns gehen!« »Nein. Nicht, ehe mein Herr zurück ist.«

»Sie lassen ihn bestimmt bald frei. Das müssen sie einfach. Willst du, daß ich dich ganz allein hier zurücklasse?« Gonnosuke entfernte sich ein paar Schritte.

Iori wich nicht von seinem Platz. Gerade in diesem Augenblick kam Baikens Hund aus dem Wald gestürmt, die Lefzen blutrot gefärbt. »Hilfe!« schrie Iori und rannte an Gonnosukes Seite.

»Du bist ganz erschöpft, was? Hör mal, möchtest du, daß ich dich huckepack nehme?«

Iori war erfreut und bedankte sich murmelnd, kletterte auf Gonnosukes Rücken und schlang die Arme um seine breiten Schultern. Da das Fest gestern abend zu Ende gegangen war, hatten die Besucher das Gelände bereits verlassen. Ein leichter Wind trieb Bambusumhüllungen und Papierfetzen durch die leeren Straßen.

Als sie am »Oinu« vorüberkamen, warf Gonnosuke einen Blick hinein. Dann wollte er unbemerkt vorbeigehen. Doch Iori rief: »Da ist die Frau, die weggelaufen ist.«

»Hab' mir schon gedacht, daß sie hier sein würde.« Er blieb stehen und überlegte laut: »Wenn die Beamten Musashi festgenommen haben, warum dann nicht auch die Frau?«

Als Okō Gonnosuke sah, blitzten ihre Augen zornig auf. Er sah, daß sie in aller Eile ihre Sachen zusammenpackte, und lachte auf: »Wollt Ihr auf Reisen gehen?« fragte er.

»Das geht Euch nichts an. Bildet Ihr Euch vielleicht ein, ich erkenne Euch nicht, Schurke, der seine Nase in Angelegenheiten reinsteckt, die ihn nichts angehen? Ihr habt meinen Mann umgebracht!« »Das habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben.« »Das werde ich Euch eines Tages heimzahlen!«

»Teufel!« schrie Iori über Gonnosukes Kopf hinweg.

Okō zog sich in den Hinterraum zurück und lachte verächtlich. »Ihr habt gerade Grund, mich zu beschimpfen, wo Ihr doch die Diebe seid, die ins Schatzhaus eingebrochen sind!«

»Was soll das heißen?« Gonnosuke ließ Iori zu Boden gleiten und rannte ins Teehaus. »Wen nennt Ihr einen Dieb?« »Mir macht Ihr nichts vor!« »Sagt das noch einmal, und ...« »*Diebe!*«

Als Gonnosuke sie am Arm packte, drehte sie sich um und stach mit einem Dolch nach ihm. Er griff gar nicht erst nach seinem Stock, sondern drehte ihr den Arm um, bis ihr der Dolch aus der Hand fiel und über den Boden vor seine Füße rutschte.

Okō sprang auf und schrie: »Hilfe! Diebe! Ich werde überfallen!« Gonnosuke stieß ihr den Dolch so heftig in den Rücken, daß die Spitze vorn zur Brust herauschaute. Okō schlug lang hin und fiel aufs Gesicht. Plötzlich kam Kuro angesprungen, fiel über den Leichnam her, schleckte das Blut auf, hob den Kopf und heulte zum Himmel hinauf. »Schaut Euch diese Augen an!« schrie Iori entsetzt.

Okōs Gezeter hatte die erregten Dörfler angelockt. Kurz vor Sonnenaufgang war jemand ins Schatzhaus eingebrochen. Offensichtlich war es das Werk von Außenstehenden, denn die religiösen Schätze, die alten Schwerter und Spiegel, hatte man unangetastet gelassen. Doch ein Riesenvermögen an Goldstaub, Goldbarren und Münzen, welches sich über viele Jahre hin angesammelt hatte, war verschwunden. Die Neuigkeit war nur spärlich bekanntgeworden, und noch war sie nicht bestätigt. Doch Okōs Schreie scheuchten die beunruhigten Leute auf. »Da sind sie!« »Im Oinu!«

Diese Rufe alarmierten eine größere, mit Bambusspeeren, Saufedern, Stök-ken und Steinen bewaffnete Menge. Im

Handumdrehen, so schien es, hatte das ganze Dorf blutrünstig das Teehaus umzingelt.

Gonnosuke und Iori gelang es gerade noch, sich zur Hintertür hinauszuschleichen. Die nächsten paar Stunden wurden sie von einem Versteck zum anderen getrieben. Endlich konnten sie sich erklären, was geschehen war. Musashi war nicht jenes »Verbrechens« wegen festgenommen worden, das er hatte gestehen wollen, sondern als schnöder Dieb. Erst als sie den Shōmaru-Paß erreichten, hatten sie die letzten Suchtrupps abgeschüttelt. »Von hier aus kann man die Musashino-Ebene überblicken«, sagte Iori. »Ich möchte wissen, ob es meinem Lehrer gutgeht.« »Hm, ich denke, er steckt im Gefängnis und wird jetzt ausgefragt.« »Gibt es denn keine Möglichkeit, ihn zu retten?« »Es muß eine geben.« »Dann unternimmt etwas! Bitte!«

»Du brauchst mich nicht darum zu bitten. Für mich ist er auch ein verehrungswürdiger Lehrer. Aber, Iori, hier können wir nichts tun. Schaffst du es allein bis zur Stadt zurück?« »Wenn ich muß, glaube ich schon.« »Gut.«

»Und was ist mit Euch?«

»Ich gehe nach Chichibu. Wenn sie Musashi nicht freilassen wollen, muß ich ihn herausholen, und wenn ich das Gefängnis niederreißen müßte.« Um seine Worte noch zu unterstreichen, stieß er mit dem Stock auf den Boden. Iori, der miterlebt hatte, welche Gewalt in dieser Waffe steckte, gab ihm zu verstehen, er sei einverstanden. »Das nenne ich einen guten Jungen! Geh du nur zurück und paß auf alles auf, bis ich Musashi heil und gesund nach Hause bringe.« Gonnosuke klemmte sich den Stock unter den Arm und machte sich auf den Weg zurück nach Chichibu.

Iori hatte weder das Gefühl, allein zu sein, noch fürchtete er sich. Auch hatte er keine Angst, sich zu verlaufen. Er war nur schrecklich müde, und während er im warmen Sonnenschein

dahinwanderte, konnte er kaum die Augen offenhalten. In Sakamoto sah er einen steinernen Buddha am Wegesrand und legte sich in seinem Schatten nieder.

Die Dämmerung senkte sich herab, und als er erwachte, hörte er leise Stimmen auf der anderen Seite des Steinbildnisses. Da er sich schämte, den Lauscher zu spielen, tat er so, als schliefe er noch.

Sie waren zu zweit. Einer saß auf einem Baumstumpf, während der andere auf einem Stein Platz genommen hatte. Ein wenig weiter weg standen an einen Baum gebunden zwei Pferde mit Lacktruhen, die zu beiden Seiten des Sattels herunterhingen. Ein Brettchen, das an einer dieser Truhen befestigt war, trug die Aufschrift: »Aus der Provinz Shim-Otsūke. Für den Bau des Westwalls. Lackwarenlieferanten des Shōguns.«

Iori lugte nun doch um die Statue herum. Die beiden sahen keineswegs aus wie die üblichen wohlgenährten Beamten von der Burg. Ihre Augen waren zu scharf und ihre Körper zu muskulös. Der ältere war ein sehr kräftig aussehender Mann von über fünfzig Jahren. Die letzten Strahlen der Sonne wurden von seiner haubenähnlichen Kopfbedeckung zurückgeworfen, die ihm bis über beide Ohren und weit ins Gesicht hinein reichte, so daß man seine Züge nicht erkennen konnte.

Sein Gefährte war ein schlanker, sehniger Jüngling mit einer Stirnlocke, die gut zu seinem jugenhaften Gesicht paßte. Auf dem Kopf trug er ein mit Suō gefärbtes Tuch, das er unter dem Kinn zusammengeknötet hatte. »Nun, was sagt Ihr jetzt zu den Lacktruhen?« fragte der Jüngere. »Gar keine schlechte Idee, nicht wahr?«

»Ja, es war klug, die Leute glauben zu machen, daß wir an der Burg arbeiten. Darauf wäre ich nicht gekommen.«

»Diese Dinge muß ich Euch eben nach und nach beibringen.« »Nun aber mal nicht zu keck! Mach dich nicht

über Leute lustig, die doppelt so alt sind wie du! Doch wer weiß? Vielleicht nimmt der alte Daizō in vier oder fünf Jahren Befehle von dir entgegen.«

»Nun, junge Leute werden erwachsen, wohingegen alte Menschen nur immer noch älter werden, auch wenn sie sich noch so sehr bemühen, jung zu bleiben.«

»Meinst du, ich täte das?«

»Das liegt doch auf der Hand, oder? Ihr denkt ständig an Euer Alter, und deshalb liegt Euch auch soviel daran, Eure Mission zu vollenden.« »Du kennst mich wohl ziemlich gut?« »Sollten wir jetzt nicht weiterziehen?« »Ja, die Nacht holt uns ein.«

»Die Vorstellung, eingeholt zu werden, gefällt mir ganz und gar nicht.« »Ha, ha! Wenn du es so leicht mit der Angst zu tun bekommst, kannst du nicht sonderlich viel Zutrauen zu deinem Plan haben.« »Ich bin noch nicht lange in dem Geschäft. Selbst das Rauschen des Windes jagt mir manchmal Angst ein.«

»Das liegt nur daran, daß du dich immer noch für einen gewöhnlichen Dieb hältst. Wenn du bedenkst, daß das, was du tust, zum Wohle des Landes geschieht, wird es dir gleich bessergehen.«

»Das sagt Ihr immer wieder. Ich glaube Euch ja, aber irgendwas sagt mir doch, daß ich etwas Unrechtes tue.«

»Man braucht den Mut, zu seiner Mission zu stehen.« Aber dieser Rat klang nicht recht überzeugend, sondern so, als müsse Daizō sich selbst Mut machen.

Der Jüngling sprang leichtfüßig in den Sattel und ritt voraus. »Behaltet mich im Auge«, rief er über die Schulter zurück. »Wenn ich etwas sehe, mache ich ein Zeichen.«

Die Straße führte in südlicher Richtung bergab. Eine Zeitlang spähte Iori hinter dem steinernen Buddha den beiden nach, dann beschloß er, sich ihnen an die Fersen zu heften. Er

war auf den Gedanken gekommen, daß sie die Schatzhausdiebe sein mußten.

Ein oder zweimal blickten sie sich vorsichtig um. Da sie jedoch nichts Beunruhigendes in dem Jungen sahen, schienen sie ihn nach einiger Zeit vergessen zu haben. Es dauerte nicht lange, und das Abendrot verblaßte. Bald war es zu dunkel, um mehr als ein paar Schritt weit zu sehen. Die beiden Reiter hatten fast die Musashino-Ebene erreicht, als der Jüngling nach vorn zeigte und sagte: »Dort, Herr, seht Ihr die Lichter von Ogimachiya.« Die Straße verlief fast eben. Nicht weit entfernt blinkte der gewundene Lauf des Iruma silbrig im Mondschein wie ein abgelegter Obi. Iori war jetzt bemüht, nicht aufzufallen. Seine Idee, daß diese beiden die Diebe seien, war zur Überzeugung gereift, und aus der Zeit in Hōtengahara wußte er alles über Banditen. Es waren tückische Burschen, die wegen ein paar Eiern oder einer Handvoll roter Bohnen aus der Haut fahren konnten. Es machte ihnen nichts aus, einen Menschen grundlos niederzuschlagen.

Endlich ritten die beiden in die Stadt Ogimachiya ein. Daizō hob den Arm und sagte: »Jōtarō, hier machen wir Rast und essen einen Happen. Auch müssen die Pferde gefüttert werden, und ich möchte gern eine Pfeife rauchen.«

Sie banden die Pferde vor einem schwach erhellten Teehaus an. Jōtarō nahm neben der Tür Platz und ließ während des Essens die Augen nicht von den Truhen. Als er satt war, kam er heraus und fütterte die Pferde, Iori ging in die Schenke auf der anderen Seite der Straße, und als die beiden Männer davonritten, klaubte er die letzte Handvoll Reis aus der Schale und stopfte sie sich im Gehen in den Mund.

Sie ritten jetzt nebeneinander her. Die Straße war dunkel, verlief aber eben.

»Jōtarō, hast du einen Boten nach Kiso geschickt?« »Ja.«

»Welche Zeit hast du ihnen angegeben?«

»Mitternacht. Wir sollten es schaffen, rechtzeitig dort einzutreffen.« Iori erlauschte in der stillen Nacht genug von ihrer Unterhaltung, um festzustellen, daß Daizō seinen Gefährten mit dessen Knabennamen anredete, während Jōtarō den älteren als »Herrn« bezeichnete. Das brauchte nicht mehr zu bedeuten, als daß der Ältere das Oberhaupt der Bande war, aber Iori gewann den Eindruck, es handele sich um Vater und Sohn. Wenn seine Vermutung zutraf, handelte es sich nicht um gewöhnliche Banditen, sondern um eine ganze Verbrecherdynastie mit erblicher Befehlsgewalt. Solch gefährliche Männer konnte er keinesfalls allein stellen. Gelang es ihm aber, ihnen lange genug auf den Fersen zu bleiben, dann konnte er den Behörden ihren Aufenthaltsort melden.

Die kleine Stadt Kawagoe lag in tiefem Schlaf. Die beiden Reiter zogen an dunklen Häuserreihen vorüber, bogen dann von der Landstraße ab und ritten einen Hügel hinauf. Auf einem steinernen Wegweiser am Fuße dieses Hügels stand: »Zum Wald der Schädelstätte«.

Da er sich durch die Büsche neben dem Weg schlängelte, gelang es Iori, als erster oben zu sein. Dort wuchs eine auffallend große Fichte, an die ein Pferd gebunden war. Zu Füßen des Stamms hockten drei Männer, gekleidet wie Rōnin, die Arme auf die Knie gestützt und die Augen erwartungsvoll hügelabwärts gerichtet.

Iori hatte sich kaum versteckt, da stand einer der Männer auf und sagte: »Es ist Daizō, kein Zweifel.« Alle drei liefen den Reitern entgegen und tauschten fröhliche Begrüßungen aus. Daizō und seine Verbündeten hatten sich seit nahezu vier Jahren nicht mehr gesehen.

Es dauerte nicht lange, und die Männer machten sich an die Arbeit. Nach Daizōs Anweisungen wälzten sie einen riesigen Stein beiseite und fingen an zu graben. Erde wurde auf der einen Seite aufgehäuft, auf der anderen ein gewaltiger Vorrat an Gold und Silber. Jōtarō lud die Truhen ab und schüttete

ihren Inhalt auf den Schatzhaufen. Wie Iori vermutet hatte, kamen die gestohlenen Kleinodien aus dem Mitsumine-Schrein zum Vorschein. Zusammen mit den hier bereits gehorteten Schätzen mußte die Beute einen Wert von vielen Tausenden von Ryō haben.

Die Kostbarkeiten wurden in einfache Strohsäcke geschüttet und auf drei Pferde verteilt. Die leeren Lacktruhen warf man in das Loch. Nachdem die Männer dieses zugeschüttet und den Erdboden geglättet hatten, wurde der Stein wieder auf seinen Platz gewälzt.

»So, das genügt«, sagte Daizō. »Zeit für ein Pfeifchen.« Er lehnte sich an den Fichtenstamm und zog seine Pfeife hervor. Die anderen klopfen ihre Kleider ab und setzten sich zu ihm.

Daizō hatte die Kanto-Ebene während der vier Jahre seiner angeblichen Pilgerreise gründlich kennengelernt. Es gab nur wenige Tempel oder Schreine ohne eine Plakette, die seine Großzügigkeit pries, deren Ausmaß kein Geheimnis war. Merkwürdigerweise war jedoch nie jemand auf den Gedanken gekommen nachzufragen, woher das viele Geld eigentlich stammte. Daizō, Jōtarō und die drei Männer aus Kiso saßen etwa eine Stunde lang beisammen und besprachen Zukunftspläne. Daß es für Daizō gefährlich sei, nach Edo zurückzukehren, bezweifelte mittlerweile niemand mehr, aber einer von ihnen mußte in die Hauptstadt. Sie brauchten das Gold aus dem Lagerhaus von Shibaura und mußten verräterische Unterlagen verbrennen. Außerdem mußte etwas mit Akemi geschehen.

Kurz vor Sonnenaufgang ritten Daizō und die drei Männer die Kōshū-Landstraße nach Kiso hinunter. Jōtarō machte sich zu Fuß in die entgegengesetzte Richtung auf den Weg.

Iori blickte zu den Sternen auf, doch sie gaben ihm keine Antwort auf die bange Frage, wem er folgen solle.

Die kräftigen Strahlen der Herbstsonne, die vom seidig

blauen Himmel herniederlachte, schienen sich in Jōtarōs Haut einzubrennen. Er träumte von der Rolle, die er in dem neuen Zeitalter spielen sollte, und schritt über die Musashino-Ebene, als gehöre sie ihm.

Vorsichtig schaute er sich um und dachte: Seltsam, er ist immer noch da. Da er annahm, daß der Junge mit ihm sprechen wolle, war er bereits ein paarmal stehengeblieben, doch der andere hatte keine Anstalten gemacht, ihn einzuholen.

Entschlossen, hinter das Geheimnis des Jungen zu kommen, versteckte Jōtarō sich hinter einem Büschel hohen Rispengrases.

Als Iori plötzlich Jōtarō aus den Augen verloren hatte, blickte er sich suchend um.

Unvermittelt sprang Jōtarō auf und rief: »He, du Knirps!« Iori machte ein erschrockenes Gesicht, faßte sich jedoch schnell wieder. Da er nicht ausweichen konnte, ging er an Jōtarō vorüber und fragte scheinbar unbekümmert: »Was willst du?« »Du bist mir gefolgt, hab' ich recht?«

»Nein, nein.« Treuherzig schüttelte Iori den Kopf. »Ich bin auf dem Weg nach Jūnisō Nakano.«

»Das ist gelogen! Du bist mir nachgeschlichen.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Iori wollte davonlaufen, doch Jōtarō hielt ihn am Kimono fest. »Raus mit der Sprache!«

»Aber ... ich ... ich ... weiß doch von nichts.«

»Lügner!« schrie Jōtarō und packte fester zu. »Jemand hat dich hinter mir hergeschickt. Du spionierst mir nach.« »Und du ... du bist ein elender Dieb!«

»Was?« zischte Jōtarō, und sein Gesicht berührte fast das Antlitz Ioris. Iori bückte sich tief, riß sich los und rannte um sein Leben. Einen Moment zögerte Jōtarō, dann setzte er ihm nach. Vor sich erblickte Iori Strohdächer, verstreut wie Wespennester. Er lief durch eine Wiese mit rötlich

schimmerndem Herbstgras und stolperte dabei über ein paar vertrocknete Maulwurfshügel. »Hilfe! Hilfe! Haltet den Dieb!« schrie Iori.

In dem kleinen Dorf, auf das er zurannte, wohnten Leute, die die Ebene vor Feuersbrünsten schützen sollten. Iori hörte einen Schmiedehammer auf den Amboß schlagen. Aus dunklen Ställen und Häusern, in denen Kakipflaumen zum Trocknen aufgehängt waren, kamen Neugierige gelaufen. Mit den Armen ruderd, keuchte Iori heran: »Der mit dem Stirnband ... der hinter mir herläuft ... ist ein Dieb. Haltet ihn! Bitte! Oh ... da kommt er schon!« Erschrocken rissen die Dörfler die Augen auf und blickten voller Angst auf die beiden Jünglinge. Doch zu Ioris Entsetzen machte keiner Anstalten, Jōtarō gefangenzunehmen.

»Er ist ein Dieb! Er hat den Tempel ausgeraubt!«

In der Mitte des Dorfes blieb er stehen. Das einzige, was die friedliche Atmosphäre störte, war seine eigene Stimme. Wieder rannte er los, suchte sich ein Versteck und schöpfte Atem.

Jōtarō verlangsamte seinen Schritt. Schweigend standen die Dörfler da und gafften ihn an. Er sah ganz gewiß nicht aus wie ein Räuber oder wie ein Rōnin, der nichts Gutes im Schilde führte. Er machte vielmehr den Eindruck eines anständigen jungen Mannes, der außerstande war, Unrecht zu tun. Empört und entsetzt darüber, daß die Dörfler – Erwachsene! – nicht den Mut hatten, sich dem Dieb entgegenzuwerfen, faßte Iori den Entschluß, nach Nakano zu eilen, um den Fall Leuten darzulegen, die er kannte und auf deren Hilfe er zählen durfte.

Er bog von der Straße ab und ging querfeldein über die Ebene. Als er den Sichertannenwald hinter Musashis Hütte sehen konnte, wußte er, daß er nur noch eine Meile vor sich hatte. Ihm fiel ein Stein von der Seele, und er beschleunigte seinen Schritt.

Plötzlich versperrte ein Mann ihm mit ausgestreckten Armen

den Weg. Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, wie Jōtarō es fertiggebracht hatte, ihn zu überholen. Immerhin befand er sich jetzt auf vertrautem Gebiet, wo er sich auskannte. Er sprang zurück und zog das Schwert. »Du Schurke!« schrie er.

Ohne Waffe preschte Jōtarō vor und bekam Ioris Kimonoärmel zu fassen, doch der Junge riß sich los und sprang zehn Fuß zur Seite. »Du Hundesohn!« knurrte Jōtarō, der spürte, wie warmes Blut ihm den Arm hinunterlief. Er hatte eine fingerlange Schnittwunde davongetragen, Iori nahm Angriffshaltung ein und konzentrierte sich ganz auf das, was Musashi ihm eingebleut hatte. Augen ... Augen ... Augen ... All seine Kraft floß in seine leuchtenden Pupillen, sein ganzes Wesen schien in das feurige Augenpaar einzumünden.

Da er diesem bezwingenden Blick nichts Vergleichbares entgegensetzen konnte, riß auch Jōtarō sein Schwert heraus. »Ich muß dich umbringen!« zischte er.

Iori schöpfte frischen Mut, als er merkte, daß er seinem Gegner eine Wunde beigebracht hatte. Er griff wieder an, und zwar nach derselben Taktik, die er immer Musashi gegenüber anwandte.

Jōtarō kamen Bedenken. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Iori mit einem Schwert umgehen könnte. Er kämpfte jetzt mit aller Kraft. Um seiner Kameraden willen mußte er dieses vorwitzige Kind aus dem Weg schaffen. Er tat so, als ginge er nicht auf Ioris Ausfall ein, drängte vielmehr selbst vorwärts und versuchte, einen Hieb zu landen, doch ohne Erfolg. Nach zwei oder drei Paraden fuhr Iori herum, rannte los, blieb wieder stehen und griff abermals an. Als Jōtarō parierte, zog Iori sich weiter zurück. Erleichtert stellte er fest, daß er mit seiner Strategie vorankam. Er zog seinen Gegner auf vertrautes Gebiet herüber.

Jōtarō hielt inne, um zu verschnaufen, sah sich in dem

dunklen Gehölz um und rief: »Wo steckst du, du dummer Wicht?« Als Antwort regneten Borkenstücke und Blätter auf ihn nieder. Jōtarō hob den Kopf und schrie: »Ich sehe dich!« In Wahrheit sah er über dem Laub nur ein paar Sterne blinken. Jōtarō schlich dem raschelnden Geräusch nach, das Iori verursachte, als er auf einen Ast hinauskletterte, ohne zu bedenken, daß es von dort kein Zurück mehr gab.

»Jetzt hab' ich dich! Falls du dir keine Flügel wachsen lassen kannst, ergibst du dich jetzt besser. Sonst hast du dein Leben verspielt.« Schweigend schob Iori sich zur Astgabel zurück. Langsam und vorsichtig kletterte Jōtarō auf den Baum. Als er den Arm ausstreckte, um Iori zu packen, schob der sich wieder auf einen weit ausladenden Ast hinaus. Keuchend packte Jōtarō mit beiden Händen einen Ast und gab damit Iori die Chance, auf die er gewartet hatte. Erst pfiß und dann knackte es, als das Schwert sich in den Ast hineinfraß, an dem Jōtarō sich hochhangelte. Schließlich brach er, und Jōtarō sauste zu Boden. »Na, wie gefällt dir das, du Dieb?« feixte Iori. Da der Sturz durch tieferhängende Äste abgefangen wurde, war Jōtarō nicht ernstlich verletzt. Gelitten hatte nur sein Stolz. Er fluchte und schickte sich erneut an, den Stamm hinaufzuklettern, diesmal mit der Geschwindigkeit eines Leoparden. Als er wieder unter Ioris Füßen hockte, hieb der mit dem Schwert um sich und hinderte Jōtarō am Näherkommen. Während sie reglos verharrten, drangen die klagenden Töne eines Shakuhachi an ihr Ohr. Einen Moment lang hielten beide inne und lauschten. Dann beschloß Jōtarō, vernünftig mit seinem Widersacher zu reden, »Schön«, sagte er, »ich muß zugeben, du kämpfst weit besser, als ich erwartete. Dafür bewundere ich dich. Wenn du mir jetzt sagst, wer dich beauftragt hat, mir zu folgen, laß ich dich laufen.« »Gib zu, daß du besiegt bist.« »Bist du verrückt?«

»Ich bin vielleicht nicht besonders groß, aber ich bin Misawa Iori, der einzige Schüler von Miyamoto Musashi. Dir

nachzugeben hieße den Ruf meines Meisters beleidigen. Ergib dich!«

»W-w-was?« entfuhr es Jōtarō ungläubig. »S-s-sag das noch mal!« Seine Stimme klang brüchig.

»Hör genau zu«, erklärte Iori stolz. »Ich bin Misawa Iori, der einzige Schüler von Miyamoto Musashi. Überrascht dich das?«

Jōtarō war plötzlich bereit, seine Niederlage zuzugeben. Mit einer Mischung aus Zweifel und Neugier fragte er: »Wie geht es meinem Lehrer? Ist er wohlauf? Und wo ist er?«

Iori war erstaunt, blieb aber auf sicherer Distanz zu Jōtarō. »Ha!« sagte er, »mein Sensei würde nie einen Dieb zum Schüler haben.« »Nenn mich nicht so! Hat Musashi denn nie Jōtarō erwähnt?« »Jōtarō?«

»Wenn du wirklich Musashis Schüler bist, mußt du irgendwann mal meinen Namen von ihm gehört haben. Ich war sein Schüler, als ich ungefähr so alt war wie du jetzt.« »Das ist gelogen!«

»Nein! Das ist es nicht. Es ist die Wahrheit.«

Überwältigt von Wehmut und Sehnsucht streckte Jōtarō die Hand nach Iori aus und versuchte ihn zu überreden, mit ihm Freundschaft zu schließen, da sie die Schüler ein und desselben Lehrers seien. Mißtrauisch hieb Iori zu und zielte auf Jōtarōs Rippen.

Zwischen zwei Ästen eingezwängt, schaffte Jōtarō es kaum, Ioris Handgelenk zu umklammern. Aus unerfindlichem Grund ließ Iori seinen Ast plötzlich fahren. Als er fiel, stürzte Jōtarō mit ihm. Am Boden landeten sie bewußtlos einer auf dem anderen.

Die Helligkeit strömte ungehindert von allen Seiten in Musashis neues Haus, denn wenn auch das Dach bereits vorhanden war, die Wände mußten noch gezogen werden. Takuan, der tags zuvor angekommen war, um Musashi nach

dem Taifun einen Besuch abzustatten, hatte beschlossen, die Rückkehr des Hausherrn abzuwarten. Heute, kurz nach Dunkelwerden, war er durch die Ankunft eines Bettelmönchs in seiner Einsamkeit gestört worden, der um heißes Wasser für sein Abendessen bat.

Nach einem kargen Mahl aus Reisklößen hatte der betagte Priester Takuan unbedingt auf seinem Shakuhachi vorspielen wollen. Obwohl er das Instrument wenig fingerfertig handhabte, hatten die Klänge, die er ihm entlockte, Takuan sehr angerührt, denn sie hatten echtes Gefühl verraten. Er glaubte sogar, die Empfindung zu erkennen, die der Spieler seinem Instrument zu entlocken suchte. Aus der Melodie sprachen, vom ersten bis zum letzten Ton, Reue und Zerknirschung.

Die Weise schien die Lebensgeschichte des Mannes zu enthalten. Die konnte, sann Takuan, eigentlich nicht sonderlich verschieden von seiner eigenen sein. Ob hoch oder niedrig, Unterschiede zwischen den Menschen bestanden wohl nur darin, daß sie verschieden mit ihren jeweiligen Schwächen fertig wurden.

»Ich glaube, irgendwo muß ich Euch schon mal gesehen haben«, murmelte Takuan nachdenklich.

Der Mönch blinzelte mit seinen nahezu blinden Augen und antwortete: »Ja, jetzt wo Ihr das sagt, glaube ich auch, Eure Stimme zu kennen. Seid Ihr nicht Takuan Sōhō aus Tajima?«

Takuan's Gedächtnis hellte sich auf. Er hob die Lampe näher ans Gesicht des Mannes und sagte: »Und Ihr seid Aoki Tanzaemon, nicht wahr?« »Dann seid Ihr also wirklich Takuan! Ach, ich wünschte, ich könnte mich in ein Loch verkriechen und meinen elenden Körper verbergen.« »Wie merkwürdig, daß wir uns ausgerechnet hier begegnen! Es sind fast zehn Jahre vergangen, seid wir uns im Shippōji kennengelernt haben, nicht wahr?«

»Wenn ich an die lange Zeit denke, überläuft es mich kalt.«
Dann setzte er steif hinzu: »Jetzt, wo ich verdammt bin, nur noch im Dunkeln durchs Land zu ziehen, erhält einzig der Gedanke an meinen Sohn meinen alten Körper zusammen.«
»Ihr habt einen Sohn?«

»Man hat mir erzählt, er sei bei dem Mann, der in der alten Zeder festgebunden war. Takezō hieß er, nicht wahr? Wie ich gehört habe, nennt er sich jetzt Miyamoto Musashi. Die beiden sollen inzwischen auch in den Osten gekommen sein.«

»Euer Sohn ist Musashis Schüler?«

»So hat man es mir erzählt. Ich habe mich furchtbar geschämt. Ich konnte Musashi nicht gegenüberreten, und deshalb hatte ich den Entschluß gefaßt, auch den Jungen aus meinem Denken zu verbannen. Aber jetzt, wo er erwachsen wird ... Könnte ich ihn nur noch einmal sehen, um mich zu überzeugen, was aus ihm geworden ist, so wäre ich bereit zu sterben.« »Dann ist also Jōtarō Euer Sohn. Das habe ich nicht gewußt«, sagte Takuan.

Tanzaemon nickte. Nichts an dieser verhutzelten Gestalt erinnerte mehr an den Samurai, der einst Otsū mit seiner Lust bedrängte. Mitleidig sah Takuan ihn an, und es schmerzte ihn, daß Tanzaemon so sehr von Schuldgefühlen gequält wurde.

Da er erkannte, daß Tanzaemon trotz des geistlichen Gewandes der Trost der Religion fehlte, beschloß Takuan, ihn zunächst einmal dem Buddha Amida nahezubringen, dessen unendliches Mitleid selbst diejenigen errettet, welche der zehn Grundübel und der fünf Todsünden schuldig sind. Wenn er sich erst einmal von seiner Verzweiflung erholt hatte, blieb immer noch Zeit, sich um Jōtarō zu kümmern.

Takuan empfahl Tanzaemon einen Zen-Tempel in Edo.
»Wenn Ihr dort sagt, ich hätte Euch geschickt, könnt Ihr bleiben, solange Ihr wollt. Sobald ich Zeit habe, werde ich zu Euch kommen, und dann können wir uns ausführlich

unterhalten. Ich habe eine Ahnung, wo Euer Sohn sein könnte. Jedenfalls will ich alles tun, damit er Euch bald aufsucht. Doch bis dahin hört auf zu grübeln. Selbst in Eurem Alter kann Euch noch das Glück widerfahren, nützliche Arbeit zu leisten. Vielleicht lebt Ihr noch viele Jahre. Unterhaltet Euch mit den Priestern darüber, wenn Ihr zu dem Tempel kommt.« Takuan geleitete Tanzaemon zur Tür. Nach vielen Verneigungen, mit denen er seiner Dankbarkeit Ausdruck verlieh, ergriff Tanzaemon seinen Strohhut sowie sein Shakuhachi und ging davon.

Aus Angst auszurutschen, beschloß Tanzaemon den Weg durchs Gehölz zu nehmen, wo die Steigung nur sanft war. Bald stieß sein Stab gegen ein Hindernis. Als er mit den Händen umhertastete, fühlte er zu seinem Erstaunen zwei Körper, die regungslos am feuchten Boden lagen. Eilends kehrte er zur Hütte zurück. »Takuan! Könnt Ihr mir helfen? Ich bin im Gehölz auf zwei Bewußtlose gestoßen.« Takuan erhob sich und trat aus der Hütte. Tanzaemon fuhr fort: »Ich habe keine Arznei bei mir und kann nicht genug sehen, um Wasser für die Armen zu holen.« Takuan schlüpfte in seine Sandalen und rief zum Fuß des Hügels hinunter. Seine Stimme trug weit. Ein Bauer antwortete und fragte, was er wolle. Takuan befahl ihm, eine Fackel, Männer und Wasser mitzubringen. Tanzaemon gab er zu verstehen, daß die Straße für sein schwaches Augenlicht besser geeignet sei als der Weg durchs Gehölz. Er beschrieb sie ihm eingehend und schickte ihn los. Auf halber Höhe des Hügels kam Tanzaemon an den heraufkommenden Männern vorbei.

Als Takuan eintraf, war Jōtarō bereits wieder zu sich gekommen und saß unter dem Baum. Doch er sah noch ganz benommen aus. Eine Hand hatte er auf Ioris Arm gelegt und ging mit sich zu Rate, ob er ihn wiederbeleben oder ob er sich aus dem Staub machen solle.

»Was geht hier vor?« fragte Takuan. Als er genauer hinsah,

wuchs seine Neugier zu einer Überraschung, die nicht geringer war als die Jōtarōs. Der junge Mann hatte sich ziemlich verändert. »Du bist doch Jōtarō, nicht wahr?«

Der Jüngling legte beide Hände auf den Boden und verneigte sich im Sitzen. »Ja, der bin ich«, erwiderte er zögernd, fast ängstlich. Er hatte Takuan augenblicklich erkannt.

»Nun, ich muß sagen, du bist zu einem stattlichen jungen Mann herangewachsen.« Takuans Aufmerksamkeit wandte sich Iori zu. Er legte ihm den Arm um die Schultern und stellte erleichtert fest, daß er noch lebte, Iori kam wieder zu sich. Nachdem er sich ein paar Sekunden verwirrt umgesehen hatte, brach er in Tränen aus.

»Was hast du denn?« fragte Takuan begütigend. »Bist du verletzt?« Iori schüttelte den Kopf und erklärte schluchzend: »Mir ist nichts geschehen. Aber meinen Lehrer haben sie fortgebracht. Er sitzt in Chichibu im Gefängnis.« Takuan hatte Mühe, den Schluchzenden überhaupt zu verstehen, doch bald wurde ihm klar, um was es ging. Takuan erkannte den Ernst der Situation und war beinahe genauso bekümmert wie Iori. Jōtarō war zutiefst erschüttert. Mit zitternder Stimme sprudelte er plötzlich hervor: »Takuan, ich muß Euch etwas sagen. Können wir nicht irgendwohin gehen und ungestört reden?«

»Er ist einer von den Dieben«, rief Iori. »Ihr könnt ihm nicht trauen. Was er auch sagt, es ist gelogen.« Anklagend zeigte er auf Jōtarō, und die beiden funkelten sich gegenseitig wütend an.

»Haltet beide den Mund. Laßt mich entscheiden, wer recht hat und wer unrecht.« Takuan führte sie zur Hütte und befahl ihnen, draußen ein Feuer anzuzünden.

Nachdem er Platz genommen hatte, forderte er die beiden auf, sich zu ihm zu setzen. Iori zögerte, und sein Gesichtsausdruck verriet deutlich, daß er nicht die Absicht habe, mit einem Dieb freundlich zu verkehren. Doch als er sah,

wie Takuan und Jōtarō freundschaftlich-vertraut über alte Zeiten plauderten, da packte ihn die Eifersucht, und er nahm widerstrebend Platz. Wie ein Sünder, der Buddha beichtet, senkte Jōtarō die Stimme und wurde sehr ernst.

»Seit vier Jahren werde ich von einem Mann namens Daizō ausgebildet. Er stammt aus Narai in Kiso. Ich bin in seine Pläne eingeweiht und weiß, was er für die Welt tun möchte. Ich wäre bereit, notfalls für ihn zu sterben. Und deshalb habe ich versucht, ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Es schmerzt, ein Dieb genannt zu werden. Aber ich bin immer noch Musashis Schüler. Auch wenn ich von ihm getrennt bin, im Geiste war ich ihm keinen einzigen Tag lang fern.«

Ohne eine Frage abzuwarten, fuhr er fort: »Daizō und ich haben bei den Göttern des Himmels und der Erde geschworen, niemandem zu sagen, welches Ziel wir verfolgen. Das kann ich nicht einmal Euch verraten. Aber ich kann auch nicht tatenlos dabeistehen, wenn Musashi ins Gefängnis geworfen wird. Ich gehe morgen nach Chichibu und lege ein Geständnis ab.« Takuan sagte: »Dann hast du also zusammen mit Daizō das Schatzhaus ausgeraubt?«

»Ja«, erklärte Jōtarō ohne Reue. »Du bist also tatsächlich ein Dieb.«

Jōtarō senkte den Kopf, um Takuan nicht in die Augen sehen zu müssen. »Nein ... nein«, murmelte er. »Wir sind keine gewöhnlichen Einbrecher.« »Ich wußte bis heute nicht, daß es verschiedene Arten von Dieben gibt.« »Nun, wir stehlen doch nicht, um uns persönlich zu bereichern. Wir tun alles nur für das Volk. Es geht uns darum, öffentliches Eigentum zum Wohle der Allgemeinheit zu nutzen.«

»Solche Rechtfertigungen kann ich nicht billigen. Willst du mir weismachen, eure Räubereien seien rechtschaffen? Willst du behaupten, ihr seid wie die Räuberhelden in chinesischen Romanen? Wenn du das glaubst, so muß ich dir sagen, euer

Tun ist in meinen Augen erbärmliche Nachäfferei.« »Darauf kann ich nicht antworten, ohne mein geheimes Abkommen mit Daizō zu enthüllen.«

»Ha, ha! Du läßt dich aber wirklich nicht aufs Glatteis führen, was?« »Es ist mir gleichgültig, was Ihr denkt. Ich gestehe nur, um Musashi zu retten. Ich hoffe, Ihr legt später ein gutes Wort für mich bei ihm ein.« »Dazu würde mir kein passendes einfallen. Musashi ist unschuldig. Ob du gestehst oder nicht, er wird irgendwann freigelassen werden. Mir scheint, es ist wesentlich wichtiger für dich, daß du dich Buddha anvertraust. Laß mich dein Mittelsmann sein, und gestehe ihm alles.« »Buddha?«

»Ja, Buddha. Nach deiner Ansicht tust du Großartiges für die Menschen. Ist dir denn noch nicht aufgegangen, daß du viele Leute unglücklich machst?«

»Auf den einzelnen kann man keine Rücksicht nehmen, wenn man für das Wohl aller arbeitet.«

»Ach, du Tor! Du Strohkopf!« Takuan versetzte Jōtarō eine tüchtige Mauschelle. »Jede Handlung ist letztendlich eine Manifestation des eigenen Selbst. Ein Mensch, der sich selbst nicht erkannt hat, kann für andere nichts tun.«

»Ich habe doch nur gemeint, daß ich nichts getan habe, um mich selbst zu bereichern.«

»Halt den Mund! Du bist ja kaum trocken hinter den Ohren! Nichts ist beängstigender als ein unreifer Mensch, der Gutes tun will und, obwohl er die Welt noch gar nicht richtig kennt, ihr trotzdem vorzuschreiben wagt, was gut für sie ist und was nicht. Du brauchst kein Wort mehr darüber zu verlieren, was du mit Daizō tust; das kann ich mir ohnehin vorstellen ... Worüber heulst du? Putz dir die Nase!«

Als Takuan ihm befahl, sich hinzulegen, gehorchte Jōtarō. Er konnte jedoch nicht einschlafen, weil er immerzu über Musashi nachdenken mußte. Er legte die Hände auf der Brust zusammen

und bat schweigend um Verzeihung. Tränen rannen ihm über die Wangen. Er rollte sich auf die Seite und dachte an Otsū. Seine Wange brannte, doch Otsū würde noch mehr leiden. Aber er durfte das geheime Versprechen, das er Daizō gegeben hatte, nicht brechen.

Lautlos stand er auf, trat hinaus und schaute zu den Sternen empor. Er mußte sich beeilen. Bald würde der Tag grauen.

»Halt!« Die Stimme ließ Jōtarō erstarren. Takuan stand hinter ihm wie ein riesiger Schatten.

Der Priester trat neben ihn und legte ihm den Arm um die Schultern. »Bist du entschlossen zu gestehen?« Jōtarō nickte.

»Das ist aber nicht besonders klug«, sagte Takuan mitfühlend. »Du wirst elend zugrunde gehen. Du scheinst dir einzubilden, wenn du dich stellst, wird Musashi freigelassen – aber so einfach ist das nicht. Die Beamten werden Musashi so lange im Gefängnis festhalten, bis du ihnen auch all das erzählt hast, was du nicht einmal mir anvertrauen wolltest. Und du wirst gefoltert werden, bis du den Mund aufmachst – egal, ob es ein Jahr dauert oder zwei oder womöglich noch länger.« Jōtarō ließ den Kopf hängen.

»Ist es das, was du willst – elend zugrunde gehen? Dir bleibt jetzt keine Wahl mehr: Entweder du gestehst unter der Folter, oder du vertraust dich mir an. Als Jünger Buddhas werde ich nicht über dich zu Gericht sitzen, sondern alles in Amidas Hände legen.« Jōtarō schwieg.

»Es gibt aber noch einen anderen Weg. Durch Zufall bin ich gestern abend deinem Vater begegnet. Er trägt jetzt das Gewand eines Bettelmönchs. Ich habe ihn in einen Tempel in Edo geschickt. Wenn du entschlossen bist zu sterben, solltest du zuvor zu ihm gehen. Ihn kannst du fragen, ob ich nicht doch recht habe. Jōtarō, dir stehen also drei Wege offen. Welchem du folgen willst, mußt du selbst entscheiden.« Damit drehte er sich um und kehrte ins Haus zurück.

Jōtarō ahnte, daß das Shakuhachi, dem er gestern abend gelauscht hatte, seinem Vater gehörte.

»Takuan! Wartet! Ich werde reden. Ich werde Buddha alles enthüllen, auch mein Versprechen Daizō gegenüber.« Er faßte den Priester am Ärmel, und die beiden gingen ins Gehölz.

In einer langen Rede, die Takuan nicht unterbrach, beichtete Jōtarō alles. Takuan zuckte mit keiner Miene und sagte kein Wort. »Das ist alles«, sagte Jōtarō endlich. »Alles?«

»Wirklich alles.« »Gut.«

Eine Stunde lang bewahrte Takuan Schweigen. Die Morgendämmerung brach an. Krähen krächzten, und auf den Gräsern glitzerte der Tau. Takuan nahm auf dem Stumpf einer Sichelanne Platz. Jōtarō lehnte sich gegen einen Baumstamm und wartete mit gesenktem Kopf auf die Schelte, die sich gleich über ihn ergießen mußte.

Als Takuan schließlich sprach, schien er keinerlei Zweifel mehr zu haben. »Ich muß schon sagen, in eine schöne Gesellschaft bist du da geraten! Mag der Himmel ihnen helfen. Sie haben keine Ahnung von der Welt. Wie gut, daß du mir gebeichtet hast, bevor es zu spät ist.« Er griff in seinen Kimono und holte zwei Goldstücke heraus, die er Jōtarō reichte. »Sieh zu, daß du so schnell wie möglich von hier fortkommst. Die geringste Verzögerung kann verhängnisvoll sein, und zwar nicht nur für dich, sondern auch für deinen Vater und deinen Lehrer. Geh so weit weg wie möglich, vor allem aber halte dich fern von der Kōshū-Landstraße und von der Nakasendō. Ab heute mittag werden dort alle Reisenden streng kontrolliert.«

»Und was geschieht mit meinem Sensei? Ich kann unmöglich fortgehen und ihn im Gefängnis lassen.«

»Das laß nur meine Sorge sein. Nach ein, zwei Jahren, wenn alles sich wieder beruhigt hat, kannst du zu ihm gehen und dich bei ihm entschuldigen. *Dann* werde ich ein gutes Wort für dich

einlegen.« »Lebt wohl!«

»Einen Augenblick noch.« »Ja?«

»Geh zuerst nach Edo. In Azabu gibt es einen Zen-Tempel namens Shōjuan. Dort findest du deinen Vater. Nimm dieses Siegel, das ich vom Daitokuji bekommen habe. Die Mönche werden es als meines erkennen. Sag ihnen, sie sollen dir und deinem Vater Priesterhüte und -kleider geben und die nötigen Beglaubigungsschreiben. Dann könnt ihr unerkannt reisen.«

»Warum soll ich mich als Priester ausgeben?«

»Kennt deine Arglosigkeit denn keine Grenzen? Du, mein törichter junger Freund, bist der Handlanger einer Gruppe, die vorhat, den Shōgun umzubringen, die Burg von Ieyasu in Suruga in Brand zu stecken, den gesamten Distrikt von Kantō in Aufruhr zu stürzen und die Regierung zu übernehmen. Du bist in aller Augen ein Verräter! Wenn man dich erwischt, wirst du gehängt!«

Jōtarō fiel die Kinnlade herunter. »Geh jetzt!«

»Darf ich eine Frage stellen? Warum gelten die Männer, die das Haus Tokugawa stürzen wollen, als Verräter, wenn diejenigen, welche die Toyotomi stürzten und die Macht an sich rissen, keine Verräter sind?« »Das darfst du mich nicht fragen!« Takuan seufzte und starrte verbittert vor sich hin.

Der Granatapfel

Später am selben Tag trafen Takuan und Iori in Ushigome im Landhaus von Fürst Hōjō Ujikatsu ein. Ein junger Lehnsmann, der am Tor Wache stand, ging hinein, um Takuan anzumelden, und ein paar Minuten später kam Shinzō heraus.

»Mein Vater ist in der Burg von Edo«, sagte Shinzō. »Wollt Ihr hereinkommen und warten?«

»In der Burg?« fragte Takuan. »Dann gehe ich gleich dorthin; das war ohnehin mein Ziel. Hättet Ihr etwas dagegen, wenn Iori solange hierbliebe?« »Nicht das geringste«, erwiderte Shinzō lächelnd mit einem Blick auf Iori. »Darf ich eine Sänfte für Euch bestellen?« »Wenn Ihr das tun würdet.«

Die lackierte Sänfte war ihren Blicken kaum entschwunden, da war Iori bereits in den Stallungen und begutachtete der Reihe nach Fürst Ujikatsus wohlgepflegte Fuchse und Apfelschimmel. Insbesondere bewunderte er die Köpfe der Tiere, die er viel edler fand als jene der Arbeitspferde, die ihm vertraut waren. Gleichwohl war da ein Geheimnis, das er nicht begriff: Wie konnte die Kriegerkaste es sich leisten, so viele Pferde müßig dastehen zu haben, statt sie draußen auf den Feldern arbeiten zu lassen? Er war gerade dabei, sich auszumalen, wie Berittene in die Schlacht zogen, da lenkte Shinzōs erboste Stimme ihn ab. Er blickte zum Haus hinüber und dachte schon, es gelte ihm, erkannte jedoch, daß der Anlaß für Shinzōs Zorn eine ausgemergelte alte Frau mit einem eigensinnig verkniffenen Gesicht war.

»So tun, als ob er nicht da wäre?« rief Shinzō. »Warum sollte mein Vater einem alten Weib gegenüber so tun, als ob – wo er Euch doch nicht einmal kennt!«

»Oh, oh, seid Ihr aber wütend!« sagte Osugi bissig. »Ich nehme an, Ihr seid der Sohn Seiner Gnaden. Wißt Ihr, wie oft ich nun versucht habe, Euren Vater zu sprechen? Fast ein dutzendmal, kann ich Euch sagen, und jedesmal hieß es, er sei nicht da.«

Gereizt sagte Shinzō: »Es hat nichts damit zu tun, wie oft Ihr kommt. Mein Vater mag keine Leute empfangen. Wenn er Euch nicht sehen will, warum kommt Ihr dann immer wieder?«

Osugi ließ unerschrocken ihr gackerndes Gelächter erschallen. »Mag keine Leute empfangen? Warum lebt er denn unter Menschen?« Sie bleckte die Zähne.

Shinzō war versucht, sie wüst zu beschimpfen und sie das Geräusch des Schwertziehens hören zu lassen, doch wollte er nicht unbeherrscht wirken, und außerdem war er sich nicht sicher, ob er damit überhaupt etwas erreichen würde.

»Mein Vater ist nicht hier«, sagte er daher ganz ruhig. »Warum setzt Ihr Euch nicht und erzählt mir, was Ihr auf dem Herzen habt?«

»Nun, ich denke, ich werde Euer freundliches Angebot annehmen. Der Weg war lang, und meine Beine tun weh.« Sie ließ sich auf dem Rand einer Stufe nieder und rieb sich die Knie. »Wenn Ihr höflich mit mir redet, junger Mann, schäme ich mich, so laut gesprochen zu haben. Aber jetzt möchte ich Euch mitteilen, was ich auch Eurem Vater sagen werde, wenn er nach Hause kommt.«

»Nur zu, tut das!«

»Ich bin gekommen, um ihm wegen Miyamoto Musashi ein Licht aufzustecken.«

Verwirrt fragte Shinzō: »Ist Musashi etwas zugestoßen?« »Nein. Ich möchte nur, daß Euer Vater weiß, was für ein Mensch das ist. Als Musashi siebzehn war, zog er nach Sekigahara und kämpfte gegen die Tokugawa. *Gegen* die Tokugawa, verstanden? Was aber viel schlimmer ist, er hat daheim in Mimasaka so viele schlimme und böse Dinge getan, daß dort kein Mensch mehr ein gutes Haar an ihm läßt. Er hat so viele Leute umgebracht, daß man es nicht zählen kann, und er läuft nun bereits seit Jahren vor mir davon, weil ich versucht habe, mich an ihm zu rächen, was mein gutes Recht ist. Musashi ist ein nichtsnutziger Landstreicher, und er ist gefährlich.« »Aber Moment mal ...«

»Nein, hört zu! Musashi hat angefangen, der Frau, mit der mein Sohn verlobt war, schöne Augen zu machen. Ja, er hat sie entführt und ist dann mit ihr auf und davon.«

»Nun mal langsam!« sagte Shinzō und hob abwehrend die

Hand. »Warum erzählt Ihr denn solche Geschichten über Musashi?« »Ich tue das um unseres Landes willen«, sagte Osugi selbstgefällig. »Was hat denn Japan davon, wenn Ihr Musashi verunglimpft?« Osugi setzte sich anders hin und sagte: »Wie ich höre, soll dieser glattzüngige Unhold demnächst zum Lehrer im Haus des Shōguns ernannt werden.« »Woher habt Ihr denn das?«

»Von einem Mann aus dem Dōjō der Ono-Schule. Ich hab's mit eigenen Ohren gehört.« »Was Ihr nicht sagt!«

»Ein Schwein wie Musashi sollte nicht einmal vor die Augen des Shōguns gelassen werden, geschweige denn, zu seinem Lehrer ernannt werden. Ein Lehrer des Hauses Tokugawa ist ein Lehrer des ganzen Volkes. Es macht mich ganz krank, wenn ich daran denke. Ich bin hier, um Fürst Hōjō zu warnen, denn ich habe gehört, daß er es war, der Musashi empfohlen hat. Versteht Ihr mich jetzt?« Sie sog den Speichel ein, der sich an ihren Mundwinkeln gesammelt hatte, und fuhr dann fort: »Ich bin sicher, es geschieht nur zum Wohle des Landes, wenn ich Euren Vater warne. Und Ihr, Ihr solltet gleichfalls gewarnt sein. Seht Euch vor, daß Ihr Euch von dem glatten Gerede Musashis nicht einwickeln laßt!«

Da er befürchtete, sie könne endlos so weiterreden, wappnete Shinzō sich mit dem letzten bißchen Geduld, das er hatte, schluckte hart und sagte: »Vielen Dank! Ich habe verstanden, was Ihr gesagt habt. Ich werde es meinem Vater ausrichten.« »Bitte, tut das!«

Mit stolz erhobenem Haupt erhob Osugi sich wie jemand, der endlich sein Ziel erreicht hat, und marschierte auf das Tor zu. Ihre Sandalen schlurften geräuschvoll über den Weg. »Dreckiges altes Weib!« rief eine Jungenstimme.

Erschrocken belferte Osugi: »Was ... Was?« und sah sich suchend um, bis sie Iori zwischen den Bäumen entdeckte, wo er die Zähne bleckte wie ein Pferd.

»Preßt den!« schrie er und warf mit einem Granatapfel nach ihr. Die Frucht schlug mit solcher Wucht auf, daß sie auseinanderbrach. Osugi schrie und faßte sich an die Brust.

Sie bückte sich, um irgend etwas aufzuheben, womit nun sie nach ihm werfen konnte, doch rannte Iori fort. Als sie in den Pferdestall spähte, klatschte ihr ein weicher Pferdeapfel mitten ins Gesicht.

Prustend und spuckend wischte Osugi sich den Kot aus dem Gesicht. Tränen flossen ihr über die Wangen, wenn sie daran dachte, daß dies nun der Lohn dafür war, daß sie um ihres Sohnes willen durch die Lande zog. Hinter einem Baum verborgen, beobachtete Iori sie aus sicherer Entfernung. Als er sie weinen sah, schämte er sich plötzlich sehr. Halb war er versucht, zu ihr zu gehen und sich bei ihr zu entschuldigen, ehe sie zum Tor hinausging. Doch seine Empörung darüber, wie sie Musashi verleumdet hatte, war noch nicht verflogen. Er schwankte zwischen Mitleid und Haß, stand lange da und kaute auf den Fingernägeln.

»Komm herauf, Iori! Von hier aus kannst du den roten Fujiyama sehen!« Shinzōs Stimme kam von einem weiter oben am Hang gelegenen Raum. Unendlich erleichtert lief Iori zu ihm. »Den Fuji?« Die Vorstellung, den Berg von der Abendsonne in tiefrotes Licht getaucht zu sehen, verscheuchte alle anderen Gedanken. Auch Shinzō schien die Unterredung mit Osugi vergessen zu haben.

Land der Träume

Ieyasu hatte zwar den Titel Shōgun im Jahre sechzehnhundertfünf auf Hidetada übertragen lassen, aber selbst von seiner Burg in Suruga aus weiterregiert. Nun, da die Grundlagen für die neue Herrschaft weitgehend gelegt waren,

überließ er Hidetada nach und nach die ihm zustehenden Rechte. Als er aufs Regieren verzichtete, fragte Ieyasu seinen Sohn, was er denn zu tun gedenke.

Hidetadas Antwort: »Ich werde bauen«, soll, wie es hieß, dem alten Shōgun außerordentlich gefallen haben.

Im Gegensatz zu Edo war man im Westen, in Osaka, immer noch mit Vorbereitungen auf die vermeintlich letzte, die entscheidende Schlacht beschäftigt. Erlauchte Generale schmiedeten Verschwörungen, Boten brachten Botschaften zu bestimmten Lehnsfürsten, abgesetzte Truppenführer und Rōnin wurden mit Trost und Mitteln eingedeckt, Munitionslager wurden angelegt, Lanzen geschliffen und Burggräben vertieft.

Mehr und mehr Städter verließen die Ortschaften im Westen und zogen in das aufstrebende Edo, wobei häufig die Lehnsverhältnisse gewechselt wurden, denn immer noch ging die Angst um, ein Sieg der Familie Toyotomi, der Nachfolger des Reichseinigers, würde die Wiederkehr der ständigen Kriege bedeuten.

Für Daimyō und ranghohe Vasallen, die sich entscheiden mußten, ob sie das Schicksal ihrer Kinder und Enkel Edo oder Osaka anvertrauen sollten, war die eindrucksvolle Bautätigkeit in Edo ein Argument, das für die Familie Tokugawa sprach.

Wie an so vielen anderen Tagen gab sich Hidetada auch diesmal seiner Lieblingsbeschäftigung hin. Wie für eine Landpartie gekleidet, wollte er die Festungsmauern verlassen und sich zum Hügel Fukiage begeben, um dort die Bauarbeiten zu besichtigen.

Als der Shōgun mit seinem Gefolge aus Ministern, Leibdienern, Adjutanten und buddhistischen Priestern eine Ruhepause einlegte, brach am Fuß des Momiji-Hügels ein Tumult aus. »Haltet den Schuft!« »Ergreift ihn!«

Ein Brunnenbauer lief im Kreis herum und versuchte, die Zimmerleute abzuschütteln, die ihn verfolgten. Wie ein Hase

schlug er Haken zwischen den Haufen von Baumaterial, dann verbarg er sich für kurze Zeit hinter der Hütte eines Verputzers. Bald darauf schoß er auf das Gerüst zu, welches die äußere Mauer umkleidete, und versuchte hinaufzuklettern.

Laut fluchend kletterte eine Handvoll Zimmerleute hinter ihm her. Sie packten ihn schließlich an den Füßen. Mit den Armen rudern, stürzte der Brunnenbauer in einen Haufen Hobelspäne.

Die Zimmerleute fielen über ihn her und traten und schlugen von allen Seiten auf ihn ein. Aus einem völlig unverständlichen Grund versuchte ihr Opfer keinen Widerstand zu leisten, sondern drückte sich, so gut es ging, auf die Erde, als sei diese seine einzige Hoffnung.

Der Samurai, der die Aufsicht über die Zimmerleute führte, und ein Aufseher kamen herbeigelaufen. »Was geht hier vor?« fragte der Samurai.

»Er ist auf mein Winkelmaß getreten – das dreckige Schwein«, heulte einer der Zimmerleute. »Das Winkelmaß ist die Seele eines Zimmermanns.« »Na schön, aber jetzt hört auf. Der Shōgun ist oben auf dem Hügel und ruht sich aus.«

Als er hörte, daß der Shōgun erwähnt wurde, beruhigte sich der erste Zimmermann. Nun aber sagte ein anderer: »Erst muß der Kerl sich waschen. Und dann hat er sich vor dem Winkelmaß zu verneigen und sich zu entschuldigen.«

»Für die Bestrafung sorgen schon *wir*«, erklärte der Aufseher. »Ihr geht jetzt besser wieder an die Arbeit.« Er packte den auf dem Boden Kauernden beim Kragen und sagte: »Zeig mal dein Gesicht!« »Ja, Herr.«

»Du gehörst zu den Brunnenbauern, nicht wahr?« »Ja, Herr.«

»Was hast du hier oben überhaupt zu suchen? Hier arbeitest du doch gar nicht.«

»Gestern hat er sich auch schon hier herumgetrieben«, erklärte ein Zimmermann.

»Wirklich?« fragte der Aufseher und starrte Matahachi ins bleiche Gesicht. Ihm fiel auf, daß dieser für einen Brunnenbauer eigentlich viel zu zartgliedrig und fein war. Er besprach sich einen Moment mit dem Samurai, dann führte er Matahachi fort.

Matahachi wurde in den Holzschuppen hinter dem Schreibraum des Aufsehers eingesperrt und bekam während der nächsten paar Tage nichts weiter zu sehen als Feuerholz, einen oder zwei Säcke Holzkohle und etliche Fässer zum Einlegen von Gemüse. Da er Angst hatte, das Komplott könne entdeckt werden, verfiel er bald in einen Zustand von Angst und Schrecken. Als er in der Burg war, hatte er sich noch einmal alles gründlich überlegt und war zu dem Schluß gekommen, daß er nicht zum Mörder werden wollte, selbst wenn dies bedeutete, daß er für den Rest seines Lebens Brunnenbauer bleiben mußte. Er hatte den Shōgun und sein Gefolge bereits mehrere Male gesehen, aber nichts unternommen.

Was ihn zum Momiji-Hügel getrieben hatte, sooft es ging, war eine unvorhergesehene Komplikation. Es sollte eine Bibliothek gebaut, und, um Platz zu schaffen, dabei der Kampferbaum gefällt werden. Matahachi war voll schlechten Gewissens davon überzeugt, daß die Muskete dann entdeckt werden und man ihn direkt mit der Verschwörung in Zusammenhang bringen würde. Bis jetzt war es ihm nicht gelungen, die Muskete ungesehen auszugraben und fortzuschaffen.

Selbst im Schlaf brach ihm beim Gedanken an den Kampferbaum der kalte Schweiß aus. Einmal träumte ihm, er befinde sich im Land der Toten, und wohin immer er blickte, sah er nichts als Kampferbäume. Wenige Nächte nachdem man ihn in den Holzschuppen geschleppt hatte, suchte ihn eine

Vision heim, die so klar wie der Tag war: Er träumte von seiner Mutter. Statt Mitleid mit ihm zu haben, schalt Osugi ihn wütend aus und warf einen Korb Seidenraupenkokōns nach ihm. Als ihm die Kokōns auf den Kopf hagelten, versuchte er wegzulaufen. Sie setzte ihm nach, und ihr Haar verwandelte sich geheimnisvollerweise in Seidenfäden. Er lief und lief, doch sie folgte ihm immer dicht auf den Fersen. Schweißüberströmt sprang er von einem Felsen und fiel durch die Finsternis der Hölle, fiel endlos ins Schwarze. »Mutter, verzeih mir!« rief er wie ein kleines Kind, das etwas angestellt hat, und der Klang seiner eigenen Stimme weckte ihn. Die Wirklichkeit, der er sich beim Erwachen stellen mußte – die Aussicht auf den gewissen Tod –, war noch erschreckender als der Traum.

Er versuchte, die Tür zu öffnen, doch die war verriegelt, was er schon gewußt hatte. In seiner Verzweiflung stieg er auf die Fässer, durchbrach ein kleines Fenster dicht unter dem Dach und zwängte sich hindurch. Im Schutz von Holzstapeln und Erdhaufen schlich er sich heimlich in die Nähe des westlichen Tors. Der Kampfbaum war immer noch da. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich Matahachi.

Er fand eine Hacke und fing an, die Erde zu durchwühlen, als gelte es, sein eigenes Leben auszugraben. Verschreckt von dem lauten Geräusch, das er machte, hielt er inne und blickte sich um. Als er niemand sah, machte er weiter.

Die Angst, daß jemand die Muskete bereits entdeckt haben könnte, ließ ihn verzweifelt die Hacke schwingen. Sein Atem ging keuchend und unregelmäßig. Schweiß und Schmutz vermischten sich und ließen ihn aussehen, als käme er gerade aus dem Schlammbad. Ihm wurde schwindlig, doch durfte er nicht aufhören.

Die Hacke traf auf etwas Längliches. Er warf sie beiseite und griff ins Erdreich, um die Waffe herauszuholen.

Doch seine Erleichterung war nur von kurzer Dauer. Der längliche Gegenstand war nicht in Ölpapier eingewickelt, es war auch keine Kiste da und auch kein kühles Metall. Er packte den Gegenstand, hielt ihn in die Höhe und ließ ihn erschrocken fallen. Es war ein weißer Armknochen oder ein Oberschenkel. Matahachi hatte nicht den Mut, die Hacke nochmals anzufassen. Das Ganze erschien ihm wie ein Alptraum. Gleichwohl wußte er, daß er wach war; er konnte jedes einzelne Blatt des Kampferbaums zählen. »Was würde Daizō gewinnen, wenn er lügt?« fragte er sich, als er um den Baum herumging und die Erde festtrat.

Er ging immer noch um den Baum herum, als eine Gestalt von hinten leise auf ihn zukam und ihm leicht auf die Schulter klopfte. Laut lachend und direkt an Matahachis Ohr sagte jemand: »Ihr werdet sie nicht finden.« Matahachis ganzer Körper schien zusammenzufallen. Er fiel beinahe zu Boden. Als er den Kopf in die Richtung drehte, aus der die Stimme gekommen war, gab er ein erstauntes Krächzen von sich. »Kommt mit!« sagte Takuan und nahm ihn bei der Hand. Matahachi war außerstande, eine Bewegung zu machen. Seine Finger wurden fühllos, und er klammerte sich an die Hand des Priesters. Eisiges Entsetzen und Abscheu stiegen in ihm auf.

»Habt Ihr nicht gehört? Ihr sollt mitkommen«, sagte Takuan, und sein Blick kam einer Schelte gleich.

Matahachis Zunge war unnütz wie die eines Stummen. »D-dies ... einebnen ... Erde ... ich ...«

Mitleidlos sagte Takuan: »Laßt das! Es wäre nur Zeitverschwendung. Die Dinge, welche die Menschen auf dieser Erde tun, ob gut oder schlecht, sind wie Tusche auf Löschpapier. Sie lassen sich nicht ausradieren, und wenn man es tausend Jahre versuchte. Ihr bildet Euch ein, wenn Ihr ein bißchen Erde verstreut, könnt Ihr ungeschehen machen, was Ihr angerichtet habt. Weil Ihr so denkt, ist Euer Leben so aus der Bahn geraten. Und jetzt kommt mit mir. Ihr seid ein

Verbrecher, und Euer Verbrechen ist scheußlich. Ich werde Euch den Kopf mit einer Bambussäge absägen und Euch in der Hölle dem Blutsee überantworten.« Er packte Matahachi am Ohrläppchen und zog ihn mit sich.

Takuan klopfte an die Tür des Verschlags, in dem die Küchenhelfer schliefen. »Einer von Euch soll herauskommen«, befahl er.

Ein Junge kam heraus und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Als er den Priester erkannte, den er schon mit dem Shōgun hatte sprechen sehen, wurde er ganz wach und sagte: »Ja, Herr. Kann ich etwas für Euch tun?« »Ich will, daß Ihr den Holzschuppen aufmacht.« »Darin ist aber ein Brunnenbauer eingesperrt.«

»Er ist nicht im Schuppen. Er ist hier. Es hat keinen Sinn, ihn wieder durchs Fenster hineinzubugsieren. Entriegelt also die Tür!«

Der junge Mann beeilte sich, den Aufseher herbeizuholen, der sich entschuldigte und Takuan bat, die Sache nicht weiterzumelden. Takuan schob Matahachi in den Schuppen, trat dann selbst ein und schloß die Tür. Ein paar Minuten später steckte er den Kopf zur Tür hinaus und sagte : »Ihr habt doch sicher irgendwo ein Rasiermesser. Schärft es, und bringt es dann her!« Der Aufseher und die Küchenhelfer blickten einander an, doch keiner wagte es, den Priester danach zu fragen, wozu er das Rasiermesser brauche. Sie schärften eines und brachten es ihm.

»Danke«, sagte Takuan. »Und jetzt könnt Ihr Euch wieder schlafen legen.« Im Inneren des Holzschuppens war es dunkel und stickig; nur ein ganz leichter Sternenschimmer war durch das zerbrochene Fenster zu sehen. Takuan setzte sich auf einen Haufen Kleinholz. Matahachi warf sich auf eine Schilfmatte und ließ voller Scham den Kopf hängen. Lange schwiegen sie. Da er das Rasiermesser nicht sehen konnte, fragte Matahachi

sich immer wieder, ob Takuan es wohl in der Hand hielt.

Schließlich ergriff Takuan das Wort: »Matahachi, was habt Ihr unter dem Kampfbaum ausgraben wollen?« Schweigen.

»Ich könnte Euch zeigen, wie man etwas ausgräbt. Doch würde das bedeuten, aus dem Nichts etwas auszugraben, die Wirklichkeit aus dem Land der Träume zu holen.« »Ja, Herr.«

»Ihr habt nicht die geringste Ahnung, von was für einer Wirklichkeit ich rede. Zweifellos weilt Ihr noch in Eurer Welt der Phantasie. Nun, da Ihr so einfältig seid wie ein Kind, nehme ich an, muß ich es Euch vorkauen ... Wie alt seid Ihr?«

»Achtundzwanzig.« »Genauso alt wie Musashi.«

Matahachi schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Takuan schwieg, bis sein Gegenüber sich ausgeweint hatte. Dann sagte er: »Ist es nicht erschreckend, wenn man bedenkt, daß der Kampfbaum ums Haar zum Grabdenkmal für einen Narren geworden wäre? Ihr wart dabei, Euch das eigene Grab zu schaufeln, ja, Ihr standet buchstäblich im Begriff, Euch hineinzulegen.«

Matahachi schlang die Arme um Takuans Beine und flehte: »Rettet mich! Bitte rettet mich. Meine Augen . meine Augen wurden mir jetzt geöffnet. Daizō aus Narai hat mich verblendet.«

»Nein, deine Augen sind keineswegs geöffnet. Und es war auch nicht Daizō, der dich verblendet hat. Er hat nur versucht, sich des größten Narren zu bedienen, der auf der Erde herumläuft: eines habgierigen, unverständigen, kleinlichen Dummkopfes, der gleichwohl die Tollkühnheit besaß, eine Aufgabe zu übernehmen, vor der jeder vernünftige Mensch zurückgeschreckt wäre.«

»Ja ... ja ... ich war ein Tor.« »Wer, meint Ihr, ist dieser Daizō eigentlich?« »Ich weiß es nicht.«

»Sein richtiger Name lautet Mizoguchi Shinano. Er war ein

Vasall von Otani Yoshitsugu, der wiederum ein enger Freund von Ishida Mitsunari war. Der Shōgun Mitsunari, so werdet Ihr Euch entsinnen, war einer der Verlierer der Schlacht von Sekigahara.«

»N-n-nein«, hauchte Matahachi. »Dann ist Daizō ja einer der Krieger, nach denen das Shōgunat fahndet.«

»Was sonst soll jemand sein, der versucht, den Shōgun zu ermorden? Eure Dummheit ist bodenlos!«

»Das hat er mir nicht gesagt. Er hat nur betont, er hasse die Familie Tokugawa und halte es für besser, wenn die Toyotomi an der Macht wären.« »Ihr habt Euch nicht einmal die Mühe gemacht zu überlegen, wer er wirklich war, ja? Ohne auch nur ein einziges Mal Euren Kopf zu gebrauchen, seid Ihr mutig hingegangen, Euch das eigene Grab zu schaufeln. Eure Art von Mut hat etwas Erschreckendes, Matahachi.« »Was soll ich tun?« »Tun?«

»Bitte, Takuan, helft mir!« »Laßt mich los!«

»Aber ... aber ich habe doch noch gar nicht geschossen. Ich habe die Muskete ja nicht einmal gefunden.«

»Wie solltet Ihr auch. Sie ist ja nie hier angekommen. Aber hätte Jōtarō, den Daizō auch übertölpelt hat, bei seinem schrecklichen Komplott mitzumachen, Edo, wie geplant, erreicht, könnte es sein, daß die Muskete jetzt wirklich unter dem Kampfbaum gelegen hätte.« »Jōtarō? Ihr meint den Jungen ...«

»Ach, laßt das. Das braucht Euch nicht zu kümmern. Womit Ihr Euch vertraut machen müßt ist, daß Ihr ein Verbrechen des Hochverrats begangen habt, das nicht verziehen werden kann. Auch von den Göttern nicht und nicht von Buddha. Ihr braucht wirklich nicht mehr darüber nachzudenken, wie Ihr gerettet werden könntet.« »Gibt es denn überhaupt keine Möglichkeit?« »Ganz bestimmt nicht.«

»Habt Erbarmen!« schluchzte Matahachi und umklammerte

Takuans Knie. Takuan stand auf und stieß ihn von sich. »Idiot!« schrie er mit einer Stimme, die das Dach des Schuppens zu heben drohte. Die Wildheit, mit der er Matahachi anfunktete, war unbeschreiblich: ein Buddha, der nicht zuließ, daß man sich an ihn klammerte, ein entsetzenerregender Buddha, der nicht einmal bereit war, einen Reumütigen zu retten.

Einen Augenblick hielt Matahachi seinem Blick stand, dann senkte er ergeben den Kopf, und sein Körper wurde von Schluchzen geschüttelt. Takuan nahm das Rasiermesser von einem Holzhaufen und berührte leicht Matahachis Kopf damit.

»Wenn Ihr schon sterben müßt, könntet Ihr auch aussehen wie ein Jünger Buddhas. Aus Freundschaft will ich Euch dazu verhelfen. Schließt die Augen und setzt Euch mit gekreuzten Beinen hin. Die Trennungslinie zwischen Leben und Tod ist nicht dicker als ein Augenlid. Der Tod hat nichts Erschreckendes, nichts, worüber man weinen müßte. Weine nicht, Kind, weine nicht! Takuan wird dich auf das Ende vorbereiten.«

Der Raum, in dem der Rat der Ältesten zusammentrat, um über Staatsgeschäfte zu reden, war von den Gebäuden der Burg von Edo völlig getrennt. Wann immer es nötig war, eine Entscheidung des Shōguns zu erhalten, begaben sich die Ratsmitglieder entweder in seinen Audienzsaal, oder sie schickten in einem Lackkästchen ein Bittgesuch an ihn. Diesmal waren Berichte und Erwiderungen darauf ungewöhnlich häufig hin und her gegangen, Takuan und Fürst Hōjō waren mehrere Male in den Versammlungsraum geholt worden und oft während der tagelangen Beratungen dabeigebblieben.

An diesem besonderen Tag hatten sich in einem anderen, nicht weniger abgeschirmten und gut bewachten Raum die Minister den Bericht jenes Mannes angehört, der nach Kiso entsandt worden war.

Er berichtete, daß es Daizō, wiewohl man aufgrund der Befehle, die zu seiner Festnahme führen sollten, unverzüglich gehandelt habe, dennoch gelungen sei, nach Schließung seines Geschäftes in Narai zu entfliehen. Er habe seinen gesamten Haushalt mitgenommen. Bei einer Durchsuchung seien beträchtliche Waffen- und Munitionslager entdeckt und noch ein paar Dokumente gefunden worden, die der Vernichtung entgangen waren. Zu den Papieren gehörten auch Briefe von und an Toyotomi-Anhänger in Osaka. Der Abgesandte habe dafür gesorgt, daß das gesamte Beweismaterial per Schiff in die Hauptstadt des Shōgun gebracht werde, und sei dann selbst mit Schnelppferden nach Edo zurückgekehrt.

Schon am nächsten Tag erstattete ein Vasall des Fürsten Sakai, welcher Mitglied des Rats der Ältesten war, einen Bericht ganz anderer Art: »Entsprechend der Anweisungen von Euer Gnaden, ist Miyamoto Musashi aus dem Gefängnis entlassen worden. Er wurde einem Mann namens Musō Gonnosuke übergeben, dem wir bis ins einzelne erklärten, wie es zu dem Mißverständnis gekommen war.«

Fürst Sakai benachrichtigte augenblicklich Takuan, der kühl sagte: »Sehr freundlich von Euch.«

»Bitte, ersucht Euren Freund Musashi, nicht allzu schlecht von uns zu denken«, sagte Fürst Sakai eindringlich; es war ihm außerordentlich peinlich, daß es zu diesem Irrtum in einem Gebiet gekommen war, das seiner Gerichtsbarkeit unterstand.

Am schnellsten aufgeklärt werden konnten Daizōs Vorarbeiten in Edo. Beamte der Polizeiverwaltung besetzten das Leihhaus in Shibaura und beschlagnahmten in einem raschen Zugriff das Eigentum und geheime Dokumente. Die unglückliche Akemi wurde im Verlauf dieses Unternehmens in Gewahrsam genommen; dabei hatte sie noch immer nicht die geringste Ahnung von den verräterischen Plänen ihres Patrons.

Als Takuan eines Abends Audienz beim Shōgun hatte,

berichtete er diesem von den Ereignissen, soweit sie ihm bekannt waren. Er schloß mit der Bitte: »Vergeßt bitte keinen Augenblick lang, daß es noch viele Daizōs in dieser Welt gibt.«

Hidetada dankte ihm mit einem entschiedenen Kopfnicken für diese Warnung.

»Wenn Ihr versucht, allen diesen Menschen auf die Spur zu kommen, um sie der Gerechtigkeit zu überantworten«, fuhr Takuan fort, »wird das Eure ganze Zeit beanspruchen. Ihr werdet dann kaum noch das große Werk vollenden, das man von dem Nachfolger Eures Vaters erwartet.«

Der Shōgun erkannte, wie wahr Takuans Worte waren, und nahm sie sich zu Herzen. »Die Strafen sollten nicht allzu schwer ausfallen«, sagte er. »Da Ihr von der Verschwörung berichtet habt, überlasse ich es Euch, das Strafmaß zu bestimmen.«

Nachdem er seinem tiefempfundenen Dank Ausdruck verliehen hatte, sagte Takuan: »Ich sehe, daß ich, ohne es zu wollen, jetzt schon über einen Monat hier in der Burg weile. Es wird Zeit, daß ich weiterziehe. Ich habe vor, nach KoYagyū in Yamato zu reisen und Fürst Sekishūsai zu besuchen. Dann werde ich ins Daitokuji zurückkehren.«

Die Erwähnung Sekishūsais schien bei Hidetada angenehme Erinnerungen zu wecken, denn der Shōgun fragte: »Wie geht es dem alten Yagyū denn gesundheitlich?«

»Leider höre ich, daß Fürst Munenori fürchtet, das Ende seines Vaters sei nahe. Da ist noch etwas«, fügte er hinzu. »In den Beratungen mit dem Rat der Ältesten und mit dessen Erlaubnis haben Fürst Hōjō von Awa und ich empfohlen, einen Samurai namens Miyamoto Musashi zum Lehrer im Haushalt Euer Exzellenz zu ernennen. Ich hoffe, Ihr betrachtet diese Empfehlung mit Wohlwollen.«

»Man hat mich bereits davon unterrichtet. Es heißt, das Haus Hosokawa sei an ihm interessiert, und das spricht sehr für ihn.

Ich habe entschieden, daß nichts dagegen spricht, einen weiteren Lehrer zu ernennen.«

In den letzten Tagen, ehe Takuan die Burg verließ, gewann er einen neuen Jünger. Er ging zu dem Holzschuppen hinter dem Schreibraum des Aufsehers, ließ sich von dem Küchengehilfen die Tür aufschließen, und das Licht fiel auf einen frischgeschorenen Schädel.

Geblendet hob der Novize, der sich noch für einen Verdammten hielt, langsam die Augen. »Kommt!« sagte Takuan.

Angetan mit dem Priestergewand, das Takuan ihm geschickt hatte, erhob sich Matahachi unsicher auf seine Beine; sie fühlten sich an, als wären sie bereits in Verwesung übergegangen. Takuan legte sanft den Arm um ihn und half ihm beim Verlassen des Schuppens.

Der Tag der Vergeltung schien gekommen. Hinter den Lidern seiner ergeben geschlossenen Augen konnte Matahachi die Schilfmatte sehen, auf die er sich würde knien müssen, ehe der Scharfrichter das Schwert hob. Ganz offensichtlich hatte er vergessen, daß Verräter den schimpflichen Tod durch den Strang zu erwarten hatten. Tränen rannen ihm über die glattrasierten Wangen.

»Kannst du gehen?« fragte Takuan.

Matahachi meinte, geantwortet zu haben, doch in Wirklichkeit löste sich kein Laut von seinen Lippen. Er merkte kaum, daß sie durch die Burgtore gingen und die Brücken überquerten, welche den äußeren und inneren Burggraben überspannten. Willenlos ging er neben Takuan dahin, ein Inbegriff des sprichwörtlichen Lammes, das zur Schlachtbank geführt wird. »Sei begrüßt, du Buddha Amida, sei begrüßt ...« Im stillen wiederholte er die Anrufung des Buddhas vom ewigen Licht.

Matahachi verengte die Augen und blickte auf die stattlichen

Landhäuser der Daimyō, die sich jenseits des äußeren Burggrabens erhoben. Im Osten lag das Dorf Hibiya, und noch weiter im Hintergrund waren die Straßen der Innenstadt zu sehen.

Beim Anblick des lebendigen Treibens kamen ihm frische Tränen. Matahachi schloß die Augen und wiederholte rasch: »Sei begrüßt, du Buddha Amida, sei begrüßt ...«

»Beeilt Euch!« sagte Takuan streng.

Vom Burggraben bogen sie ab und gingen dann quer über ein großes, unbebautes Grundstück. Matahachi hatte das Gefühl, bereits tausend Meilen zurückgelegt zu haben. Ging die Straße denn endlos weiter, bis sie schließlich in der Hölle endete und das Tageslicht allmählich dem völligen Dunkel wich?

»Wartet hier!« befahl Takuan. Sie befanden sich inmitten einer ebenen Fläche; linker Hand kam von der Tokiwa-Brücke her schlammiges Wasser in den Burggraben geflossen.

Entlang der gegenüber liegenden Straßenseite zog sich eine Lehmmauer, die erst vor kurzem mit weißem Putz versehen worden war. Hinter dieser Mauer ragte die Palisade des neuen Gefängnisses empor sowie eine Gruppe von neuen Gebäuden, die aussahen wie gewöhnliche Stadthäuser; in Wirklichkeit handelte es sich jedoch um die Residenz des Polizeibefehlshabers von Edo.

Matahachi zitterten die Knie, und er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er sackte einfach auf den Boden. Irgendwo im Gras gemahnte der Ruf einer Wachtel an den Pfad, der vom Land der Lebenden ins Land der Toten führte.

Davonlaufen? Es waren ihm weder die Füße gefesselt noch die Hände. Aber nein, dachte er, ich würde es doch nie schaffen. Wenn der Shōgun ihn finden wollte, gab es kein Blatt, keinen Grashalm, hinter dem er sich verstecken konnte.

In seinem Herzen schrie er nach seiner Mutter, die ihm in

diesem Augenblick sehr teuer schien. Hätte er sie doch nie verlassen, dann wäre er jetzt nicht hier. Auch an die anderen Frauen in seinem Leben mußte er denken: an Okō, an Akemi, an Otsū und noch an andere, die er gern gehabt oder mit denen er getändelt hatte. Aber seine Mutter war die einzige Frau, die es ihn wahrhaft zu sehen verlangte. Wenn man ihm nur gestatten würde weiterzuleben! Er war sich sicher, er würde nie wieder etwas gegen ihren Willen unternehmen und nie wieder ein pflichtvergessener Sohn sein. Er fühlte etwas Feuchtes und Kaltes im Nacken. Als er aufblickte, sah er nahe über seinem Kopf drei Wildgänse flügelschlagend der Bucht zufliegen, und er beneidete sie.

Der Drang zu fliehen war übermächtig. Er hatte nichts zu verlieren. Wurde er aufgegriffen, blühte ihm auch nichts Schlimmeres als jetzt schon. Verzweifelt spähte er zu dem Tor jenseits der Straße hinüber. Von Takuan keine Spur.

Er sprang auf und schickte sich an wegzulaufen. »Halt!«

Die laute Stimme allein genügte, seinen Willen zu brechen. Er sah sich um und sah einen der Scharfrichter des Polizeibefehlshabers. Der Mann trat vor und ließ seinen langen Stock auf Matahachis Schulter niedersausen, der wie gefällt zu Boden stürzte. Dann drückte der Scharfrichter Matahachi mit seinem Stock an den Boden, wie ein Kind wohl einen Frosch mit einer Gerte zu Boden drücken mag.

Als Takuan aus der Residenz des Polizeibefehlshabers herauskam, begleiteten ihn etliche Wachen, darunter ein Hauptmann. Dieser führte noch einen anderen Gefangenen, der mit einem Strick gefesselt war. Der Hauptmann wählte die Stelle aus, an der die Strafe vollzogen werden sollte, und zwei frischgeflochtene Schilfmatten wurden auf dem Boden ausgebreitet.

»Sollen wir jetzt anfangen?« fragte er Takuan, der zustimmend nickte. Als der Hauptmann und der Priester auf

Schemeln Platz nahmen, um der Zeremonie beizuwohnen, schrie der Scharfrichter: »Auf!«, und er hob seinen Stock. Matahachi raffte sich hoch, war jedoch zu schwach zum Gehen. Daraufhin packte der Henker ihn ungeduldig am Kragen und schleifte ihn auf eine der Matten.

Den Kopf gesenkt, kniete er da. Die Wachtel konnte er nicht mehr hören. Obwohl er die Stimmen wahrnahm, die um ihn herum ertönten, klangen sie undeutlich, wie durch eine Wand von ihm getrennt. Als er seinen Namen flüstern hörte, blickte er erstaunt auf. »Akemi!« Er konnte es nicht fassen. »Wie kommst du denn hierher?« Sie kniete auf der anderen Matte.

»Keine Unterhaltung!« Zwei Wachen brachten sie mit ihren Stöcken auseinander.

Der Hauptmann erhob sich, um in strengem, würdevollem Ton die Urteile und Urteilsbegründungen zu verlesen. Akemi versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten, doch Matahachi weinte hemmungslos. Der Hauptmann beendete die Verlesung, setzte sich und befahl: »Schlagt zu!« Zwei in niedrigem Rang stehende Wachen stellten sich breitbeinig auf und schlugen die Gefangenen mit langen Ruten aus gespaltenem Bambus rhythmisch auf den Rücken.

»Eins, zwei, drei ...«, zählten sie.

Matahachi stöhnte. Akemi hatte den Kopf gebeugt und biß, aschgrau im Gesicht, die Zähne zusammen, so fest sie konnte, und bemühte sich, die Schmerzen zu ertragen.

»... sieben, acht, neun ...« Die Ruten lösten sich auf, ihre Enden schienen zu rauchen.

Ein paar Vorübergehende blieben stehen, um zuzusehen. »Was geht hier vor?«

»Sieht aus, als ob zwei Gefangene ausgepeitscht würden.« »Hundert Streiche, vermutlich.« »Sie sind aber noch nicht einmal bei fünfzig.« »Das muß weh tun.«

Eine der Wachen näherte sich ihnen und stampfte laut mit ihrem Stock auf den Boden. »Weitergehen! Es ist nicht erlaubt, hier stehenzubleiben.« Die Gaffer zogen sich auf eine sichere Entfernung zurück und sahen, als sie wieder zusehen wollten, daß die Bestrafung beendet war. Die Wachen warfen ihre Ruten fort, die jetzt nichts weiter waren als schlaffe Fasern, und wischten sich den Schweiß von der Stirn.

Takuan erhob sich. Der Hauptmann stand bereits. Sie verabschiedeten sich zeremoniell, und der Hauptmann führte seine Leute zurück in den Hof des Polizeibefehlshabers. Takuan stand mehrere Minuten da und betrachtete die gebeugten Gestalten auf den Matten. Er sprach kein Wort, dann ging er. Der Shōgun hatte ihm eine Reihe von Geschenken gemacht, die er an verschiedene Zen-Tempel in der Stadt weitergegeben hatte. Gleichwohl hatte sich der Klatsch in Edo seiner Person bemächtigt. Je nachdem, welches Gerücht man hörte, war er ein ehrgeiziger Priester, der sein Süppchen in der Politik zu kochen versuchte, oder aber einer, den die Tokugawa überredet hatten, die Osaka-Gruppe auszuspionieren, oder ein Verschwörer in der geistlichen Robe.

Takuan machte sich aus den Gerüchten überhaupt nichts. Obwohl er um das Wohlergehen des Volkes sehr besorgt war, ließ es ihn kalt, ob die prangenden Blumen der Zeit – die Burgen in Edo und Osaka – aufblühten oder welkten.

Ein paar dünne Sonnenstrahlen sickerten durch die Wolken; der Ruf der Wachtel war wieder zu hören. Immer noch regte sich keine der beiden Gestalten, obwohl beide das Bewußtsein nicht ganz verloren hatten. Schließlich murmelte Akemi: »Matahachi, schau ... Wasser.« Vor ihnen standen zwei Holzeimer mit Wasser, und auf jedem lag eine Schöpfkelle, offensichtlich ein Zeichen, daß das Amt des Polizeibefehlshabers doch nicht ganz herzlos war.

Nachdem sie selbst einige Züge getrunken hatte, bot Akemi Matahachi die Kelle an. Als er nicht darauf reagierte, fragte sie

ihn: »Was ist denn? Willst du keines?«

Langsam streckte er die Hand aus und ergriff die Schöpfkelle. Nachdem er sie an die Lippen geführt hatte, trank er gierig.

»Matahachi, bist du Priester geworden?« »Hm? ... Ist das alles?« »Was soll alles sein?«

»Ist die Bestrafung vorüber? Sie haben uns bis jetzt den Kopf nicht abgeschnitten.«

»Aber das durften sie doch gar nicht. Hast du denn nicht zugehört, wie der Mann die Urteile verlesen hat?« »Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, wir würden aus Edo verbannt.«

»Ich lebe!« schrie Matahachi. Fast wie von Sinnen vor Freude, sprang er auf und lief davon, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Akemi umzublicken.

Sie tastete nach ihrem Haar und bemühte sich, es einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dann zog sie ihren Kimono zurecht und straffte den Obi. »Unverschämt!« murmelte sie mit verzogenem Mund. Matahachi war nur noch ein Punkt am Horizont.

Die Herausforderung

Nach einigen Tagen in der Hōjō-Residenz fing Iori an, sich zu langweilen. Er konnte nichts anderes tun als spielen.

»Wann kommt Takuan zurück?« fragte er Shinzō eines Morgens, obwohl es ihm eigentlich nur darum ging zu erfahren, was mit Musashi geschehen war.

»Mein Vater ist immer noch auf der Burg, und so wird wohl auch Takuan dort sein«, sagte Shinzō. »Früher oder später werden sie schon zurückkommen. Warum reitest du nicht ein

bißchen aus?«

Iori war wie der Wind im Stall und warf seinem Lieblingspferd einen Sattel aus lackiertem Holz mit Perlmutteinlagen über. Dieses Roß hatte er bereits gestern und vorgestern geritten, ohne daß Shinzō etwas davon wußte. Es machte ihn sehr stolz, daß er jetzt die Erlaubnis dazu hatte. Er saß auf und brauste in vollem Galopp zum Tor hinaus.

Die Landhäuser der Daimyō, die Wege und Feldwege, die Reisfelder und Waldungen kamen rasch auf ihn zu und flogen ebenso rasch an ihm vorüber. Leuchtendrote Schlangenkürbisse und rotgelbes Gras kündeten den Höhepunkt des Herbstes an. Hinter der Musashino-Ebene erhob sich die Chichibu-Kette. Irgendwo dort in den Bergen ist er, dachte Iori. Er malte sich aus, wie sein geliebter Meister im Kerker schmachtete, und über die Tränen auf seinen Wangen strich der Wind wunderbar kühl.

Warum sollte er Musashi nicht besuchen? Ohne lange darüber nachzudenken, gab er dem Pferd die Sporen, und Roß und Reiter flogen über ein silbrig schimmerndes, wogendes Gräsermeer dahin.

Nachdem er etwa eine Meile in halsbrecherischer Geschwindigkeit zurückgelegt hatte, zügelte Iori das Pferd und dachte: Vielleicht ist er ins Haus zurückgekehrt?

Er fand das neue Haus fertig vor, doch es wohnte niemand darin. Er rief den Bauern aus dem nächstgelegenen Reisfeld herbei, der gerade erntete. »Habt Ihr meinen Lehrer gesehen?« Traurig schüttelte der Mann den Kopf. Dann muß ich doch nach Chichibu, dachte Iori. Zu Pferde konnte er es an einem Tag schaffen.

Nach einiger Zeit gelangte er nach Nobidome. Der Eingang zum Dorf war von Samurai- und Packpferden, Reisetruhen, Sänften und vierzig bis fünfzig Samurai blockiert, die hier zu Mittag aßen. Er wandte das Pferd, um einen Weg zu suchen,

der um das Dorf herumführte.

Drei oder vier Bedienstete kamen hinter ihm hergelaufen. »He, du Racker, wartel!« »Wieso ruft Ihr mich?« fragte Iori erbost. »Runter vom Pferd!« Sie waren jetzt links und rechts von ihm. »Was soll das? Ich kenne euch ja nicht einmal!« »Halt den Mund und steig ab!« »Nein. Ihr könnt mich nicht zwingen!«

Ehe er wußte, wie ihm geschah, nahm einer der Männer sein rechtes Bein und stieß ihn vom Pferd.

»Jemand will dich sprechen. Komm mit!« Sie packten Iori beim Kragen und zerrten ihn zum Teehaus.

Einen Rohrstock in der Hand, stand Osugi davor. Mit einer ungeduldigen Geste scheuchte sie die Burschen fort. Sie trug Reisekleidung. Da sie in Begleitung so vieler Samurai war, wußte Iori nicht, was er von der Begegnung halten sollte. Er hatte freilich nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. »Lümmel«, sagte Osugi und versetzte ihm einen Streich mit dem Rohrstock, Iori nahm Kampfhaltung ein, obgleich er wußte, daß die Gegner ihm zahlenmäßig hoffnungslos überlegen waren. »Musashi hat nur die allerbesten Schüler. Ha! Wie ich höre, gehörst *du* dazu!« »So was ... so was würde ich an Eurer Stelle lieber nicht sagen!« »Ach, würdest du nicht?« »Ich ... ich habe nichts mit Euch zu schaffen.«

»O doch! Das hast du. Du wirst uns ein paar Dinge erzählen. Wer hat dich hinter uns hergeschickt?«

»Hinter Euch her?« fragte Iori und schnaubte verächtlich. »Wie kannst du es wagen, so mit mir zu reden!« kreischte die alte Frau. »Hat Musashi dir überhaupt keine Manieren beigebracht?« »Von Euch brauche ich mir nichts sagen zu lassen! Ich gehe jetzt!« »Nein, das tust du nicht!« rief Osugi und versetzte ihm mit dem Stock einen Hieb gegen das Schienbein. »Aua!« Iori sank zu Boden.

Bedienstete packten ihn und zerrten ihn zum Haus des

Müllers, vor dem ein hochgestellter Samurai saß. Er hatte seine Mahlzeit beendet und trank jetzt heißes Wasser. Als er sah, in welcher mißlicher Lage Iori sich befand, verzog sich sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen.

Der ist gefährlich, dachte der Junge, als seine Augen dem Blick Kojirōs begegneten.

Triumphierend reckte Osugi das Kinn vor und sagte: »Seht Ihr? Genau, wie ich dachte! Das ist Iori. Was führt dieser Musashi jetzt schon wieder im Schilde? Wer außer ihm könnte den Jungen hinter uns hergeschickt haben?«

»Hmhm«, machte Kojirō, nickte, und entließ die Burschen, die ihn dienstefrig fragten, ob sie den Jungen fesseln sollten.

Kojirō lächelte und schüttelte den Kopf. Von Kojirōs Augen gebannt, war Iori außerstande, sich gerade aufzurichten, geschweige denn fortzulaufen.

Kojirō sagte: »Du hast gehört, was sie behauptet. Stimmt das?« »Nein. Ich mache bloß einen Ausritt. Ich bin weder Euch noch irgend jemand sonst gefolgt.«

»Hm. Könnte sein. Wenn Musashi auch nur einen Funken der Würde eines Samurai hat, wird er solch erbärmliche Listen nicht anwenden.« Doch dann setzte er hinzu: »Wenn ihm allerdings zu Ohren gekommen ist, daß ich mit einem Trupp Hosokawa-Samurai aufgebrochen bin, könnte das sein Mißtrauen wecken und ihn veranlassen, einen Spitzel hinter uns herzuschicken.«

Mit Kojirō war eine erstaunliche Veränderung vor sich gegangen. Statt der Stirnlocke hatte er jetzt den Kopf vorn rasiert, wie es sich für einen Samurai geziemt. Anstelle der auffallend grellen Kleidung trug er einen schlichten schwarzen Kimono mit einem einfachen Hakama. Seine Hoffnung, Vasall des Hauses Hosokawa zu werden, hatte sich erfüllt, wenn auch nicht mit dem erhofften Einkommen von fünftausend Scheffel, sondern mit nur etwas mehr als der Hälfte davon.

Der Samuraitrupp unter dem Befehl Kakubeis befand sich auf dem Weg nach Buzen, um alles für die Rückkehr von Hosokawa Tadatoshi vorzubereiten. Mit dem Gedanken an das hohe Alter seines Vaters hatte Hosokawa schon vor geraumer Zeit eine Eingabe beim Shōgunat gemacht, in der er um die Gunst bat, nach Buzen zurückkehren zu dürfen. Die Erlaubnis war ihm erteilt worden, was bezeugte, daß der Shōgun nicht an der Treue der Hosokawa zweifelte.

Osugi hatte gebeten, mitkommen zu dürfen, denn sie fand es an der Zeit, nach Hause zurückzukehren. Sie hatte ihre Stellung als Oberhaupt der Familie nie aufgegeben, war aber schon zehn Jahre von zu Hause fort. Onkel Gon hätte für sie nach dem Rechten sehen können, doch der lebte nicht mehr. Sie nahm an, daß daheim eine ganze Reihe von Familienangelegenheiten auf ihre Entscheidung warteten.

Sie würden durch Osaka kommen, wo sie Onkel Gons Asche zurückgelassen hatte. Jetzt konnte sie sie nach Mimasaka bringen und dort eine Totenfeier für ihn abhalten lassen. Es war sehr lange her, daß sie die letzte Gedenkfeier für ihre Ahnen gehalten hatte. Ihre Mission konnte sie fortführen, wenn sie daheim erst einmal alles geordnet hatte.

In letzter Zeit war Osugi sehr mit sich zufrieden gewesen, weil sie glaubte, einen entscheidenden Schlag gegen Musashi geführt zu haben. Als ihr Kojirō von Musashis bevorstehender Ernennung erzählt hatte, war sie zunächst in tiefste Niedergeschlagenheit verfallen. Sollte er tatsächlich zum Lehrer des Shōguns ernannt werden, dann war er ihrem Zugriff weiter entzogen als je zuvor.

Sie hatte es auf sich genommen, das Shōgunat und ganz Japan vor diesem Unglück zu bewahren. Zwar hatte sie Takuan nicht gesprochen, doch sie war im Haus Yagyū und im Haus Hōjō gewesen, hatte Musashi verleumdet und behauptet, es sei gefährlich, ihn so hoch zu erheben. Damit noch nicht zufrieden, hatte sie ihre Verunglimpfungen im Haus eines jeden Ministers

wiederholt, dessen Diener sie einließen.

Kojirō hatte selbstverständlich nichts unternommen, um sie zu hindern, hatte sie jedoch auch nicht besonders ermuntert, da er wußte, daß sie ohnehin nicht ruhen würde, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Osugi ging wirklich sehr, sehr gründlich vor: sie schrieb sogar boshafte Briefe über Musashis Vergangenheit, warf sie auf das Grundstück des Polizeipräfekten und in die Häuser der Mitglieder des Ältestenrates. Selbst Kojirō fragte sich, ob sie damit nicht ein bißchen zu weit ginge.

Kojirō ermunterte Osugi, die Reise mitzumachen, denn er meinte, es sei besser für ihn, wenn sie wieder auf dem Lande sei, wo sie nur geringen Schaden anrichten konnte. Falls Osugi etwas bedauerte, dann nur, daß Matahachi sie nicht begleitete. Sie war nach wie vor der Überzeugung, daß er eines Tages zur Vernunft kommen und zu ihr zurückkehren würde, Iori konnte all dies natürlich nicht wissen. Außerstande zu fliehen und fest entschlossen, nicht zu weinen, weil er damit Schande über Musashi zu bringen fürchtete, hatte er das Gefühl, von Feinden umringt in der Falle zu sitzen.

Kojirō starrte dem Jungen unbewegt in die Augen, doch zu seiner Überraschung mußte er feststellen, daß dieses Starren erwidert wurde. Iori wich ihm nicht einen Moment aus.

»Habt Ihr Pinsel und Tusche?« wandte Kojirō sich an Osugi.
»Ja, aber die Tusche ist ganz eingetrocknet. Warum?«

»Ich möchte einen Brief schreiben. Die von Yajibeis Leuten aufgestellten Schilder haben Musashi nicht aus seinem Versteck gelockt, und ich weiß nicht, wo er steckt. Iori ist der beste Bote, den man sich wünschen könnte. Ich glaube, ich sollte Musashi meine Abreise aus Edo mitteilen und ihm einen Rat zukommen lassen.« »Und was wollt Ihr ihm schreiben?«

»Nichts Besonderes. Ich will ihm nahelegen, sich in der Schwertfechtkunst zu üben und mich bald einmal in Buzen zu besuchen. Ich werde ihm schreiben, daß ich bereit bin, für den

Rest meines Lebens auf ihn zu warten. Er soll kommen, wann immer er sich mit mir zu messen traut.« Voller Entsetzen warf Osugi die Hände empor. »Wie könnt Ihr nur so reden! Für den Rest Eures Lebens! So lange kann ich nicht warten. Ich muß Musashi spätestens in zwei, drei Jahren tot sehen.«

»Überlaßt das nur mir. Ich regele Euer Anliegen und das meine zugleich.« »Seht Ihr denn nicht, daß ich alt werde? Es muß etwas geschehen, solange ich noch lebe.«

»Gebt nur gut auf Euch acht, und Ihr werdet dabeisein, wenn mein unbezwingliches Schwert sein Werk tut.«

Kojirō nahm das Schreibkästchen, ging an den nahe gelegenen Bach und netzte sich die Finger, um den Tuschestein anzufeuchten. Aus seinem Kimono zog er einen Bogen Papier. Er schrieb schnell, und doch merkte man seiner Kalligraphie und dem Text, den er verfaßte, sein Können an.

»Ihr könnt hiermit siegeln«, sagte Osugi, nahm ein paar Körner gekochten Reis und legte sie auf das Blatt Papier. Kojirō zerdrückte sie zwischen den Fingern, verstrich den Brei am Rand des Bogens und versiegelte damit den Brief. Auf die Außenseite schrieb er: »Von Sasaki Ganryū, Vasall des Hauses Hosokawa.«

»Komm her zu mir, Junge. Ich werde dir nichts tun. Ich möchte, daß du Musashi diesen Brief überbringst. Sorge dafür, daß er ihn erhält, das ist sehr wichtig.«

Iori zauderte einen Moment, bekundete dann jedoch nickend sein Einverständnis und nahm Kojirō den Brief aus der Hand. »Was steht drin?« »Genau das, was ich der alten Dame gesagt habe.« »Darf ich es lesen?« »Das Siegel darfst du nicht erbrechen.« »Wenn etwas Beleidigendes drinsteht, nehme ich ihn nicht.« »Es steht nichts Ungehöriges in diesem Brief. Ich habe Musashi nur gebeten, sich unseres gegenseitigen Versprechens zu erinnern, und ihm geschrieben, daß ich mich auf ein Wiedersehen mit ihm freue; vielleicht in Buzen, wenn

er jemals dorthin kommen sollte.« »Was versteht Ihr unter Wiedersehen?«

»Ich verstehe darunter, Musashi auf der Grenzlinie zwischen Leben und Tod gegenüberzutreten.« Kojirōs Wangen röteten sich leicht. Sich den Brief in den Kimono steckend, sagte Iori: »Gut, ich werde ihn überbringen«, und lief davon. Doch nach etwa dreißig Schritten blieb er stehen, drehte sich um, steckte Osugi die Zunge heraus und schrie: »Irre alte Hexe!«

»W-w-was sagst du da?« Schon wollte sie hinter ihm her, doch Kojirō hielt sie am Arm zurück.

»Laßt ihn doch«, sagte er mit einem listigen Lächeln. »Er ist ja nur ein Kind.« Aber hinter Iori rief er zornig her: »Weißt du nichts Besseres zu der alten Dame zu sagen?«

»Nein ...« Tränen der Wut stiegen in ihm auf. »Es wird Euch noch leid tun. Es ist unmöglich, daß Musashi jemals gegen einen wie Euch verliert.« »Du bist genau wie er, was? Nie aufgeben! Aber mir gefällt, wie du für ihn eintrittst. Wenn er eines Tages ins Gras beißt, komm zu mir. Du kannst bei mir arbeiten und den Garten fegen.«

Da er nicht merkte, daß Kojirō ihn nur foppte, war Iori bis ins Mark getroffen. Er griff nach einem Stein. Doch als er den Arm hob, um zu werfen, richtete Kojirō starr den Blick auf ihn.

»Tu das nicht!« sagte er mit ruhiger, aber kräftiger Stimme, Iori, der das Gefühl hatte, von den beiden Augen getroffen zu sein wie von zwei Kugeln, ließ den Stein fallen und nahm die Beine in die Hand. Er lief und lief, bis er mitten auf der Musashino-Ebene vollkommen erschöpft zusammenbrach.

Zwei Stunden lang saß er da und dachte über den Mann nach, den er als seinen Sensei verehrte. Obwohl er wußte, daß Musashi viele Feinde hatte, hielt er ihn für einen großen Mann, und ein genauso großer Mann wollte er selbst einmal werden. Er fühlte sich verpflichtet, etwas zu unternehmen, um seinen Meister zu schützen, und so nahm er sich vor, so schnell wie

möglich wieder zu Kräften zu kommen.

Doch die Erinnerung an das erschreckende Licht in Kojirōs Augen ließ ihn nicht mehr los. Er fragte sich, ob Musashi einen so starken Mann je würde besiegen können, und kam verzagt zu dem Schluß, daß sein Herr in der Tat härter studieren und üben müsse.

Weißer Nebel wallte von den Bergen herunter und breitete sich über der Ebene aus. Iori beschloß, nach Chichibu zu gehen, um Kojirōs Brief zu überbringen. Dann fiel ihm sein Pferd ein. Gehetzt suchte er überall. Er fürchtete, es könne Banditen in die Hände gefallen sein, und er rief und piffte bei jedem Schritt.

Ihm war, als höre er Hufgetrappel aus einer Richtung, in der ein Teich zu schimmern schien. Er lief darauf zu, doch weder Pferd noch Teich waren da. Nur der wogende Nebel dehnte sich, so weit das Auge reichte. Als er einen schwarzen Fleck bemerkte, der sich bewegte, ging er darauf zu. Ein Wildeber, der den Boden nach Nahrung durchwühlt hatte, hob den Kopf und kam bedrohlich auf ihn zugeschossen. Doch plötzlich wurde der Eber von den Binsen verschluckt, und der Nebel hinter ihm bildete eine weiße Linie, wie von Zauberhand gezogen. Als Iori lauschte, hörte er Wasser gluckern. Er trat näher und erkannte den Widerschein des Mondes in einem Wildbach.

Er hatte immer ein feines Gespür für die Geheimnisse der Natur gehabt. So glaubte er zum Beispiel fest daran, daß noch der kleinste Marienkäfer die Geisteskraft der Götter besitze. In seinen Augen war nichts seelenlos, weder flüsterndes Laub noch lockendes Wasser noch fegender Wind. Jetzt erfuhr er die zitternde Einsamkeit des schwindenden Herbstes, spürte die traurige Wehmut, die Gräser, Insekten und Wasser in dieser Jahreszeit erfüllen mußte.

Er schluchzte so sehr, daß seine Schultern zuckten. Doch er

weinte süße Tränen, keine bitteren. Hätte statt eines Menschen irgendein anderes Wesen –ein Stern vielleicht, oder gar der Geist der Ebene – ihn gefragt, warum er denn weine, Iori wäre nicht imstande gewesen, ihm zu antworten. Hätte der Wißbegierige nicht abgesehen, sondern ihn getröstet und ihm gut zuredet, dann hätte er möglicherweise schließlich gesagt: »Ich weine oft, wenn ich im Freien bin. Ich habe draußen immer das Gefühl, das Haus in Hötengahara sei irgendwo in der Nähe.«

Weinen war ein Labsal für seine Seele. Nachdem Iori sich ausgeweint hatte, pflegten Himmel und Erde ihn zu trösten. Waren die Tränen getrocknet, kam sein Geist sauber und frisch aus den Wolken hervor. »Das ist doch Iori, oder?«

»Ja, ich glaube schon.«

Iori wandte sich den beiden Gestalten zu, deren Umrisse schwarz vor dem Abendhimmel standen.

»Sensei!« rief er und taumelte auf den Reiter zu. »Ihr seid es!« Außer sich vor Freude, klammerte er sich an den Steigbügel und blickte hinauf, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume.

»Was ist geschehen?« fragte Musashi. »Was machst du allein hier draußen?«

Musashis Gesicht wirkte ungewöhnlich schmal – oder lag das am Mondlicht? Doch die Wärme seiner Stimme, nach der Iori wochenlang gehungert hatte, war vertraut wie eh und je.

»Ich dachte, ich gehe nach Chichibu ...« Der Sattel erregte seine Aufmerksamkeit. »Aber das ist ja das Pferd, auf dem ich geritten bin.« Lachend fragte Gonnosuke: »Ist es deins?« »Ja.«

»Ich wußte nicht, wem es gehört. Es zog herrenlos am Ufer des Iruma umher, und da habe ich es als Geschenk des Himmels für Musashi betrachtet.« »Der Gott der Ebene muß Euch das Pferd entgegengeschickt haben«, sagte Iori feierlich.

»Dein Pferd, sagst du? Dieser Sattel kann aber keinem Samurai gehören, der weniger als fünftausend Scheffel erhält.«
»Nun, eigentlich gehört es Shinzō.«

Musashi stieg ab und fragte: »Dann bist du die ganze Zeit über in seinem Haus gewesen?«

»Ja, Takuan hat mich hingebracht.« »Und was ist mit unserer neuen Hütte?« »Die ist fertig.«

»Gut. Dann laßt uns dorthin gehen.« »Sensei ...« »Ja?«

»Ihr seid so hager geworden? Woran liegt das?« »Ich habe viel Zeit mit Meditation verbracht.« »Und wie seid Ihr aus dem Kerker gekommen?«

»Das kannst du dir später von Gonnosuke erzählen lassen. Vorläufig laß es dir genügen, daß die Götter auf meiner Seite gewesen sind.« »Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen, Iori«, sagte Gonnosuke. »Niemand bezweifelt seine Unschuld.«

Vor Erleichterung wurde Iori ganz gesprächig und erzählte von seinem Zusammentreffen mit Jōtarō, der weiter nach Edo gezogen war. Als er auf das »widerwärtige alte Weib« zu sprechen kam, das im Landhaus der Hōjō vorgesprochen hatte, fiel ihm Kojirōs Brief ein.

»Ach, fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen«, rief er aus und reichte Musashi das Schreiben. »Ein Brief von Kojirō?« Verwundert hielt er ihn einen Moment in der Hand, so als wäre es eine Botschaft von einem lange verloren geglaubten Freund. »Wo hast du ihn gesehen?« fragte er.

»Im Dorf Nobidome. Dieses gemeine alte Weib war bei ihm. Er sagte, er sei unterwegs nach Buzen.« »Oh?«

»Er war mit vielen Hosokawa-Samurai zusammen. Sensei, Ihr müßt auf der Hut sein vor diesem Mann.«

Musashi steckte den Brief ungelesen in seinen Kimono und nickte. Da er nicht sicher war, ob Musashi ihn verstanden hatte,

fügte Iori hinzu: »Dieser Kojirō ist sehr stark, nicht wahr? Er hat etwas gegen Euch, oder?« Dann erzählte er Musashi die Begegnung in allen Einzelheiten. Als sie die Hütte erreicht hatten, holte Iori am Fuße des Hügels etwas zu essen, und Gonnosuke schaffte Holz und Wasser herbei. Sie setzten sich um das hell im Herd flackernde Feuer und genossen die Freude, einander gesund wiederzusehen. Erst jetzt bemerkte Iori die frischen Narben und Kratzer an Musashis Armen und an seinem Hals. »Wie habt Ihr denn all diese Wunden bekommen?« fragte er. »Ach, das ist nicht wichtig. Hast du das Pferd gefüttert?« »Ja, Herr.«

»Morgen mußt du es zurückbringen.«

Früh am nächsten Morgen bestieg Iori das Pferd für einen kurzen Ausritt. Als die Sonne über den Horizont gestiegen war, brachte er das Roß zum Stehen und riß ehrfürchtig die Augen auf im Angesicht der Lebensspenderin. Dann sprengte er zurück zur Hütte und rief: »Sensei, steht auf, rasch! Es ist genau wie auf dem Berg von Chichibu. Die Sonne – sie ist riesig und sieht aus, als wolle sie gleich über die Ebene rollen. Aufstehen, Gonnosuke!« »Guten Morgen«, antwortete Musashi vom Hain her, wo er gerade einen Morgenspaziergang machte.

Viel zu aufgeregt, um ans Frühstück zu denken, sagte Iori: »Ich reite jetzt los«, und setzte sich auch schon in Trab.

Musashi sah dem Jungen und dem Pferd nach, bis Roß und Reiter aussahen wie eine Krähe, die im Mittelpunkt der Sonne schwebt. Der schwarze Punkt wurde kleiner und kleiner, bis ihn schließlich der glühende Feuerball verzehrte.

Das Tor zum Ruhm

Ehe er sich zum Frühstück niederließ, harkte der Torwarter den Garten, verbrannte das Laub und öffnete das Tor. Shinzō

war bereits seit einiger Zeit auf. Er begann seinen Tag wie immer mit der Lektüre einer Auswahl der chinesischen Klassiker. Danach absolvierte er seine Schwertübungen. Von dem Brunnen, an dem er sich gewaschen hatte, ging er hinüber zu den Stallungen, um nach den Pferden zu sehen. »Stallmeister!« rief er. »Ja, Herr?«

»Ist der Rotschimmel wieder zurück?«

»Nein. Aber ich mache mir weniger des Pferdes als des Jungen wegen Sorgen.«

»Keine Angst um Iori. Er ist auf dem Lande aufgewachsen und findet sich schon zurecht.«

Der alte Torhüter trat auf Shinzō zu und berichtete, ein paar Männer seien gekommen und warteten im Garten auf ihn.

Als er auf das Haus zuing, winkte Shinzō seinen Gästen zu. Als er näher kam, sagte einer von ihnen: »Es ist lange her.« »Welch eine Freude, Euch wiederzusehen«, entgegnete Shinzō. »Wie steht's um Eure Gesundheit?« »Es geht mir prächtig, wie Ihr seht.« »Wir hörten, Ihr seid verwundet worden.«

»Ach, das war weiter nichts. Was führt Euch zu so früher Stunde zu mir?« »Da ist eine Kleinigkeit, über die wir gern mit Euch reden möchten.« Die fünf ehemaligen Schüler von Obata Kagenori, allesamt stattliche Söhne von Bannerträgern oder konfuzianischen Gelehrten, wechselten bedeutungsvolle Blicke.

»Gehn wir dort hinüber«, schlug Shinzō vor und zeigte auf einen ahornbestandenen Hügel am Rande des Gartens.

Als sie zum Feuer des Torhüters kamen, machten sie halt und stellten sich im Kreise auf.

Shinzō fuhr sich mit der Hand über den Nacken, und als er spürte, daß die anderen es bemerkten, sagte er: »Wenn es kalt ist, tut es ein bißchen weh.« Einer nach dem anderen betrachteten die fünf die Narbe. »Soviel ich gehört habe, war

das das Werk von Sasaki Kojirō.« Es folgte ein kurzes, spannungsgeladenes Schweigen.

»Wir sind hergekommen, um mit Euch über Kojirō zu sprechen. Wir haben gestern erfahren, daß er es war, der Ygorō umgebracht hat.« »Das hatte ich vermutet. Habt Ihr genügend Beweise?« »Nun, sie dürften ausreichen. Ygorōs Leichnam wurde am Fuße des Isarago gefunden, hinter dem Tempel. Kakubeis Haus liegt auf halber Höhe des Hügels, und dort wohnte Kojirō.«

»Hm. Es würde mich nicht überraschen, wenn Ygorō sich allein aufgemacht hätte, um Kojirō aufzusuchen.«

»Wir sind ziemlich sicher, daß er das getan hat. Drei oder vier Tage, bevor der Leichnam gefunden wurde, hat ein Blumenmeister einen Mann, auf den Ygorōs Beschreibung paßt, den Hügel hinaufsteigen sehen. Kojirō muß ihn getötet und dann ins Tal hinuntergeschafft haben.«

Mit ernsten Mienen starteten die sechs Männer einander an. Zorn loderte in ihren Augen.

Das Gesicht vom Feuer gerötet, fragte Shinzō: »Ist das alles?« »Nein. Wir wollten auch über die Zukunft des Hauses Obata mit Euch reden und darüber, wie wir uns an Kojirō rächen sollen.«

Gedankenverloren stand Shinzō da. Der Mann, der zuerst gesprochen hatte, sagte: »Vielleicht habt Ihr es noch nicht gehört, aber Kojirō ist Vasall des Fürsten Hosokawa Tadatoshi geworden. Im Augenblick ist er unterwegs nach Buzen. Er hat für das, was er uns angetan, noch nicht bezahlt. Er hat den Ruf unseres Herrn geschändet, seinen einzigen Sohn erschlagen und etliche unserer Kameraden getötet.«

»Shinzō«, drängte ein anderer, »als Schüler von Obata Kagenori müssen wir etwas unternehmen!«

Flocken weißer Asche trieben gaukelnd in die Höhe. Ein Mann bekam Rauch in die Kehle und mußte husten.

Nachdem er eine Weile zugehört hatte, wie sie ihrer Verbitterung und Entrüstung Luft machten, sagte Shinzō: »Selbstverständlich gehöre auch ich zu den Opfern, und ich habe bereits einen Plan. Doch erst sagt mir, woran Ihr denkt.«

»Wir wollen uns bei Fürst Hosokawa beschweren. Wir erzählen ihm die ganze Geschichte und verlangen, daß Kojirō uns ausgeliefert wird.« »Und dann?«

»Dann werden wir dafür sorgen, daß sein Kopf vor den Gräbern unseres Meisters und seines Sohnes auf einer Pike ausgestellt wird.« »Das könnte Euch vielleicht gelingen, wenn er Euch gefesselt übergeben wird. Aber daß die Hosokawa das tun, ist höchst unwahrscheinlich. Selbst wenn er erst vor kurzem zu ihnen stieß, er ist ihr Vasall, und es ist sein Können, an dem sie sich ergötzen. Man würde Eure Beschwerde nur als zusätzlichen Beweis dafür nehmen, wie fähig er ist. Welcher Daimyō würde ohne zwingenden Grund einen seiner Vasallen ausliefern?« »Dann müssen wir zum Äußersten greifen.« »Und das wäre?«

»Das Aufgebot, mit dem er unterwegs ist, scheint ziemlich groß. Einholen könnten wir sie leicht. Und mit Euch als unserem Anführer könnten wir samt ein paar getreuen Anhängern ...« »Ihr meint, wir sollten ihn überfallen?« »Ja. Schließt Euch uns an, Shinzō!« »Das gefällt mir nicht.«

»Seid Ihr nicht auserwählt, den Namen Obata weiterzuführen?« »Es fällt nie leicht zuzugeben, daß ein Gegner besser ist als man selbst«, sagte Shinzō nachdenklich. »Trotzdem: Kojirō ist der bessere Schwertkämpfer. Ich fürchte, selbst wenn wir ein Dutzend wären, wir würden nur noch mehr Schande auf unseren Namen häufen.«

»Dann wollt Ihr einfach die Hände in den Schoß legen und nichts tun?« fragte ein Mann empört.

»Nein, mich wurmt es genauso sehr wie Euch, Kojirō ungeschoren davonkommen zu sehen. Aber ich möchte den

richtigen Zeitpunkt abwarten.« »Ihr seid schrecklich geduldig«, sagte einer der Männer sarkastisch. Als Shinzō nicht antwortete, fanden die fünf es sinnlos, weiter auf ihn einzureden, und nahmen eiligst Abschied.

Unterwegs trafen sie Iori, der am Tor abgestiegen war und das Pferd in den Stall führte. Nachdem er das Tier angebunden hatte, ging er zu Shinzō, der immer noch am Feuer stand. »Ach, du bist also wieder da«, sagte Shinzō. »Ja«, antwortete Iori. »Sagt, hattet Ihr Streit?« »Warum fragst du?«

»Beim Hereinkommen bin ich ein paar Samurai begegnet, die sehr wütend schienen. Sie sagten merkwürdige Dinge wie: ›Ich habe ihn überschätzt‹, und ›Er ist eben ein Schwächling‹.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, meinte Shinzō und lachte. »Komm näher und wärme dich.«

»Ich brauche kein Feuer! Ich bin ohne Unterbrechung von Musashino bis hierher geritten.«

»Du scheinst gut gelaunt. Wo hast du denn die letzte Nacht verbracht?« »In unserer Hütte. Mein Sensei ist wieder da.« »Ich habe davon gehört.« »Ihr habt es schon gewußt?«

»Takuan hat es mir gesagt. Iori, kennst du auch die große Neuigkeit?« »Was für eine Neuigkeit?«

»Dein Lehrer soll ein bedeutender Mann werden. Ein unwahrscheinliches Glück steht ihm bevor. Er soll zum Lehrer des Shōguns aufsteigen. Dann kann er seine eigene Schwertkampfschule gründen.« »Ist das wahr?« »Macht dich das glücklich?«

»Natürlich – glücklicher als alles auf der Welt. Darf ich das Pferd noch einmal ausleihen?« »Jetzt? Du bist doch gerade erst angekommen.«

»Ich will heimreiten und es dem Sensei sagen.«

»Das brauchst du nicht. Noch ehe der Tag zur Neige geht, wird der Ältestenrat eine förmliche Aufforderung an ihn

ergehen lassen. Sobald das geschehen ist, werde ich selbst zu Musashi eilen und ihn vorbereiten.« »Bringt Ihr ihn hierher?«

»Ja«, versicherte Shinzō. Mit einem letzten Blick auf das verlöschende Feuer strebte er dem Haus zu, ein wenig aufgeheitert durch Ioris Freude, doch gleichzeitig bedrückt wegen des Schicksals seiner aufgebrauchten Freunde.

Die Aufforderung ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Stunden später traf ein Bote ein mit einem Brief für Takuan und dem Befehl an Musashi, sich am nächsten Tag im Empfangspavillon vor dem Wadakura-Tor zu melden. Nach der feierlichen Ernennung werde der Shōgun ihn empfangen. Als Shinzō und sein Begleiter das Haus auf der Musashino-Ebene erreichten, fanden sie Musashi mit einem Kätzchen auf dem Schoß in der Sonne sitzen und sich mit Gonnosuke unterhalten.

Es wurden nur wenige Worte gewechselt. Shinzō sagte schlicht: »Ich bin gekommen, um Euch abzuholen.«

»Danke«, antwortete Musashi. »Ich wollte auch zu Euch kommen und Euch dafür danken, daß Ihr Euch um Iori gekümmert habt.« Ohne weitere Umschweife bestieg er das Pferd, das Shinzō für ihn mitgebracht hatte, und gemeinsam ritten sie nach Ushigome. Als Musashi an diesem Abend mit Takuan und Fürst Ujikatsu zusammensaß, empfand er es als unendliches Glück, diese Männer ebenso wie Shinzō zu seinen Freunden zählen zu dürfen.

Am nächsten Morgen fand Musashi beim Aufwachen die passenden Kleider für den feierlichen Anlaß sowie Fächer und Seidenpapier zurechtgelegt. Beim Frühstück sagte Fürst Ujikatsu zu ihm: »Heute ist ein großer Tag. Ihr solltet Euch freuen.« Zu essen gab es außer Reis und roten Bohnen für jeden noch eine ganze gesottene Brasse sowie andere Köstlichkeiten, die nur zu festlichen Anlässen gereicht werden. Die Mahlzeit ähnelte den Banketten, die etwa bei einem

Volljährigkeitsfest im Hause Hōjō gegeben wurden. Musashi wollte die Ernennung ablehnen. In Chichibu hatte er noch einmal gründlich über die beiden Jahre in Hōtengahara und über sein Bestreben nachgedacht, sein Können auf dem Gebiet der Schwertfechtkunst in den Dienst einer sinnvollen Regierung zu stellen. Heute war er nicht mehr sicher, daß Edo – vom übrigen Reich ganz zu schweigen – für diese Idealregierung, die ihm vorschwebte, bereit sei. Die Erhabenheit des Weges und die Anwendung der Regeln der Schwertfechtkunst im Dienste des Friedens schienen nur mehr Wunschträume; zumindest so lange, bis es entweder Edo oder Osaka gelungen sein würde, die Herrschaft über das ganze Land zu ergreifen. Er war sich nicht einmal im klaren, ob er das Ost-Heer oder das West-Heer unterstützen sollte, falls die Entscheidungsschlacht morgen ausgetragen würde. Oder sollte er sich gar von der Welt zurückziehen und von Berggräsern leben, bis der Friede wiederhergestellt war?

Selbst an diesem entscheidenden Morgen konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß er mit dem Empfang einer hohen Stellung sein Ringen um den Weg verraten würde. Und doch konnte er nicht ablehnen. Schließlich gab das Vertrauen den Ausschlag, das von seinen Anhängern in ihn gesetzt wurde. Er durfte einfach nicht nein sagen; er konnte weder Takuan, seinen alten Freund und strengen Mentor, noch Fürst Ujikatsu, den hochgeschätzten Fürsprecher, enttäuschen.

Angetan mit prächtigen Hofkleidern ritt er auf einem edlen Pferd mit wunderschönem Sattel über die im Sonnenlicht badende Straße zur Burg, wobei ihn jeder Schritt dem Tor zum Ruhm näherzubringen schien. Vor dem Empfangspavillon erstreckte sich ein kiesbestreuter Hof, und auf einem hohen Pfahl gebot ein Schild: »Hier absitzen!« Als Musashi vom Pferd stieg, kamen ein Beamter und ein Pferdebursche auf ihn zu. »Mein Name ist Miyamoto Musashi«, verkündete er förmlich. »Ich folge der gestern vom Ältestenrat an mich

ergangenen Aufforderung. Dürfte ich bitten, mich zum Aufseher des Warteraums zu bringen?« Wie es die Zeremonie verlangte, war er allein gekommen. Ein zweiter Beamter brachte ihn zum Warteraum, wo er aufgefordert wurde, der Weisungen »von drinnen« zu harren.

Es war ein großer Raum mit über zwanzig Matten, der wegen der gemalten Frühlingsorchideen auf Wänden und Türpaneelen »Orchideenzimmer« hieß. Nach kurzer Zeit kam ein Diener mit Tee und Gebäck, doch dann blieb Musashi für nahezu einen halben Tag allein. Die kleinen Vögel auf den Bildern sangen nicht, und die Orchideen verströmten keinen Duft. Den rotgesichtigen, weißhaarigen Mann, der schließlich zu ihm kam, hielt er für einen Minister. Vielleicht war er in der Blüte seiner Jahre ein vornehmer Krieger gewesen.

»Ihr seid Musashi, nicht wahr?« sagte Fürst Sakai Tadakatsu wie beiläufig und setzte sich. »Verzeiht, daß wir Euch so lange warten ließen.« Wenngleich der Herr von Kawagoe ein berühmter Daimyō war, so lebte er doch in der Burg des Shōguns wie ein Beamter unter vielen und wurde nur von einem einzigen Samurai bedient. Sein Gebaren ließ darauf schließen, daß Pomp und Etikette ihm wenig bedeuteten.

Musashi verneigte sich bis zum Boden und verharrte in dieser Haltung, während er förmlich verkündete: »Ich bin Miyamoto Musashi, Rōnin aus Mimasaka, Sohn von Munisai, dem Sproß der Familie Shimmen. Dem Wunsch des Shōguns folgend, der mir in einer Aufforderung kundgetan wurde, habe ich mich am Tor der Burg eingefunden.«

Tadakatsu nickte mehrere Male, wobei sein Doppelkinn wackelte. »Vielen Dank, daß Ihr Euch die Mühe gemacht habt«, antwortete er und fuhr in entschuldigendem Ton fort: »Was Eure Erhebung in ein Amt bei Hofe betrifft, für die Ihr von dem Priester Takuan und vom Fürsten Hōjō von Awa empfohlen wurdet, so haben sich gestern abend die Pläne des Shōguns geändert. Ihr werdet nicht ernannt werden. Da

mehrere von uns mit dieser Entscheidung nicht einverstanden waren, hat der Ältestenrat sich heute noch einmal mit dem Antrag befaßt. Wir haben bis eben beraten und den Fall erneut vor den Shōgun gebracht. Es tut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß wir ihn von seinem neuerlichen Entschluß nicht abzubringen vermochten.« Seine Augen verrieten Mitgefühl, und er schien einen Moment lang nach Worten des Trostes zu suchen. »In unserer vergänglichen Welt«, fuhr er fort, »geschieht so etwas ständig. Ihr solltet Euch nicht darüber grämen, was die Leute über Euch reden. Wo es um die Ernennung zu einem hohen Amte geht, ist es häufig schwer zu entscheiden, ob die Absage ein Glück oder ein Unglück ist.«

»Ja, Herr«, sagte der sich immer noch verneigende Musashi. Tadakatus Worte waren Musik in seinen Ohren. Dankbarkeit stieg aus tiefstem Herzen in ihm auf und erfüllte seinen ganzen Körper. »Ich verstehe die Entscheidung, Herr. Ich bin Euch dankbar.« Die Worte kamen ihm ganz zwanglos über die Lippen. Und sie waren aufrichtig. Er hatte das Gefühl, daß ein Wesen, größer selbst als der Shōgun, ihn in diesem Augenblick in einen Rang erhoben habe, der viel höher sei als der eines Lehrers bei Hofe. Das Wort der Götter war gnädig an ihn ergangen. Er nimmt es gefaßt auf, dachte Tadakatsu und sah Musashi eindringlich an. Laut sagte er: »Vielleicht ist es anmaßend von mir, danach zu fragen, aber man hat mir erzählt, Ihr habt künstlerische Neigungen, was für einen Samurai ungewöhnlich ist. Ich würde dem Shōgun gern eine Probe Eurer Arbeit zeigen. Das boshafte Geschwätz gewöhnlicher Leute ist unwichtig. Ich meine, es geziemt einem edlen Samurai, sich über das Gerede der Menge zu erheben und ein wortloses Zeugnis von der Reinheit seines Herzens zu hinterlassen. Ein Kunstwerk wäre da angemessen, meint Ihr nicht auch?« Während Musashi noch darüber nachsann, was das zu bedeuten habe, fuhr Tadakatsu fort: »Ich hoffe, Euch bald wiederzusehen.« Damit verließ er den Raum. Musashi hob

den Kopf und setzte sich kerzengerade hin. Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, was Tadakatsu gesagt hatte. Brachte er es fertig, dem Rat des Fürsten zu folgen, blieb seine Ehre unangetastet, und auch die Männer, die ihn empfohlen hatten, würden nicht das Gesicht verlieren. Musashis Blick fiel auf einen aus sechs Teilen bestehenden Wandschirm, der in einer Ecke des Raums stand. Seine Flächen waren einladend leer. Musashi ließ einen jungen Samurai kommen und erklärte ihm, Fürst Sakai habe ihn aufgefordert, ein Bild zu malen. Er bitte, um diesem Wunsch nachkommen zu können, um Pinsel, Tusche von guter Qualität, abgelagertes Zinnoberrot und etwas blaue Farbe.

Musashi mußte daran denken, wie merkwürdig es sei, daß die meisten Kinder zeichnen und auch singen können, diese Fähigkeit im Älterwerden jedoch verlieren. Vielleicht hemmte das Wissen, das man ihnen beibrachte, ihr natürliches Talent. Er selbst bildete keine Ausnahme von dieser Regel. Als Kind hatte er oft Bilder gemalt, ja, damit hatte er sich am liebsten über das Gefühl der Einsamkeit hinweggeholfen. Doch mit dreizehn oder vierzehn hatte er Malen und Zeichnen bis zum Alter von zwanzig Jahren fast ganz aufgegeben. Auf seinen Reisen hatte er oft in Tempeln oder in den Häusern Wohlhabender Gelegenheit gehabt, gute Bilder zu sehen – Wandgemälde oder Rollbilder in der TOKŌnoma –, und das hatte eine lebhaftige Neigung zur Kunst in ihm wachgerufen.

Die aristokratische Schlichtheit und feinempfundene Tiefe von Liang-k'ais Kastanienbild hatte einen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Nachdem er dieses Werk in Kōetsus Haus gesehen, hatte er jede Möglichkeit wahrgenommen, erlesene chinesische Bilder aus der Zeit der Sung-Dynastie zu betrachten. Daneben faszinierten ihn die Werke der japanischen Zen-Meister aus dem fünfzehnten Jahrhundert sowie die Bilder zeitgenössischer Meister der Kanō-Schule, insbesondere diejenigen Kanō Sanrakus und Kaihō Yūshōs.

Natürlich hatte er Vorlieben und Abneigungen ganz persönlicher Art. Liang-k'ais kühner, männlicher Pinselstrich enthüllte, gesehen mit den Augen eines Schwertkämpfers, die unbekümmerte Kraft eines Riesen. Kaihō Yūshō hatte – vielleicht, weil er einer Samuraifamilie entstammte – im Alter ein so hohes Maß an Reinheit erreicht, daß Musashi sich ihn zum Vorbild wählte. Genauso sehr fühlte er sich jedoch von den leicht hingetupften Bildern des Einsiedlerpriesters und Ästheten Shōkadō Shōjō angezogen, den er um so mehr verehrte, als er ein Freund Takuans sein sollte. Die Malerei schien meilenweit von dem Pfad entfernt, den er eingeschlagen hatte. Sie war kaum eine geeignete Kunstform für jemand, der selten einen Monat an einem Ort zubrachte. Gleichwohl malte er von Zeit zu Zeit. Wie im Falle anderer Erwachsener, die vergessen haben, wie natürlich ein Kind zeichnet, regte sich zwar sein Verstand, nicht aber sein Gemüt. Darauf bedacht, gekonnt zu malen, war er nicht in der Lage, sich ungezwungen auszudrücken. Wie viele Male war er nicht schon entmutigt worden und hatte aufgegeben! Aber früher oder später hatte irgendeine Regung ihn veranlaßt, wieder nach dem Pinsel zu greifen – heimlich. Da er sich seiner Bilder schämte, zeigte er sie anderen nie. Seine Schnitzwerke hingegen ließ er durchaus von anderen betrachten.

Das sollte sich jetzt ändern. Zum Gedenken an diesen schicksalhaften Tag beschloß er, ein Bild zu malen, das der Shōgun – und neben ihm jeder andere – sehen durfte.

Er arbeitete rasch und ohne Unterbrechung, bis das Bild fertig war. Dann legte er still den Pinsel in einen Wasserkrug und ging, ohne nur einen einzigen Blick auf sein Werk zurückzuwerfen, hinaus.

Draußen auf dem Hof freilich drehte er sich noch einmal um, betrachtete das eindrucksvolle Tor und stellte sich die Frage: Liegt der Ruhm nun vor diesem Tor oder dahinter?

Sakai Tadakatsu kehrte in den Warteraum zurück und setzte

sich eine Zeitlang vor das noch feuchte Bild. Es zeigte die Musashino-Ebene. In der Mitte war die aufgehende Sonne dargestellt. Dieses Symbol für Musashis Vertrauen in seine Reinheit leuchtete in Zinnober. Alles andere war in gedämpftem Blau ausgeführt, um die Herbststimmung auf der Ebene einzufangen. Tadakatsu sagte zu sich selbst: »Wir haben einen Tiger an die Wildnis verloren.«

Der Klang des Himmels

»Schon zurück?« fragte Gonnosuke und blinzelte, als er Musashi in den gestärkten Hofkleidern sah.

Musashi betrat das Haus und setzte sich. Gonnosuke kniete am Rand der Binsenmatten und verneigte sich. »Meinen Glückwunsch!« sagte er aufrichtig. »Müßt Ihr Euch sofort an die Arbeit machen?«

»Die Ernennung ist zurückgenommen worden«, entgegnete Musashi und lachte.

»Was? Scherzt Ihr?« »Nein. Und ich bin froh darüber.«

»Das verstehe ich nicht. Wißt Ihr, was bei Hof geschehen ist?« »Ich sah keinen Grund zu fragen. Ich bin dem Himmel dankbar, daß es so gekommen ist.« »Wie schade!«

»Seid selbst Ihr der Meinung, ich könne nur innerhalb der Burgmauern von Edo Ruhm finden?« Gonnosuke antwortete nicht.

»Eine Zeitlang ging mein Ehrgeiz in diese Richtung. Ich träumte davon, meine Erkenntnisse in der Schwertfechtkunst darauf anzuwenden, dem Volk Frieden und Glück zu bringen und den Weg des Schwertes zum Weg des Regierens zu machen. Ich dachte, wenn ich eine offizielle Stellung bekleidete, bekäme ich Gelegenheit, mein Talent in der

Staatskunst unter Beweis zu stellen.« »Jemand hat üble Nachrede über Euch verbreitet, ist es das?« »Vielleicht. Erspart es Euch, weiter darüber nachzudenken. Und versteht mich nicht falsch. Meine Pläne – das habe ich heute gelernt – sind kaum mehr als Träume.«

»Das ist nicht wahr. Ich habe dieselbe Idee. Der Weg des Schwertes und der Geist guter Regierung sollten ein und dasselbe sein.«

»Freut mich, daß wir darin übereinstimmen. Nur stimmt die Wahrheit des Gelehrten in seiner Studierstube nicht immer mit dem überein, was die Welt ganz allgemein für wahr hält.«

»Meint Ihr etwa, daß die Wahrheit, die wir suchen, in der Welt der Wirklichkeit nichts taugt?«

»Nein, das meine ich nicht«, sagte Musashi ungeduldig. »Solange dieses Land besteht, wird sich der Weg des Geistes, dem sich der Mutige verschreibt, immer als nützlich erweisen, mögen sich die Verhältnisse auch noch so sehr ändern. Wenn Ihr ein bißchen genauer darüber nachdenkt, werdet Ihr erkennen, daß eine gute Regierung sich nicht nur um die Kriegskunst kümmern darf. Eine makellose Regierung muß auf vollkommene Durchdringung der geistigen und militärischen Künste gegründet sein. Meine Gedanken waren bisher nichts als kindische Träume. Ich muß lernen, fortan der ergebene Diener zweier Götter zu sein: jenes des Schwertes und jenes der Feder. Ehe ich wage, das Volk zu regieren, muß ich vom Volk lernen, was es zu lehren hat.« Er schloß unvermittelt und fragte Gonnosuke nach einer Weile, ob er sein Schreibkästchen bei sich habe.

Gonnosuke gab ihm das Gewünschte, Musashi schrieb einen Brief und sagte dann: »Tut mir leid, Euch bemühen zu müssen, aber würdet Ihr mir einen Gefallen tun und diesen Brief überbringen?« »Zum Haus der Hōjō?«

»Ja. Ich habe ausführlich meine Pläne beschrieben. Richtet

Takuan und Fürst Ujikatsu meine Grüße aus ... Ach, da ist noch etwas. Ich habe dies für Iori aufbewahrt. Bitte, gebt es ihm!« Mit diesen Worten zog er die Börse heraus, die Ioris Vater seinem Sohn hinterlassen hatte, und legte sie neben den Brief. Besorgt rutschte Gonnosuke auf den Knien heran und fragte: »Warum gebt Ihr sie gerade jetzt an Iori zurück?« »Ich ziehe in die Berge.«

»Ob im Gebirge oder in der Stadt, Iori und ich möchten ständig als Eure Schüler bei Euch sein.«

»Ich werde nicht für immer fortbleiben. Aber solange ich in den Bergen bin, möchte ich, daß Ihr Euch Ioris annehmt – für zwei, drei Jahre vielleicht.« »Was? Wollt Ihr Euch aufs Altenteil zurückziehen?«

Musashi lachte, streckte die Beine aus und lehnte sich zurück. »Dafür bin ich noch zu jung. Ich gebe meine große Hoffnung keineswegs auf. Noch liegt alles vor mir: Wünsche, Illusionen, Träume ... Es gibt ein Lied. Ich weiß nicht, wer es geschrieben hat, aber es geht so:

Obgleich ich mich sehne Nach der Stille der Berge, Zieht es mich gleichzeitig An die Stätten, Wo die Menschen wohnen.«

Gonnosuke senkte den Kopf und lauschte. Dann erhob er sich und steckte Brief wie Börse in seinen Kimono. »Ich gehe jetzt besser«, sagte er gefaßt.

»Es wird dunkel.«

»Schön. Bringt auch das Pferd zurück und richtet Fürst Ujikatsu aus, daß die Kleider von der Reise verschmutzt sind und ich sie behalten werde.«

»Ja, gewiß.«

»Ich halte es nicht für richtig, noch einmal zurückzukehren in Fürst Ujikatsus Haus. Daß die Ernennung rückgängig gemacht wurde, muß bedeuten, das Shōgunat schätzt mich als unzuverlässig oder verdächtig ein. Es könnte Fürst Ujikatsu in

Schwierigkeiten bringen, näher mit mir in Verbindung gebracht zu werden. Das steht nicht in meinem Brief, und deshalb möchte ich, daß Ihr es ihm erklärt. Sagt ihm, ich hoffe, er sei nicht gekränkt.« »Ich verstehe. Ich werde vor Morgengrauen wieder zurück sein.« Die Sonne ging rasch unter. Gonnosuke nahm das Pferd am Zügel und führte es den Pfad hinab. Da es Musashi geliehen worden war, kam es Gonnosuke nicht in den Sinn, das Tier zu reiten.

Etwa zwei Stunden später traf er in Ushigome ein. Die Männer saßen beisammen und wunderten sich, was aus Musashi geworden sein mochte. Gonnosuke gesellte sich zu ihnen und überreichte Takuan den Brief. Ein Beamter hatte sie bereits mit den ungünstigen Berichten über Musashi vertraut gemacht. Am schädlichsten von allem, was gegen ihn sprach, wirkte der Umstand, daß ein Feind ihm Rache geschworen hatte. Den Gerüchten zufolge befand Musashi sich im Unrecht.

Nachdem der Beamte gegangen war, hatte Shinzō seinem Vater und Takuan von Osugis Besuch erzählt: »Sie hat sogar hier versucht, ihre Verleumdungen loszuwerden.«

Ungeklärt blieb, warum die Leute anstandslos hinnahmen, was ihnen erzählt wurde; und zwar nicht nur die Frauen, die am Brunnen tratschten, oder Tagelöhner in der Schenke, sondern auch Männer, denen man zugetraut hätte, daß sie die Wahrheit von Erfindungen trennen konnten. Die Minister des Shōguns hatten viele Stunden über die Angelegenheit beraten, doch auch sie hatten am Schluß Osugis Verleumdungen geglaubt.

Takuan und die anderen erwarteten, daß Musashi in seinem Brief seinem Unmut Luft machen würde. Doch er beschrieb nur die Gründe, aus denen er fortgehen wolle. Der kurze Brief endete mit den Worten: »Meiner unbändigen Wanderlust nachgebend, beginne ich abermals eine Reise ohne Ziel. Möge Euch zum Abschied dieses Gedicht erheitern:

Falls das Universum

*Wirklich mein Garten ist,
So stehe ich, wenn ich ihn betrachte,
Am Ausgang des Hauses,
Genannt die Treibende Welt.«*

Obwohl Ujikatsu und Shinzō tief gerührt waren von Musashis Rücksichtnahme, sagte der Fürst: »Das nenne ich die Zurückhaltung übertreiben. Ich würde ihn gern noch einmal sehen, ehe er fortgeht. Takuan, ich bezweifle, daß er kommt, wenn wir nach ihm schicken, deshalb laßt uns zu ihm gehen.« Er stand auf und wollte augenblicklich aufbrechen.

»Könntet Ihr einen Moment warten, Herr?« fragte Gonnosuke. »Ich würde gern mit Euch gehen, aber Musashi hat mich gebeten, Iori etwas zu übergeben. Würdet Ihr ihn rufen lassen?«

Als Iori kam, fragte er: »Ihr wolltet mich sehen?« Seine Blicke wanderten zu der Börse in Gonnosukes Hand.

»Musashi hat gesagt, du sollst gut auf sie aufpassen«, sagte Gonnosuke. »Sie sei das einzige Andenken an deinen Vater.« Dann erklärte er ihm, daß sie beide zusammenbleiben würden, bis Musashi wiederkäme, Iori konnte seine Enttäuschung nicht verhehlen. Da er jedoch nicht schwach erscheinen wollte, nickte er halbherzig.

Auf Takuans Fragen hin erzählte Iori alles, was er von seinen Eltern wußte. Am Schluß sagte er: »Ich habe nie erfahren, was aus meiner Schwester geworden ist. Mein Vater hat nicht viel von ihr gesprochen, und meine Mutter ist gestorben, als ich noch klein war. Ich weiß nicht, ob meine Schwester noch am Leben ist.«

Takuan nahm die Börse, legte sie auf sein Knie und holte ein zerknittertes Stück Papier heraus. Als er die geheimnisvolle Botschaft las, die Ioris Vater geschrieben hatte, hob er verwundert die Augenbrauen. Er starrte Iori eindringlich an und sagte: »Dieser Brief verrät uns etwas über deine

Schwester.«

»Das dachte ich mir auch, aber ich habe den Sinn nicht begriffen, und der Priester vom Tokuganji auch nicht.«

Den Anfang überspringend, las Takuan laut vor: »Da ich entschlossen war, eher zu verhungern, als einem zweiten Herrn zu dienen, wanderten meine Frau und ich viele Jahre umher und lebten in kärglichen Verhältnissen. Eines Tages mußten wir unsere Tochter in einem Tempel in den Zentralprovinzen zurücklassen. Wir schoben den ›Klang des Himmels‹ in ihre Windeln und vertrauten ihre Zukunft dem Mitleid an, als wir weiter in eine andere Provinz zogen. Später erwarb ich das strohgedeckte Haus in den Feldern von Shimōsa. Ich dachte zurück an früher, aber der Ort war fern, und wir hatten nie etwas von dem Kind gehört. Ich fürchtete, es könne dem Mädchen schaden, wenn wir es zu finden versuchten. So ließ ich alles, wie es war. Wie grausam Eltern sein können! Ich spüre den Vorwurf in den Worten von Minamoto no Sanetomo:

Selbst den Tieren, die ihren Gefühlen Keinen Ausdruck verleihen können, Fehlt es nicht an Der innigen und großmütigen Liebe, Die Eltern für ihre Kinder hegen sollen.

Mögen meine Ahnen Erbarmen mit mir haben, weil ich mich weigerte, meine Ehre als Samurai dadurch zu beschmutzen, daß ich in den Dienst eines zweiten Herrn trat. Du bist mein Sohn. Magst Du den Erfolg auch noch so heiß ersehnen, iß nie unehrenhafte Hirse!«

Während er das Stück Papier wieder in die Börse zurückschob, sagte Takuan: »Du wirst deine Schwester finden. Ich kenne sie seit meiner Jugend. Und Musashi kennt sie auch. Komm mit uns, Iori.« Er gab ihm keine Erklärung. Er erwähnte weder Otsū noch ihre Flöte, die er als den »Klang des Himmels« erkannte. Sie brachen alle zusammen auf und erreichten die Hütte, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf ihr Dach fielen. Sie war leer. Am Horizont schwebte

eine einzige weiße Wolke.

Buch VII

Das vollkommene Licht

Der Ochse auf der Flucht

Der wunderschöne Schatten, den der Zweig des Pflaumenbaums auf die weißgekalkte Mauer warf, ließ Erinnerungen an zarte Tuschzeichnungen wach werden. Es war Vorfrühling in KoYagyū. Stille herrschte, denn die Pflaumenzweige schienen die Nachtigallen, die nun bald ins Tal einfallen würden, gen Süden zu locken.

Im Gegensatz zu den Vögeln kannten die Shugyōsha, die am Burgtor vorstellig wurden, keine Jahreszeiten. Sie kamen in steter Folge; entweder um sich von Sekishūsai unterweisen zu lassen, oder um gegen ihn anzutreten. Die Bittgesuche glichen einander: »Nur einen Zweikampf!« – »Ich bitte Euch, laßt mich vor.« – »Ich bin der einzig wahre Schüler des Soundso, der da und da unterrichtet.« In den letzten zehn Jahren hatten die Wachen stets dieselbe Antwort gegeben: Da ihr Herr hochbetagt sei, könne er niemand empfangen. Nur wenige Schwertkämpfer oder solche, die es werden wollten, ließen es dabei bewenden. Manche schmähten den Weg des Schwertes und wetterten, es dürfe kein Unterschied gemacht werden zwischen jung und alt, reich und arm, Anfänger und Meister. Andere verlegten sich aufs Bitten, und wieder andere versuchten ihr Glück mit Bestechung. Viele stießen einen Schwall von Verwünschungen aus, wenn sie schließlich unverrichteter Dinge abzogen.

Wäre die Wahrheit bekannt gewesen, daß nämlich Sekishūsai gegen Ende des vorigen Jahres verschieden war, dann wäre alles viel einfacher gewesen. Aber man hatte beschlossen, den Tod bis zur Bestattung geheimzuhalten, und Munenori konnte erst in vier Monaten von Edo fort. Einer der wenigen außerhalb der Burg, die Bescheid wußten, saß jetzt im Besucherzimmer und verlangte hartnäckig, Hyōgo zu sehen.

Es war Inshun, der betagte Abt des Hōzōin, der während In'eis Greisenalter und nach seinem Tod den Ruf des Tempels

als Zentrum der Schwertfechtkunst hochgehalten hatte. Manche behaupteten sogar, er habe ihn noch vergrößert. Inshun hatte jedenfalls alles getan, um die enge Beziehung zwischen dem Tempel und KoYagyū, die seit In'eis Tagen bestand, aufrechtzuerhalten. Er wolle Hyōgo sprechen, sagte er, um sich mit ihm über die Kriegskunst zu unterhalten. Sukekurō wußte, daß er in Wirklichkeit einen Kampf mit dem Mann ausfechten wollte, den sein Großvater bei sich für einen besseren Schwertkämpfer gehalten hatte als sich selbst oder Munenori. Hyōgo freilich hätte einem solchen Kampf, von dem keine Seite einen Vorteil hätte und den er daher für sinnlos hielt, nie zugestimmt.

Sukekurō versicherte Inshun, Hyōgo sei von seinem Besuch unterrichtet worden. »Ich bin sicher, Hyōgo würde kommen und Euch begrüßen, wenn er sich besserföhlte.«

»Soll das heißen, daß er immer noch erkältet ist?« »Ja. Er scheint die Erkältung nicht loszuwerden.« »Ich habe ja gar nicht gewußt, daß er von so zarter Gesundheit ist.« »Ach, so schlimm ist es auch nicht. Aber er ist eine Zeitlang in Edo gewesen und kann sich noch nicht wieder an den kalten Winter in den Bergen gewöhnen.«

Während die beiden Männer plauderten, rief ein Page im Garten der inneren Umwallung nach Otsū. Ein Shōji glitt zur Seite, sie trat ins Freie, umhüllt von einem Weihrauchschleier. Seit Sekishūsais Ableben waren bereits über hundert Tage vergangen, doch sie trug immer noch Trauer, und ihr Gesicht war so weiß wie eine Birnenblüte.

»Wo seid Ihr gewesen? Ich habe überall nach Euch gesucht«, sagte der Knabe.

»Ich war im Gebetsraum.« »Hyōgo verlangt nach Euch.«

Als sie Hyōgos Raum betrat, sagte er: »Ach Otsū, danke, daß Ihr gekommen seid. Ich möchte, daß Ihr einen Besucher für mich begrüßt.« »Aber gewiß, gern.«

»Er ist schon eine ganze Weile da. Sukekurō leistet ihm Gesellschaft, aber ihm zuzuhören, wie er sich über die Kunst des Krieges verbreitet, muß den Bedauernswerten inzwischen ziemlich mitgenommen haben.« »Der Abt vom Hōzōin?« »Hm.« Otsū lächelte kaum wahrnehmbar, verneigte sich und verließ den Raum.

Inzwischen bemühte Inshun sich nicht allzu feinfühlig, Sukekurō über Hyōgos Vergangenheit und sein Wesen auszuhorchen.

»Man hat mir erzählt, als Kāto Kiyomasa ihm eine Stellung anbot, habe Sekishūsai sein Einverständnis nur geben wollen, falls Kiyomasa auf eine ausgefallene Bedingung einging.«

»Wirklich? Ich kann mich nicht erinnern, jemals so was gehört zu haben.« »In'ei erzählte, Sekishūsai habe Kiyomasa erklärt, daß Hyōgo außerordentlich leicht erregbar sei. Er habe Seine Gnaden gebeten, Hyōgo die ersten drei gröberen Verstöße im voraus zu verzeihen. Sekishūsai selbst hat ungestümes Verhalten sonst nie verziehen. Er muß für Hyōgo schon ganz besondere Gefühle gehegt haben.«

Diese Geschichte überraschte Sukekurō dermaßen, daß er immer noch nicht wußte, was er dazu sagen sollte, als Otsū eintrat. Sie sah den Abt lächelnd an und sprach: »Wie freundlich von Euch, uns wieder einmal zu beehren. Leider ist Hyōgo vollauf mit einem Bericht beschäftigt, der sofort nach Edo gehen muß. Er hat mich daher gebeten, ihn bei Euch zu entschuldigen, weil er Euch diesmal leider nicht empfangen kann.« Dann bot sie Inshun und den beiden Priestern, die ihn begleiteten, Tee und Gebäck an. Der Abt machte ein enttäushtes Gesicht, überging aber höflich die unterschiedlichen Entschuldigungen, die Sukekurō und Otsū vorgebracht hatten. »Das tut mir leid«, sagte er. »Ich hatte ihm nämlich etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Ich will es gern ausrichten«, erklärte Sukekurō. »Ihr könnt

sicher sein, daß nur Hyōgos Ohren es zu hören bekommen werden.«

»Ach, daran zweifle ich nicht«, sagte der alte Priester. »Mir war nur daran gelegen, Hyōgo zu warnen.«

Dann berichtete Inshun von einem Gerücht, das er von einigen Samurai aus der Burg Ueno in der Provinz Iga gehört hatte. Die Grenze zwischen Koyagyū und der Burg lag in einer nur spärlich besiedelten Gegend etwa zwei Meilen weiter östlich. Seit Ieyasu dem christlichen Daimyō Tsutsui Sadatsugu die Burg weggenommen und sie wieder Tōdō Takatora übergeben hatte, waren viele Veränderungen vorgegangen. Seit er im vorigen Jahr in die Burg eingezogen war, hatte Takatora größere Reparaturen vorgenommen, das Steuersystem geändert, die Bewässerungsanlagen verbessert und andere Maßnahmen durchgeführt, um seine Ländereien zu sichern und zu befestigen. Das war allgemein bekannt. Inshun hatte jedoch Wind davon bekommen, daß Takatora sein Land zu vergrößern versuchte, indem er die Grenzlinie versob.

Takatora hatte eine Anzahl Samurai nach Tsukigase geschickt, wo sie Häuser bauten, Pflaumenbäume fällten, Reisenden auflauerten und sich eigenmächtiger Übergriffe auf Fürst Yagyūs Eigentum schuldig machten. »Es könnte sein«, meinte Inshun, »daß Fürst Takatora Eure Trauer ausnutzt. Ihr haltet mich vielleicht für einen Angstmacher, aber es sieht so aus, als versuche er, die Grenze in Eure Richtung zu verschieben und einen neuen Zaun zu bauen. Falls das zutrifft, wäre es wesentlich leichter, jetzt etwas dagegen zu unternehmen als später. Wenn Ihr die Hände in den Schoß legt, werdet Ihr das eines Tages bereuen.«

Sukekurō dankte Inshun im Namen Hyōgos für die Warnung und verneigte sich tief, als der Abt sich verabschiedete.

Als Sukekurō seinen Herrn über die Gerüchte unterrichtete, lachte dieser nur. »Laßt nur«, sagte er. »Wenn mein Onkel

zurückkommt, wird der sich darum kümmern.«

Sukekurō, der wußte, wie wichtig es war, argwöhnisch über jeden Fußbreit Boden zu wachen, war mit Hyōgos Haltung nicht einverstanden. Er beriet sich mit anderen hochgestellten Samurai, und sie kamen zu dem Schluß, daß bei aller gebotenen Vorsicht etwas unternommen werden müsse. Tōdō Takatora war einer der mächtigsten Daimyō des Reiches.

Am nächsten Morgen, als Sukekurō nach dem Schwerttraining den oberhalb des Shinkagedō gelegenen Dōjō verließ, lief ihm ein Junge von dreizehn oder vierzehn Jahren über den Weg.

Der Bursche verneigte sich vor Sukekurō, der freundlich sagte: »Hallo, Ushinosuke. Willst du mal einen Blick in den Dōjō werfen? Hast du mir ein Geschenk mitgebracht? Laß sehen! Wilde Kartoffeln?« Das war halb im Scherz gesagt, denn Ushinosukes Kartoffeln waren besser als die von irgend jemand sonst. Der Junge lebte mit seiner Mutter in dem abgelegenen Bergdorf Araki, kam aber oft in die Burg, um Holzkohle, Wildschweinfleisch und anderes mehr zu verkaufen.

»Keine Kartoffeln heute. Aber ich habe dies für Otsū mitgebracht.« Er hielt ein in Stroh gehülltes Päckchen in die Höhe. »Was kann das sein – Rhabarber?«

»Nein, etwas Lebendiges. In Tsukigase höre ich manchmal die Nachtigallen schlagen. Und jetzt habe ich eine gefangen.«
»Hmm. Du kommst immer über Tsukigase, habe ich recht?«
»Richtig. Das ist die einzige Straße hierher.«

»Laß mich dir eine Frage stellen. Hast du in letzter Zeit viele Samurai dort gesehen?« »Einige.«

»Was machen die da?« »Sie bauen Hütten ...«

»Hast du gesehen, ob sie auch Zäune errichten?« »Nein.«

»Haben sie Pflaumenbäume gefällt?«

»Nun, außer dem Hüttenbau haben sie auch Brücken instandgesetzt. Dafür und auch für Brennholz haben sie alle möglichen Bäume gefällt.« »Halten sie Leute auf der Straße an?« »Das glaube ich nicht.«

Sukekurō legte den Kopf auf die Seite. »Ich habe gehört, diese Samurai stammen aus Fürst Tōdōs Lehen, ich weiß aber nicht, was sie in Tsukigase machen. Was sagen denn die Leute in deinem Dorf?«

»Die sagen, es sind Rōnin, die aus Nara und Uji hinausgeworfen wurden. Da sie nicht wußten, wohin, sind sie in die Berge gekommen.« Trotz Inshuns Bericht hielt Sukekurō dies nicht für unglaublich. Okubo Nagayasu, der Magistrat von Nara, hatte nicht nachgelassen in seinem Bemühen, sein Verwaltungsgebiet von armen Rōnin freizuhalten. »Wo ist Otsū?« fragte Ushinosuke. »Ich möchte ihr mein Geschenk geben.« Er suchte immer nach irgendeinem Vorwand, um sie zu sehen, aber nicht nur, weil sie ihm Süßigkeiten gab oder ein freundliches Wort zu ihm sagte. Ihre Schönheit hatte in seinen Augen etwas Geheimnisvolles, Unirdisches. Manchmal wußte er nicht, ob sie ein Mensch oder eine Göttin sei. »Ich nehme an, sie ist in der Burg«, sagte Sukekurō. Dann blickte er zum Garten hinüber und fuhr fort: »Ach, du scheinst Glück zu haben. Ist sie das nicht, da drüben?«

»Otsū!« rief Ushinosuke laut.

Lächelnd drehte sie sich um. Er lief zu ihr und hielt sein Päckchen in die Höhe.

»Schaut! Ich habe eine Nachtigall gefangen. Für Euch.« »Eine Nachtigall?« Stirnrunzelnd stand sie da, die Hände in die Hüften gestemmt.

Ushinosuke machte ein enttäuschtes Gesicht. »Sie hat eine wunderschöne Stimme«, sagte er. »Möchtet Ihr sie nicht hören?«

»Doch, gern, aber nur, wenn es ihr freisteht zu fliegen,

wohin sie will. Dann wird sie uns schöne Lieder vorsingen.«

»Da habt Ihr wohl recht«, sagte er. »Wollt Ihr denn, daß ich sie freilasse?« »Ich weiß es wohl zu schätzen, daß du mir ein Geschenk machen möchtest, aber sie in Freiheit zu sehen, würde mich noch glücklicher machen, als sie zu behalten.«

Schweigend schlitzte Ushinosuke die Strohummhüllung auf, und pfeilgleich schwirrte der Vogel über die Burgmauer davon. »Schau, wie froh sie ist, wieder frei zu sein«, sagte Otsū. »Nachtigallen heißen auch Frühlingsboten, nicht wahr? Vielleicht bringt sie Euch eine gute Nachricht.«

»Ein Bote mit einer Nachricht, die so schön wäre wie die Ankündigung des Frühlings? Es stimmt, ich warte schon lange auf eine Botschaft.« Otsū strebte den Waldungen und dem Bambushain hinter der Burg zu. Ushinosuke schritt neben ihr aus. »Wohin geht Ihr?« fragte er.

»Ich bin in letzter Zeit viel drinnen gewesen, und da dachte ich, ich gehe zur Abwechslung auf den Hügel und sehe mir die Pflaumenblüte an.« »Die Pflaumenblüte? Die Bäume da oben machen aber nicht viel her. Ihr solltet die von Tsukigase sehen!« »Das wäre schön. Ist es weit bis dorthin?«

»Ach, nur ein paar Meilen. Ich habe heute Feuerholz gemacht und habe den Ochsen dabei.«

Da sie die Burg den ganzen Winter über kaum verlassen hatte, war Otsū rasch entschlossen. Ohne jemand zu sagen, wohin sie gingen, liefen die beiden hinunter zum rückwärtigen Tor, das von Händlern benutzt wurde, die auf der Burg zu tun hatten. Dort stand nur ein Samurai mit seiner Lanze Wache. Lächelnd nickte er Otsū zu. Auch Ushinosuke war ihm vertraut, und so ließ er sie zum Tor hinaus, ohne die schriftliche Erlaubnis des Jungen zum Aufenthalt in der Burg zu überprüfen.

Die Leute auf den Feldern und auf der Straße grüßten Otsū freundlich, ob sie sie kannten oder nicht. Als die Häuser immer

spärlicher wurden, blickte sie zurück auf die weiße Burg, die sich in die Bergfalte schmiegte, und sagte: »Komme ich noch bei Tageslicht zurück?« »Gewiß. Aber ich begleite Euch ohnehin.« »Das Dorf Araki liegt aber doch hinter Tsukigase, nicht wahr?«

»Das spielt keine Rolle.«

Über dies und das plaudernd, kamen sie an einem Laden vorüber, wo ein Mann um die Menge Salz feilschte, die er gegen ein Stück Wildschweinfleisch eintauschen wollte. Er schloß seinen Handel ab, trat heraus und ging hinter ihnen her. Da gerade Schneeschmelze war, wurde die Straße immer schlechter passierbar. Es waren nur wenige Reisende unterwegs. »Ushinosuke«, sagte Otsū, »du kommst immer nach KoYagyū, nicht wahr?« »Ja.«

»Aber liegt nicht die Burg Ueno näher bei Araki?«

»Das stimmt, nur haben sie keinen großen Schwertkämpfer wie Fürst Yagyū auf Ueno.«

»Gefallen dir denn Schwertkämpfer?« »Uh-huh.«

Er hieß den Ochsen halten, ließ den Strick fahren und lief hinunter an den Bach. Von der Brücke, die hinüberführte, war eine Bohle heruntergefallen. Er legte sie wieder an ihren Platz und wartete dann darauf, daß der Mann, der hinter ihnen hergekommen war, als erster die Brücke überquerte. Dieser Mann sah aus wie ein Rōnin. Als er an Otsū vorüberging, musterte er sie schamlos und drehte sich auf der Brücke und am anderen Ufer des Baches noch ein paarmal nach ihr um, ehe er hinter einer Anhöhe verschwand.

»Wer, meinst du, mag das gewesen sein?« fragte Otsū furchtsam. »Hat er Euch Angst eingejagt?« »Das nicht, aber ...«

»Es gibt hier in den Bergen eine Menge Rōnin.« »Wirklich?« fragte sie voller Unbehagen.

Über die Schulter sagte Ushinosuke: »Otsū, ich möchte Euch fragen, ob Ihr mir helfen wollt. Meint Ihr, ich darf Meister Kimura bitten, mich anzustellen? Ich könnte den Garten fegen, wißt Ihr, Wasser holen und noch viele andere Arbeiten verrichten.«

Der Junge hatte erst vor kurzem von Sukekurō die besondere Erlaubnis erhalten, den Dōjō zu betreten und den Männern beim Üben zuzusehen. Er kannte seither nur noch einen Ehrgeiz. Seine Ahnen hatten den Beinamen Kikumura geführt, das Familienoberhaupt hatte über Generationen hinweg den ihm verliehenen Titel Mataemon verwendet. Ushinosuke war entschlossen, diesen Namen wiederanzunehmen, wenn er einmal Samurai würde. Bis jetzt hatte noch kein Kikumura besonders von sich reden gemacht. Er aber würde den Namen seines Dorfes zum Familiennamen wählen und, wenn sein Traum in Erfüllung ging, als Araki Mataemon weit und breit berühmt werden.

Während Otsū ihm zuhörte, mußte sie an Jōtarō denken, und ein Gefühl der Verlassenheit überkam sie. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, er mußte inzwischen fast zwanzig sein. Als sie das Auge an den noch nicht ganz geöffneten Pflaumenblüten labte, konnte sie sich des traurigen Gefühls nicht erwehren, daß der Frühling für sie bereits vorbei sei. »Laß uns umkehren, Ushinosuke«, bat sie unvermittelt. Er bedachte sie mit einem fragenden Blick, wendete aber gehorsam seinen Ochsen.

»Halt!« rief eine Männerstimme.

Zwei Rōnin standen zusammen mit dem aus dem Salzladen um den Ochsen herum.

»Was wollt Ihr?« fragte Ushinosuke. Die Männer ließen die Augen nicht von Otsū. »Ich verstehe, was du meinst«, sagte einer. »Sie ist eine Schönheit, stimmt's?«

»Ich muß sie schon mal gesehen haben«, sagte ein anderer.

»In Kyoto, glaube ich.«

»Sie könnte aus Kyoto sein, jedenfalls stammt sie nicht aus einem Dorf hier in der Gegend.«

»Ich weiß nicht mehr, ob es in der Yoshioka-Schule war, aber ich hab' sie schon irgendwo gesehen.« »Dann wart Ihr also in der Yoshioka-Schule?« »Ja, drei Jahre lang, nach der Schlacht von Sekigahara.« »Wenn Ihr was mit uns zu schaffen habt, dann laßt hören!« sagte Ushinosuke ärgerlich. »Wir wollen heim, ehe es dunkel wird.«

Ein Rōnin funkelte ihn an, als sähe er ihn zum erstenmal. »Du kommst aus Araki, was? Ein Köhler vermutlich.« »Ja, und?«

»Dich brauchen wir nicht. Mach, daß du nach Haus kommst!« »Genau das hab' ich ja vor.«

Er zog am Strick, woraufhin ihm einer der drei einen Blick zuwarf, unter dem die meisten Jungen vor Angst zu zittern angefangen hätten. »Gebt den Weg frei!« rief Ushinosuke. »Die Dame kommt mit uns.« »Und wohin, wenn man fragen darf?« »Was geht dich das an? Gib mir den Strick.« »Nein!«

»Seht mal, der Knirps scheint mich nicht ernst zu nehmen.« Die beiden anderen strafften die Schultern und setzten eine finstere Miene auf. Gemeinsam rückten sie auf Ushinosuke vor. Einer hielt ihm die Faust vors Kinn, die so hart wirkte wie ein Fichtenknorren.

Otsū klammerte sich an den Rücken des Ochsen. Ushinosukes hochgeschobene Brauen verrieten ihr deutlich, daß gleich etwas Furchtbares geschehen werde.

»O nein, aufhören!« rief sie in der Hoffnung, den Jungen von einer unüberlegten Handlung abzuhalten. Doch der klagende Tonfall ihrer Stimme spornte ihn nur an. Er ließ den Fuß vorschnellen, traf den Nächststehenden und ließ ihn strauchelnd zurückfahren. Kaum befand sich sein Fuß wieder auf dem Boden, da rammte er ihn auch schon dem Mann zu

seiner Linken in den Bauch. Gleichzeitig griff er nach dessen Schwert und riß es ihm aus der Scheide. Er ließ es herumwirbeln, bewegte sich blitzschnell und schien auf alle drei Gegner gleichzeitig und mit gleicher Kraft loszugehen. Ob er aus angeborenem Instinkt heraus so brillant focht oder aus kindlicher Bedenkenlosigkeit – jedenfalls verblüffte er die drei Rōnin mit dieser unbekannten Kampfesweise. Der Rückschwung eines Hiebs ließ die Klinge machtvoll in die Brust eines Mannes fahren. Otsū rief gellend, doch der Schrei ging unter in dem Geheul, das der Verwundete ausstieß. Er taumelte auf den Ochsen zu, und eine Blutfontäne spritzte dem Tier in die Augen. Erschrocken ließ der Ochse ein unbeschreibliches Gebrüll vernehmen. Da brachte Ushinosukes Schwert ihm aus Versehen eine klaffende Fleischwunde bei, und unter nochmaligem Aufheulen schoß das erschrockene Tier im Galopp davon. Die beiden unverletzten Rōnin stürzten sich auf Ushinosuke, der im Bachbett behende von Stein zu Stein sprang. »Ich habe nichts Unrechtes getan. Ihr wart die Angreifer!« rief er.

Als sie erkannten, daß sie den Jungen nicht einholen konnten, schickten die Rōnin sich an, den Ochsen zu verfolgen.

Ushinosuke sprang wieder auf die Straße, lief einen sanften Hügel hinan, überquerte die Kuppe und eilte auf der anderen Seite wieder hinunter. In kürzester Zeit legte er eine beträchtliche Strecke zurück und erreichte bald eine Stelle, die nicht weit vom Yagyū-Lehen entfernt war. Die Augen ergeben geschlossen, schaffte Otsū es, sich am Packsattel festzuklammern und nicht abgeworfen zu werden. Sie konnte die Stimmen der Menschen hören, an denen sie vorüberastete, war jedoch zu benommen, um einen Hilferuf auszustoßen, was im übrigen auch kaum geholfen hätte. Kein einziger von denen, die den Ochsen vorbeipreschen sahen, hatte den Mut, sich dem wie von Sinnen dahinstürmenden Tier entgegenzuwerfen. Fast hatten sie die Hannya-Ebene erreicht, da eilte ein Mann aus

einem Seitenweg auf die Mitte der Landstraße hinaus. Sie war zwar schmal, aber es handelte sich um die bekannte Kasagi-Landstraße. Der Mann hatte eine Briefhülle über der Schulter und schien ein Bediensteter zu sein. Die Menschen ringsum schrien: »Aufpassen! Aus dem Weg!« Doch er ging geradewegs auf den Ochsen zu. Dann ertönte ein furchtbarer, knarrender Laut. »Das Tier hat ihm den Bauch aufgeschlitzt!« »Dieser Idiot!«

Aber es verhielt sich nicht so, wie die Umstehenden dachten. Das Geräusch, das sie gehört hatten, rührte von einem überwältigenden Schlag gegen den Schädel des Tiers her. Der Ochse schwenkte den gewaltigen Hals zur Seite, drehte sich um und wollte in die entgegengesetzte Richtung davon. Er war noch keine zehn Schritt weit gekommen, da blieb er wie angewurzelt stehen. Speichel rann ihm aus dem Maul, und er bebte am ganzen Körper.

»Geschwind, steigt ab!« sagte der Mann zu Otsū.

Aufgeregt näherten sich die Zuschauer und starrten auf seinen Fuß, den er fest auf den Führstrick gepflanzt hatte.

Als sie sicher auf dem Boden gelandet war, verneigte sich Otsū vor ihrem Retter. Sie war viel zu benommen, um zu begreifen, was geschehen war. »Wie kommt ein so sanftes Tier denn dazu, derart zu rasen?« fragte der Mann, während er den Ochsen an den Wegrand führte und ihn dort an einen Baum band. Als er das Blut sah, das dem Tier am Bein herunterrann, rief er: »Ja, was ist das? Sieht aus wie eine Wunde, die von einem Schwerthieb stammt!«

Während er das Tier untersuchte und Unverständliches vor sich hin brummelte, drängte Kimura Sukekurō sich durch den Kreis der Neugierigen. »Seid Ihr nicht der Diener von Abt Inshun?« fragte er, noch ehe er dazu gekommen war, Atem zu holen.

»Welch ein Glück, Euch hier zu treffen, Herr. Ich habe einen

Brief für Euch vom Abt. Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich Euch bitten, ihn gleich zu lesen.« Der Mann entnahm der Hülse ein Schreiben und reichte es Sukekurō.

»Für mich?« fragte Sukekurō überrascht. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß es sich nicht um einen Irrtum handelte, entrollte er den Brief und las: »Was die Samurai in Tsukigase betrifft, so habe ich seit unserer Unterhaltung gestern festgestellt, daß es sich nicht um die Leute des Fürsten Tōdō handelt, sondern um Gesindel, das man aus den Städten verjagt hat und das dort oben überwintert. Ich beeile mich, Euch über diesen unseligen Irrtum aufzuklären, dem ich erlegen war.«

»Vielen Dank«, sagte Sukekurō. »Das bestätigt, was ich auch schon aus anderer Quelle erfahren habe. Sagt dem Abt, ich sei sehr erleichtert.« »Verzeiht, daß ich Euch den Brief hier mitten auf der Straße überreicht habe. Ich werde dem Abt ausrichten, was Ihr gesagt habt. Lebt wohl!« »Moment, Moment. Wie lange seid Ihr schon im Hōzōin?« »Noch nicht lange.« »Und wie lautet Euer Name?« »Ich werde Torazō genannt.«

»Ich wundere mich«, murmelte Sukekurō und sah sich das Gesicht des Mannes genau an. »Ihr seid nicht zufällig Hamada Toranosuke?« »Nein.«

»Ich habe Hamada nie kennengelernt, aber in der Burg ist jemand, der behauptet, er sei jetzt Inshuns Gehilfe.« »Ja, Herr.«

»Dann handelt es sich also um eine Verwechslung?«

Rot im Gesicht, senkte Torazō die Stimme und sagte: »In Wahrheit bin ich Hamada. Ich kam aus Gründen, die nur mich etwas angehen, ins Hōzōin. Um meinem Lehrer und mir selbst Schande zu ersparen, möchte ich, daß es ein Geheimnis bleibt, wer ich bin. Wenn Ihr erlaubt ...«

»Keine Sorge. Ich hatte nicht die Absicht, meine Nase in Eure Angelegenheiten zu stecken.«

»Ich bin sicher, Ihr habt von Tadaaki gehört. Er hat Abschied

von der Schule genommen, um sich in die Berge zurückzuziehen – und das nur aufgrund eines Fehlers, den ich begangen habe. Ich habe meinen Rang abgelegt. Im Tempel niedrige Arbeiten zu verrichten, fördert meine Selbstzucht. Meinen wirklichen Namen habe ich den Priestern verschwiegen. Das ist alles sehr peinlich.«

»Wie Tadaakis Kampf mit Kojirō endete, ist kein Geheimnis. Das hat Kojirō jedem zwischen Edo und Buzen erzählt, der es hören wollte. Ich nehme an, Ihr habt vor, den Namen Eures Lehrers von der Schande reinzuwaschen.«
»Irgendwann einmal werde ich Euch wiederbegegnen, Herr.«
Torazō verabschiedete sich so rasch, als könne er es keinen Moment länger in dieser Gesellschaft aushalten.

Hanfsaat

Hyōgo fing an, sich Sorgen zu machen. Nachdem er vergebens mit einem Brief von Takuan in Otsūs Raum gegangen war, hatte er sie überall auf dem Burggelände suchen lassen, und das immer dringlicher, je später es wurde.

Das aus dem zehnten Monat des Vorjahres datierte Schreiben war mit unerklärlicher Verspätung eingetroffen. Es berichtete von Musashis unmittelbar bevorstehender Ernennung zum Lehrer des Shōguns. Takuan bat Otsū, so schnell wie möglich in die Hauptstadt zu kommen, da Musashi nicht nur ein Haus brauche, sondern auch »jemand, der es ihm führt«. Hyōgo konnte es nicht erwarten, ihr Gesicht vor Freude strahlen zu sehen. Als er sie nirgends fand, fragte er schließlich die Wachen am Tor und erfuhr, daß bereits Männer ausgeschwärmt seien, um sie zu suchen. Hyōgo holte tief Atem und dachte, es sähe Otsū ganz und gar nicht ähnlich, ihm und seinem Hause Sorgen zu machen und auszugehen, ohne zu

hinterlassen, wohin. Sie handelte auch bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht unbesonnen. Doch ehe er das Schlimmste befürchten mußte, wurde ihm gemeldet, daß Otsū mit Sukekurō und Ushinosuke nebst den Männern, die man nach Tsukigase geschickt hatte, zurück sei. Der Junge entschuldigte sich ständig, doch niemand wußte, wofür. Er schien es sehr eilig zu haben, nach Hause zurückzukehren.

»Wohin willst du?« fragte ein Diener.

»Ich muß zurück nach Araki. Sonst macht meine Mutter sich Sorgen.« »Wenn du dich jetzt auf der Straße blicken läßt«, sagte Sukekurō, »dann schnappen dich diese Rōnin, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie dich lebendig entkommen lassen. Du kannst doch heute nacht hier bleiben und morgen früh nach Hause zurückkehren.«

Ushinosuke brummte etwas Zustimmendes und wurde in einen Holzschuppen der äußeren Umwallung geschickt, in dem die Samuraianwärter schliefen.

Hyōgo winkte Otsū, nahm sie beiseite und erzählte ihr, was Takuan geschrieben hatte. Es überraschte ihn nicht im mindesten, als sie sagte: »Ich reise morgen früh ab.« Das Blut schoß ihr in die Wangen, und das verriet, welche Gefühle sie bewegten.

Hyōgo erinnerte sie an Munenoris bevorstehenden Besuch und schlug vor, daß sie mit ihm zusammen nach Edo zurückkehre. Doch er wußte im voraus, wie ihre Antwort ausfallen würde. Sie war nicht gesonnen, auch nur zwei Tage länger zu warten, von zwei Monaten ganz zu schweigen. Er unternahm noch einen Versuch und bat sie, bis nach den Begräbnisfeierlichkeiten zu warten. Dann könne sie zusammen mit ihm nach Nagoya reisen; er war nämlich aufgefordert worden, Vasall des Fürsten Tokugawa von Owari zu werden. Als sie abermals ablehnte, gestand er, wie sehr ihm die Vorstellung mißfalle, sie allein unterwegs zu wissen. In jeder

Stadt und in jeder Herberge könne ihr Gefahr drohen.

Sie lächelte. »Ihr scheint zu vergessen, daß ich es gewohnt bin, allein zu reisen. Ihr braucht Euch wirklich keine Sorgen zu machen.« Am Abend, bei der bescheidenen Abschiedsfeier, bekundete ein jeder seine Zuneigung zu Otsū, und am nächsten Morgen – er war hell und klar – nahmen Familie und Bedienstete am Tor Aufstellung, um sich von ihr zu verabschieden.

Sukekurō schickte einen Mann aus, Ushinosuke zu holen. Er dachte, Otsū könne zumindest bis Uji auf seinem Ochsen reiten. Als der Mann jedoch zurückkam und berichtete, der Junge sei bereits am Abend zuvor nach Hause zurückgekehrt, befahl Sukekurō, ein Pferd zu satteln.

Otsū, die meinte, ihre Stellung erlaube keine derartige Gunst, lehnte das zwar ab, doch Hyōgo bestand darauf. Der für sie ausgesuchte Apfelschimmel wurde von einem Samuraianwärter den sanften Hang zum äußeren Tor hinabgeführt.

Hyōgo ging ein Stück mit. Er konnte es nicht leugnen, manchmal beneidete er Musashi, so wie er jeden Mann beneidet hätte, der Otsūs Liebe besaß. Daß ihr Herz einem anderen gehörte, tat seiner Zuneigung zu ihr freilich keinen Abbruch. Sie war auf der Reise von Edo hierher eine außerordentlich angenehme Begleiterin gewesen, und in den Wochen und Monaten danach hatte sie voller Hingabe seinen Großvater gepflegt. Seine Liebe zu ihr war tiefer denn je, doch sie kannte keinen Eigennutz. Sekishūsai hatte ihm befohlen, Otsū gesund und wohlbehalten Musashi zu übergeben, und genau das hatte Hyōgo vor. Es war nicht seine Art, einem anderen Mann sein Glück streitig zu machen. Für ihn war es unvorstellbar, etwas zu tun, was nicht mit dem Weg des Samurai im Einklang stand. Den Wunsch seines Großvaters zu erfüllen, war Ausdruck seiner Liebe.

Hyōgo war ganz in seine Träumereien verloren, als Otsū sich umdrehte und sich dankend vor denen verneigte, die ihr gute Reise wünschten. Im Fortreiten streifte sie ein paar Pflaumenzweige. Unbewußt sah Hyōgo zu, wie die Blütenblätter herabtaumelten, und er meinte fast, ihren Duft zu spüren. Er hatte das Gefühl, Otsū zum letztenmal zu sehen, doch er schöpfte Trost daraus, schweigend ein Gebet für ihr künftiges Leben zu sprechen. So stand er da und sah ihr nach, wie sie in der Ferne verschwand. »Herr.«

Hyōgo drehte sich um, und langsam verzog sich sein Gesicht zu einem Lächeln. »Ushinosuke. Ich habe gehört, du bist gestern abend doch noch nach Hause gezogen, obwohl ich dir geraten hatte, es nicht zu tun.«

»Ja, Herr. Meine Mutter ...« Er war immer noch in einem Alter, in dem man nur davon zu sprechen braucht, daß die Trennung von der Mutter bevorsteht, um einem Kinde die Tränen in die Augen zu treiben. »Ist schon gut. Es geziemt sich für einen Jungen, sich um seine Mutter zu sorgen. Aber wie bist du denn an den Rōnin vorbei nach Tsukigase gekommen?«

»Ach, das war ganz leicht.« »So, war es das?«

Der Junge lächelte. »Sie waren nicht da. Als sie hörten, daß Otsū auf der Burg wohnt, hatten sie Angst, von ihren Begleitern angegriffen zu werden. Ich nehme an, sie sind auf die andere Seite des Berges gezogen.« »Ha, ha! Um die brauchen wir uns also keine Sorgen mehr zu machen, was? Hast du schon gefrühstückt?«

»Nein«, sagte Ushinosuke verlegen. »Ich bin früh aufgestanden, um ein paar wilde Kartoffeln für Meister Kimura auszugraben. Wenn Ihr mögt, bringe ich auch Euch welche.« »Vielen Dank.« »Wißt Ihr, wo Otsū ist?« »Sie reist nach Edo.«

»Nach Edo?« Zaudernd setzte er hinzu: »Ich möchte wissen, ob sie Meister Kimura ausgerichtet hat, worum ich sie bat.« »Und was war das?«

»Ich hatte gehofft, Ihr würdet mich Bursche bei einem Samurai werden lassen.«

»Dafür bist du noch etwas zu jung. Vielleicht, wenn du älter bist.« »Aber ich möchte die Schwertfechtkunst erlernen. Wollt Ihr mich nicht unterrichten? Ich muß kämpfen lernen, solange meine Mutter noch lebt.« »Hast du schon einmal Unterricht bekommen?«

»Nein, aber ich habe mit meinem Holzschwert gegen Bäume und Tiere geübt.«

»Das ist ein guter Anfang. Wenn du etwas älter bist, kannst du zu mir nach Nagoya kommen. Ich werde bald dorthin ziehen.«

»Das liegt weit von hier, in Owari, nicht wahr? So weit fort von zu Hause kann ich nicht, solange meine Mutter noch lebt.«

Hyōgo war gerührt und sagte: »Komm mit!« Ushinosuke folgte ihm schweigend. »Wir gehen in den Dōjō. Ich will sehen, ob du die Anlagen eines Schwertkämpfers besitzt.«

»Zum Dōjō?« Ushinosuke wußte nicht, wie ihm geschah, und fragte sich, ob er wohl träume. Seit frühester Kindheit war der altehrwürdige Yagyū-Dōjō für ihn ein geweihter Ort gewesen. Hier sah er alles verkörpert, was er sich vom Leben erhoffte. Obwohl Sukekurō ihm erlaubt hatte, den Dōjō zu betreten, hatte er es bisher noch nicht gewagt. Und jetzt wurde er von einem Mitglied der Familie dazu aufgefordert! »Wasch dir die Füße!«

»Ja, Herr.« Ushinosuke trat an den kleinen Teich nahe dem Eingang und wusch sich sorgfältig die Füße, ja er gab sich besondere Mühe, auch noch den Schmutz unter den Zehennägeln zu entfernen.

Im Innern der Übungshalle kam er sich klein und unbedeutend vor. Balken und Sparren waren alt und massiv, der Fußboden war so glänzend poliert, daß er sein Spiegelbild darin erkennen konnte. Als Hyōgo sagte: »Hol dir ein

Schwert!«, klang seine Stimme ganz anders als sonst.

Ushinosuke wählte unter den an der Wand hängenden Waffen ein Schwarzeichenschwert aus. Auch Hyōgo nahm sich eines und begab sich, die Schwertspitze zu Boden gerichtet, in die Mitte des Raums. »Bist du soweit?« fragte er kalt.

»Ja«, sagte Ushinosuke und hob die Waffe in Brusthöhe. Hyōgo nahm Kampfhaltung an und hielt sein Schwert ausgestreckt vor sich hin. Ushinosuke wirkte wie ein Igel, der seine Stacheln sträubt. Die Brauen hatte er hochgeschoben, und er machte eine wildentschlossene Miene, aber das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Als Hyōgo ihm mit Blicken zu verstehen gab, daß er zum Angriff übergehe, ließ Ushinosuke ein lautes Grunzen vernehmen. Füße stampften über den Boden, Hyōgo drang rasch vor und zielte auf Ushinosukes Hüfte.

»Noch nicht!« schrie der Junge. Als gelte es, den Boden fortzustoßen, sprang er hoch in die Luft und über Hyōgos Schulter hinweg. Hyōgo streckte die linke Hand aus und packte die Füße des Jungen. Ushinosuke überschlug sich in der Luft und landete hinter Hyōgo. Im Bruchteil einer Sekunde war er wieder auf den Beinen und lief los, um sein Schwert zurückzuholen. »Das reicht!« sagte Hyōgo. »Nein! Noch einmal!«

Ushinosuke packte das Schwert, hielt es mit beiden Händen hoch über den Kopf und stieß wie ein Adler auf Hyōgo zu. Hyōgos Waffe, die direkt auf ihn gerichtet war, ließ ihn innehalten. Regungslos stand er da. Er sah das Flackern in Hyōgos Augen, und die seinen füllten sich mit Tränen. »Dieser Junge besitzt Kampfesmut«, dachte Hyōgo, tat jedoch so, als sei er zornig. »Du bist hinterhältig«, schrie er. »Du bist mir über die Schulter gesprungen.«

Ushinosuke wußte nicht, was er auf diesen Vorwurf antworten sollte. »Du weißt nicht, wo dein Platz ist! Wie kannst du es wagen, dir Freiheiten gegenüber Höhergestellten

herauszunehmen! Setz dich dorthin!« Der Junge kniete nieder und pflanzte die Hände vor sich auf den Boden, um sich zu verneigen und um Entschuldigung zu bitten. Als er auf ihn zutrat, warf Hyōgo das Holzsword fort und zog seine eigene Waffe. »Ich werde dich töten. Du brauchst gar nicht um Hilfe zu schreien.« »M-m-mich t-t-töten?«

»Streck den Hals vor! *Nichts* ist für einen Samurai wichtiger, als sich nach den Regeln zu richten. Obwohl du nur ein Bauernjunge bist – was du getan hast, ist unverzeihlich!«

»Ihr wollt mich töten, bloß weil ich etwas getan habe, was sich nicht gehört?«

»Ja, das will ich.«

Nachdem er den Samurai einen Moment angesehen hatte, hob Ushinosuke, Schicksalsergebenheit in den Augen, die Hände in die Richtung seines Dorfes und sprach: »Mutter, ich werde eins werden mit der Erde dieser Burg. Ich weiß, wie traurig du sein wirst. Verzeih mir, daß ich dir kein guter Sohn gewesen bin.« Dann streckte er gehorsam den Hals vor.

Hyōgo lachte und steckte das Schwert in die Scheide. Dann klopfte er Ushinosuke auf den Rücken und sagte: »Du hast doch wohl nicht geglaubt, ich bringe dich wirklich um?« »Ihr habt es nicht ernst gemeint?« »Nein.«

»Ihr habt gesagt, Aufrichtigkeit sei wichtig. Darf ein Samurai denn solche Streiche spielen?«

»Das war kein Streich. Wenn du Samurai werden willst, muß ich wissen, aus welchem Holz du geschnitzt bist.«

»Und ich habe gedacht, Ihr meint es ernst«, seufzte der Junge, und sein Atem ging ruhiger.

»Du hast gesagt, du hättest noch keinerlei Unterricht gehabt«, sagte Hyōgo. »Doch als ich dich in die Ecke des Raumes zwang, bist du mir über die Schulter gesprungen. Das bringen nicht viele Schüler fertig, selbst dann nicht, wenn sie

schon drei oder vier Jahre Ausbildung hinter sich haben.« »Ich habe aber wirklich noch nie Unterricht gehabt.«

»Das ist nichts, dessen du dich schämen müßtest. Du mußt dennoch einen Lehrer gehabt haben, und zwar einen sehr guten. Wer war das?« Der Junge überlegte einen Moment und sagte dann: »Ach, jetzt fällt mir wieder ein, wo ich das gelernt habe.« »Wer hat es dir beigebracht?« »Das war kein Mensch.« »Ein Kobold vielleicht?« »Nein, ein Hanfsame.« »Wieso das?«

»Nun, hoch oben in den Bergen gibt es besondere Kämpfer, Ihr wißt, diejenigen, die sich vor einem einfach in Luft auflösen scheinen. Ich habe ihnen ein paarmal beim Üben zugesehen.«

»Du meinst die Ninja, nicht wahr? Das muß die Gruppe aus Iga gewesen sein, die du gesehen hast. Aber was hat das mit dem Hanfsamen zu tun?« »Nun, wenn im Frühjahr der Hanf ausgesät ist, dauert es nicht lange, und es zeigt sich ein kleiner grüner Keim.« »Und?«

»Man springt drüber weg. Tag für Tag übt man sich im Hin- und Herspringen. Wird es wärmer, wächst der Sproß schneller – nichts wächst so schnell wie Hanf –, und man muß jeden Tag ein Stück höher springen. Es dauert gar nicht lange, dann ist der Hanf so hoch, daß man nicht mehr darüberspringen kann.«

»Ich verstehe.«

»Das habe ich voriges Jahr gemacht, und das Jahr zuvor auch. Vom Frühling bis in den Herbst hinein.«

In diesem Augenblick betrat Sukekurō den Dōjō und sagte: »Hyōgo, es ist wieder ein Brief aus Edo gekommen.«

Nachdem Hyōgo dieses Schreiben gelesen hatte, sagte er: »Otsū kann noch nicht sehr weit gekommen sein, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich nicht weiter als fünf Meilen. Ist etwas geschehen?« »Ja. Takuan schreibt, Musashis Ernennung sei zurückgenommen worden. Man hat Bedenken wegen seines

Lebenswandels geäußert. Ich glaube, wir sollten Otsū nicht nach Edo gehen lassen, ohne daß sie dies weiß.« »Ich werde ihr hinterherreiten.« »Nein. Das mache ich selbst.«

Hyōgo nickte Ushinosuke zu, verließ den Dōjō und begab sich geradewegs zu den Pferdeställen, um loszureiten.

Auf halbem Wege kamen ihm Bedenken. Daß Musashi nicht zum Lehrer des Shōguns ernannt worden war, würde Otsū nichts ausmachen; sie liebte den Mann, nicht seine Stellung. Selbst wenn es Hyōgo gelang, sie zu bewegen, noch etwas länger in KoYagyū zu verweilen – es würde ihr Wunsch bleiben, nach Edo zu gehen. Warum also ihr die Reise verderben, indem er ihr eine schlechte Nachricht übermittelte?

Er wendete sein Pferd und ritt langsam zurück. Obwohl er äußerlich den Eindruck machte, in Frieden mit der Welt zu sein, wütete ein heftiger Kampf in seiner Brust. Könnte er Otsū doch nur noch ein einziges Mal sehen! Er gestand sich ein, daß dies der wirkliche Grund dafür gewesen war, ihr nachzureiten, was er freilich jemand anderem nie zugegeben hätte. Hyōgo versuchte, seine Gefühle zu bändigen. Selbst Krieger hatten Augenblicke, in denen sie so töricht dachten und handelten wie jeder andere Mensch bisweilen auch. Doch seine Pflicht, ja die eines jeden Samurai, war es, die Schwächeanwandlung zu unterdrücken, bis er einen Zustand der Ausgeglichenheit erreichte. Wenn er erst einmal seine Illusion gezügelt hatte, würde seine Seele leicht und frei sein und seine Augen offen für das Grün der Weiden ringsumher und für jeden Grashalm am Wege. Liebe war nicht das einzige Gefühl, welches das Herz eines Samurai zu beflügeln vermochte. Er lebte in einer anderen Welt. In einem Zeitalter, das angewiesen war auf begabte junge Männer, durfte er sich nicht von einer Blume am Wegrand ablenken lassen. Nach Hyōgos Meinung gab es nur ein ehrbares Ziel: die Bereitschaft, dem Geist der Zeit zu gehorchen.

»Viele Menschen hier!« meinte Hyōgo unbekümmert.

»Ja. In Nara gibt es wenig solch schöner Tage wie diesen«, erwiderte Sukekurō.

»Es ist wirklich herrlich heute.« Wenige Schritte hinter den beiden ging Ushinosuke, der Hyōgo immer mehr ans Herz wuchs. Der Junge kam jetzt häufiger in die Burg als früher und befand sich auf dem besten Wege, ein brauchbarer Samuraibursche zu werden. Er trug die Verpflegung auf dem Rücken und hatte sich ein zweites Paar Sandalen für Hyōgo an seinen Obi gebunden.

Sie befanden sich auf einem freien Platz inmitten der Stadt. Auf der einen Seite ragte die fünfstöckige Pagode des Kōfukuji empor, auf der anderen erhoben sich die Häuser der buddhistischen und shintoistischen Priester. Obwohl es ein strahlender Tag war und die Luft nach Frühling roch, hing in den tiefer gelegenen Vierteln der Stadt, wo die einfachen Bürger lebten, dichter Nebel. Auf dem Platz waren vier- bis fünfhundert Leute versammelt, doch sie wirkten auf dem ausgedehnten Areal nicht wie eine riesige Menschenmenge. Die Hirsche, für die Nara berühmt war, suchten sich vorsichtig ihren Weg zwischen den Besuchern und schnüffelten hier und da an schmackhaften Brocken herum.

»Fertig sind sie noch nicht, oder?« fragte Hyōgo.

»Nein«, entgegnete Sukekurō. »Sie scheinen Mittagspause zu machen.« »Also müssen auch Priester essen.« Sukekurō lachte.

Sie waren zu einer feierlichen Darbietung gekommen. Die größeren Städte besaßen Theater, aber in Nara und anderen kleinen Orten wurden Vorstellungen im Freien gegeben. Zauberkünstler, Tänzer, Puppenspieler sowie Bogenschützen und Schwertkämpfer zeigten auf einem öffentlichen Platz ihr Können. Heute jedoch ging es um mehr als nur Unterhaltung. Jedes Jahr hielten die Lanzenpriester vom Hōzōin ein Turnier ab, bei dem über die Sitzordnung im Tempel entschieden

wurde. Da die Kämpfe öffentlich stattfanden, ging es häufig aufsehererregend zu. Vor dem Kōfukuji hing ein Schild, auf dem erklärt wurde, das Turnier stehe allen offen, die der Waffenkunst mächtig seien. Freilich gab es nur sehr, sehr wenige Außenstehende, die es wagten, sich den Lanzenpriestern zu stellen.

»Warum setzen wir uns nicht irgendwohin und essen zu Mittag?« fragte Hyōgo. »Mir scheint, wir haben noch reichlich Zeit.«

»Wo könnten wir denn hin?« fragte Sukekurō zurück und sah sich suchend um.

»Dort drüben«, rief Ushinosuke. »Ihr könnt Euch darauf setzen.« Er zeigte auf ein Stück Schilfmatte, das er auf einem geeigneten Erdhöcker ausgebreitet hatte. Hyōgo bewunderte den Einfallsreichtum des Jungen. Er war im allgemeinen damit zufrieden, wie Ushinosuke sich um seine Bedürfnisse kümmerte, wenn er auch übereifrige Beflissenheit nicht gerade zu den idealen Eigenschaften eines Samurai zählte.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, teilte Ushinosuke das einfache Mahl aus: Bällchen aus ungeschältem Reis, in Essig eingelegte grüne Pflaumen und süßliche To-Fu. Alles war für die Reise in getrocknete Bambusblätter gewickelt.

»Ushinosuke«, bat Sukekurō, »lauf zu den Priestern und hole etwas Tee. Aber sage ihnen nicht, für wen.«

»Es wäre nur lästig, wenn sie herüberkämen, um uns ihre Aufwartung zu machen«, fügte Hyōgo hinzu, der sich den Strohhut tief ins Gesicht gezogen hatte. Sukekurō hatte sein Antlitz mit einem Stirntuch verdeckt, wie die Priester es zu tragen pflegten.

Als Ushinosuke aufstand, sagte ein Junge, der etwa fünfzig Fuß entfernt saß: »Ich kann das nicht verstehen! Eben war die Matte noch hier.« »Vergiß sie, Iori«, tröstete Gonnosuke. »Es ist schließlich kein großer Verlust.«

»Jemand muß sie stibitzt haben. Wer könnte so was nur tun?« »Zerbrich dir doch darüber nicht den Kopf.« Gonnosuke hockte sich ins Gras, holte Pinsel und Tusche hervor und trug seine Ausgaben in ein kleines Merkheft ein – eine Angewohnheit, die er seit kurzem von Iori übernommen hatte.

In mancher Hinsicht war Iori zu ernst für sein Alter. Er war äußerst penibel in Geldangelegenheiten, ging nie verschwenderisch mit etwas um, war stets sauber gekleidet und dankbar für jede Schale Reis und jeden schönen Tag. Er war in allem sehr gewissenhaft und sah auf Leute herab, die das nicht waren.

Für jemand, der sich etwas aneignete, das ihm nicht gehörte – und sei es nur ein Stück Schilfmatte –, hatte er nichts als Verachtung übrig. »Ach, da ist sie ja«, rief er. »Die Männer dort drüben haben sie genommen. He, Ihr da!«

Er lief hinüber, blieb jedoch zehn Schritt vor ihnen stehen. Als er noch überlegte, was er sagen sollte, sah er sich Ushinosuke gegenüber. »Was willst du?« knurrte Ushinosuke. »Was ich will?« fragte Iori bissig zurück.

Ushinosuke bedachte ihn mit einem eisigen Blick und sagte: »Du hast uns schließlich belästigt.«

»Wer mit Sachen abhaut, die ihm nicht gehören, ist ein Dieb.« »Dieb? Was soll das, du Tropf!« »Das Stück Schilf da gehört uns.«

»Die Matte? Die habe ich gefunden! Sie lag einfach herum. Regst du dich deshalb so auf?«

»Für einen Reisenden ist eine Matte sehr wichtig«, erklärte Iori aufgeblasen. »Sie schützt ihn vor Regen, und er kann drauf schlafen. Sie dient vielen Zwecken. Gib sie zurück!«

»Du kannst sie haben, aber zuerst nimmst du den Ausdruck ›Dieb‹ zurück.«

»Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, um das

wiederzubekommen, was uns gehört. Wenn du die Matte nicht hergeben willst, nehme ich sie mir einfach.« »Versuch's doch! Ich bin Ushinosuke aus Araki. Ich habe nicht die Absicht, gegen einen Wicht wie dich zu verlieren. Ich bin der Schüler eines Samurai.«

»Na, und wensschon!« Iori nahm eine etwas straffere Haltung an. »Wo all diese Leute zuhören, nimmst du den Mund voll, aber wenn wir allein wären, würdest du keinen Kampf wagen.« »Das werde ich dir nicht vergessen.« »Komm später dort hinüber!« »Wohin?«

»Zur Pagode. Aber komm allein.«

Sie gingen auseinander. Ushinosuke holte Tee, und als er mit einer Kanne aus Ton zurückkam, wurden die Wettkämpfe fortgesetzt. Im Kreis der Zuschauer suchte Ushinosuke nach Iori, und als er ihn entdeckt hatte, forderte er ihn mit den Blicken heraus. Iori wich ihm nicht aus. Beide meinten, das einzige, was zähle, sei Gewinn.

Die lärmende Menge wogte hierhin und dorthin, und gelbe Staubwolken wirbelten auf. Im Mittelpunkt des Gedränges stand ein Priester mit einer Lanze, so lang wie eine Rute zum Vogelfangen. Einer nach dem anderen traten die Samurai vor und forderten ihn zum Kampf heraus. Einer nach dem anderen wurden sie zu Boden geschlagen oder flogen in hohem Bogen durch die Luft.

»Tretet vor!« rief der Priester immer wieder, doch zuletzt kam niemand mehr. »Wenn keiner mehr kommt, gehe ich. Gibt es Einwände, mich, Nankōbō, zum Sieger zu erklären?« Nach seiner Lehre unter In'ei hatte Nankōbō seinen eigenen Stil entwickelt und war jetzt der Hauptrivale von Inshun, der heute unter dem Vorwand, krank zu sein, fehlte. Man wußte nicht, ob er Angst vor Nankōbō hatte oder es nur für klüger hielt, dem Kampf mit ihm aus dem Weg zu gehen.

Als niemand mehr vortrat, senkte der vierschrötige Priester

seine Lanze, hielt sie dann flach über den Boden und verkündete: »Kein Herausforderer mehr.«

»Wartet«, rief ein Priester und lief zu ihm hin. »Ich bin Daun, ein Schüler von Inshun. Ich fordere Euch zum Kampf.«
»Macht Euch bereit.«

Nachdem sie sich voreinander verneigt hatten, sprangen die beiden Männer auseinander. Ihre Lanzen stießen so lange erfolglos aufeinander ein, bis die Menge, die sich langweilte, verlangte, es solle endlich etwas passieren. Unvermittelt verstummten die Rufe. Nankōbōs Lanze fraß sich in Dauns Kopf, und wie eine Vogelscheuche, die der Wind umwirft, sank er langsam auf die Seite und stürzte zu Boden. Drei oder vier Lanzenkämpfer sprangen vor, um den Gefallenen fortzuschleifen.

Hochmütig warf Nankōbō die Schultern zurück und faßte die Menge ins Auge. »Es scheinen immer noch ein paar Mutige dazusein. Nur zu! Sie sollen vortreten.« Ein Bergpriester erschien hinter einem Zelt, nahm seine Reisetruhe vom Rücken und fragte: »Steht dieses Turnier nur den Lanzenkämpfern des Hōzōin offen?«

»Nein«, riefen die Priester des Hōzōin wie aus einem Mund. Der Fremde verneigte sich. »Dann würde ich gern gegen Euch antreten. Kann mir jemand ein Holzsword leihen?«

Hyōgo warf einen Blick auf Sukekurō und sagte: »Das wird spannend.« »Ja, nicht wahr?«

»Der Ausgang dieses Kampfes steht freilich außer Zweifel.«
»Ich sehe auch keine Möglichkeit, daß Nankōbō verliert.«
»Das habe ich nicht gemeint. Ich glaube vielmehr, Nankōbō wird sich weigern zu kämpfen. Tut er es nicht, ist er verloren.«

Sukekurō machte ein verwirrtes Gesicht, bat jedoch nicht um eine Erklärung.

Jemand reichte dem Wanderpriester ein Holzsword. Er trat vor Nankōbō hin, verneigte sich und sprach seine

Herausforderung. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, doch sein Körper, einer stählernen Sprungfeder gleich, deutete nicht auf die Ausbildung eines asketischen Bergpriesters hin. Er wirkte vielmehr wie ein Mann, der dem Tod auf dem Schlachtfeld viele Male ins Auge geblickt hat und bereit ist, ihn mit philosophischer Gelassenheit hinzunehmen. Seine Augen strahlten heitere Ruhe aus, und seine Sprechweise war sehr sanft.

Nankōbō war bei allem Hochmut kein Narr. »Seid Ihr ein Außenseiter?« fragte er ohne besonderen Anlaß.

»Ja«, erwiderte der Herausforderer und verneigte sich abermals. »Moment!« Nankōbō erkannte zweierlei sehr klar: Seine Technik mochte der des Bergpriesters überlegen sein. Aber auf lange Sicht konnte er nichts gegen ihn ausrichten. Eine ganze Reihe einst hochberühmter Krieger, die bei Sekigahara auf seilen der Verlierer gekämpft hatten, zogen heute im Gewand von Wanderpriestern durch die Lande. Niemand konnte wissen, wer dieser Mann war.

»Ich kann die Herausforderung eines Außenseiters nicht annehmen«, sagte Nankōbō kopfschüttelnd.

»Ich habe mich aber doch gerade nach den Regeln erkundigt und wurde zugelassen.«

»Das mag schon sein, aber ich möchte nun mal nicht gegen Außenseiter antreten. Wenn ich kämpfe, tue ich das nicht, um meinen Gegner zu besiegen, sondern ich zelebriere eine religiöse Handlung, in der ich meine Seele mit der Lanze in Zucht nehme.«

»Ich verstehe«, sagte der Fremde und lachte kurz auf. Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, zögerte jedoch, dachte einen Moment nach, trat dann aus dem Ring, gab das Holzsword zurück und verschwand. Nankōbō wählte diesen Augenblick für seinen Abgang. Er überhörte das Geflüster darüber, daß es feige von ihm sei, sich diesem Kampf nicht zu

stellen. Zwei oder drei treue Schüler hinter sich, stapfte er großspurig wie ein siegreicher Heerführer davon.

»Was habe ich gesagt?« triumphierte Hyōgo. »Ihr hattet recht.«

»Dieser Mann gehört gewiß zu denen, die sich auf dem Kudo-Berg verstecken. Vertauscht sein weißes Gewand und das Stirnband mit Rüstung und Helm, und Ihr werdet feststellen, daß Ihr einem der gefeiertsten Schwertkämpfer der vergangenen Jahre in die Augen seht.«

Als die Menge sich zerstreute, sah Sukekurō sich suchend nach Ushinosuke um. Er fand ihn nicht. Auf ein Zeichen von Iori war der Knabe mit ihm zur Pagode gegangen, wo die beiden einander jetzt wütend anfunkelten. »Gib mir nicht die Schuld, wenn du fällst«, sagte Iori.

»Du reißt das Maul weit auf«, entgegnete Ushinosuke und suchte nach einem Stecken, den er als Waffe benutzen konnte.

Das Schwert hoch erhoben, sprang Iori zum Angriff vor. Ushinosuke wich zurück. In der Annahme, der andere habe Angst, sauste Iori geradewegs auf seinen Gegner zu. Ushinosuke aber sprang über ihn hinweg und versetzte ihm dabei einen Tritt auf den Kopf. Iori griff sich an die Schläfe und stürzte zu Boden, rappelte sich jedoch im Handumdrehen wieder hoch. Die Waffen erhoben, standen die beiden Jungen sich erneut gegenüber. Alles vergessend, was Musashi und Gonnosuke ihm beigebracht hatten, griff Iori mit geschlossenen Augen an. Ushinosuke trat behende einen Schritt beiseite und schlug ihn mit seinem Stecken nieder. Stöhnend, das Schwert noch immer fest umklammert, lag Iori auf dem Bauch.

»Ha, ich habe gesiegt!« rief Ushinosuke. Als er aber bemerkte, daß Iori sich überhaupt nicht rührte, bekam er es mit der Angst zu tun. »Nein, das hast du *nicht*!« brüllte Gonnosuke und traf den Jungen mit seinem vier Fuß langen Stock an der Hüfte.

Mit einem Aufschrei fiel Ushinosuke zu Boden, doch nach einem Blick auf Gonnosuke sprang er wieder auf und schoß davon wie ein Kaninchen, freilich nur, um gleich darauf mit Sukekurō zusammenzustoßen. »Ushinosuke! Was geht hier vor?«

Ushinosuke versteckte sich rasch hinter Sukekurō, so daß der Samurai Gonnosuke jetzt Auge in Auge gegenüberstand. Einen Moment lang sah es aus, als sei ein Zusammenstoß unvermeidlich. Sukekurō fuhr mit der Hand ans Schwert, und Gonnosuke packte seinen Stock fester.

»Würdet Ihr mir sagen«, fragte Sukekurō, »warum Ihr hinter einem Kind herjagt, als wolltet Ihr es umbringen?«

»Ehe ich Euch diese Frage beantworte, dann gestattet mir eine Gegenfrage. Habt Ihr gesehen, wie dieses angebliche Kind den Jungen dort niedergeschlagen hat?« »Gehört der zu Euch?« »Ja. Ist dies einer von Euren Burschen?«

»Nicht direkt.« Mit strenger Miene fragte er Ushinosuke: »Warum hast du diesen Jungen niedergeschlagen und bist dann fortgerannt? Sag die Wahrheit – heraus damit!«

Ehe Ushinosuke den Mund öffnen konnte, hob Iori den Kopf und rief: »Es war ein Zweikampf.« Sich unter Schmerzen aufrichtend, fügte er hinzu: »Wir haben einen Zweikampf ausgetragen, und ich habe verloren.« »Habt ihr beiden euch gegenseitig herausgefordert, wie es sich gehört?« fragte Gonnosuke. Seine Augen verrieten eine gewisse Belustigung, als er vom einen zum anderen blickte.

Aufs äußerste verlegen, erwiderte Ushinosuke: »Ich hab' ja nicht gewußt, daß es seine Matte war, als ich sie aufnahm.«

Die beiden Männer lächelten einander an. Sie waren sich bewußt, daß eine unbedeutende, kindische Angelegenheit in Blutvergießen hätte enden können, hätten sie nicht Zurückhaltung geübt. »Ich bedaure diesen Vorfall sehr«, sagte Sukekurō. »Ich auch. Ich hoffe, Ihr verzeiht mir.«

»Reden wir nicht mehr davon. Mein Herr wartet auf uns. Ich glaube, wir sollten uns auf den Weg machen.«

Lachend gingen sie zum Tor hinaus, Gonnosuke und Iori zur Linken, Sukekurō und Ushinosuke zur Rechten.

Draußen drehte Gonnosuke sich um und bat: »Dürfte ich Euch etwas fragen? Wenn wir dieser Straße folgen, kommen wir dann zur Burg von Koyagyū?«

Sukekurō gesellte sich daraufhin wieder zu Gonnosuke und ließ sich berichten, wer er sei und was für Pläne er habe. Ein paar Minuten später, als Hyōgo sich ihnen anschloß, erzählte Sukekurō auch ihm, wer die Reisenden seien und was sie vorhätten.

Voller Mitgefühl seufzte Hyōgo. »Ach, zu schade! Wäret Ihr doch nur vor drei Wochen gekommen, ehe Otsū fortging, um Musashi in Edo aufzusuchen.«

»Er ist gar nicht in Edo«, sagte Gonnosuke. »Niemand weiß, wo er lebt, nicht einmal seine Freunde.«

»Was wird Otsū nur machen?« sagte Hyōgo und bedauerte nun, sie nicht doch nach KoYagyū zurückgeholt zu haben.

Iori bekämpfte seine Tränen, aber er hatte das Bedürfnis, allein zu sein und seinem Schmerz freien Lauf zu lassen. Auf dem Weg hatte er sich unablässig darauf gefreut, Otsū wiederzusehen. Als die Unterhaltung der Männer sich den Ereignissen in Edo zuwandte, schlich er sich davon. Hyōgo fragte Gonnosuke über Musashi aus sowie nach Neuigkeiten über seinen Onkel und nach Einzelheiten über das Verschwinden von Ono Tadaaki. Seine Fragen schienen kein Ende zu nehmen, und Gonnosuke hatte unendlich viel zu berichten.

»Wohin willst du?« fragte Ushinosuke, der Iori gefolgt war und ihm verständnisvoll die Hand auf die Schulter legte. »Weinst du?« »Natürlich nicht.« Doch die Tränen spritzten ihm von den Wangen, als er den Kopf schüttelte. »Hmm ...

Verstehst du dich aufs Kartoffelnausgraben?«

»Klar.«

»Hier wachsen wilde. Wollen wir sehen, wer sie am schnellsten ausgräbt?« Iori nahm die Herausforderung an, und sie fingen an zu graben. Es wurde allmählich spät, und da es noch soviel zu bereden gab, drängte Hyōgo Gonnosuke, ein paar Tage in der Burg zu bleiben. Gonnosuke jedoch wollte lieber weiterziehen.

Als sie sich voneinander verabschiedeten, fiel ihnen auf, daß die beiden Jungen verschwunden waren. Nach einer Weile streckte Sukekurō die Hand aus und sagte: »Da sind sie, dort drüben. Sie scheinen zu graben.« Iori und Ushinosuke gingen vollkommen in ihrer Arbeit auf. Wegen der zähen Wurzeln mußten sie sehr tief graben. Die Männer, die ihre Konzentration belustigte, traten leise hinter sie und sahen ihnen eine ganze Weile zu, ehe Ushinosuke aufblickte und sie bemerkte. Geräuschvoll stieß er den Atem aus, woraufhin Iori sich umdrehte und grinste. Dann verdoppelten sie ihre Anstrengungen.

»Ich hab' sie«, rief Ushinosuke, holte eine längliche Knolle hervor und legte sie auf den Boden.

Als er sah, daß Ioris Arm bis zur Schulter im Boden steckte, sagte Gonnosuke ungeduldig: »Wenn du nicht bald Schluß machst, reise ich allein weiter.«

Die Hand in die Hüfte stemmend wie ein alter Bauer, richtete Iori sich mühevoll auf und sagte: »Ich schaffe es nicht. Es würde mich den Rest des Tages kosten.« Niedergeschlagen klopfte er sich den Schmutz vom Kimono. »Du kannst keine wilde Kartoffel heraufholen, nachdem du so tief gegraben hast?« fragte Ushinosuke. »Komm, ich ziehe sie für dich raus.« »Nein«, rief Iori heftig und zog Ushinosukes Hand fort. »Sie würde nur kaputtgehen.« Behutsam schob er die Erde wieder in das Loch und drückte sie fest an.

»Auf Wiedersehen«, sagte Ushinosuke und nahm stolz seine Kartoffel auf. Dabei aber wurde erkennbar, daß die Spitze abgebrochen war. Als Hyōgo das sah, sagte er: »Du hast verloren. Du magst den Zweikampf gewonnen haben, aber beim Ausgraben bist du unterlegen.«

Straßenkehrer und Hausierer

Die Kirschblüten waren verblaßt. Sie hatten ihre schönste Zeit bereits hinter sich, und die Blüten der Disteln welkten und gemahnten wehmutsvoll an die große Zeit vor Hunderten von Jahren, da Nara die Hauptstadt des Reiches gewesen war. Es schien zwar ein wenig warm zum Marschieren zu sein, doch weder Gonnosuke noch Iori machte es etwas aus, über die Straßen zu ziehen.

Iori zupfte Gonnosuke am Ärmel und sagte besorgt: »Der Mann folgt uns immer noch.«

Gonnosuke ließ die Augen geradeaus gerichtet und sagte: »Tu so, als würdest du ihn nicht sehen.«

»Er ist aber hinter uns, seit wir Kōfukuji verlassen haben.«
»Hmm.«

»Außerdem war er in der Herberge, in der wir abgestiegen waren. Das stimmt doch?«

»Laß dich nicht beunruhigen. Wir haben schließlich nichts, das zu stehlen lohnte.«

»Wir haben unser Leben. Ist das nichts?« »Ha! Ich bewahre mein Leben gut verschlossen. Du nicht?« »Jedenfalls kann ich auf mich selbst aufpassen.« Iori packte die Schwertscheide, die er mit der Linken hielt, fester.

Gonnosuke wußte, daß jener Mann, der ihnen folgte, der Wanderpriester war, der tags zuvor Nankōbō herausgefordert

hatte; nur konnte er um alles auf der Welt nicht begreifen, warum er sich ihnen an die Fersen geheftet hatte.

Iori wandte den Kopf wieder um und sagte: »Jetzt ist er nicht mehr da.« Daraufhin drehte auch Gonnosuke sich um. »Wahrscheinlich ist er es müde geworden.« Er holte tief Atem und fügte noch hinzu: »Trotzdem ist mir nicht wohler zumute.«

An diesem Abend übernachteten sie bei einem Bauern, und früh am nächsten Morgen erreichten sie Amano in der Provinz Kawachi. Amano war ein kleines Dorf aus Hütten mit tief herabgezogenen Dachüberständen; hinter den Häusern plätscherte ein Bach mit kristallklarem Bergwasser. Gonnosuke war gekommen, um die Ahnentafel seiner Mutter im Kongōji-Tempel aufstellen zu lassen, dem sogenannten Berg Kōya der Frauen. Zuerst aber wollte er eine Frau namens Oan aufsuchen, die er seit seiner Kindheit kannte; es war wichtig, jemand zu haben, der von Zeit zu Zeit Räucherwerk vor der Ahnentafel verbrannte. War sie nicht aufzufinden, hatte er sich vorgenommen, zum eigentlichen Berg Kōya zu gehen, der Begräbnisstätte der Reichen und Mächtigen. Er hoffte jedoch, davon verschont zu bleiben, denn dort wäre er sich vorgekommen wie ein Bettler.

Als er sich bei der Frau eines Ladenbesitzers erkundigte, wurde ihm gesagt, Oan sei die Frau eines Brauers namens Tōroku, und ihr Haus sei das vierte rechts, gleich nach dem Tempeltor.

Als sie das Tor durchschritten, fragte Gonnosuke sich, ob die Frau im Laden eigentlich wußte, wovon sie sprach, denn es hing ein Schild da, auf dem stand, daß Sake und Lauch nicht mit in den Tempelbezirk gebracht werden dürften. Wie konnte dann eine Brauerei hier arbeiten?

Das kleine Geheimnis klärte sich schon am Abend auf. Tōroku, der sie sehr freundlich willkommen heißen hatte und sofort bereit gewesen war, mit dem Abt über die Ahnentafel zu

sprechen, sagte, Toyotomi Hideyoshi habe einst seine Bewunderung für den vorzüglichen Sake zum Ausdruck gebracht, der hier ausschließlich für den Gebrauch im Tempel gebraut wurde. Daraufhin hätten die Priester eine Brauerei aufgemacht, um Sake für Hideyoshi und die anderen Daimyō zu brauen, die für den Unterhalt des Tempels sorgten. Nach Hideyoshis Tod sei die Menge des Sake etwas zurückgegangen, doch beliefere der Tempel immer noch eine Anzahl von Gönnern. Als Gonnosuke und Iori am nächsten Morgen erwachten, war Tōroku bereits fort. Er kam kurz nach Mittag zurück und erklärte, es sei bereits alles in die Wege geleitet.

Der Kongōji-Tempel lag, umgeben von jadefarbenen Gipfeln, im Tal des Amano. Gonnosuke, Iori und Tōroku blieben kurz auf der Brücke stehen, die zum Haupttor führte. Kirschblütenblätter trieben auf dem Wasser unter ihnen dahin. Gonnosuke warf sich in die Brust, er wirkte plötzlich sehr ehrerbietig, und Iori zog den Kragen seines Kimonos zurecht. Als sie sich der Haupthalle näherten, wurden sie vom Abt begrüßt, einem hochgewachsenen, ziemlich beleibten Mann, der eine ganz gewöhnliche Priesterrobe trug.

»Ist dies der Mann, der eine Andacht für seine Mutter abgehalten haben möchte?« fragte er mit freundlicher Stimme. »Ja, Herr«, erwiderte Tōroku und warf sich ehrerbietig zu Boden. Da er eine strenggesichtige, in Goldbrokat gewandete Art Oberpriester erwartet hatte, war Gonnosuke bei der Begrüßung ein wenig verwirrt. Er verneigte sich und beobachtete, wie der Abt von der Veranda herunterstieg, mit seinen großen Füßen in schmutzige Strohsandalen fuhr und vor ihnen stehenblieb. Die Gebetsschnüre in der Hand, wies der Abt sie an, ihm zu folgen; ein junger Priester beschloß ihre kleine Prozession. Sie gingen an der Halle des Yakushi vorüber, am Refektorium, an der einstöckigen Schatzpagode und am Wohntrakt der Priester. Als sie die Halle des Dainichi

erreichten, trat der junge Priester vor und sprach mit dem Abt. Der nickte, woraufhin der Priester die Tür mit einem enormen Schlüssel aufschloß.

Gemeinsam betraten Gonnosuke und Iori die riesige Halle und knieten vor der Estrade der Priester nieder. Gute zehn Fuß über ihnen stand die gewaltige goldene Statue des Dainichi, des allumfassenden Buddha der geheimen Sekten. Nach einiger Zeit trat der Abt hinter dem Altar hervor. Er trug jetzt einen besonderen Überwurf und nahm an der Estrade Platz. Als er das Absingen des Sutra begann, sah er wirklich aus, als wäre er unversehens in einen würdevollen Priester verwandelt worden, dessen Ansehen schon an der Art zu erkennen war, wie er die Schultern straffte.

Gonnosuke verschränkte die Hände vor der Brust. Eine kleine Wolke schien vor seinen Augen dahinzuziehen, und aus ihr hervor trat ein Bild des Shiojiri-Passes, wo er und Musashi ihre Kräfte miteinander gemessen hatten. Seine Mutter saß seitwärts. Kerzengerade aufgerichtet, machte sie ein besorgtes Gesicht wie damals, als sie jene Worte gerufen hatte, die ihm bei jenem Kampf zur Rettung gereichten.

Mutter, sagte er im stillen, über meine Zukunft brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen! Musashi hat sich bereit erklärt, mein Lehrer zu sein. Der Tag ist nicht mehr fern, da ich imstande sein werde, meine eigene Schule aufzumachen. Die Welt mag in Aufruhr sein, aber ich werde weder vom Weg abirren noch meine Sohnespflichten vergessen ...

Als Gonnosuke aus seinem Tagtraum erwachte, hatte der Singsang aufgehört, und der Abt war verschwunden. Regungslos saß Iori neben ihm. Er konnte die Augen nicht von der Dainichi-Statue wenden, einem Wunderwerk bildnerischen Feingefühls, das im dreizehnten Jahrhundert der große Unkei geschnitzt hatte. »Wo starrst du hin, Iori?«

Ohne die Augen von der Statue abzuwenden, sagte der

Junge: »Das ist meine Schwester. Der Buddha sieht aus wie meine Schwester.« Gonnosuke mußte lachen. »Wovon redest du? Du hast sie doch noch nie gesehen. Und außerdem kann kein Mensch das Mitleid und die heitere Gelassenheit des Dainichi ausstrahlen.«

Iori schüttelte entschieden den Kopf. »Ich habe sie sehr wohl gesehen. In Fürst Yagyūs Residenz in Edo – und mit ihr gesprochen. Nur wußte ich damals nicht, daß sie meine Schwester ist. Aber jetzt eben, als der Abt das Sutra sang, hat Buddhas Gesicht sich in ihres verwandelt: Es war, als hätte sie zu mir gesprochen.«

Sie gingen nach draußen und setzten sich auf die Veranda; beide wollten den Zauber der Visionen nicht zerstören, der ihnen zuteil geworden war. »Die Gedenkfeier für meine Mutter ...« sagte Gonnosuke nachdenklich. »Aber für die Lebenden ist es gleichfalls ein guter Tag gewesen. Wenn man so sitzt, kann man sich nur schwer vorstellen, daß es in der Welt so etwas wie Kampf und Blutvergießen überhaupt gibt.« Die Metallteile der Schatzpagode glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne wie ein edelsteinbesetztes Schwert. Alle anderen Gebäude waren schon in tiefe Schatten getaucht. Steinlaternen säumten den dunklen Pfad, der den steilen Hügel zu einem Teehaus und zu einem kleinen Mausoleum hinaufführte.

Nahe dem Teehaus waren eine alte Nonne, die das Haupt mit einem weißen Seidentuch bedeckt hatte, und ein fülliger, etwa fünfzigjähriger Mann dabei, mit Strohbesen Laub zu fegen.

Die Nonne sagte: »Nun, ich glaube, es sieht jetzt auf alle Fälle besser aus als zuvor.« Da in diesen Teil des Tempelbereichs nur wenige Menschen kamen, dachte man nicht einmal daran, das Laub und die Vogelskelette fortzukehren, die vom Winter übriggeblieben waren.

»Ihr müßt müde sein, Mutter«, sagte der Mann. »Warum setzt Ihr Euch nicht und ruht ein wenig aus? Ich mache den

Rest schon.« Er war mit einem schlichten Baumwollkimono, einem ärmellosen Überwurf, Strohsandalen und Ledersocken bekleidet. Sein Kurzsword hatte einen schmucklosen, mit weißem Baumwollstoff umwickelten Griff.

»Ich bin nicht müde«, erwiderte sie und lachte leise. »Aber was ist mit dir? Du bist solche Arbeit nicht gewohnt. Hast du keine Blasen an den Händen?«

»Doch, ein paar habe ich bekommen.«

Wieder lachte die Frau und sagte: »Nun, ist das nicht ein schönes Andenken, das du da mit nach Hause bringst?«

»Ich habe nichts dagegen. Hoffen wir, daß unser kleines Arbeitsopfer den Göttern gefallen hat!«

»Ach, es wird dunkel. Lassen wir den Rest für morgen früh!« Gonnosuke und Iori standen jetzt neben der Veranda. Kōetsu und Myōshū kamen langsam Hand in Hand den Pfad herunter. Als sie in die Nähe der Dainichi-Halle kamen, erschrakten beide, da sie Gonnosuke und Iori sahen.

Dann sagte Myōshū: »Es war ein bezaubernder Tag heute, nicht wahr? Seid Ihr hergekommen, Euch hier alles anzusehen?«

Gonnosuke verneigte sich und sagte: »Nein, ich bin gekommen, ein Sutra für meine Mutter lesen zu lassen.«

»Es ist schön, junge Leute zu treffen, die ihren Eltern dankbar sind.« Sie gab Iori einen wohlwollenden Klaps auf den Kopf. »Kōetsu, hast du nicht noch etwas von dem Weizengebäck?«

Kōetsu holte ein kleines Päckchen aus dem Kimonoärmel und bot Iori daraus an, indem er sagte: »Verzeih, daß ich dir nur Reste anbiete.« »Gonnosuke, darf ich das annehmen?« fragte Iori. »Ja«, sagte Gonnosuke und dankte Kōetsu in Ioris Namen. »Eurer Aussprache nach kommt Ihr aus dem Osten«, sagte Myōshū. »Darf ich fragen, wohin Ihr wollt?«

»Es scheint eine endlose Reise auf einer Straße ohne Ende zu sein. Der Junge und ich, wir sind beide Schwertschüler.«

»Da habt Ihr aber einen schwierigen Weg gewählt. Wer ist Euer Lehrer?« »Miyamoto Musashi.«

»Musashi? Was Ihr nicht sagt!« Myōshū blickte in den Himmel, als beschwöre sie eine angenehme Erinnerung.

»Wo ist denn Musashi im Augenblick?« erkundigte sich Kōetsu. »Es ist lange her, daß wir ihn das letzte Mal gesehen haben.«

Gonnosuke erzählte ihnen von Musashis Erfolgen in den letzten Jahren. Kōetsu hörte zu, nickte und lächelte, als wolle er sagen: »Genau das habe ich von ihm erwartet.«

Als Gonnosuke endete, fragte er: »Und darf ich erfahren, wer Ihr seid?« »Ach, verzeiht, daß wir es nicht früher gesagt haben.« Kōetsu stellte sich und seine Mutter vor. »Musashi wohnte vor Jahren eine Zeitlang in unserem Haus. Wir mögen ihn sehr, sehr gern und reden häufig von ihm, auch heute noch.«

Gonnosuke kannte Kōetsus Ruf als Schwertschleifer seit Jahren, aber daß er von Musashis Beziehung zu diesem Mann gehört hatte, war noch gar nicht lange her. Nie wäre es ihm jedoch in den Sinn gekommen, daß er den wohlhabenden Stadtbürger dabei antreffen würde, wie er einen vernachlässigten Tempel herrichtete.

»Habt Ihr die Grabstätte eines Euch Nahestehenden hier?« fragte er. »Oder habt Ihr nur einen Ausflug hierher gemacht?«

»Nein! So etwas Leichtfertiges wie einen Ausflug? Nein!« rief Kōetsu. »Jedenfalls nicht zu einem so heiligen Ort wie diesem. Haben die Priester Euch nichts über die Geschichte des Kongōji-Tempels erzählt?« »Nein.«

»Wenn das so ist, gestattet, daß ich Euch ein wenig davon erzähle! Doch bedenkt bitte, daß ich nur wiederhole, was ich

gehört habe.« Kōetsu machte eine Pause, sah sich langsam um und sagte dann: »Wir haben genau den richtigen Mond heute abend.« Dann zeigte er auf die verschiedenen Bauwerke: das Mausoleum über ihnen, das Mieidō und das Kangetsutei, weiter unten auf das Taishidō, den Shinto-Schrein, die Schatzpagode, das Refektorium und den zweistöckigen Torbau.

»Seht Euch alles genau an«, sagte er, offensichtlich ganz im Zauberbann der einsamen Umgebung. »Die Fichte dort drüben, die Felsen, jeder Baum, jeder Grashalm, alles hat teil an der unsichtbaren Beständigkeit, der anmutigen, aber festen Tradition unseres Landes.«

In diesem Ton fuhr er fort, und er erzählte ihnen, daß im vierzehnten Jahrhundert der Berg eine Feste des Süd-Hofs gewesen sei, auf der Prinz Morinaga heimliche Zusammenkünfte abgehalten habe, um die Hōjō-Regenten zu stürzen. Später waren dann die Ashikaga an die Macht gekommen, und Kaiser Go-Murakami, vom Berg Otoki vertrieben, war gezwungen gewesen, von einem Ort zum anderen zu fliehen. Schließlich hatte er jedoch in diesem Tempel Zuflucht gefunden, über viele Jahre hinweg das Leben eines Bergpriesters geführt und die gleichen Entbehrungen ertragen wie diese. Das Refektorium wurde damals als Sitz der Regierung benutzt, und Go-Murakami arbeitete unermüdlich daran, die kaiserlichen Vorrechte, welche die Krieger ihm genommen hatten, wieder zurückzugewinnen.

Gonnosuke lauschte demütig und achtungsvoll. Iori, der ganz verschüchtert war von dem Ernst, den Kōetsus Stimme verriet, konnte die Augen nicht vom Gesicht dieses Mannes lassen.

Kōetsu holte tief Atem und fuhr fort: »Alles hier ist ein Andenken an diese Zeit. Das Mausoleum ist die letzte Ruhestätte des Kaisers Kōgon. Seit dem Niedergang des Ashikaga-Shōgunats ist hier alles verkommen. Aus diesem Grunde haben meine Mutter und ich beschlossen, für ein wenig

Ordnung zu sorgen, aus Ehrerbietung. Als wir hier fegten, fanden wir einen Stein mit einem Gedicht, das darin eingemeißelt ist, vielleicht von einem der Mönchskrieger aus jener Zeit:

*Wenn auch der Krieg weitergeht, Und seien es auch noch
hundert Jahre, Der Frühling wird wiederkehren. Leb mit einem
Lied im Herzen, Du, des Kaisers Volk!*

Überlegt, welche Größe dazu gehörte, daß ein einfacher Soldat, nachdem er jahrelang gekämpft hatte, den Kaiser mit solchen Zeilen ehrte. Dieser Ort bleibt ein Denkmal kaiserlicher Würde.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß der heilige Kampf hier stattgefunden hat«, sagte Gonnosuke. »Ich hoffe, Ihr verzeiht mir diese Unwissenheit.« »Ich freue mich, daß es mir vergönnt war, Euch einige Gedanken über die Geschichte unseres Landes näherzubringen.«

Gemeinsam schlenderten die vier den Hügel hinunter. Ihre Schatten sahen im Mondenschein dünn und geisterhaft aus.

Als sie am Refektorium vorüberkamen, sagte Kōetsu: »Wir sind jetzt sieben Tage hier. Morgen reisen wir ab. Wenn Ihr Musashi seht, bitte, sagt ihm, er soll unbedingt kommen und uns besuchen.« Gonnosuke versicherte ihm, dies auszurichten.

Der rasch fließende, seichte Bach, der sich an der äußeren Tempelmauer entlangschlängelte, war wie ein natürlicher Burggraben. Eine Brücke aus Lehmschichten spannte sich über ihn.

Kaum hatten Gonnosuke und Iori den Fuß auf die Brücke gesetzt, da schoß eine große, weiße, mit einem Stock bewaffnete Gestalt aus den Schatten und griff Gonnosuke von hinten an. Gonnosuke wich den Schlägen aus, aber Iori wurde von der Brücke hinuntergestoßen.

Der Mann überholte Gonnosuke, und auf der anderen Seite der Brücke fuhr er herum, um Kampfhaltung anzunehmen.

Seine Beine ähnelten kurzen Baumstämmen. Gonnosuke erkannte sofort den Priester wieder, der ihnen schon den ganzen Vortag gefolgt war.

»Wer seid Ihr?« schrie Gonnosuke. Der Priester schwieg.

Gonnosuke zückte seinen Stock und rief: »Wer seid Ihr? Welchen Grund habt Ihr, mich, Musō Gonnosuke anzugreifen?«

Der Priester tat, als habe er nichts gehört. Seine Augen sprühten Feuer, und mit den Zehen, die aus den schweren Strohsandalen hervorschauten, schob er sich Fingerbreit um Fingerbreit wie ein Tausendfüßler vor. Gonnosuke knurrte und fluchte unterdrückt. Seine gedrungenen, mächtigen Glieder platzten förmlich vor Kampfeswillen. Auch er schob sich näher. Mit laut hallendem Knacken brach der Stock des Priesters entzwei. Ein Teil flog durch die Luft, den anderen schleuderte der Priester mit aller Kraft in Gonnosukes Gesicht. Doch er verfehlte sein Ziel. Während Gonnosuke versuchte, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen, zog der Priester das Schwert und kam seinem Gegner mit wuchtig stampfenden Füßen auf der Brücke entgegen.

»Schuft!« schrie Iori.

Der Priester holte Luft und bemühte sich, mit der Hand das Gesicht zu schützen. Die kleinen Steine, mit denen Iori geworfen hatte, fanden ihr Ziel; einer traf den Priester mitten ins Auge. Er fuhr herum und lief die Straße hinunter.

»Halt!« rief Iori und kletterte rutschend mit einer Handvoll Steine die Uferböschung hinauf.

»Laß nur!« sagte Gonnosuke und legte Iori beschwichtigend die Hand auf den Arm.

»Das ist ihm hoffentlich eine Lehre!« rief der Junge voller Genugtuung und schmetterte die Steine in Richtung des Monds.

Bald danach kehrten sie wieder in Tōrokus Haus zurück und legten sich schlafen. Ein heftiger Wind kam auf. Er fuhr heulend durch die Bäume und drohte das Dach herunterzureißen. Doch das war nicht das einzige, was sie davon abhielt, sofort einzuschlafen.

Gonnosuke lag wach da und dachte über Vergangenheit und Gegenwart nach. Nun, da er einen Streifzug durch die Vergangenheit gemacht hatte, fragte er sich, ob die Welt heute wirklich so viel besser daran war als früher. Nobunaga, Hideyoshi und Ieyasu hatten die Herzen der Menschen erobert und die Zügel der Macht ergriffen – aber, fragte er sich, war nicht der eigentliche Herrscher buchstäblich vergessen und das Volk angehalten worden, falsche Götter zu verehren? Das Zeitalter der Hōjō und Ashikaga war schrecklich gewesen und hatte in schreiendem Widerspruch zu dem Gedanken gestanden, auf dem das Reich sich gründete. Gleichviel, auch in dieser Zeit waren große Krieger aus vielen Provinzen dem wahren Gesetz der Kämpfer gefolgt. Was war aus dem Weg des Samurai geworden? fragte Gonnosuke sich. Genauso wie der Weg des Stadtbürgers und der Weg des Bauern schien er nur noch dazu zu taugen, dem Militärmachthaber zu dienen. Gonnosukes Gedanken machten ihn ganz unruhig. Die Berggipfel, die Wälder um den Kongōji-Tempel, der heulende Sturm, all dies schienen lebende Wesen zu sein, die ihn im flüchtigen Traum anriefen.

Iori dagegen mußte ständig an den unbekannten Priester denken. Als später der Sturm an Gewalt zunahm, dachte er immer noch an die gespensterhafte weiße Gestalt. Er zog sich die Zudecke über die Augen und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als sie sich am nächsten Morgen auf den Weg machten, schimmerten die Wolken über den Bergen in allen Regenbogenfarben. Kurz nach dem Dorf tauchte plötzlich ein Hausierer aus dem Morgennebel auf und wünschte ihnen

freundlich einen guten Morgen.

Gonnosuke erwiderte den Gruß eher zurückhaltend, und Iori, der immer noch mit den Gedanken beschäftigt war, die ihn am Abend kaum hatten einschlafen lassen, war nicht redseliger.

Der Mann versuchte trotzdem, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. »Ihr habt bei Tōroku übernachtet, nicht wahr? Ich kenne ihn seit Jahren. Nette Leute, er und seine Frau.«

Auf diese Feststellung antwortete Gonnosuke nur mit einem leicht zustimmenden Brummen.

»Ich bin auch ab und zu im Lehen KoYagyū«, sagte der Händler. »Kimura Sukekurō hat mir schon manchen Gefallen erwiesen.« Wieder ein Brummen.

Als sich der Mann ausführlich danach erkundigte, wohin sie gehen wollten, wurde Gonnosuke wachsam. »Womit handelt Ihr denn?« fragte er den aufdringlichen Weggenossen.

»Ich verkaufe Seilerwaren«, sagte der Mann und zeigte auf ein kleines Bündel, das er auf dem Rücken trug. »Dieses Seil wird aus flachliegender Baumwolle geschlagen, eine neue Erfindung, die aber rasch Verbreitung findet.«

»Verstehe«, sagte Gonnosuke.

»Tōroku war mir sehr behilflich, indem er den Pilgern im Kongōji-Tempel von meinen Seilerwaren erzählt hat. Eigentlich wollte ich ja bei ihm übernachten, doch er sagte mir, er habe bereits zwei Gäste. Das war natürlich eine kleine Enttäuschung, denn wenn ich bei ihm übernachtete, gibt es immer reichlich Sake.« Er lachte.

Gonnosuke wurde umgänglicher und fing an, sich nach den Ortschaften zu erkundigen, durch die sie noch kommen mußten, da der Händler recht vertraut mit der Gegend war. Als sie auf der Amami-Hochebene waren, unterhielten sie sich schon einigermaßen freundlich miteinander. »He, Sugizō!«

Ein Mann kam hinter ihnen hergelaufen und holte sie ein.

»Warum hast du mich nicht abgeholt? Ich habe im Dorf Amano auf dich gewartet!« »Tut mir leid, Gensuke«, sagte Sugizō. »Ich habe diese beiden unterwegs getroffen, und da sind wir ins Reden gekommen, so daß ich dich ganz vergessen habe.« Er lachte und kratzte sich am Kopf.

Gensuke, der wie Sugizō gekleidet war, stellte sich ebenfalls als Seilerwarenhäusierer vor. Während sie weiterzogen, redeten die beiden über die Geschäfte.

Als sie an einen etwa zwanzig Fuß tiefen Graben gelangten, hörte Sugizō plötzlich auf zu sprechen und deutete auf einen Steg. »Ach, das ist gefährlich!« sagte er.

Gonnosuke blieb stehen und blickte in den Graben hinunter, der aussah wie ein Spalt, der sich bei einem Erdbeben aufgetan hatte. »Was soll denn so gefährlich daran sein?« fragte er.

»Die Balken des Stegs, die sind nicht sicher. Schaut nur, ein paar von den Steinen, auf denen sie lagern sollten, sind fortgespült worden. Wir werden das in Ordnung bringen, damit die Balken wieder fest liegen.« Dann fügte er noch hinzu: »Das ist auch gut für die Reisenden, die nach uns kommen.« Gonnosuke sah zu, wie die beiden Häusierer am Rande des Abhangs hockten und Steine und Erde unter die Balken schoben. Diese beiden Händler, dachte er, kommen viel herum und kennen die Schwierigkeiten des Reisens; trotzdem war er ein wenig überrascht. Es war ungewöhnlich für Männer dieses Schlages, sich Gedanken über andere zu machen und sich sogar der Mühe zu unterziehen, einen Steg auszubessern.

Iori dachte über dergleichen nicht weiter nach. Er war beeindruckt davon, welche Mühe sie sich gaben, und half, indem er Steine herbeischleppte. »So, das müßte reichen«, sagte Gensuke, setzte einen Fuß auf den Steg, um zu prüfen, ob er sicher sei, und sagte zu Gonnosuke: »Ich gehe als erster.« Er breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten, und lief rasch auf die andere Seite hinüber. Dort winkte er den anderen,

seinem Beispiel zu folgen.

Auf Sugizōs Aufforderung hin ging Gonnosuke als nächster, Iori folgte ihm. Sie hatten die Mitte des Steges noch nicht ganz erreicht, da stießen sie überrascht einen Schrei aus. Vor ihnen stand Gensuke und hatte eine Lanze auf sie gerichtet. Als Gonnosuke einen Blick zurückwarf, sah er, daß auch Sugizō mit einer Lanze auf sie zielte.

Woher haben sie bloß die Lanzen? dachte Gonnosuke. Zornig biß er sich auf die Lippen und überlegte, in welcher aussichtsloser Lage sie waren. »Gonnosuke! Gonnosuke!« Völlig verängstigt schlang Iori die Arme um Gonnosukes Hüften. Einen Moment schloß dieser die Augen und vertraute sein Leben dem Willen des Himmels an. »Ihr Schufte!«

»Halt den Mund!« rief da der Priester, der plötzlich etwas höher auf dem Weg hinter Gensuke stand; sein linkes Auge war geschwollen und blau. »Bleib ruhig!« wandte Gonnosuke sich beschwichtigend an Iori. Dann rief er: »Ihr also steht hinter alldem. Nun, paßt auf, Ihr Diebe und Halunken! Diesmal seid Ihr an den Falschen geraten.« Kalt starrte der Priester auf Gonnosuke. »Es lohnt nicht, Euch auszurauben, das wissen wir. Wenn Ihr nicht schlauer seid, warum versucht Ihr dann, Spion zu spielen?« »Nennt Ihr mich einen Spion?«

»Tokugawa-Knecht! Werft Euren Stock weg! Haltet die Hände auf den Rücken und versucht nicht, irgendein falsches Spiel zu treiben.« »Ah!« seufzte Gonnosuke, als habe ihn der Wille zu kämpfen verlassen. »Schaut, Ihr begeht einen Fehler. Ich komme zwar aus Edo, aber ich bin kein Spion. Ich heiße Musō Gonnosuke, und ich bin ein Shūgyosha.« »Lügen nützen Euch nichts!«

»Wie kommt Ihr darauf, daß ich ein Spion sein soll?«

»Unsere Freunde im Osten sagen uns schon seit einiger Zeit, wir sollen auf einen Mann aufpassen, der mit einem Jungen unterwegs ist. Ihr seid von Fürst Hōjō zu Awa ausgeschickt

worden, stimmt's? Laßt den Stock fallen und kommt friedlich näher.« »Ich werde nirgendwo mit Euch hingehen.« »Dann werdet Ihr gleich hier sterben.«

Gensuke und Sugizō näherten sich ihnen von vorn und von hinten mit wurfbereiten Lanzen.

Um Iori aus dem Kampf herauszuhalten, versetzte ihm Gonnosuke einen Schlag auf den Rücken. Mit einem lauten Aufschrei tauchte Iori in die Büsche, mit denen die Sohle des Grabens bewachsen war. Ein donnerndes »Y-a-a-h!« auf den Lippen, stürmte Gonnosuke los. Um eine Lanze richtig einzusetzen, braucht man Raum, und man muß genau den richtigen Zeitpunkt abwarten. Sugizō streckte den Arm, um die Waffe zu schleudern, verpaßte aber den rechten Augenblick. Ein Krächzen löste sich aus seiner Kehle, als der Schaft mit der Klinge durch die Luft fuhr. Gonnosuke sprang ihn an, Sugizō stürzte auf den Rücken, und Gonnosuke lag auf ihm. Als Sugizō versuchte, sich zu erheben, krachte ihm Gonnosukes Rechte ins Gesicht. Sugizō zeigte die Zähne, aber die Wirkung war lächerlich, denn sein Gesicht war bereits eine blutige Masse. Gonnosuke sprang auf und eilte zum anderen Ende der Brücke.

Den Stock schlagbereit erhoben, rief er: »Ich warte auf Euch, Feiglinge!« Noch während er schrie, kamen drei Seile über das Gras geschlittert; das eine war mit einem Schwertheft beschwert, das andere mit einem Kurzsword in der Scheide. Ein Seilende ringelte sich um Gonnosukes Arm, ein anderes um seine Beine und das dritte um seinen Hals. Nur einen Moment später ringelte sich noch ein viertes Seil um seinen Stock.

Gonnosuke wand sich wie ein Insekt, das sich in einer Spinnweben gefangen hat. Ein Halbdutzend Männer kam aus dem Wäldchen hinter dem Steg gelaufen. Als sie ihn gefesselt hatten, lag er hilflos auf dem Boden, dichter verschnürt als ein Strohbandel. Bis auf den griesgrämigen Priester waren alle

seine Häsher wie Seilerwarenhäuser gekleidet.

»Habt Ihr keine Pferde?« fragte der Priester. »Ich möchte nicht den ganzen Weg bis zum Berg Kudo und nach Kamuza zu Fuß mit ihm zurücklegen.« »Wahrscheinlich können wir im nächsten Dorf ein Pferd mieten.«

Birnenblüte

In dem dunklen, feierlich ragenden Zedernwald klangen die Rufe des Würgers und vermischten sich mit denen des chinesischen Bülbuls zu einem glockenhellen Zwitschern, das an den mythischen Kalavinka-Vogel gemahnte.

Zwei Männer, die von der Höhe des Kōya herunterkamen, wo sie den Hallen und Pagoden des Kongōbuji-Tempels einen Besuch abgestattet und dem inneren Schrein ihre Aufwartung gemacht hatten, blieben vor einer kleinen gewölbten Brücke zwischen äußerem und innerem Tempelbezirk stehen. »Nuinosuke«, sagte der ältere der beiden nachdenklich, »die Welt ist in der Tat zerbrechlich und unbeständig, nicht wahr?« Seinem schweren, selbstgewebten Überwurf und dem rein zweckmäßig geschnittenen Hakama nach hätte man ihn für einen Landsamurai halten können, wären nicht seine beiden Schwerter gewesen, die von ungewöhnlicher Qualität waren, und wäre nicht der Umstand gewesen, daß sein Gefährte viel zu verbindlich und vornehm in seinen Umgangsformen war, als daß er der Bursche eines Samurai aus der Provinz hätte sein können.

»Ihr habt sie gesehen, nicht wahr?« fuhr der ältere fort. »Die Gräber Oda Nobunagas und all der glänzenden und berühmten Heerführer. Und die moosbedeckten Steine dort drüben gehören zu den Gräbern der Familien Minamoto und Taira.«

»Freund und Feind ... alle hier vereint, nicht wahr?«

»Und geblieben sind nur einsame Steine. Waren diese Namen wirklich groß, oder haben wir nur geträumt?«

»Irgendwie überkommt mich ein eigentümliches Gefühl, als ob die Welt, in der wir leben, unwirklich wäre.«

»Ist das so? Oder ist es nur dieser Ort, der unwirklich scheint.« »Hmm. Wer weiß?«

»Wer, meint Ihr, ist auf den Gedanken verfallen, diese Brücke hier die Brücke der Illusionen zu nennen?«

»Nun, zumindest ist es ein wohlgewählter Name, nicht wahr?« »Ich glaube, Illusion ist Wahrheit, so wie Erleuchtung Wirklichkeit ist. Wären Illusionen unwirklich, gäbe es die Welt nicht. Ein Samurai, der seinem Herrn sein Leben weihet, darf solche Wahrheiten nicht leugnen, auch nicht einen flüchtigen Moment lang. Deshalb praktiziere ich auch das Zen der Lebenden. Es ist das Zen der unreinen Welt, das Zen der Hölle. Ein Samurai, der bei dem Gedanken an die Unbeständigkeit zittert oder die Welt verachtet, kann seinen Pflichten nicht nachkommen ... Aber lassen wir diesen Ort! Kehren wir zurück in die andere Welt!«

Rasch und mit für sein Alter bemerkenswert festen Schritten ging er dahin.

Als vor ihnen Priester auftauchten, runzelte er die Stirn und brummte: »Warum müssen sie das tun?« Er hatte die beiden letzten Nächte hier im Tempel verbracht. Jetzt standen etwa zwanzig junge Priester den Pfad entlang Spalier und warteten darauf, ihn zu verabschieden. Dabei hatte er ihnen bereits am Morgen Lebewohl gesagt mit der Absicht, eine so aufwendige Zeremonie zu vermeiden.

Er ließ also die Formalitäten über sich ergehen, sprach zu jedem ein paar höfliche Worte und eilte dann die Straße hinunter. Erst als die beiden die Welt außerhalb der Tempel wieder erreicht hatten, entspannte er sich. Seines fehlbaren menschlichen Herzens eingedenk, kam ihm der Duft dieser

Welt wie eine Erleichterung vor.

»Guten Tag, wer seid Ihr?« Unvermittelt hatte sie jemand angesprochen, als sie um eine Wegbiegung kamen. »Wer seid denn Ihr?« fragte Nuinosuke.

Der wohlgewachsene hellhäutige Samurai, der mitten auf der Straße stand, sagte: »Verzeiht, falls ich mich irre, aber seid Ihr nicht Fürst Hosokawa Tadatoshis Hauptvasall Nagaoka Sado?«

»Jawohl, ich bin Nagaoka. Und wer seid Ihr, und woher wißt Ihr, daß wir beide in der Nähe waren?«

»Ich bin Daisuke, der einzige Sohn Gessōs, der zurückgezogen auf dem Kudo lebt.«

Da er merkte, daß der Name Nagaoka offenbar nichts sagte, erklärte Daisuke: »Mein Vater hat seinen früheren Namen längst abgelegt, aber bis zur Schlacht von Sekigahara hieß er Sanada Saemonnosuke.« »Ihr meint Sanada Yukimura?«

»Ja, Herr.« Mit einer Schüchternheit, die in krassem Widerspruch zu seiner Erscheinung stand, sagte Daisuke: »Ein Priester von hier hat heute morgen meinen Vater besucht. Er sagte, Ihr wäret auf einen kurzen Besuch zum Kōya gekommen. Wiewohl wir hörten, daß Ihr inkognito reist, meinte mein Vater, es wäre schade, Euch nicht wenigstens einzuladen, eine Schale Tee mit ihm zu trinken.«

»Das ist sehr freundlich von ihm«, entgegnete Sado. Er überlegte einen Moment und sagte dann zu Nuinosuke: »Ich meine, wir sollten die Einladung annehmen, Ihr nicht?«

»Doch, Herr«, sagte Nuinosuke ohne große Begeisterung. »Es ist zwar noch ziemlich früh«, meinte Daisuke, »aber mein Vater würde sich geehrt fühlen, wenn Ihr die Nacht bei uns verbrächtet.« Sado zögerte einen Moment und ging mit sich zu Rate, ob es klug sei, die Gastfreundschaft eines Mannes anzunehmen, der als Feind der Tokugawa galt, doch dann nickte er und sagte: »Das können wir ja noch später entscheiden. Auf jeden Fall würde ich mit Freuden eine Schale

Tee mit Eurem Vater trinken. Ihr nicht auch, Nuinosuke?» »Ja, Herr.«

Nuinosuke schien ein wenig unruhig zu sein, und als sie hinter Daisuke die Straße entlanggingen, tauschten Herr und Bursche wissende Blicke aus. Vom Dorfe Kudo aus stiegen sie den gleichnamigen Berg hinauf bis zu einem Anwesen, das ein wenig abseits von den anderen Häusern lag. Mit seiner niedrigen Steinmauer und dem Zaun aus geflochtenem Gras darauf ähnelte es dem halbbefestigten Haus eines kleinen Provinzmachthabers, dabei herrschte jedoch der Eindruck von Verfeinerung, nicht des kriegerrischen Gewappnetseins.

»Mein Vater ist dort drüben, neben dem strohgedeckten Gebäude«, sagte Daisuke, als sie das Tor durchschritten.

Sie gingen durch einen kleinen Gemüsegarten, der ausreichte, den Lauch und die Kräuter für die Morgen- und Abendsuppe zu ziehen. Das Haupthaus stand vor einer Steilwand. Gleich neben der Seitenveranda wuchs ein Bambushain, hinter dem noch andere Häuser zu sehen waren. Nuinosuke kniete auf der Veranda vor dem Raum nieder, in den Sado gewiesen wurde.

Sado nahm Platz und sagte: »Es ist sehr still hier.«

Eine Weile später kam eine junge Frau, offenbar Daisukes Gattin, schenkte still Tee ein und ging wieder.

Während Sado auf seinen Gastgeber wartete, ließ er die Aussicht auf sich wirken: den Garten und das Tal mit dem Dorf. In der Ferne lag Kamuro, der Ort mit den vielen Herbergen. Winzige Blüten leuchteten aus dem Moos, das aus dem tief herabgezogenen, strohgedeckten Dach wucherte, und der angenehme Duft erlesenen Räucherwerks hing in der Luft. Wiewohl er ihn nicht sehen konnte, hörte er das Plätschern eines Bachs, der durch den Bambushain floß.

Der Raum selbst atmete die Atmosphäre gediegener Eleganz, was unauffällig daran erinnerte, daß der Besitzer dieses in

keiner Weise protzigen Hauses der Zweitälteste Sohn von Sanada Masayuki war, des einstigen Herrn der Burg Ueda mit einem Einkommen von hundertneunzigtausend Scheffel. Balken und Sparren waren zierlich, die Decke niedrig. Die Rückwand der kleinen, ländlichen Tokōnoma bestand aus grob verstrichenem rotem Lehm. Das Blumengesteck in der Nische beschränkte sich auf einen einzigen Zweig Birnenblüten, der in einer schlanken, gelb und hellgrün gemusterten Tonvase stand. Sado mußte an eine chinesische Gedichtzeile denken: »Einzelne Birnenblüte, vom Frühlingsregen benetzt.« Ihm war, als vernehme er ein stimmloses Schluchzen.

Sein Blick wanderte zu dem hängenden Rollbild über dem Blumengesteck. Die großen und einfachen Schriftzeichen lauteten: »Hōkoku Daimyōjin«. Das war der Name, den Hideyoshi erhalten hatte, als er nach seinem Tode in den Rang eines Gottes erhoben wurde. An der einen Seite verkündete eine wesentlich kleiner gehaltene Notiz, daß es sich bei dem Bild um das Werk von Hideyoshis Sohn Hideyori handle, der damals acht Jahre alt gewesen war. Da er es im Gedenken an Hideyoshi unhöflich empfunden hätte, dem Rollbild den Rücken zuzukehren, rückte Sado ein wenig zur Seite. Als er das tat, ging ihm plötzlich auf, daß der angenehme Geruch nicht von irgendeinem gerade verbrannten Räucherwerk herrührte, sondern daß die Wände und das Shōji diesen Duft angenommen haben mußten, wenn morgens und abends zu Ehren Hideyoshis Räucherwerk abgebrannt wurde. Wahrscheinlich wurde auch täglich ein Sakeopfer dargebracht, wie es anerkannten Shinto-Gottheiten anstand.

Aha, dachte er, Yukimura ist Hideyoshi also wirklich so ergeben, wie immer behauptet wird. Was er nicht ergründen konnte, war, warum Yukimura die Schriftrolle nicht verbarg. Er stand in dem Ruf, ein gefährlicher Mann zu sein, ein Mann des Schattens, der lauend den richtigen Augenblick abwartete, um in den Mittelpunkt des politischen Lebens zurückzukehren.

Man brauchte seine Phantasie nicht über Gebühr anzustrengen, um zu erkennen, daß Gäste aus dem Lager der Tokugawa-Regierung von dieser Einstellung berichten würden, die Yukimura Hideyoshi gegenüber hatte. Schritte waren auf dem umlaufenden Gang draußen zu hören. Der kleine, schmale Mann, der den Raum betrat, trug einen ärmellosen Überwurf und hatte nur ein Kurzsword im Obi stecken. Er machte einen ausgesprochen bescheidenen Eindruck.

Sich auf die Knie niederlassend und sich bis an den Boden verneigend, sagte Yukimura: »Verzeiht, daß ich meinen Sohn geschickt habe, damit Ihr Eure Reise unterbrecht und hierherkommt.«

Diese betonte Demut war Sado unangenehm. Vom gesetzlichen Standpunkt aus gesehen war es zwar so, daß Yukimura seine Stellung aufgegeben hatte. Er war jetzt nichts weiter als ein Rōnin, der den buddhistischen Namen Denshin Gessō angenommen hatte. Gleichwohl war er der Sohn von Sanada Masayuki, und sein älterer Bruder, Nobuyuki, war ein Daimyō und unterhielt enge Beziehungen zu den Tokugawa. Da Sado nur ein Vasall war, stand er eigentlich tief unter Yukimura.

»Ihr solltet Euch nicht so vor mir verneigen«, sagte er und erwiderte den Gruß. »Es ist mir eine unerwartete Ehre und Freude, Euch wiederzusehen. Ich freue mich auch, daß Ihr Euch guter Gesundheit erfreut.« »Euch scheint es nicht anders zu ergehen«, erwiderte Yukimura und lockerte seine Haltung, während Sado sich immer noch verneigte. »Ich freue mich zu hören, daß Fürst Tadatoshi sicher nach Buzen zurückgekehrt ist.« »Verbindlichen Dank. Es sind jetzt drei Jahre her, daß Fürst Yūsai verschieden ist, und so meinte er, es sei an der Zeit gewesen.« »Ist es schon so lange her?«

»Ja. Ich bin selbst in Buzen gewesen, obwohl ich keine Ahnung habe, was Fürst Tadatoshi an einem Überbleibsel aus alter Zeit wie mir haben könnte. Ihr wißt ja, daß ich sowohl

seinem Vater als auch schon seinem Großvater gedient habe.«

Nachdem die Förmlichkeiten beendet waren, plauderten sie über dies und jenes. Yukimura fragte: »Habt Ihr in letzter Zeit unseren Zen-Meister gesehen?«

»Nein, ich habe schon seit geraumer Zeit nichts von Gudō gesehen oder gehört. Aber dabei fällt mir ein, daß wir uns ja in seinem Meditationsraum zum erstenmal gesehen haben. Ihr wart damals noch ein Junge und mit Eurem Vater dort.« Sado lächelte erinnerungsselig.

»Eine Menge Lausejungen sind zu Gudō gekommen, damit er ihnen etwas Schliff beibrachte«, sagte Yukimura. »Er nahm sich ihrer aller an, gleichgültig, ob sie alt oder jung waren, Daimyō oder Rōnin.«

»Nun, ich meine, er hatte besonders etwas für junge Rōnin übrig«, überlegte Sado laut. »Ein echter Rōnin, pflegte er immer zu sagen, sucht weder Ruhm noch Gewinn, buhlt nicht um die Gunst der Mächtigen, trachtet nicht nach politischer Macht um ihrer selbst willen und nimmt sich bei moralischen Urteilen selbst nicht aus. Er soll vielmehr großzügig sein wie schwebende Wolken, bereit, so schnell zu handeln wie Regen und sich auch mit Armut zu begnügen. Er selbst setzte sich niemals irgendwelche Ziele und hegte nie gegen irgend jemand einen Groll.«

»Daran erinnert Ihr Euch noch nach all den vielen Jahren?« fragte Yukimura.

Sado nickte kaum merklich. »Er behauptete auch, ein wahrer Samurai sei so schwer zu finden wie eine Perle im riesigen blauen Meer. Die Gebeine der ungezählten Rōnin, die ihr Leben dem Wohle des Landes opferten, verglich er mit Säulen, die das Volk tragen.« Sado sah Yukimura offen in die Augen, als er das sagte, doch dieser schien die Anspielung nicht bemerkt zu haben.

»Dabei fällt mir etwas ein«, sagte er. »Einer der Rōnin, die

später zu Gudōs Füßen saßen, war ein junger Mann aus Mimasaka namens Miyamoto ...« »Miyamoto Musashi?« hakte Sado nach.

»Richtig, Musashi. Er machte den Eindruck eines Mannes mit großem Tiefgang auf mich, obwohl er damals erst um die zwanzig gewesen sein kann und sein Kimono immer schmutzig war.« »Dann muß es dieser Mann gewesen sein.« »Erinnert Ihr Euch auch an ihn?«

»Nein; ich habe erst vor kurzem von ihm gehört, als ich in Edo war.« »Das ist ein Mann, dessen Namen man sich merken sollte. Gudō sagte, seine Art, an das Zen heranzugehen, sei vielversprechend, und deshalb habe ich ihn beobachtet. Dann war er plötzlich verschwunden. Ein oder zwei Jahre später hörte ich, er habe einen glänzenden Sieg über das Haus Yoshioka davongetragen. Ich weiß noch, daß ich damals gedacht habe, Gudō müsse wirklich ein sehr gutes Auge für Menschen haben.« »Ich bin ihm ganz zufällig begegnet. Er war in Shimōsa und brachte einigen Leuten auf dem Lande bei, wie sie sich vor Banditen schützen konnten. Später half er ihnen dann, ein Stück Ödland in Reisfelder zu verwandeln.« »Könnte sein, daß er der wahre Samurai ist, an den Gudō dachte: die Perle im riesigen blauen Meer.« Yukimura schwieg.

»Meint Ihr wirklich? Ich habe ihn Fürst Tadatoshi empfohlen, doch leider scheint es tatsächlich so schwierig zu sein, ihn aufzuspüren, wie eine Perle im Ozean zu finden. Eines kann ich Euch versichern: Wenn ein Samurai wie er eine offizielle Stellung übernimmt, tut er es sicher nicht des Einkommens wegen. Ihm geht es darum, seine Leistung an seinen Idealen zu messen. Es könnte gut sein, daß Musashi den Berg Kudo dem Haus Hosokawa vorzieht.« »Wie bitte?«

Sado tat die Bemerkung mit einem kurzen Lachen ab, gleichsam als sei sie ihm nur so entschlüpft.

»Ihr beliebt zu scherzen«, sagte Yukimura. »In meinen

augenblicklichen Verhältnissen kann ich es mir kaum leisten, einen Knecht in Dienst zu nehmen, geschweige denn einen wohlbekannten Rōnin. Im übrigen bezweifle ich, daß Musashi käme, selbst wenn ich ihn aufforderte.«

»Ihr braucht es nicht in Abrede zu stellen«, sagte Sado. »Es ist kein Geheimnis, daß die Hosokawa auf Seiten der Tokugawa stehen. Aber alle Welt weiß, daß Ihr derjenige seid, auf den Osaka und Hideyori sich vor allem stützen. Als ich das Rollbild in Eurer TOkōnoma betrachtete, war ich von Eurer Treue beeindruckt.«

Offensichtlich gekränkt sagte Yukimura: »Das Rollbild wurde mir anstelle eines Gedenkporträts von Hideyoshi von einer gewissen Person in der Burg von Osaka überreicht. Ich bemühe mich, gut darauf aufzupassen. Aber Hideyoshi ist tot.« Er schluckte und fuhr dann fort: »Die Zeiten ändern sich natürlich. Man braucht kein Hellseher zu sein, um zu erkennen, daß Osaka schlechte Zeiten durchmacht, während die Macht der Tokugawa weiterhin wächst. Doch meine Natur läßt es nicht zu, meine Ergebenheit zu ändern und einem zweiten Herrn zu dienen.«

»Ich weiß nicht, ob die Leute glauben, daß dies so einfach ist. Wenn ich freimütig sein darf, so behauptet alle Welt, daß Hideyori und seine Mutter Euch Jahr für Jahr große Summen zukommen lassen und Ihr auf einen Wink hin fünf- oder sechstausend Rōnin auf die Beine bringen könnt.« Yukimura lachte verächtlich auf. »Daran ist nichts Wahres. Ich sage Euch, Sado, es gibt nichts Schlimmeres, als wenn die Leute behaupten, man sei größer, als man in Wirklichkeit ist.«

»Das könnt Ihr ihnen nicht verargen. Ihr seid zu Hideyoshi gestoßen, als Ihr jung wart, und er mochte Euch mehr als jeden anderen.« »Ihr bringt mich in Verlegenheit.« »Stimmt es denn nicht?«

»Ich möchte den Rest meiner Tage hier verbringen, still im

Schatten der Berge, wo das Gesetz Buddhas gewahrt wird. Das ist alles. Ich bin kein besonders kultivierter Mensch. Mir genügt es, wenn ich meine Felder etwas vergrößern kann, wenn ich erlebe, wie das Kind meines Sohnes zur Welt kommt, wenn ich im Herbst frischgemachte Buchweizennudeln bekomme und im Frühling frisches Gemüse. Darüber hinaus möchte ich lange leben, weit entfernt von allen Kriegen und Kriegsgerüchten.« »Ist an den Gerüchten wirklich nicht mehr dran?« fragte Sado milde. »Lacht, wenn Ihr mögt, aber ich habe meine Freizeit damit verbracht, Laozi und Zhuangzi zu lesen. Dabei bin ich zu dem Schluß gekommen, daß Leben Freude ist. Ohne Freude – was hätte es da für einen Sinn zu leben?« »Aber, aber ...« sagte Sado und tat überrascht.

Sie unterhielten sich noch zwei Stunden und tranken dabei frischen Tee, den Daisukes Frau ihnen nachschenkte.

Schließlich sagte Sado: »Ich fürchte, ich bin schon zu lange geblieben und habe Eure Zeit mit meinem nichtigen Geplauder beansprucht. Nuinosuke, laßt uns aufbrechen!«

»Bitte nichts überstürzen«, sagte Yukimura. »Mein Sohn und seine Frau haben Nudeln gemacht. Ein bescheidenes ländliches Essen, doch hoffe ich, Ihr tut uns die Ehre an, davon zu kosten. Wenn Ihr vorhabt, in Kamuro zu übernachten, so habt Ihr noch reichlich Zeit.«

In diesem Augenblick erschien Daisuke, um seinen Vater zu fragen, ob er essen wolle. Yukimura erhob sich und ging voran in den rückwärtigen Teil des Hauses.

Als sie Platz genommen hatten, reichte Daisuke Sado ein Paar Eßstäbchen und sagte: »Ich fürchte, das Essen ist nicht besonders, aber kostet immerhin.«

Seine Frau, die es offenbar nicht gewohnt war, Fremde zu bewirten, reichte Sado schüchtern eine Sakeschale, die dieser höflich ablehnte. Daisuke und seine Frau blieben noch eine kurze Weile, dann entschuldigten sie sich. »Was ist das für ein

Geräusch, das ich da höre?» fragte Sado. Es hörte sich an wie ein Webstuhl, nur etwas lauter und doch anders.

»Ach, das? Das ist das Holzrad zum Seilschlagen. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß ich meine Familie und Bedienstete anhalten muß, Seile zu schlagen. Wir verkaufen sie, um unser Einkommen aufzubessern.« Dann setzte er noch hinzu: »Wir alle haben uns an das Geräusch gewöhnt, doch für jemand Fremden kann es wohl störend sein. Ich werde Bescheid geben, daß man das Rad abstellt.«

»Nein, das macht doch gar nichts! Es stört mich überhaupt nicht. Es wäre mir nur arg, mir vorzustellen, daß ich Euch bei Eurer Arbeit störe.« Als er anfang zu essen, dachte Sado darüber nach, daß die Nahrung bisweilen einen Einblick in die Verhältnisse eines Menschen gestattet. Hier freilich fand er nichts Aufschlußreiches. Yukimura war jetzt ganz anders als jener junge Samurai, den er vor Jahren gekannt hatte. Gleichwohl schien er seine augenblicklichen Verhältnisse mit Vieldeutigkeit zu verschleiern. Dann versuchte er, sich über die Geräusche ein Bild zu machen, die er hörte:

Küchengeräusche, das Kommen und Gehen von Menschen und ein paarmal das Klirren von Geld, das gezählt wurde. Die Daimyō, die alles verloren hatten, waren keine körperliche Arbeit gewöhnt, und früher oder später blieben ihnen keine Schätze mehr, die sie verkaufen konnten. Es war durchaus vorstellbar, daß von der Burg von Osaka keine Einkünfte mehr kamen. Und doch – die Vorstellung, daß es Yukimura schlechtgehen könne, war merkwürdig beunruhigend.

Sado war sich klar gewesen, daß sein Gastgeber sich aus allem, was bei der Unterhaltung gesagt wurde, ein Bild formen wollte, wie es mit dem Hause Hosokawa stand. Doch nichts deutete darauf hin. Das einzig Auffällige, wenn er über ihre Begegnung nachdachte, war, daß Yukimura sich überhaupt nicht nach seinem Besuch auf dem Kōya erkundigt hatte. Sado hätte bereitwillig Auskunft darüber gegeben, denn er hatte

keine Geheimnisse. Hideyoshi hatte vor vielen Jahren Hosokawa Yūsai hierhergeschickt, und dieser war ziemlich lange geblieben. Dabei hatte er Bücher, schriftliche Aufzeichnungen und persönliche Dinge zurückgelassen, die inzwischen zu wichtigen Andenken geworden waren. Sado hatte sie jetzt durchgesehen und aussortiert, und er hatte dafür gesorgt, daß der Tempel sie an Tadatoshi zurückgab.

Nuinosuke war in der Zwischenzeit keinen Schritt von der Veranda gewichen und warf jetzt einen besorgten Blick auf die Rückseite des Hauses. Die Beziehungen zwischen Edo und Osaka waren gespannt, um es vorsichtig auszudrücken. Warum ging Sado ein solches Risiko ein? Zwar glaubte Nuinosuke nicht, daß Sado unmittelbar in Gefahr schwebte, doch hatte er gehört, daß der Fürst der Provinz Kii den Auftrag hatte, den Berg Kudo genau zu überwachen. Wenn einer seiner Männer berichtete, Sado habe Yukimura heimlich einen Besuch abgestattet, hätte das Shōgunat dem Haus Hosokawa gegenüber mißtrauisch werden können.

Jetzt ist die Gelegenheit günstig, dachte er, als der Wind plötzlich durch die Forsythien und Goldröschen im Garten fuhr. Schwarze Wolken ballten sich zusammen, und die ersten, vereinzelt Tropfen fielen. Nuinosuke eilte den Korridor entlang und verkündete: »Es fängt an zu regnen, Herr. Falls wir weiterwollen, sollten wir das jetzt tun.« Dankbar für die Gelegenheit, sich verabschieden zu können, stand Sado sofort auf. »Danke, Nuinosuke«, sagte er. »Ja, Ihr habt völlig recht. Machen wir uns auf den Weg!«

Yukimura verzichtete darauf, Sado zu drängen, über Nacht zu bleiben. Er rief Daisuke und seine Frau und sagte: »Gebt unseren Gästen Regenumhänge aus Stroh! Und du, Daisuke, bringe sie nach Kamuro!« Nachdem Sado sich für Yukimuras Gastfreundschaft bedankt hatte, sagte er am Tor: »Ich bin sicher, wir treffen uns über kurz oder lang wieder. Vielleicht wird es dann wieder regnen, vielleicht aber wird ein kräftiger

Wind blasen. Bis dahin wünsche ich Euch allerbeste Gesundheit.«

Yukimura lächelte vielsagend und nickte. Jawohl, über kurz oder lang ... Für einen Moment sahen die beiden Männer einander vor ihrem geistigen Auge, hoch zu Roß mit eingelegter Lanze. Doch gegenwärtig verneigte sich der Gastgeber inmitten von fallenden Aprikosenblütenblättern vor dem scheidenden Gast in einem regentriefenden Strohumbang. Als sie langsam die Straße hinuntergingen, sagte Daisuke: »Der Regen wird nicht schlimm werden. Um diese Jahreszeit haben wir jeden Tag einen kleinen Schauer wie diesen.«

Gleichwohl sahen die Wolken über dem Tal bedrohlich aus, und sie beschleunigten unbewußt die Schritte.

Als sie in Kamura ankamen, sahen sie einen Mann, der mit Bündeln von Feuerholz auf den Rücken eines Pferds gefesselt war, so daß er sich nicht bewegen konnte. Ein weißgekleideter Priester führte das Pferd am Zaum. Er rief Daisukes Namen und lief auf ihn zu. Daisuke aber tat so, als bemerke er ihn nicht.

»Jemand ruft Euch«, sagte Sado und tauschte mit Nuinosuke einen vielsagenden Blick aus.

Da er den Priester nun nicht mehr übersehen konnte, sagte Daisuke: »Ach, Rinshōbō, tut mir leid, daß ich Euch nicht gesehen habe.« »Ich komme geradewegs vom Kiimi-Paß«, sagte der Priester laut und aufgeregt. »Der Mann aus Edo, nach dem wir Ausschau halten sollten – in Nara habe ich ihn entdeckt. Er hat zwar einen guten Kampf geliefert, aber wir konnten ihn lebendig gefangennehmen. Wenn wir ihn jetzt vor Gessō bringen und zwingen, den Mund aufzumachen, werden wir herausfinden ...« »Wovon redet Ihr da?« schnitt ihm Daisuke das Wort ab. »Von dem Mann auf dem Pferd. Er ist ein Spion aus Edo.« »Könnt Ihr nicht den Mund halten, Narr?« zischte Daisuke. »Wißt Ihr, wer der Mann in meiner

Begleitung ist? Nagaoka Sado vom Hause Hosokawa. Wir haben nur selten das Vergnügen, ihn zu sehen, und ich möchte nicht, daß Ihr uns mit Euren albernen Scherzen stört.«

Rinshōbōs Augen, welche jetzt die beiden Reisenden musterten, verrieten, wie gehörig ihm der Schreck in die Glieder gefahren war. Sado und Nuinosuke bemühten sich, gleichmütig und gelassen auszusehen. Der Wind zerrte an ihren Regenumhängen, die flatterten wie die Flügel eines Kranichs.

»Wieso?« fragte Rinshōbō leise.

Daisuke ging ein paar Schritte mit ihm zur Seite und flüsterte ihm etwas zu. Als er sich dann wieder seinen Gästen zuwandte, sagte Sado: »Warum kehrt Ihr nicht nach Hause zurück? Es wäre mir peinlich, Euch noch mehr Ungelegenheiten zu machen.«

Als Sado und Nuinosuke seinem Blick entschwanden, sagte Daisuke zu dem Priester: »Wie konntet Ihr nur so ungeschickt sein! Könnt Ihr denn nicht die Augen aufmachen, ehe Ihr den Mund aufreißt? Mein Vater wird bestimmt wenig erfreut sein, wenn er das hört.« »Ja, Herr. Tut mir leid. Ich hatte ja keine Ahnung.«

Trotz seines weißen Gewandes war der Mann kein Priester. Es war Toriumi Benzō, einer von Yukimuras wichtigsten Vasallen.

Der Hafen

»Gonnosuke! ... Gonnosuke! ... Gonnosuke!«

Iori konnte nicht aufhören; er rief den Namen immer und immer wieder. Da er ein paar Sachen auf dem Boden gefunden hatte, die Gonnosuke gehörten, fürchtete er, daß der Mann tot sein könne.

Ein Tag und eine Nacht waren vergangen. Er war wie benommen umhergeirrt. Seine Beine, die Hände und der Kopf waren mit Blut bespritzt, und sein Kimono war schlimm zerrissen.

Als ihn ein Weinkrampf schüttelte, sah er zum Himmel hinauf und schrie: »Ich bin bereit!« Dann wieder starrte er auf den Boden und fluchte. Bin ich denn verrückt geworden? dachte er und spürte plötzlich die Kälte. Als er in eine Wasserlache hineinschaute, erkannte er sein eigenes Gesicht und war erleichtert. Aber er war allein, hatte niemand, an den er sich wenden konnte, und er war immer noch nicht recht überzeugt, wirklich am Leben zu sein. Als er auf der Sohle des Grabens wieder zu sich gekommen war, hatte er sich nicht erinnern können, wo er die letzten Tage gewesen war. Er kam gar nicht auf den Gedanken zu versuchen, zum Konōgōji-Tempel oder nach KoYagyū zurückzukehren.

Etwas in allen Regenbogenfarben Schillerndes erregte seine Aufmerksamkeit: ein Fasan. Der Duft wilder Glyzinien stieg ihm in die Nase, und er setzte sich nieder. Während er versuchte, zu begreifen, was eigentlich geschehen war, mußte er immerzu an die Sonne denken. Er stellte sich vor, daß sie überall war: hinter den Wolken, zwischen den Gipfeln, in den Tälern. Er kniete sich hin, legte die Hände zusammen, machte die Augen zu und betete. Als er kurze Zeit später die Augen wieder aufschlug, war das erste, was er wahrnahm, ein Stück vom Meer, das blau und unter leichtem Dunst zwischen zwei Bergen zu sehen war.

»Kleiner Junge«, sagte eine mütterliche Stimme. »Ist auch alles in Ordnung mit dir?«

Erschrocken blickte Iori aus tief in den Höhlen liegenden Augen auf die beiden Frauen, die ihn neugierig anstarrten.

»Was, meinst du, Mutter, könnte ihm fehlen?« fragte die jüngere und betrachtete Iori furchtsam.

Mit einem begütigenden Gesichtsausdruck ging die ältere Frau zu Iori, und als sie das Blut auf seiner Kleidung sah, runzelte sie die Stirn. »Tun diese Wunden nicht weh?« fragte sie. Als Iori den Kopf schüttelte, wandte sie sich an ihre Tochter und sagte: »Er scheint zu verstehen, was ich sage.«

Die beiden fragten ihn, wie er heiße, woher er komme, wo er geboren sei, was er hier mache und zu wem er gebetet habe. Während er nach den Antworten suchte, erinnerte er sich nach und nach wieder an alles. Inzwischen war die Tochter, welche Otsūru hieß, beruhigt, und sie sagte: »Laß uns ihn doch nach Saiki mitnehmen. Vielleicht kann er sich im Laden nützlich machen. Er hat gerade das richtige Alter.«

»Das ist gar keine schlechte Idee«, sagte Osei, ihre Mutter. »Ob er mitkommt?«

»Ich denke, schon ... Kommst du mit?« Iori nickte und sagte: »Uh-huh.«

»Dann komm! Allerdings mußt du unser Gepäck tragen.« »Uh.«

Iori ging brummend auf ihre Worte ein, sagte sonst jedoch auf der gesamten Reise den Berg hinunter und über die Landstraße bis Kishiwada kein Wort. Erst als er wieder unter Menschen war, wurde er gesprächig. »Wo wohnt Ihr?« fragte er. »In Sakai.«

»Liegt das in der Nähe?« »Nein, in der Nähe von Osaka.« »Und wo liegt Osaka?«

»Wir nehmen von hier ein Schiff und fahren nach Sakai. Dann wirst du schon sehen.«

»Wirklich Tantchen? Ein Schiff?« Angeregt von dieser Aussicht, brabbelte er eine ganze Weile weiter und erzählte ihnen, daß er auf dem Weg von Edo nach Yamato mehrere Fähren benutzt habe. Doch obwohl das Meer von seinem Geburtsort in Shimōsa nicht weit entfernt sei, habe er noch nie eine richtige Schiffsreise gemacht.

»Also freust du dich darauf, nicht wahr?« fragte Otsūru.
»Nur darfst du meine Mutter nicht ›Tantchen‹ nennen. Du mußt Herrin sagen, wenn du mit ihr sprichst.« »Uh.«

»Und du darfst auch nicht ›uh‹ sagen, es heißt: ›Ja, Herrin.‹«
»Ja, Herrin.«

»Das hört sich schon besser an. Wenn du bei uns bleibst und fleißig arbeitest, werde ich dafür sorgen, daß du Ladengehilfe wirst.« »Was macht Eure Familie denn?« »Mein Vater ist Reeder.« »Was ist das?«

»Er ist Kaufmann, und ihm gehören eine Menge Schiffe, die überall in West-Japan verkehren.«

»Ach, bloß ein Kaufmann!« sagte Iori hochmütig.

»Bloß ein Kaufmann? Aber ...!« empörte sich das Mädchen. Die Mutter war eher bereit, die Ungeschliffenheit des Jungen hinzunehmen, doch die Tochter war ungehalten. Aber dann zögerte sie und sagte: »Wahrscheinlich hat er noch nie andere Kaufleute gesehen als Bonbonverkäufer oder Kleiderhändler.« Der heftige Stolz der Kasaier Kaufleute gewann die Oberhand, und sie erklärte ihm, ihr Vater besitze in Sakai drei große Lagerhäuser und Dutzende von Schiffen. Außerdem gab sie ihm zu verstehen, es gebe Zweigstellen an mehreren Orten. Auch seien die Dienste, die das Unternehmen dem Haus Hosokawa in Kokura leiste, so umfänglich, daß die Schiffe ihres Vaters den Status von Regierungsfahrzeugen hätten.

»Außerdem«, fuhr sie fort, »darf er einen Familiennamen tragen und zwei Schwerter führen wie ein Samurai. Jeder in West-Hoshu und Kyushu kennt den Namen Kobayashi Tarōzaemon aus Shimonoseki. In Kriegszeiten verfügen die Daimyō nie über genügend Schiffe, und so ist mein Vater genauso wichtig wie ein General.« »Ich wollte Euch nicht ärgern«, sagte Iori. Die beiden Frauen lachten.

»Wir sind nicht verärgert«, sagte Otsūru. »Aber ein Junge wie du, was weiß der schon von der großen Welt?« »Es tut mir

leid.«

Sie kamen um eine Häuserecke, und würzige Salzluft schlug ihnen entgegen. Otsūru zeigte auf ein Schiff, das an der Hafenmauer von Kishiwada vertäut war. Es hatte ein Fassungsvermögen von fünfhundert Scheffel und war mit Erzeugnissen der Gegend beladen.

»Das ist das Schiff, auf dem wir heimfahren werden«, sagte Otsūru stolz. Der Kapitän des Schiffs und etliche Handelsleute aus Kishiwada fanden sich in dem Teehaus am Hafen ein, um ihnen die Aufwartung zu machen. »War es ein schöner Ausflug?« fragte der Kapitän. »Leider muß ich Euch sagen, daß wir schwer beladen sind, und deshalb konnte ich nicht viel Platz für Euch lassen. Wollen wir an Bord gehen?«

Er ging aufs Achterdeck voraus, wo mit Hilfe von Vorhängen ein Platz für sie abgetrennt worden war. Man hatte auch einen roten Teppich ausgebreitet, und elegante Lackwaren im Momoyama-Stil enthielten Essen und Sake die Fülle. Iori hatte das Gefühl, einen kleinen, guteingerichteten Raum im Landhaus eines Daimyō zu betreten.

Nach einer ruhigen Fahrt durch die Bucht von Osaka legte das Schiff am Abend in Sakai an. Die Passagiere begaben sich geradewegs in das Anwesen der Kobayashi, das gegenüber der Hafenmauer lag. Dort wurden sie von dem Verwalter, einem Mann namens Sahei, sowie einer Gruppe von Gehilfen, die am Eingang Aufstellung genommen hatten, willkommen geheißen.

Als Osei sich ins Haus begab, drehte sie sich noch einmal um und sagte: »Sahei, kümmert Euch bitte um den Jungen, ja?«

»Ihr meint die dreckige Range, die mit Euch vom Schiff gegangen ist?« »Ja. Er scheint mir ein heller Kopf zu sein, Ihr solltet ihn eigentlich gebrauchen können ... Und sorgt dafür, daß er etwas zum Anziehen bekommt! Vielleicht hat er Läuse. Seht zu, daß er sich wäscht, und gebt ihm einen neuen Kimono! Dann kann er schlafen gehen.«

In den nächsten paar Tagen bekam Iori weder die Hausherrin noch ihre Tochter zu Gesicht. Ein halblanger Vorhang trennte die Schreibstube von den Wohnräumen dahinter. Dieser Vorhang war wie eine Mauer. Ohne besondere Genehmigung wagte nicht einmal Sahei, dahinter zu gehen, Iori erhielt eine Ecke im »Laden« angewiesen, wie die Schreibstube genannt wurde; dort sollte er auch schlafen. Obwohl er froh war, gerettet worden zu sein, war er bald mit seinem neuen Leben nicht mehr zufrieden. Die weltläufige Atmosphäre, in die er durch Zufall geraten war, besaß eine gewisse Faszination. Mit offenem Mund staunte er über ausländische Erfindungen, die er auf der Straße sah, über die Schiffe im Hafen und die Zeichen des Reichtums, in dem die Menschen hier lebten. Aber immer hieß es nur: »He, Junge, tu dies! Tu das ...!« Vom niedrigsten Gehilfen des Verwalters an aufwärts scheuchten ihn alle herum wie einen Hund. Das aber stand in krassem Widerspruch zu jener Haltung, die sie einnahmen, wenn sie mit einem Mitglied der Familie oder einem Kunden sprachen. Dann verwandelten sie sich in Kriecher und Speichellecker. Sie redeten von morgens bis abends von nichts anderem als von Geld, Geld und nochmals Geld, und wenn nicht davon, dann von Arbeit und wieder Arbeit.

Das wollen nun Menschen sein! dachte Iori. Er sehnte sich nach dem blauen Himmel und dem Duft des warmen Grases unter der Sonne; immer wieder nahm er sich vor fortzulaufen. Am stärksten war dieses Verlangen, wenn er sich daran erinnerte, wie Musashi davon gesprochen hatte, dem Geist Nahrung zu geben. Er stellte sich vor, wie Musashi ausgesehen hatte, dachte dann an den vermeintlich toten Gonnosuke – und an Otsū. Das Faß kam zum Überlaufen, als Sahei eines Tages rief: »Io! Io, wo bist du?« Da er keine Antwort erhielt, stand er auf und trat an die Schwelle zur Schreibstube. »Du da, der neue Junge«, rief er. »Warum kommst du nicht, wenn man dich ruft?«

Iori fegte gerade den Gang zwischen Schreibstube und Lagerhaus. Er sah auf und fragte: »Habt Ihr mich gerufen?« »Habt Ihr mich gerufen, Herr?« »Ich verstehe.« »Ich verstehe, Herr!« »Ja, Herr.«

»Hast du keine Ohren? Warum antwortest du nicht?«

»Ich hörte Euch ›Io‹ rufen. Doch das konnte nicht ich sein. Ich heiße Iori ... Herr.«

»Io reicht. Und noch was: Ich habe dir neulich gesagt, du sollst aufhören, dies Schwert zu tragen.« »Ja, Herr.« »Gib es mir!«

Iori zögerte einen Moment, dann sagte er: »Das ist ein Andenken an meinen Vater. Ich kann es unmöglich aus der Hand geben.« »Unverschämter Bengel! Gib es her!«

»Ich will sowieso kein Kaufmann werden.«

»Wenn es keine Kaufleute gäbe, könnten die Menschen nicht leben«, sagte Sahei mit Nachdruck. »Wer sollte sonst die Waren aus fernen Ländern herbeischaffen? Nobunaga und Hideyoshi sind große Männer, aber sie hätten all diese Burgen unmöglich ohne die Hilfe der Kaufleute errichten können. Sieh dir nur die Männer hier in Sakai an – die treiben wirklich in großem Stil Handel.« »Das weiß ich.« »Woher willst du das wissen?«

»Es kann doch jeder die großen Webereien sehen, und die Anwesen oben auf dem Hügel sehen aus wie Burgen. Hier stehen doch die großen Lagerhäuser und Landhäuser, die reichen Kaufleuten gehören, reihenweise. Dies Anwesen hier – nun, ich weiß, die Herrin und Otsūru sind zwar stolz darauf, doch im Vergleich ist es doch nichts.« »Nein? Du Schelm!«

Sahei hatte die Schwelle kaum übertreten, da warf Iori schon den Besen hin und floh. Sahei rief ein paar von den Lagerarbeitern und befahl ihnen, den Jungen einzufangen.

Als Iori zurückgeschleift wurde, schäumte Sahei. »Was soll

ich mit einem solchen Bengel anfangen? Er mault noch und macht sich über uns alle lustig. Bestraft ihn tüchtig!« Damit kehrte er in die Schreibstube zurück, nicht ohne noch hinzuzusetzen: »Und nehmt ihm das Schwert weg!« Sie entfernten den Stein des Anstoßes und banden Iori die Hände auf den Rücken. Als sie das Seil dann an einer großen Warenkiste festbanden, sah Iori aus wie ein Affe an einer Leine.

»Bleib eine Weile hier«, höhnte einer der Männer. »Sollen die Leute sich über dich lustig machen.« Auch die anderen feixten und gingen dann wieder an die Arbeit.

Nichts haßte Iori mehr als dies. Wie oft hatten nicht Musashi und Gonnosuke ihm auf die Seele gebunden, nie etwas zu tun, dessen er sich hinterher schämen müsse.

Erst versuchte er es mit Betteln, dann versprach er, sich zu bessern. Als auch das sich als vergebens erwies, verlegte er sich aufs Schimpfen. »Der Verwalter ist ein Dummkopf – ein verrückter alter Trottel! Bindet mich los, und gebt mir mein Schwert zurück! Ich bleibe nicht in einem Haus wie diesem!«

Sahei kam heraus und schrie: »Ruhe!« Dann wollte er Iori einen Knebel in den Mund schieben, doch der Junge biß ihm auf den Finger, so daß er es aufgab und es dem Lagerarbeiter befahl.

Iori zerrte an seinen Fesseln und zog, was das Zeug hielt. Nachdem er ohnehin schon unter der furchtbaren Anspannung litt, die es für ihn bedeutete, gleichsam am Schandpfahl zu stehen, brach er endgültig in Tränen aus, als ein Pferd urinierte und das schaumige Naß über seine Füße rann. Nachdem er sich wieder beruhigt hatte, sah er etwas, was ihm fast die Sinne raubte. Auf der anderen Seite der Straße stand eine junge Frau, die ihr Gesicht durch einen breitrandigen Lackhut vor der sengenden Sonne geschützt hatte. Den leinenen Kimono hatte sie hochgerafft, wie es sich für eine Reisende gehörte, und sie

trug eine dünne Bambusstange. Vergebens versuchte er, ihren Namen zu rufen. Er streckte den Kopf vor und erstickte bei dem Bemühen, einen Laut hervorzubringen, fast. Seine Augen waren wieder trocken, doch die Schultern zuckten, so sehr schluchzte er noch immer. Es war zum Wahnsinnigwerden, und dabei war Otsū so nahe! Wohin wollte sie? Warum hatte sie Edo verlassen?

Später am Tag, als ein Schiff an der Hafenmauer festmachte, war das geschäftige Treiben besonders hektisch.

»Sahei, was soll dieser Junge hier draußen, der aussieht wie ein zahmer Bär auf dem Jahrmarkt? Es ist grausam, ihn so stehenzulassen. Außerdem ist das schlecht fürs Geschäft.« Der Mann, der dies in die Schreibstube hineinrief, war ein Vetter von Tarōzaemon. Für gewöhnlich wurde er Namban'ya genannt, nach dem Namen des Ladens, in dem er arbeitete. Schwarze Pockennarben verliehen dem düsteren Ausdruck seines Gesichts zusätzlich noch etwas Unheimliches. Dabei war er trotz seines Aussehens ein freundlicher Mann, der Iori öfter Näschereien zusteckte. »Ob Ihr ihn bestraft oder nicht, ist mir gleichgültig«, fuhr er fort. »Nur ist es nicht richtig, es hier draußen auf der Straße zu tun; das ist schlecht für den Namen Kobayashi. Bindet ihn los!«

»Jawohl, Herr.« Sahei tat augenblicklich, wie ihm geheißen, und jammerte Namban'ya die ganze Zeit dabei vor, was für ein Nichtsnutz Iori sei. »Wenn Ihr nicht wißt, was Ihr mit ihm anfangen sollt«, sagte Namban'ya, »nehme ich ihn mit nach Hause. Ich werde mit Osei noch heute darüber reden.«

Der Verwalter, der die Folgen fürchtete, wenn die Herrin des Hauses hörte, was geschehen war, hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, Ioris Groll zu besänftigen. Iori wollte jedoch den restlichen Tag über nichts mehr mit dem Mann zu tun haben.

Am Abend, ehe er nach Hause ging, blieb Namban'ya vor Ioris Schlafecke stehen. Ein wenig beschwipst, doch sehr gut

gelaunt, sagte er: »Tja, du wirst also doch nicht mit mir kommen. Die Frauen wollen nichts davon wissen.« Gleichwohl hatte seine Unterhaltung mit Osei und Otsūru günstige Folgen. Gleich am nächsten Morgen ließen sie Iori in die Tempelschule in der Nachbarschaft eintreten. Er durfte sein Schwert auch in der Schule tragen, und weder Sahei noch die anderen machten ihm fürderhin irgendwelche Schwierigkeiten.

Trotzdem brachte er es nicht fertig, sich hier zu Hause zu fühlen. War er drinnen, wanderte sein Blick oft sehnsüchtig nach draußen. Jedesmal, wenn er eine junge Frau sah, die ihn auch nur entfernt an Otsū erinnerte, wechselte er die Farbe. Manchmal lief er hinaus, um sie genauer anzusehen. Eines Morgens zu Beginn des neunten Monats traf mit einem Flußboot von Kyoto her eine gewaltige Menge Gepäck ein. Als es Mittag wurde, türmten sich die Truhen und Körbe vor der Schreibstube haushoch. Schildchen an den Gepäckstücken verrieten, daß es sich um Eigentum von Samurai aus dem Hause Hosokawa handelte. Diese waren dienstlich in Kyoto gewesen, so wie Sado am Berg Kōya gewesen war: Sie hatten sich um die Hinterlassenschaft des verstorbenen Hosokawa Yūsai gekümmert. Jetzt saßen sie da und tranken Gerstentee, fächelten sich Kühlung zu, manche in der Schreibstube, manche unter der Dachtraufe im Freien.

Als er von der Schule zurückkehrte, blieb Iori auf der Straße stehen und erblaßte.

Kojirō, der rittlings auf einem riesigen Korb saß, sagte gerade zu Sahei: »Es ist zu heiß hier draußen. Ist unser Schiff denn immer noch nicht da?« Sahei blickte von seiner Warenliste auf und zeigte zur Hafenmauer. »Euer Schiff ist die ›Tatsumimaru‹. Sie liegt dort drüben. Wie Ihr sehen könnt, sind sie noch nicht mit dem Beladen fertig, und deshalb sind Eure Plätze an Deck auch noch nicht bereit. Tut mir leid.«

»Ich würde viel lieber an Bord warten. Dort müßte es doch ein wenig kühler sein.«

»Ja, Herr. Ich werde hinübergehen und nachsehen, wie die Dinge stehen.« Zu sehr in Eile, um sich vorher noch den Schweiß von der Stirn zu wischen, trippelte er eilends auf die Straße hinaus, wo er Iori erblickte. »Was machst du hier und hältst Maulaffen feil? Geh und bediene die Passagiere! Gerstentee, kaltes Wasser, heißes Wasser – gib ihnen, was sie wollen!«

Iori schlich sich in einen Schuppen am Gassenzugang beim Lagerhaus, wo immer ein Kessel mit Wasser kochte. Doch statt sich an die Arbeit zu machen, stand er da und beobachtete Kojirō mit wütenden Blicken. Für gewöhnlich wurde Kojirō jetzt Ganryū gerufen, da der irgendwie gelehrt klingende Name seinem jetzigen Alter und seiner augenblicklichen Stellung angemessener schien. Er war schwerer und massiger geworden. Sein Gesicht war voller; seine einst stechenden Augen blickten jetzt heiter und ungetrübt. Er wetzte auch nicht mehr die spitze Zunge, die früher so manchen verletzt hatte. Irgendwie hatte die Würde des Schwertes seine Persönlichkeit verändert.

Eine Folge dieses Wandels war, daß er nach und nach von den anderen Samurai anerkannt wurde. Sie lobten ihn nicht nur in den höchsten Tönen, sondern achteten ihn wirklich.

Schweißgebadet kehrte Sahei von dem Schiff zurück und entschuldigte sich abermals für die lange Wartezeit. Dann verkündete er: »Die Plätze mittschiffs sind immer noch nicht bereit, wohl aber die am Bug.« Das bedeutete, daß die jüngeren Samurai und die Fußsoldaten sich an Bord begeben konnten. Sie schulterten also ihre Habseligkeiten und zogen gruppenweise ab. Es blieben nur noch Kojirō und sechs oder sieben ältere Männer, allesamt Leute, die bedeutendere Stellungen im Lehen bekleideten.

»Sado ist noch nicht eingetroffen, nicht wahr?« fragte Kojirō. »Nein, aber er müßte eigentlich bald kommen.«

»Gleich werden wir die Sonne aus dem Westen bekommen«,

wandte Sahei sich an Kojirō. »Es wird kühler sein, wenn Ihr hineingeht.« »Aber die Fliegen sind drinnen schrecklich«, beschwerte Kojirō sich. »Außerdem habe ich Durst. Könnte ich noch eine Schale Tee haben?« »Sofort, Herr.« Ohne sich zu erheben, rief Sahei zum Schuppen mit dem kochenden Wasserfaß hinüber: »Io, was treibst du? Bring unseren Gästen Tee!« Dann beschäftigte er sich wieder mit seiner Warenliste, doch als ihm aufging, daß Iori nicht antwortete, wiederholte er seinen Befehl. Da sah er, wie der Junge langsam mit mehreren Schalen auf einem Teebrett herbeikam. Jedem der Samurai bot Iori Tee an, und jedesmal verneigte er sich höflich. Als er mit den letzten beiden Schalen vor Kojirō stand, sagte er: »Bitte, nehmt etwas Tee!«

Wie abwesend streckte Kojirō die Hand aus, zog sie aber ruckartig zurück, als er Ioris ansichtig wurde. Erschrocken rief er: »Aber das ist ja .. .« Iori verzog das Gesicht zu einem Grinsen und sagte: »Das letzte Mal, daß ich das Vergnügen hatte, Euch in die Arme zu laufen, war in Musashino.« »Was soll das?« krächzte Kojirō in einem Ton, der kaum zu seinem derzeitigen Rang paßte.

Gerade wollte er noch etwas sagen, da rief Iori: »Ach, Ihr erinnert Euch an mich?« Und er kippte ihm das Teebrett ins Gesicht.

»Oh!« rief Kojirō und packte Iori beim Handgelenk. Wenn auch das Teebrett danebengegangen war, etwas heißer Tee hatte ihm doch das linke Auge verbrüht; der Rest des Tees lief ihm auf die Brust und den Hakama. »Du kleines Biest!« schrie Kojirō. Er warf Iori auf den Boden und pflanzte einen Fuß auf ihn. »Verwalter!« rief er dann zornig. »Dieser Schelm ist einer von Euren Burschen, nicht wahr? Kommt her, und haltet ihn fest! Selbst wenn er noch ein Kind ist, das lasse ich nicht durchgehen.« Vor Angst wie von Sinnen, eilte Sahei herbei, um zu tun, wie ihm geheißen. Er war bei Iori, als der Junge gerade wieder auf die Füße sprang. Es gelang Iori, sein

Schwert zu ziehen und nach Kojirōs Arm zu schlagen. Mit einem Fußtritt beförderte der Samurai ihn in die Mitte des Raums und sprang einen Schritt zurück.

Sahei machte kehrt und schrie sich die Lunge aus dem Leib. Er erwischte den Jungen gerade in dem Augenblick, da dieser sich wieder hochrappelte. »Haltet Euch da raus!« schrie Iori, schaute dann Kojirō offen ins Gesicht und rief: »Das geschieht Euch recht!« Dann lief er hinaus.

Kojirō griff nach einer Tragestange aus Bambus, die herumlag, und warf damit nach dem Jungen. Er hatte so genau gezielt, daß die Stange Iori genau in die Kniekehlen fuhr und er auf dem Gesicht landete.

Auf Saheis Befehl fielen mehrere Männer über Iori her und schleiften ihn zum Schuppen mit dem heißen Wasser, wo inzwischen ein Diener Kojirō den Kimono und den Hakama reinigte.

»Bitte, verzeiht diese Ungeheuerlichkeit!« flehte Sahei.

»Uns fehlen die Worte, uns zu entschuldigen«, fügte einer der Helfer hinzu.

Ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, nahm Kojirō das feuchte Handtuch, das der Diener ihm reichte, und wischte sich das Gesicht ab. Iori hatte man zu Boden gestoßen, die Arme auf den Rücken gedreht. »Laßt mich los!« bettelte er und wand sich vor Schmerzen. »Ich laufe nicht weg. Ich bin ein Samurai. Ich habe es mit voller Absicht getan und werde meine Strafe entgegennehmen wie ein Mann.«

Kojirō richtete seine Kleidung und fuhr sich durch das Haar. »Laßt ihn los«, befahl er ruhig.

Da er nicht wußte, was er von dem gelassenen Ausdruck auf dem Gesicht des Samurai halten sollte, stammelte Sahei: »Ist ... ist Euch auch nichts geschehen?«

»Nein. Aber ...«, das Wort klang, als ob ein Nagel durch ein

Brett getrieben würde, »... wenn ich auch nichts mit einem Kind zu tun haben möchte, falls Ihr meint, er soll bestraft werden, kann ich Euch eine Strafe vorschlagen: Gießt ihm eine Kelle kochendes Wasser über den Kopf. Das bringt ihn nicht um.«

»Kochendes Wasser?« Vor dieser Zumutung schrak Sahei zurück. »Ja. Aber wenn Ihr ihn laufenlassen wollt, soll mir auch das recht sein.« Unsicher sahen Sahei und seine Helfer sich an. »So etwas können wir nicht ungestraft durchgehen lassen.« »Er hat immer nur Böses im Sinn.«

»Er kann von Glück sagen, daß er nicht umgebracht wurde.«
»Bringt ein Seil!«

Als sie anfangen, Iori zu fesseln, schob dieser ihre Hände fort. »Was macht Ihr?« schrie er sie an. Auf dem Boden sitzend, sagte er: »Ich habe doch gesagt, ich laufe nicht weg, oder? Ich nehme meine Strafe entgegen. Ich hatte einen Grund für das, was ich getan habe. Ein Kaufmann mag sich entschuldigen. Ich nicht. Der Sohn eines Samurai wird wegen dem bißchen heißen Wassers nicht weinen.«

»Na schön«, sagte Sahei. »Du hast es dir selbst zuzuschreiben.« Er rollte den Ärmel hoch, füllte eine Kelle mit kochendem Wasser und näherte sich langsam Iori.

»Mach die Augen zu, Iori! Wenn du das nicht tust, wirst du blind.« Die Stimme kam von der anderen Straßenseite.

Da er nicht wagte hinzusehen, wessen Stimme das war, schloß Iori die Augen. Er erinnerte sich an eine Geschichte, die Musashi ihm einmal in Musashino erzählt hatte. Sie handelte von Kaisen, einem Zen-Priester, der bei den Kriegern der Provinz Kai in hohem Ansehen stand. Als Nobunaga und Ieyasu Kaisens Tempel angriffen und in Brand steckten, nahm der Priester ganz ruhig im oberen Stockwerk des Torbaus Platz und sprach, während er verbrannte, die Worte: »Wenn dein Herz durch Erleuchtung zunichte wird, ist Feuer kühl.«

Es ist ja nur eine Kelle heißes Wasser, sagte Iori sich. Ich darf nicht daran denken. Er versuchte verzweifelt, zu einer selbstlosen, leeren Hülle zu werden, sich von jeder Täuschung freizumachen, alle Sorgen fahrenzulassen. Vielleicht wäre es ihm leichter gefallen, wenn er jünger gewesen wäre, oder viel älter ... Doch gerade in seinem Alter war er zu sehr der Welt verhaftet, in der er lebte.

Wann kam denn nun endlich das Wasser? Einen schwindelerregenden Augenblick lang dachte er, der Schweiß, der ihm von der Braue tropfte, sei kochendes Wasser. Eine Minute kam ihm vor wie hundert Jahre. »Aber das ist ja Sado«, sagte Kojirō.

Sahei und all die anderen drehten sich um und starrten den alten Samurai an.

»Was geht hier vor?« fragte Sado und kam in Begleitung Nuinosukes über die Straße.

Kojirō lachte und sagte unbekümmert: »Ihr habt uns in einem ungelegenen Augenblick erwischt. Sie sind gerade dabei, den Jungen zu bestrafen.« Sado sah Iori, der immer noch die Augen geschlossen hatte, eindringlich an. »Ihn bestrafen? Nun, wenn er etwas ausgefressen hat, muß er wohl bestraft werden. Macht nur, ich sehe zu.«

Sahei blickte aus den Augenwinkeln heraus zu Kojirō, der die Lage augenblicklich einschätzte und wußte, daß er für die Härte der Bestrafung verantwortlich gemacht werden würde. »Das reicht«, sagte er. Iori machte die Augen auf. Er hatte einige Mühe, sich auf die Welt einzustellen, doch als er Sado erkannte, sagte er glücklich: »Ich kenne Euch. Ihr seid der Samurai, der in den Tokuganji-Tempel nahe der Hōtengahara-Ebene gekommen ist.«

»Du erinnerst dich an mich?« »Ja, Herr.«

»Was ist aus deinem Lehrer Musashi geworden?« Iori schniefte und schlug die Hände vors Gesicht.

Daß Sado den Jungen kannte, kam für Kojirō höchst überraschend. Nach kurzem Überlegen kam er zu dem Schluß, daß dieser Umstand mit Sados Suche nach Musashi zu tun haben müsse. Jedenfalls war ihm nicht daran gelegen, daß der Name Musashi im Gespräch zwischen ihm und dem ersten Vasallen seines Herrn fiel. Er wußte, irgendwann einmal mußte er gegen Musashi kämpfen, doch war dies jetzt keine rein private Angelegenheit mehr zwischen ihnen.

In der Tat war es so, daß man sowohl in der Hauptlinie als auch in den Nebenlinien des Hauses Hosokawa geteilter Meinung war: Manche gaben große Stücke auf Musashi, während die anderen die Partei des früheren Rōnin ergriffen, der inzwischen zum Schwertlehrer des Familienoberhaupts aufgestiegen war. Manche meinten, der eigentliche Grund für einen unausweichlichen Kampf sei, daß im Hintergrund eine Rivalität zwischen Sado und Kakubei bestehe.

Zu Kojirōs Erleichterung traf just in diesem Augenblick der Kapitän der »Tatsumimaru« mit der Nachricht ein, das Schiff sei bereit. Sado, der sich noch erholen wollte, sagte, als er mit Sahei in der Schreibstube war: »Das Schiff legt doch erst bei Sonnenuntergang ab, oder?« »Ja, das stimmt«, erwiderte Sahei, der auf und ab tigerte, weil er sich Sorgen darüber machte, was die Angelegenheit mit Iori für Folgen haben könnte. »Dann bleibt mir also noch Zeit, mich ein wenig auszuruhen?« »Reichlich Zeit. Bitte, nehmt etwas Tee!«

Otsūru erschien an der inneren Tür und winkte dem Verwalter. Nachdem er ihr eine Weile zugehört hatte, kam Sahei zu Sado zurück und sagte: »Die Schreibstube ist nicht der rechte Ort, Euch zu empfangen. Es ist nur ein Schritt durch den Garten ins Haus. Wollt Ihr nicht hinübergehen?« »Das ist sehr freundlich«, sagte Sado. »Wem verdanke ich das? Der Dame des Hauses?«

»Ja. Sie sagte, sie wolle Euch danken.« »Wofür?«

Sahei kratzte sich am Kopf. »Ich ... eh ... ich denke dafür, daß Iori nicht zu Schaden gekommen ist. Weil der Herr nicht hier ist ...« »Da wir gerade von Iori reden, ich würde mich gern mit ihm unterhalten. Würdet Ihr ihn bitte rufen?«

Der Garten war so, wie Sado ihn bei einem reichen Sakaier Kaufmann erwartet hatte. Obwohl er auf der einen Seite von einer Lagerhalle begrenzt wurde, bildete er eine Welt, die mit der heißen, lauten Schreibstube nichts, aber auch nicht das geringste zu tun hatte. Die Felsen und Pflanzen, alles war frisch übergossen, und auch ein plätschernder Bach fehlte nicht. Osei und Otsūru knieten in einem kleinen eleganten Raum, der auf den Garten hinausging. Auf den Tatami lag ein Wollteppich, und es standen Tablett mit Gebäck und Tabak bereit. Sado spürte den milden Duft von würzigem Räucherwerk.

Er nahm am Rand des Raums Platz und sagte: »Ich möchte nicht hineinkommen. Meine Füße sind schmutzig.«

Während sie ihm Tee reichte, entschuldigte Osei sich für ihre Bediensteten, und sie dankte Sado, daß er Iori gerettet hatte.

Sado sagte: »Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, den Jungen kennenzulernen. Jetzt freue ich mich, ihn wiederzusehen. Wie kommt es, daß er in Eurem Hause weilt?«

Nachdem er ihre Erzählung angehört hatte, berichtete Sado Osei von seiner langen Suche nach Musashi. Sie plauderten freundlich miteinander, und nach einer Weile sagte Sado: »Ich habe Iori von der anderen Seite der Straße aus eine ganze Zeitlang beobachtet und seine Fähigkeit bewundert, die Ruhe zu bewahren. Er hat sich vorzüglich gehalten. Freimütig gesagt, meine ich, es wäre ein Fehler, einen Jungen, der eine solche Geistesstärke besitzt, im Haus eines Kaufmanns aufwachsen zu lassen. Ich möchte Euch fragen, ob Ihr nicht bereit wärt, ihn mir zu überlassen. In Kokura könnte er als Samurai erzogen werden.«

Osei willigte augenblicklich ein und sagte: »Das wäre wohl

das Beste, was ihm geschehen könnte.«

Otsūru erhob sich, um Iori zu holen, doch just in diesem Augenblick tauchte er hinter einem Baum auf, von wo aus er die ganze Unterhaltung mit angehört hatte.

»Hast du etwas dagegen, mit mir zu kommen?«

Iori konnte sich vor Glück kaum fassen und bat, mit nach Kokura genommen zu werden.

Während Sado seinen Tee austrank, machte Otsūru Iori reisefertig: Kimono, Hakama, Beinlinge, Strohhut – alles war neu. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er überhaupt einen Hakama anzog.

An diesem Abend, als der Wind die schwarzen Segel der »Tatsumimaru« blähte und das Schiff unter den von der untergehenden Sonne gold überhauchten Wolken dahinglitt, schaute Iori zurück auf ein Meer von Gesichtern: Da war das von Otsūru, das ihrer Mutter, Saheis Gesicht, die Gesichter einer großen Menge von Menschen, die den Abreisenden Glück gewünscht hatten, und das Gesicht der Stadt Sakai. Mit einem breiten Lächeln nahm er seinen Strohhut und winkte allen zu.

Ein Schreiblehrer

Das Schild über dem Eingang zu einer schmalen Gasse im Fischhändlerviertel von Okazaki trug folgende Aufschrift: »Erleuchtung für die Jugend. Unterricht im Lesen und Schreiben.« Darunter stand der Name Muka. Anscheinend handelte es sich hier um einen der vielen verarmten, aber redlichen Rōnin, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, daß sie das, was sie in ihrer Samuraiausbildung gelernt hatten, mit den Kindern einfacher Bürger teilten.

Die eigentümlich ungelenke Kalligraphie auf dem Schild brachte so manchen Vorübergehenden zum Lächeln, doch Muka schämte sich dessen nicht. Wurde je darauf angespielt, so antwortete er stets: »Ich bin im Herzen noch ein Kind. Ich lerne zusammen mit den Kindern.«

Die Gasse endete in einem Bambushain, hinter welchem sich das Reitgelände des Hauses Honda erstreckte. Bei schönem Wetter hing stets eine Staubwolke darüber, da die Reiter dann von Morgengrauen bis zum späten Abend übten. Sie waren stolz, sich auf die Tradition der berühmten Mikawa-Krieger berufen zu können, aus der auch die Tokugawa hervorgegangen waren. Muka erwachte von seinem Mittagsschläfchen, ging zum Brunnen und holte Wasser herauf. Sein schlicht-grauer, ungefütterter Kimono und Überwurf hätten einem Vierzigjährigen wohl angestanden. Doch Muka war noch keine dreißig. Nachdem er sich das Gesicht gewaschen hatte, ging er in den Hain und schnitt mit einem einzigen Schwerthieb ein dickes Bambusrohr. Nachdem er das Rohr am Brunnen gespült und mit Wasser gefüllt hatte, ging er wieder ins Haus. Die Fensterläden hielten zwar den Staub vom Reitgelände ab, doch da sie auch das Licht aussperrten, wirkte der Raum kleiner und dunkler, als er in Wirklichkeit war. In einer Ecke stand ein niederer Tisch. Darüber hing das Bildnis eines Zen-Priesters. Muka stellte das Bambusrohr auf den Tisch und steckte schwungvoll eine erblühte Trichterwinde hinein.

Nicht übel, dachte er, als er zurücktrat, um die Wirkung zu prüfen. Er setzte sich an seinen Arbeitstisch, ergriff einen Pinsel und begann zu üben, wobei er sich nach einem Handbuch mit quadratischen chinesischen Schriftzeichen sowie nach dem Reibedruck einer Inschrift des Priesters Kōbō Daishi richtete. Offensichtlich hatte er im Laufe des Jahres, das er nun schon hier lebte, gute Fortschritte gemacht, denn die Schriftzeichen, die er jetzt malte, waren wesentlich

ansehnlicher als die auf dem Schild.

»Darf ich stören?« fragte die Nachbarin, die Frau eines Mannes, der mit Pinseln handelte.

»Bitte, tretet ein«, sagte Muka.

»Ich habe nur wenig Zeit, aber ich wollte fragen ... Vor kurzer Zeit habe ich ein lautes Geräusch gehört, als ob etwas zerbräche. Habt Ihr es auch gehört?«

Muka lachte. »Ach, das war bloß ich. Ich habe ein Bambusrohr geschnitten.«

»Oh, und ich hatte mir schon Sorgen gemacht und befürchtet, es könne Euch etwas zugestoßen sein. Mein Mann sagt, die Samurai, die hier herumschleichen, seien darauf aus, Euch umzubringen.«

»Es würde keine Rolle spielen, wenn sie es täten. Ich bin ohnehin nicht mehr wert als drei Kupferstücke.«

»Ihr solltet nicht alles auf die leichte Schulter nehmen. Es werden viele Menschen für Dinge umgebracht, an die sie sich nicht einmal erinnern. Denkt doch nur, wie traurig die jungen Frauen wären, wenn Euch etwas zustieße.«

Sie machte kehrt, diesmal allerdings, ohne wie sonst zu fragen: »Warum nehmt Ihr Euch keine Frau? Es ist doch nicht so, daß Ihr Euch nichts aus Frauen macht, oder?« Muka gab nie eine klare Antwort, obwohl er sich die neugierigen Fragen selbst zuzuschreiben hatte, da er sorglos hatte durchblicken lassen, daß er eine gute Partie sei. Seine Nachbarn wußten, daß er ein Rōnin aus Mimasaka war, der sich weiterbildete und eine Zeitlang in Kyoto und Edo gelebt hatte. Er hatte erklärt, sich in Okazaki niederlassen und eine gute Schule gründen zu wollen. Da seine Jugend, sein Fleiß und seine Aufrichtigkeit für ihn sprachen, war es kein Wunder, daß eine Reihe junger Frauen ebenso lebhaften Anteil an ihm nahmen wie etliche Eltern mit heiratsfähigen Töchtern.

Die einfachen Bürger besaßen einen gewissen Reiz für Muka. Der Pinselhändler und seine Frau behandelten ihn sehr freundlich, die Frau brachte ihm das Kochen bei, spülte manchmal auch das Geschirr für ihn und nähte seine Sachen. Alles in allem genoß er es, in diesem Viertel zu wohnen. Jeder kannte jeden, und alle suchten nach neuen Möglichkeiten, ihr Leben bunt und anregend zu gestalten. Irgend etwas war immer los, entweder ein Fest, Straßentänze oder eine religiöse Feier, ein Leichenbegängnis, oder der Besuch bei einem Kranken.

An diesem Abend kam Muka am Haus des Pinselhändlers vorüber, als der mit seiner Frau zu Abend aß. Mit der Zunge schnalzend, sagte die Frau: »Wohin er wohl geht? Vormittags unterrichtet er die Kinder, und am Nachmittag macht er ein Nickerchen oder studiert. Abends aber geht er immer fort. Er ist wie eine Fledermaus.«

Der Mann gluckste in sich hinein. »Was ist daran auszusetzen? Er ist unverheiratet. Du solltest ihm seine nächtlichen Ausflüge nicht verargen.« In den Straßen von Okazaki mischten sich die Klänge der Bambusflöten mit dem Zirpen der Grillen in kleinen Holzkäfigen, dem rhythmischen Klagen blinder Straßensänger und den Rufen der Melonen- und Sushiverkäufer. Hier erinnerte nichts an das hektische Treiben, das charakteristisch war für Edo. Laternen flackerten, die Leute gingen in leichten Kimonos spazieren. Der warme Sommerabend schien alle in entspannte Stimmung zu versetzen.

Die jungen Frauen tuschelten, als Muka vorüberging. »Da geht er wieder.«

»Hmph – und hat wie immer für keine ein Auge!«

Einige junge Frauen verneigten sich vor ihm, um sich dann ihren Freundinnen zuzuwenden und Mutmaßungen darüber anzustellen, wohin er wohl wolle.

Muka schritt unbeirrt weiter durch die Straßen, wo er sich

die Gunst der Huren Okazakis hätte erkaufen können, die von manchen als eine der größten Verlockungen entlang der Tōkaidō-Landstraße betrachtet wurden. Am westlichen Stadtrand blieb er stehen, streckte sich und schüttelte die Hitze aus seinen Ärmeln. Vor ihm war das Rauschen des Yahagi zu vernehmen, dessen Ufer eine zweihundertundacht Spannen lange Brücke verband. Muka ging auf eine schmale Gestalt zu, die am ersten Pfeiler auf ihn wartete. »Musashi!« begrüßte ihn diese.

Musashi lächelte Matahachi zu, der seine Priesterrobe übergestreift hatte. »Ist der Meister zurückgekehrt?« fragte er. »Nein.«

Schulter an Schulter überquerten sie die Brücke. Auf einem fichtenbestandenen Hügel am gegenüber liegenden Ufer erhob sich ein alter Zen-Tempel. Da der Hügel Hachijō hieß, wurde der Tempel Hachijōji genannt. Sie stiegen den dunklen Hang zum Tor hinauf.

»Wie geht es dir?« fragte Musashi. »Sich im Zen zu üben, muß schwierig sein.«

»Das ist es«, bestätigte Matahachi und neigte mutlos den bläulichen, geschorenen Kopf. »Ich habe schon oft daran gedacht wegzulaufen. Wenn ich Geistesqualen durchstehen muß, um ein anständiger Mensch zu werden, kann ich auch den Hals in die Schlinge stecken. Dann hätte ich es wenigstens hinter mir.«

»Laß dich nicht entmutigen. Du stehst immer noch am Anfang. Die eigentliche Ausbildung für dich beginnt erst, wenn du den Meister bewogen hast, dich als Jünger aufzunehmen.«

»Es ist nicht immer gleich schwer. Ich habe gelernt, mich selbst ein wenig in Zucht zu nehmen. Wenn mir der Mut sinkt, denke ich an dich. Wenn du es schaffst, die Hindernisse zu überwinden, sollte mir das auch möglich sein.«

»So ist es recht. Es gibt nichts, was ich kann und du nicht

auch lernen könntest.«

»An Takuan zu denken, hilft mir auch. Wäre er nicht gewesen, hätte man mich hingerichtet.«

»Wenn du unter der Last deiner Übungen nicht verzweifelst, wird dir eine Freude zuteil werden, die größer ist als jeder Schmerz«, erklärte Musashi ernst. »Tag und Nacht, Stunde um Stunde werden die Menschen zwischen Schmerz und Freude hin- und hergeworfen. Trachten sie aber danach, sich nur Freude zu verschaffen, so hören sie auf, wirklich zu leben, denn dann verflüchtigt sich die Freude.« »Allmählich fange ich an zu verstehen.«

»Denk an ein einfaches Gähnen. Das Gähnen eines Menschen, der schwer arbeitet, unterscheidet sich vom Gähnen eines Müßiggängers. Viele Menschen sterben, ohne eine Ahnung zu haben, wie lustvoll es sein kann zu gähnen.«

»Umm. Derlei bekomme ich auch im Tempel zu hören.« »Ich hoffe, der Tag kommt bald, an dem ich dich dem Meister übergeben kann. Ich möchte ihn selbst auch um Führung bitten. Ich muß mehr über den wahren Weg erfahren.« »Wann, meinst du denn, ist er wieder da?«

»Das ist schwer zu sagen. Zen-Meister ziehen manchmal zwei oder drei Jahre lang durchs Land wie unstete Wolken. Wo du nun einmal hier bist, solltest du entschlossen sein, notfalls auch vier oder fünf Jahre auf ihn zu warten.« »Tust du das auch?«

»Ja. In dieser kleinen Gasse unter armen, aber redlichen Menschen zu leben, ist eine gute Übung – das gehört zu meiner Erziehung. Es ist keine verschwendete Zeit.«

Nachdem Musashi Edo verlassen hatte, war er durch Atsugi gezogen. Dann, von Zweifeln über seine Zukunft geplagt, hatte er sich in die Tanzawa-Berge zurückgezogen, um zwei Monate später noch sorgenzerfurchter und ausgemergelter als zuvor wiederaufzutauchen. Die Lösung eines Problems führte ihn nur

unweigerlich an das nächste heran. Manchmal war er so zerquält, daß er das Gefühl hatte, sein Schwert richte sich gegen ihn selbst. Er zog auch in Erwägung, den leichten Weg zu wählen. Wenn er es fertigbrachte, mit Otsū ein behagliches, gewöhnliches Leben zu führen, würde nahezu jeder Lehnsherr bereit sein, ihn mit fünfhundert bis tausend Scheffel angemessen zu entlohnen. Stellte er sich jedoch ernsthaft diese Lebensweise vor, so lautete die Antwort jedesmal Nein. Ein leichtes Dasein konnte nur mit Beschränkungen erkaufte werden, und denen mochte er sich nicht unterwerfen.

Zu anderen Zeiten fühlte er sich niedrigen und feigen Illusionen ausgeliefert wie die gierigen Dämonen der Hölle; dann wieder klärte sich sein Geist für eine Zeitlang, und er sonnte sich in der Lust seiner stolzen Einsamkeit. In seinem Herzen wogte ein ständiger Kampf zwischen Licht und Dunkelheit. Tag und Nacht wurde er hin- und hergerissen zwischen Überschwang und Niedergeschlagenheit. Er dachte an sein Können als Schwertkämpfer und war damit unzufrieden. Wenn er darüber nachsann, wie unendlich lang der Weg und wie weit er noch von der Reife entfernt war, wurde er ganz krank im Herzen. An anderen Tagen heiterte das Leben in den Bergen ihn auf, und seine Gedanken wandten sich Otsū zu.

Nachdem er von den Bergen heruntergekommen war, zog er weiter nach Yugyōji in Fujisawa und von dort nach Kamakura. Dort hatte er Matahachi getroffen. Entschlossen, sich nicht noch einmal dem Nichtstun in die Arme zu werfen, war Matahachi wegen der vielen Zen-Tempel nach Kamakura gekommen. Er litt jedoch noch mehr an Unbehagen und Entschlußlosigkeit als Musashi.

Musashi versicherte ihm: »Es ist nicht zu spät. Wenn du dich zusammenreißt und in Zucht nimmst, kannst du einen neuen Anfang machen. Es ist tödlich, sich immer wieder zu sagen, es sei alles vorbei und man taue zu nichts.« Er setzte hinzu: »Um

der Wahrheit die Ehre zu geben, ist mir selbst manchmal, als liefe ich gegen eine Mauer an. Dann frage ich mich, ob ich überhaupt noch eine Zukunft habe. Ich komme mir vollkommen hohl vor. Mir ist, als lebte ich in einer Muschel. Ich hasse mich selbst. Immer wieder sage ich mir, daß ich nichts taue. Aber dadurch, daß ich mich kasteie und mich zwingen weiterzumachen, schaffe ich es jedesmal, die Schale zu sprengen. Und dann tut sich ein neuer Weg vor mir auf. Glaub mir, gerade jetzt liege ich in ernstem Kampf mit mir. Ich werfe mich im Innern der Muschel hin und her und bin unfähig, irgend etwas zu tun. Ich habe die Berge verlassen, weil mir jemand eingefallen ist, der mir helfen könnte.« Er sprach vom Priester Gudō.

Matahachi sagte: »Er ist es, der dir geholfen hat, als du anfingst, den Weg zu suchen, nicht wahr? Könntest du mich bei ihm einführen und ihn bitten, mich als seinen Schüler aufzunehmen?«

Zuerst hatte Musashi Zweifel an Matahachis Ernsthaftigkeit, doch nachdem er sich angehört hatte, in welchen Schwierigkeiten er in Edo gesteckt hatte, beschloß er, dem Jugendfreund zu vertrauen. Die beiden zogen in einem Dutzend Zen-Tempeln Erkundigungen nach Gudō ein, erfuhren jedoch nur wenig. Musashi wußte, daß der Priester nicht mehr im Myōshinji in Kyoto war. Er hatte den Tempel bereits vor etlichen Jahren verlassen und war seither durch den Osten und Nordosten Japans gezogen. Musashi kannte Gudō aber auch als höchst unberechenbaren Mann, der heute noch in Kyoto sein konnte, um den Tenno im Zen-Stil zu unterrichten, der jedoch morgen vielleicht schon wieder über Land zog. Es war bekannt, daß Gudō in Okazaki ein paarmal im Hachijōji übernachtete hatte, und so riet ein Priester den beiden, dort auf ihn zu warten.

Musashi und Matahachi saßen in dem kleinen Verschlag, in dem Matahachi schlief. Musashi besuchte ihn oft hier und

redete bis tief in die Nacht hinein mit ihm. Matahachi durfte noch nicht im Schlafsaal der Mönche übernachten, der sich in einem der strohgedeckten Gebäude des Hachijōji befand.

Obwohl er den Namen Doshin angenommen hatte, war er bis jetzt noch nicht offiziell als Priester aufgenommen worden.

»Ach, diese Mücken!« sagte Matahachi, wehrte den Qualm von dem insektenvertreibenden Räucherwerk ab und rieb sich die brennenden Augen. »Laß uns hinausgehen.«

Sie gingen zur Haupthalle hinüber und setzten sich auf die Veranda. Das Tempelgelände war menschenleer. Ein kühler Wind wehte. »Vieles hier erinnert mich an den Shippōji«, flüsterte Matahachi mit kaum hörbarer Stimme. »Ja, nicht wahr?« sagte Musashi.

Sie schwiegen. Die Gedanken an daheim weckten unweigerlich Erinnerungen an Otsū oder Osugi oder an Ereignisse, über die keiner von beiden reden wollte, aus Angst, ihre neu aufkeimende Freundschaft zu zerstören. Nach wenigen Augenblicken sagte Matahachi: »Der Hügel, auf dem der Shippōji liegt, ist höher, nicht wahr? Hier wächst auch keine uralte Zeder.« Er machte eine Pause, betrachtete eindringlich Musashis Profil und sagte dann schüchtern: »Ich habe etwas auf dem Herzen, nur ...« »Um was geht es denn?«

»Otsū ...« begann Matahachi, konnte jedoch nicht weitersprechen. Nach einer Weile ermannte er sich und fuhr fort: »Ich wüßte gern, was Otsū im Augenblick macht und was aus ihr werden wird. Ich denke ziemlich oft an sie und bitte sie in meinem Herzen um Verzeihung für das, was ich ihr angetan habe. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber in Edo habe ich sie gezwungen, bei mir zu leben. Geschehen ist nichts zwischen uns. Sie hat nicht zugelassen, daß ich sie anrührte. Ich denke, nachdem ich nach Sekigahara gezogen war, muß Otsū gewesen sein wie eine abgefallene Blüte. Jetzt blüht sie an einem anderen Baum, wurzelt in anderer Erde.« Seine Miene bewies,

wie ernst es ihm war, und seine Stimme klang feierlich.

»Takezō ... nein! Musashi! Ich bitte dich, heirate Otsū! Du bist der einzige Mensch, der sie retten kann. Ich habe es nie über mich gebracht, es auszusprechen, doch jetzt, wo ich entschlossen bin, ein Schüler von Gudō zu werden, habe ich mich damit abgefunden, daß Otsū nicht mir gehört. Gleichwohl mache ich mir Sorgen um sie. Willst du nicht nach ihr suchen und ihr das Glück schenken, nach dem sie sich sehnt?«

Gegen drei Uhr in der Frühe stieg Musashi den steilen Bergpfad hinunter. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und den Kopf geneigt. Matahachis Worte klangen ihm noch in den Ohren. Angst schien seine Schritte zu lahmen. Er überlegte, wie viele qualvolle Nächte Matahachi verbracht haben mußte, ehe er den Mut aufgebracht hatte zu sprechen. Und doch kam es Musashi so vor, als sei sein eigener Zwiespalt häßlicher und schmerzlicher als der, mit dem Matahachi gekämpft hatte.

Matahachi, dachte er, hofft den verderblichen Flammen der Vergangenheit zu entkommen und sich in die kühle Rettung der Erleuchtung zu flüchten.

Wie ein neugeborenes Kind versucht er, im Zwielfachegeheimnis Schmerz von Trauer und Freude ein lebenswertes Dasein zu finden. Musashi war außerstande gewesen, Matahachis Bitte mit den Worten abzuschlagen: »Ich will Otsū nicht heiraten. Sie ist deine Verlobte. Bereue, reinige dein Herz und gewinne sie zurück.« Am Ende hatte er gar nicht geantwortet, denn was er auch immer hätte sagen können, es wäre eine Lüge gewesen. Matahachi war weiter in ihn gedrungen: »Wenn ich nicht weiß, daß Otsū in guter Hut ist, kann ich kein Jünger Gudōs werden. Du bist es, der mich gedrängt hat, mich in Selbstzucht zu üben. Wenn du mein Freund bist, dann hilf Otsū. Das ist die einzige Möglichkeit, mich zu retten.« Musashi war überrascht, als Matahachi plötzlich zusammenbrach und weinte. Einer solchen

Gefühlstiefe hatte er ihn nicht für fähig gehalten. Als er aufgestanden war, hatte Matahachi sich an seinen Ärmel geklammert und um eine Antwort gebettelt. »Laß mich darüber nachdenken«, war alles, was Musashi hatte sagen können. Jetzt warf er sich vor, ein Feigling gewesen zu sein, und beklagte sein Unvermögen, die eigene Trägheit zu überwinden. Musashi dachte traurig, daß diejenigen, die nie unter solcher Schwerfälligkeit gelitten haben, auch nicht wissen können, welche Qualen sie mit sich bringt. Es geht nicht darum, müßig zu sein, was ja ein durchaus angenehmer Zustand sein kann, sondern darum, verzweifelt etwas tun zu wollen, aber nicht dazu in der Lage zu sein. Musashis Geist und seine Augen schienen trübe und leer. Es war, als sei er in einem türlosen Raum eingesperrt. Seine Schwerfälligkeit erzeugte Zweifel an der eigenen Person, Selbstvorwürfe, Tränen.

Es half nichts, wütend auf sich selbst zu werden und sich an all das zu erinnern, was er falsch gemacht hatte. Die ersten Anzeichen seines Leidens hatten ihn bewogen, sich von Iori und Gonnosuke zu trennen und die neugeknüpften Freundschaften in Edo zu lösen. Doch seine Absicht, die Schale der einengenden Muschel zu zerbrechen, ehe sie undurchdringlich wurde, war in nichts zerronnen. Die Schale war noch da und umschloß sein hohles Selbst wie die abgestreifte Haut einer Zikade.

Unentschlossen ging er weiter. Das breite Bett des Yahagi tauchte vor ihm auf, und der Wind, der vom Fluß herüberstrich, glitt kühl über sein Gesicht.

Plötzlich sprang er, von einem durchdringenden Pfeifton gewarnt, beiseite. Die Kugel pfiff fünf Fuß entfernt an ihm vorüber, und das Musketenfeuer hallte über den Fluß. Da zwei Atemzüge zwischen dem Abfeuern und dem Kugelsausen vergangen waren, schloß Musashi, daß der Schütze aus beträchtlicher Entfernung gefeuert haben mußte. Er sprang unter eine Brücke und klammerte sich wie eine Fledermaus an

einen Balken. Eine Zeitlang verging, bis drei Mann den Hachijō-Hügel heruntergelaufen kamen wie Tannenzapfen, die der Wind vor sich herrollt. Kurz vor der Brücke blieben sie stehen und suchten nach der Leiche. Überzeugt, sein Ziel getroffen zu haben, warf der Musketenschütze die Lunte fort. Er war dunkler gekleidet als die beiden anderen und maskiert. Nur seine Augen waren zu sehen.

Der Himmel war ein wenig hell geworden, und die Messingbeschläge am Kolben blinkten matt auf.

Musashi konnte sich nicht vorstellen, wer in Okazaki ihn töten wollte. Zwar gab es genug Leute, die ihm nach dem Leben trachteten. In seinen Schlachten hatte er viele besiegt, in deren Adern möglicherweise noch das Feuer der Rache glomm. Und er hatte viele getötet, deren Angehörige oder Freunde vielleicht den Wunsch nach Rache verspürten.

Wer sich dem Weg des Schwertes verschrieben hatte, lief ständig Gefahr, getötet zu werden. Kam er um Haaresbreite mit dem Leben davon, war die Wahrscheinlichkeit groß, sich allein durch diesen Umstand neue Feinde zugezogen zu haben. Die Gefahr war gewissermaßen der Stein, an dem der Schwertkämpfer seinen Geist schliff. Feinde waren nichts weiter als verkleidete Lehrer.

Aus der Gefahr zu lernen, selbst im Schlaf noch auf der Hut zu sein, zu allen Zeiten von seinen Feinden zu lernen und das Schwert zu benutzen, um guten Menschen Leben zu schenken, seinen Bereich zu beherrschen, Erleuchtung zu erlangen und die Freuden des Lebens mit anderen zu teilen – all das gehörte zum Weg des Schwertes.

Als Musashi sich unter der Brücke zusammenkauerte, rüttelte die kalte Nüchternheit seiner Lage ihn auf, und die Schläffheit fiel von ihm ab. Ganz flach und geräuschlos atmend, ließ er seine Angreifer näher kommen. Als sie den Leichnam nicht fanden, suchten die drei die verlassene Straße

und den Raum unter der Brücke ab.

Musashis Augen weiteten sich. Obwohl in Schwarz gekleidet wie Banditen, waren die Männer mit Samuraischwertern bewaffnet und trugen vorzügliches Schuhwerk. Die einzigen in der Gegend heimischen Samurai dienten dem Haus Honda in Okazaki und dem Haus Owari von Tokugawa in Nagoya. Er war sich nicht bewußt, Feinde in einem der beiden Lehen zu haben.

Ein Mann tauchte in die Schatten, holte die Lunte zurück, zündete sie an und winkte damit, woraus Musashi schloß, auf der anderen Seite der Brücke müßten noch mehr Männer sein. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Selbst wenn er es schaffte, das gegenüber liegende Ufer zu erreichen, erwartete ihn da womöglich neue und vielleicht sogar noch größere Gefahr. Doch er konnte auch nicht wesentlich länger bleiben, wo er war. Wenn sie herausfanden, daß er die Brücke nicht überquert hatte, würden sie näher kommen und sein Versteck entdecken.

Sein Plan kam ihm wie ein Blitz. Sich einen sorgfältig ausgetüftelten Angriffsplan auszudenken, hätte viel zu lange gedauert und dort, wo Schnelligkeit geboten war, womöglich doch zur Niederlage geführt. Freilich durfte man den Instinkt des Kriegers nicht gleichsetzen mit dem eines Tieres. Vielmehr handelte es sich beim Menschen um eine Kombination von Weisheit und Zucht, die alles Denken überstieg, um die Fähigkeit, blitzschnell die richtige Entscheidung zu treffen, ohne vorher den eigentlichen Denkprozeß zu durchlaufen.

»Es ist sinnlos, Euch verstecken zu wollen«, rief er. »Wenn Ihr nach mir sucht – hier bin ich!« Der Wind blies kräftig; Musashi war sich nicht sicher, ob seine Stimme bis zu ihnen drang oder nicht.

Die Antwort war ein weiterer Schuß. Doch Musashi war schon nicht mehr da. Während die Kugel durch die Luft flog,

sprang er wie ein Wirbelwind zwischen sie. Sie wichen auseinander, stellten sich ihm dann von drei Seiten entgegen, doch es mangelte ihnen vollständig an einträchtiger Zusammenarbeit. Auf den Mann in der Mitte ließ er das Langschwert niedersausen und durchtrennte gleichzeitig mit dem Kurzschild dem Mann zur Linken den Leib. Der dritte suchte über die Brücke das Weite, strauchelte, prallte dann vom Geländer ab und schoß in die Tiefe.

Musashi machte sich gemächlich auf den Weg, hielt sich seitlich und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um zu lauschen. Als nichts weiter geschah, ging er nach Hause und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen tauchten zwei Samurai in seinem Haus auf. Da sie den Eingang voller Kindersandalen fanden, gingen sie zur Hintertür. »Seid Ihr Muka Sensei?« fragte einer. »Wir kommen vom Haus Honda.« Musashi blickte von seiner Schreibarbeit auf und sagte: »Ja, ich bin Muka.«

»Lautet Euer wirklicher Name Miyamoto Musashi? Wenn dem so ist, leugnet es bitte nicht.« »Ich bin Musashi.«

»Dann darf ich davon ausgehen, daß Ihr mit Watari Shima bekannt seid?« »Ich glaube nicht, daß ich ihn kenne.«

»Er sagt, er sei bei zwei oder drei Haiku-Abenden gewesen, an denen auch Ihr teilgenommen hättet.«

»Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Wir haben uns im Haus eines gemeinsamen Freundes kennengelernt.«

»Er läßt fragen, ob Ihr kommen und einen Abend mit ihm verbringen würdet.«

»Wenn er nach jemand sucht, mit dem er Haiku dichten kann, bin ich nicht der richtige. Wenn ich auch an einigen Gesellschaften teilgenommen habe, auf denen Haiku verfaßt wurden, so habe ich darin doch zu geringe Erfahrung.«

»Ich glaube, er denkt mehr daran, sich über Kriegskunst und

Waffentechnik mit Euch zu unterhalten.«

Furchtsam starrten Musashis kleine Schüler die Samurai an. Eine Weile ließ auch Musashi die Augen auf ihnen ruhen, und dann sagte er: »In dem Fall werde ich ihm mit Freuden meine Aufwartung machen. Wann?«

»Wäre es Euch heute abend möglich?« »Gern.«

»Er wird eine Sänfte schicken.« »Das ist sehr freundlich von ihm. Ich werde warten.«

Nachdem sie gegangen waren, wandte er sich wieder seinen Schülern zu. »Kommt, kommt«, sagte er. »Ihr dürft euch nicht ablenken lassen. Wieder an die Arbeit. Seht mich an. Auch ich übe. Ihr müßt lernen, euch so vollkommen zu konzentrieren, daß ihr nicht einmal mehr hört, wie Menschen sich unterhalten oder wie die Zikaden zirpen. Wenn ihr in eurer Jugend träge seid, werdet ihr wie ich und müßt noch als Erwachsene üben.« Lachend sah er sich im Kreis der tuscheverschmierten Gesichter um. Als es dämmerte, hatte er einen Hakama angelegt und war zum Ausgehen bereit. Gerade, als er der Frau des Pinselhändlers, die aussah, als wolle sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen, versichert hatte, ihm werde schon nichts zustoßen, traf die Sänfte ein. Es war keine einfache Korbsänfte, wie man sie in der Stadt häufiger zu sehen bekam, sondern ein geschlossener Tragstuhl in schöner Lackarbeit mit einer Eskorte von zwei Samurai und drei Dienern.

Nachbarn, die von dem Anblick geblendet waren, umringten sie und flüsterten miteinander. Kinder riefen ihre Freunde herbei und schnatterten aufgeregt durcheinander.

»Nur hochgestellte Persönlichkeiten lassen sich in solchen Sänften tragen.«

»Unser Lehrer muß ein großer Mann sein.« »Wohin will er denn nur?« »Ob er wohl jemals zurückkommt?«

Die Samurai schlossen die Tür der Sänfte, scheuchten die Leute aus dem Weg, und die Träger setzten sich in Bewegung.

Zwar wußte Musashi nicht, was ihn erwartete, doch argwöhnte er, daß eine Beziehung bestehe zwischen dieser Einladung und dem Zwischenfall an der Yahagi-Brücke. Vielleicht wollte Shima ihn für den Tod der zwei Honda-Samurai zur Rechenschaft ziehen. Vielleicht stand Shima aber auch hinter dieser Bespitzelung und dem überraschenden Überfall und war jetzt bereit, Musashi offen gegenüberzutreten. Musashi glaubte nicht, daß die Begegnung heute abend Gutes bringen könne. Die Kunst des Krieges verlangte jedoch, daß er herausfand, was sein Gegner im Schilde führte, um entsprechend handeln zu können.

Die Sänfte schwankte leicht hin und her wie ein Boot auf dem Wasser. Da Musashi den Wind in den Bäumen seufzen hörte, meinte er, sie befänden sich in dem Wald nahe der nördlichen Burgmauer. Er machte keineswegs den Eindruck, als sei er auf einen unerwarteten Überfall gefaßt. Die Augen hatte er halb geschlossen und schien zu schlafen.

Als das Burgtor sich knarrend öffnete, verlangsamte sich die Gangart der Träger, und die Samurai sprachen leiser miteinander. Sie kamen an flackernden Laternen vorüber und gelangten zum Wohntrakt. Als Musashi ausstieg, geleiteten Diener ihn schweigend, aber höflich zu einem Pavillon. Da die Fensterläden auf allen vier Seiten offen waren, fuhr die Brise in angenehmen Wellen durch den Raum. Die Lampen drohten in einem Moment auszugehen und flackerten gleich darauf wieder wie wild. Man hatte hier draußen nicht das Gefühl, eine schwüle Sommernacht zu erleben. »Ich bin Watari Shima«, sagte sein Gastgeber. Er schien ein typischer Mikawa-Samurai: gedungen, männlich, hellwach. Er ließ sich keine Schwächen anmerken.

»Ich bin Miyamoto Musashi.« Die einfache Erwiderung wurde von einer Verneigung begleitet.

Shima sagte: »Macht es Euch bequem«, und kam dann ohne weitere Umschweife zur Sache. »Man hat mir gesagt, Ihr hättet

gestern nacht zwei von unseren Samurai getötet. Ist das wahr?«
»Ja, das stimmt.« Musashi starrte Shima in die Augen.

»Ich muß mich bei Euch entschuldigen«, sagte Shima sehr ernst. »Ich habe heute morgen von dem Zwischenfall gehört, als mir die Toten gemeldet wurden. Selbstverständlich hat es eine Untersuchung gegeben. Obgleich ich Euren Namen schon seit langer Zeit kenne, habe ich bis heute nicht gewußt, daß Ihr in Okazaki lebt. Was den Überfall betrifft, so hat man mir berichtet, eine Gruppe unserer Männer habe auf Euch geschossen. Einer davon ist ein Schüler von Miyake Gumbei, einem Schwertkampfeinmeister im Tōgun-Stil.« Musashi, der keine Ausflüchte und Winkelzüge witterte, nahm Shimas Worte für bare Münze, und nach und nach stellte sich heraus, was geschehen war. Gumbeis Schüler war einer von mehreren Honda-Samurai, die aus der Yoshioka-Schule hervorgegangen waren. Die Hitzköpfe unter ihnen hatten sich zusammengesetzt und beschlossen, den Mann umzubringen, der dem Ruhm der Yoshioka-Schule ein Ende gesetzt hatte.

Musashi wußte, daß Yoshioka Kempō überall im Land noch in hohem Ansehen stand. In West-Japan zumindest wäre es schwer gewesen, ein Lehen zu finden, in dem kein Samurai bei ihm gelernt hatte. Musashi erklärte Shima, er verstehe den Haß der jungen Männer. Allerdings halte er ihn mehr für einen persönlichen Groll denn für einen legitimen Grund, im Einklang mit der Kunst des Krieges Rache zu üben.

Shima schien diese Ansicht zu teilen. »Ich habe die Überlebenden herzitiert und ihnen Vorhaltungen gemacht. Ich hoffe, Ihr verzeiht uns und vergeßt die Angelegenheit. Auch Gumbei war im höchsten Maße ungehalten. Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich ihn Euch gern vorstellen. Er möchte seine Entschuldigung vorbringen.«

»Das ist nicht nötig. Was geschehen ist, kann jedem, der sich der Waffenkunst verschrieben hat, widerfahren.« »Trotzdem ...«

»Ach, lassen wir die Entschuldigungen. Doch wenn er sich mit uns über den wahren Weg unterhalten möchte, würde ich mich freuen, ihn kennenzulernen. Sein Name ist mir vertraut.«

Ein Diener wurde ausgeschickt, Gumbei zu holen, und nach der Vorstellung wandte die Unterhaltung sich der Schwertfechtkunst zu. Musashi sagte: »Ich würde gern etwas über den Tōgun-Stil erfahren. Habt Ihr ihn entwickelt?«

»Nein«, antwortete Gumbei. »Ich habe ihn von meinem Lehrer, Kawasaki Kaginosuke aus der Provinz Echizen, übernommen. Er entwickelte ihn, während er als Einsiedler auf dem Hakuun in Kōzuke lebte. Er scheint viele seiner Techniken von einem Mönch namens Tōgumbo übernommen zu haben. Aber sagt, ich habe Euren Namen schon mehrere Male gehört. Ich hatte den Eindruck, Ihr müßtet älter sein. Da Ihr gerade hier seid, frage ich mich, ob Ihr mir wohl den Gefallen tun würdet, mir eine Lektion zu erteilen.« Der Ton war durchaus freundlich. Gleichwohl handelte es sich um eine Herausforderung zum Kampf.

»Ein andermal«, meinte Musashi leichthin. »Ich sollte mich jetzt aufmachen. Ich kenne den Heimweg nicht.«

»Wenn Ihr geht«, sagte Shima, »werde ich jemand mitschicken.« »Als ich hörte, daß zwei Männer niedergeschlagen worden seien«, fuhr Gumbei fort, »bin ich hingegangen und habe mir die Leichen angesehen. Dabei habe ich festgestellt, daß ich ihre Lage nicht mit den Wunden in Einklang bringen konnte. Da habe ich den Mann ausgefragt, der entkommen ist. Dieser nun hatte den Eindruck, Ihr hättet zwei Schwerter auf einmal gehandhabt. Könnte das möglich sein?«

Lächelnd erklärte Musashi, er habe das niemals bewußt getan. Er betrachte seine Technik als das Kämpfen mit einem Körper und einem Schwert. »Ihr solltet nicht so bescheiden sein«, sagte Gumbei. »Erzählt uns mehr. Wie übt Ihr? Wie

müssen die Gewichte verteilt sein, ehe Ihr Euch entschließt, zwei Schwerter zu benutzen?«

Da er sah, daß er nicht fortkommen würde, ehe er nicht eine Erklärung abgab, ließ Musashi die Blicke durch den Raum wandern. Sie blieben an zwei Musketen haften, die in einer Nische an der Wand lehnten. Er fragte Shima, ob er sie ausleihen dürfe. Shima willigte ein. Da trat Musashi in die Mitte des Raums und hielt die beiden Waffen am Lauf gepackt, in jeder Hand eine.

Musashi hob ein Knie und sagte: »Zwei Schwerter sind wie ein Schwert. Ein Schwert ist wie zwei Schwerter. Die beiden Arme, die der Mensch hat, sind getrennt, und doch gehören sie zum selben Körper. Durchdringt man die Lebensfragen bis ins Letzte, so geschieht dies nicht zwei-, sondern eingleisig. Darin sind alle Stile und alle Parteien einander gleich. Ich will es Euch zeigen.«

Die Worte kamen ganz zwanglos, und als er verstummte, hob er die Arme und ließ die Musketen kreisen. Sie drehten sich wie Spulen und entfachten einen Wirbelwind. Die beiden Männer erblaßten.

Musashi hielt inne und legte die Ellbogen an die Seiten. Dann trat er zur Nische und stellte die Musketen zurück. Leise auflachend sagte er: »Vielleicht hilft Euch das zu verstehen.« Ohne eine weitere Erklärung abzugeben, verneigte er sich vor seinem Gastgeber und verabschiedete sich. Völlig entgeistert, vergaß Shima, ihm einen seiner Männer mitzugeben, der ihm den Weg zeigen konnte.

Vor dem Tor drehte Musashi sich noch einmal um und warf einen letzten Blick zurück. Ihm fiel ein Stein von der Seele, Watari Shimas Zugriff entkommen zu sein. Über die wahren Absichten des Mannes war er sich immer noch nicht im klaren. Es stand jedoch fest, daß man jetzt nicht nur wußte, wer er war, sondern daß er obendrein in einen Zwischenfall verwickelt

war. Das klügste wäre, Okazaki noch an diesem Abend zu verlassen, dachte er. Als ihm sein Versprechen einfiel, mit Matahachi auf Gudōs Rückkehr zu warten, da kamen die Lichter von Okazaki in Sicht. Von einem kleinen Schrein am Wegrand aus wurde er angerufen.

»Musashi, ich bin's, Matahachi! Wir haben uns schon Sorgen um dich gemacht, und so sind wir hergekommen, um auf dich zu warten.« »So?« fragte Musashi.

»Wir sind in dein Haus gegangen. Die Frau von nebenan hat erzählt, man habe dir in letzter Zeit nachspioniert.« »Wir?«

»Der Meister ist heute zurückgekehrt.«

Gudō saß auf den Stufen des Schreins. Er war ein Mann von ungewöhnlichem Aussehen. Seine Haut war schwarz wie die einer Riesenzikade, und seine tiefliegenden Augen blitzten unter hohen Brauen. Er mochte zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt sein, doch konnte man das bei einem Mann wie ihm unmöglich mit Bestimmtheit sagen. Er war dünn und drahtig, hatte aber eine kräftige Stimme.

Musashi ging zu ihm, kniete nieder und senkte die Stirn auf den Boden. Eine Weile betrachtete Gudō ihn schweigend. »Es ist lange her«, sagte er. Den Kopf hebend, erwiderte Musashi leise: »Sehr lange.« Gudō oder Takuan – nur einer von diesen beiden konnte ihm aus seiner augenblicklichen Not heraushelfen, davon war Musashi seit langem überzeugt. Endlich, nachdem Musashi ein ganzes Jahr gewartet hatte, war Gudō gekommen. Er betrachtete das Gesicht des Mannes, wie er in einsamer Nacht den Mond zu betrachten pflegte.

Plötzlich rief er mit aller Kraft: »Sensei!«

»Was gibt's?« Doch Gudō brauchte nicht zu fragen. Er wußte, was Musashi wollte, er ahnte es längst.

Die Stirn wieder auf dem Boden, sagte Musashi: »Es ist fast zehn Jahre her, seit ich bei Euch gelernt habe. Trotzdem zweifle ich daran, daß die Fortschritte, die ich in diesen Jahren

gemacht habe, meßbar sind.« »Ihr redet immer noch wie ein Kind, nicht wahr? Sehr weit könnt Ihr nicht gekommen sein.« »Ich bin voll des Bedauerns.« »Seid Ihr das?«

»Ich habe mit Übungen und Selbstzucht so wenig erreicht.« »Ihr redet immer davon. Solange Ihr das tut, ist alle Mühe vergeblich.«

»Was würde geschehen, wenn ich aufgäbe?«

»Ihr würdet wieder abstumpfen. Ihr wäret menschlicher Abfall, schlimmer als damals, da Ihr nur ein unwissender Narr wart.«

»Wenn ich dem Weg entsage, stürze ich in die Tiefe. Aber wenn ich versuche, ihm weiter zu folgen bis zum Gipfel, dann merke ich, daß ich der Aufgabe nicht gewachsen bin. Ich krümme und winde mich auf halber Höhe und bin weder der Schwertkämpfer noch der Mensch, der ich sein möchte.« »Damit scheint alles gesagt.«

»Ihr wißt nicht, wie verzweifelt ich gewesen bin. Was soll ich tun? Sagt es mir! Wie kann ich mich aus Nichtstun und Verwirrung befreien?« »Warum fragt Ihr mich? Ihr könnt Euch auf Euch selbst verlassen.« »Laßt mich wieder zu Euren Füßen sitzen und Eurer Lehren teilhaftig werden. Mich und Matahachi. Oder versetzt mir einen Schlag mit Eurem Stock, damit ich aus dieser dunklen Leere erwache. Ich bitte Euch, Sensei, helft mir!« Musashi hatte den Kopf nicht erhoben. Er weinte nicht, aber seine Stimme klang erstickt.

Völlig ungerührt, sagte Gudō: »Komm, Matahachi!« Gemeinsam entfernten sie sich von dem Schrein. Musashi lief hinter dem Priester her, packte ihn am Ärmel und bettelte und flehte.

Schweigend schüttelte der Priester den Kopf. Als Musashi hartnäckig blieb, sagte er: »Nein und abermals nein!« Zornig setzte er hinzu: »Was habe ich Euch noch zu sagen? Was noch zu geben? Nur einen Schlag auf den Kopf.« Er fuchtelte mit

der Faust in der Luft herum, schlug aber nicht zu. Musashi ließ den Ärmel fahren und wollte etwas erwidern. Der Priester aber ging rasch davon und drehte sich nicht einmal um.

Matahachi sagte zu Musashi: »Als ich ihn im Tempel sah, ihm unsere Gefühle offenbarte und ihm erklärte, warum wir seine Schüler werden wollten, da hat er kaum zugehört. Als ich fertig war, bedeutete er mir, ich könne ihm folgen und ihm dienen. Wenn du uns nun einfach folgst, könntest du ihn doch jedesmal, wenn er guter Laune ist, fragen, was du wissen willst.« Gudō drehte sich um und rief nach Matahachi.

»Ich komme«, sagte Matahachi. »Tu, was ich dir gesagt habe«, riet er Musashi und eilte davon, um den Priester einzuholen.

Überzeugt, daß es verhängnisvoll sei, Gudō wieder aus den Augen zu verlieren, beschloß Musashi, Matahachis Rat zu befolgen. Im Gang des Universums ist die Lebensspanne eines Menschen nichts als ein aufzuckender Blitz. Wird einem Manne das Glück zuteil, innerhalb dieser kurzen Frist einem Menschen wie Gudō zu begegnen, wäre es töricht, das Glück, von ihm lernen zu können, ungenutzt vorüberziehen zu lassen. Es ist eine gnadenreiche Fügung, dachte er. Warme Tränen sammelten sich in seinen Augenwinkeln. Er mußte Gudō folgen, wenn nötig, bis ans Ende der Welt, um das Wort zu hören, nach dem er sich so unendlich sehnte. Gudō entfernte sich vom Hachijō. An dem Tempel dort lag ihm offenbar nichts mehr. Sein Herz zog bereits mit dem Wasser und den Wolken in die Ferne.

Der Kreis

Die Reisegewohnheiten des Zen-Meisters waren ausgesprochen wunderlich. Eines Tages, als es regnete, blieb er

den ganzen Tag über in einer Herberge und ließ sich von Matahachi mit Moxa behandeln. In der Provinz Minō blieb er sieben Tage lang im Daisenji und verbrachte danach ein paar Tage in einem Zen-Tempel in Hikone. Sie brauchten also ziemlich lange, bis sie Kyoto erreichten.

Musashi schlief, wo immer er einen Platz fand. Stieg Gudō in einer Herberge ab, dann verbrachte er die Nacht entweder im Freien oder in einer bescheidenen Unterkunft. Hielten sich der Priester und Matahachi in einem Tempel auf, suchte Musashi unter dem Tor Zuflucht. Doch alle Entbehrungen waren nichts im Vergleich zu der verzehrenden Sehnsucht nach einem Wort aus dem Munde Gudōs.

Eines Abends spürte Musashi vor einem Tempel am Biwa-See plötzlich, daß der Herbst nahte. Er betrachtete sich im Spiegel des Wassers und erkannte, daß er aussah wie ein Bettler. Sein Haar wirkte wie ein Rattennest, denn er war entschlossen, es so lange nicht zu kämmen, bis der Priester einlenkte. Es war Wochen her, seit er zuletzt gebadet und sich rasiert hatte. Seine Kleider wurden immer mehr zu Lumpen. Der Stoff fühlte sich an wie Fichtenrinde, die über die Haut schabt.

Die Sterne drohten bei seinem Anblick vom Firmament zu fallen. Er warf einen Blick auf seine Schilfmatte und dachte: Was für ein Narr bin ich doch! Seine ganze Einstellung kam ihm auf einmal wahnsinnig vor. Er lachte bitter auf. Verbissen hatte er an seinem Ziel festgehalten, doch was wollte er eigentlich von dem Zen-Meister? War es denn nicht möglich, durchs Leben zu gehen, ohne sich dermaßen zu quälen? Ihm taten schon die Läuse leid, die sich bei ihm eingenistet hatten. Gudō hatte eindeutig erklärt, er habe ihm *nichts* zu bieten. Es war unvernünftig, etwas von ihm zu verlangen, was er nicht geben konnte. Er durfte ihm deshalb nicht gram sein, auch wenn der Priester sich weniger um ihn kümmerte als um einen streunenden Hund. Musashi blinzelte durch die Haarsträhnen,

die ihm in die Augen hingen. Kein Zweifel, der Herbstmond stand am Himmel. Die Mücken hatten seine Haut bereits dermaßen mit roten Quaddeln übersät, daß er ihre Stiche überhaupt nicht mehr spürte.

Er war durchaus bereit, sich einzugestehen, daß es Dinge gab, die er nicht verstand. Allerdings verdichteten sie sich vor seinem inneren Auge zu einer ganz bestimmten Einheit. Wenn er hinter ihre Bedeutung käme, so meinte er, würde sein Schwert aller Bande ledig sein. Alles andere würde sich im Nu klären. Doch jedesmal, wenn er das Gefühl hatte, unmittelbar vor der Lösung zu stehen, entzog sie sich ihm wieder.

Wenn sein Studium des wahren Weges hier zu Ende sein sollte, wäre er lieber tot gewesen, denn für ihn gab es sonst nichts, wofür zu leben sich lohnte. Er streckte sich unter dem Dach des Torbogens aus. Als er nicht einschlafen konnte, fragte er sich von neuem, was das Geheimnis wohl sein möge. Eine Schwerttechnik? Nein, es mußte mehr sein als das. Ein Zauber, der lehrte, wie man in der Welt vorankam? Nein, mehr als das! Ein Ausweg aus den Schwierigkeiten mit Otsū? Nein, kein Mann konnte nur um der Liebe einer Frau willen so tief ins Elend geraten. Es mußte eine allumfassende Antwort sein, die jedoch, ungeachtet ihrer gewaltigen Aussagekraft, gleichzeitig nicht größer sein konnte als ein Mohnkörnchen.

In die Schlafmatte eingewickelt, sah er aus wie eine Raupe. Er hätte gern gewußt, ob Matahachi gut schlief. Wenn er sich mit seinem Freund verglich, packte ihn der Neid. Matahachi schienen seine Schwierigkeiten nicht niederzudrücken. Musashi dagegen suchte förmlich nach immer neuen Problemen, mit denen er sich quälen konnte.

Sein Blick fiel auf ein Schild am Torpfosten. Er stand auf und trat näher heran, um besser sehen zu können. Im Licht des Mondes las er:

Ich bitte dich, gib die Suche nach dem Urquell nicht auf.

*Sei wie unsere großen Vorgänger:
Sammle nicht nur das Laub,
Beschäftige dich nicht nur mit den Zweigen.*

Offenbar handelte es sich um eine Stelle aus dem »Testament« des Daitō Kokushi, des Gründers des Daitokuji. Musashi las die letzten beiden Zeilen noch einmal: Laub und Zweige ... Wie viele Menschen ließen sich durch Nichtigkeiten von ihrem Weg abbringen? Bot er selbst nicht ein Beispiel dafür? Zwar schien ihm diese Einsicht seine Bürde leichter zu machen, doch seine Zweifel wollten nicht weichen. Warum wollte sein Schwert ihm nicht gehorchen? Warum irrten seine Augen immer wieder vom Ziel ab? Was hinderte ihn, heitere Gelassenheit zu erlangen?

Alle Anstrengung schien so sinnlos. Er wußte, daß Wankelmüt und Unschlüssigkeit einsetzten und man reizbar wurde, wenn man dem Weg fast bis zum Ziel gefolgt war. Laub und Zweige; Nichtigkeiten drohten vom Wesentlichen abzulenken. Wie durchbrach man diese Barriere?

*Ich lache über meine zehnjährige Pilgerschaft.
Verschossenes Gewand, zerschlissener Hut, Klopfen an die
Tore des Zen.*

*In Wahrheit ist das Gesetz Buddhas so einfach:
Iß deinen Reis, trink deinen Tee, trage deine Kleider!*

Musashi fiel dieser Vers ein, den Gudō geschrieben hatte, als er etwa in Musashis Alter war.

Bei Musashis erstem Besuch des Myoshinji hatte der Priester ihn um ein Haar mit Fußtritten davongejagt. »Welch sonderbare Denkweise führt Euch in mein Haus?« hatte er gerufen. Doch Musashi hatte nicht nachgegeben, und später, als ihm Einlaß gewährt wurde, erquickte Gudō ihn mit diesem Spruch. Der Priester lachte ihn aus und wiederholte, was er schon vor ein paar Wochen gesagt hatte: »Ihr redet dauernd ... Es ist vergeblich.« Völlig entmutigt, entsagte Musashi der

Hoffnung auf Schlaf und schritt um das Tor herum – gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie zwei Männer aus dem Tempel kamen.

Gudō und Matahachi schlugen ein ungewohnt rasches Tempo an. Vielleicht war vom Myoshinji, dem Haupttempel von Gudōs Sekte, eine dringliche Aufforderung zur Heimkehr an ihn ergangen. Jedenfalls eilte er an den Mönchen, die gekommen waren, ihn zu verabschieden, vorüber und lenkte seine Schritte geradewegs zur Kara-Brücke in Seta.

Musashi folgte den beiden durch die noch schlafende Stadt Sakamoto. Die Werkstätten der Holzschnittdrucker, die Läden der Gemüseverkäufer und selbst die Schenken, in denen sonst reges Leben herrschte, hatten die Läden geschlossen. Nur ein geisterhafter Mond wachte über den Gassen. Sie verließen den Ort und stiegen den Hiei hinan. Miidera und Sekiji waren in Nebel eingehüllt. Kaum ein Mensch begegnete ihnen. Als sie den Paß erreichten, blieb Gudō stehen und sagte etwas zu Matahachi. Unter ihnen lag Kyoto, in der anderen Richtung dehnte sich der ruhige Spiegel des Biwa-Sees. Das Land schimmerte, vom Mondlicht übergossen, wie Glimmer, alles schwamm in silbrigem Dunst. Gudō schwieg. Musashi schwieg.

Jetzt! Jetzt oder nie, dachte Musashi. War der Priester erst einmal im Myoshinji, mußte er womöglich wochenlang warten, ehe sich wieder eine Gelegenheit bot, ihn zu sprechen. »Bitte Herr«, sagte er. Seine Brust hob sich, und die Muskeln an seinem Hals zuckten. Seine Stimme klang wie die eines verängstigten Kindes, das versucht, seiner Mutter etwas beizubringen, was es im Grunde nicht sagen will. Schüchtern schob er sich vor. Der Priester ließ sich nicht herab, ihn zu fragen, was er wolle. Sein Gesicht hätte einer Lackstatue gehören können. Einzig die Augen wirkten lebendig und funkelten Musashi zornig an.

»Bitte, Herr.« Musashi vergaß alles um sich her, bis auf das

lodernde Verlangen, das ihn trieb. Er fiel auf die Knie und senkte das Haupt. »Ein Wort der Erleuchtung, nur ein einziges.«

Er wartete, und die Minuten wollten ihm wie Stunden erscheinen. Als er sich nicht mehr zurückhalten konnte, trug er seine Bitte noch einmal vor. »Das habe ich alles schon gehört«, fiel Gudō ihm ins Wort. »Matahachi redet jeden Abend über Euch. Ich weiß alles, was man über Euch zu wissen braucht, auch über die Frau.«

Die Worte drangen wie Eissplitter in sein Herz. Musashi hätte den Kopf nicht heben können, selbst wenn er es gewollt hätte.

»Matahachi, einen Prügel!«

Musashi schloß die Augen und wappnete sich gegen die Züchtigung, doch statt zuzuschlagen, zog Gudō einen Kreis um ihn. Dann warf er den Prügel fort und sagte: »Laß uns gehen, Matahachi!« Rasch entfernten sie sich. Musashi loderte vor Zorn. Nach wochenlangem, grausamem Leiden hatte er sich niedergeworfen, um aufrichtig um Belehrung zu bitten. Daß Gudō ihm dies verweigerte, zeugte nicht nur von mangelndem Mitleid. Es war herzlos. Wütende Blitze schossen aus Musashis Augen hinter dem davoneilenden Paar her; zornig hatte er die Lippen zusammengepreßt. Nichts hat er mir zu sagen! Nun, da er Gudōs Worte noch einmal überdachte, fand er, sie seien tückisch. Der Priester deutete an, daß er etwas zu bieten habe, obwohl er ihm nichts mit auf den Weg gab.

Wartet nur! dachte Musashi. Ich brauche Euch nicht! Auf niemand würde er sich mehr verlassen. Und es gab auch niemand, auf den er sich verlassen konnte, außer auf sich selbst. Er war ein Mann, genau wie Gudō und wie all die Meister vor ihm.

Er sprang auf, getrieben von seinem eigenen Zorn. Eine Zeitlang starrte er den Mond an, doch als seine Wut sich legte,

senkte er den Blick auf den Kreis. Immer noch in dessen Mitte stehend, drehte er sich einmal um sich selbst. Dabei fiel ihm der Prügel ein, mit dem er nicht geschlagen worden war. Ein Kreis? Was könnte das bedeuten? Er ließ seine Gedanken schweifen. Ein vollkommene Rundung, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Abweichung. Unendlich ausgedehnt, würde der Kreis zum Universum werden. Völlig zusammengezogen, wäre er eins mit dem unendlich kleinen Punkt, in dem seine Seele wohnte. Seine Seele war rund. Das Universum war rund. Nicht zwei. Eins. Ein Wesen – er und das Universum.

Es klickte, als er das Schwert aus der Scheide zog und es schräg nach unten vor sich hin hielt. Sein Schatten ähnelte dem Zeichen für »rund«. Der Kreis des Universums blieb derselbe. Auch er war derselbe geblieben. Nur der Schatten hatte sich verändert.

Nur ein Schatten, dachte er. Der Schatten – das bin nicht ich. Die Wand, gegen die er mit dem Kopf anrannte, war nichts als ein Schatten, der Schatten seines verwirrten Geistes.

Er hob den Kopf, und ein wilder Schrei löste sich von seinen Lippen. Mit der Linken zog er sein Kurzsword. Wieder veränderte sich der Schatten, nicht aber das Bild des Universums. Die beiden Schwerter waren wie eines, und sie waren Teil des Kreises. Er seufzte. Die Augen waren ihm aufgegangen. Als er wieder zum Mond hinaufblickte, erkannte er, daß sein großer Ring gleich war mit dem Schwert und mit der Seele eines Erdenwesens. »Sensei!« rief er und setzte Gudō nach. Er begehrte nichts mehr von dem Priester, doch er mußte ihn um Entschuldigung bitten, weil er ihn mit solcher Heftigkeit gehaßt hatte. Nach einigen Schritten blieb er stehen. Nur Laub und Zweige, dachte er.

Shikama-Blau

»Ist Otsū da?« »Ja, hier bin ich.«

Ein Gesicht tauchte über der Hecke auf. »Ihr seid der Hanfhändler Mambei, nicht wahr?« fragte Otsū. »Richtig. Verzeiht, wenn ich Euch störe, aber ich habe ein paar Dinge gehört, die Euch interessieren dürften.« »Tretet ein!« Sie zeigte auf eine Pforte in der Hecke.

Dem vielen Tuch, das überall von Ästen und Stangen herunterhing, konnte man entnehmen, daß das Haus einem der Färber gehörte, die ein kräftig gefärbtes Gewebe anboten, das überall im Land als »Shikama-Blau« bekannt war. Man erreichte diese Farbe, indem man das Tuch mehrere Male mit Indigolösung tränkte und es hinterher in einem großen Mörser mit Schlegeln bearbeitete. Die Gewebefasern sättigten sich dann so intensiv mit dem Farbstoff, daß eher das Tuch zerfiel, als daß die Farbe ausbleichte. Otsū war es nicht gewöhnt, mit den Schlegeln umzugehen, doch strengte sie sich sehr an, und ihre Finger und Hände waren blau verfärbt. Nachdem sie in Edo erfahren hatte, daß Musashi fort war, hatte sie in den Residenzen der Hōjō und der Yagyū vorgesprochen und sich dann sofort wieder auf die Suche gemacht. Im Sommer des Vorjahres hatte sie in Sakai eines von Kobayashi Tarōzaemons Schiffen bestiegen und war nach Shikama gefahren, einem Fischerdorf an der Mündung des gleichlautenden Flusses. Da sie sich erinnerte, daß ihre Amme mit einem Färber aus Shikama verheiratet war, hatte sie diese aufgesucht, und seither lebte sie in deren Haus. Da die Familie arm war, fühlte Otsū sich verpflichtet, beim Färben zu helfen, einer Arbeit, die ohnehin von den unverheirateten Frauen ausgeführt wurde. Diese sangen oft bei der Arbeit, und die Leute aus dem Dorf sagten, man könne es der Stimme eines Mädchens anhören, wenn sie in einen der jungen Fischer verliebt war.

Nachdem sie sich die Hände gewaschen und sich den

Schweiß von der Stirn gewischt hatte, lud Otsū Mambei ein, auf der Veranda Platz zu nehmen. Das lehnte er mit einer winkenden Handbewegung ab und sagte: »Ihr stammt doch aus dem Dorf Miyamoto, nicht wahr?« »Ja.«

»Ich bin auf einer meiner Reisen durch den Ort gekommen, weil ich Hanf einkaufen wollte, und da ist mir ein Gerücht zu Ohren gekommen ...«

»Ja?«

»Es ging um Euch.« »Um mich?«

»Und außerdem war die Rede von einem Mann namens Musashi.« »Musashi?« Otsū hatte augenblicklich einen Kloß im Hals, und ihre Wangen röteten sich.

Mambei lachte leise. Obwohl es Herbst war, besaß die Sonne immer noch viel Kraft. Mambei legte ein Tuch zusammen, wand es sich um den Kopf und hockte sich auf seine Fersen. »Kennt Ihr eine Frau namens Ogin?« fragte er.

»Ihr meint Musashis Schwester?«

Mambei nickte nachdrücklich. »Ich traf sie zufällig in dem Dorfe Mikazuki in Sayo. Aus irgendeinem Grund nannte ich Euren Namen, und sie machte ein sehr erstauntes Gesicht.« »Habt Ihr ihr gesagt, wo ich bin?« »Ja. Da war doch nichts weiter dabei, oder?« »Wo lebt sie denn jetzt?«

»Sie wohnt bei einem Samurai namens Hirata – einem Verwandten von ihr, glaube ich. Sie sagte, sie würde Euch sehr gern wiedersehen. Sie hat mehr als einmal betont, wie sehr Ihr ihr fehlte und wieviel sie Euch zu erzählen hätte. Manches davon sei geheim, sagte sie. Ich fürchtete schon, sie würde anfangen zu weinen.« Otsūs Augen röteten sich.

»Dort, mitten auf der Straße, konnte man natürlich keine Briefe schreiben, und deshalb hat sie mir aufgetragen, Ihr möchtet doch nach Mikazuki kommen. Sie sagte, sie würde gern hierherkommen, doch im Augenblick gehe das nicht.«

Mambei machte eine Pause. »Einzelheiten hat sie mir nicht anvertraut, aber sie erzählte, sie habe Nachricht von Musashi bekommen.« Dann fügte er noch hinzu, er werde tags darauf nach Mikazuki gehen; ob sie nicht mitkommen wolle.

Obwohl Otsū sofort entschlossen war, dies zu tun, meinte sie, sie solle es erst einmal mit der Frau des Färbers durchsprechen. »Ich gebe Euch noch heute abend Bescheid«, sagte sie.

»Schön. Solltet Ihr Euch entschließen mitzukommen, müssen wir früh aufbrechen.« Das Meer im Hintergrund rauschte, und plötzlich klang seine Stimme sehr laut; sogar Otsūs Antwort hörte sich unversehens etwas schrill an.

Als Mambei zum Tor hinausging, richtete sich ein junger Samurai, der am Strand gesessen und mit einer Handvoll Sand gespielt hatte, auf und sah ihn mit durchdringenden Augen an, als gelte es, sich eine Bestätigung für das zu holen, was er von dem Manne hielt. Er war hübsch gekleidet, hatte einen Strohhut auf dem Kopf, der geformt war wie das Blatt eines Ginkgobaums, und mochte an die neunzehn Jahre alt sein. Als der Hanfhändler seinen Blicken entschwunden war, drehte er sich um und starrte das Haus des Färbers an.

Trotz der Erregung, in die Mambeis Nachricht Otsū versetzt hatte, nahm sie ihren Schlegel wieder in die Hand und arbeitete weiter. Das Stampfen der Schlegel und der begleitende Gesang klangen durch die Luft. Von Otsūs Lippen löste sich kein Laut, doch in ihrem Herzen sang sie ein Liebeslied für

Seit wir uns kennengelernt haben, hat meine Liebe an Tiefe immer mehr zugenommen. Freilich gleicht sie nicht Der satten Farbe der Tuche aus Shikama.

Wenn sie Ogin besuchte, würde sie gewiß erfahren, wo Musashi war. Auch Ogin war eine Frau. Ihr ihre Gefühle zu offenbaren, würde sicher leicht sein.

Das schmatzende Geräusch ihres Schlegels wurde

langsamer, wurde fast zu einem sehnsuchtsvollen Seufzen. Otsū war so glücklich wie schon lange nicht mehr. Sie verstand die Gefühle des Dichters. Oft kam ihr das Meer schwermütig und fremd vor, heute aber hatte es etwas Blendendes, und die Wellen, so sanft sie auch rauschten, wollten in ihrer Vorstellung vor Hoffnung fast bersten.

Sie hängte das Tuch auf eine hohe Trockenstange und schritt, im Herzen immer noch singend, zum offenstehenden Tor hinaus. Aus den Augenwinkeln fiel ihr Blick noch auf den jungen Samurai, der gemächlich am Rande des Wassers dahinging. Sie hatte keine Ahnung, wer es sein könnte, doch irgendwie erregte der Mann ihre Aufmerksamkeit.

Sonst aber bemerkte sie nichts, nicht einmal einen Vogel, der sich durch die Salzluft schwang.

Das Reiseziel war nicht sehr weit entfernt. Selbst eine Frau konnte die Strecke ohne große Mühe zurücklegen, wenn sie einmal unterwegs übernachtete. Jetzt war es fast Mittag.

»Tut mir leid, daß ich Euch soviel Mühe mache«, sagte Otsū. »Wieso Mühe?« fragte Mambei. »Ihr scheint gut auf den Beinen zu sein.« »Ich bin das Unterwegssein gewöhnt.«

»Ich habe gehört, Ihr seid sogar schon in Edo gewesen. Das ist eine ziemlich weite Reise für eine Frau, wenn sie allein unterwegs ist.« »Hat die Färbersfrau es Euch erzählt?«

»Ja. Ich habe alles gehört. Die Leute in Miyamoto reden aber auch darüber.«

»Ach, was Ihr nicht sagt!« Otsū runzelte die Stirn. »Es ist so peinlich.« »Das sollte Euch nicht peinlich sein. Wenn man jemand so sehr liebt, wer will da sagen, ob man Euch beglückwünschen oder bedauern soll? Mir allerdings kommt dieser Musashi ein bißchen kaltherzig vor.« »Aber nein, das ist er nicht – durchaus nicht.« »Ärgert Ihr Euch denn nicht darüber, wie er Euch behandelt?«

»Schuld daran bin doch ich. Er kümmert sich nun einmal

ausschließlich um seine Ausbildung und die Selbstzucht, und mir fällt es schwer, mich damit abzufinden.«

»Ich kann kein Fehl daran finden, wie Ihr Euch verhaltet.«
»Aber ich finde, daß ich ihm schon sehr viel Schwierigkeiten gemacht habe.«

»Hm. Das sollte meine Frau einmal hören! So sollten alle Frauen sein.« »Ist Ogin verheiratet?« fragte Otsū.

»Ogin? Da bin ich mir nicht ganz sicher«, sagte Mambei und wechselte das Thema. »Dahinten ist ein Teehaus. Laßt uns ein Weilchen rasten!« Sie traten ein und bestellten Tee, um ihn zu ihrem mitgebrachten Essen zu trinken. Während sie ihre Mahlzeit beendeten, redeten etliche Pferdeburshen und Lastträger Mambei in vertraulichem Ton an. »He, wollt Ihr nicht auf ein Spielchen in Handa vorbeikommen? Alle beklagen sich schon, neulich seid Ihr mit unserem ganzen Geld abgezogen.« Verwirrt rief er zurück, als habe er sie nicht verstanden: »Ich brauche heute keine Pferde.« Und dann sagte er rasch zu Otsū gewandt: »Wollen wir weiter?«

Als sie das Teehaus verließen, sagte einer der Pferdeburshen: »Kein Wunder, daß er uns heute die kalte Schulter zeigt. Seht Euch doch nur mal die Frau an!«

»Das werde ich aber deiner Alten stecken, Mambei!« rief ein anderer. Während sie rasch ausschritten, bekamen sie noch mehrere solche Anmerkungen zu hören. Asaya Mambeis Unternehmen in Shikama gehörte gewiß nicht zu den bedeutendsten Geschäften. Er kaufte Hanf in den Dörfern der Umgebung auf und verteilte diesen dann paketweise an die Frauen und Töchter der Fischer, damit sie Segel, Netze und andere Dinge daraus machten. Immerhin war er Herr seines eigenen Geschäfts, und daß er mit gewöhnlichen Lastträgern und Pferdeburshen auf so vertrautem Fuß stand, kam Otsū ein wenig befremdlich vor.

Als gelte es, ihre unausgesprochenen Zweifel zu zerstreuen,

sagte Mambei: »Was soll man nur mit solchem Gesindel machen? Bloß weil ich ihnen gelegentlich einen Gefallen tue und sie bitte, Sachen aus den Bergen mitzubringen! Das ist doch noch lange kein Grund, so zu tun, als wären wir dicke Freunde!«

In Tatsuno übernachteten sie, und als sie am nächsten Morgen weiterzogen, war Mambei wieder eifrig um Otsū bemüht wie zuvor. Bei ihrer Ankunft in Mikazuki wurde es in den Vorbergen bereits dunkel.

»Mambei«, fragte Otsū aufgeregt, »ist dies hier Mikazuki? Wir brauchten nur über den Berg hinüber, und schon wären wir in Miyamoto.« Sie hatte gehört, daß Osugi wieder zu Hause war.

Mambei zögerte. »Ja, natürlich, auf der anderen Seite ist Miyamoto. Bekommt Ihr etwa Heimweh?« Otsū hob die Augen zum schwarzgewellten Kamm der Berge und zum Abendhimmel. Die Gegend machte einen trostlosen Eindruck, als würden die Menschen, die eigentlich hierher gehörten, fehlen. »Nur noch ein kleines Stück«, sagte Mambei und ging voraus. »Seid Ihr müde?«

»O nein! Ihr etwa?«

»Nein. Ich bin diesen Weg gewohnt. Ich komme oft hierher.« »Wo ist denn Ogins Haus?«

»Dort drüben«, sagte Mambei und streckte die Hand aus. »Sie wartet bestimmt schon auf uns.«

Sie beschleunigten ihre Schritte ein wenig, und als sie die Stelle erreichten, wo der Hang steiler wurde, sahen sie ein paar verstreute Häuser. Hier wurde üblicherweise an der Tatsuno-Landstraße Rast gemacht. Eigentlich konnte man den Ort nicht als Stadt bezeichnen, gleichwohl rühmte er sich einer billigen Garküche, in der die Pferdeburken aßen, und außerdem gab es ein paar preiswerte Herbergen zu beiden Seiten der Straße. Nachdem sie den Ort hinter sich gelassen hatten, erklärte

Mambei: »Jetzt geht es ein kleines Stück bergauf.« Er bog vom Weg ab und stieg ein paar in den Stein gehauene Stufen zum Schrein von Mikazuki hinauf. Wie ein kleiner Vogel, der leise zirpt, weil die Temperatur plötzlich um etliche Grade gesunken ist, spürte Otsū Unbehagen. »Seid Ihr auch sicher, daß wir auf dem richtigen Weg sind? Hier sind doch gar keine Häuser mehr«, sagte sie.

»Keine Angst! Wir müssen zu einem Haus, das ganz allein liegt. Aber setzt Euch nur auf die Veranda des Schreins und ruht Euch aus! Ich hole inzwischen Ogin.« »Warum denn das?«

»Habt Ihr vergessen? Ich bin sicher, daß ich es erwähnt habe. Ogin sagte, es könnten Gäste bei ihr sein, von denen sie nicht gern möchte, daß Ihr ihnen begegnet. Das Haus liegt auf der anderen Seite der Schlucht. Ich bin gleich wieder da.« Er eilte auf einem schmalen Pfad durch dunkle Sichteichen davon.

Je weiter der Abend vorrückte und der Himmel sich verdunkelte, desto unbehaglicher fühlte sich Otsū. Welkes Gras, das der Wind herwehte, fiel ihr auf den Schoß. Müßig hob sie einen Halm auf, um ihn sich um den Finger zu wickeln. War es Einfalt, war es Reinheit, irgend etwas bewirkte, daß sie aussah wie der Inbegriff der Jungfräulichkeit.

Plötzlich erscholl ein lautes Keckern hinter dem Schrein. Otsū sprang auf. »Beweg dich nicht, Otsū!« befahl eine heisere, angsteinflößende Stimme. Otsū schluckte und hielt sich die Ohren zu.

Etliche dunkle Gestalten kamen um den Schrein herum und umringten die Zitternde. Wiewohl sie die Augen zugemacht hatte, konnte sie eine von ihnen deutlich erkennen: Jene weißhaarige alte Frau, die sie so oft in ihren Alpträumen geschaut hatte. »Ich danke Euch, Mambei«, sagte Osugi. »Jetzt knebelt sie, sonst fängt sie womöglich noch an zu schreien. Und dann bringt sie nach Shimonosho! Und nicht lange

gefackelt!« Sie sprach mit der schreckenerregend herrischen Stimme des Königs der Unterwelt, der die Sünder zur Hölle verdammt. Bei den Männern handelte es sich offensichtlich um drei Dorfrüpel, die irgend etwas mit Osugis Sippe zu tun hatten. Brüllend fielen sie über Otsū her wie Wölfe, die sich um Beute streiten. Sie fesselten sie so, daß sie gerade noch gehen konnte. »Nehmt die Abkürzung!« »Nun bewegt Euch schon!«

Osugi blieb zurück, um die Angelegenheit noch mit Mambei zu regeln. Als sie das Geld aus ihrem Obi herausholte, sagte sie: »Gut, daß Ihr sie hergebracht habt. Ich befürchtete schon, Ihr schafft es nicht.« Dann setzte sie noch hinzu: »Und zu keiner Seele ein Wort!«

Mit zufriedenen Gesicht ließ Mambei das Geld in seinem Ärmel verschwinden. »Ach, so schwierig war es gar nicht«, sagte er. »Es ist alles so gelaufen, wie Ihr es geplant habt.«

»Ah, das muß man gesehen haben! Diese Angst, die sie gehabt hat, was?« »Sie konnte nicht mal fortlaufen. Stand einfach da. Ha, ha! Aber vielleicht ... Es war schon niederträchtig von uns.«

»Was soll niederträchtig daran sein? Wenn Ihr eine Ahnung hättet, was wir alles durchgemacht haben!« »Ja, ja, das habt Ihr mir alles erzählt.«

»Nun, ich kann meine Zeit nicht hier vergeuden. Wir werden uns gewiß einmal wiedersehen. Kommt und besucht uns in Shimonosho!« »Vorsicht! Der Weg ist gefährlich!« rief er ihr über die Schulter hinweg noch zu, während er eilig die Treppen hinabstieg.

Als sie hörte, wie jemand Luft ausstieß, fuhr Osugi herum und rief: »Mambei! Wart Ihr das? Was ist denn?« Sie erhielt keine Antwort.

Osugi lief die ganze Treppe hinunter. Dort stieß sie einen spitzen Schrei aus und schluckte, während sie die Augen

verengte und auf den Schatten blickte, der neben einem Erschlagenen stand und schräg sein blutropfendes Schwert von sich hielt. »W-w-wer ist da?« Keine Antwort.

»Wer seid Ihr?« Ihre Stimme klang trocken und krächzend, trotzdem hatten die Jahre ihrem Kampfesmut nichts anhaben können.

Die Schultern des Mannes wurden von einem leisen Lachen erschüttert. »Ich bin's, altes Weib!« »Wer seid Ihr?«

»Erkennt Ihr mich denn nicht?«

»Ich habe Eure Stimme noch nie gehört. Ein Räuber, nehme ich an.« »Kein Räuber würde sich mit einer Frau abgeben, die so arm ist wie Ihr.« »Trotzdem habt Ihr es auf mich abgesehen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Auf mich?«

»Warum zweimal fragen? Ich würde nicht den weiten Weg bis nach Mikazuki gemacht haben, bloß um Mambei umzubringen. Ich bin gekommen, Euch eine Lektion zu erteilen.«

»*Mir?*« Es klang, als wäre Osugis Luftröhre geborsten. »Da seid Ihr an die falsche Person geraten. Wer seid Ihr überhaupt? Mein Name ist Osugi. Ich bin das Oberhaupt der Familie Hon'iden.«

»Ach, wie schön, daß Ihr das sagt! Da steigt der ganze Haß wieder in mir auf, Ihr Hexe! Habt Ihr Jōtarō vergessen?« »Jōtarō?«

»Ihr seid ein alter Baum, ich bin ein junger Sproß. Tut mir leid, aber Ihr könnt mich nicht mehr wie einen dummen Jungen behandeln.« »Das kann doch nicht wahr sein! Ihr seid wirklich Jōtarō?« »Ihr solltet längst für all den Kummer bezahlen, den Ihr meinem Lehrer im Lauf der Jahre bereitet habt. Er ist Euch aus dem Weg gegangen, bloß weil Ihr alt seid und er Euch

nichts antun wollte. Das habt Ihr ausgenutzt. Ihr seid durchs ganze Land gereist, sogar bis nach Edo, und habt bössartige Gerüchte über ihn in die Welt gesetzt und Euch aufgeführt, als hättet Ihr einen berechtigten Grund, Euch an ihm zu rächen. Ihr habt es sogar fertiggebracht, zu verhindern, daß er auf eine erlauchte Stelle berufen wurde.« Osugi sagte kein Wort.

»Doch damit war Eure Gehässigkeit noch nicht zu Ende. Ihr habt auch noch Otsū zur Teufelin gestempelt und versucht, ihr Leid anzutun. Ich dachte, endlich hättet Ihr aufgegeben und Euch nach Miyamoto zurückgezogen. Aber Ihr seid immer noch am Werk und habt diesen Mambei benutzt, irgendeinen bösen Plan gegen Otsū ins Werk zu setzen.« Immer noch hüllte Osugi sich in Schweigen.

»Werdet Ihr es denn niemals leid, immer nur zu hassen? Es wäre so einfach, Euch in zwei Stücke zu hauen. Doch Ihr habt Glück, denn ich bin nicht mehr der Sohn eines aus der Art geschlagenen Samurai. Mein Vater, Aoki Tanzaemon, ist nach Himeji zurückgekehrt und seit vorigem Frühjahr in den Dienst des Hauses Ikeda getreten. Nur weil ich nicht Schimpf und Schande über ihn bringen will, nehme ich davon Abstand, Euch zu töten.« Jōtarō machte ein paar drohende Schritte auf sie zu. Da Osugi nicht wußte, ob sie ihm glauben solle oder nicht, wich sie zurück und blickte sich gehetzt nach einem Fluchtweg um. Dann schoß sie auf den Pfad zu, dem die Männer gefolgt waren. Jōtarō holte sie mit einem Satz ein und packte sie beim Nacken.

Weit riß sie den Mund auf und schrie: »Was bildet Ihr Euch ein!« Bei diesen Worten fuhr sie herum, zog noch im Drehen das Schwert, schlug zu, traf aber nicht.

Indem er ihr auswich, stieß Jōtarō sie heftig an, und sie schlug der Länge nach auf den Boden.

»Du hast also ein bißchen was dazugelernt, ha?« stöhnte sie, das Gesicht halb im Gras verborgen. Sie schien einfach nicht

von der Vorstellung loszukommen, daß Jōtarō ein Kind war.

Knurrend setzte er ihr den Fuß auf den Nacken, der sich höchst zerbrechlich anfühlte, und er riß ihr erbarmungslos den Arm auf den Rücken. So schleifte er sie vor den Schrein, konnte sich jedoch nicht schlüssig werden, was er nun mit ihr tun sollte.

Es galt, an Otsū zu denken. Wo war sie? Daß sie sich in Shikama aufhielt, hatte er weitgehend durch Zufall erfahren, aber es konnte auch sein, daß ihrer beider Karma miteinander verflochten waren. Ganz abgesehen davon, daß sein Vater wiedereingesetzt worden war, hatte auch Jōtarō eine Anstellung bekommen. Während er unterwegs war, einen Auftrag auszuführen, hatte er durch einen Spalt in einer Hecke eine Frau erblickt, die aussah wie Otsū. Dann war er vor zwei Tagen nochmals zum Strand gegangen, um sich zu vergewissern, daß sein Eindruck gestimmt hatte.

Während er den Göttern dankte, ihn zu Otsū geführt zu haben, erwachte sein lange schlafender Haß auf Osugi und die Art und Weise, wie sie Otsū verfolgt hatte, zu neuem Leben. Solange es die alte Frau gab, war es für Otsū unmöglich, in Frieden zu leben. Die Versuchung war groß. Aber Osugi den Garaus zu machen, bedeutete, seinen Vater in einen Streit mit einer Landsamuraifamilie zu verwickeln. Das waren schon in den besten Zeiten schwierige Leute, erlitten sie jedoch eine Kränkung seitens eines unmittelbaren Vasallen eines Daimyō, konnte man sicher sein, daß es große Scherereien gab.

Schließlich kam er zu dem Schluß, daß es das beste wäre, Osugi rasch zu bestrafen, um seine Aufmerksamkeit dann der Rettung Otsūs zuwenden zu können.

»Ich weiß den richtigen Ort für Euch«, sagte er. »Kommt mit!« Osugi wollte sich nicht vom Boden lösen, so sehr er auch riß und zerrte. Daher packte er sie um die Taille und trug sie hinter den Schrein. Ein Teil der Bergwand war begradigt

worden, als man den Schrein errichtete, und dort befand sich eine Höhle, deren Eingang gerade groß genug war, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte.

Otsū erkannte in der Ferne ein einzelnes Licht. Sonst war alles pechschwarz: Berge, Felder, Bäche und der Mikazuki-Paß, den sie gerade auf steinigem Pfad überwunden hatten. Die beiden Männer vor ihr führten sie wie eine Verbrecherin an einem Strick.

Als sie sich dem Ufer des Sayo näherten, sagte der Mann hinter ihr: »Wartet doch mal eben! Was meint ihr, ist mit der alten Frau geschehen? Sie hat doch gesagt, sie wolle gleich hier sein.«

»Richtig. Eigentlich müßte sie uns längst eingeholt haben.«

»Laßt uns eine Weile warten. Oder wir gehen weiter bis zum Ort Sayo und warten im Teehaus auf sie. Vermutlich schlafen schon alle, aber wir könnten sie ja wecken.«

»Gehen wir, und warten wir dort! Warum nicht ein, zwei Schälchen Sake trinken?«

Sie suchten eine seichte Stelle des Flusses und wollten ihn gerade überqueren, da hörten sie eine Stimme, die in der Ferne rief. Bald darauf vernahmen sie sie wieder, diesmal schon viel näher.

»Ist das die alte Frau?«

»Nein. Das klang wie eine Männerstimme.«

»Das kann uns nichts angehen.«

Das Wasser war schneidend kalt wie die Klinge eines Schwerts, besonders für Otsū. Als sie endlich das Geräusch eiliger Schritte hörten, hatte sie ihr Verfolger schon fast eingeholt. Spritzend scheuchte er sie zum anderen Ufer und stellte sich ihnen dann entgegen.

»Otsū?« rief Jōtarō.

Naß und vor Kälte zitternd, nahmen die drei Männer Otsū in

die Mitte und wichen nicht vom Fleck.

»Keinen Schritt weiter!« rief Jōtarō und streckte die Arme aus.

»Wer seid Ihr?«

»Das braucht Euch nicht zu kümmern. Laßt Otsū jetzt frei!«

»Seid Ihr wahnsinnig? Wißt Ihr nicht, daß es Euren Tod bedeuten kann, wenn Ihr Euch in die Angelegenheiten anderer mischt?«

»Osugi hat gesagt, Ihr sollt Otsū an mich übergeben.«

»Tragt doch die Lügen nicht so dick auf!« Die drei Männer lachten.

»Ich lüge keineswegs. Schaut Euch dies hier an!« Er hielt ein Stück Seidenpapier mit Osugis Handschrift darauf in die Höhe. Die Nachricht war knapp gehalten und lautete:

Es ist schiefgegangen; es bleibt uns nichts anderes übrig. Gebt Otsū an Jōtarō heraus, und kommt zurück zu mir!

Die Männer zogen die Brauen zusammen, sahen Jōtarō an und drängten weiter die Uferböschung hinauf.

»Könnt Ihr nicht lesen?« fragte Jōtarō gereizt.

»Haltet den Mund! Ich nehme an, Ihr seid Jōtarō?«

»Richtig. Ich heiße Aoki Jōtarō.«

Otsū hatte ihn durchdringend angestarrt, vor Angst und Zweifel zitternd.

Doch jetzt wußte sie nicht, wie ihr geschah: Sie schrie auf, schluchzte und wankte auf ihn zu.

Der Mann, der Jōtarō am nächsten stand, rief: »Sie hat ihren Knebel verloren. Steckt ihn ihr wieder rein!« Dann wandte er sich drohend Jōtarō zu: »Das ist die Handschrift der alten Frau. Daran kann kein Zweifel herrschen. Aber was ist aus ihr geworden? Und was meint sie mit: ›Kommt zurück?‹«

»Sie ist meine Geisel«, erklärte Jōtarō hochmütig. »Wenn Ihr

mir Otsū gebt, sage ich Euch, wo Ihr sie findet.«

Die drei Männer sahen einander an. »Wollt Ihr Euch über uns lustig machen?« fragte der eine. »Wißt Ihr, wer wir sind? Jeder Samurai aus Himeji –wenn Ihr wirklich von dort kommt – sollte die Familie Hon’iden in Shimonoshō kennen.«

»Ja oder nein – antwortet! Wenn Ihr Otsū nicht herausgebt, lasse ich die alte Frau, wo sie ist, und sie wird verhungern.«
»Verdammter Schuft!«

Ein Mann packte Jōtarō am Arm, ein anderer riß das Schwert aus der Scheide und ging in Kampfstellung. Der erste schrie: »Redet weiter solchen Unsinn, und ich breche Euch das Genick! Wo ist Osugi?« »Gebt Ihr mir Otsū?« »Nein!«

»Dann werdet Ihr es nie erfahren. Übergebt mir Otsū, und wir können das Ganze abschließen, ohne daß jemand dabei zu Schaden kommt.« Der Mann, der Jōtarō am Arm gepackt hatte, wollte ihn hochreißen und versuchte, ihm ein Bein zu stellen, damit er stürze.

Den Schwung seines Gegners ausnutzend, warf ihn Jōtarō über seine Schulter. Doch unmittelbar darauf saß er auf seinem Hinterteil und griff sich an die rechte Hüfte. Der Mann hatte sein Schwert herausgerissen und Jōtarō im Flug damit getroffen. Glücklicherweise war die Wunde nicht allzu tief. Jōtarō sprang im selben Augenblick wieder in die Höhe wie sein Gegner. Nun rückten die beiden anderen gegen ihn vor.

»Tötet ihn nicht! Wir brauchen ihn lebendig, wenn wir Osugi finden wollen.«

Jōtarō gab sein Widerstreben gegen jegliches Blutvergießen rasch auf. In dem Handgemenge, das sich entspann, gelang es den drei Männern, ihn zu Boden zu werfen. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus, riß sein Kurzsword heraus und hieb es mitten durch den Bauch des Mannes, der gerade über ihn herfallen wollte. Jōtarōs Hand und Arm kamen blutrot zum Vorschein, als hätte er sie in ein Fäßchen Pflaumenessig

getaucht. Doch sein Kopf war klar, er dachte nur ans Überleben.

Wieder auf den Beinen, schrie er von neuem und schlug auf den nun vor ihm liegenden Mann ein. Die Klinge traf einen Schulterknochen und riß beim Abrutschen ein Stück Fleisch von der Größe eines Fischfilets heraus. Der Mann heulte auf, griff nach seinem Schwert, doch es war bereits zu spät. »Ihr Hunde! Ihr Hunde!« rief Jōtarō bei jedem Hieb, hielt sich die beiden anderen Männer vom Leibe, bis er es schaffte, einen von ihnen ernstlich zu verwunden.

Die Helfer Osugis hatten ihre Überlegenheit für selbstverständlich gehalten, doch jetzt ließen sie alle Selbstbeherrschung fahren und fuchtelten mit den Armen wild in der Luft herum.

Völlig außer sich, lief Otsū im Kreis herum und versuchte fieberhaft, sich von ihren Fesseln zu befreien. »Es muß jemand kommen! Jemand muß ihn retten!« Aber ihre Worte waren vergebens, sie gingen unter im Rauschen des Bachs und des Windes.

Plötzlich wurde ihr klar, daß sie sich, statt um Hilfe zu rufen, auf ihre eigene Kraft verlassen konnte. Sie ließ sich auf den Boden sinken und rieb den Strick gegen eine scharfe Felskante. Da es sich nur um ein locker geflochtenes Strohseil handelte, konnte sie sich rasch davon befreien. Sie hob ein paar Steine auf und lief zum Kampfplatz. »Jōtarō!« rief sie, als sie einem der Männer einen Stein ins Gesicht warf. »Jetzt bin ich auch da. Wir schaffen es schon!« Wieder flog ein Stein durch die Luft. »Halte durch!« Noch ein Stein, doch dieser verfehlte sein Ziel. Sie lief zurück, um sich neue Wurfgeschosse zu holen.

»Diese Hexe!« Der eine Mann wandte sich von Jōtarō ab und setzte mit zwei Sprüngen hinter Otsū her. Gerade wollte er die stumpfe Seite seiner Klinge auf sie niedersausen lassen, da holte Jōtarō ihn ein. Er stieß ihm sein Schwert tief in den

Nacken, so daß die Spitze beim Nabel wieder herauskam. Der andere wollte sich, verwundet und benommen wie er war, davonschleichen.

Doch Jōtarō pflanzte die Füße links und rechts von dem Toten fest auf die Erde, zog sein Schwert heraus und schrie: »Halt!«

Als er dem Fliehenden hinterherjagen wollte, warf Otsū sich ihm mit Macht entgegen und rief: »Tu es nicht! Du darfst nicht einen Schwerverwundeten auf der Flucht angreifen!« Die Heftigkeit, mit der sie die Bitte vorbrachte, erstaunte ihn. Es war ihm unerfindlich, wieso sie Mitleid mit einem Mann haben konnte, der sie eben noch drangsaliert hatte.

»Ich möchte erfahren, was du die ganzen Jahre über gemacht hast«, sagte Otsū. »Und auch ich habe dir viel zu erzählen. Wir sollten sehen, daß wir so schnell wie möglich von hier fortkommen.«

Jōtarō erklärte sich rasch einverstanden, denn er wußte, sobald die Nachricht von dem Zwischenfall Shimonoshō erreichte, würden die Hon'iden das ganze Dorf zusammentrommeln, um die Verfolgung aufzunehmen. »Könnt Ihr laufen, Otsū?« »Ja. Um mich mach dir keine Sorgen!«

Und so liefen sie wie der Wind durch die Dunkelheit, bis ihnen der Atem knapp wurde. Sie fühlten sich an früher erinnert, als Otsū noch ein junges Mädchen gewesen war und Jōtarō ein kleiner Junge, die beide um die Wette liefen.

Nur in der Herberge von Mikazuki brannten noch Lichter. Eines kam aus dem Hauptgebäude, wo noch vor kurzem eine Gruppe von Reisenden – ein Metallkaufmann, den seine Geschäfte in die Minen der Gegend führten, ein Garnhändler aus Tajima und ein Wanderpriester – im Kreis gesessen, sich unterhalten und gelacht hatten. Alle hatten mittlerweile das Nachtlager aufgesucht.

Jōtarō und Otsū unterhielten sich im Schein einer anderen

Lampe, die in einem kleinen Raum stand, in dem sonst die Mutter des Wirts lebte und wo sie ihr Spinnrad und die Töpfe stehen hatte, in denen sie die Seidenwürmer mit kochendem Wasser abtötete. Der Besitzer der Herberge hegte zwar den Verdacht, daß das Pärchen, das er aufnahm, durchbrennen wolle, hatte den beiden den Raum aber trotzdem zurechtmachen lassen.

»Dann hast du also Musashi in Edo auch nicht gesehen«, sagte Otsū und berichtete, wie es ihr in den letzten Jahren ergangen war. Jōtarō, der unendlich traurig war, als er hörte, daß sie Musashi seit jenem Tag auf der Kiso-Landstraße nicht mehr gesehen hatte, fiel es schwer, überhaupt zu sprechen. Doch meinte er, ihr einen Hoffnungsschimmer bieten zu können.

»Es ist nicht viel, woran man sich halten kann«, sagte er, »aber in Himeji habe ich gerüchteweise gehört, daß Musashi bald dorthin kommen wolle.« »Nach Himeji? Wirklich?« fragte sie, erfreut, sich noch an den kleinsten Strohalm klammern zu können.

»Die Leute sagen es, und die Männer in unserem Lehen sprechen davon, als sei es eine beschlossene Sache. Sie behaupten, er werde durch Himeji kommen, wenn er sich nach Kokura begibt, weil er versprochen hat, sich dort der Herausforderung von Sasaki Kojirō zu stellen. Kojirō ist einer von Fürst Hosokawas Leuten.«

»So etwas Ähnliches habe auch ich gehört, nur konnte ich nie jemand finden, der Musashi getroffen hatte oder gar wußte, wo er sich aufhält.« »Nun, auf das, was man in Himeji hört, kann man sich wahrscheinlich verlassen. Die Priester vom Hanazono-Myōshinji-Tempel in Kyoto, die enge Beziehungen mit dem Haus Hosokawa unterhalten, scheinen Fürst Hosokawa über Musashis Aufenthalt unterrichtet zu haben, und Nagaoka Sado, der älteste Vasall des Fürsten, hat Musashi den Brief mit der Herausforderung überbracht.«

»Soll dieses Treffen denn bald stattfinden?«

»Das weiß ich nicht. Kein Mensch scheint Genaueres zu wissen. Aber wenn das Treffen in Kokura stattfinden soll und Musashi von Kyoto kommt, muß sein Weg durch Himeji führen.« »Er könnte ja auch ein Schiff nehmen.«

Jōtarō schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Die Daimyō von Himeji und Okayama und den anderen Lehen entlang der Küste werden ihn bitten, bei ihnen zu übernachten und ein, zwei Tage zu bleiben. Sie wollen sehen, was für ein Mann er wirklich ist, und sie werden versuchen, herauszubekommen, ob er vielleicht in ihre Dienste treten will. Fürst Ikeda hat an Takuan geschrieben. Dann hat er im Myōshinji-Tempel Erkundigungen eingezogen und die Händler in seinem Gebiet beauftragt, es ihm zu melden, wenn sie jemand sehen, auf den seine Beschreibung Musashis zutrifft.« »Dann wird er erst recht nicht über Land kommen. Nichts haßt er mehr, als Aufsehen zu erregen. Wenn er das weiß, wird er alles unternehmen, um dem aus dem Weg zu gehen.« Otsū schien niedergeschlagen, als hätte sie plötzlich alle Hoffnung verloren. »Was meinst du, Jōtarō?« fragte sie flehentlich. »Wenn ich zum Myōshinji-Tempel gehe, meinst du, ich könnte da irgend etwas herausbekommen?«

»Vielleicht. Aber Ihr dürft nicht vergessen, daß alles nur auf Gerüchten beruht.«

»Es muß aber etwas Wahres daran sein, meinst du nicht auch?« »Wollt Ihr denn nach Kyoto gehen?« »O ja! Am liebsten gleich ... Nun ja, morgen.«

»Habt es nur nicht so eilig! Das ist wohl der Grund, weshalb Ihr Musashi immer verpaßt. Kaum kommt Euch ein Gerücht zu Ohren, müßt Ihr gleich dorthin, von wo Ihr meint, daß es herkommt. Ich habe den Eindruck, Ihr zieht immer *hinter* Musashi her, statt Euch auszurechnen, wohin er als nächstes gehen wird, um dann *vor ihm* dort zu sein.«

»Ja, das mag sein, aber die Liebe kennt keine Logik.« Sie hatte nicht überlegt, was sie da sagte, und so war sie überrascht, als sie merkte, daß Jōtarō bei dem Wort »Liebe« feuerrot anlief. Sie faßte sich rasch und sagte: »Vielen Dank für den Ratschlag. Ich werde über ihn nachdenken.« »Tut das! Doch bis dahin – kommt mit mir nach Himeji!« »Einverstanden.«

»Ich möchte, daß Ihr in unser Haus kommt.« Otsū schwieg.

»Nach dem, was mein Vater erzählte, nehme ich an, daß er Euch gut kannte, bis Ihr den Shippōji-Tempel verlassen habt ... Ich weiß nicht, was er damit meint, aber er sagte, er würde Euch gern noch einmal sehen und mit Euch sprechen.«

Die Kerze drohte auszugehen. Otsū wandte den Kopf und blickte unter der Dachtraufe hindurch zum Himmel hinauf. »Es regnet«, sagte sie. »Regen? Und wir müssen morgen zu Fuß nach Himeji!« »Was ist schon ein Herbstschauer! Wir werden Regenhüte aufsetzen.« »Mir wäre es lieber, wenn es ein schöner Tag wird.«

Sie schlossen die Läden gegen den Regen, und bald wurde es im Raum warm und feucht. Jōtarō fühlte nachhaltig, daß eine Frau anwesend war. »Legt Euch schlafen!« sagte er. »Ich werde mich dort drüben ausstrecken.« Er zog sich die dünne Zudecke über den Kopf und wälzte sich noch lange von einer Seite auf die andere, bis er endlich in tiefen Schlaf fiel.

Kannons Barmherzigkeit

Otsū saß da und lauschte dem Trommeln des Regens, der durch ein Loch im Dach hereindrang. Vom Wind gepeitscht, wurden die Tropfen unter die Traufe getrieben und prasselten gegen den Regenschutz. Aber es war Herbst und somit möglich, daß morgen früh wieder die Sonne schien. Sie mußte

an Osugi denken. Ich möchte wissen, ob sie bei diesem Sturm im Freien ist, völlig durchnäßt und frierend. Wer weiß, ob sie das bis zum Morgen aushält. Und selbst dann dauert es vielleicht Tage, bis man sie findet, und sie könnte inzwischen verhungern.

»Jōtarō«, rief sie leise. »Wach auf.« Sie fürchtete, er habe ihr etwas Grausames angetan, denn sie hatte gehört, wie er den Gefolgsleuten der alten Frau erzählt hatte, er bestrafe sie, und später, auf dem Weg zur Herberge, hatte er eine ähnliche Bemerkung gemacht.

Im Herzen ist sie nicht böse, dachte Otsū. Wenn ich aufrichtig zu ihr bin, wird sie mich irgendwann einmal verstehen ... Ich muß zu ihr. Wenn Jōtarō wütend wird, kann ich das auch nicht ändern. Sie schob den Regenschutz beiseite. Weißlich schimmerten die Regentropfen vor der Schwärze des Himmels. Nachdem sie ihre Kimonoschöße hochgesteckt hatte, nahm sie einen Strohhut aus Bambusrinde von der Wand und band ihn sich auf dem Kopf fest. Dann legte sie sich einen dicken Regenumhang aus Stroh um die Schultern, schlüpfte in ein Paar Strohsandalen und rannte durch die Wasserwand, die vom Dach herunterkam.

Als sie sich dem Schrein näherte, zu dem Mambei sie gebracht hatte, erkannte sie, daß die Treppe zu einem vielstufigen Wasserfall geworden war. Oben blies der Wind noch heftiger und heulte durch die Sichelbäume wie ein Rudel wütender Hunde.

Wo mag sie sein? dachte Otsū, als sie in den Schrein spähte. Sie rief in den dunklen Raum hinein, erhielt jedoch keine Antwort.

Sie ging um das Gebäude herum und blieb eine Weile lauschend stehen. Der klagende Wind fegte um sie her und umtoste sie wie die Brecher der aufgewühlten See. Ganz allmählich wurde sie sich eines anderen Lauts bewußt, der vom

Heulen des Sturms kaum zu unterscheiden war. Er setzte aus und hob dann von neuem an.

»Oh-h-h! Hört mich denn niemand? ... Ist da niemand? ... Oh-h-h-h!« »Großmutter!« rief Otsū. »Großmutter! Wo seid Ihr?« Da sie in den Wind hineinrief, trug ihre Stimme nicht sehr weit.

Doch ihre Antwort vermittelte sich der Verzweifelten. »Oh! Da ist jemand. Ich weiß es ... Rettet mich! Hier! Rettet mich!«

»Wo seid Ihr?« schrie Otsū heiser. »Großmutter, wo seid Ihr?« Sie lief um den Schrein herum, blieb stehen und lief nochmals um das Gebäude. Fast zufällig bemerkte sie dann eine Höhle, etwa zwanzig Schritt entfernt, am Fuß des steilen Pfades, der zum inneren Schrein hinaufführte. Als sie näher trat, war sie überzeugt, daß die Stimme der alten Frau von dorthier kam. Sie blieb stehen und starrte die großen Steine an, die den Eingang versperrten.

»Wer da? Wer da? Seid Ihr eine Erscheinung Kannons? Ich bete jeden Tag zu ihr. Habt Erbarmen mit mir. Rettet eine arme alte Frau, die von einem Unhold hier gefangengehalten wird.« Halb weinend, halb bittend, bildete Osugi sich im dunklen Zwischenreich von Leben und Tod ein Bild von der mitleidvollen Kannon und schickte ihr glühende Gebete entgegen, um den Tod abzuwenden.

»Wie glücklich ich bin!« schrie sie auf einmal wie von Sinnen. »Kannon, die Barmherzige, hat die Güte meines Herzens erkannt und hat Mitleid mit mir. Sie ist gekommen, mich zu retten! Erhabenes Mitleid! Erhabene Barmherzigkeit! Gegrüßet seist du, Bodhisattva Kannon! Gegrüßet seist du, Bodhisattva Kannon! Gegrüßet seist du ...«

Unvermittelt brach sie ab. Vielleicht meinte sie, das genüge, und fand es nur natürlich, daß Kannon ihr in ihrem Elend zu Hilfe kam. Sie war schließlich das Oberhaupt einer vornehmen Familie, war eine gute Mutter und ein redlicher, makelloser

Mensch.

Doch da spürte sie, daß keine überirdische Erscheinung, sondern ein lebendiger Mensch draußen vor der Höhle stand. Im nächsten Augenblick schwanden ihr die Sinne.

Otsū, die sich nicht erklären konnte, was das plötzliche Verstummen Osugis zu bedeuten habe, war außer sich. Der Höhleneingang mußte frei gemacht werden. Während sie damit beschäftigt war, lösten sich die Bänder, mit denen sie ihren Strohhut unterm Kinn verknötet hatte, und Hut und schwarze Haarflechten flatterten wild im Wind.

Sie fragte sich, wie Jōtarō es fertiggebracht hatte, ganz allein die schweren Steine aufeinanderzutürmen. Sie stieß und zerrte mit aller Macht, doch die Gesteinsbrocken wollten sich nicht von der Stelle rühren. Erschöpft von der Anstrengung, empfand sie einen momentanen Haß auf Jōtarō. Die Erleichterung darüber, Osugi gefunden zu haben, verwandelte sich in nagende Angst.

»Durchhalten, Großmutter! Ich hole Euch heraus«, rief sie. Doch obwohl sie die Lippen an einen Spalt zwischen den Felsen legte – eine Antwort erhielt sie nicht. Endlich vernahm sie einen schwachen Singsang:

Wenn er menschenfressenden Teufeln, Giftigen Drachen und Dämonen begegnet Und an Kannons Macht glaubt, Wird ihm kein Leids geschehen. Wenn böse Tiere ihn umringen Mit scharfen Hauern und Krallen, Und er an Kannons Macht glaubt ...

Was Osugi da intonierte, war das »Sutra an Kannon«. Nur die Stimme der Gottheit drang an ihr Ohr. Die Hände zusammengelegt, war sie jetzt ganz gelöst. Tränen strömten aus ihren Augen, und ihre Lippen bebten, als sie die heiligen Worte sang.

Von einem merkwürdigen Gefühl beschlichen, hielt Osugi unvermittelt inne und legte das Auge an einen Spalt zwischen

den Felsen. »Wer da?« rief sie. Der Wind hatte Otsū den Regenumhang abgerissen. Von Entsetzen gepackt, erschöpft und schmutzbedeckt, beugte sie sich hinunter und rief: »Ist auch alles in Ordnung mit Euch, Großmutter? Ich bin's, Otsū!« »Wer seid Ihr?« kam die mißtrauische Frage. »Otsū.«

»Aha.« Es folgte eine lange Pause, dann fragte sie ungläubig: »Was soll das heißen, Ihr seid Otsū?«

Osugis fromme Gedanken stürzten jäh in sich zusammen. »W-w-warum bist du hergekommen? Ach, ich weiß. Du suchst nach diesem Teufel Jōtarō!« »Nein! Ich bin gekommen, um Euch zu retten, Großmutter. Bitte, vergeßt das Vergangene. Ich weiß, wie gut Ihr zu mir wart, als ich noch ein kleines Mädchen war. Doch dann habt Ihr Euch gegen mich gewandt und versucht, mir weh zu tun. Ich verarge Euch das aber nicht. Ich gebe zu, daß ich sehr eigensinnig war.«

»Ach, dann sind dir also die Augen aufgegangen, und du erkennst, wie böse du gehandelt hast. Ist es so? Würdest du gern als Matahachis Frau in den Schoß der Familie Hon'idō zurückkehren?« »O nein, das nicht!« erklärte Otsū rasch. »Nun, warum bist du dann hier?«

»Ihr habt mir so leid getan, daß ich es nicht aushalten konnte.« »Und jetzt willst du mich dir verpflichten. Darum geht es dir doch, nicht wahr?«

Otsū war so vor den Kopf gestoßen, daß sie zunächst kein Wort über die Lippen brachte.

»Wer hat dich gebeten, mich zu retten? Ich nicht! Ich brauche deine Hilfe nicht! Wenn du dir einbildest, du brauchtest mir nur einen Gefallen zu tun, um mich davon abzubringen, dich zu hassen, dann hast du dich getäuscht. Ich sterbe lieber, als daß ich meinen Stolz verliere.«

»Aber Großmutter, wie könnt Ihr nur von mir denken, daß ich einen Menschen in Eurem Alter an einem so schrecklichen Ort zurücklasse?« »Hör sich das einer an! Wie lieb du reden

kannst. Glaubst du etwa, ich wüßte nicht, was du zusammen mit diesem Jōtarō planst? Ihr beide habt mich in diese Höhle gesperrt, um euch über mich lustig machen zu können. Aber wenn ich herauskomme, zahle ich es euch heim!«

»Ich bin überzeugt, der Tag wird nicht lange auf sich warten lassen, an dem Ihr erkennt, wie ich wirklich fühle. Doch wie dem auch sei – Ihr könnt nicht da drin bleiben. Ihr werdet ja krank!« »Hmph! Mich ermüdet dieses Geschwätz!«

Otsū richtete sich auf, und das Hindernis, das sie mit Gewalt nicht hatte beiseite rollen können, bewegte sich plötzlich, als geschähe es durch ihre Tränen. Nachdem der oberste Brocken heruntergefallen war, fiel es ihr leicht, die übrigen Steine beiseite zu schieben.

Doch waren es nicht Otsūs Tränen allein, welche die Höhle geöffnet hatten. Osugi hatte sich von drinnen gegen die Steine gestemmt. Jetzt kam sie mit hochrotem Kopf heraus.

Von der Anstrengung noch ganz wacklig auf den Beinen, stieß Otsū einen Freudenschrei aus. Doch da packte Osugi sie auch schon an der Schulter. Sie fuhr mit einer solchen Wildheit über sie her, als habe sie nur gewünscht, weiterleben zu dürfen, um ihrer Wohltäterin an den Kragen zu können. »Oh! Was macht Ihr? Au!« »Halt den Mund!« »W-w-warum?«

»Was hast du erwartet?« schrie Osugi und stieß Otsū mit der Kraft einer Wahnsinnigen zu Boden. Otsū war fassungslos vor Entsetzen. »Und jetzt laß uns gehen«, schnaubte Osugi und schlefte Otsū über den aufgeweichten Boden.

Die Hände ringend, sagte Otsū: »Bitte, bitte! Straft mich, wenn Ihr wollt, aber Ihr dürft bei diesem Regen nicht im Freien bleiben.« »So ein Unsinn! Besitzt du denn keine Scham? Glaubst du etwa, du kannst mich dazu bewegen, Mitleid mit dir zu haben?« »Ich laufe nicht fort. Bestimmt nicht ... Oh! Das tut weh!« »Selbstverständlich tut das weh.«

»Laßt mich ...« Mit einer plötzlichen Kraftanstrengung riß

Otsū sich los und sprang auf.

»O nein, du entkommst mir nicht!« Augenblicklich wieder über sie herfallend, packte Osugi Otsū bei den Zöpfen und drehte ihr weißes Gesicht himmelwärts. Der Regen prasselte auf sie nieder. Sie schloß die Augen. »Du Schlampe! Wie habe ich all die Jahre gelitten deinetwegen!« Jedesmal, wenn Otsū den Mund aufmachte, um etwas zu sagen, oder sich Osugis Griff zu entwinden suchte, zog die alte Frau sie an den Haaren. Schließlich warf sie Otsū zu Boden und traktierte sie mit Fußtritten. Plötzlich malte sich Erschrecken auf Osugis Gesicht, und sie ließ Otsū los. »Ach, was habe ich getan!« Ihr Atem ging stoßweise. »Otsū?« rief sie voller Angst, als sie die schlaffe Gestalt zu ihren Füßen liegen sah. »Otsū!« Sich über sie neigend, starrte sie in das regennasse Gesicht. Es fühlte sich kalt an wie ein toter Fisch. Die junge Frau atmete anscheinend nicht.

»Sie ist ... sie ist tot!«

Osugi war entsetzt. Obwohl sie Otsū nicht verzeihen konnte – töten wollte sie das Mädchen nicht. Stöhnend richtete sie sich auf und wich zurück. Ganz allmählich beruhigte sie sich und dachte: Nun, da bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als Hilfe zu holen. Sie wollte schon davonlaufen, doch dann machte sie kehrt, nahm Otsūs kalten Körper in die Arme und trug sie in die Höhle hinein.

Wenn auch der Eingang eng war, drinnen war die Höhle recht geräumig. An der einen Wand war eine Stelle, wo sich früher fromme Pilger auf der Suche nach dem wahren Weg stundenlang in Andacht versenkt hatten. Als der Regen nachließ, trat sie an den Eingang und wollte hinaus kriechen, doch da öffneten die Wolken ihre Schleusen noch einmal. Der Bach war über die Ufer getreten, und das Wasser ergoß sich fast bis in die hinterste Ecke der Höhle.

Es wird nicht mehr lange dauern bis zum Morgen, dachte

Osugi. Gleichmütig hockte sie sich hin und wartete darauf, daß der Sturm sich legte. Als sie sich in völliger Dunkelheit mit Otsūs vermeintlichem Leichnam allein befand, hatte sie das Gefühl, das kalte, aschgraue Gesicht sähe sie anklagend an. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken: Alles, was geschieht, ist vorherbestimmt. Nimm als neugeborener Buddha deinen Platz im Paradies ein. Und sei mir nicht böse. Doch es dauerte nicht lange, und Angst und Schuldgefühl trieben sie dazu, Zuflucht in der Frömmigkeit zu suchen. Sie schloß die Augen und intonierte ein Sutra. Mehrere Stunden vergingen. Als ihre Lippen sich endlich schlossen und sie die Augen aufschlug, hörte sie Vogelgezwitscher. Die Luft war still, es hatte aufgehört zu regnen. Ein goldener Sonnenball leuchtete herein und warf seine hellen Strahlen auf den rohen Höhlenboden.

»Was mag das wohl sein?« sagte sie laut, als sie aufstand und ihr Blick auf eine Inschrift fiel, die von unbekannter Hand in die Höhlenwand gegraben worden war.

Sie stellte sich davor und las: »Im Jahre fünfzehnhundertvierundvierzig habe ich meinen sechzehn Jahre alten Sohn mit Namen Mori Kinsaku ausgeschiedt, auf seilen des Fürsten Uragami in der Schlacht um die Burg Tenjinzan zu kämpfen. Seither habe ich ihn nicht wiedergesehen. In meinem Gram ziehe ich von einem Buddha heiligen Ort zum nächsten. In dieser Höhle stelle ich ein Bildnis der Bodhisattva Kannon auf. Ich bete darum, daß sie und die Tränen einer Mutter Kinsaku in seinem künftigen Leben beschützen mögen. Den Wanderer, der in späteren Jahren hier vorüberkommt, bitte ich, den Namen Buddhas anzurufen. Seit Kinsakus Tod sind jetzt einundzwanzig Jahre vergangen. Stifterin: Die Mutter von Kinsaku aus dem Dorf Aita.« Stellenweise war es schwierig, die bereits verwitterten Schriftzeichen zu entziffern. Es war fast siebzig Jahre her, daß die Familie Amako die Dörfer Sanumo, Aita und Katsuta angegriffen und Fürst Uragami aus seiner Burg vertrieben

hatte. Eine Kindheitserinnerung, die Osugi nie vergessen würde, war das Niederbrennen der Festung. Sie sah noch heute den schwarzen Rauch zum Himmel aufsteigen, hatte die Leichen der Männer und die Kadaver der Pferde vor Augen, die tagelang auf dem Schlachtfeld und auf den Wegen herumgelegen hatten. Die Kämpfer waren fast bis an die Häuser der Bauern vorgedrungen.

Der Gedanke an die Mutter des Jungen, an ihren Kummer, ihre Pilgerreisen, ihre Gebete und Opfer versetzte Osugi einen schmerzlichen Stich. »Es muß schrecklich für sie gewesen sein«, sagte sie leise, kniete nieder und legte die Hände zusammen.

»Gegrüßet seist du, Buddha Amida. Gegrüßet seist du, Buddha Amida ...« Sie schluchzte, und Tränen benetzten ihre Hände. Erst als sie sich ausgeweint hatte, kam ihr zum Bewußtsein, daß Otsū kalt und leblos neben ihren Knien im Morgenlicht lag.

»Vergib mir, Otsū. Es war böse von mir und grausam! Bitte, verzeih mir, bitte.« Ihr Gesicht verzerrte sich, so sehr bereute sie ihre Tat. Sie richtete Otsūs Körper auf und nahm ihn sanft in die Arme. »Erschreckend ... furchtbar. Geblendet von mütterlicher Liebe. Aus Liebe zu meinem eigenen Kind bin ich für das Kind einer anderen Frau zur Teufelin geworden. Auch du hast eine Mutter gehabt. Hätte sie mich gekannt, sie würde in mir einen tückischen, bösen Dämon gesehen haben. Ich war sicher, im Recht zu sein, und doch habe ich gehandelt wie ein Ungeheuer.«

Die Worte schienen die Höhle auszufüllen und hallten in ihren Ohren wider. Es war niemand da, keine Augen, die sie sahen, keine Ohren, die sie hörten. Das Dunkel der Nacht hatte sich ins Licht der Weisheit Buddhas verwandelt.

»Wie gut du gewesen bist, Otsū. So viele Jahre von mir schrecklichen alten Närrin gequält worden zu sein, ohne mir

mit Haß zu begegnen. Trotz allem herzukommen, um mich zu retten ... Jetzt wird mir vieles klar. Ich habe dich verkannt. In der Güte deines Herzens habe ich nichts als Böses gesehen. Deine Freundlichkeit habe ich dir mit Haß vergolten. Mein Geist war widerborstig und verzerrt. Ach, verzeih mir, Otsū.«

Sie drückte ihr tränenfeuchtes Gesicht gegen Otsūs Antlitz. »Wäre nur mein eigener Sohn so gut und lieb wie du ... Schlag doch deine Augen wieder auf, und sieh, daß ich dich um Verzeihung bitte.«

Während sie bittere Tränen vergoß, kam ihr die Erkenntnis, wie durch und durch böse sie gewesen war. Ihr Herz zog sich zusammen, und immer wieder murmelte sie: »Verzeih ... verzeih ...!« Sie fragte sich sogar, ob es nicht recht sei, sitzen zu bleiben, bis sie der Tod mit der jungen Frau vereinte. »Nein!« rief sie dann entschlossen. »Schluß mit Tränen und Gestöhn. Vielleicht ... vielleicht ist sie gar nicht tot. Vielleicht kann ich sie ins Leben zurückholen. Sie ist noch jung. Das Leben liegt noch vor ihr.« Sanft bettete sie Otsū auf den Boden und kroch aus der Höhle hinaus in das blendende Sonnenlicht. Sie schloß die Augen und legte die Hände trichterförmig um den Mund. »Wo seid ihr denn alle? Ihr Leute vom Dorf, kommt im herbei und helft!« Dann machte sie die Augen auf, lief ein paar Schritte und rief wieder.

Da regte sich etwas zwischen den Sichelbäumen. Ein Ruf erscholl: »Sie ist da! Es ist ihr nichts zugestoßen!«

Etwa zehn Angehörige der Sippe der Hon'idō kamen aus dem Hain gelaufen. Nachdem der blutüberströmte Überlebende des Kampfes mit Jōtarō gestern abend seine Geschichte erzählt hatte, war augenblicklich ein Suchtrupp zusammengestellt worden, der sich trotz des starken Regens ungesäumt auf den Weg machte. Sie trugen immer noch ihre Regenumhänge und machten einen ziemlich kläglichen Eindruck.

»Ach, es ist Euch nichts zugestoßen!« frohlockte der erste,

der Osugi erreichte. Erleichterung im Gesicht, scharten sie sich um ihre Herrin. »Macht euch meinetwegen keine Sorgen«, sagte Osugi. »Rasch, geht und tut alles, was in euren Kräften steht, für die junge Frau in der Höhle. Sie ist seit Stunden ohne Bewußtsein. Wenn wir ihr nicht gleich eine belebende Arznei einflößen ...« Die Stimme versagte ihr den Dienst. Wie in Trance zeigte sie auf die Höhle. Seit Onkel Gons Tod hatte sie wohl keine Tränen des Kummers mehr vergossen.

Gezeiten des Lebens

Der Herbst ging vorüber – und der Winter.

An einem Tag zu Anfang des vierten Monats im Jahre sechzehnhundert-zwölf nahmen die Reisenden an Deck des Schiffes, das regelmäßig zwischen Sakai und Shimonoseki verkehrte, ihre Plätze ein.

Als ihm gemeldet wurde, daß das Schiff abfahrtbereit sei, erhob sich Musashi von einer Bank in Kobayashi Tarōzaemons Geschäftsräumen und verneigte sich vor den Leuten, die gekommen waren, um ihm Lebewohl zu sagen.

»Kopf hoch!« sagten sie, als sie sich ihm bei dem kurzen Gang zur Hafenmauer anschlossen.

Unter denen, die zum Abschied gekommen waren, befand sich Hon'ami Kōetsu. Sein guter Freund Haiya Shōyū hatte aus Krankheitsgründen nicht kommen können, ließ sich jedoch von seinem Sohn Shōeki vertreten. Shōeki wiederum war mit seiner Frau gekommen, deren strahlende Schönheit alle Welt sich nach ihr umdrehen ließ.

»Das ist Yoshino, nicht wahr?« flüsterte ein Mann und zupfte seinen Begleiter am Ärmel.

»Aus dem Yanagimachi-Viertel?« »Ja, Yoshino Dayū aus

dem ›Ogiya‹.«

Shōeki hatte sie Musashi vorgestellt, ohne ihren früheren Namen zu erwähnen. Ihr Gesicht war Musashi selbstverständlich nicht bekannt, denn es handelte sich ja um die zweite Yoshino Dayū. Kein Mensch wußte, was aus der ersten geworden war und wo sie sich jetzt aufhielt, ob sie verheiratet war oder allein lebte. Die Menschen hatten längst aufgehört, über ihre große Schönheit zu reden. Blumen blühen, und Blumen welken. In der schillernden Welt des Vergnügungsviertels verging die Zeit rasch. Yoshino Dayū! Der Name hätte in Musashi Erinnerungen wachgerufen an Schneenächte, an ein Feuer aus den Zweigen von Päoniensträuchern, an eine zerbrochene Laute.

»Es sind jetzt über sieben Jahre her, daß wir uns kennengelernt haben«, meinte Kōetsu.

»Ja, über sieben Jahre«, wiederholte Musashi und fragte sich, wo die Jahre geblieben sein mochten. Er hatte das Gefühl, daß ein Abschnitt seines Lebens zu Ende ging, wenn er jetzt das Schiff bestieg. Matahachi war ebenso unter denen, die ihm Glück wünschten, wie etliche Samurai aus der Hosokawa-Residenz in Kyoto. Andere Samurai übermittelten ihm die besten Wünsche von Fürst Karasumaru Mitsuhiro. Außerdem hatte sich eine Gruppe von zwanzig bis dreißig Schwertkämpfern eingefunden, die sich trotz Musashis Protest als seine Anhänger betrachteten, nur weil sie ihn in Kyoto kennengelernt hatten.

Er hatte sich nach Kokura in der Provinz Buzen aufgemacht, wo er antreten wollte, um sein Können und seine Reife mit denen Sasaki Kojirōs zu messen. Dank der Bemühungen von Nagaoka Sado sollte die schicksalhafte Begegnung, die sich schon seit Jahren anbahnte, nun endlich stattfinden. Die Verhandlungen waren schwierig gewesen und hatten sich in die Länge gezogen; viele Boten waren hin- und hergeschickt und so mancher Brief getauscht worden. Selbst als Sado im vorigen

Herbst herausbekommen hatte, daß Musashi in Kōetsus Haus lebte, hatte es noch ein weiteres halbes Jahr gedauert, ehe alles geklärt war.

Wiewohl er stets wußte, daß dies bevorstand, war Musashi in seinen kühnsten Träumen nicht darauf gekommen, wie es sein würde, wenn man als Meister einer großen Schar von Anhängern und Bewunderern eine Reise antrat. Es war ihm peinlich, daß sich so viele Menschen eingefunden hatten. Auch machte es ihm das unmöglich, sich mit bestimmten Menschen so zu unterhalten, wie er es gern getan hätte.

Am nachhaltigsten aber traf ihn der Widersinn dieser großen Verabschiedung. Er wollte wirklich niemandem Idol sein. Und doch – alle waren gekommen, um ihren guten Willen zum Ausdruck zu bringen. Davon konnte er sie unmöglich abhalten.

Manche, das spürte er, verstanden ihn. Für ihre guten Wünsche war er dankbar, und ihre Bewunderung erfüllte ihn mit Ehrfurcht. Gleichzeitig fühlte er sich aber von einer Welle der Oberflächlichkeit emporgetragen, die Volkstümlichkeit hieß. Er hatte beinahe Angst, daß diese Schmeichelei ihm zu Kopf steigen könne. Schließlich war er nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Was ihn noch mit Unbehagen erfüllte, war das lange Vorgeplänkel. Sowohl er als auch Kojirō waren sich darüber im klaren, wohin ihre Beziehung führen mußte, und man konnte sagen, daß die Welt sie beide gegeneinander ausspielte. Die Welt hatte entschieden, daß sie beide ein für allemal klarstellen mußten, wer von ihnen der bessere Mann war.

Angefangen hatte es damit, daß die Leute sagten: »Ich habe gehört, sie wollen es jetzt entscheiden.«

Später hieß es dann: »Jawohl, sie werden jetzt bestimmt gegeneinander antreten.«

Und noch später: »Wann findet der Zweikampf statt?« Schließlich wurden Tag und Stunde des Kampfes

herumposaunt, noch ehe die beiden Hauptbeteiligten selbst sich in aller Form darüber geeinigt hatten. Musashi widerstrebte es, ein öffentlicher Held zu sein. Angesichts seiner Taten und Leistungen war es unvermeidlich, daß er einer wurde, doch hatte er das nicht gewollt. Worum es ihm wirklich ging, war einzig, mehr Zeit zum Meditieren zu haben. Er mußte zu einer größeren Harmonie gelangen, um sicherzugehen, daß seine Ideen nicht seiner Fähigkeit zu handeln vauseilten. Kraft der Erfahrung, die er vor kurzem mit Gudō gemacht hatte, war er der Erleuchtung einen großen Schritt nähergekommen. Und er war sich der Schwierigkeit, die es bedeutete, dem Weg des Schwertes zu folgen, dem langen Weg durchs Leben, wesentlich deutlicher bewußt geworden. Und doch ..., dachte er, wo stünde ich ohne die Güte der Menschen, die mich unterstützt haben? Würde er anders überhaupt noch leben? Besäße er dann die Kleider, die er auf dem Leib trug? Er hatte einen schwarzen kurzärmeligen Kimono an, den Kōetsus Mutter für ihn genäht hatte. Die neuen Sandalen, die er trug, der neue Strohhut in seiner Hand, alles, was er besaß, war ihm geschenkt worden von Menschen, die ihn hochschätzten. Der Reis, den er aß – angebaut hatten ihn andere Menschen. Er lebte von den Früchten der Arbeit anderer. Wie wollte er den Menschen je vergelten, was sie alles für ihn getan hatten?

Wenn er auf diese Weise über alles nachdachte, verflüchtigte sich der Groll über die Anforderungen, welche die vielen Anhänger an ihn stellten. Es blieb dann nur die Furcht, ihren Anforderungen nicht zu genügen und sie zu enttäuschen.

Es war an der Zeit, die Segel zu setzen. Gebete für eine gute Überfahrt wurden gesprochen, letzte Abschiedsworte getauscht; schon begann sich unmerklich die Zeit zwischen die Männer und Frauen an der Hafenmauer und ihren abreisenden Helden zu schieben.

Die Tauen wurden gelöst, das Schiff trieb aufs offene Meer hinaus, und das Großsegel breitete sich flügelgleich vor dem

azurblauen Himmel aus. Ein Mann lief bis ans Ende der Hafenmauer, blieb dort stehen und stampfte ungehalten mit dem Fuß auf. »Zu spät!« knurrte er. »Ich hätte die letzte Rast nicht machen sollen.«

Kōetsu trat zu ihm und fragte: »Seid Ihr nicht Musō Gonnosuke?« »Ja«, erwiderte der Angesprochene und klemmte sich seinen Stock unter den Arm.

»Wir sind uns einmal im Kongōji-Tempel in Kawachi begegnet.« »Aber ja, natürlich! Ihr seid Hon'ami Kōetsu.«

»Freut mich, Euch so wohlauf zu sehen. Nach dem, was ich gehört habe, war ich mir nicht sicher, ob Ihr überhaupt noch am Leben seid.« »Von wem gehört?« »Von Musashi.« »Von Musashi?«

»Ja. Er hat bis gestern bei mir gewohnt und mehrere Briefe aus Kokura erhalten. In einem schrieb Nagaoka Sado, daß Ihr am Berg Kudo festgenommen worden seid. Er fürchtete, Ihr könntet verwundet oder getötet worden sein.«

»Das Ganze war ein Versehen.«

»Auch haben wir erfahren, daß Iori in Sados Haus lebt.« »Dann ist ihm also nichts geschehen?« rief Gonnosuke, und man sah ihm deutlich die Erleichterung an.

»Nein. Es ist alles in Ordnung mit ihm. Laßt uns irgendwo einkehren, damit wir uns unterhalten können!«

Er führte den untersetzten Stockfechtmeister in eine nahe gelegene Schenke. Beim Tee erzählte Gonnosuke seine Geschichte. Glücklicherweise war Sanada Yukimura, Daisukes Vater, nach einem Blick auf ihn zu der Überzeugung gekommen, daß er kein Spion war. Er wurde entlassen, und die beiden Männer freundeten sich sogar miteinander an. Yukimura entschuldigte sich nicht nur für den Irrtum seiner Vasallen, sondern er schickte auch noch einen Trupp aus, der Iori suchen sollte.

Da sie den Leichnam des Jungen nicht fanden, hatte Gonnosuke angenommen, daß er noch am Leben sein müsse. Seither hatte er die Zeit damit verbracht, in den benachbarten Provinzen nach Iori zu forschen. Als er hörte, Musashi halte sich in Kyoto auf und der Kampf zwischen ihm und Kojirō stehe unmittelbar bevor, hatte er seine Bemühungen sogar noch verstärkt. Als er am Vortag wieder zum Berg Kudo zurückgekommen war, hatte er von Yukimura gehört, daß sich Musashi heute nach Kokura einschiffen solle. Zwar hatte er Bedenken, Musashi ohne Iori und ohne jede Nachricht von diesem gegenüberzutreten, doch da er nicht wußte, ob er seinen Lehrer jemals lebend wiedersehen würde, war er doch herbeigeeilt. Er entschuldigte sich nun bei Kōetsu, als wäre dieser das Opfer seiner Nachlässigkeit. »Laßt Euch deshalb keine grauen Haare wachsen«, sagte Kōetsu. »In ein paar Tagen geht wieder ein Schiff.«

»Eigentlich wollte ich aber mit Musashi reisen.« Gonnosuke hielt inne und fuhr dann voller Ernst fort: »Ich könnte mir vorstellen, daß diese Reise der entscheidende Einschnitt in Musashis Leben ist. Er nimmt sich unausgesetzt in Zucht, folglich ist es unwahrscheinlich, daß er gegen Kojirō verliert. Freilich, bei einem solchen Kampf kann man nie wissen ... Es spielt auch etwas Übermenschliches dabei mit. Alle Schwertkämpfer müssen dem ins Auge sehen: Zu gewinnen oder zu verlieren, das ist zum Teil auch Glückssache.« »Ich glaube nicht, daß Ihr Euch Sorgen zu machen braucht. Musashi ist in bester Verfassung. Er schien sehr zuversichtlich zu sein.« »Daran zweifle ich nicht, aber auch Kojirō hat einen sehr, sehr guten Ruf. Und es heißt, seit er in Fürst Tadatoshis Dienste getreten ist, habe er ständig geübt und sich in Höchstform gehalten.«

»Es geht um die Entscheidung zwischen einem Mann, der ein Genie ist, dabei jedoch ein bißchen überheblich, und einem ganz gewöhnlichen Menschen, der seine Begabung bis zum

Äußersten ausgebildet hat. Seht Ihr das nicht auch so?«

»Ich würde Musashi nicht einen ganz gewöhnlichen Menschen nennen.« »Aber das ist er. Das ist ja gerade das Außergewöhnliche an ihm. Er verläßt sich nicht auf die natürlichen Gaben, die er vielleicht hat. Da er weiß, daß er ein gewöhnlicher Mensch ist, ist er unablässig bemüht, besser zu werden. Kein Mensch weiß die wirklich mörderischen Anstrengungen zu würdigen, die er hat unternehmen müssen. Nun, nachdem die Lehrjahre so aufsehenerregende Ergebnisse gezeitigt haben, redet alle Welt von gottgegebenen Talenten. Mit so etwas trösten sich Menschen, die sich selbst nicht besonders anstrengen.«

»Vielen Dank, daß Ihr das gesagt habt«, erklärte Gonnosuke, der das Gefühl hatte, Kōetsu könne genauso gut ihn gemeint haben wie Musashi. Als er das mächtige Profil des Mannes betrachtete, dachte er: »Und bei ihm ist es genauso.«

Kōetsu sah aus, wie er war: Ein Mann der Muße, der sich absichtlich vom Rest der Welt abgesetzt hatte. Im Augenblick hatten seine Augen nicht den Glanz, den sie ausstrahlten, wenn er sich auf irgendeine künstlerische Arbeit konzentrierte. Jetzt waren sie wie eine glatte See, die ruhig und ungetrührt unter einem leuchtend klaren Himmel lag.

Ein junger Mann im Priestergewand streckte den Kopf zur Tür herein und sagte zu Kōetsu: »Wollen wir jetzt gehen?«

»Ah, Matahachi«, erwiderte Kōetsu liebenswürdig. Dann wandte er sich an Gonnosuke und sagte: »Ich muß Euch jetzt wohl verlassen. Meine Gefährten scheinen auf mich zu warten.« »Nehmt Ihr den Weg über Osaka?«

»Ja. Wenn wir früh genug hinkommen, würde ich gern noch die Abendfähre nach Kyoto nehmen.«

»Nun, dann begleite ich Euch bis Osaka.« Statt hier auf das nächste Schiff zu warten, hatte Gonnosuke beschlossen, über Land weiterzuziehen. Die drei gingen Seite an Seite, und ihre

Unterhaltung kreiste fast nur um Musashi, seine augenblickliche Stellung und seine Verdienste. Einmal konnte Matahachi seine Sorgen nicht unterdrücken, und er sagte: »Hoffentlich gewinnt Musashi! Kojirō ist nicht zu unterschätzen, er gebietet nämlich über ein überwältigendes technisches Können.« Aus seiner Stimme sprach aber wenig Begeisterung; die Erinnerung an seine Begegnung mit Kojirō stand ihm zu lebhaft vor Augen.

Als es dämmerte, erreichten sie die von Menschen wimmelnden Straßen von Osaka. Kōetsu und Gonnosuke merkten plötzlich, daß Matahachi nicht mehr bei ihnen war.

»Wo mag er hingegangen sein?« fragte Kōetsu.

Sie gingen ein Stück zurück und fanden ihn am Ende einer Brücke. Wie gebannt stand er dort und starrte zu einem Uferstreifen, wo Frauen aus ziemlich heruntergekommenen nahegelegenen Hütten ihre Küchengeräte säuberten sowie den ungeschälten Reis und Gemüse wuschen. »Sie ist es!« rief Matahachi. »Akemi!«

Im ersten Überschwang des Wiedersehens glaubte er, es müsse sich um eine Laune des Schicksals handeln. Gleich darauf jedoch erging es ihm genau umgekehrt: Das Schicksal spielte keine Streiche – es konfrontierte ihn nur mit seiner Vergangenheit. Sie war seine Frau gewesen, ob nun angetraut oder nicht. Beider Karma war miteinander verflochten. Solange sie auf derselben Erde wandelten, war es ihnen bestimmt, früher oder später immer wieder zusammenzukommen.

Er hatte sie nicht sogleich erkannt. Zauber und Reiz, die sie selbst vor zwei Jahren noch ausstrahlte, waren vergangen, ihr Gesicht war unglaublich schmal, das Haar ungewaschen und zu einem Knoten zusammengebunden. Sie trug einen Baumwollkimono mit engen Ärmeln, der ihr bis knapp unter die Knie ging, das zweckentsprechende Kleidungsstück aller Hausfrauen der geringen Stände in der Stadt, weltweit

entfernt von den bunten Seidenkleidern, die sie als Prostituierte getragen hatte.

Sie hatte die gebückt-geduckte Haltung angenommen, die man von Straßenhändlern gewohnt ist; an ihrem Arm hing ein schwerer Korb, aus dem sie Muscheln, Seeschnecken und Tang verkaufte. Weil der Korb noch ziemlich voll war, konnte man darauf schließen, daß das Geschäft hier unter den armen Hausfrauen nicht besonders gut ging.

Mit einem schmutzigen Tuch hatte sie sich ein etwa ein Jahr altes Kind auf den Rücken gebunden.

Das Kind war es vor allem, das Matahachis Herz schneller schlagen ließ. Die Handflächen gegen die Wangen gepreßt, zählte er die Monate. Wenn das Kind in sein zweites Lebensjahr ging, mußte es empfangen worden sein, als er noch in Edo gewesen war ... dann war Akemi schon schwanger gewesen, als sie beide öffentlich ausgepeitscht wurden.

Das Licht der Abendsonne, die sich im Fluß spiegelte, tanzte auf Matahachis Gesicht und rief den Eindruck hervor, als wäre es in Tränen gebadet. Er hatte kein Ohr für den Lärm des Verkehrs, der sich durch die Straße schob. Akemi ging langsam am Fluß entlang. Er lief hinter ihr her, winkte und rief. Kōetsu und Gonnosuke folgten ihm. »Matahachi, wohin wollt Ihr?« Er hatte die beiden Männer völlig vergessen. Jetzt blieb er stehen und wartete, bis sie ihn einholten. »Tut mir leid«, murmelte er. »Um die Wahrheit zu sagen ...« Die Wahrheit? Wie sollte er ihnen erklären, was er vorhatte, wo er es sich doch nicht einmal selbst erklären konnte? Seine Gefühle und Gedanken zu ordnen überstieg im Moment seine Fähigkeiten. Schließlich jedoch entfuhr es ihm: »Ich habe mich entschlossen, doch kein Priester zu werden, sondern ins gewöhnliche Leben zurückzukehren. Ich bin ja noch nicht geweiht.«

»Ins gewöhnliche Leben zurückzukehren?« rief Kōetsu. »So

plötzlich? Hmm, Ihr seht sonderbar aus.«

»Ich kann es im Augenblick nicht erklären. Und selbst wenn ich es täte, würde es sich gewiß verrückt anhören. Ich habe soeben eine Frau gesehen, mit der ich zusammengelebt habe. Und sie trägt ein Kind auf dem Rücken. Ich glaube, es muß meines sein.« »Seid Ihr sicher?«

»Ja, nun ...«

»Jetzt beruhigt Euch, und denkt nach! Ist es wirklich Euer Kind?« »Ja. Ich bin Vater ... Tut mir leid! Habe ich nicht gewußt ... Schäme mich. Kann sie doch nicht so durchs Leben gehen und Sachen aus dem Korb verkaufen lassen wie eine gewöhnliche Schlampe. Ich muß arbeiten und mein Kind ernähren.«

Gonnosuke und Kōetsu sahen einander erschrocken an. Wiewohl immer noch nicht ganz sicher, ob Matahachi ganz bei Sinnen war, sagte Kōetsu: »Ich nehme an, Ihr wißt, was Ihr tut.«

Matahachi zog das Priestergewand aus, das er über seinen gewöhnlichen Kimono gezogen hatte, und reichte es samt seinen Gebetsschnüren Kōetsu. »Verzeiht, daß ich Euch Ungelegenheiten bereite, aber würdet Ihr dies bitte Gudō im Myōshinji-Tempel geben? Ich wäre Euch sehr verbunden, wenn Ihr ihm ausrichten würdet, ich bliebe hier in Osaka, würde mir Arbeit suchen und ein guter Vater sein.«

»Seid Ihr sicher, daß Ihr dies auch wirklich wollt? Das Priestertum aufgeben – einfach so?«

»Ja. Im übrigen hat mir der Meister gesagt, ich könne jederzeit wieder ins gewöhnliche Leben zurückkehren.«
»Hmm.«

»Er hat gesagt, man brauche nicht in einem Tempel zu sein, um sich in religiöser Zucht zu üben. Es sei zwar schwieriger, aber lebenswerter, sich inmitten von Lügen, Schmutz und Streit – all der häßlichen Dinge dieser Welt – zu beherrschen und

seinen Glauben zu bewahren als in einer sauberen, reinen Tempelwelt.« »Da wird er wohl recht haben.«

»Ich bin jetzt über ein Jahr bei ihm gewesen, doch einen Priesternamen hat er mir noch nicht gegeben. Er nannte mich immer nur Matahachi. Vielleicht bringt die Zukunft Dinge, die ich nicht verstehe. Dann werde ich sogleich zu ihm kommen. Richtet ihm das bitte aus, ja?« Und damit war Matahachi verschwunden.

Ein Schiff am Abend

Eine einzelne rote Wolke, die aussah wie ein Wimpel, hing niedrig über dem Horizont. Dicht über dem Grund der durchsichtigen und völlig unbewegten See bewegte sich ein Krake.

Gegen Mittag hatte ein wenig abseits, so daß es kaum auffiel, ein kleines Boot in der Mündung des Shikama festgemacht. Jetzt, da die Dämmerung aufkam, stieg ein dünner Rauchfaden von einem irdenen Glutbecken auf. Eine alte Frau zerbrach Reisig und unterhielt das Feuer. »Ist dir kalt?« fragte sie.

»Nein«, antwortete die junge Frau, die hinter einigen Schilfmatten auf dem Boden des Bootes lag. Schwach schüttelte sie den Kopf, hob ihn dann in die Höhe und sah die alte Frau an. »Macht Euch meinetwegen keine Sorgen, Großmutter! Ihr solltet auf Euch achtgeben! Eure Stimme klingt ein bißchen belegt.«

Osugi stellte einen Topf mit Reis auf das Glutbecken. »Das ist nichts weiter«, sagte sie. »Aber du bist krank. Du mußt richtig essen, damit du dich wieder wohl fühlst, wenn das Schiff einläuft.«

Otsū hielt die Tränen zurück und schaute hinaus aufs Meer.

Es waren noch ein paar Boote beim Fischen; außerdem waren etliche Frachtkähne unterwegs. Von dem Schiff aus Sakai war noch nichts zu sehen. »Es wird spät«, sagte Osugi. »Es hat doch geheißen, das Schiff würde vor dem Abend einlaufen.« Ihre Stimme klang etwas klagend. Die Nachricht, daß das Schiff mit Musashi in See gestochen war, hatte sich rasch herumgesprochen. Als sie Jōtarō in Himeji erreichte, hatte er einen Boten zu Osugi geschickt, um es ihr sagen zu lassen. Diese wiederum war spornstreichs in den Shippōji-Tempel gelaufen, wo Otsū krank darniederlag; sie litt noch an den Folgen der Schlage, welche ihr die alte Frau verabreicht hatte.

Seit jener Nacht hatte Osugi ihr so oft und unter so vielen Tränen Abbitte getan, daß es für Otsū schon zur Last geworden war, sich dies immer und immer wieder anzuhören. Otsū machte Osugi nicht für ihre Krankheit verantwortlich; für sie handelte es sich um einen Rückfall in jene Krankheit, die sie in Fürst Karasumarus Haus in Kyoto schon mehrere Monate lang ans Lager gefesselt hatte. Morgens wie abends hustete sie stark, und dazu hatte sie ein leichtes Fieber. Sie hatte so viel an Gewicht verloren, daß ihr Gesicht schöner war denn je. Aber es handelte sich um eine unendlich zarte Schönheit, welche diejenigen, die kamen, um sich mit ihr zu unterhalten, mit Trauer erfüllte.

Trotzdem war Glanz in Otsūs Augen. Zunächst war sie glücklich über die Veränderung, die mit Osugi vor sich gegangen war. Nachdem sie endlich begriffen hatte, daß sie einem Irrtum unterlegen war, schien die Witwe Hon'iden wie neugeboren. Und außerdem hegte Otsū die Hoffnung, ja, sie war überzeugt, daß der Tag nahe war, an dem sie Musashi wiedersehen würde.

Osugi hatte ihr versichert: »Um für all das Unglück zu büßen, das ich dir zugefügt habe, werde ich mich auf Hände und Knie niederlassen und Musashi bitten, alles in Ordnung zu bringen. Ich werde mich verneigen, ich werde um Verzeihung

bitten, und ich werde ihn überreden, es zu tun.« Nachdem sie ihrer Familie und dem gesamten Dorf verkündet hatte, daß Matahachis Verlöbniß mit Otsū null und nichtig sei, hatte sie die Dokumente verbrannt, die das Eheversprechen enthielten. Und von da an hatte sie es sich zur Aufgabe gemacht, aller Welt zu erklären, daß der einzige Mensch, der einen richtigen und passenden Gatten für Otsū abgebe, Musashi sei.

Da sich im Dorf in den letzten Jahren viel verändert hatte, war Osugi diejenige, die Otsū in Miyamoto am besten kannte, und sie hatte es deshalb übernommen, die junge Frau gesundzupflegen. Jeden Morgen und jeden Abend sprach sie im Shippōji-Tempel vor und stellte immer dieselben fürsorglichen Fragen: »Hast du gegessen? Hast du deine Arznei genommen? Wie fühlst du dich?«

Eines Tages sagte sie mit Tränen in den Augen: »Wärest du in jener Nacht in der Höhle nicht wieder zu dir gekommen, hätte ich dort auch sterben wollen.«

Die letzte Unwahrheit, welcher sich die alte Frau bedient hatte, war die Lüge gewesen, daß Ogin in Mikazuki weile. In Wahrheit hatte seit Jahren kein Mensch Ogin gesehen oder von ihr gehört. Man wußte nur, daß sie geheiratet hatte und in eine andere Provinz gezogen war.

Deshalb hatte Otsū auch Osugis Beteuerungen anfangs nicht geglaubt. Selbst wenn die alte Frau es aufrichtig meinte, Otsū glaubte, daß die Reue sich nach einiger Zeit verflüchtigen würde. Doch aus Tagen wurden Wochen, und die Aufmerksamkeit und Pflege, die Osugi Otsū angedeihen ließ, vertieften sich immer mehr.

»Nie hätte ich mir träumen lassen, daß sie im Grunde ein so guter Mensch ist«, dachte Otsū. Und da Osugis neugefundene Warmherzigkeit und Güte sich auf alle um sie herum erstreckte, teilten sowohl die Familienangehörigen als auch die Leute aus dem Dorf diese Einstellung, obwohl manche ihre

Verwunderung nicht ganz so zartfühlend zum Ausdruck brachten, sondern vielmehr sagten: »Was ist bloß in die alte Schachtel gefahren?« Sogar Osugi selbst wunderte sich, wie freundlich sie von aller Welt plötzlich behandelt wurde. Früher war es so gewesen, daß selbst diejenigen, die ihr am nächsten standen, bei ihrem Anblick zusammenzuckten und sich innerlich wanden; jetzt hingegen lächelten sie und sprachen herzlich mit ihr. Endlich, in einem Alter, da man allein für die Tatsache, überhaupt noch zu leben, dankbar zu sein hatte, erfuhr sie zum erstenmal in ihrem Leben, wie es war, von anderen geliebt und geachtet zu werden.

Eine alte Freundin fragte sie einmal rundheraus: »Was ist mit Euch geschehen? Ihr seht ja von Tag zu Tag besser aus!«

Vielleicht hat sie recht, dachte Osugi später, als sie sich im Spiegel betrachtete. Die Zeit hatte durchaus ihre Spuren hinterlassen. Als sie das Dorf verlassen hatte, waren ihre Haare noch schwarz gewesen, und es hatte sich nur wenig Grau darin befunden. Jetzt aber war es schlohweiß. Osugi hatte nichts dagegen, denn sie glaubte, daß auch ihr Herz endlich frei von jeder Schwärze war.

Das Schiff, mit dem Musashi unterwegs war, lief den Fischerort Shikama regelmäßig an, blieb über Nacht, wurde entladen und nahm wieder Fracht an Bord.

Am Vortag, nachdem sie Otsū dies erzählt hatte, fragte Osugi: »Was willst du tun?«

»Natürlich nach Shikama gehen.« »Dann gehe ich mit.«

Otsū hatte sich von ihrem Krankenlager erhoben, und schon eine Stunde später waren sie unterwegs. Bis zum späten Nachmittag brauchten sie, bis sie in Himeji waren, und Osugi umhegte Otsū, als wäre diese ein Kind. In Aoki Tanzaemons Haus wurden an diesem Abend Pläne für ein Musashi gewidmetes Willkommensessen in der Burg von Himeji geschmiedet. Seiner einstigen Erfahrung auf dieser Burg wegen

ging man davon aus, daß er es nun als eine Ehre betrachten würde, gebührend gefeiert zu werden. Selbst Jōtarō dachte das.

Tanzaemon und die anderen Samurai kamen auch überein, daß es sich für Otsū nicht schicke, so offen mit Musashi gesehen zu werden. Die Leute hätten sonst denken können, sie sei seine heimliche Geliebte. Tanzaemon schlug Otsū und Osugi schließlich vor, ein Boot zu nehmen, damit kein Anlaß für peinliches Gerede gegeben war.

Die See wurde dunkel, und der Himmel entfärbte sich. Die ersten Sterne blinkten auf. Nahe dem Haus des Färbers, in dem Otsū gewohnt hatte, hatte ein Kontingent von etwa zwanzig Samurai aus Himeji seit dem späten Nachmittag gewartet, um Musashi willkommen zu heißen. »Vielleicht ist es der falsche Tag«, meinte einer.

»Nein, keine Sorge«, sagte ein anderer. »Ich habe jemand zur Vertretung des Hauses Kobayashi hier geschickt, um auch ganz sicher zu sein.« »Heda, ist es das nicht?« »Dem Segel nach müßte es unser Schiff sein.«

Geräuschvoll drängten sie hinunter ans Wasser. Jōtarō löste sich von der Gruppe und lief zu dem kleinen Boot in der Flußmündung.

»Otsū! Großmutter! Das Schiff ist in Sicht, Musashis Schiff!« rief er aufgeregt den Frauen zu.

»Hast du es wirklich gesehen? Wo?« fragte Otsū und wäre ums Haar über Bord gefallen, als sie sich übers Wasser beugte.

»Vorsicht!« warnte Osugi und hielt sie von hinten. Sie standen nebeneinander, und ihre Augen versuchten, das Dunkel zu durchdringen. Nach und nach wurde aus dem winzigen Punkt in der Ferne ein großes, im Sternenschimmer schwarzes Segel, das geradewegs auf sie zuzuschwimmen schien.

»Das ist es!« rief Jōtarō.

»Beeil dich!« sagte Osugi. »Bring uns zum Schiff!«

»Kein Grund, etwas zu überstürzen. Einer der Samurai wird hinausrudern und Musashi abholen.«

»Dann müssen wir jetzt zu seinem Schiff. Denn wenn er erst einmal mit diesen Leuten beisammen ist, hat Otsū keine Chance mehr, mit ihm zu reden.«

»Das können wir nicht tun. Man würde sie sehen.«

»Du verbringst zuviel Zeit damit, dir Gedanken darüber zu machen, was andere Samurai denken könnten. Deshalb hat man uns doch gerade in dieses kleine Boot gesteckt. Wenn du mich fragst, so hätten wir im Färberhaus auf ihn warten sollen.«

»Nein, Ihr irrt. Ihr macht Euch keine Vorstellung davon, wie die Leute klatschen. Nur mit der Ruhe! Mein Vater und ich werden schon dafür sorgen, daß er hierherkommt.« Er hielt inne und überlegte. »Wenn er an Land ist, geht er kurz in das Haus des Färbers, um sich auszuruhen. Dann werde ich dafür sorgen, daß er hierher zu Euch kommt. Wartet nur hier, ich bin bald wieder da.« Damit eilte er zurück zu den anderen. »Versuche, ein bißchen zu ruhen«, sagte Osugi.

Gehorsam legte sich Otsū nieder. Das Atmen schien ihr schwerzufallen. »Mußt du wieder husten?« fragte Osugi besorgt. Sie kniete nieder und rieb der jungen Frau den Rücken. »Keine Sorge! Bald wird Musashi hiersein.« »Danke, jetzt geht es schon wieder.« Nachdem der Hustenreiz sich gelegt hatte, richtete Otsū ihr Haar und versuchte, sich ein wenig hübsch zu machen.

Da die Zeit verging und kein Musashi sich zeigte, wurde Osugi unruhig. Sie ließ Otsū allein im Boot zurück und ging ans Ufer.

Als sie nicht mehr zu sehen war, stopfte Otsū ihre Schlafmatte und das Kopfkissen hinter eine Matte, band sich den Obi neu und zog ihren Kimono zurecht. Ihr Herzklopfen war nicht im geringsten anders als jenes, das sie als junges Mädchen im Alter von siebzehn, achtzehn Jahren gehabt hatte.

Das rote Licht der kleinen Leuchtboje, die nicht weit vom Bug im Wasser schwamm, erfüllte ihr Herz mit Wärme. Sie streckte den zarten weißen Arm über das Dollbord, feuchtete ihren Kamm an und fuhr sich mehrmals durch das schwarze Haar damit. Dann legte sie etwas Puder auf, jedoch so wenig, daß man es kaum bemerken konnte. Schließlich wußte sie, daß selbst Samurai, wenn sie aus dem Schlaf gerissen und vor ihren Herrn zitiert wurden, in den Ankleideraum schlichen, um ihre Blässe mit etwas Wangenrot zu verdecken.

Was sie wirklich beunruhigte, war die Frage, was sie zu Musashi sagen sollte. Sie fürchtete, vielleicht überhaupt keinen Ton hervorbringen zu können, wie es ihr schon bei anderen Begegnungen mit ihm ergangen war. Sie wollte nichts sagen, was ihn hätte beunruhigen können. Er war unterwegs zu einem großen Zweikampf. Das ganze Land redete darüber.

Otsū fürchtete in diesem wichtigen Augenblick ihres Lebens nicht, daß er den Kampf gegen Kojirō verlieren könne; aber es war auch nicht völlig sicher, daß er ihn gewann. Es konnte immer Zufälle und Unfälle geben. Wenn sie heute etwas falsch machte und Musashi später getötet wurde, würde sie sich für den Rest ihres Lebens Vorwürfe machen.

Doch mußte sie sagen, was sie zu sagen hatte, ungeachtet dessen, was er selbst sagte oder tat. Sie hatte die Kraft aufgebracht, den Weg bis hierher zu schaffen. Jetzt stand das Zusammentreffen unmittelbar bevor, und ihr Herz raste. Da sie an so vieles denken mußte, wollten ihr die rechten Worte, die sie sagen sollte, nicht einfallen.

Solche Sorgen hatte Osugi nicht. Sie überlegte sich die Worte, die sie sagen wollte, um sich für all die Mißverständnisse und den Haß zu entschuldigen, ihr Herz zu entlasten und um Verzeihung zu bitten. Als Beweis, wie aufrichtig sie es meinte, wollte sie dafür sorgen, daß die Sorge um Otsūs Leben Musashi anvertraut wurde.

Das Dunkel wurde nur gelegentlich von einer Spiegelung auf dem Wasser aufgehellt, und es herrschte Stille, bis Jōtarōs Laufschrift zu hören war. »Nun, bist du endlich da?« fragte Osugi, die immer noch am Ufer stand. »Wo ist Musashi?«

»Großmutter, es tut mir leid.« »Es tut dir leid? Was soll das heißen?« »Hört zu! Ich werde Euch alles erklären.«

»Ich will keine Erklärungen. Kommt Musashi nun, oder kommt er nicht?« »Er kommt nicht.«

»Kommt nicht?« Ihre Stimme klang brüchig, war voller Enttäuschung. Jōtarō schien äußerst verlegen zu sein und berichtete dann, was geschehen war: Dem Samurai, der zum Schiff hinausgerudert war, hatte man gesagt, das Schiff bleibe nicht über Nacht. Es seien keine Passagiere an Bord, die nach Shikama wollten, und die Fracht war von einem Boot übernommen worden. Daraufhin habe der Samurai gebeten, Musashi zu sprechen, der an die Bordwand getreten war und mit ihm redete. Er erklärte, von Bord zu gehen komme nicht in Frage. Sowohl er als auch der Kapitän wollten so schnell wie möglich in Kokura sein.

Während der Samurai mit dieser Nachricht zum Ufer zurückruderte, lief das Schiff bereits wieder hinaus aufs offene Meer. »Man kann es nicht einmal mehr sehen«, sagte Jōtarō niedergeschlagen. »Es ist bereits hinter den Fichtenwäldern am Ende des Strandes. Es tut mir leid. Aber keiner hat schuld.«

»Warum bist du nicht mit dem Samurai in dem Boot hinausgerudert?« »Ich hätte nie gedacht ... Nun, jetzt läßt sich nichts mehr ändern.« »Da hast du wohl recht. Und doch – was für ein Jammer! Wie wollen wir das nur Otsū beibringen? Das mußt du tun, Jōtarō; das bringe ich einfach nicht übers Herz. Du kannst ihr genau erzählen, was passiert ist. Aber versuche erst, sie zu beruhigen, sonst verschlimmert sich ihre Krankheit womöglich noch.«

Für Jōtarō erübrigte sich jedoch jede Erklärung. Otsū, die

hinter einer Matte gesessen hatte, war kein Wort entgangen. Das an die Bordwand schwappende Wasser schien ganz dazu angetan, sie auf ihr Leid einzustimmen. Wenn ich ihn heute abend verpaßt habe, dachte sie zunächst, werde ich ihn eben an einem anderen Tag an einem anderen Strand sehen. Sie meinte zu verstehen, warum Musashi so dagegen gewesen war, das Schiff zu verlassen. Überall in West-Hoshu und auf Kyushu galt Kojirō als der größte aller Schwertkämpfer. Wenn Musashi ihm diese Vorrangstellung streitig machen wollte, mußte er sich intensiv und innerlich nur damit beschäftigen – und mit sonst nichts.

»Sich vorzustellen, daß er so nahe war«, seufzte sie. Tränen benetzten ihre Wangen, und sie starrte dem unsichtbaren Segel nach, das sich langsam gen Westen vorschieben mußte. Untröstlich lehnte sie sich an die Bordwand. Doch dann wurde sie sich plötzlich zum erstenmal der ungeheuren Kraft bewußt, die mit ihren Tränen in ihr aufstieg. Trotz ihrer Gebrechlichkeit barg sie irgendwo in ihrer Tiefe einen Quell übermenschlicher Stärke. Wiewohl sie sich dessen nicht klargewesen war – ihre Willenskraft schien unbezwinglich und hatte ihr geholfen, die vielen Jahre der Krankheit und des Kammers zu überstehen und durchzuhalten. Frisches Blut schoß ihr in die Wangen und verlieh ihr neues Leben. »Großmutter! Jōtarō!«

Langsam kamen sie vom Ufer herüber, und Jōtarō fragte: »Was ist, Otsū?« »Ich habe gehört, was ihr gesagt habt. Aber ich will jetzt nicht mehr darüber weinen. Ich werde nach Kokura gehen. Ich werde mir den Zweikampf mit eigenen Augen ansehen ... Wir können wirklich davon ausgehen, daß Musashi ihn gewinnt. Und wenn er es nicht tut, werde ich seine Asche in Empfang nehmen und sie mitnehmen.« »Aber du bist doch krank.«

»Krank?« Schon den Gedanken daran wies sie weit von sich. Sie war erfüllt von einer Lebenskraft, welche die Schwäche ihres Leibes einfach überwand. »Denkt nicht darüber nach! Mit

mir ist alles in Ordnung. Nun, vielleicht bin ich noch ein bißchen schwach, aber bis ich sehe, wie der Zweikampf ausgeht ...«

... bin ich entschlossen, nicht zu sterben, waren die Worte, die ihr um ein Haar über ihre Lippen gekommen wären. Doch sie unterdrückte sie und schickte sich an, alles für diese Reise vorzubereiten.

Der Falke und die Frau

Zur Zeit der Schlacht auf der Ebene von Sekigahara war Kokura eine Feste gewesen, die dem Befehl des Fürsten Mōri Katsunobu von Iki unterstand. Seither war die Burg neu aufgebaut und erweitert worden, und sie hatte einen neuen Herrn bekommen. Ihre Türme und blendendweißen Wände verrieten die Macht und Würde des Hauses Hosokawa, dem jetzt Tadatoshi vorstand, der seinem Vater Tadaoki nachgefolgt war.

In der kurzen Zeit, seit Kojirō dort eingetroffen war, hatte sich der Ganryū-Stil, den er aus den von Toda Seigen und Karjemaki Jisai übernommenen Elementen weiterentwickelt hatte, mit Windeseile über ganz Kyushu ausgebreitet. Es kamen Männer von weit her, um diesen Stil unter ihm zu erlernen, weil sie hofften, daß ihnen nach ein, zwei Jahren des Übens eine Urkunde überreicht und die Erlaubnis erteilt würde, als Lehrer des Ganryū-Stils nach Hause zurückzukehren.

Kojirō genoß die Hochachtung der Männer in seiner Umgebung, zu denen auch Tadatoshi gehörte, von dem es hieß, er habe voller Genugtuung einmal gesagt: »Ich habe einen vorzüglichen Schwertkämpfer verpflichtet.« In allen Bereichen des ausgedehnten Hosokawa-Haushalts stimmte man darin überein, daß Kojirō ein Mann von »außergewöhnlichem

Charakter« war. Und wenn er zwischen seinem Haus und der Burg unterwegs war, geschah das stets mit großem Aufwand und einem Gefolge von sieben Lanzenträgern. Die Leute überboten sich in ihren Bemühungen, ihm näherzukommen und ihm ihre Aufwartung zu machen.

Bis zu Kojirōs Eintreffen war Ujiie Magoshirō, ein Anhänger des Shinkage-Stils, oberster Schwertlehrer der Hosokawa gewesen, doch verblaßte sein Stern rasch, während der von Kojirō immer strahlender aufstieg. Kojirō behandelte ihn jedoch sehr großmütig. Fürst Tadatōshi gegenüber hatte er gesagt: »Ihr dürft Ujiie nicht gehenlassen. Sein Stil hat zwar nichts Blendendes, doch eignet ihm eine gewisse Reife, die uns Jüngeren fehlt.« Er schlug vor, daß Magoshirō und er abwechselnd im großen Dōjō der Burg unterrichten sollten, und so wurde es denn auch gehalten.

Einmal sagte Tadatōshi: »Kojirō sagt, Magoshirōs Stil hat nichts Blendendes, sei aber reif. Magoshirō behauptet, Kojirō sei ein Genie, dem er nicht das Wasser reichen könne. Wer hat nun recht? Ich würde die beiden gern einmal gegeneinander antreten sehen.« Die beiden Männer kamen daraufhin überein, in Anwesenheit des Fürsten mit Holzschwertern zu kämpfen. Kojirō warf bei der ersten Gelegenheit seine Waffe weg, setzte sich zu Füßen seines Gegners auf die Erde und verkündete: »Ich bin kein Gegner für Euch. Verzeiht meine Anmaßung!« »Seid nicht so bescheiden«, erklärte Magoshirō. »Ich bin es, der kein würdiger Gegner für Euch ist.«

Die Zeugen waren geteilter Meinung und wußten nicht, ob Kojirō aus Mitleid so gehandelt hatte oder aus Eigennutz. Jedenfalls stieg sein Ruf noch höher.

Kojirōs Haltung gegenüber Magoshirō blieb weiterhin gütig, doch sobald jemand sich wohlwollend über Musashis wachsenden Ruhm in Edo und Kyoto äußerte, setzte Kojirō dem Betreffenden rasch den Kopf zurecht. »Musashi?« sagte er dann wohl verächtlich. »Oh, er hat es immerhin geschafft, sich

so etwas wie einen Namen zu machen. Er brüstet sich seiner Zwei-Schwerter-Technik, wie man mir gesagt hat. Er hat ja immer eine gewisse natürliche Begabung gehabt. Ich bezweifle, daß es in Edo oder Kyoto jemand gibt, der es mit ihm aufnehmen könnte.« Dabei erweckte er jedesmal den Eindruck, als wolle er eigentlich noch mehr sagen. Ein erfahrener Krieger, der Kojirō eines Tages in seinem Haus aufsuchte, sagte: »Ich habe den Mann zwar nie kennengelernt, aber die Leute behaupten, dieser Miyamoto Musashi sei der größte Schwertkämpfer seit Kōizumi und Tsukahara – mit Ausnahme von Yagyū Sekishūsai, versteht sich.« Kojirō lachte, und sein Gesicht verfärbte sich. »Nun, die Menschen sind eben blind«, sagte er bissig. »Da halten ihn also manche tatsächlich für einen großen Mann oder für einen hervorragenden Kämpfer. Aber das beweist doch bloß, wie weit es mit der Kunst des Schwertfechtens in bezug auf Technik und persönlichen Stil gekommen ist. Wir leben in einer Zeit, wo jemand, der das Licht der Öffentlichkeit sucht und es klug anstellt, den Ton angeben kann, zumindest solange es um das gewöhnliche Volk geht. Es erübrigt sich zu sagen, daß ich das anders sehe. Ich bin dageigewesen, wie Musashi vor ein paar Jahren versucht hat, sich in Kyoto zu verkaufen. Bei seinem Treffen mit der Yoshioka-Schule unter der Schirmtanke in Ichijōji hat er einen Beweis seiner Brutalität und seiner Feigheit geliefert. Gut, zahlenmäßig waren die anderen ihm überlegen. Aber was hat er getan? Bei der ersten Gelegenheit hat er das Hasenpanier ergriffen. Wenn ich seine Vergangenheit und seinen übersteigerten Ehrgeiz bedenke, meine ich, es lohnt nicht einmal, den Mann anzuspucken. Ja, wenn jemand, der sein ganzes Leben damit zubringt, die Schwertfechtkunst zu erlernen, ein Könner ist, dann ist Musashi ein Könner. Aber ein Meister des Schwertes – nein, das ist er nicht.« Wurde Musashi gelobt, faßte Kojirō das ganz offensichtlich als persönliche Beleidigung auf. Doch die

Heftigkeit, mit der er alle zu seiner Meinung zu bekehren versuchte, war so groß, daß selbst seine eifrigsten Bewunderer anfangen, sich zu fragen, was denn eigentlich los sei. Schließlich machte das Wort die Runde, es bestehe eine uralte Feindschaft zwischen Musashi und Kojirō. Und dann hatte es auch nicht lange gedauert, bis Gerüchte über einen Zweikampf zwischen den beiden aufkamen.

Auf Befehl des Fürsten Tadatoshi hatte Kojirō Musashi schließlich eine Herausforderung geschickt. In den Monaten, die seither vergangen waren, wurden überall im Lehen der Hosokawa Mutmaßungen und Spekulationen darüber angestellt, wann der Kampf stattfinden sollte und wie er ausgehen würde.

Iwama Kakubei, inzwischen bereits in vorgerückten Jahren, besuchte Kojirō morgens wie abends, wenn sich auch nur der geringste Anlaß ergab. An einem Abend zu Anfang des vierten Monats, als die rosafarbenen gefüllten Kirschblüten schon gefallen waren, durchquerte Kakubei Kojirōs Vorgarten und ging vorüber an den leuchtendroten Azaleen, die im Schatten der Steinsetzungen blühten. Er wurde in einen nur vom schwindenden Licht der Abendsonne erhellten Raum geleitet.

»Ah, Iwama, wie schön, Euch zu sehen«, sagte Kojirō, der unmittelbar vor dem Raum stand und einen auf seiner Faust sitzenden Falken fütterte. »Ich habe Neuigkeiten für Euch«, sagte Kakubei, der immer noch stand. »Der Sippenrat hat heute im Beisein Seiner Gnaden darüber gesprochen, wo der Kampf ausgetragen werden soll, und er ist zu einer Entscheidung gekommen.«

»Nehmt Platz«, sagte ein Diener aus dem angrenzenden Raum. Kakubei gab kaum ein Brummen des Dankes von sich, setzte sich und fuhr fort: »Es wurden etliche Vorschläge gemacht, doch wurden alle verworfen, weil das Gelände zu klein oder für die Öffentlichkeit zu leicht zugänglich war. Selbstverständlich könnte man einen Bambuszaun errichten,

aber selbst das würde nicht verhindern, daß die Umgebung von ganzen Trauben von Menschen zertrampelt würde, die sich einen Nervenkitzel erhoffen.« »Ich verstehe«, erwiderte Kojirō und betrachtete aufmerksam Augen und Schnabel des Falken.

Kakubei, der erwartet hatte, daß Kojirō seinen Bericht gleichsam mit angehaltenem Atem verfolgen würde, machte einen ziemlich betretenen Eindruck. Er vergaß, was ein Gast üblicherweise tat, und sagte: »Kommt doch herein! Dies ist nichts, worüber man sprechen kann, solange Ihr draußen steht.« »Gleich, gleich«, sagte Kojirō beiläufig. »Ich möchte erst den Vogel fertig füttern.«

»Ist das der Falke, den Fürst Tadatoshi Euch geschenkt hat, nachdem Ihr letzten Herbst gemeinsam jagen wart?«

»Ja. Er heißt Amayumi. Je mehr ich mich an ihn gewöhne, desto besser gefällt er mir.« Kojirō warf den Rest des Futters fort, wickelte die mit roten Quasten besetzte Schnur auf, die dem Vogel um den Hals gelegt war, und sagte zu dem direkt hinter ihm bereitstehenden Diener: »Hier, Tatsunosuke, bring ihn zurück in seinen Käfig!«

Der Greifvogel wurde von einer Faust auf die andere übergeben, und Tatsunosuke machte sich auf, den weiträumigen Garten zu durchqueren. Hinter dem üblichen, künstlich geschaffenen Hügel lag ein Fichtenhain, der wiederum von einem Zaun begrenzt war. Das Anwesen lag am Ufer des Itatsu, und viele andere Vasallen der Hosokawa wohnten in der Nähe.

»Verzeiht mir, daß ich Euch habe warten lassen«, sagte Kojirō. »Macht nichts. Ich bin ja schließlich nicht gerade ein Fremder. Wenn ich herkomme, ist mir fast so, als beträte ich das Haus meines Sohnes.« Ein Mädchen, wohl an die zwanzig, trat ein und schenkte anmutig Tee ein. Mit einem Blick forderte sie auch den Gast auf, eine Schale zu trinken. Kakubei schüttelte bewundernd den Kopf. »Schön, Euch zuzusehen,

Omitsu. Ihr seid immer so hübsch.«

Sie errötete bis an den Kragen ihres Kimonos. »Und Ihr macht Euch immer über mich lustig«, erwiderte sie, ehe sie flink den Raum verließ. Kakubei sagte: »Ihr meint, je mehr Ihr Euch an den Falken gewöhnt, desto besser gefällt er Euch. Wie steht es da mit Omitsu? Wäre es nicht besser, sie an Eurer Seite zu haben statt einen Greifvogel? Ich habe Euch schon lange fragen wollen, was Ihr mit ihr eigentlich vorhabt.« »Hat sie Euch vielleicht irgendwann einmal heimlich aufgesucht?« »Ich gebe zu, sie ist bei mir gewesen, um mit mir zu reden.« »Dummes Frauenzimmer! Zu mir hat sie kein Wort davon gesagt.« Er blickte wütend auf das weiße Shōji, hinter dem sie verschwunden war. »Ärgert Euch nicht darüber. Warum sollte sie nicht zu mir kommen?« Erwartete, bis Kojirō sich ein wenig beruhigt hatte, und fuhr dann fort: »Für eine Frau ist es doch nur natürlich, sich über solche Dinge Gedanken zu machen. Ich glaube nicht, daß sie an Eurer Zuneigung zweifelt, aber jedes weibliche Wesen in ihrer Lage würde sich Sorgen um die Zukunft machen. Ich meine, was soll denn nun aus ihr werden?« »Dann hat sie Euch also alles erzählt?«

»Warum sollte sie nicht? Es ist doch das Natürlichste auf der Welt, was zwischen einem Mann und einer Frau geschieht. Irgendwann wollt gewiß auch Ihr heiraten. Ihr habt ein großes Haus und zahlreiche Dienerschaft. Warum also nicht sie?«

»Könnt Ihr Euch denn nicht ausmalen, was die Leute sagen würden, wenn ich ein Mädchen heiratete, das zuvor als Dienerin in meinem Haus gewesen ist?«

»Macht das wirklich etwas aus? Ihr könnt sie doch nicht einfach sitzenlassen! Wenn sie keine passende Braut für Euch wäre, könnte es wohl peinlich sein, aber sie stammt doch aus guter Familie. Man hat mir erzählt, sie sei eine Nichte von Ono Tadaaki.« »Das stimmt.«

»Ihr seid einander begegnet, als ihr Tadaakis Dōjō

aufsuchtet, um ihm die Augen darüber zu öffnen, wie verwahrlost seine Schule sei.« »Ja. Ich bin nicht stolz darauf, aber Euch, der Ihr mir so nahe steht, kann ich es nicht verheimlichen. Ich wollte Euch ohnehin die ganze Geschichte früher oder später erzählen. Wie Ihr vermutet, geschah es nach meinem Kampf mit Tadaaki. Es war bereits dunkel, als ich mich auf den Heimweg machte, und Omitsu – sie lebte damals bei ihrem Onkel – brachte eine Laterne und ging mit mir den Saikachi-Hang hinunter. Ohne mir etwas dabei zu denken, habe ich ihr unterwegs ein bißchen schöngetan, aber sie hat es ernst genommen. Nachdem Tadaaki verschwunden war, kam sie zu mir und ...« Jetzt war Kakubei verlegen. Er winkte mit der Hand, um seinem Günstling zu verstehen zu geben, er habe genug gehört. Er hatte erst vor kurzem erfahren, daß Kojirō das Mädchen zu sich genommen hatte, bevor er von Edo nach Kokura ging. Er wunderte sich nicht nur über seine eigene Ahnungslosigkeit, sondern auch über Kojirōs Geschick, eine Frau zu verführen und das Abenteuer geheimzuhalten.

»Überlaßt nur alles mir«, sagte er. »Im Augenblick wäre es gewiß recht unpassend, Eure Eheschließung bekanntzugeben. Zuerst das Wichtigste! Ihr könnt die Ankündigung bis nach dem Zweikampf verschieben.« Wie so viele andere, war auch er fest davon überzeugt, daß Kojirōs Ruhm und Stellung in wenigen Tagen endgültig gefestigt sein würden.

Da ihm wieder einfiel, weshalb er eigentlich gekommen war, fuhr er fort: »Der Rat hat entschieden, wo der Kampf stattfinden soll. Da er einerseits in Fürst Tadatoshis Herrschaftsbereich stattfinden muß, andererseits aber an einem Ort ausgetragen werden soll, der den Massen den Zugang erschwert, schien eine Insel besonders geeignet. Die Wahl fiel auf die kleine Insel Funashima zwischen Shimonoseki und Moji.«

Nachdenklich blickte er einen Moment vor sich hin, dann sagte er: »Ich frage mich, ob es nicht klug wäre, sich das

Terrain anzusehen, ehe Musashi eintrifft. Das würde Euch einen gewissen Vorteil verschaffen.« Kakubei war überzeugt, daß ein Kämpfer, der über die Örtlichkeiten des Schlachtfeldes Bescheid weiß, sich bereits ein Bild vom bevorstehenden Gefecht machen und abschätzen kann, wie fest er seine Sandalen schnüren muß und wie er sich die Bodenverhältnisse und den Stand der Sonne zunutze machen kann. Zumindest würde die Kenntnis des Schauplatzes Kojirō ein gewisses Maß an Sicherheit geben, das er unmöglich haben konnte, wenn er den Ort zum erstenmal betrat.

Kakubei schlug vor, ein Fischerboot zu mieten und morgen früh nach Funashima hinauszufahren.

Kojirō war nicht einverstanden. »Das A und O der Schwertfechtkunst ist doch, so schnell wie möglich eine Ausfallmöglichkeit wahrzunehmen. Selbst wenn jemand Vorsichtsmaßnahmen trifft, kommt es vor, daß sein Gegner diese erwartet und Möglichkeiten ersinnt, sie unwirksam zu machen. Es ist viel besser, wachen Geistes den Kampf zu beginnen und frei zu entscheiden, wie man ihn meistern will.«

Da er die Schlüssigkeit dieser Argumentation einsah, sprach Kakubei nicht mehr davon, nach Funashima zu gehen.

Von Kojirō gerufen, kam Omitsu und schenkte ihnen Sake ein. Die beiden Männer tranken und plauderten bis spät in die Nacht. An der Gelassenheit, mit der Kakubei seinen Sake trank, war deutlich abzulesen, daß er mit seinem Leben zufrieden war und seine Mühen, Kojirō zu helfen, für belohnt hielt.

Wie ein stolzer Vater sagte er: »Ich halte es für richtig, Omitsu einzuweihen. Wenn der Kampf vorbei ist, können wir ihre Verwandten und Freunde zur Hochzeitszeremonie laden. Es ist höchst löblich, daß Ihr Eurem Schwert so ergeben seid, doch Ihr braucht auch eine Familie, damit Euer Name weiterlebt. Wenn Ihr erst verheiratet seid, habe ich meine

Pflicht Euch gegenüber erfüllt.«

Im Gegensatz zu dem wohlgemuten alten Gefolgsmann, der auf viele Jahre im Dienst des Hauses Hosokawa zurückblicken konnte, ließ Kojirō durch nichts erkennen, daß er betrunken sei. Er verhielt sich in letzter Zeit ohnehin recht schweigsam. Gleich nachdem über den Zweikampf entschieden worden war, hatte Tadatoshi sich bereit erklärt, Kojirō von seinen Pflichten zu entbinden. Zuerst hatte dieser die ungewohnte Muße genossen, doch je näher der Tag des Kampfes rückte und je mehr Menschen zu ihm kamen, desto stärker sah er sich gezwungen, sie zu unterhalten. Aus diesem Grund hatte er in den letzten Tagen nur wenig Zeit zum Schlafen gefunden. Gleichwohl widerstrebte es ihm, sich abzusondern und Besucher am Tor zurückweisen zu lassen. Täte er das, würden die Leute denken, er habe seinen Gleichmut verloren.

Zum Ausgleich war er darauf verfallen, jeden Tag, den Falken auf der Faust, hinaus aufs Land zu gehen. Bei schönem Wetter nur mit dem Vogel als Begleiter durch Feld und Wald zu streifen, beruhigte sein Gemüt. Erspähte der Falke mit seinen leuchtendblauen Augen ein Beutetier, so ließ Kojirō ihn fliegen. Seine nicht minder scharfen Augen folgten dem Vogel, wie er sich in die Lüfte schwang und aus großer Höhe auf sein Opfer niederstürzte. Bis dessen Federn zur Erde schwebten, hielt er den Atem an und stand wie angewurzelt da, so als sei er selbst der Falke. »Gut, so ist's richtig!« rief er, wenn der Vogel seine Beute schlug. Er lernte viel von diesem klugen Greifvogel, und dank dieser täglichen Ausflüge spiegelte sich von Tag zu Tag mehr Zuversicht in seinem Anlitz.kehrte er abends nach Hause zurück, so empfing ihn Omitsu mit rotgeweinten Augen. Ihre vergeblichen Bemühungen, sich ihre Angst nicht anmerken zu lassen, kränkten ihn. Für ihn war der Gedanke unvorstellbar, gegen Musashi zu verlieren. Gleichwohl stahl sich der Gedanke in sein Herz, was aus Omitsu werden würde, wenn sein Gegner ihn doch tötete.

Seltsam erging es ihm mit dem Bild seiner toten Mutter, an die er seit Jahren kaum einen Gedanken verschwendet hatte. Doch jetzt suchten ihn jede Nacht, sobald er einschlief, die leuchtendblauen Augen des Falken und die verschwollenen Omitsus heim und verschmolzen auf geheimnisvolle Weise mit der flüchtigen Erinnerung an die Züge seiner Mutter.

Vor dem dreizehnten Tag

Durch Shimonoseki und in die Festungsstadt Kokura waren im Laufe der letzten Tage viele Reisende gekommen, doch nur wenige von ihnen waren weitergezogen. Die Herbergen waren voll, und an den Pfosten davor standen die Pferde Seite an Seite. Dann kam eine Anordnung von der Burg, die folgenden Wortlaut hatte:

Am dreizehnten Tag dieses Monats um acht Uhr früh wird Sasaki Kojirō Ganryū, Samurai dieses Lehens, auf Wunsch Seiner Gnaden auf der Insel Funashima in der Nagato-Meerenge vor Buzen zum Zweikampf gegen Miyamoto Musashi Masana, einen Rōnin aus der Provinz Mimasaka, antreten. Es ist den Anhängern beider Schwertkämpfer strikt untersagt, ihnen zu Hilfe zu eilen oder sich auf dem Wasser zwischen dem Festland und Funashima aufzuhalten. Bis zehn Uhr am Morgen des dreizehnten Tages dürfen weder Lastschiffe noch Passagier- und Fischerboote die Meerenge befahren.

Gegeben im vierten Monat des Jahrs sechzehnhundertzwölf.

Diese Verlautbarung wurde weithin sichtbar an allen Straßenkreuzungen, Landungsstegen und Versammlungsplätzen angeschlagen. »Der dreizehnte? Das ist übermorgen, nicht wahr?«

»Menschen von überall her möchten den Zweikampf sehen, damit sie daheim davon erzählen können.«

»Natürlich möchten das alle, aber wie soll man einen Kampf sehen, der auf einer zwei Meilen vor der Küste gelegenen Insel stattfindet?« »Nun, wenn man auf den Gipfel des Kazashi steigt, kann man die Fichten auf Funashima sehen. Es werden bestimmt eine Menge Leute kommen, allein schon, um die Boote und die vielen Menschen zu begaffen.« »Hoffentlich bleibt das Wetter gut.«

Wegen der Schifffahrtsbeschränkung entging den Bootseignern ein hübscher Gewinn. Doch Fremde wie Einheimische setzten alles daran, die besten Stellen ausfindig zu machen, von denen man einen Blick auf Funashima werfen konnte.

Gegen Mittag des elften Tages ging eine Frau, die ihrem Kind die Brust gab, vor einer einfachen Schenke auf und ab.

Das reisemüde Kind wollte nicht aufhören zu schreien. »Müde? Schlaf jetzt ein bißchen. Schlaf, schlaf!« Akemi stapfte rhythmisch mit dem Fuß auf den Boden. Sie trug weder Puder noch Schminke im Gesicht. Seit der Geburt ihres Kindes hatte sich ihr Leben völlig verändert. Aber sie bedauerte das nicht einen Augenblick.

Matahachi kam in einem ärmellosen Kimono von gedeckter Farbe aus der Gaststube. Das einzige, was noch darauf hinwies, daß er einmal danach getrachtet hatte, Priester zu werden, war das Stirntuch, mit dem er seinen früher geschorenen Schädel bedeckte.

»Nun, nun, was soll denn das?« fragte er. »Weinst du immer noch? Du solltest längst schlafen. Geh nur, Akemi. Ich halte ihn, während du ißt. Und iß viel, damit du viel Milch bekommst.« Das Kind in seine Arme nehmend, sumnte er leise ein Wiegenlied.

»Ist das eine Überraschung!« ließ sich eine Stimme hinter ihm vernehmen. »Huch?« Matahachi starrte den Mann an, ohne ihn zu erkennen. »Ich bin Ichinomiya Gempachi. Wir sind uns

vor etlichen Jahren im Matsubara, dem Fichtenwäldchen neben der Gojō-Allee in Kyoto, begegnet. Aber Ihr erinnert Euch wohl nicht mehr an mich.« Als Matahachi fortfuhr, ihn verständnislos anzuglotzen, sagte Gempachi: »Ihr habt Euch damals Sasaki Kojirō genannt.«

»Oh!« Matahachi schnappte vernehmlich nach Luft. »Der Mönch mit dem Stock!«

»Richtig. Freut mich, Euch wiederzusehen.«

Matahachi verneigte sich eilig und weckte dabei das Kind auf. »Aber doch nicht wieder weinen«, sagte er in begütigendem Ton.

»Ob Ihr mir wohl sagen könntet, welches Kojirōs Haus ist?« fragte Gempachi. »Soviel ich gehört habe, lebt er hier in Kokura.«

»Tut mir leid, aber ich habe keine Ahnung. Ich bin selbst gerade erst eingetroffen.«

Zwei Samuraiburschen kamen aus der Schenke, und einer sagte zu Gempachi: »Wenn Ihr Kojirōs Haus sucht, das liegt direkt am Ufer des Itatsu. Wenn Ihr wollt, zeigen wir Euch den Weg.«

»Sehr freundlich von Euch. Auf Wiedersehen, Matahachi.« Die Samuraiburschen gingen mit Gempachi davon.

Matahachi, dem auffiel, wie verschmutzt die Kleider des Mannes waren, dachte: Er kommt wohl geradewegs aus Kōzuke. Matahachi war tief beeindruckt, daß die Nachricht von dem Zweikampf selbst in so entlegene Gegenden gedrungen war. Dann stellte sich die Erinnerung an seine erste Begegnung mit Gempachi wieder ein, und ihn überlief ein Schauer. Wie nichtsnutzig, wie seicht und schamlos er damals gewesen war! Wenn er daran dachte, daß er die Stirn gehabt hatte, die Urkunde der Chūjō-Schule als seine eigene hinzustellen und sich für jemand anders auszugeben ... Doch daß er erkannte, was für ein Flegel er gewesen war, schien ein hoffnungsvolles

Zeichen. Immerhin hatte er sich seither geändert. Ich nehme an, dachte er, selbst ein so beschränkter Kerl wie ich kann sich bessern, wenn er nur wachsam bleibt und sich bemüht.

Als sie das Kind wieder schreien hörte, schlang Akemi das Essen hinunter und lief hinaus. »Tut mir leid«, sagte sie. »Jetzt nehme ich ihn wieder.«

Nachdem er Akemi das Kind auf den Rücken gebunden hatte, hängte Matahachi sich den Bauchladen mit den Süßigkeiten um und setzte sich in Marsch. Die Vorübergehenden betrachteten das arme, aber anscheinend glückliche Paar voller Neid.

Eine ältere, vornehm wirkende Frau näherte sich ihnen und sagte: »Was für ein bezauberndes Kind! Wie alt ist der Kleine? Ach, schaut, er lächelt.« Der sie begleitende Diener neigte den Kopf und musterte das Gesicht des Kindes.

Eine kurze Strecke gingen sie nebeneinander. Dann bogen Akemi und Matahachi in eine Seitenstraße ein, um sich nach einer Herberge umzusehen. Da sagte die alte Dame: »Ach, dorthin wollt Ihr?« Sie verabschiedete sich und fragte dann, so als falle ihr das gerade erst ein: »Ihr scheint auch nicht von hier zu sein, aber vielleicht könnt Ihr mir trotzdem sagen, wo Kojirōs Haus ist?«

Matahachi gab die Auskunft weiter, die er zuvor von den Samuraiburschen gehört hatte. Als er der Alten nachsah, murmelte er düster: »Was meine Mutter wohl jetzt macht?« Seit er Vater war, hatte er angefangen, die Gefühle seiner Mutter zu würdigen. »Komm, laß uns gehen!« sagte Akemi.

Matahachi aber stand reglos da und starrte mit großen Augen hinter der alten Frau her. Sie war etwa in Osugis Alter.

Kojirōs Haus war voller Gäste.

»Es ist eine außergewöhnliche Gelegenheit, die sich ihm da bietet.« »Jawohl, er wird seinen Ruf ein für allemal festigen.« »Er wird bald überall bekannt sein.«

Viele waren schon am Abend zuvor gekommen, und die Besucher drängten sich in der großen Eingangshalle, in den Seitengängen und auf den Wegen draußen. Manche kamen aus Kyoto und Osaka, andere aus dem westlichen Honshu, einer aus dem Dorf Jōkyōji im fernen Echizen. Da die Dienerschaft des Hauses nicht ausreichte, hatte Kakubei einige von den seinen zum Aushelfen geschickt. Samurai, die unter Kojirō studierten, kamen und gingen mit erwartungsvollen Gesichtern.

Ein junger Samurai führte einen Neuankömmling aus der Eingangshalle in den überfüllten Saal und verkündete: »Dieser Mann hat den weiten Weg von Kōzuke zurückgelegt.«

Der Mann sagte: »Ich bin Ichinomiya Gempachi«, und nahm bescheiden unter den Gästen Platz.

Achtungsvoll, ja bewunderndes Gemurmel ging durch den Raum, denn Kōzuke lag tausend Meilen weit entfernt. Gempachi bat, den Talisman, den er vom Hakuun-Berg mitgebracht hatte, auf den Hausaltar zu legen. Daraufhin wurde nochmals beifällig gemurmelt.

»Das Wetter am dreizehnten wird gut sein«, sagte ein Mann und warf einen Blick unter der Dachtraufe hinaus auf die glühende Abendsonne. »Heute ist der elfte, morgen der zwölfte, und nur einen Tag später ...«

An Gempachi gewandt, sagte ein anderer: »Ich muß schon sagen, daß Ihr von so weit herkommt, um ein Gebet für Kojirō zu sprechen, ist bemerkenswert. Steht Ihr ihm nahe?«

»Ich bin Gefolgsmann des Hauses Kusanagi in Shimonida. Mein verstorbener Herr, Kusanagi Tenki, war ein Neffe von Kanemaki Jisai. Tenki kannte Kojirō, als der noch ein Kind war.« »Ich hörte, daß Kojirō unter Jisai studiert hat.«

»Ja, das stimmt. Kojirō kam aus derselben Schule wie Itō Ittōsai. Ich habe It-tōsai viele Male sagen hören, Kojirō sei ein brillanter Kämpfer.« Sodann berichtete er, wie Kojirō Jisais Zeugnis zurückgewiesen und seinen eigenen Stil entwickelt

hatte. Außerdem erzählte er, wie zäh Kojirō schon als Kind gewesen sei. Ausführlich auf begierige Fragen antwortend, redete Gempachi unermüdlich.

»Ist denn Ganryū Sensei nicht hier?« rief ein junger Bursche und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Da er den Gesuchten nicht entdeckte, irrte er von einem Raum zum anderen. Er brummte bereits unwirsch vor sich hin, als er endlich auf Omitsu stieß, die Kojirōs Raum reinigte. »Wenn du den Meister suchst«, sagte sie, »so geh zum Falkenkäfig.«

Kojirō stand im Käfig. Eindringlich sah er Amayumi ins Auge. Er hatte den Vogel gefüttert, die ausgefallenen Federn fortgebürstet und ihn eine Zeitlang auf der Faust gehalten. Jetzt streichelte er ihn liebevoll. »Sensei?« »Ja?«

»Da ist eine Frau, die behauptet, sie komme aus Iwakuni, nur um Euch zu besuchen. Sie sagt, Ihr würdet sie kennen, wenn Ihr sie sähet.« »Ich will sie aber nicht sehen. Ich will überhaupt keinen Menschen sehen. Aber es läßt sich wohl nicht vermeiden. Sie ist meine Tante. Führe sie in meinen Raum.«

Der Bursche ging davon, und Kojirō rief: »Tatsunosuke.« »Ja, Herr.« Tatsunosuke kam in den Käfig und kniete hinter Kojirō. Als Schüler, der im Haus wohnte, war er fast immer an der Seite seines Meisters. »Jetzt müssen wir nicht mehr lange warten, oder?« »Nein, Herr.«

»Morgen gehe ich auf die Burg, um Fürst Tadatoshi meine Aufwartung zu machen. Ich habe ihn in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Und danach möchte ich eine ruhige Nacht verbringen.«

»Da sind die vielen Gäste. Warum weigert Ihr Euch nicht einfach, sie zu empfangen, damit Ihr Eure Ruhe habt?« »Genau das habe ich ja vor.«

»Es sind so viele Menschen hier, daß Ihr an Euren eigenen Anhängern zugrunde gehen könntet.«

»So solltest du nicht reden. Sie kommen von nah und fern.

Ob ich siege oder nicht, hängt davon ab, was zu gegebener Zeit geschieht. Es ist keine ausschließliche Schicksalsfrage, und doch ... Krieger siegen manchmal, manchmal verlieren sie. Wenn Ganryū stirbt, wirst du in meinem Schreibkasten zwei Testamente finden. Eines gib Kakubei, und das andere Omitsu.« »Ihr habt Euer Testament gemacht?«

»Ja. Es ist nur recht und billig, daß ein Samurai diese Vorsichtsmaßnahme trifft. Da ist noch etwas. Am Tag des Kampfes erlaubt man mir die Begleitung eines Burschen. Ich möchte, daß du mit mir kommst. Willst du?« »Das ist eine Ehre, die ich nicht verdient habe.«

»Und Amayumi soll auch dabeisein.« Er warf einen Blick auf den Falken. »Es wird mich stärken, ihn auf der Bootsfahrt bei mir zu haben.« »Das verstehe ich sehr gut.«

»Schön. Dann werde ich jetzt meine Tante begrüßen.«

Er fand sie in seinem Raum. Draußen waren die Abendwolken schwarz geworden und glänzten wie frisch geschmiedeter, kaum erkalteter Stahl. Das weiße Licht einer Kerze erhellte den Raum.

»Vielen Dank, daß Ihr gekommen seid«, sagte er und gab sich betont ehrerbietig. Nach dem Tod seiner Mutter hatte diese Tante ihn aufgezogen. Im Gegensatz zu seiner Mutter hatte sie ihn nicht im geringsten verwöhnt. Sich ihrer Pflicht der älteren Schwester gegenüber bewußt, hatte sie alles darangesetzt, aus ihm einen würdigen Träger des Namens Sasaki und einen Mann zu machen, der aus eigenem Antrieb Außergewöhnliches vollbrachte. Von allen Verwandten hatte sie seine Entwicklung mit höchster Aufmerksamkeit verfolgt.

»Kojirō«, hob sie jetzt feierlich an. »Ich weiß, du stehst vor einem der entscheidendsten Augenblicke in deinem Leben. Daheim redet alle Welt darüber, und ich fand, ich müßte dich einfach sehen – einmal jedenfalls noch. Es macht mich glücklich, daß du es bisher so weit gebracht hast.« Sie verglich

den würdigen und wohlhabenden Samurai vor ihr mit dem Jüngling, der nur ein Schwert besessen hatte, als er von daheim fortgegangen war. Den Kopf immer noch gesenkt, erwiderte Kojirō: »Es sind zehn Jahre vergangen. Ich hoffe, Ihr verzeiht, daß ich die Verbindung mit Euch nicht aufrechterhalten habe. Ich weiß nicht, ob die Leute meinen, es sei etwas aus mir geworden, oder nicht. Auf jeden Fall habe ich durchaus noch nicht alles erreicht, was ich erreichen will. Das ist der Grund, warum ich Euch bisher nicht geschrieben habe.«

»Das macht nichts. Ich höre dauernd von dir.« »Sogar in Iwakuni?«

»Aber gewiß doch. Alle dort sind auf deiner Seite. Solltest du Musashi unterliegen, wäre die gesamte Familie Sasaki – ja, die gesamte Provinz – entehrt. Fürst Katayama Hisayasu von Höki, der als Gast im Lehen Kikkawa weilt, will mit einer großen Gruppe von Iwakuni-Samurai herkommen und Zeuge des Kampfes werden.« »So, hat er das vor?«

»Ja. Sie werden wohl schrecklich enttäuscht sein, weil keine Boote hinausfahren dürfen. Ach, fast hätte ich's vergessen. Hier, das habe ich dir mitgebracht.« Sie schnürte ein kleines Bündel auf und nahm ein zusammengelegtes Untergewand heraus. Es bestand aus weißem Baumwollstoff und war mit den Namen des Kriegsgottes sowie einer von den Samurai besonders verehrten Schutzgöttin beschriftet. Beide Ärmel waren von hundert weiblichen Verehrerinnen Kojirōs mit einem glücksbringenden Sanskritvers bestickt worden.

Er dankte seiner Tante, hielt das Gewand ehrfürchtig an die Stirn und sagte dann: »Ich müßt müde sein von der Reise. Ihr könnt hier in diesem Raum bleiben und Euch schlafen legen, sobald Ihr es wünscht. Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen würdet?«

Er verließ sie und setzte sich in einen anderen Raum, wo ihn bald Gäste aufsuchten und eine Vielzahl von Geschenken vor

ihm ausbreiteten – einen heiligen Zauber von dem Hachiman-Schrein auf dem Otokō, ein Felleisen, eine riesige Meeresbrasse, ein Faß Sake. Es dauerte nicht lange, und es war kaum noch Platz zum Sitzen da.

Wenn all diese Leute auch aufrichtig für einen Sieg beteten, so stimmte es doch, daß acht von zehn, die nicht im geringsten daran zweifelten, daß er triumphieren würde, ihn in der Hoffnung unterstützten, damit ihrem eigenen Ehrgeiz zu dienen.

»Wenn ich nun nur ein Rōnin wäre?« dachte Kojirō. Wenngleich die Speichelleckerei ihn bedrückte, zog er eine gewisse Genugtuung aus der Tatsache, daß er ganz allein es gewesen war, der seine Anhänger dazu gebracht hatte, ihm zu vertrauen und an ihn zu glauben. »Ich muß siegen. Ich muß, ich muß.«

Der Gedanke an den Sieg bedeutete eine Belastung für sein Gemüt, die ihm keineswegs hilfreich sein konnte. »Siegen, siegen, siegen.« Einer windgetriebenen Welle gleich, rollte das Wort unaufhörlich durch seine Gedanken. Kojirō verstand selbst nicht, warum der Drang zu siegen ihn mit solcher Beharrlichkeit beherrschte.

Die Nacht brach herein, doch eine ganze Reihe von Gästen blieben auf, tranken und redeten. Es war schon sehr spät, als die Nachricht eintraf. »Musashi ist heute angekommen. Er wurde gesehen, als er in Moji von Bord des Schiffes ging, und später, als er eine Straße in Kokura entlangschritt.« Der Bericht wurde mit verstohlenem, wenngleich erregtem Geflüster aufgenommen.

»Das war zu erwarten.« »Sollten nicht ein paar von uns aufbrechen und sich umsehen?«

Im Morgengrauen

Musashi traf etliche Tage vor dem Kampf in Shimonoseki ein. Da er niemand in der Stadt kannte und die Leute nicht wußten, wer er war, verbrachte er die Zeit in Ruhe, unbelästigt von Schmeichlern und Wichtigtuern. Am Morgen des elften Tages fuhr er über die Kammon-Meerenge nach Moji, um Nagaoka Sado persönlich zu bestätigen, daß er mit Zeit und Ort des Treffens einverstanden sei.

Ein Samurai empfing ihn in der Eingangshalle und starrte ihn mit unverhohlener Neugier an. Das also ist der berühmte Miyamoto Musashi, ging es ihm durch den Kopf. Doch laut sagte er nur: »Mein Herr ist noch in der Burg, sollte aber bald wieder hiersein. Bitte, tretet ein und wartet.« »Nein, vielen Dank. Ich habe weiter nichts mit ihm zu tun. Wenn Ihr so freundlich sein wollt, ihm eine Botschaft auszurichten ...« »Aber Ihr habt eine so weite Reise hinter Euch. Er wird sehr enttäuscht sein, Euch verpaßt zu haben. Wenn Ihr wirklich fortmüßt, laßt mich bitte zumindest den anderen sagen, daß Ihr hier seid.«

Kaum war er im Haus verschwunden, da kam Iori angelaufen und warf sich Musashi in die Arme. »Sensei!«

Musashi strich ihm über den Kopf. »Hast du auch fleißig geübt, wie es sich für einen braven Jungen gehört?« »Ja, Herr.«

»Groß bist du geworden.« »Habt Ihr gewußt, daß ich hier bin?«

»Ja. Sado hat es mir geschrieben. Außerdem hörte ich bei Kobayashi Tarōzaemon in Sakai von dir. Ich freue mich, daß du hier bist. In einem Haus wie diesem zu leben, kann dir nur guttun.« Iori machte ein enttäuschtes Gesicht, sagte jedoch nichts. »Was hast du denn?« fragte Musashi. »Du darfst nicht vergessen, daß Sado sehr gut zu dir gewesen ist.« »Ja, Herr.«

»Du mußt mehr tun, als nur die Schwertfechtkunst zu üben. Du mußt auch aus Büchern lernen. Du solltest immer der erste

sein, wenn es darum geht zu helfen. Auch solltest du dich bemühen, bescheidener zu sein als andere Jungen.« »Ja, Herr.«

»Und verfall nie in den Fehler, dich selbst zu bemitleiden. Viele Jungen, die Vater und Mutter verloren haben wie du, tun das. Du kannst die dir entgegengebrachte Warmherzigkeit nur vergelten, indem auch du liebevoll und freundlich zu deinen Mitmenschen bist.« »Ja, Herr.«

»Du bist ein heller Kopf, Iori. Aber du mußt dich vorsehen. Paß auf, daß deine rauhe Kindheit nicht durchbricht und die Oberhand gewinnt. Du solltest dich immer straff zügeln. Du bist noch sehr jung und hast ein langes Leben vor dir. Behüte es wohl, bis du es für eine wirklich gute Sache einsetzen kannst – für dein Land, für deine Ehre, für den Weg des Samurai. Klammere dich an dein Leben, und meistere es ehrenhaft und mutig.« Iori hatte das beklemmende Gefühl, dies sei ein Abschied, ein Lebewohl für immer. Er hätte das vermutlich auch dann gespürt, wenn Musashi nicht von solch ernsten Dingen gesprochen hätte. Doch die Erwähnung des Wortes »Leben« ließ keinen Zweifel. Kaum hatte Musashi es ausgesprochen, da barg Iori den Kopf an der Brust seines Lehrers und schluchzte hemmungslos. Musashi, dem auffiel, wie gepflegt Iori war – das Haar gekämmt und zusammengebunden, die weißen Socken makellos sauber – bedauerte seine Predigt. »Weine nicht!« sagte er. »Aber was, wenn Ihr ...«

»Hör auf zu heulen. Wenn die Leute dich sehen!« »Ihr ... Ihr geht übermorgen nach Funashima?« »Ja, ich muß.«

»Siegt, bitte, siegt! Der Gedanke, Euch nicht wiederzusehen, ist mir unerträglich.«

»Ha, ha! Deswegen weinst du?«

»Manche Leute behaupten, Ihr könntet Kojirō nicht besiegen – Ihr hättet Euch von vornherein nicht auf diesen Kampf einlassen sollen.« »Das wundert mich nicht. So reden die Leute

immer.« »Aber Ihr könnt doch siegen, nicht wahr, Sensei?«

»Ich würde keine Zeit damit verschwenden, auch nur darüber nachzudenken.«

»Soll das heißen, Ihr seid sicher, daß Ihr nicht verliert?«
»Selbst wenn ich unterliege – ich verspreche, daß ich es tapfer tun werde.« »Aber wenn es möglich ist, daß Ihr verliert – könntet Ihr da nicht einfach eine Zeitlang woanders hingehen?«

»Selbst der niederträchtigste Klatsch birgt immer ein Körnchen Wahrheit, Iori. Möglich, daß ich einen Fehler gemacht habe, aber nun, wo die Vorbereitungen so weit gediehen sind, hieße weglaufen gegen den Weg des Samurai verstoßen. Das würde nicht nur über mich, sondern auch über viele andere Schande bringen.«

»Aber habt Ihr mir nicht geraten, mich ans Leben zu klammern?« »Ja, das habe ich getan. Wenn sie mich auf Funashima begraben, dann laß dir das zur Lehre gereichen und vermeide es, dich auf Kämpfe einzulassen, die damit enden können, daß du dein Leben wegwirfst.« Da er spürte, daß er den Jungen überforderte, wechselte er das Thema. »Ich habe Nagaoka Sado bereits meine Empfehlung ausrichten lassen. Ich möchte, daß auch du ihn von mir grüßt und ihm sagst, ich würde ihn auf Funashima sehen.« Sanft machte Musashi sich von dem Jungen los. Als er zum Tor schritt, drückte Iori den Strohhut, den er in der Linken hielt, an seine Brust. »Bitte ... Wartet ...« war alles, was er hervorbrachte. Er legte die Rechte vors Gesicht, und seine Schultern zuckten.

Nuinosuke schlüpfte durch ein Türchen neben dem Tor und verneigte sich vor Musashi. »Iori scheint Euch nur höchst ungern ziehen zu lassen, und ich kann ihn verstehen. Ihr habt gewiß viel zu tun, aber könntet Ihr nicht wenigstens eine Nacht bei uns bleiben?«

Musashi erwiderte die Verbeugung und sagte: »Sehr freundlich von Euch, mich aufzufordern, aber ich glaube, ich

sollte besser nicht bleiben. In ein paar Tagen schlafe ich vielleicht für immer. Deshalb geziemt es sich nicht für mich, anderen jetzt zur Last zu fallen. Ich könnte sie hinterher in Verlegenheit bringen.«

»Das ist zwar äußerst rücksichtsvoll gedacht, doch fürchte ich, der Herr wird höchst ungehalten sein, wenn wir Euch gehen lassen.« »Ich werde ihm schreiben und alles erklären. Ich bin heute nur hergekommen, um meine Aufwartung zu machen. Ich meine, es ist besser, wenn ich jetzt gehe.«

Draußen schlug er den Weg zum Strand ein, doch ehe er weit gekommen war, vernahm er Stimmen hinter sich. Als er sich umdrehte, erblickte er ein paar ältere Samurai aus dem Hause Hosokawa. Zwei hatten bereits graues Haar. Da er keinen von ihnen kannte, dachte er, sie riefen jemand anderen, und ging weiter.

Als er den Strand erreichte, schaute er aufs Wasser hinaus. Fischerboote ankerten im Hafen. Ihre aufgerollten Segel wirkten aschfarben im Dunst des frühen Abends. Hinter der großen Insel Hikojima waren die Umrisse von Funashima kaum noch zu erkennen. »Musashi!«

»Ihr seid Miyamoto Musashi, nicht wahr?«

Musashi wandte sich um und überlegte, was diese alten Krieger wohl von ihm wollten.

»Ihr erinnert Euch nicht mehr an uns, nicht wahr? Hatte ich auch gar nicht erwartet. Dafür ist es schon viel zu lange her. Mein Name ist Utsumi Magobeinojō. Wir sechs stammen alle aus Mimasaka. Wir standen im Dienst des Hauses Shimmen auf der Burg Takeyama.«

»Ich bin Koyama HanDayū. Magobeinojō und ich waren gute Freunde Eures Vaters.«

Musashis Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. »Nun, das nenne ich eine Überraschung!« Ihr Akzent, unverkennbar der seiner Heimat, weckte

Kindheitserinnerungen in ihm. Nachdem er sich vor jedem von ihnen verneigt hatte, sagte er: »Wie schön, Euch zu sehen. Doch wie kommt es, daß ihr alle hier seid – so weit von daheim entfernt?«

»Nun, das Haus Shimmen wurde nach der Schlacht von Sekigahara aufgelöst. Wir wurden Rōnin und flohen nach Kyushu. Schließlich wurden wir in die Provinz Buzen verschlagen. Eine Zeitlang flochten wir Hufschützer und lebten kärglich. Doch dann hatten wir Glück.«

»Wirklich? Ich muß sagen, ich hätte nie erwartet, ausgerechnet in Kokura Freunde meines Vaters zu treffen.«

»Es ist auch für uns eine unerwartete Freude. Ihr seht aus wie ein trefflicher Samurai, Musashi. Ein Jammer, daß Euer Vater nicht hier ist, um Euch zu bewundern.«

Eine Weile rühmten sie Musashis Erscheinung. Dann sagte Magobeinojō: »Wie dumm von mir! Fast hätte ich vergessen, weshalb wir Euch folgten. Wir haben Euch in Sados Haus verpaßt. Wir möchten einen Abend mit Euch verbringen. Mit Sado ist alles abgesprochen.«

HanDayū rügte: »Es war sehr unhöflich von Euch, zur Vordertür zu kommen und wieder fortzuziehen, ohne Sado zu sehen. Als der Sohn von Shimmen Munisai solltet Ihr es besser wissen. Jetzt kommt mit uns zurück.« Offenbar meinte er, als Freund von Musashis Vater habe er das Recht, dem Sohn Befehle zu erteilen. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er davon und erwartete offensichtlich von Musashi, daß er ihm folge.

»Es tut mir leid«, sagte Musashi. »Ich bitte um Entschuldigung für meine Unhöflichkeit, aber ich meine, es wäre unrecht von mir, mich Euch anzuschließen.«

Alle blieben stehen, und Magobeinojō fragte: »Was soll daran unrecht sein? Wir möchten Euch willkommen heißen, wie es sich gehört, da wir aus demselben Dorf stammen.«

»Sado freut sich auch schon darauf. Ihr wollt ihn doch nicht kränken, oder?«

Magobeinojō schien verstimmt, als er hinzusetzte: »Was ist los? Ärgert Ihr Euch über irgend etwas?«

»Ich würde gern mitgehen«, sagte Musashi höflich, »aber es gilt, Rücksicht zu üben. Wenn es vermutlich auch bloß ein Gerücht ist, so habe ich gehört, mein Treffen mit Kojirō sei zu einer Quelle der Reibung zwischen den beiden ältesten Gefolgsleuten des Hauses Hosokawa, Nagaoka Sado und Iwama Kakubei, geworden. Angeblich erfreut sich Iwamas Partei der Billigung des Fürsten Tadatoshi, während Nagaoka seine Partei zu stärken versucht, indem er sich gegen Kojirō stellt.«

Diese Erklärung nahmen sie mit erstauntem Gemurmel auf. »Ich bin sicher«, fuhr Musashi fort, »das ist alles nichts weiter als müßiges Gerede, aber trotzdem kann es gefährlich werden. Was einem Rōnin wie mir widerfährt, spielt keine große Rolle, aber ich möchte nichts tun, um diesen Gerüchten Nahrung zu geben und den Verdacht gegen Sado oder Kakubei zu stärken. Beide sind wertvolle Männer im Lehen.«

»Ich verstehe«, sagte Magobeinojō.

Musashi lächelte. »Nun, das ist zumindest meine Entschuldigung. Ich stamme vom Lande, und da fällt es mir schwer, den ganzen Abend herumzusitzen und nur höflich zu plaudern. Ich würde mich lieber entspannen.« Beeindruckt von Musashis rücksichtsvollem Verhalten anderen gegenüber, jedoch nicht willens, ihn ziehen zu lassen, steckten die Alten die Köpfe zusammen und berieten sich.

»Wir haben heute den elften Tag des vierten Monats«, sagte HanDayū. »An diesem Tag sind wir während der letzten zehn Jahre immer zusammengekommen. Eigentlich ist es eine eiserne Regel bei uns, keine Außenstehenden dazuzubitten, aber Ihr stammt aus unserem Dorf und seid Munisais Sohn. So

möchten wir Euch bitten, uns Gesellschaft zu leisten. Vielleicht ist es keine angemessene Unterhaltung, die wir Euch bieten können, aber Ihr braucht Euch weder zu bemühen, höflich zu plaudern, noch Angst davor zu haben, ins Gerede zu kommen.«

»Wenn Ihr mich so bittet«, antwortete Musashi, »kann ich wohl nicht nein sagen.«

Diese Entgegnung erfreute die alten Samurai über die Maßen. Sie verabredeten kurz, daß Musashi sich in ein paar Stunden vor einer bestimmten Schenke mit einem von ihnen, einem Mann namens Kinami Kagashirō, treffen solle, und trennten sich dann.

Musashi und Kagashirō marschierten zur festgesetzten Zeit etwa anderthalb Meilen zur Stadt hinaus bis zur Itatsu-Brücke. Musashi sah weder Samurai-Häuser noch Gasthöfe, nur in einiger Entfernung die Lichter eines einsamen Teehauses und einer billigen Garküche. Stets auf der Hut, bedachte er bei sich alle Möglichkeiten. Ihre Geschichte hatte nicht verdächtig geklungen, sie waren im richtigen Alter, und ihr Dialekt war der seiner Heimat. Aber warum brachte man ihn an einen solch abgelegenen Ort? Kagashirō ließ ihn stehen und ging ans Ufer. Dann rief er Musashi zu: »Sie sind alle hier. Kommt herunter.« Er ging auf dem schmalen Pfad voran. »Vielleicht findet das Fest auf einem Boot statt«, dachte Musashi und lächelte über seine übertriebene Vorsicht. Aber es war kein Boot da. Sie knieten alle förmlich auf Schilfmatten.

»Verzeiht, daß wir Euch an einen solchen Ort bringen«, sagte Magobeinojō. »Hier halten wir immer unsere Zusammenkunft ab, und heute hat das Glück Euch zu uns gebracht. Setzt Euch und ruht Euch ein Weilchen aus.« Mit einer Gebärde, die würdevoll genug war, um einen geehrten Gast in einem vornehmen Saal mit silberbezogenen Shōji zu empfangen, schob er Musashi eine Schilfmatte hin.

Musashi überlegte, ob dies ihrer Vorstellung von eleganter

Schlichkeit entsprach, oder ob sie sich aus einem bestimmten Grund nicht in der Öffentlichkeit trafen. Als Gast fühlte er sich jedenfalls verpflichtet, sich entsprechend zu verhalten. Er verneigte sich und nahm in förmlicher Haltung auf der Matte Platz.

»Macht es Euch nur bequem«, sagte Magobeinojō. »Feiern werden wir später. Zunächst müssen wir unsere Zeremonie vollziehen. Es dauert nicht lange.«

Die sechs Männer setzten sich bequemer hin. Jeder nahm ein Bündel Stroh zur Hand und fing an, einen Pferdehufschutz zu flechten. Den Mund fest geschlossen, die Augen unentwegt auf die Hände gerichtet, machten sie einen feierlichen Eindruck. Musashi sah voller Hochachtung zu und spürte die Kraft in ihren Bewegungen, wenn sie in die Hände spuckten, das Stroh durch die Finger zogen und es flochten.

»Ich denke, das reicht«, sagte HanDayū und legte ein fertiges Paar Hufschützer vor sich hin. Dann sah er die anderen an. »Ich bin auch fertig.«

Sie legten die Hufschützer vor HanDayū nieder, klopfen sich die Kleider ab und strichen sie glatt. HanDayū stapelte die Hufschützer auf einem kleinen Tisch in der Mitte ihres Kreises, und Magobeinojō, der älteste der Gruppe, erhob sich.

»Zwölf Jahre sind seit der Schlacht von Sekigahara vergangen. Aber diese Niederlage wird nie aus unserer Erinnerung getilgt werden«, begann er. »Wir alle haben länger gelebt, als wir erwarten durften. Das verdanken wir dem Schutz und der Freigebigkeit von Fürst Hosokawa. Wir müssen darauf achten, daß unsere Söhne und Enkel nie vergessen, wie gut Seine Gnaden zu uns gewesen sind.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich in der Gruppe. In achtungsvoller Haltung und mit gesenkten Augen saßen sie da.

»Wir dürfen auch Großmut und Freigebigkeit der Oberhäupter des Hauses Shimmen nicht vergessen, selbst wenn

es dieses erlauchte Haus heute nicht mehr gibt. Genausowenig sollten wir das Elend und die Hoffnungslosigkeit vergessen, in der wir uns befanden, als wir hierherkamen. Um uns an all das zu erinnern, halten wir jedes Jahr dies Treffen ab. Und jetzt laßt uns einmütig für Gesundheit und Wohlergehen von uns allen beten.« Im Chor antworteten die Männer: »Die Güte des Fürsten Hosokawa, die Freigebigkeit des Hauses Shimmen und das Wohlwollen des Himmels haben uns aus der Verzweiflung herausgerissen. Mögen wir das nicht einen Tag vergessen!«

»Und jetzt bringt Eure Huldigung dar!« sagte Magobeinojō. Sie wandten sich den weißen Mauern der Burg von Kokura zu, die sich schwach vom dunklen Himmel abhoben, und verbeugten sich bis zum Boden. Dann wandten sie sich in Richtung der Provinz Mimasaka und verneigten sich noch einmal. Schließlich wandten sie sich den Hufschützern zu und verbeugten sich ein drittes Mal. Jede Geste wurde mit äußerstem Ernst und größter Aufrichtigkeit ausgeführt.

Zu Musashi sagte Magobeinojō: »Jetzt gehen wir zum Schrein hinauf und bringen die Hufschützer als Opfergabe dar. Danach wollen wir feiern. Wartet Ihr nur hier.«

Der Mann, der ihn hergeführt hatte, trug den Tisch mit den Hufschützern in Stirnhöhe, die anderen folgten ihm im Gänsemarsch. Sie banden die Hufschützer an den Zweigen eines Baumes fest, der neben dem Eingang zum Schrein wuchs. Erst nachdem sie ehrfurchtsvoll noch einmal die Hände zusammengelegt hatten, kamen sie zu Musashi zurück.

Das Essen war einfach, es gab Taroknollen, Bambussprossen, To-Fu und getrockneten Fisch, eine Kost, wie man sie in einfachen Bauernhäusern vorgesetzt bekam. Dazu gab es reichlich Sake, die Männer lachten ausgiebig und unterhielten sich.

Als die Stimmung ausgelassener wurde, sagte Musashi: »Es ist mir eine große Ehre gewesen, von Euch hergebeten worden

zu sein, und ich habe über Eure kleine Zeremonie nachgedacht. Sie muß eine tiefere Bedeutung für Euch haben.«

»Ja, das stimmt«, sagte Magobeinojō. »Da wir als geschlagene Krieger herkamen, hatten wir keinen Menschen, an den wir uns wenden konnten. Wir wären eher gestorben, als zu stehlen. Aber wir mußten ja essen. Schließlich kamen wir auf den Gedanken, hier an der Brücke eine Werkstatt einzurichten und Hufschützer für die Pferde anzufertigen. Unsere Hände waren voller Schwielen von den Lanzenübungen. So bedurfte es einiger Mühe, das Strohflechten zu erlernen. Wir betrieben die Werkstatt drei Jahre lang, und die Hufschützer verkauften wir an vorüberziehende Stallburschen und Reiter. So schafften wir es, am Leben zu bleiben. Die Pferdeburschen hatten den Verdacht, Strohflechten sei nicht unsere eigentliche Beschäftigung, und einer erzählte Fürst Hosokawa Sansai von uns. Als er hörte, wir seien ehemalige Vasallen von Fürst Shimmen, schickte er jemand zu uns, der uns anbot, in seine Dienste zu treten.«

Fürst Sansai bot ihnen ein gemeinschaftliches Einkommen von fünftausend Scheffel, was sie freilich zurückwiesen. Sie waren zwar bereit, ihm treu zu dienen, meinten jedoch, die Beziehung zwischen Lehnsherr und Vasall müsse von Mann zu Mann geregelt werden. Sansai hatte Verständnis für ihre Auffassung und machte jedem von ihnen ein eigenständiges Angebot. Auch hatte er Verständnis bekundet, als seine Lehnsleute ihre Befürchtung zum Ausdruck brachten, daß die sechs Rōnin nicht imstande sein würden, sich geziemend zu kleiden, um Seiner Gnaden vorgestellt zu werden. Sie hatten einen Sonderposten für neue Kleidung vorgeschlagen, aber Sansai lehnte das ab, weil er sie nicht in Verlegenheit bringen wollte. In Wirklichkeit war der Argwohn seiner Ratgeber auch unbegründet, denn mochten die sechs noch so tief gesunken sein, sie waren immer noch in der Lage, sich in gestärkter Kleidung zu präsentieren und ihre zwei Schwerter zu tragen,

als sie bei Hofe erschienen, um ihre Ernennung entgegenzunehmen. »Wir hätten leicht vergessen können, wie schwer unser Leben war, als wir untergeordnete Arbeit verrichten mußten. Wir dürfen aber nicht die Erinnerung daran verlieren, daß die Vorsehung uns in diesen schwierigen Jahren unter ihren Schutz genommen hat.«

Nachdem Magobeinojō seinen Bericht beendet hatte, hielt er eine Schale in die Höhe und sagte: »Verzeiht, daß wir so lange nur von uns geredet haben. Aber Ihr solltet wissen, daß wir Menschen guten Willens sind, auch wenn unser Sake nicht von bester Qualität ist und das Essen nicht überreichlich. Wir wünschen Euch, daß Ihr übermorgen einen glänzenden Sieg erkämpft. Verliert Ihr hingegen, so werden wir Eure sterbliche Hülle bestatten.« Musashi tat ihm Bescheid und erwiderte: »Es ist mir eine Ehre, unter Euch zu sein. Es ist besser, als den allerbesten Sake im allerfeinsten Landhaus zu trinken. Ich kann nur hoffen, daß mir das Glück genauso hold sein möge, wie es Euch gewesen ist.«

»Wünscht Euch das nicht! Sonst müßt Ihr noch lernen, Huf Schützer für Pferde zu flechten.«

Das Geräusch polternder Erdbrocken ließ ihr Lachen verstummen. Ihr Blick ging zum Steg hinauf, wo sie eine kauernde Gestalt wahrnahmen. »Wer da?« rief Kagashirō und sprang auf. Ein zweiter erhob sich und zog das Schwert. Die beiden eilten den Damm hinauf und spähten suchend in den Nebel.

Lachend rief Kagashirō hinunter: »Das scheint nur einer von Kojirōs Anhängern gewesen zu sein. Wahrscheinlich hält er uns für Musashis Helfer, die in geheimer Sitzung einen Angriff austüfteln. Er ist entkommen, ehe wir ihn erkennen konnten.«

»Kojirōs Anhänger tun bestimmt das, was sie von uns vermuten«, meinte einer.

Die Atmosphäre blieb beschwingt, doch Musashi fand, es sei

Zeit für ihn zu gehen. Er wollte vermeiden, daß diese Männer später leiden mußten, weil sie mit ihm zusammen gesehen wurden. Er dankte ihnen überschwenglich für ihre Güte und marschierte scheinbar unbekümmert ins Dunkel hinein.

Nagaokas Zorn traf mehrere Leute in seinem Haus, weil sie Musashi wieder hatten ziehen lassen. Doch er wartete bis zum Morgen des zwölften Tages, ehe er Männer ausschickte, die ihn suchen sollten.

Als die Männer meldeten, sie könnten Musashi nicht finden, da schossen Sados weiße Brauen voller Angst in die Höhe. »Was könnte ihm denn zugestoßen sein? Sollte es möglich sein, daß ...« Er wollte den Gedanken nicht zu Ende denken.

Am zwölften Tag stattete Kojirō der Burg einen Besuch ab und wurde von Fürst Tadatoshi herzlich empfangen. Die beiden tranken Sake zusammen, und als Kojirō die Burg auf seinem Lieblingspferd verließ, war er hochgemut.

Bis zum Abend gingen die wildesten Gerüchte in der Stadt um. »Musashi hat es wahrscheinlich mit der Angst bekommen und ist auf und davon.«

»Kein Zweifel. Er ist weggelaufen.« Sado sollte in dieser Nacht keinen Schlaf finden. Er versuchte sich einzureden, daß es nicht möglich sei. Musashi würde nicht das Hasenpanier ergreifen. Doch man hatte ja schon zuverlässige Menschen unter hoher Spannung zusammenbrechen sehen. Sado befürchtete das Schlimmste und sah sich bereits genötigt, Seppuku zu begehen und den einzig ehrenvollen Ausweg zu wählen, falls Musashi, den er empfohlen hatte, wirklich geflohen war. Am strahlend hellen Morgen des dreizehnten ging er mit Iori durch den Garten und fragte sich immer wieder: Habe ich mich wirklich so geirrt? Habe ich den Mann völlig falsch eingeschätzt?

»Guten Morgen, Herr.« Nuinosukes müdes Gesicht tauchte am Seitentor auf.

»Habt Ihr ihn gefunden?«

»Nein, Herr. Keiner von den Herbergswirten und Schenkenbesitzern hat ihn gesehen.«

»Habt Ihr in den Tempeln nachgefragt?«

»In den Tempeln, im Dōjō und an allen anderen Orten, die von Schülern der Schwertfechtkunst aufgesucht werden. Magobeinojō und seine Gruppe sind die ganze Nacht draußen gewesen und ...«

»Sind noch nicht wieder da.« Sado schob die Brauen zusammen und runzelte die Stirn. Durch die frischen Blätter der Pflaumenbäume hindurch konnte er das blaue Meer sehen. Die Wellen schienen gegen seine Brust zu tosen. »Ich verstehe das nicht.« »Er ist nirgends zu finden, Herr.«

Einer nach dem anderen kehrten die Suchenden zurück, müde und enttäuscht. Sie versammelten sich auf der Veranda. Ihre Stimmung schwankte zwischen Wut und Verzweiflung.

Kinami Kagashirō, der an Sasaki Kojirōs Haus vorbeigekommen war, berichtete, dort hätten sich mehrere hundert Anhänger des Samurai versammelt. Der Eingang war mit Flaggen geschmückt, die ein festliches Enzian-Wappen zierte. Vor der Tür, aus der Kojirō herauskommen sollte, war ein goldener Wandschirm aufgestellt worden. Beim Morgengrauen waren Abgesandte seiner Anhänger zu den drei Hauptschreinen gezogen, um für seinen Sieg zu beten.

Gedrückte Stimmung herrschte in Sados Haus. Besonders niedergeschlagen waren jene Männer, die Musashis Vater gekannt hatten. Sie fühlten sich betrogen. Wenn Musashi die Spielregeln nicht einhielt, konnten sie sich unter den Samurai nie mehr blicken lassen.

Als Sado sie entließ, gelobte Kagashirō: »Wir werden den Hund finden. Wenn nicht heute, so ein andermal. Und dann bringen wir ihn um!« In seinem Raum entzündete Sado Räucherwerk, wie er das jeden Tag tat. Doch Nuinosuke spürte

etwas besonders Ernstes in der bedächtigen Art, mit der er sich heute bewegte. »Er bereitet sich auf das Schlimmste vor«, dachte er, tief bekümmert darüber, daß es soweit hatte kommen müssen. In diesem Augenblick drehte sich Iori, der am Gartentor stand und auf die See hinausschaute, um und fragte: »Habt Ihr es eigentlich im Haus von Kobayashi Tarōzaemon versucht?«

Nuinosuke spürte, daß Iori auf der richtigen Fährte sei. Keiner war zu dem Reeder gegangen, und doch war sein Haus genau der Ort, wo Musashi sich einquartieren würde, um ungestört zu sein.

»Der Junge hat recht«, rief Sado aus, und seine Miene hellte sich auf. »Wie dumm von uns! Geht sofort hin!« »Ich komme mit«, sagte Iori. »Darf er mitkommen?«

»Warum nicht? Nur beeilt Euch ... Nein, wartet noch einen Moment.« Er pinselte in aller Eile eine Nachricht und setzte Nuinosuke über den Inhalt in Kenntnis. »Sasaki Kojirō wird in einem Boot nach Funashima fahren, das Fürst Tadatoshi ihm zur Verfügung stellt. Er wird um acht Uhr auf der Insel eintreffen. Bis dahin könnt Ihr es auch schaffen. Kommt her und trifft hier Eure Vorbereitungen. Ich stelle ein Boot bereit, das Euch Eurem ruhmvollen Sieg entgegenführen soll.«

In Sados Auftrag besorgten Nuinosuke und Iori ein schnelles Boot. Damit erreichten sie in kurzer Zeit Shimonoseki. Dort begaben sie sich sofort zu Tarōzaemons Niederlassung.

Ein Schreiber öffnete ihnen: »Ich weiß keine Einzelheiten, aber es wohnt ein junger Samurai im Haus des Herrn.«

»Das ist er! Wir haben ihn gefunden!« Lachend blickten Iori und Nuinosuke einander an und legten rasch die kurze Strecke zwischen Laden und Wohnhaus zurück.

Als sie Tarōzaemon gegenüber standen, sagte Nuinosuke: »Wohnt Miyamoto Musashi hier? Es ist dringend.« »Ja.«

»Dem Himmel sei Dank! Mein Herr ist schon halb krank vor

Sorge. Rasch jetzt! Sagt Musashi, daß ich hier bin.«

Tarōzaemon ging ins Haus, kam nach einer Weile wieder und sagte: »Er ist noch in seinem Raum. Er schläft.« »Er schläft?« fragte Nuinosuke erschrocken.

»Wir waren gestern lange auf, haben Sake getrunken und uns unterhalten.«

»Dies ist nicht der richtige Augenblick zum Schlafen. Weckt ihn! Sofort!« Der Kaufmann, der sich nicht drängen ließ, geleitete Nuinosuke und Iori in einen Gästeraum und ging dann zu Musashi.

Als Musashi kam, machte er einen ausgeruhten Eindruck. Er hatte die klaren Augen eines neugeborenen Kindes.

»Guten Morgen«, sagte er fröhlich und nahm Platz. »Kann ich etwas für Euch tun?«

Nuinosuke fühlte sich angesichts dieses Gleichmuts beschämt. Schweigend reichte er ihm Sados Brief.

»Wie freundlich von ihm, mir zu schreiben«, sagte Musashi und hob den Brief an die Stirn, ehe er das Siegel erbrach und ihn öffnete. Iori starrte durch Musashi hindurch. Der tat, als sei der Junge überhaupt nicht da. Nachdem er den Brief gelesen hatte, rollte er ihn wieder zusammen und sagte: »Ich danke für Sados Fürsorglichkeit.« Dann streifte sein Blick Iori, worauf der Junge den Kopf senkte, um seine Tränen zu verbergen.

Musashi schrieb eine Antwort und reichte sie Nuinosuke. »Ich habe in dem Brief alles erklärt«, sagte er. »Doch Ihr solltet mündlich meinen Dank und meine besten Wünsche übermitteln.« Dann fügte er hinzu, man solle sich keine Sorgen um ihn machen. Er werde nach Funashima gehen, wann er es für richtig halte.

Sie konnten nichts tun, und so gingen sie still hinaus. Iori hatte kein Wort zu Musashi gesagt, und Musashi hatte nicht mit ihm gesprochen. Doch auch ohne Worte hatten sie sich der

wechselseitigen Zuneigung versichert, die zwischen Lehrer und Schüler besteht.

Als Sado Musashis Antwort las, huschte ein Ausdruck der Erleichterung über sein Gesicht. Der Brief lautete:

Meinen tiefempfundenen Dank für Euer Anerbieten, mich in Eurem Boot nach Funashima bringen zu lassen. Ich halte mich einer solchen Ehre nicht für würdig. Ich meine, ich sollte sie nicht annehmen. Bitte bedenkt, daß Kojirō und ich uns als Gegner gegenüberreten und er mit einem Boot übersetzt, das Fürst Tadatoshi ihm zur Verfügung stellt. Führe ich in Eurem Boot, so würde das den Anschein erwecken, Ihr widersetztet Euch Seiner Gnaden. Ihr solltet nichts zu meinen Gunsten tun.

Ich hätte Euch das früher mitteilen sollen, doch habe ich davon Abstand genommen, weil ich wußte, daß Ihr darauf bestehen würdet, mir zu helfen. Daher habe ich es vorgezogen, statt zu Euch zu kommen und bei Euch zu wohnen, Tarōzaemons Haus aufzusuchen. Ich werde eines seiner Boote für die Überfahrt nach Funashima benutzen, und zwar zu dem Zeitpunkt, den ich für richtig halte. Ihr braucht Euch meiner wegen keine Sorgen zu machen.

Tief beeindruckt starrte Sado das Schreiben an. Es war ein guter Brief, bescheiden, überlegt, rücksichtsvoll. Er schämte sich jetzt seiner gestrigen Erregung. »Nuinosuke.« »Ja, Herr?«

»Nimm diesen Brief und zeige ihn Magobeinojō und seinen Freunden sowie allen, die an Musashis Geschick Anteil nehmen.«

Kaum war Nuinosuke fort, trat ein Diener ein und sagte: »Wenn Ihr fertig seid, Herr, solltet Ihr Euch bereit machen zur Überfahrt.« »Gewiß, aber es ist noch reichlich Zeit«, erwiderte Sado ruhig. »Es ist nicht mehr früh. Kakubei ist bereits auf der Insel.« »Das ist seine Sache. Iori, komm her.« »Ja, Herr?«

»Bist du ein Mann, Iori?« »Ich denke schon.« »Meinst du, es gelingt dir, nicht zu weinen – was auch geschieht?«

»Ja, Herr.«

»Gut, dann kannst du als mein Bursche mit nach Funashima gehen. Aber vergiß eines nicht: Es ist möglich, daß wir Musashis Leichnam zurückbringen müssen. Würdest du auch dann noch die Tränen unterdrücken können?« »Jawohl, Herr. Das würde ich. Ich schwöre es.«

Kaum hatte Nuinosuke das Tor hinter sich geschlossen, da wurde er von einer schäbig gekleideten Frau angesprochen. »Verzeiht. So wie ich aussehe, sollte ich selbstverständlich nicht vor Eurem Tor stehen.« »Nun, warum tut Ihr es dann?«

»Ich wollte etwas fragen ... Es geht um den heutigen Kampf. Die Leute erzählen sich, Musashi sei davongelaufen. Stimmt das?« »Dummes Weib! Wie könnt Ihr es wagen! Ihr redet von Miyamoto Musashi. Meint Ihr, er sei einer feigen Handlung fähig? Wartet nur bis acht Uhr, und Ihr werdet sehen. Wer seid Ihr eigentlich?« Sie schlug die Augen nieder. »Ich bin mit Musashi bekannt.« »Hmph! Und dann macht Ihr Euch Sorgen wegen unbegründeter Gerüchte? Na schön – ich habe es zwar eilig, aber ich werde Euch einen Brief von Musashi vorlesen.« Beim Lesen bemerkte er den Mann nicht, der ihm mit tränenüberströmtem Gesicht über die Schulter schaute. Als er ihn schließlich doch sah, fuhr er herum und fragte: »Wer seid Ihr? Was macht Ihr da?« Sich die Tränen aus den Augen wischend, verneigte sich der Mann verlegen. »Verzeiht mir. Ich gehöre zu dieser Frau.« »Ihr Mann?«

»Ja, Herr. Vielen Dank, daß Ihr uns den Brief vorgelesen habt. Mir ist, als hätte ich Musashi mit eigenen Augen gesehen. Dir nicht auch, Akemi?« »Ja. Jetzt ist mir wesentlich wohler zumute. Komm, laß uns einen Ort suchen, wo wir die Insel sehen können.«

Nuinosukes Zorn war verraucht. »Wenn Ihr auf den Hügel hinaufsteigt, könnt Ihr bis nach Funashima hinüberblicken. Bei dem klaren Wetter heute könnt Ihr vielleicht sogar die

Sandbank erkennen.«

»Es tut uns leid, daß wir Euch Ungelegenheiten bereitet haben, wo Ihr doch so in Eile seid. Bitte, verzeiht uns!«

Als sie sich anschickten zu gehen, sagte Nuinosuke: »Moment – wie heißt Ihr? Wenn Ihr nichts dagegen habt, so wüßte ich gern Eure Namen.« Sie drehten sich um und verneigten sich: »Mein Name ist Matahachi. Ich stamme aus demselben Dorf wie Musashi.« »Mein Name ist Akemi.« Nuinosuke nickte und eilte davon.

Sie sahen ihm eine Weile nach, tauschten lächelnd einen Blick und stiegen den Hügel hinauf. Von dort sahen sie Funashima unter einer Anzahl von Inseln aus dem Wasser ragen. In der Ferne erhoben sich die Berge von Nagato. Sie breiteten Schilfmatten aus und ließen sich nieder. Unter ihnen rauschten die Wellen, und ab und zu schwebte eine Fichtennadel herunter. Akemi nahm das Kind vom Rücken und gab ihm die Brust. Die Hände auf den Knien, saß Matahachi da und starrte wie gebannt aufs Meer hinaus.

Hochzeit

Zuerst suchte Nuinosuke Magobeinojō in seinem Haus auf und erklärte ihm, wie die Dinge standen. Er ging sofort wieder, nahm sich nicht einmal die Zeit, eine Schale Tee zu trinken, und sprach dann noch rasch in den fünf anderen Häusern vor.

Ein wenig oberhalb der Schreibstube des Strandaufsehers nahm er hinter einem Baum Aufstellung und beobachtete das lebhafte Treiben, das sich hier seit dem frühen Morgen abspielte. Mehrere Samuraigruppen waren bereits nach Funashima übergesetzt: Es waren jene, die den Boden des Kampfplatzes säuberten, die Zeugen und die Wachen. Jede Gruppe hatte ihr eigenes Boot. Am Strand lag noch ein

weiteres kleines Boot für Kojirō bereit. Tadatoshi hatte es eigens für diese Gelegenheit bauen lassen: aus neuem Holz, mit neuem Ruder und neuen Hanfpalmentauen.

Es mochten an die hundert Leute sein, die Kojirō das Geleit gaben. In einigen erkannte Nuinosuke Freunde des Schwertkämpfers, die anderen waren ihm unbekannt.

Kojirō trank seinen Tee und kam in Begleitung der Beamten aus der Schreibstube der Strandaufsehers. Nachdem er sein Lieblingspferd Freunden anvertraut hatte, schritt er über den Sand zum Boot. Tatsunosuke folgte ihm dicht auf den Fersen. Die Menge stellte sich schweigend in zwei Reihen auf und bildete für ihren Helden ein Spalier. Als sie Kojirōs Aufzug sahen, war vielen, als würden sie gleichfalls in die Schlacht ziehen.

Er trug einen schlichtweißen Seidenkimono mit erhaben gearbeitetem Muster und schmalen Ärmeln; darüber einen leuchtendroten ärmellosen Überwurf. Sein violetter Lederhakama war kurz unter den Knien geschnürt und umschloß von dort an die Waden fest wie ein Paar Beinlinge. Die Strohsandalen waren offenbar angefeuchtet worden, damit er auf ihnen nicht ausrutschte. Außer dem Kurzsword, das er immer trug, hatte er diesmal auch die »Trockenstange« dabei, die er nicht mehr benutzt hatte, seit er Lehnsmann des Hauses Hosokawa war. Sein blasses, vollwangiges Gesicht wirkte über dem flammenden Rot des Überwurfs ganz besonders ruhig. Kojirō umgab heute etwas Großartiges, wenn nicht gar rundheraus Schönes. Nuinosuke erkannte, daß Kojirōs Blick Ruhe und Zuversicht verströmte. Und als er jetzt das Gesicht zu einem strahlenden Lächeln verzog, schien er glücklich und völlig gelassen zu sein.

Kojirō stieg, von Tatsunosuke gefolgt, in das Boot, in dem bereits zwei Fischer warteten. Amayumi saß auf Tatsunosukes Faust.

Nachdem sie die Brandung hinter sich hatten, bewegte der Ruderer die Arme mit weit ausholenden, ruhigen Bewegungen, und das kleine Fahrzeug glitt sanft voran. Von den Rufen der am Ufer Stehenden erschreckt, fing der Falke an, mit den Flügeln zu schlagen.

Die Menge zerteilte sich bald in kleine Gruppen und verstreute sich nach und nach. Alle bewunderten Kojirōs gelassenes Gebaren, und sie beteten, daß er diesen Kampf der Kämpfe gewinnen möge.

Ich muß jetzt zurück, dachte Nuinosuke, dem sein Versprechen einfiel, Sado rechtzeitig überzusetzen. Als er sich abwandte, fiel sein Blick auf eine junge Frau. Omitsu hatte sich eng an einen Baumstamm gedrängt und weinte. Da er es als ungehörig empfand, hinzusehen, wandte Nuinosuke die Augen ab und entfernte sich lautlos. Wieder auf der Straße, schaute er noch einmal Kojirōs Boot nach und dann zu Omitsu. Jeder Mensch hat ein öffentliches und ein privates Leben, dachte er. Da steht nun neben all diesem Trara eine junge Frau und weint sich die Augen aus dem Kopf.

Auf dem Boot bat Kojirō Tatsunosuke um den Falken und streckte den linken Arm aus. Tatsunosuke übergab Amayumi auf die Faust seines Herrn und zog sich achtungsvoll zurück.

Die Strömung war stark und der Tag vollkommen – klarer Himmel, kristallenes Wasser –, aber die Wellen gingen ziemlich hoch. Jedesmal, wenn Wasser über die Bordwand schwappte, sträubte der Falke in Kampf Stimmung das Gefieder.

Als sie die Strecke bis zur Insel halb geschafft hatten, löste Kojirō die Beinfessel des Falken, warf den Vogel in die Luft und sagte: »Kehr zurück zur Burg!«

Als würde er wie gewohnt auf der Jagd sein, stürzte Amayumi sich auf einen fliehenden Seevogel, und bald darauf schwebte ein liches Gewirr weißer Federn durchs Blau. Da

sein Herr ihn nicht zurückrief, flog er flach über die Inseln hinweg, stieg dann steil in die Höhe und entschwand. Nachdem er den Falken hatte fliegen lassen, befreite Kojirō sich von den buddhistischen und shintoistischen Glücksbringern und Zauberformeln, mit denen ihn seine Anhänger überhäuft hatten, indem er sie eines nach dem anderen über Bord warf. Diesen Weg ging selbst das baumwollene Untergewand mit dem daraufgestickten Sanskritvers, den er von seiner Tante bekommen hatte.

»Jetzt«, sagte er leise, »kann ich mich lockern und entspannen.« Angesichts der Situation, bei der es um Leben und Tod ging, wollte er nicht von Erinnerungen oder Menschen gestört werden. Die Vorstellung, daß all diese Leute um seinen Sieg beteten, war eher eine Belastung, und ihre guten Wünsche, mochten sie noch so aufrichtig gemeint sein, waren in Wirklichkeit hinderlich, nicht hilfreich. Jetzt kam es nur auf ihn selbst an, auf sein nacktes Ich. Die salzige Brise umschmeichelte sein stummes Gesicht. Die Augen hatte er unbeirrt auf die grünen Fichten der Insel Funashima gerichtet.

In Shimonoseki ging Tarōzaemon an einer Reihe von Schuppen vorüber und betrat seine Schreibstube am Strand. »Sasuke!« rief er. »Hat denn niemand Sasuke gesehen?« Sasuke war der jüngste seiner vielen Bediensteten, aber auch der aufgeweckteste. Als Diener im Hause geschätzt, half er von Zeit zu Zeit auch im Geschäft mit.

»Guten Morgen!« Der Verwalter begrüßte Tarōzaemon und trat aus seiner Ecke in der Schreibstube hervor. »Gerade eben war Sasuke noch hier.« Er wandte sich an einen jungen Gehilfen und sagte: »Geh und such Sasuke! Beeile dich!«

Der Verwalter schickte sich an, Tarōzaemon über die neuesten Geschäftsvorgänge aufzuklären, doch der Kaufmann schnitt ihm das Wort ab und schüttelte den Kopf, als wolle er eine Mücke abwehren. »Was ich wissen möchte ist, ob irgend jemand hier war, um nach Musashi zu fragen.« »Ja, es war

schon in aller Frühe jemand hier.« »Der Bote von Nagaoka Sado? Das weiß ich. Sonst niemand?« Der Verwalter rieb sich das Kinn. »Nun, ich habe es zwar nicht selbst gesehen, aber man hat mir von einem schmutzig aussehenden jungen Mann mit stechendem Blick erzählt, der gestern abend hier war. Er trug einen langen Eichenstock und bat, Musashi Sensei sprechen zu dürfen. Sie hatten größte Schwierigkeiten, ihn abzuwimmeln.«

»Dann hat doch jemand geplaudert. Und das, nachdem ich allen eingebleut habe, wie wichtig es ist, Stillschweigen darüber zu bewahren, daß Musashi hier ist.«

»Ich weiß. Ich habe ihnen das auch noch mal ganz deutlich gesagt. Aber mit diesen jungen Leuten ist nichts zu machen. Daß Musashi hier ist, verleiht ihnen das Gefühl, wichtig zu sein.«

»Und wie sind sie den Mann gestern abend losgeworden?« »Söbei sagte zu ihm, er müsse sich irren; Musashi sei nie hiergewesen. Schließlich ist er wieder abgezogen, ob er es nun geglaubt hat oder nicht. Söbei hat beobachtet, daß draußen zwei oder drei Leute auf ihn warteten, eine Frau war darunter.«

Sasuke kam von der Hafenmauer herbeigelaufen. »Ihr sucht mich, Herr?« »Ja. Ich wollte nur sicher sein, daß du auch bereit bist. Du weißt ja, es ist wichtig.«

»Darüber bin ich mir im klaren, Herr. Ich bin schon vor Sonnenaufgang aufgestanden, habe mich mit kaltem Wasser gewaschen und ein neues, weißes baumwollenes Lendentuch angezogen.«

»Gut. Ist das Boot abfahrbereit, so wie ich es dir gestern abend gesagt habe?«

»Nun, es war nicht viel zu tun. Ich habe das schnellste und sauberste ausgesucht, Salz darüber gestreut, um es zu reinigen, und es innen wie außen gründlich geschrubbt. Ich bin bereit zum Ablegen, sobald Musashi soweit ist.« »Wo ist das Boot?«

»Am Strand, neben den anderen Booten.«

Nachdem er noch einen Moment nachgedacht hatte, sagte Tarōzaemon: »Wir verlegen das Boot besser. Sonst merken es zu viele Leute, wenn Musashi abfährt, und das will er nicht. Bring es hinauf zu der großen Kiefer, die Heike-Kiefer genannt wird. Dort geht kaum jemand hin.« »Ja, Herr.«

Die Schreibstube, in der sonst reges Leben herrschte, lag wie verlassen da. Unruhig und aufgeregt trat Tarōzaemon hinaus auf die Straße. In der ganzen Umgebung hatten die Leute sich den Tag freigenommen: Männer, offenbar Samurai aus den benachbarten Lehen, Rōnin, konfuzianische Gelehrte, Schmiede, Rüstungsmacher, Lackarbeiter, Priester, alle möglichen Städter, ein paar Bauern aus dem Hinterland, wohlduftende verschleierte Frauen in breitrandigen Reisehüten, Frauen von Fischern, ihre Kinder auf dem Rücken oder an der Hand – alle strömten in dieselbe Richtung und versuchten vergebens, näher an die Insel heranzukommen. Doch gab es keine Stelle, von der aus man etwas hätte erkennen können, das kleiner war als ein Baum. Jetzt begreife ich, was Musashi meint, dachte Tarōzaemon. Dieser Menge von Zuschauern ausgesetzt zu sein, für die das Ganze nichts weiter war als eine unterhaltsame Darbietung, wäre unerträglich.

Als er in das Wohnhaus zurückkehrte, fand er alles auf Hochglanz poliert vor. In dem Raum, der aufs Meer hinausging, spielte der Widerschein sanfter Wellen an der Decke.

»Wo seid Ihr gewesen, Vater? Ich habe überall nach Euch gesucht.« Otsūru trat mit dem Teetablett ein.

»Nirgendwo im besonderen.« Er nahm die Teeschale und blickte nachdenklich hinein.

Otsūru war gekommen, um einige Zeit mit ihrem geliebten Vater zu verbringen. Sie war zufällig von Sakai aus mit demselben Schiff gefahren wie Musashi und hatte dabei

entdeckt, daß sie beide mit Iori in Verbindung standen. Als Musashi Tarōzaemon seine Aufwartung gemacht hatte, um ihm zu danken, daß er sich des Jungen annahm, hatte der Kaufmann darauf bestanden, daß Musashi in seinem Hause wohne, und er hatte Otsūru aufgetragen, sich um den Gast zu kümmern.

Gestern abend, während Musashi sich mit seinem Gastgeber unterhalten hatte, war Otsūru im Nebenzimmer gewesen, um das neue Lendentuch und die Leibbinde zu nähen, die er, wie er gesagt hatte, am Tag des Zweikampfes tragen wollte. Einen neuen, schwarzen Kimono hatte sie bereits fertig; sie brauchte nur noch die Heftfäden herauszuziehen, die dazu dienten, Ärmel und Rockschoße richtig gefaltet zu halten, bis er gebraucht wurde. Tarōzaemon dachte flüchtig daran, daß sich Otsūru in Musashi verlieben könnte. Sie machte einen ziemlich besorgten Eindruck; offenbar dachte sie an etwas Ernstes.

»Otsūru, wo ist Musashi? Hast du ihm sein Frühstück gebracht?« »Aber ja doch, schon längst! Aber danach hat er das Shōji zugeschoben.«

»Wahrscheinlich bereitet er sich vor.« »Nein, noch nicht.« »Was macht er dann?« »Er scheint ein Bild zu malen.« »Jetzt?« »Ja.«

»Hmm. Wir haben ganz allgemein über das Malen geredet, und ich habe ihn gefragt, ob er mir ein Bild malen würde. Das hätte ich wohl nicht tun sollen.«

»Er hat gesagt, er werde es beenden, ehe er fortgeht. Für Sasuke malt er auch eines.«

»Für Sasuke?« fragte Tarōzaemon ungläubig. Er wurde zusehends unruhiger. »Weiß er denn nicht, wie spät es schon ist? Du solltest sehen, wie viele Leute sich draußen durcheinanderdrängen.«

»Wenn Ihr Euch Musashi ansieht, habt Ihr das Gefühl, daß er den Kampf völlig vergessen hat.«

»Nun, jedenfalls ist dies nicht die rechte Zeit, Bilder zu

malen. Geh und sag ihm das! Sei höflich, aber laß ihn wissen, daß dies bis später warten kann.« »Warum ich? Ich kann unmöglich ...«

»Und warum nicht?« Sein Verdacht, daß sie sich verliebt hatte, wurde bestätigt. Vater und Tochter tauschten schweigend vielsagende Blicke. Gutmütig brummelnd, sagte er: »Törichtes Kind! Warum weinst du?« Er erhob sich und ging selbst zu Musashis Raum hinüber.

Still, wie in Meditation versunken, kniete Musashi da, Pinsel, Tuschstein und Pinseltopf neben sich. Mit einem Bild war er bereits fertig: einem Reiher unter einem Weidenbaum. Das Papier vor ihm war noch leer. Er überlegte, was er malen solle, oder genauer gesagt, er war dabei, sich in die rechte Gemütsverfassung zu versetzen, denn diese war nötig, um sich das Bild vorstellen und überlegen zu können, welche Technik er wählen wollte. Für ihn war das weiße Papier das große Universum des Nichtseins. Schon ein einziger Pinselstrich genügte, darin Sein entstehen zu lassen. Er konnte nach Belieben Regen oder Wind beschwören, doch was er auch malte, sein Herz würde für immer in dem Bild eingeschlossen bleiben. War sein Herz besudelt, war auch das Bild besudelt; war sein Herz schwunglos, würde auch das Bild es sein. Bemühte er sich, sein Können unter Beweis zu stellen, würde man es dem Bild unweigerlich anmerken. Die Leiber der Menschen vergehen, doch Tusche bleibt. Das Inbild seines Herzens würde weiter atmen, auch wenn er selbst nicht mehr war.

Er erkannte, daß ihn seine Gedanken zurückhielten. Er war drauf und dran gewesen, die Welt des Nichtseins zu betreten, sein Herz für sich selbst sprechen zu lassen, unabhängig von seinem Ich, frei vom persönlichen Schwung seiner Hand. Er bemühte sich, leer zu werden, wartete auf den erhabenen Zustand, in dem sein Herz im Einklang mit dem All sprechen konnte, selbstlos und ungehindert.

Die Geräusche der Straße drangen nicht an sein Ohr. Dieser Kampf heute schien nichts mit ihm zu tun zu haben. Er war sich nur der leise zitternden Bewegungen des Bambus bewußt, der im Innengarten wuchs. »Darf ich stören?« Das Shōji hinter Musashi glitt lautlos auf, und Tarōzaemon schaute herein. Es erschien ihm unpassend, ja geradezu böse, sich aufzudrängen, doch nahm er sich zusammen und sagte: »Es tut mir leid, wenn ich Euch ablenke, wo Ihr doch gerade so in Eure Arbeit vertieft seid.« »Ah, bitte, tretet ein!« »Es wird Zeit aufzubrechen.« »Ich weiß.«

»Alles ist bereit. Was Ihr braucht, werdet Ihr im Nebenraum finden.« »Das ist sehr freundlich von Euch.«

»Bitte, macht Euch jetzt keine Sorgen um die Bilder. Ihr könnt sie fertigmalen, wenn Ihr von Funashima zurück seid.«

»Ach, ich fühle mich heute morgen so frisch. Es ist eine gute Zeit zum Malen.«

»Aber Ihr müßt daran denken, wie spät es ist.« »Ja, ich weiß.«

»Wann immer Ihr Euch fertigmachen wollt, Ihr braucht nur zu rufen. Wir warten darauf, Euch zu helfen.« »Vielen, vielen Dank.«

Tarōzaemon schickte sich an zu gehen, doch Musashi sagte: »Wann kommt die Flut?«

»Um diese Jahreszeit ist Ebbe zwischen sechs und acht Uhr morgens. Jetzt müßte das Wasser wieder steigen.«

»Danke«, sagte Musashi wie abwesend und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem weißen Papier zu.

Leise schob Tarōzaemon das Shōji zu und kehrte in den Salon zurück. Er wollte sich hinsetzen und still warten, doch bald gewann seine Unruhe wieder die Oberhand. Er stand auf und trat hinaus auf die Veranda, von wo aus er die Strömung beobachten konnte, die durch die Meerenge drückte. Das

Wasser am Strand kroch bereits wieder höher. »Vater!« »Was gibt's?«

»Es wird Zeit für ihn. Ich habe seine Sandalen vor den Garteneingang gestellt.«

»Er ist aber noch nicht fertig.« »Malt er immer noch?« »Ja.«

»Ich dachte, Ihr würdet ihn dazu bringen aufzuhören und sich fertigzumachen?«

»Er weiß, wie spät es ist.«

Ein kleines Boot war in der Nähe ans Ufer gekommen, und Tarōzaemon hörte, wie sein Name gerufen wurde. Das war Nuinosuke, der fragte: »Ist Musashi schon weg?« Als Tarōzaemon verneinte, erklärte Nuinosuke rasch: »Bitte, sagt ihm, er muß so schnell wie möglich losfahren. Kojirō ist schon unterwegs. Fürst Hosokawa auch. Und mein Herr fährt gerade jetzt von Kokura ab.«

»Ich will sehen, was ich tun kann.«

»Bitte! Vielleicht höre ich mich an wie ein quengelndes altes Weib, aber wir müssen alles tun, damit er nicht zu spät kommt. Es wäre eine Schande, wenn er sich in letzter Minute noch unehrenvoll benehmen würde.« Er ruderte eilends davon, und der Reeder und seine Tochter blieben unruhig auf der Veranda zurück. Sie zählten die Sekunden, warfen immer wieder einen Blick auf den kleinen rückwärtigen Raum, aus dem nicht der geringste Laut drang.

Bald kam ein zweites Boot, diesmal mit einem Boten von der Insel Funashima: Musashi möge sich bitte beeilen.

Musashi schlug die Augen auf, als er hörte, daß das Shōji aufglitt. Otsūru mußte sich nicht melden. Als sie ihm von dem Boot von Funashima berichtete, nickte er und lächelte freundlich. »Ach so«, sagte er und verließ den Raum.

Otsūru warf einen Blick auf den Boden, wo er gesessen hatte. Die weiße Fläche war jetzt über und über mit Tusche

bedeckt. Zuerst nahm sich der dunkle Fleck aus wie eine verschwommene Wolke, doch bald erkannte Otsūru, daß es sich um eine in der sogenannten gebrochenen Tuschtechnik gemalte Landschaft handelte. Das Papier war noch feucht.

»Bitte, gebt das Bild Eurem Vater«, rief Musashi, dessen Stimme das Geräusch von spritzendem Wasser übertönte, »und das andere Sasuke!« »Vielen Dank! Das wäre wirklich nicht nötig gewesen.« »Es tut mir leid, daß ich nichts Besseres zu bieten habe – nach all der Mühe, die Ihr Euch gemacht habt. Ich würde mich jedoch freuen, wenn es Euer Vater als Andenken behält.«

Bedeutungsvoll sagte Otsūru: »Ihr müßt heute abend unbedingt wieder dasein und mit meinem Vater zusammensitzen wie gestern.« Da sie im Nebenraum das Rascheln von Stoff vernahm, freute sie sich. Endlich kleidete er sich an! Dann herrschte wieder Schweigen, bis sie ihn plötzlich mit ihrem Vater reden hörte. Die Unterhaltung war sehr kurz, bestand nur aus wenigen bündigen Worten. Als sie durch den angrenzenden Raum ging, bemerkte sie, daß Musashi seine alten Kleidungsstücke fein säuberlich zusammengelegt und in einer Schachtel in der Ecke verstaut hatte. Eine unbeschreibliche Verlorenheit überkam sie. Sie neigte den Kopf und drückte das Gesicht an den noch warmen Kimono. »Otsūru!« rief ihr Vater. »Was machst du? Er geht.«

»Ja, Vater.« Sie fuhr sich mit den Fingern über Wangen und Lider und lief zu ihm hinaus.

Musashi war bereits an der Gartenpforte, die er benutzte, um neugierigen Blicken zu entgehen. Vater, Tochter und einige andere Bewohner des Hauses waren bis dorthin mitgekommen. Otsūru war so niedergedrückt, daß sie kein Wort mehr hervorbrachte. Als Musashi sie anblickte, verneigte sie sich wie die anderen.

»Lebt wohl!« sagte Musashi. Er öffnete die niedrige,

schilfgeflochtene Tür, machte sie hinter sich zu und sagte: »Paßt gut auf Euch auf!« Als sie die Köpfe wieder hoben, sahen sie ihn raschen Fußes forteilen. Sie starrten ihm nach, doch Musashi drehte sich kein einziges Mal um. »So muß es bei einem Samurai sein«, murmelte jemand. »Er geht – einfach so: keine Ansprache, kein übertriebener Abschied, nichts.« Otsūru verschwand augenblicklich. Nicht lange danach suchte auch ihr Vater das Wohnhaus auf.

Die Heike-Kiefer stand ganz allein etwa zweihundert Schritt vom Ufer entfernt. Musashi marschierte geradewegs auf sie zu. Er war völlig ruhig. Er hatte alle Gedanken in die schwarze Tusche des Landschaftsbildes hineingelegt. Es hatte gutgetan zu malen, und er betrachtete das Ergebnis als Erfolg.

Nun mußte er nach Funashima. Er machte sich gelassen auf den Weg, als wäre dies eine Wegstrecke wie jede andere. Er war ohne jede Ahnung, ob er zurückkehren würde, hatte jedoch aufgehört, darüber nachzudenken. Vor Jahren, als er zweiundzwanzig war und sich der weit ausgebreiteten Schirmtanne bei Ichijōji näherte, war er äußerst erregt gewesen, und die Ahnung der bevorstehenden Tragödie hatte sein Gemüt umdüstert. Damals hatte er einsam das Schwert mit festem, entschlossenem Griff gepackt. Jetzt fühlte er nichts.

Nicht, daß sein Gegner heute weniger zu fürchten war als die hundert Mann, die ihm damals gegenüber gestanden hatten. Ganz und gar nicht. Der allein kämpfende Kojirō war als Gegner furchtbarer als ein ganzes Heer, das die Yoshioka-Schule gegen ihn hätte aufstellen können. Musashi war sich vollkommen darüber im klaren, daß er dem Kampf seines Lebens entgegenging. »Sensei!« »Musashi!«

Musashi mußte seinen Geist fast mit Gewalt dem Klang der Stimmen und dem Anblick zweier Menschen zuwenden, die ihm entgegenliefen. Einen Moment war er wie vor den Kopf geschlagen.

»Gonnosuke!« rief er. »Und Großmutter! Wie kommt Ihr beide denn hierher?«

Die beiden, die von der langen Reise verschmutzt und verschwitzt waren, knieten im Sand vor ihm nieder. »Wir mußten kommen«, sagte Gonnosuke.

»Wir sind gekommen, dir das Geleit zu geben«, sagte Osugi. »Und ich bin auch gekommen, dich um Verzeihung zu bitten.« »Um Verzeihung? Mich?« »Ja, für alles. Ich möchte dich bitten, mir zu verzeihen.«

Fragend sah er ihr ins Gesicht. Die Worte klangen unwirklich. »Warum sagt Ihr das, Großmutter? Ist irgend etwas geschehen?«

Die Hände flehentlich zusammengelegt, stand sie da. »Was soll ich sagen? Ich habe so viel Böses getan, daß ich nicht hoffen darf, für alles Verzeihen zu finden. Es war alles ein ... ein schrecklicher Irrtum. Die Liebe zu meinem Sohn hat mich verblendet, doch jetzt kenne ich die Wahrheit. Bitte, vergib mir!«

Einen Moment starrte er sie an, dann kniete er nieder und nahm ihre Hände. Er wagte nicht, die Augen zu heben, aus Angst, es könnten Tränen darin sein. Als er die alte Frau so zerknirscht sah, fühlte auch er sich schuldig. Aber er war auch dankbar. Osugis Hand zitterte, und sogar seine bebte ganz leicht.

Es dauerte etwas, bis er sich wieder in Gewalt hatte. »Ich glaube Euch, Großmutter. Ich bin Euch dankbar, daß Ihr gekommen seid. Jetzt kann ich dem Tod ohne Bedauern ins Auge sehen und mit freiem Geist und frohem Herzen in dieses Treffen gehen.« »Dann verzeihst du mir?«

»Selbstverständlich tue ich das, wenn Ihr mir all den Kummer vergebt, den ich Euch bereitet habe, seit ich ein Knabe war.«

»Natürlich. Doch genug jetzt von mir: Da ist noch jemand,

der deine Hilfe braucht. Jemand, der sehr, sehr traurig ist.« Sie wandte sich um und forderte ihn auf, in Richtung ihres Zeigefingers zu sehen.

Unter der Heike-Kiefer, scheu zu ihnen herüberblickend, stand mit blassem, erwartungsvollem Gesicht Otsū.

»Otsū!« Im nächsten Augenblick stand er bei ihr, obwohl er nicht wußte, wie seine Füße ihn dorthin getragen hatten. Gonnosuke und Osugi blieben, wo sie waren, hätten sich gern in Luft aufgelöst und den Strand dem Paar allein überlassen.

»Otsū, du bist gekommen!«

Er fand die Worte nicht, welche den Abgrund der Jahre überbrückt hätten, der zwischen ihnen lag, und welche die Welt von Gefühlen vermittelt hätten, die in ihm brodelten.

»Du siehst nicht gut aus. Bist du krank?« Er murmelte die Sätze, und es klang, als wären sie Verse aus einem langen Gedicht.

»Ein bißchen.« Mit niedergeschlagenen Augen rang sie darum, die Fassung und einen kühlen Kopf zu bewahren. Dieser Augenblick, der vielleicht der letzte war, durfte nicht verdorben, durfte nicht vertan werden. »Ist es nur eine Erkältung?« erkundigte er sich. »Oder etwas Ernsthaftes? Was ist los? Wo bist du die letzten Monate gewesen?« »Ich bin vorigen Herbst in den Shippōji-Tempel zurückgekehrt.« »Nach Hause?«

»Ja.« Sie sah ihm offen in die Augen, ihr Blick verschleierte sich wie die Tiefen des Ozeans, und sie kämpfte mit sich, um die Tränen zurückzuhalten. »Aber es gibt kein richtiges Zuhause für ein Waisenkind wie mich; nur die Heimat in mir.«

»So darfst du nicht reden. Ach, selbst Osugi scheint dich ins Herz geschlossen zu haben. Das macht mich glücklich. Du mußt wieder gesund werden und lernen, glücklich zu sein. Für mich.« »Ich bin jetzt glücklich.«

»Bist du das? Wenn das stimmt, bin auch ich glücklich ... Otsū ...« Er beugte sich zu ihr, sie aber stand steif da, weil sie sich Osugis und Gonnosukes Nähe bewußt war. Musashi, der die beiden vergessen hatte, schlang den Arm um Otsū und drückte seine Wange an die ihre.

»Wie schmal du bist ... wie schmal.« Er merkte schnell, wie fiebrig ihr Atem ging. »Otsū, bitte, verzeih mir! Ich mag herzlos scheinen, doch ich bin es nicht, wenn es um dich geht.« »Das ... das weiß ich.« »Wirklich?«

»Ja, aber ich bitte dich, sag ein Wort zu mir, nur ein Wort: Sag mir, daß ich deine Frau bin!«

»Es würde nur alles verderben, wenn ich dir sagte, was du längst weißt.« »Aber ... aber ...« Ihr ganzer Leib war von Schluchzen geschüttelt, doch mit plötzlicher Kraft ergriff sie seinen Arm und rief: »Sag es! Sag, daß ich dein Leben lang deine Frau bin.«

Er nickte, bedächtig, schweigend. Dann löste er einen ihrer zarten Finger nach dem anderen von seinem Arm und stand aufrecht da. »Die Frau eines Samurai darf nicht weinen und verzweifeln, wenn er in den Krieg zieht. Lache für mich, Otsū! Schick mich mit einem Lächeln fort. Es könnte sein, daß dies der letzte Abschied ist, den dein Mann von dir nimmt.« Beide wußten sie, daß die Zeit gekommen war. Einen Moment blickte er sie an und lächelte. Dann sagte er: »Bis dann!«

»Ja, bis dann!« Sie wollte sein Lächeln erwidern, schaffte es jedoch nur, die Tränen zurückzuhalten.

»Lebe wohl!« Er drehte sich um und marschierte mit festen Schritten zum Strand. Ein Abschiedswort lag ihr auf den Lippen, wollte sich jedoch nicht von ihnen lösen. Die Tränen waren nicht mehr zu unterdrücken und stiegen ihr in die Augen. Sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Der starke salzige Wind fuhr in Musashis Haare. Seine Kimonoschöße knatterten wie wild.

»Sasuke! Bring das kleine Boot näher heran.«

Obwohl er bereits über zwei Stunden gewartet hatte und wußte, daß Musashi am Strand war, hatte Sasuke die Augen abgewandt gehalten. Jetzt sah er zu Musashi hin und sagte: »Sofort, Herr.«

Mit wenigen kräftigen Riemenstößen brachte er das Boot ans Ufer. Musashi sprang leichtfüßig in den vorderen Teil, dann stießen sie ab. »Otsū! Halt!« Die Stimme gehörte Jōtarō.

Otsū lief unbeirrt auf das Wasser zu. Er rannte hinter ihr her. Erschrocken schlossen Gonnosuke und Osugi sich der Verfolgungsjagd an. »Otsū, halt! Was macht Ihr?«

»Seid doch nicht töricht!«

»Nein, nein!« verwahrte sie sich und schüttelte langsam den Kopf. »Ihr versteht nicht.«

»W-w-was habt Ihr vor?«

»Laßt mich hier sitzen – alleine.« Ihre Stimme klang ganz ruhig. Sie ließen sie los. Otsū ging würdevoll ein paar Schritte weiter, kniete sich dort in den Sand und schien der Erschöpfung nahe zu sein. Aber dennoch hatte sie ihre Kraft wiedergefunden. Sie glättete den Kragen, ordnete ihr Haar und verneigte sich in die Richtung, in welcher Musashis kleines Fahrzeug entschwand.

»Gehe ohne Bedauern!« sagte sie laut.

Auch Osugi kniete nieder und verneigte sich; dann Gonnosuke, schließlich Jōtarō. Nachdem er von Himeji herübergekommen war, hatte er die Gelegenheit verpaßt, Musashi zu sprechen, obwohl er ihm unbedingt ein Wort des Abschieds sagen wollte. Sein einziger Trost war, daß Musashi dafür mehr Zeit für Otsū gehabt hatte.

Die Seele der Tiefe

Bei Flut rauschte die Strömung durch die Meerenge wie ein angeschwollener Gebirgsbach in einer Schlucht. Da auch ein achterlicher Wind wehte, schoß das Boot rasch über die Wellen dahin. Sasuke sah stolz aus; er hoffte, daß man ihn seines Geschicks mit dem einen Riemen wegen heute loben werde. Musashi saß in der Bootsmitte und hatte die Knie weit gespreizt. »Dauert es lange bis zur Insel?« fragte er.

»Bei dieser Strömung nicht. Aber wir sind spät daran.«
»Mm.«

»Es war längst acht Uhr.«

»Ja, nicht wahr? Wann, meinst du, kommen wir an?«
»Wahrscheinlich gegen zehn, oder etwas danach.« »Das ist genau richtig.«

Der Himmel, zu dem Musashi an diesem Tag aufsah – es war der Himmel, zu dem auch Kojirō aufsah – strahlte von tiefer Bläue. Der Schnee auf der Bergkette in Nagato nahm sich wie ein weißer Wimpel an einem wolkenlosen Himmel aus. Die Häuser der Orte sowie die Falten und Schrunde des Gebirges waren deutlich zu erkennen. Auf den Berghängen strengten Leute die Augen an, um zur Insel hinüberzublicken. »Sasuke, kann ich den haben?« »Was denn?«

»Den zerbrochenen Riemen, der hier auf dem Boden liegt.«
»Ich brauche ihn nicht. Warum möchtet Ihr ihn haben?« »Er hat ungefähr die richtige Größe«, erklärte Musashi unbestimmt. Er hielt den mit Wasser vollgesogenen Riemen mit einer Hand hoch und kniff die Augen zusammen, um festzustellen, ob er passend sei. Eine Seite des Blattes war abgebrochen.

Er legte sich das Holz aufs Knie und schnitzte vollkommen hingegen mit dem Kurzschwert an ihm herum. Sasuke schaute etliche Male zurück nach Shimonoseki, doch Musashi kümmerte sich nicht im geringsten um die Menschen, die er zurückgelassen hatte. War dies die Art, in der ein Samurai sich

zu einem Treffen begab, bei dem es um Leben und Tod ging? Einem Städter wie Sasuke kam das kalt und herzlos vor.

Musashi beendete seine Schnitzerei und klopfte sich die Späne vom Hakama. »Hast du etwas, was ich umlegen könnte?« fragte er. »Ist Euch kalt?«

»Nein, aber das Wasser spritzt herein.« »Eigentlich müßte ein Steppumhang unter dem Sitz liegen.« Musashi fand das Gewand und warf es sich um die Schultern. Dann holte er Papier aus dem Kimono und begann, Blatt für Blatt zu einer Schnur zu rollen und zu zwirbeln. Nachdem er über zwanzig solcher kurzen Schnüre fertig hatte, knotete er sie an den Enden zusammen, bis er zwei Stränge hatte, die er zu einem Tasuki zusammendrehte, jenem Band, das man benutzte, um beim Kampf die Ärmel hochzuschieben. Tasuki aus Papier herzustellen, hatte Sasuke gehört, war eine Geheimkunst, die von einer Generation an die andere weitergegeben wurde. Doch wenn er Musashi dabei zusah, wollte ihm das Ganze sehr einfach erscheinen. Voller Bewunderung beobachtete er die Geschicklichkeit der Finger und die Anmut, mit der Musashi die Tasuki über die Arme schob.

»Ist das Funashima?« fragte Musashi und zeigte auf eine Insel. »Nein. Das ist Hikojima, Funashima liegt etwa tausend Schritt weiter im Nordosten. Die Insel ist leicht zu erkennen, weil sie ganz flach ist und wie eine langgestreckte Sandbank aussieht, und im Westen könnt Ihr Dairinoura in der Provinz Buzen sehen.«

»Jetzt erinnere ich mich. Die Buchten und Inseln hier bildeten die Stätte, wo Yoshitsune einst die letzte Schlacht gegen die Heike gewann.« Sasuke wurde mit jedem Riemenschlag unruhiger. Der kalte Schweiß brach ihm aus; sein Herz jagte. Ihm war es unheimlich, in einem solchen Augenblick von so nebensächlichen Dingen zu sprechen. Wie konnte ein Mann, der in den Kampf zog, so ruhig sein?

Es war ein Kampf auf Leben und Tod, daran war nicht zu zweifeln. Ob er seinen Fahrgast wohl später heil zum Festland zurückbringen würde? Oder seinen grausam verstümmelten Leichnam? Woher wollte er das wissen? Musashi, dachte Sasuke, glich einer weißen Wolke, die über den Himmel zieht. Dabei war dieses Benehmen von Musashi durchaus nicht aufgesetzt, war keine Pose; denn in Wahrheit dachte er an überhaupt nichts. Falls er überhaupt etwas verspürte, dann eine Spur Langweile.

Er blickte über die Bootswand hinunter in das strömende blaue Wasser. Es war tief hier, unendlich tief, und von ewigem Leben erfüllt. Doch Wasser hat keine bestimmte, feste Gestalt. Und war das nicht der Grund, weshalb der Mensch das ewige Leben nicht erringen kann – weil er eine bestimmte, feste Gestalt besitzt? Beginnt das wahre Leben nicht erst dort, wo jede faßbare Form aufhört?

In Musashis Vorstellung waren Leben und Tod etwas Schaumartiges. Er hatte eine Gänsehaut, nicht der Kälte des Wassers wegen, sondern weil sein Körper eine dunkle Vorahnung hatte. Sein Geist hatte sich zwar über Leben und Tod erhoben, doch waren Leib und Seele in dieser Hinsicht nicht in Einklang. Sobald jede Pore seines Leibes so vergessen konnte wie sein Geist, würde in seinem Wesen nichts zurückbleiben als Wasser und Wolken. Sie fuhren an der Insel Hikojima vorbei. Ohne daß Musashi sie sehen konnte, standen an die vierzig Samurai am Ufer Wache. Alle waren sie Parteigänger von Kojirō Ganryū, und die meisten standen im Dienst des Hauses Hosokawa. Entgegen aller Befehle Tadatoshis waren sie vor zwei Tagen nach Funashima übergesetzt. Sollte Ganryū besiegt werden, wollten sie bereitstehen, um Rache zu nehmen.

Als Nagaoka Sado, Iwama Kakubei und die wachhabenden Beamten heute morgen auf Funashima eintrafen, entdeckten sie diese Samuraigruppe. Sie machten ihnen Vorhaltungen und

befahlen ihnen, nach Hikojima hinüberzugehen. Da jedoch die meisten Beamten mit ihnen befreundet waren, kamen sie ungestraft davon.

»Seid Ihr sicher, daß es Musashi ist?« fragte einer von ihnen.
»Er muß es sein.« »Ist er allein?«

»Es sieht so aus. Er hat sich einen Umhang oder so etwas Ähnliches umgelegt.«

»Wahrscheinlich trägt er eine leichte Rüstung und will nicht, daß man das sieht.«

»Los, in die Boote!«

Sie wollten sich unbedingt schlagen und warteten in ihren Fahrzeugen. Jeder war mit einem Schwert bewaffnet, doch auf dem Boden eines jeden Bootes lag eine lange Lanze.

»Musashi kommt!«

Nur wenige Augenblicke später war dieser Ruf überall auf Funashima zu hören.

Das Wellenrauschen, das Gewisper der Fichten und das Rascheln des Bambus, all diese Geräusche flossen sanft ineinander. Eine weiße Wolke war aus Nagato herübergekommen und hatte die Sonne verdunkelt, so daß die Bäume und die Bambushalme düster dastanden. Die Wolke zog jedoch vorüber, und die Helligkeit kehrte zurück.

Die Insel war sehr klein. Das Nordende bildete ein fichtenbestandener, niedriger Hügel. Von hier erstreckte sich eine Ebene etwa in halber Höhe des Hügels südwärts, bis sie dann zum flachen Strand abfiel. In einiger Entfernung vom Wasser war zwischen mehreren Bäumen ein Baldachin aufgespannt worden. Die offiziellen Abgesandten und ihre Diener warteten hier still und möglichst unauffällig, um bei Musashi nicht den Eindruck zu erwecken, sie versuchten, der Würde Ganryūs noch mehr Gewicht zu verleihen.

Jetzt, zwei Stunden nach der verabredeten Zeit, ließen sie

freilich ihrer Besorgnis und ihrem Groll freien Lauf. Zweimal hatten sie Boten ausgeschickt, die Musashi auffordern sollten, sich zu beeilen.

Ein Wachposten vom Hügel lief zu den Beamten und sagte: »Er ist es! Ganz ohne jeden Zweifel.« »Ist er wirklich gekommen?« fragte Kakubei, erhob sich bei diesen Worten unwillkürlich und verstieß damit ernstlich gegen die Etikette. Da er ein offizieller Zeuge war, wurde von ihm erwartet, daß er kühl und reserviert blieb. Seine Erregung war jedoch nur natürlich, und sie wurde zudem von seinen Kollegen geteilt, die sich gleichfalls erhoben.

Kakubei bemerkte sein Versehen, hatte sich sofort wieder in der Gewalt und bedeutete den anderen, sich gleichfalls wieder zu setzen. Sie durften auf keinen Fall so weit gehen, daß ihre persönliche Bevorzugung Ganryūs ihre Einstellung und ihre Entscheidung bestimmte. Kakubei warf einen Blick nach dem Platz, wo Ganryū wartete. Tatsunosuke hatte an etlichen wilden Pfirsichbäumen einen Vorhang mit dem Enzian-Wappen aufgehängt. Daneben stand ein gefüllter, neuer Wasserzuber; die Schöpfkelle hatte einen Bambusstiel. Kojirō Ganryū, der, nachdem er so lange hatte warten müssen, ungeduldig geworden war, hatte um Trinkwasser gebeten und ruhte jetzt im Schatten des Vorhangs.

Nagaoka Sado wartete etwas hinter Ganryū. Er war von Wachen und Dienern umgeben; Iori stand neben ihm. Als der Wachposten mit seiner Meldung kam, wurden Gesicht, ja selbst Lippen des Jungen blaß. Sado hatte eine formelle Haltung eingenommen und saß kerzengerade und regungslos da. Sein Helm verschob sich leicht nach rechts, als würde er den Ärmel seines Kimono betrachten. Leise rief er Ioris Namen.

»Ja, Herr.« Iori verneigte sich bis auf den Boden, ehe er zu Sados Helm aufblickte. Er war außerstande, sich zu beherrschen, und zitterte von Kopf bis Fuß.

»Iori«, sagte Sado und blickte dem Jungen gerade in die Augen. »Paß ganz genau auf alles auf, was hier geschieht. Laß dir nicht die geringste Kleinigkeit entgehen. Und denk daran, daß Musashi sein Leben darangibt, dich zu lehren, was du gleich sehen wirst.«

Iori nickte. Seine Augen leuchteten wie Flammen, als er zum Hügel hinüberspähte. Die weiße Gischt, die an einem Riff zu dessen Füßen entstand, wenn die Wogen darüber hinwegrollten und sich brachen, blendete ihn. Das Riff war nur zweihundert Schritt entfernt, und so würde er die Bewegungen und den Atem der Kämpfer kaum genau sehen. Doch waren es nicht die technischen Einzelheiten, auf die achtzugeben Sado ihm ans Herz gelegt hatte. Sado ging es um den dramatischen Augenblick, in dem ein Samurai sich auf einen Kampf um Leben und Tod einließ. Dieser Augenblick würde in Ioris Erinnerung weiterleben und ihn sein Leben lang beeinflussen. Das Gras wogte auf und nieder, grünliche Insekten schossen hierhin und dorthin. Ein kleiner, zarter Schmetterling krabbelte von einem Grashalm auf den anderen und war gleich darauf nicht mehr zu sehen. »Dort kommt er«, flüsterte Iori mit angehaltenem Atem. Musashis Boot näherte sich langsam dem Riff. Es war genau zehn Uhr. Ganryū erhob sich ohne besondere Eile. Er verneigte sich vor den Abgesandten zu seiner Rechten und drehte sich dann um.

Sie steuerten die Insel durch eine Bucht an, in der die Wogen zu flachen Wellen wurden und schließlich in wellenförmigen Bewegungen ausliefen. Musashi konnte durch das klare blaue Wasser bis auf den Grund sehen. »Wo soll ich landen?« fragte Sasuke, der jetzt den Riemen gemächlicher handhabte und den Strand absuchte.

»Halte nur gerade drauf zu«, sagte Musashi und warf den gesteppten Umhang ab.

Der Bug schob sich nur mehr ganz langsam voran. Sasukes Arme bewegten sich nur noch ganz leicht. Die Flötenrufe

chinesischer Bülbüls hingen in der Luft.

»Sasuke.« »Ja, Herr.«

»Hier ist es seicht genug. Du brauchst nicht noch weiter ans Ufer heran. Schließlich darf deinem Boot nichts geschehen. Außerdem müssen die Gezeiten jeden Augenblick umspringen.«

Schweigend heftete Sasuke den Blick auf eine hohe, ganz vereinzelt stehende Fichte. Unter ihr leuchtete rotes Tuch, mit dem der Wind spielte. Sasuke wollte gerade dorthin zeigen, merkte jedoch, daß Musashi seinen Gegner bereits gesehen hatte. Die Augen nicht von Ganryū lassend, zog Musashi ein rostbraunes Tuch aus seinem Obi, schlug es viermal ein und band es sich dann um die im Wind flatternden Haare. Dann schob er das Kurzsword am Obi nach vorn. Das Langsword samt Scheide legte er auf den Boden des Bootes und bedeckte es mit einer Schilfmatte. In der Rechten hielt er ein Holzsword, das er sich aus dem zerbrochenen Riemen zurechtgeschnitzt hatte.

»Jetzt reicht es«, sagte er zu Sasuke.

Vor ihnen erstreckten sich noch an die zweihundert Schritt Wasser. Sasuke machte noch ein paar lang durchgezogene Schläge mit dem Riemen, das Boot schoß vorwärts und lief auf dem Sand auf. Der Bug erzitterte, als das Heck angehoben wurde.

In diesem Augenblick sprang Musashi, der sich den Hakama auf beiden Seiten hochgezogen hatte, leichtfüßig ins Wasser und landete so schwerelos, daß das Wasser kaum aufspritzte. Rasch durchmaß er dann die verbleibende Strecke, und sein Holzsword durchschnitt die Gischt. Fünf Schritte. Zehn Schritte. Sasuke ließ Riemen Riemen sein und verfolgte ihn mit großen Augen, ohne zu wissen, wo er war, und was er tat. Als Ganryū einem roten Wimpel gleich von seinem Platz unter der Fichte heruntergeschossen kam, blitzte die Sonne auf der

blanken Scheide seines Schwertes.

Sasuke mußte an die Lunte eines Fuchses denken. Beeilt Euch! Die Worte zuckten Sasuke durch den Kopf, doch Ganryū stand bereits am Rand des Ufers. Sasuke, der überzeugt war, daß dies das Ende von Musashi bedeuten müsse, konnte es nicht ertragen, länger hinzusehen. Er fiel im Boot auf die Knie, fröstelte und zitterte und barg das Gesicht in den Händen, als wäre er derjenige, der jeden Augenblick zu gewärtigen habe, in zwei Teile gespalten zu werden. »Musashi!«

Entschlossen pflanzte Ganryū die Füße in den Sand; er wollte keine Handbreit zurückweichen.

Musashi blieb, Wind und Wasser preisgegeben, regungslos stehen. Die Andeutung eines Lächelns zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. »Kojirō!« sagte er leise. Aus seinen Augen strahlte eine unirdische Wildheit, eine Kraft, die so unwiderstehlich war, daß sie drohte, Kojirō unerbittlich in Gefahr und Vernichtung zu ziehen. Die Wellen netzten sein hölzernes Schwert.

Ganryūs Augen verschossen Feuer. Eine blutrünstige Flamme brannte in seinen Pupillen wie ein lodernder Regenbogen. Sie war von einer Heftigkeit, die nichts wollte, als in Schrecken versetzen und schwach machen. »Musashi!« Keine Antwort. »Musashi!«

Unglückverheißend grollte in der Ferne das Meer. Murrend umspielte das Wasser die Füße der beiden Männer.

»Und wieder zu spät, nicht wahr? Ist das Eure Strategie? Für meine Begriffe ist das nichts als ein feiger Trick. Zwei Stunden sind jetzt seit der verabredeten Zeit verstrichen. Ich war um acht hier, genau wie abgemacht. Ich habe gewartet.«

Musashi würdigte ihn keiner Antwort.

»Auch unter der Schirmtanne habt Ihr das gemacht und zuvor auf dem Gelände des Rendaiji. Eure Methode scheint darin zu bestehen, Euren Gegner zu verunsichern, indem Ihr

ihn absichtlich warten laßt. Mit diesem Trick kommt Ihr bei Ganryū nicht weit. Jetzt bereitet Euch vor und seid mutig, auf daß künftige Generationen nicht über Euch lachen! Tretet an und kämpft, Musashi!« Als er die große »Trockenstange« herausriß, überragte ihn das Ende der Scheide weit. Mit der Linken machte er sie los und warf sie ins Wasser.

Es dauerte nicht länger, als eine Welle braucht, um auf dem Riff aufzulaufen und sich zurückzuziehen, dann sagte Musashi leise: »Ihr habt verloren, Kojirō.«

»Was?« Ganryū war bis ins Mark getroffen. »Der Kampf ist entschieden. Und ich sage, Ihr habt verloren.« »Wovon redet Ihr?«

»Wenn Ihr hättet siegen wollen, hättet Ihr die Scheide nicht fortgeworfen. Ihr habt Eure Zukunft, Euer Leben weggeworfen.« »Worte! Unsinn!«

»Zu schade, Kojirō. Seid Ihr bereit zu fallen? Wollt Ihr es so schnell hinter Euch bringen?« »Kommt! Kommt näher! Hund!«

»H-o-o-o!« Musashis Schrei und das Brausen des Wassers schwellen gleichzeitig zu größter Stärke an.

Ganryū trat tiefer ins Wasser, hatte die »Trockenstange« hoch über den Kopf erhoben und stand Musashi fest gegenüber. Eine Linie weißen Schaums zog sich übers Wasser, als Musashi zu Ganryūs Linken den Strand hinauf lief, Ganryū hinterher.

Musashis Füße berührten den trockenen Sand fast im selben Augenblick, da Ganryūs Schwert, ja, sein ganzer Körper einem fliegenden Fisch gleich auf ihn zuschossen. Als Musashi spürte, daß die »Trockenstange« auf ihn zugesaut kam, beendete er gerade die Bewegung, die ihn aus dem Wasser getragen hatte, und er neigte sich leicht vor.

Mit beiden Händen hielt er das Holzsword rechter Hand hinter sich, so daß es zum Teil verborgen war. Zufrieden mit

seiner Stellung, stieß er ein nahezu lautloses Grunzen aus, das Ganryū dennoch wahrnahm. Die »Trockenstange«, die schon abwärts pfeifen wollte, zauderte unmerklich und blieb, wo sie war. Neun Fuß von Musashi entfernt, wechselte Ganryū die Richtung, indem er behende nach rechts sprang.

Die beiden Männer starrten einander an. Musashi, zwei oder drei Schritt vom Wasser entfernt, hatte das Meer im Rücken. Ganryū, das Schwert mit beiden Händen hoch erhoben, stand ihm Aug in Auge gegenüber. Beider Leben ging völlig auf in dem tödlichen Kampf; beide waren sie bar jeden bewußten Denkens.

Die Kampfstätte glich einem vollkommenen Vakuum. Doch in der näheren Umgebung hielten zahlreiche Menschen den Atem an. Auf Ganryū ruhten die Gebete und Hoffnungen jener, die an ihn glaubten und die wollten, daß er weiterlebe; auf Musashi die Gebete und Hoffnungen der anderen: Die von Sado und Iori auf der Insel, die von Otsū, Osugi, Jōtarō und Gonnosuke drüben an der Bucht von Shimonoseki, die von Akemi und Matahachi auf ihrem Hügel in Kokura. Ihrer aller Gebete waren gen Himmel gerichtet.

Hier aber halfen weder Hoffnungen noch Gebete, noch die Götter – und der Zufall auch nicht. Da war nur die Leere: unpersönlich und völlig unparteiisch.

Ist diese Leere, die ein Lebender nur unter größten Schwierigkeiten erreicht, der vollkommene Ausdruck eines Geistes, der das Denken und die Ideen hinter sich gelassen hat?

Die beiden Männer sprachen, ohne zu sprechen. Dann nahm einer – unbewußt – den anderen wahr. Die Poren ihrer Körper wurden erhaben wie Stacheln, die dem Gegner entgegenstarren.

Muskeln, Fleisch, Nägel, Haare, sogar die Augenbrauen, alle Teile des Körpers, die am Leben teilnehmen, waren mit aller Kraft gegen den Feind gerichtet und verteidigten den

lebendigen Organismus, dem sie angehörten. Der Geist allein war eins, klar und ungerührt eins mit dem Universum wie der Widerschein des Mondes auf einem Teich, während ringsumher ein Taifun wütet. Diese vollendete Bewegungslosigkeit zu erreichen, ist das höchste aller Gefühle, die größte Leistung.

Sie schien Äonen zu währen, doch in Wirklichkeit war es nur die Zeitspanne, die es braucht, daß ein halbes Dutzend Wellen kommen und sich zurückziehen.

Ein machtvoller Ruf, der aus der Tiefe des Seins zu kommen schien, zerriß diesen Zustand. Er kam von Ganryū, doch ihm schloß sich unmittelbar der von Musashi an.

Beide Rufe, wütenden Wogen gleich, die gegen ein Riff anrennen, schickten den Geist der Kämpfer himmelwärts. Das Schwert des Herausforderers, das er so hoch erhoben hatte, daß es die Sonne zu bedrohen schien, fuhr wie ein Regenbogen durch die Luft.

Musashi warf die linke Schulter vor und zog den rechten Fuß zurück; gleichzeitig brachte er den Oberkörper in eine Stellung, in der er halb seinem Gegner zugewandt war. Sein beidhändig gehaltenes Schwert fuhr im selben Augenblick durch die Luft, da die »Trockenstange« unmittelbar vor seiner Nase niedersauste.

Der Atem der beiden Kämpfer wurde lauter als das Rauschen der Wellen. Jetzt war das Schwert in Augenhöhe vorgestreckt, während die »Trockenstange« hoch über dem Kopf ihres Besitzers drohte. Ganryū war zehn Schritt davongesprungen, an eine Stelle, wo er das Meer seitwärts hatte. Wiewohl es ihm beim ersten Ausfall nicht gelungen war, Musashi zu verwunden, hatte er sich in eine wesentlich günstigere Position gebracht. Wäre er geblieben, wo er zuvor gestanden hatte, hätte die Sonne, die sich auf den Wellen spiegelte, ihn geblendet, und er wäre Musashi auf Gnade und

Ungnade ausgeliefert gewesen.

Mit neuer Zuversicht schob Ganryū sich vor. Er blieb dabei im höchsten Maße auf der Hut vor irgendwelchen Finten in Musashis Verteidigung und wartete angespannt auf eine entscheidende Bewegung.

Musashi tat das Unerwartete. Statt sich langsam und vorsichtig voranzutasten, kam er beherzt auf Ganryū zugesprungen, das Schwert vor sich ausgestreckt, um es Ganryū zwischen die Augen zu stoßen. Die Kunstlosigkeit dieses Vorgehens ließ Ganryū stillstehen. Fast hätte er Musashi aus den Augen verloren.

Das Holzsword erhob sich hoch in die Luft. Mit einem mächtigen Tritt schnellte Musashi in die Höhe und riß die Beine an den Körper, so daß aus der sechs Fuß großen Gestalt plötzlich eine vier Fuß kleine wurde. »Y-a-a-h!« Ganryūs Schwert fuhr kreischend durch die Luft. Der Schlag ging daneben, doch die Spitze der »Trockenstange« durchschnitt Musashis Stirnband, das durch die Luft flog.

Ganryū verwechselte es mit dem Kopf seines Gegners, und ein Lächeln zuckte über sein Gesicht. Im nächsten Augenblick zerbarst sein Schädel wie Gestein unter der Gewalt von Musashis Schwerthieb. Als Ganryū dort lag, wo Sand und Gras aufeinandertreffen, verriet sein Gesicht nicht das geringste Wissen um eine Niederlage. Blut quoll ihm aus dem Mund, doch die Lippen waren zu einem triumphierenden Lächeln verzogen.

»O nein!« »Ganryū!«

Sich vergessend, sprang Iwama Kakubei auf und mit ihm sein Gefolge; die Gesichter waren schreckverzerrt. Dann sahen sie Nagaoka Sado und Iori, die ruhig und gelassen auf ihren Bänken sitzen blieben. Beschämt schafften sie es irgendwie, nicht vorzulaufen. Sie bemühten sich, ein gewisses Maß an Haltung zu gewinnen, doch konnten sie ihren Kummer und ihre

Enttäuschung nicht verhehlen. Manche schluckten hart, weigerten sich zu glauben, was sie gesehen hatten, ihr Denken setzte aus.

Für einen Moment war es auf der Insel still und ruhig wie sonst. Nur das Rascheln in den Fichten und das sich wiegende Gras sprachen der Verletzlichkeit und Vergänglichkeit der Menschheit Hohn.

Musashi beobachtete eine kleine Wolke am Himmel. Während er damit beschäftigt war, kehrte seine Seele in seinen Körper zurück, und es war ihm möglich, zwischen der Wolke und sich selbst zu unterscheiden, zwischen seinem Körper und dem Universum.

Sasaki Kojirō Ganryū kehrte nicht in die Welt der Lebenden zurück. Die Wange auf der Erde, hielt er das Schwert noch umfaßt. Noch sah man ihm an, wie unendlich zäh er gewesen war. Sein Gesicht verriet nicht die geringste Angst, nicht den Schatten eines Bedauerns, nichts, außer der Genugtuung, einen guten Kampf gekämpft zu haben.

Der Anblick seines eigenen Stirnbands, das auf dem Boden lag, jagte Musashi einen Schauer nach dem anderen über den Rücken. Nie im Leben, dachte er, würde er je wieder einem solchen Gegner gegenüberreten. Eine Welle der Bewunderung und der Hochachtung ging über ihn hinweg. Er war Kojirō dankbar für das, was dieser ihm gegeben hatte. An Kraft, an Kampfeswillen war Kojirō größer gewesen als er, und gerade deswegen hatte er sich selbst übertreffen können.

Was hatte Musashi befähigt, Kojirō zu besiegen? Können? Der Beistand der Götter? Zwar wußte Musashi, daß es weder das eine noch das andere sein konnte, doch brachte er es nie fertig, in Worte zu fassen, warum er es hatte tun können. Sicher war nur, daß es etwas gewesen sein mußte, das wichtiger war als Körperkraft oder göttliche Vorsehung.

Kojirō hatte sein ganzes Vertrauen in die Geschicklichkeit

und Kraft des Schwertes gesetzt, Musashi aber hatte dem Geist des Schwertes vertraut. Das war der einzige Unterschied zwischen ihnen.

Schweigend legte Musashi die zehn Schritt bis zu Kojirō zurück. Dann kniete er neben ihm nieder. Er hielt die linke Hand vor Kojirōs Nase und stellte fest, daß noch ein Atemhauch zu spüren war. Wenn er richtig behandelt wird, kann er sich vielleicht wieder erholen, sagte Musashi sich. Er wollte dies glauben, wollte glauben, daß der tapferste aller seiner Gegner am Leben blieb.

Doch der Kampf war vorüber. Es war Zeit zu gehen.

»Lebt wohl!« sagte Musashi zu Kojirō und zu den Samurai auf ihren Bänken.

Nachdem er sich einmal bis auf den Boden verneigt hatte, lief er zum Riff hinunter und sprang in das Boot. Kein Tropfen Blut haftete an seinem hölzernen Schwert.

Das winzige Fahrzeug glitt hinaus aufs Meer. Wer will sagen, wohin? Es ist nirgends aufgezeichnet, daß Ganryūs Anhänger auf der Insel Hikojima versuchten, Rache zu nehmen.

Die Menschen lassen ihr Lebtage nicht von ihrer Liebe und nicht von ihrem Haß. Wogen des Gefühls kommen und gehen mit der Zeit. Solange Musashi lebte, gab es immer welche, die ihm seinen Sieg übelnahmen und sein Verhalten an diesem Tag verurteilten. Er sei davongeeilt, hieß es, weil er die Vergeltung fürchtete. Er sei verwirrt gewesen. Nicht einmal den Gnadenstoß habe er seinem Gegner versetzt. Die Welt ist immer erfüllt vom Rauschen der Wogen.

Die kleinen Fische, die sich den Wellen überlassen, tanzen und spielen, doch wer kennt die Seele des Meeres, hundert Fuß unten? Wer kennt seine Tiefe?

Nachwort von Edwin O. Reischauer*

Man könnte »Musashi« durchaus das japanische »Vom Winde verweht« nennen. Der umfangreiche historische Roman von Eiji Yoshikawa (1892-1962), einem der fruchtbarsten und meistgelesenen Schriftsteller Japans, erschien zwischen 1935 und 1939 in Fortsetzungen in der »Asahi Shimbun«, der größten und angesehensten Tageszeitung Japans. In Buchform erschien »Musashi« in vierzehn Ausgaben; die jüngste umfaßt vier Bände der 53bändigen Gesamtausgabe von Eiji Yoshikawa, die der Kodansha-Verlag herausgebracht hat. Der Roman wurde siebenmal verfilmt und häufig auf der Bühne inszeniert. Drei überregionale japanische Fernsehgesellschaften produzierten Musashi-Serien.

Miyamoto Musashi ist eine historische Figur, die durch Yoshikawas Roman in die japanische Folklore einging. Musashi und die übrigen Protagonisten des Buches sind in der japanischen Öffentlichkeit so bekannt, daß in Unterhaltungen häufig lebende Personen mit ihnen verglichen werden. Dem nichtjapanischen Leser liefert der Roman nicht nur einen romantisch verbrämten Ausschnitt der japanischen Geschichte, sondern vermittelt auch einen Eindruck vom Nationalgefühl und Geschichtsdenken der Japaner. Vor allem aber wird »Musashi« den Leser fesseln als verwegener Abenteuerroman, untermalt von den zarten Klängen einer fernöstlich-verhaltenen Liebesgeschichte.

Der Vergleich mit James Clavells »Shōgun« läßt sich kaum vermeiden, denn für die meisten westlichen Leser und Fernsehzuschauer bildet »Shōgun« neben Samuraifilmen die Hauptquelle ihres Wissens über das alte Japan. Historisch geht

* Edwin O. Reischauer wurde 1910 in Japan geboren. Er lehrte seit 1946 an der Harvard University und ist heute Professor emeritus. Von 1961 bis 1966 war er Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Tokio. Er gilt als einer der besten Kenner Japans. Zu seinen zahlreichen Werken zählen »Japan: The Story of a Nation« und »The Japanese«.

es in beiden Romanen um dieselbe Epoche. »Shōgun« endet im Jahre 1600 mit Fürst Toranagas Aufbruch zur Schicksalsschlacht von Sekigahara. Toranaga ist dem historischen Tokugawa Ieyasu, dem späteren Shōgun oder Militärdiktator Japans, nachempfunden. Yoshikawas Roman beginnt auf dem Schlachtfeld von Sekigahara. Der junge Takezō, der später den Namen Miyamoto Musashi führt, liegt als Verwundeter unter den Gefallenen – er hat auf sehen der besiegten Armee gekämpft. Mit Ausnahme von Blackthorne, dem historischen Will Adams, bezieht »Shōgun« seine Figuren zum größten Teil aus dem japanischen Adel, der unter Namen auftaucht, die Clavell für ihn ersonnen hat. In »Musashi« finden zwar viele große historische Gestalten Erwähnung, aber darüber hinaus wird ein breites Spektrum der japanischen Gesellschaft vorgeführt, innerhalb dessen auch die große Gruppe der im unklar definierten Bereich zwischen erblichem Schwertadel und Bürgertum lebenden Bauern, Händler und Handwerker Gestalt annimmt. Clavell benützt historisch Belegtes für seine im übrigen erfundene Geschichte; außerdem führt er eine Liebesgeschichte westlichen Stils ein, die für das Japan des 17. Jahrhunderts recht unvorstellbar ist. Yoshikawa bleibt der Geschichte oder zumindest der historischen Tradition treu, und seine Liebesgeschichte, die sich als verhaltenes Hintergrundthema durch den Roman zieht, könnte gar nicht authentischer sein.

Gewiß hat Yoshikawa seine Erzählung mit vielen phantasievollen Details angereichert. Es gibt unwahrscheinliche Zufälle und verwegene Husarenstücke, die das Herz eines jeden Liebhabers von Abenteuergeschichten höher schlagen lassen. Doch im Kern hält er sich an bekannte historische Tatsachen. Nicht nur Musashi selbst, sondern auch viele andere Figuren, die im Roman eine Rolle spielen, sind historisch belegt. So war zum Beispiel Takuan, bei Yoshikawa Vorbild und Mentor des jugendlichen Musashi, ein berühmter

Zen-Mönch, Kalligraph, Maler, Dichter und Teemeister seiner Zeit; er wurde 1609 der jüngste Abt des Daitokuji in Kyoto und gründete später ein bedeutendes Kloster in Edo; am berühmtesten ist er jedoch dadurch geworden, daß ein bekanntes eingelegtes Meerrettichdessert seinen Namen trägt.

Der historische Miyamoto Musashi, der vermutlich 1584 geboren wurde und 1645 starb, war Meisterschwertkämpfer wie sein Vater und wurde berühmt durch die Technik, mit zwei Schwertern gleichzeitig zu kämpfen. Er war ein glühender Verfechter der Selbstzucht als Schlüssel zur Meisterschaft im Kriegshandwerk und zudem Autor des berühmten Werks über die Kunst des Schwertkampfes, »Das Buch der fünf Ringe«^{*}. Als junger Mann nahm er wahrscheinlich an der Schlacht von Sekigahara teil, und seine Zweikämpfe mit den Adepten der Yoshioka-Schule der Schwertkampfkunst in Kyoto, mit den Kriegerpriestern des Hōzōin in Nara und mit dem berühmten Schwertkämpfer Kojirō – die eine bedeutende Funktion im vorliegenden Buch spielen – haben tatsächlich stattgefunden. Yoshikawas Bericht endet mit dem Jahr 1612, als Musashi im neunundzwanzigsten Lebensjahr stand. 1614 hat er vermutlich auf seiten der Verlierer an der Belagerung der Burg von Osaka teilgenommen. 1637-1638 war er wahrscheinlich an der Vernichtung der christlichen Bauern von Shimabara auf der Insel Kyushu beteiligt, dem Markstein für das Scheitern des Christentums in Japan für die nächsten zweihundert Jahre. Dieses Ereignis trug wesentlich dazu bei, Japan von der übrigen Welt abzukapseln.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Musashi im Jahre 1640 Gefolgsmann der Hosokawa wurde, die als Fürsten von Kumamoto Lehnsherren seines größten Rivalen Sasaki Kojirō gewesen waren. Die Hosokawa bringen uns zurück zu »Shōgun«. Denn es ist der ältere Hosokawa, Tadaoki, der als

^{*} Knauer Taschenbuch Nr. 4129 1172

einer der Hauptbösewichter in Clavells Roman figuriert, während seine musterhafte christliche Gattin Gracia als Vorbild für Blackthornes große Liebe Mariko dient.

Musashis Leben fiel in eine Übergangsphase der japanischen Geschichte. Nach einem Jahrhundert unablässiger Kriege zwischen kleineren Daimyō oder Lehnsherren hatten drei aufeinanderfolgende Führer das Land endlich durch Eroberung wieder geeint. In Gang gesetzt hatte diesen Prozeß Oda Nobunaga, der jedoch 1582 von einem verräterischen Vasallen getötet wurde. Sein fähigster Offizier, Hideyoshi, der vom einfachen Fußsoldaten zum General aufgestiegen war, vollendete die Einigung der Nation, starb aber 1598, ehe er seine Herrschaft zugunsten seines unmündigen Erben hatte festigen können. Hideyoshis mächtigster Vasall, Tokugawa Ieyasu, ein großer Daimyō, der von seinem Schloß in Edo, dem heutigen Tokio, den größten Teil Ostjapans beherrschte, gewann die Oberherrschaft, als er im Jahre 1600 in der Schlacht von Sekigahara ein Bündnis westlicher Daimyō zerschlug. Drei Jahre später nahm er offiziell im Namen des aus uraltem Geschlecht stammenden Kaisers in Kyoto den traditionellen Titel eines Shōguns an, was soviel bedeutet wie Militärdiktatur des Landes. 1605 übertrug Ieyasu den Titel Shōgun auf seinen Sohn Hidetada, behielt aber die Zügel selbst in der Hand, bis er in zwei aufeinanderfolgenden Belagerungen der Burg von Osaka 1614 und 1615 die Parteigänger von Hideyoshis Erben vernichtet hatte.

Die ersten drei Tokugawa-Shōgune errichteten eine gefestigte Herrschaft über Japan, die zweieinhalb Jahrhunderte überdauerte, bis sie 1868 in den tumulthaften Nachwehen der neuerlichen Öffnung Japans für den Westen, die fünfzehn Jahre zuvor erfolgte, zusammenbrach. Die Tokugawa regierten durch halbautonome Daimyō, von denen es am Ende ihrer Herrschaftsperiode 265 gab. Die Daimyō beherrschten ihre Lehen mit Hilfe ihrer erblichen Samuraigefolgsleute. Der

Übergang von ständigen Kriegen zu einem streng geregelten Frieden schuf eine deutliche Trennungslinie zwischen den Samurai mit ihrem Vorrecht, zwei Schwerter und einen Familiennamen zu tragen, und dem Bürgertum, zu dem zwar wohlhabende Kaufleute und Landbesitzer gehörten, die aber nach dem Gesetz keinerlei Waffen tragen durften und denen die Ehre eines Familiennamens versagt war.

Während der Jahre, die Yoshikawa beschreibt, waren die beiden Klassen noch nicht so streng getrennt wie später. Überall gab es noch versprengte Bauernkrieger; außerdem war das Land überschwemmt von Rōnin, herrenlosen Samurai, die größtenteils den Armeen jener Daimyō entstammten, die nach der Schlacht von Sekigahara ihre Besitzungen verloren hatten. Ein bis zwei Generationen sollten vergehen, ehe die strikte Klassentrennung des Tokugawa-Systems sich durchgesetzt hatte; bis dahin herrschten Gärung und Beweglichkeit innerhalb der japanischen Gesellschaft.

Eine weitere große Veränderung im Japan des frühen 17. Jahrhunderts betraf das Wesen der politischen Führung. Als der Frieden wiederhergestellt war und kriegerische Auseinandersetzungen größeren Ausmaßes nicht mehr stattfanden, erfuhr die herrschende Kriegerkaste – die Samurai –, daß für die Ausübung der Herrschaft militärisches Können weniger von Bedeutung war als Verwaltungsgeschick. Innerhalb der Samurai-Klasse setzte ein allmählicher Wandlungsprozeß ein, der Krieger mit Feuerwaffe und Schwert in Bürokraten mit Schreibpinsel und Papier verwandelte. Selbstdisziplin und Bildung waren in einer im Frieden lebenden Gesellschaft wichtiger als die Kriegskunst. Westliche Leser mag die weite Verbreitung von Lesen und Schreiben zu Beginn des 17. Jahrhunderts ebenso überraschen wie die ständigen Verweise der Japaner auf chinesische Geschichte und Kultur, die an den Traditionsbezug Nordeuropas auf Griechenland und Rom erinnern.

Eine dritte bedeutende Umwälzung im Japan der Zeit Musashis betrifft die Waffen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren die kurz zuvor von den Portugiesen eingeführten Luntenmusketen zur entscheidenden Waffe auf dem Schlachtfeld geworden. Im Frieden konnten die Samurai es sich jedoch leisten, auf die ihnen verhaßten Feuerwaffen zu verzichten und sich auf ihre alte Liebe zum Schwert zu besinnen. Schwertkampfschulen florierten. Da aber die Möglichkeit, Schwerter im Kampf einzusetzen, zusehends schwand, wurde aus kriegerischem Können eine Kriegskunst, die zunehmend Wert auf Selbstbeherrschung und auf die charakterbildenden Eigenschaften der Schwertfechtkunst legte. Die militärische Wirksamkeit, die ohnehin nicht mehr unter Beweis gestellt werden konnte, trat zunehmend in den Hintergrund. So entstand eine regelrechte Mystik des Schwertes, die mehr auf Philosophie als auf Kampftechnik ausgerichtet war.

Yoshikawas Bericht über das Leben des jungen Musashi illustriert all diese Umwälzungen, die sich damals in Japan vollzogen. Musashi selbst war ein typischer Rōnin aus einem Bergdorf, der erst spät zum Samurai wurde und ein festes Treuebündnis mit einem Lehnsherrn schloß. Er war der Gründer einer Schwertkampfschule. Weit wichtiger jedoch ist, daß er sich von einem intuitiven Kämpfer zu einem Mann entwickelte, der fanatisch Zen-ähnliche Selbstdisziplin übte, um vollkommene Herrschaft über das eigene Ich und die Einheit mit der Natur zu erlangen. In jungen Jahren nimmt er an Wettkämpfen mit tödlichem Ausgang teil, die an die Ritterturniere im mittelalterlichen Europa erinnern. Doch später zeichnet Yoshikawa seinen Helden als einen Mann, der sich bewußt darum bemüht, sein Können im Umgang mit der Waffe zu einem Mittel der Charakterbildung in Friedenszeiten umzuwandeln. Kriegerisches Können, geistige Disziplin und ästhetische Sensibilität verschmolzen zu einem untrennbaren

Ganzen. Dieses Bild Musashis mag der historischen Wahrheit durchaus nahekommen. Es ist bekannt, daß Musashi nicht nur ein hervorragender Schwertkämpfer war, sondern auch ein vorzüglicher Maler und guter Bildhauer.

Das Japan des frühen 17.Jahrhunderts, wie Musashi es verkörpert, hat im Bewußtsein seines Volkes weitergelebt. Die lange und vergleichsweise statische Herrschaft der Tokugawa hat bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein, wenn auch zuweilen in erstarrter Form, viel vom Geist dieser Zeit bewahrt. Seither sind kaum hundert Jahre vergangen. Yoshikawa selbst war der Sohn eines ehemaligen Samurai, der wie die meisten Angehörigen seiner Klasse den Sprung in das neue Zeitalter nicht geschafft hatte. Obgleich die Samurai im modernen Japan weitgehend in Vergessenheit versunken sind, entstammen die meisten Angehörigen der neuen Führungsschicht dieser Feudalkaste. Ihre Philosophie wurde durch die Vermittlung des neueingeführten Erziehungssystems zum geistig-ethischen Hintergrund des gesamten japanischen Volkes. Romane wie »Musashi« und die nach ihnen entstandenen Filme und Theaterstücke förderten diesen Prozeß. Die Zeit Musashis ist dem modernen Japaner so greifbar nahe wie etwa den Amerikanern der Sezessionskrieg zwischen Nord- und Südstaaten. In dieser Hinsicht ist der Vergleich mit »Vom Winde verweht« keineswegs weit hergeholt. Das Zeitalter der Samurai ist im japanischen Bewußtsein immer noch sehr lebendig. Im Gegensatz zu dem Bild von den modernen Japanern als ausschließlich gruppenorientierten wirtschaftlichen Herdenmenschen, wie man es sich im Westen oft macht, ziehen viele Japaner es vor, sich als entschieden individualistische, anspruchsvollen Grundsätzen huldigende, von Selbstdisziplin durchdrungene und ästhetisch feinfühlig Musashis unserer Tage zu sehen. Beide Bilder haben etwas für sich; auf jeden Fall erhellen sie die Komplexität der japanischen Seele, die sich hinter einem dem Anschein nach

höflich-nichtssagenden und uniformen Äußeren verbirgt.

»Musashi« unterscheidet sich weitgehend von den hochpsychologischen Romanen, die aus der modernen japanischen Literatur vor allem in westliche Sprachen übersetzt worden sind. Gleichwohl steht »Musashi« mitten in der Hauptströmung japanischer Literatur und populären japanischen Denkens. Die Episodengliederung ist nicht nur auf die Tatsache zurückzuführen, daß der Roman ursprünglich als Fortsetzungsroman in der »Asahi Shimbun« erschien; vielmehr erfreut sich diese Technik in der japanischen Erzählkunst von Anfang an größter Beliebtheit. Die romantische Gestalt des edlen Schwertkämpfers stellt einen Topos der feudalen Vergangenheit dar, der sich auch in Hunderten von anderen Erzählungen und Samuraifilmen findet. Der Nachdruck, der bei dieser Gestalt auf Selbstbeherrschung und persönliche Geistesstärke gelegt wird, die man durch Zen-ähnliche Selbstdisziplin erlangt, findet sein Echo im Bildungsstreben des Japaners von heute. Dazu gehört freilich nicht minder die alledurchdringende Naturnähe und Liebe zur Landschaft. »Musashi« ist nicht nur ein spannender Abenteuerroman. Das Buch gewährt darüber hinaus Einblick in die japanische Geschichte und vermittelt eine Vorstellung von dem idealisierten Bild, das die zeitgenössischen Japaner von sich selbst haben.